
1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 1

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Die nächsten Hefte werden u. a. folgende Beiträge enthalten:

W. Warstatt: Filmkritik.
R. Kaisig: Vom Verband oberschlesischer Volksbüchereien.
O. Lacke: Die Methodik der Arbeitsgemeinschaft.
K. Jungclans: Schleswig-Holsteinische Heimatliteratur.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1. Jahrgang

Leipzig Otto Harrassowitz
1921

Inhaltsverzeichnis.

Von Ch. Martin.

Seite

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 1

Zum Geleit.

Wie bereits im Dezemberheft des vorigen Jahrganges angekündigt und auf einem besonderen, diesem Hefte beiliegenden Werbeblatt näher ausgeführt wurde, erscheint nunmehr unsere Zeitschrift in einer neuen, durch die Entwicklung unserer praktischen Aufgaben nicht nur gerechtfertigten, sondern geradezu geforderten Form. War sie bisher im wesentlichen auf die Bedürfnisse der großen Bücherhallen eingestellt, so soll sie künftig besonders auch der Arbeit der vielen kleinen und mittleren Büchereien dienen, die, wenigstens unter den augenblicklichen, gerade für sie äußerst schwierigen Verhältnissen, eines Ratgebers und einer Umschlagstelle aus der Praxis für die Praxis noch dringender bedürfen als die Großbetriebe mit ihrer Möglichkeit weitgehender Arbeitsteilung und der Heranziehung großstädtischer Hilfsmittel. Damit ist aber gleich die Notwendigkeit einer Erweiterung des Arbeitsgebietes unserer Zeitschrift mitgesetzt. Denn je mehr wir uns den kleinstädtischen und ländlichen Verhältnissen zuwenden, desto sichtbarer tritt uns die Forderung entgegen, daß der Leiter der Bücherei künftig auch die Hauptverantwortung zu übernehmen habe für einen sachverständigen, von aller Parteisucht unberührten Ausbau und für eine unter dem Gesichtspunkt förderlicher Wechselwirkung gut gegliederte Zusammenfassung der gesamten gemeindlichen Bildungspflege; eine Forderung, vor der übrigens auch die Leiter großer städtischer Büchereien ihre Augen nicht verschließen sollten, schon um der Volkshochschule willen, die nur auf diesem Wege allmählich ein wurzelkräftiges Gewächs werden kann, schon um des Lichtspieles willen, das, wenn wir es unter Verzicht auf positive Mitarbeit weiter verheerend wirken lassen, in wenigen Jahren das Gefühls- und Geistesleben unseres Volkes so heillos verblödet haben wird, daß wir den Schaden nicht mit zehnfacher Arbeit in der Bücherei wieder gutmachen können.

Die „Bildungspflege" hat in dem einen Jahre ihres Bestehens bewiesen, daß sich auf dieser Grundlage von dem geistigen Mittel-

punkt einer Zeitschrift aus eine ungemein fruchtbare Arbeitsgemeinschaft schon heute entwickeln läßt. Indem wir hiermit ihr Erbe in Gestalt ihres Arbeitsprogrammes, ihrer Mitarbeiter und — so dürfen wir hoffen — auch ihrer Leser mit dem der „Blätter für Volksbibliotheken" vereinigen, sind wir überzeugt, eine helle und gesunde Werkstätte eingerichtet zu haben für die Mitarbeit am inneren Wiederaufbau unseres Volkes, an dem spätere Geschlechter uns Bildungspflegern von heute eine viel größere Mitverantwortung zurechnen werden, als die öffentliche Meinung unserer Tage ahnt. Alle, die in diesem Geiste hinzutreten, Meister, Gesellen und Lehrlinge, sollen uns herzlich willkommen sein. Die Herausgeber.

Die Schundliteratur nach dem Kriege.*)

Von Wilhelm Fronemann-Frankfurt a. M.

Während des Krieges versuchte Professor Brunner, der literarische Berater des Berliner Polizeipräsidiums, die Schundliteraturfrage durch Zusammenarbeit mit dem „Verein der Verleger für Volksliteratur", der sich auf seine Anregung hin gebildet hatte, zu lösen. Diese Vereinigung umfaßt die Inhaber aller bedeutenden Schundliteraturhäuser. Ihr Vorsitzender ist Theodor Remert, i. F. „Dresdener Roman-Verlag", jetzt „Mitteldeutsche Verlagsanstalt", Mügeln. Von der Machtbasis der militärischen Schundliteraturverbote aus gingen Brunners Bestrebungen nach zwei Richtungen: Einmal wollte er die alte Schundliteratur, oder was er dafür hielt, faktisch vernichten, und zum andern glaubte er die bisherige Schundliteratur durch Einwirkung auf ihre Erzeuger zu einer dem niedrigsten Bildungsstande angepaßten „Volksliteratur" veredeln zu können.

Trotz seiner sehr einflußreichen Stellung, man konnte ihn damals fast den literarischen Diktator Deutschlands nennen, ist Brunner mit seinen Bestrebungen isoliert geblieben. Daran konnte auch seine „Hochwacht" und die etwas eigentümliche Unterstützung, die er bei Heinrich Lhotzky**) fand, nichts ändern. Die sachverständigen Kreise standen fast

*) Im Hinblick auf die bevorstehenden, die Bekämpfung der Schundliteratur betreffenden Beratungen im Reichsministerium des Innern sowie auf den Wert, den neben bildungspflegliche Organisationen die an der Frage vornehmlich interessierten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften sowie zahlreiche Behörden auf die Veröffentlichung der besonders aufschlußreichen Arbeit von W. Fronemann legen dürften, haben wir uns trotz des bedeutenden Umfangs des Aufsatzes zum unverkürzten Abdruck entschlossen, wenn schon dadurch unser neues Programm in dem vorliegenden Hefte noch nicht vollständig in Erscheinung tritt. Die Schriftleitung.

**) Vergleiche dessen Schrift, „Der Mensch und sein Buch" (Ludwigshafen 1918, Hans Lhotzky-Verlag), die in manchen Teilen wie eine Apologie Brunners anmutet.

geschlossen gegen ihn und begleiteten seine Maßnahmen mit scharfer Kritik. Was sie voraussagten, liegt heute offen vor jedermanns Augen. Es muß allerdings bemerkt werden, daß sich Brunner auch durch die Ausführung der militärischen Schundliteraturverbote viele Gegner geschaffen hat. Seine unvollständige „Berliner Liste" der Schundliteratur, gegen deren Vervollständigung er sich hartnäckig und heftig zur Wehr setzte, hat die durchgreifende Wirkung dieser Verbote verhindert.

Die erste Absicht Brunners, Vernichtung der alten Schundliteratur, ist ihm zum großen Teil gelungen. Die Schundliteraturverleger ließen sich bereitfinden, dem Diktator, dem sie unter dem Belagerungszustande fast wehrlos ausgeliefert waren, 152 Serien zu opfern, die in ihren Beständen, Platten usw. vernichtet wurden. Ob der Erfolg als so durchschlagend zu bezeichnen ist, wie Brunner und seine Freunde immer laut rühmten, haben Einsichtige, die die Naturgeschichte des Schundliteraturkapitals seit Jahrzehnten kannten, immer bezweifelt. Heute ist es jedem klar, daß sich Brunner über die Auswirkung des Erreichten stark getäuscht hat. Gewiß, 152 Serien waren eingestampft, aber die Verbotsliste enthielt nachher immer noch 97 Nummern, zum größten Teil absatzfähige Ware, während die abgelieferten Reihen in ihrer Mehrzahl alte Ladenhüter darstellten, und, das ist sehr wichtig, fast ebensoviel Serien (in Frankfurt zählte ich 75) fehlten auf der Brunnerschen Verbotsliste. Ich will den Rest von 97 Nummern, es handelt sich um Trümmer aus verschiedenartigen Gruppen, nicht allzuhoch anschlagen, das Unverbotene war jedenfalls ungleich schlimmer, stellte widerlichste Gehirnabsonderungen in zugkräftiger Form und Aufmachung dar. Mit großer Gewalt ergoß sich die freie Schundliteratur in die Verkaufsstellen, auch in solche, die sich früher aus Furcht vor Boykott oder aus Reinlichkeitsbedürfnis von solchem Handel ferngehalten hatten, denn das Unverbotene war jetzt „amtlich erlaubt" und damit ehrlich gesprochen. Dieser Umstand hat am verhängnisvollsten gewirkt und fast alle private Arbeit gegen die Schundliteratur, die Mühe von zwei Jahrzehnten, zunichte gemacht. Zwei Gesichtspunkte waren es hauptsächlich, die Brunner verführten, einen so erheblichen Rest von Schundliteratur freizulassen. Einmal wollte er sich auf das rein polizeiliche Gebiet beschränken und alle Serien, die bisher gemäß § 56[12] der Reichs-Gewerbeordnung als religiös oder sittlich anstößig vom Handel im Umherziehen ausgeschlossen waren, auch für das stehende Gewerbe verbieten. Dieser § 56[12] trifft aber den Begriff der heutigen Schundliteratur nur ganz unvollkommen. In religiöser oder sittlicher Beziehung anstößig ist die heutige Schundliteratur nur in Ausnahmefällen*). S i e s t e l l t l e d i g l i c h n a c h I n h a l t u n d A u s s t a t t u n g g ä n z l i c h q u a l i t ä t s l o s e l i t e r a r i s c h e M a s s e n w a r e d a r , d i e z u r e i n g e s c h ä f t l i c h e n Z w e c k e n h e r g e s t e l l t w i r d u n d a u f M a s s e n i n s t i n k t e b e r e c h n e t i s t. Erst wem die Spekulation eines skrupellosen, dividendenheischenden Geschäftsgeistes

*) Erst die neueste Entwicklung bringt eine zunehmende erotische Verschmutzung. Vgl. die „Sittenromane" am Schluß der nachfolgenden Liste!

auf die Dummheit im allgemeinen, die geistige Hilflosigkeit der niedrigsten Bildungsstufen, die verschiedenartigsten niedrigen Instinkte der Massen, die Hirnmüdigkeit des körperlichen Schwerarbeiters, den ungefestigten und an den Rätseln des Seins tastenden unsteten Geist der Halbwüchsigen, die fahrige, tausendfältig erregte, reizhungrige Seele des Großstadtkindes im besonderen, Anstoß erregt, dem wird die Unterordnung unserer heutigen Schundliteratur unter diesen Paragraphen einleuchten. Und in dieser Hinsicht sind die von Brunner freigelassenen Serien meist nur im Stoff ihrer Erzählungen von den verbotenen verschieden. Sie gehören im wesentlichen drei Abteilungen an, der Kriegsschundliteratur, den Abenteuergeschichten, den großen und kleinen Schmachtromanen, und dürften in ihrer Wirkung auf die angedeuteten sozialpsychologischen Gruppen kaum milder als die verbotenen eingeschätzt werden. Aus der Natur dieses freigelassenen Restes der Schundliteratur aber gewinnen wir einen Einblick in die Anschauungen Brunners über die von ihm angestrebte „Volksliteratur" und damit können wir den zweiten Gesichtspunkt feststellen, der seine Verbotslistenpolitik bestimmte. Der Rest stellt tatsächlich diese Art Literatur dar, die, wie Brunner in seiner Hochwacht 1916, 8/9 ausführt, „den geistigen Bedürfnissen der untersten Volksschichten entspricht". Wenn er an derselben Stelle sagt, daß diese Volksschichten, vermöge ihres Bildungsganges, ihrer sozialen Stellung und ihrer Berufsarbeit meist kein anderes Interesse am Lesen haben als das der leichten, entspannenden und zerstreuenden Unterhaltung, so kennzeichnet er damit treffend die psychologischen Vorbedingungen für die Unterhaltungs-, Entspannungs-, Ermüdungs- und Krankenlektüre, vergißt aber, daß diese Arten des Lesens in *allen* sozialen Schichten zu finden sind und *er mit seinen Feststellungen die handarbeitenden Massen des Volkes zu Kulis degradiert.* Muß Brunners Idee einer „Volksliteratur" also mit aller Schärfe vom sozialen Standpunkt aus abgelehnt werden, so nicht minder vom literarischen. Es bedarf gar keiner Erörterung, daß man einen bestimmten Literarzweig nicht auf Bestellung anfertigen lassen kann. Wer das für möglich hält, der verkennt alle Grundbedingungen künstlerischen Schaffens. Ganz und gar ungeeignet aber für diese Aufgabe sind von vornherein die Schundliteraturhäuser, und in diesem Umstande liegt der schwerste Irrtum Brunners. Rein kapitalistisch organisierte Unternehmen, die auf die geschäftliche Ausbeutung geistiger und sittlicher Schwächen des Volkes und seiner Jugend eingestellt sind, zur geistigen Volksversorgung heranzuziehen, ist ein Mißgriff, der schlimmste Folgen haben muß, und bereits gehabt hat. Die erste Voraussetzung für ein solches Beginnen hätte doch die Feststellung wenigstens einer Spur von Kulturwillen bei ihren Leitern sein müssen. Nüchtern urteilende Kenner des Schundliteraturkapitals waren sich von Anfang an darüber klar, daß seine Vertreter nur so lange nach der Pfeife des Reichs-Schundzensors tanzen würden, als dieser die Machtbasis der militärischen Schundliteraturverbote auf Grund des Belagerungszustandgesetzes für sich hatte. Als diese mit dem Eintreten des Friedenszustandes und der Aufhebung jeglicher Zensur

durch die Revolution verschwand, mußte sich zeigen, daß das Schund-literaturkapital nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Mit aller Energie und einer geschäftlichen Tüchtigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, nahm es das edle Gewerbe der geistig-sittlichen Volks- und Jugendvergiftung wieder auf, durch nichts gehindert als durch die elenden Verhältnisse auf dem Papiermarkt.

Die nachfolgende Liste des neuen Schundes und Kitsches, das Ergebnis sorgfälter Beobachtung der Schundliteraturerzeugung seit Herbst 1918, beweist schlagend die Richtigkeit dieser Darlegungen. Wenn man aber die Zeit des Erscheinens der neuen Heftreihen in Betracht zieht, wird mit verblüffender Klarheit die Tatsache kund, daß sich die Erzeugung sofort mit Macht der echten, typischen Schundliteratur zuwandte, als die rote Revolutionswelle den Reichs-Schundzensor aus dem Berliner Polizei-präsidium hinausspülte. Das Jahr 1918 und die erste Hälfte von 1919 brachte nur Serien der Gruppe VI, „Kleine Schmachtromane". Das war das Ergebnis der lauen Unternehmungslust unter Brunnerscher Schutzherrschaft. Dazu stimmen einige vielsagende Bemerkungen von Schundverlagen, z. B. der „Mitteldeutschen Verlagsanstalt" Theodor Remerts und des „Mignon-Verlags", in einem im Verlag der Weimarer Schriftstellerzeitung im Jahre 1918 erschienenen, auch sonst sehr aufschluß-reichen „Hilfsbuch für die Praxis des Schriftstellers"*), die lauten, daß ihr Bedarf zur Zeit nicht groß oder eine Detektiv- und Kriminal-literatur vorläufig ausgeschlossen sei. Da fielen mit dem 9. November alle Schranken. Der Umschwung traf das Schundliteraturkapital an-scheinend unvorbereitet, und die Papiernot lähmte den Unternehmungs-drang. Erst vom Sommer 1919 ab begann die zensurfreie „Volksliteratur" die Verkaufsstellen zu beleben, nachdem bereits vorher eine verstärkte Ausgabe zahlreicher durch die Militärverbote nicht betroffener geeigneter Heftreihen festzustellen war. Die Schunderzeuger bewegten sich wieder ihren Gesetzen gemäß.

Heute ist das Bild, das der Schundliteraturmarkt bietet, wenig anders als in den Zeiten der Hochflut von 1912/13. Es fehlen zwar die Massen der meist 100heftigen „Großen Schmachtromane" und die umfangreichen Räuber- und Verbrecherserien älterer Aufmachung; an ihre Stelle aber traten einerseits die jetzt so beliebten „Kleinen Schmacht-romane", andererseits die Detektiv- und Abenteuer-Reihen. Rein zahlen-mäßig ist die Lage so: Von den 97 Nummern der letzten militärischen Verbotsliste mögen noch etwa 70 Serien im Verkehr sein. Dazu treten 75 Reihen, die nicht verboten waren. Aus den Neuerscheinungen der nachfolgenden Liste mögen etwa 40 Nummern der echten Schundliteratur zugezählt werden können. Das ergäbe im ganzen 185 Heftreihen, wobei die augenblickliche außerordentliche Fruchtbarkeit der Schundliteraturhäuser nicht unbeachtet bleiben darf. Als kleine, aber sehr interessante, doch

*) Schmidt, Wie schreibe ich für unser Volk? Ein Kampfruf wider den Schund. (!) Mit einem Nachweis der Verleger guter Volksschriften, ihrem Bedarf an Handschriften und ihren Geschäftsbedingnngen. 60 Seiten. Geh. 2.50 M.



keineswegs überraschende Tatsache verdient festgehalten zu werden, daß die vernichteten Serien bereits wieder aufzutauchen beginnen. (In Frankfurt z. B. Nr.: 67 bzw. 42 der militärischen Verbotsliste vom 23. 10. 17, „Hans Stark, Der Fliegerteufel". Siehe Nr. II, 13 der nachfolgenden Liste!) Damit ist die „bindende Erklärung" der betr. Schundliteraturverlage, daß „sie sämtliche Bestände, Druckformen und Platten vernichten", und „diese Druckschriften weder unter dem alten Titel noch in veränderter Form jemals wieder erscheinen" lassen wollten, für deren „genaue Einhaltung" „der mit staatlicher Rechtsfähigkeit ausgestatte ‚Verein der Verleger für Volksliteratur' (mit dem Sitz in Dresden) unter Vorlage der erforderlichen Nachweise" „die Gewähr" übernommen hatte, auch in den Augen der leicht zu bluffenden Öffentlichkeit gebührend gekennzeichnet.

Die weitaus umfangreichste Gruppe der neuen Schundliteratur stellen die Detektiv- und Verbrecherserien dar. Das mag sich äußerlich aus der Tatsache erklären, daß die älteren Reihen dieser Art fast ausnahmslos der Militärzensur zum Opfer gefallen sind, der Bedarf also groß ist. Die inneren Gründe aber liegen zweifellos in der heutigen geistig-sittlichen Haltlosigkeit breiter Volksschichten, die äußerst spannende, aufregende Lektüre, in der sich Unterempfindungen, die der Sexualforscher als Algolagnie oder Schmerzlüsternheit zu bezeichnen pflegt, Abenteuerlust und Verbrechersinn, alle sonst verpönten antisozialen Instinkte und Triebe, in phantasierter Handlung ausleben, verlangt. In literarischer Beziehung sind die neuen Detektiv- und Verbrechergeschichten matter als die Nic Carter, Nat Pinkerton u. a. Die sich so pathetisch gebärdende Verbrecherromantik dieser Klassiker der Schundliteratur ist einer kleinbürgerlichen Enge gewichen, womit die teilweise beleidigende Erbärmlichkeit ihres geistigen Niveaus in unmittelbarem Zusammenhange steht. Manche der neuen Detektivserien bilden Übergänge zur nächstgrößeren Gruppe, den Abenteuergeschichten. Diese finden in zahlreichen durch die militärischen Verbote nicht betroffenen Heftreihen würdige Genossen, so daß unsere Jugend, der Hauptverbraucher dieser Art Literatur, heute überreichlich versorgt ist. Die Abenteuerliteratur, die auch sonst auf dem Gebiete des Jugendschrifttums eifrig kultiviert wird, hat an unsern Kindern, vor allem den heranwachsenden Knaben, in geistig-sittlicher Hinsicht, unsägliche Verwüstungen angerichtet. Alle unerfüllbaren Wünsche und Sehnsüchte, der ganze unklare Abenteuer- und Tatendrang der Jugend, wird durch sie irregeleitet. Was die eigene, oft erbärmliche Lebenswirklichkeit den Jungen versagt, was dort durch Zucht und Sitte verboten ist, das lebt er in seiner Abenteuer-Lektüre aus. Besonders gefährlich wirkt diese auf die reizbare, ewig reizhungrige Seele des Großstadtkindes, das in seinem von allen Seiten eingeengten Dasein eine Ergänzung durch phantasierte Lebenshandlungen voll Romantik geradezu verlangt.

Die starken suggestiven Wirkungen der Schundliteratur zeigen besonders die Märchenserien. Kundige Beobachter auf dem Gebiete der Jugendlektüre haben sich schon lange die Köpfe zerbrochen, wie die ungeheure Verbreitung der Reihe „Es war einmal", die es

heute auf fast 500 Nummern gebracht hat, zu erklären sei. Ich glaube, die Deutung dieser Erscheinung ist einfach genug. Das Äußere der Hefte, das wahllose Durcheinander in der Lektüre ihrer Käufer, hat das Unterscheidungsvermögen gänzlich vernichtet und die Suggestion erzeugt, daß alles, was in der Form der Schundliteratur auftritt, auch Schundliteratur sei. Über die allgemeinen sehr starken suggestiven Wirkungen, die von der Schundliteratur ausgehen, herrscht bei niemandem Zweifel. Diese Beobachtungen, das sei schon hier angemerkt, dürften auf die Ausgestaltung der billigen Literatur, die den Schund verdrängen soll, tiefgehenden Einfluß haben.

Die nächste Gruppe, Jugendstreichserien, stellen Lümmelapotheosen dar. Die neuen „Jugendstreiche“ des Sonnen-Verlags decken sich mit der Angabe, daß eine neue Jugend des zertrümmerten Deutschlands neue Zukunft verbürge. Damit bieten sie einen faden Nachgeschmack jener frechen Ausnutzung des vaterländischen Gedankens, die mit dem 9. November abgeschnitten wurde. Nein, mit dem Vaterland sind heute keine Geschäfte zu machen.

Die Schmachtromane beuten die erotischen Gefühle geschäftlich aus. Sie fälschen alles, Lebenswirklichkeit und das Verhältnis der Geschlechter zueinander, die geistige und die physiologische Seite der Erotik, erregen die Nerven und vernichten in immer wiederholtem Ansturm alle Hemmungen, von denen in der Kulturwelt das Sexualleben umgeben ist. Sie wirken letzten Endes ebenso entsittlichend, wie die eigentliche pornographische Literatur. Trotzdem wird man sie dem typischen Schunde zumeist nicht zurechnen dürfen, da sie immerhin in einem literarischen Gewande auftreten, das sie von ihm unterscheidet. Doch sind die Übergänge fließend. Ich habe alle Serien, die mir auf Grund von mehreren Stichproben zur Schundliteratur zu gehören scheinen, mit Kreuzen bezeichnet.

Einige Eigenarten des neuen Schundes verdienen hervorgehoben zu werden. Der neue Sonnen-Verlag in Breslau versieht seine Serien stets mit der Bemerkung: „Herausgegeben von den besten Schriftstellern, bzw. Romanschriftstellern der Gegenwart.“ Das ist zwar in allen Fällen glatt gelogen, aber man darf seinen Zeitgenossen schon etwas zumuten und die Schundliteraturkonsumenten werden Bret Harte, Cooper, Gerstäcker, von denen die „Wildwestbibliothek“ Proben bringt, kaum in die Literaturgeschichte einreihen können, und wenn die „Seltsamen Abenteuer“ Erzählungen von Wilhelm Raabe, Peter Rosegger u. a. abdrucken, die von Paul Frieben unerhört verschandelt wurden, so werden sie auch hier den Schwindel nicht merken. Der hier angewandte Trick, Schundliteratur ungreifbar zu machen, verdient festgenagelt zu werden, trotzdem er schon recht alt ist und von Brunner in seinen „Deutschen Taten“, der vielumstrittenen „Illustr. Adlerbibliothek“ u. a. geübt wurde. Er besteht darin, daß Werke anerkannter Schriftsteller, meist in Auszügen oder Bearbeitungen, unter dem einzigen Gesichtspunkt der Abenteuerlichkeit zusammengestellt werden. Dieser Pseudo-Schund wirkt natürlich genau wie echter Schund, soll auch gar nicht anders wirken, aber er ist sakrosankt.

Von den neuen Schundliteraturhäusern sind besonders der Sonnen- oder Rekord-Verlag, Gebrüder Krömer in Breslau, und der Sternbücher-Verlag bemerkenswert. Sie brachten es schon auf 9, bzw. 8 Serien. Besonders wahllos in der Qualität seiner Veröffentlichungen zeigt sich der Verlag Vogel u. Vogel in Leipzig. Von den neuen Schmachtromanen erschienen mehrere Reihen bei ihm. Es schafft Klarheit, daß er sich mit der Reihe „Frank Allan" als „Ostra-Verlag" offen als Schundliteraturfabrik einrichtet. Neu sind die Verlage R. Zimmer in Stuttgart („Rolf-Serie"), Blockhaus-Verlag in Dresden („Kapitän Axel Holms Abenteuer", „Der alte Waldläufer"). Der „Monopol-Verlag" nennt sich auf einer neuen Serie („Daniel Boon") „Diana-Verlag".

Wenn man die neue Tätigkeit der alten Schundliteraturhäuser, wie sie in dem nachfolgenden Verzeichnisse sichtbar wird, richtig bewerten will, muß man in Betracht ziehen, was ihnen Brunner an zugkräftigen Serien gelassen hat. Der Mignon-Verlag behielt: „Heinz Brandt" und „Horst Kraft", die Fremdenlegionär- und Pfadpfinderserie, denen gegenüber sich der Reichsschundzensor den Witz leistete, sie halb zu verbieten. Außerdem durfte der Mignon-Verlag die bei unserer gewerbtätigen Mädchenwelt so außerordentlich beliebten „Mignon-" und „Prinzeßromanreihen" bis ins Unendliche verlängern. Die Mitteldeutsche Verlagsanstalt Theodor Remerts (früher „Dresdener Roman-Verlag") konnte „Wildtöter", „Prinzessin Übermut", „Backfischstreiche", „Komet-Romane" und den „Neuen Lederstrumpf" großzügig ausbauen. Dazu kam die fast 500heftige Serie: „Es war einmal". War doch Remert der Vorsitzende des „Vereins der Verleger für Volksliteratur", jener Brunnerschen Schöpfung, durch die dieser das Schundliteraturkapital im Zaum zu halten gedachte. Das „Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst" vertrieb mit starkem Erfolge „Krieg und Liebe", „Rolf Rodewald", „Romanperlen", und der „Verlag moderner Lektüre" hatte neben seiner „Vergißmeinnichtbibliothek" die durch immer neue Unglaublichkeiten bereicherten „Erlebnisse einsamer Menschen". A. Eichler hetzt seinen „Jürgen Peters, den Schiffsjungen" nun schon seit 5 Jahren durch alle Erdteile und Gefahren, und O. Wessel verdiente an seinen umfangreichen Serien „General Villa" und den „Hansa-Romanen" durch all die Kriegsjahre hindurch viel Geld. Dazu kamen die zahlreichen mit der Revolution gegenstandslos gewordenen vaterländischen Serien der alten Verlage. Die alten Schunderzeuger waren also noch gut versorgt und konnten deshalb zunächst Zurückhaltung beobachten. Erst in den letzten Monaten fangen auch sie an, neue Schundliteratur in großen Massen in die Welt zu setzen.

Wie ist nun die Lage auf dem Gebiete der Schundliteratur-Bekämpfung? Der Kampf gegen die Schundliteratur ist:

1. ein Kampf gegen ihre Erzeuger durch Vertriebsverbote, Unterbindung der Absatzmöglichkeiten, Entziehung des Druckpapiers, behördliche Beaufsichtigung, Stellung unter Vorzensur oder gar Sozialisierung der Verlage;

2. ein Kampf gegen ihre Verbreiter durch Vertriebsverbote, Boykott der Verkaufsstellen, Verbot der Auslage, Verbot des Verkaufs an Kinder und Jugendliche;
3. ein Kampf in der Öffentlichkeit durch ihre Diskreditierung bei den Konsumenten oder Erregung der öffentlichen Meinung gegen sie, ihre Erzeuger und Verbreiter;
4. ein Kampf in der öffentlichen und häuslichen Erziehung durch Maßnahmen der Aufklärung und Zucht.

Die positive Ergänzung dieser negativen Maßnahmen bildet eine großzügige Literaturpflege in Schule, Haus und breitester Öffentlichkeit. Diese hat einerseits die Verbreitung guter, billiger Literatur und die Hebung des literarischen Geschmackes, andererseits die Besserung der sozialpsychologischen Lebensbedingungen der Schundliteraturkonsumenten zum Ziele.

Formell ist der Kampf zu führen durch eine umsichtige, den tatsächlichen Verhältnissen genau angepaßte Reichsgesetzgebung und eine darauf gegründete intensive und allgemeine Verwaltungsarbeit der Behörden, die aber durch ein sich über das ganze Reich erstreckendes Netz von Sachverständigenorganisationen gestützt und kontrolliert sein muß.

Ich will nur die Forderungen kurz erläutern, welche neu sind oder unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein neues Gesicht gewonnen haben. Der Kampf gegen die Erzeuger der Schundliteratur ist bis jetzt nicht mit der nötigen Schärfe geführt worden. Kann man aber das Schundliteraturkapital nicht treffen, dann ist jeder andere Kampf elende Sisyphusarbeit. Jene gewiegten Geschäftsleute, die nun seit Jahrzehnten aus den geistigen und sittlichen Schwächen des Volkskörpers ihren reichlichen Profit gezogen haben, müssen endlich belehrt werden, daß ihr Geschäft im freien Volksstaat ein Verbrechen darstellt, gegen das keine Maßregel zu scharf und jede zweckmäßige berechtigt ist. Es muß also heute verlangt werden, daß jede Verlagsanstalt, die sich der Fabrikation von Schundliteratur schuldig gemacht hat, unter staatliche Aufsicht und Vorzensur gestellt und, falls es zweckdienlich erscheint, sozialisiert wird. Solange diese radikalen Forderungen mangels gesetzlicher Grundlage nicht durchgeführt werden können, muß ein Weg geschaffen werden, den Schundliteraturhäusern das Druckpapier zu entziehen. Es ist ein öffentlicher Skandal, daß in einer Zeit, wo der Papiermangel durch Unterbindung der Büchererzeugung unsere Geisteskultur ernsthaft bedroht, Schundliteratur in Massen auf den Markt geworfen werden kann. Eine Nachzensur, durch die schädliche Druckerzeugnisse auf eine Verbotsliste gesetzt werden können, ist, wie die Erfahrungen während des Krieges zeigen, eine halbe Maßregel. Jedem Zensurgesetz wird ein bestimmter Begriff der Schundliteratur zugrunde liegen müssen, und niemand wird die Verleger des niedrigsten Schrifttums hindern können, sich stets an der Grenze des Erlaubten zu bewegen und das Land mit Massen „amtlich erlaubter" minderwertiger Ware zu überschwemmen, das für die geistige Volksgesundheit ebenso gefährlich ist wie die eigentliche Schundliteratur. Nein, jeder, der sich der geistig-

sittlichen Volksvergiftung schuldig macht, muß sich unmittelbar vom Verluste seines Geschäfts bedroht sehen. Nebenher ist zu erwägen, wie etwa durch Konzessionierung des Verlagsbuchhandels ungeeignete Elemente von diesem Gewerbe ferngehalten werden könnten. Über den Kampf gegen die Verbreiter der Schundliteratur ist in den letzten Jahren so viel geschrieben worden, daß kein neuer Gesichtspunkt vorgebracht werden kann, doch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Berechtigung des Boykotts der Verkaufsstellen durch die Erziehungsberechtigten zweifelsfrei feststeht. Anderseits scheint das Verbot des Verkaufs von Schundliteratur an Jugendliche auch im stehenden Gewerbe, das einige Polizeiverwaltungen ausgesprochen hatten, gesetzlich nicht begründet sein.

Jeder behördliche oder private Kampf gegen die Erzeuger und Verbreiter der Schundliteratur muß seine Grundlage in einem Gesetz gegen das niedrigste Schrifttum finden. Dieses Gesetz ist angekündigt, aber erst seine richtige Ausgestaltung verbürgt den Erfolg. Ein solches Gesetz muß enthalten:

1. eine umfassende Begriffsbestimmung der heutigen Schundliteratur, wobei eine enge juristische Formel unbedingt vermieden werden muß;
2. Strafandrohungen und Maßnahmen gegen Erzeuger und Verbreiter der Schundliteratur im Sinne meiner obigen Ausführungen, wobei die Rechte der Erziehungsberechtigten zum Schutz der Jugend ausdrücklich festzulegen sind;
3. Bestimmungen über die allen Polizeibehörden anzugliedernden Sachverständigen-Organisationen, denen die Ausführung des Gesetzes zu übertragen ist. Der Polizeibehörde fällt lediglich die juristische und verwaltungstechnische Seite der Ausführung zu.

Die Bearbeitung des Gesetzes darf nicht den Juristen im Ministerium des Innern überlassen werden, sonst wird es bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Materie noch unwirksamer als das vorliegende Gesetz über die Filmzensur. Es ist dringend zu fordern, daß alsbald ein Ausschuß von Sachverständigen, Juristen und Verwaltungsbeamten zusammentritt, der das Gesetz berät und entwirft. Für die bestehenden Organisationen aber, die seit Jahren im Kampf um eine bessere geistige Volksversorgung stehen, ist es eine schöne Aufgabe, ihre Erfahrungen in Form eines Gesetzentwurfes zusammenzufassen und dem Minister als Material zu übermitteln. Auf diese Weise würde ein Gesetz entstehen, das auf den Erfahrungen der besten Sachkenner beruht und alle Bürgschaften einer durchgreifenden Wirkung in sich trüge.

Es ist noch nicht lange her, da sträubte sich das Empfinden mancher Kreise gegen gesetzliche und behördliche Maßregeln auf dem Gebiete der geistigen Volkshygiene. Noch im 39. Bd. der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" von 1917/18 vertritt Professor Delaquis-Frankfurt a. M. die schiefe Formel, daß „Fragen der Ästhetik

nicht durch das Strafgesetz zu regeln sind". Die ganze Formelreihe, die Delaquis aufstellt, ist vom Standpunkt des Volksbildungsarbeiters aus falsch. Das „sittlich Anstößige, das Verrohende ausmerzen" und das „ästhetisch oder literarisch Wertlose" freilassen, trifft den Kern der Sache gar nicht, über diesen herkömmlichen Begriffen steht der allgemeine Begriff der geistigen Gesundheit des Volkes. Man sollte in der Schundliteratur-Bekämpfung weniger den sittlichen und ästhetischen als den allgemeinen psychologischen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken, trotz Chotzky, der in seinem oben erwähnten Buche mit mehr Temperament als Einsicht seine besonderen Ansichten vorträgt und dadurch das Problem heillos verwirrt. Auf eine Formel gebracht würde ich meine entwickelte Ansicht so zusammenfassen: Das Problem der Bekämpfung der Schundliteratur ist heute eine Frage sozialer Bildungspflege, bei deren Lösung die gegen das volksvergiftende Kapital ohnmächtigen sozialen Bildungsarbeiter die Staatsgewalt zu Hilfe rufen, damit diese die Bahn frei mache zu fruchtbarer, positiver Bildungsarbeit.

Bei der positiven Arbeit, die ich als großzügige Literaturpflege im Rahmen einer nach weiten Zielen orientierten Volksbildung auffasse, berühre ich nur die Frage des Ersatzes für die Schundliteratur. Einfach ersetzen läßt sich die Schundliteratur nur da, wo das Lesebedürfnis infolge Mangels an gutem Lesestoff nach den angebotenen niedrigsten Druckerzeugnissen greift. Überall da, wo eine Angleichung des Geisteszustandes an die verzerrte geistig-sittliche Welt der Schundliteratur stattgefunden hat, setzt der Ersatz eine literarische und allgemeine geistige Erziehung voraus. Gibt man dem unter den starken suggestiven Wirkungen der Schundliteratur Stehenden gute Literatur in die Hände, so wird sie in sein seelisches Chaos mit einbezogen werden und darin untergehen. Hier bieten sich nur zwei Auswege: Entweder müssen wir dem Schundliteraturleser seine gewohnte Kost ganz versagen und ihn dann durch zweckmäßige Geistesnahrung erziehen, oder ihm einen guten Lesestoff mit gleich starken oder gar überlegenen Suggestivwirkungen in die Hand geben. Auf jeden Fall ist die wahllose Verbreitung guter Literatur in durch Schundliteratur verseuchtem Milieu zwecklos, weil der Schundliteraturleser Gutes und Schlechtes unter denselben seelischen- Voraussetzungen liest und deren Wirkungen deshalb völlig gleich sind. Die dem Schund äußerlich angeglichene Ausstattung der Ersatzliteratur wirkt in der gleichen Richtung. Die Verleger und Verbreiter guter, billiger Literatur sollten sich deshalb allen Ernstes überlegen, ob deren jetzige bunte Ausstattung richtig ist, oder ob sie etwa alle wohlgemeinten Bestrebungen vereitelt, vielleicht den Schund sogar fördert. Meiner Meinung nach müßte man jedem guten Heft ganz unzweideutig ansehen können, daß es kein Schund ist. Vielleicht kämen wir dann bei richtiger Auswahl gar bald zu einer Suggestivwirkung des Guten und hätten damit die einzige Brücke zur Genesung vom Gift der Schundliteratur gefunden.

Am Schluß meiner Darlegung betone ich ihren Grundgedanken: Ich wollte einerseits die durch die neue Schundliteraturwelle rasch bedrohlich gewordene neueste Gestalt des Schundliteraturproblems einstellen in dessen Entwicklung seit den einschneidenden Maßnahmen unter der Herrschaft des Belagerungszustandes und so ein Gesamtbild des Problems andeuten, anderseits war meine Absicht, den Kreisen der an der Volks- und Jugendbildung Arbeitenden die neue Aufgabe zu zeigen, unter der neuen staatlichen Ordnung den Versuch zu machen, das Schundliteraturproblem durch Vernichtung des Schundliteraturkapitals endgültig zu lösen.

Liste

der bis Ende Dezember 1920 in Frankfurt a. M. aufgetauchten neuen Serien niedrigster Unterhaltungsliteratur. (Die Reihen, welche als Schundliteratur anzusprechen sind, wurden mit einem * bezeichnet.)

I. Detektiv- und Verbrecher-Serien.

*1. Detektiv-Abenteuer des Kapitäns Seehorst. (Lübeck, O. Wessel.) Hefte von 32 S., bunt. Titelbl., je —,20 M., anonym. (Seeräubergeschichten in moderner Detektivaufmachung mit starkem Einschlag von frommen Reden.)

2. Ehrlichs Kriminalbücherei. (R. Ehrlich, Charlottenburg). Je 2 M.

*3. Fred Parker, Die Erlebnisse des großen Unbekannten. (Berlin, H. Richter Nachf.) Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,30 M., anonym.

*4. Gelbsternbücher. (Berlin, Verlag moderner Lektüre.) Ausstattung ähnlich wie I. 13, je 1 M., versch. Verfasser. (Nur teilweise Kriminalromane.)

*5. Hannibal Blunk, der Schrecken der Verbrecherwelt. (Sternbücher-Verlag Koch & Co., Leipzig.) Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,25 M., anonym.

*6. James Robertson, der Weltdetektiv. (Berlin, Monopol-Verlag.) Hefte von meist 32 S., zweifarb. Titelbl., je —,25 M., anonym. (Derselbe Verfasser wie II. 1, Monopol-Verlag = Diana-Verlag.)

*7. Ira-Bibliothek (Leipzig, Vogel & Vogel), je 1,20 M.

*8. Kleine Kriminalbücher. (Dresden, Mignon-Verlag.) Hefte von 66 S., buntes Titelbl., je —,30 M., anonym, versch. Verf.

9. Kriminalromane aller Nationen. (Dresden, Moewig & Höffner.) Je 3,50 M.

*10. Kriminal- und Detektivromane. (Pinkerton-Serie.) (Wien, J. Deubler.) Je 1,80 M.

*11. Kriminalbücherei (Leipzig, Vogel & Vogel), je 1,50 bis 1,80 M.

*12. Kriminalbibliothek. Herausgegeben von den besten Schriftstellern der Gegenwart (!!). (Breslau, Sonnen-Verlag Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., je —,25 M.

*13. Kleine Detektiv-Romane. (Dresden, Mignon-Verlag.) Hefte von 64 S., bunt. Titelbl., versch. Verf.

14. Moderne Kriminalbücher (Berlin, Verlag moderner Lektüre). Hefte von 96 S., buntes Titelbl., versch. Verf.

*15. Polyp-Romane. (Berlin, R. Klinger.) Büchlein von etwa 130 S., zweifarb. Titelbl., je —,85 M., versch. Verf.

*16. Rolf Brand, der deutsche Sherlok Holmes. (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., —,25 M., anonym.

*17. Sternbücher, Sonderreihe: Detektiv-Romane. (Sternbücher-Verlag, Koch & Co., Leipzig.) Büchlein von etwa 100 S., kart., bunter Schutzumschlag, je —,75 M., versch. Verf.

*18. Schuld und Sühne. (Berlin, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst.) Hefte von 96 S., buntes Titelbl., je —,30 M., versch. Verf.

*19. Wer war es? Gute Kriminalromane. (Mügeln, Mitteldeutsche Verl.-Anst.) Hefte von 96 S., bunt. Titelbl., je —,50 M., versch. Verf.

*20. Detektiv Browns Abenteuer. (Berlin, Verlag F. Fechners Buchdruckerei, H. Scholz.) Hefte zu 16 S., buntes Titelbl., je —,25 M.

*21. Fred Pinkerton, Amerikas Meisterdetektiv. (Breslau X, Rekord-Verlag.) Hefte zu 24 S., zweifarb. Titelbl., je —,50 M., anonym. Über den Verlag vgl. II, 15!

II. Abenteuer-Serien.

*1. Daniel Boon, der Held von Wildwest. (Berlin, Diana-Verlag.) Hefte von 32 S., zweifarb. Titelbl., —,30 M. (Verf. wie I. 6, Diana-Verlag = Monopol-Verlag.)

*2. Der alte Waldläufer. (Dresden, Blockhaus-Verlag.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., je —,20 M., von William Taylor (?).

*3. Der neue Buffalo. Herausgegeben von P. Mell. (Dresden, Mignon-Verlag.) Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,20 M.

*4. Erzählungen aus dem Verlag von Jul. Bagel, Mühlheim (Ruhr). Nur Einzeltitel, kleine Hefte, buntes Titelbl., je —,30 M.

5. Goldene Töchterbibliothek. (Leipzig, S. Schnurpfeil.) Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,10 M.

*6. In fünf Weltteilen. Selbsterlebnisse eines Kavaliers aus den höchsten Gesellschaftskreisen. (Berlin, Merkur-Verl.) Je —,50 M.

*7. Kapitän Axel Holms Abenteuer. (Dresden Blockhaus-Verlag.) Hefte von 24 S., buntes Titebl., —,20 M., von J. Brodersen (?). (Parallelreihe zu II, 2.)

*8. Rund um die Welt. Herausgegeben von den besten Schriftstellern der Gegenwart. (Breslau, Sonnen-Verlag Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., je 0,25 M., anonym. (Die Bezeichnung der Herausgeber ist Schwindel, es handelt sich um die blutrünstige Abenteuergeschichte eines Anonymus.)

*9. Rolf-Serie. Abenteuer aus aller Welt. (Stuttgart, R. Zimmer.) Hefte von 24 S., zweifarb. Titelbl., je —,20 M., versch. Verf.
*10. Seltsame Abenteuer aus aller Welt. (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., je 0,25 M. Bearbeitung älterer Autoren von P. Frieben.
*11. Sammlung Rietsch. Reise- und Kriegsabenteuer. (Landshut, F. Rietsch.) Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,15 M., versch. Verf.
*12. Wildwestbibliothek. Herausgegeben von den besten Romanschriftstellern der Gegenwart (!!). (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., je —,20 M. Auszüge aus älteren Reiseschriftstellern.
*13. Hans Stark, der Fliegerteufel. (Berlin N 4, Willi Pinkert.) Kleine Hefte von 32 S., buntes Titelbl., je —,30 M., anonym „Band 1—30 vollständig vergriffen", d. h. unter der Militärzensur eingestampft; Bd. 31—38 neu erschienen. (Vgl. Nr. 67 der amtlichen Verbotsliste vom 23. 10. 17!).
*14. Reise- und Abenteuererzählungen von Olaf Eljens. (Leipzig, Werner Dietsch Verlag.) Hefte zu 32 S., je —,50 M.
*15. Phil. Morgan, der Herr der Welt. (Breslau X, Rekord-Verlag.) Kleine Hefte, je 48 S., buntes Titelbl., je —,50 M., anonym. Seitenstück zu Nr. 13. Rekord-Verlag = Sonnen-Verlag.
*16. Frank Allan, der Rächer der Enterbten. (Leipzig-R., Ostra-Verlag.) Kleine Hefte, je 48 S., buntes Titelbl., je —,50 M. Ostra-Verlag = Vogel u. Vogel. (Vgl. Nr. I 11, VI 1, 2, 10!) Es schafft Klarheit, daß dieser auch bisher schon sehr unbedenkliche Verlag sich jetzt offen als Schundliteraturfabrik einrichtet.
*17. Apachen, Aus dem Dunkel der Großstadt. Hefte zu 24 S., zweifarb. Titelbl., je —,50 M., anonym. Verlag wie I, 6 u. II, 1.
*18. Bold Boldenschmidt, Ein neuer Till Eulenspiegel. Hefte zu 24 S., buntes Titelbl., je —,60 M., anonym. (Breslau, Record-Verlag.)

III. Märchen-Serien.

(Sämtlich Nachahmungen von „Es war einmal".)

1. Die Bücher der Jugend. (Stuttgart, Bauer & Gerstmayer.) Hefte von 32 S., zweifarb. Titelbl., je —,30 M., von F. Echinger.
2. Neuer Märchenschatz. Herausgegeben von A. Breyer, Mittelschullehrer a. D. (Berlin, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst.) Hefte von 48 S., buntes Titelbl., je —,30 M. Volksmärchen und Schöpfungen eigener Machart.
3. Mein Märchenbuch. (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., je —,25 M.

IV. Jugendstreich-Serien.

*1. Jugendstreiche. Herausgegeben von den besten Romanschriftstellern der Gegenwart. (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von 24 S., buntes Titelbl., je —,25 M. Es handelt sich

um Lümmelapotheosen eines Anonymus hinter vaterländischer Maske, gehört also auch zu Gruppe V.

V. Vaterländische Serien.

*1. Mein Sonnenbuch. Herausgegeben von Dr. P. Hildebrand. (Breslau, Sonnen-Verlag, Gebr. Krömer.) Hefte von meist 32 S., die zu je 10 in 1 Bd. vereinigt werden, buntes Titelbl., je —,20 M.

VI. Kleine Schmachtromane.

1. Leipziger Romanbücher. (Leipzig, Vogel & Vogel.) Hefte von meist 32 S., buntes Titelbl., je —,15 M., versch. Verf.
2. Leipziger Bücher. (Ebenda.) Büchlein von meist 120 S., fester Umschlag, je 1 M., versch. Verf.
3. Residenzbücher. Eine Sammlung moderner Familienromane. (Dresden, Verlag Deutsche Buchwerkstätten.) Büchlein von 96 S., buntes Titelbl., je —,50 M., versch. Verf.
4. Rote Romane. Herausgegeben von F. Skowronnek u. A. Brehmer. (Berlin, H. Herz.) Büchlein von meist 150 S., rot kart., je 3 M.
5. Rothbarts Volksbücher. (Leipzig, F. Rothbart.) Je —,90 M., buntes Titelbl., versch. Verf.
6. Salon-Bücher. (Dresden, Verlag Deutsche Buchwerkstätten.) Je 1,35 M.
7. Sternbücher. (Leipzig, Sternbücher-Verlag Koch & Co.) 3-M.-, 1-M.-, 75-Pf.-, 50-Pf.- und 25-Pf.-Reihe. Büchlein und Hefte kleinen Formats, einfarb. Titelbl., versch. Verf. Breit angelegtes Unternehmen, das in seinen billigen Reihen als Schundliteratur anzusprechen ist. Vgl. I. 17!
8. Serien-Roman. Roman- und Novellensammlung. (Hamburg, Serien-Romanverlag H. Lamp'l.) Hefte von 64 S., je —,20 M., versch. Verf.
9. Uhlmann-Bücher. (Sigmar-Chemnitz, O. Uhlmann.) Hefte von meist 40 S., zweifarb. Titelbl., je —,15 M., versch. Verf.
10. Vogels Leipziger Phönix-Bücher. (Leipzig, Vogel & Vogel.) Hefte von meist 32 S., buntes Titelbl., je —,15 M., versch. Verf.

VII. Große Schmachtromane.

*1. Komtesse Ingeborg. (Berlin, Merkur-Verlag.) Hefte großen Formats, Fortsetzungen, buntes Titelbl., je —,35 M., anonym.

VIII. Sittenromane.

*1. Intimes. Skizzen aus dem Leben. (Berlin, Verlag moderner Lektüre.) Hefte von meist 64 S., buntes Titelbl., je 1 M., versch. Verf. Stark erotische Erzählungen, Titelbilder bisweilen unzüchtig.
*2. Maskotte-Bücher. (Dresden, Mignon-Verlag.) Hefte von 80—100 S., buntes Titelbl., je 1,20 M., versch. Verf. Sittenromane z. T. unzüchtigen Inhalts, frech, zynisch.

*3. **Illustrierte Sittenromane.** (Breslau, Rekord-Verlag.) Büchlein bis zu 150 S., buntes Titelbl., je 3,60 M., versch. Verf., Charakter wie Nr. 2!

*4. **Paradiesbücher.** Kleine Hefte, farb. Titelbl., etwa 60 S., je 1,60 M. (Leipzig 3, Schlager-Verlag.) Versch. Verf.

Zur literarischen Beratung der Nietzscheleser.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Die im folgenden mitgeteilte Einführung in die Nietzscheliteratur ist als „besprechendes Fachschriftenverzeichnis" der Stettiner Volkshochschule erschienen im Anschluß an meine zehnstündige Vortragsreihe „Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend". Sie ist also eigentlich für den Hausgebrauch der von Anfang an in vollkommener Wechselwirkung arbeitenden Volkshochschule und Stadtbücherei Stettins bestimmt, wovon auch im Originaldruck die hier fortgelassenen Buchnummern der Stadtbücherei zeugen. Wenn ich sie hier trotzdem einem weiteren Kreis von Bildungspflegern vorlege, so darf ich mich dabei auf die Erfahrungen berufen, die ich vor Jahresfrist machte, als ich ein anderes Beispiel unserer „besprechenden Fachschriftenverzeichnisse" in der „Bildungspflege" (S. 195, vgl. auch S. 311) mit einer kurzen methodischen Einleitung veröffentlichte*). Zahlreiche Bitten um Überlassung unserer Fachschriftenverzeichnisse und unserer Übungshefte sind daraufhin sowohl aus den Kreisen der Leiter großer und kleiner Büchereien wie aus den Kreisen der Volkshochschulpraktiker an uns gelangt und gelangen noch immer von neuem an uns. Ich darf hinzufügen, daß sich auch innerhalb der Stettiner und weiterhin der pommerschen Bildungspflege die Verwendungsmöglichkeiten so zahlreich und fruchtbar erwiesen haben, daß die in Rücksicht auf das baldige Veralten mancher Listen meist kleinen Auflagen (300—500 Stück, einige allerdings auch 1000 und mehr) schon zur Neige gehen. Wir sind jedoch vorerst noch in der Lage, von sämtlichen Drucksachen je ein Probestück gegen Ersatz des Druckpreises abzugeben. Ein vollständiges Verzeichnis mit Preisangaben wird das nächste Heft enthalten. Über Herstellungsweise und Methodik unserer „besprechenden Fachschriftenverzeichnisse" möge man die in der Einleitung zu der oben erwähnten Veröffentlichung gemachten Andeutungen nachlesen. Sollte das allgemeine Interesse an dieser Einrichtung unserer verschwisterten Institute

---

*) Da wir in dieser Zeitschrift die Tradition der „Bildungspflege" wieder aufnehmen, werden wir, namentlich in der ersten Zeit, häufig Anlaß haben, an dort veröffentlichte Arbeiten anzuknüpfen. Es sei daher für diejenigen Leser unserer Zeitschrift, die nicht im Besitze der „Bildungspflege" sind, angemerkt, daß noch ein kleiner Rest von vollständigen Exemplaren vorhanden ist und von der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung in Berlin (Zimmerstraße 94) zum Preise von 10.— M. für den ganzen Jahrgang abgegeben wird.

und das Bestreben, aus ihr auch für andere Orte Nutzen zu ziehen, weiterhin so lebhaft hervortreten, so soll gerne gelegentlich einmal näher auf die einschlägigen theoretischen und praktischen Fragen eingegangen werden.

Unser „besprechendes Fachschriftenverzeichnis" zu „Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend" lautet:

„Wer in die Philosophie Nietzsches ernstlich eingeführt sein will, der tut am besten, zunächst alles, was er vom Hörensagen oder aus gelegentlichen Zitaten und Aufsätzen über diese Philosophie weiß, beiseite zu schieben und sich an N.s eigene Schriften zu halten. Sie sind, wenn sie nur in der richtigen Reihenfolge gelesen werden, auch für den Nichtfachmann im wesentlichen verständlich, da N. „gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten" und überdies in einem vollendet schönen und klaren Stil sein neues Evangelium zu predigen weiß. Gerade eine solche richtige Reihenfolge setzt den Leser auch instand, die grellen Töne und die verzerrten Linien, die sich in den letzten Werken N.s immer häufiger finden, in ihrer Krankhaftigkeit zu erkennen und von ihnen stillschweigend abzusehen. (Vgl. auch die Auswahl und Gruppierung der Nietzsche-Zitate in dem zu dieser Vorlesung ausgegebenen Übungsheft.) Schließlich mag man bei der Lektüre der späteren Schriften schon immer nebenher zur Nachprüfung des eigenen Verständnisses eines der unten angeführten Bücher über N. lesen. Jedenfalls aber beginne man damit erst, wenn man möglichst unbefangen gelesen hat:

die zweite unzeitgemäße Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie",

die dritte unzeitgemäße Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher" und

„Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik".

(Wer noch mehr Zeit und Nachdenken daranrücken will, dem seien zur Ergänzung empfohlen die nachgelassene, leider Fragment gebliebene Schrift „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen", über die Näheres aus dem besprechenden Fachschriftenverzeichnis zu meiner Vorlesung über die „Erzväter der europäischen Philosophie" zu ersehen ist, und die erste unzeitgemäße Betrachtung „David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller".)

Darauf lasse man folgen:

„Die Genealogie der Moral", in der N.'s kühne Versuche, den Wert der geltenden „Moral" auf wissenschaftlichem, analytischem Wege in Frage zu stellen, ihren Höhepunkt und ihre kraftvollste Zusammenfassung gefunden haben.

(Ergänzend kommen die Schriften „Menschliches Allzumenschliches", „Morgenröte" und „Fröhliche Wissenschaft" in Betracht.)

Dann erst lese man den „Zarathustra", gewissermaßen als Probe aufs Exempel und als — Belohnung für die erduldeten Kälte- und Hitzeschauer, die der Analytiker Nietzsche jedem ernsten Leser zunächst

bereitet. Hier ist der „unerschöpfliche Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen". Hier spricht N.s große, sieghaft-gütige Seele, hier ist er ganz Weiser und Seelsorger, ganz das segnende, ruhige Auge, das „ohne Neid auch ein allzu großes Glück sehen kann".

Und dann lese man ganz zuletzt jene Selbstbiographie („Und so erzähle ich mir mein Leben"), die er in den letzten Wochen seines unverwirrten Lebens, gänzlich vereinsamt, in halkyonischem und doch so schmerzlichem Glücke mit eilender Feder niedergeschrieben, und der er den vielsagenden Titel „Ecce homo" („Siehe, welch ein Mensch!") gegeben hat.

(Zu ihrer Ergänzung dient die vielbändige Sammlung der Briefe N.s, aus denen im Inselverlag eine treffliche, wohlfeile Auswahl in einem Bande erschienen ist. Vgl. auch die beiden, intim biographischen Bücher der Frau Förster-Nietzsche „Der junge N." und „Der einsame N.".)

Aus der zahlreichen Literatur über Nietzsche, die man also etwa nach der Lektüre der „Genealogie der Moral" zur Gegenprobe heranziehen mag, seien im folgenden noch einige Werke genannt und kurz gekennzeichnet.

Ein eigentliches Einleitungswerk für den Anfänger, das nicht nur brauchbare Winke und Anreize für die eigene Auseinandersetzung mit N.s Gedankenwelt böte, sondern das ihm auch an Tiefe und Weite des weltanschaulichen Verständnisses und an adliger Zucht und begeisterndem Schwung der Darstellung gemäß wäre, gibt es bis jetzt nicht. Das einzige Buch, das sozusagen das Niveau N.s einigermaßen erreicht, das zum Schluß dieses Verzeichnisses genannte Werk von Bertram, ist für den Anfänger zu schwer und zu reich, auch zu wenig lehrhaft in seiner Gliederung. Verhältnismäßig nützlich wird dagegen dem Anfänger, der schon bis zur Genealogie der Moral vorgedrungen ist, sein:

Hugo Vaihinger: Nietzsche als Philosoph. 4. Aufl. Berlin 1916. 80 S.

Ein durch seine entschiedene und klare Schreibweise und durch seinen ernsten, freilich nicht immer erfolgreichen Willen, N. gerecht zu werden, bemerkenswertes und praktisches Büchlein. Da hier N.s Gedankenwelt sozusagen auf einige geometrische Hilfslinien reduziert und also „fadenklar" erscheint, verführt es jedoch Leser, die sich nicht mit N.s eigenen Schriften planmäßig befassen, leicht zu bequemem Urteilen und Aburteilen.

Alois Riehl: Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker. 7. Aufl. 1920. 167 S.

Führt den denkbereiten Anfänger, namentlich auch durch die zahlreichen, geschickt gewählten Zitate, energisch und in großzügiger Weise an die Hauptprobleme der Philosophie N.s heran. Leider fehlt jedoch dem Verfasser (der neben Vaihinger als erster deutscher Philosophieprofessor N. ernst genommen hat, was ihm nie vergessen werden soll!) das letzte Verständnis für N.s heroisch-tragisches Führertum, für seinen

Irrationalismus und für die Bedeutung seines Evangeliums von der „schenkenden Tugend", eine zentrale Bedeutung trotz der Verhimmelung des „Willens zur Macht" (in den letzten Schriften N.s), auf die Riehl viel zu großen Nachdruck legt.

Richard M. Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke. München 1913. 702 S.

Eine breite, plauderhafte, leicht zu lesende Einführung, die namentlich auch das Biographische reichlich bringt. (Vgl. z. B. das Kapitel über N.s Briefwechsel). Die eigentlich philosophischen Partien — das Buch enthält Einzelbesprechungen sämtlicher Schriften — sind unselbständig und zuweilen ziemlich seicht, orientieren aber den Anfänger vielseitig.

Raoul Richter: Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. 16 Vorlesungen. 3. Aufl. Leipzig 1917. 356 S.

Professorenhaft gediegenes Werk mit eindringlicher fachphilosophischer Verarbeitung von N.s Hauptgedanken. Für den Anfänger durchaus verständlich und förderlich, wenn auch, da ohne N.s Schwung, gelegentlich langweilig.

Aus der Literatur für den eigentlichen Nietzschekenner seien noch erwähnt:

Karl Joël: Nietzsche und die Romantik. Jena 1905. 366 S.

Dieses Buch ist ein geistreicher und sehr anregender Versuch, N. im Profil zu sehen und dem Profil der deutschen Romantik gegenüberzustellen. Auch der Stil ist hochkultiviert und ohne professorale Lehrhaftigkeit. Leider hat J. trotz aller Sezierkünste und trotz aller eleganten Auslegung seiner Befunde die tiefe Verbindung zwischen N. nnd der Romantik nicht aufzudecken vermocht. (Krieg und Liebe sind keine Gegensätze; gerade N.s Sache war vielmehr der Krieg aus Liebe!) Wertvoll bleibt auf alle Fälle die Gegenüberstellung vieler, gutgewählter Worte der Romantiker und N.s. (Das Buch enthält übrigens auch lesenswerte Abhandlungen über Schopenhauer und die Romantik und über N. und die Antike.)

Georg Simmel: Schopenhauer und Nietzsche. Ein Vortragszyklus. Leipzig 1907. 263 S.

Der weitaus größere und eindringlichere Teil des Buches ist Schopenhauer gewidmet (über ihn orientiert sich der Anfänger am besten an der Hand des ganz vorzüglichen Bändchens der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Hans Richert: Arthur Schopenhauer. 3. Aufl. Leipzig 1916); doch bieten die beiden N. behandelnden Kapitel („Die Menschheitswerte und die Dekadenz" und „Die Moral der Vornehmheit") manche geistreiche Bemerkung zu N.'s Lehren. Die fremdwortreiche, unanschaulich-akademische Darstellungsweise Simmels muß freilich in Kauf genommen werden.

Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Berlin 1918. 368 S.

Dieses Buch ist, wie schon oben angedeutet, das einzige Werk, das den Nietzsche-Kenner durch das echte Pathos und die hingebende

Eindringlichkeit seiner Darstellung voll befriedigt. Hier erscheint schon durch die aphoristische Komposition des Ganzen und durch das immer neue Ausgehen von N.s Persönlichkeit und Zurückkehren zu seiner Persönlichkeit (diese als exemplarisches „imaginäres Porträt" aufgefaßt wie in seinen „Vorreden" und im „Ecce homo") seine Gedankenwelt sozusagen materialgerecht wiedergegeben. Eine andere Frage ist freilich, ob N. allen Ausdeutungen seines Wesens und seiner Lehre durch Bertram zugestimmt hätte. Der späte Nietzsche in der übermäßigen Reizsamkeit seiner letzten Schaffensjahre, der flehentlich bat und gebieterisch forderte, ihn „vor allem nicht zu verwechseln" mit irgendwelchen „Moral-Ungeheuern", sondern in ihm eine „Gegensatz-Natur zu der Art Mensch, die man bisher als tugendhaft verehrt habe", zu sehen, der N., der mit der selbstquälerischen Beredsamkeit eines Verzweifelnden auf sein deutsches Volk, das ihn so bitter entäuscht hatte, Schmähungen auf Schmähungen häufte — dieser einsamste, gottloseste Nietzsche hätte sich allerdings heftig dagegen gewehrt, einer so nahen Verwandtschaft mit dem Deutschtum nnd mit dem Christentum überführt zu werden, wie es Bertram zu tun versucht. Es wird sich jedoch nicht leugnen lassen, daß ein solch „pietätloses" Verfahren wenigstens in Beziehung auf sein Antideutschtum berechtigt ist. Und N. selbst hat sich schon im voraus gegen diese wie jede andere unwillkommene Auslegung geschützt durch die feierliche Versicherung, die er also gegen Bertram nur zu zitieren brauchte: „So gewiß Wagner unter Deutschen nur ein Mißverständnis ist, so gewiß bin ich's und werde es immer sein." Womit er uns jedoch nicht in der Hoffnung irremachen könnte, daß das deutsche Volk sich schließlich doch noch das unglaublich reiche Lebenswerk dieses großen Märtyrers neudeutscher Kultur zu eigen machen wird."

Einschlagen von Ladeneinbänden in festem Aktendeckel.

Material.

Kleister, Zapon- oder Zellonlack, Azeton, reiner Zellstoff-Aktendeckel*), planliegend, von möglichst dunkler Farbe, tunlichst geglättet, in drei verschiedenen Stärken:

---

*) Die Beschaffung des nötigen Zellstoffaktendeckels stößt zur Zeit auf Schwierigkeiten. Erwünscht wäre eine durchaus dunkle, nicht schmutzende Farbe, die im Handel nicht erhältlich ist, im Format des Bogens von 48 × 72 cm, das für zwei kleine und ein größeres Buch ausreicht. Abhilfe würde nur eine Bestellung bei einer Papierfabrik schaffen, zu der sich eine größere Zahl von Büchereien zusammentuen müßten, da eine Mindestmenge von 2000 kg für einen Auftrag erforderlich ist. Büchereien, die gesonnen sind, sich an einer Sammelbestellung zu beteiligen, werden gebeten, ihren Bedarf in Bogen der obigen Größe der Schriftleitung mitzuteilen. Nachdem der Gesamtbedarf eine Gewichtsmenge von 2000 kg erreicht hat, können wir erst eine verbindliche Offerte einholen und den beteiligten Büchereien Mitteilung über den voraussichtlichen Preis machen. Die Schriftleitung.

a) Für große Bücher: Quart, Großoktav oder Lexikonformat: Bogenstärke mindestens 0,5 Millimeter, Gewicht mindestens 400 Gramm auf den Quadratmeter, Stoffklasse I—II (reine Hadern und Zellstoff).

b) Für Bücher in Oktavformat: Bogenstärke mindestens 0,3 Millimeter, Gewicht mindestens 320 Gramm auf den Quadratmeter, Stoffklasse III (reiner Zellstoff).

c) Für kleinere und dünnere Bücher (z. B. Sammmlung Göschen, Natur- und Geisteswelt): Bogenstärke mindestens 0,24 Millimeter, Gewicht mindestens 250 Gramm auf den Quadratmeter, Stoffklasse III (reiner Zellstoff).

Werkzeuge.

Bleistift, Lineal, Schere, Falzbein, Pinsel, Napf, Lappen, zwei Preßbretter, Schraubzwinge.

Verfahren.

1. Das Buch wird geschlossen in der Mitte des Bogens in gleichem Abstande vom oberen und unteren Rande fest aufgelegt. Der Bleistift wird an der oberen und unteren Buchkannte entlang geführt, so daß die beiden Linien a—b und c—d entstehen (Figur 1). Zwischen diesen beiden Linien werden mit dem Lineal in der Bogenmitte zwei senkrechte Parallelen gezogen, deren Abstand gleich der tatsächlichen Buchstärke ist. Parallel zu diesen und in einem Abstande von 1 Zentimeter nach außen (bei dickeren Bänden 2 Zentimeter) werden dann zwei weitere Parallelen (in der Zeichnung punktiert) gezogen. Am oberen und unteren Rande werden mit der Schere zwei trapezförmige Zwickel ausgeschnitten, so daß die beiden Zungen stehen bleiben.

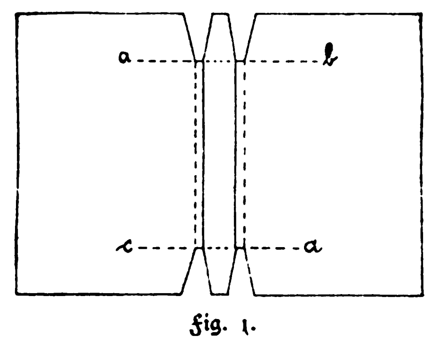
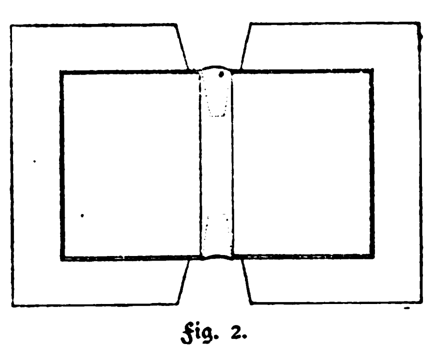


Fig. 1.

2. Die obere Zunge wird in der Linie a—b mit dem Falzbein nach innen gefalzt. Das Buch wird in der Mitte aufgeschlagen und in die Mitte des Bogens gelegt, so daß die obere Zunge unter dem Hohlrücken eingeschoben werden kann. Die untere Zunge wird sanft umgebogen, und mit dem angefeuchteten Daumen ebenfalls so weit unter den Hohlrücken geschoben, als es möglich ist, dann gefalzt (Figur 2).


Fig. 2.

3. Buchkörper und hinterer Deckel werden zugleich mit dem Umschlag mit der linken Hand gefaßt und in senkrechter Stellung an den Leib gedrückt oder an einen Klotz. Die rechte Hand erfaßt die Umschlagklappe l und legt sie fest um den Deckel nach innen; ebenso die Klappe k. Beide Klappen werden scharf an den Deckel gezogen und sofort mit dem Falzbein angefalzt, so daß der Deckel ohne Spielraum fest im Umschlag liegt. Das Buch wird nun umgedreht und in gleicher Weise werden die Klappen g und h um den hinteren Deckel gefalzt (Figur 3).

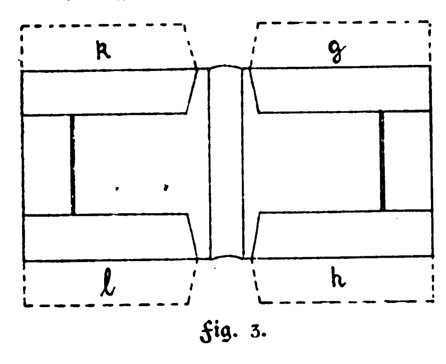
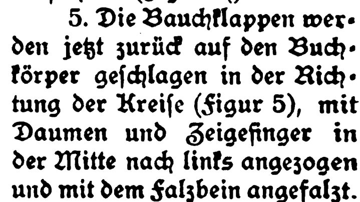


Fig. 3.

4. Das geschlossene Buch wird, mit dem Rücken nach links liegend, mit der linken Hand festgehalten. Das Falzbein wird zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt und gleitet an der Bauchkante des Buches entlang, wobei der Daumen führt und der Zeigefinger andrückt, so daß sich der Deckel durch den Umschlag hindurch in einem Falz ausprägt. Ebenso wird auf der Rückseite verfahren (Figur 4).

Fig. 4.



5. Die Bauchklappen werden jetzt zurück auf den Buchkörper geschlagen in der Richtung der Kreise (Figur 5), mit Daumen und Zeigefinger in der Mitte nach links angezogen und mit dem Falzbein angefalzt.

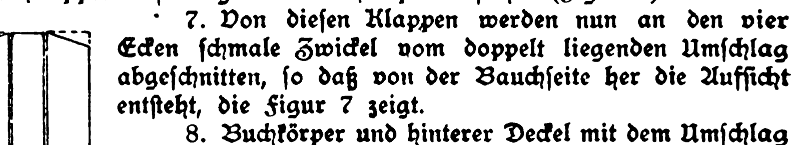
Fig. 5.

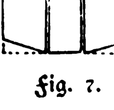
Fig. 6.

6. Das Buch wird jetzt mit der linken Hand gefaßt und so vor den Körper gehalten, daß seine untere Ansicht dem Arbeitenden zugewandt ist und daß die Bauchklappen T-förmig vom Buchkörper abstehen (Figur 6).



7. Von diesen Klappen werden nun an den vier Ecken schmale Zwickel vom doppelt liegenden Umschlag abgeschnitten, so daß von der Bauchseite her die Aufsicht entsteht, die Figur 7 zeigt.




Fig. 7.

8. Buchkörper und hinterer Deckel mit dem Umschlag werden wieder mit der linken Hand gefaßt und senkrecht stehend an den Leib oder einen Klotz gedrückt. Der Vorderdeckel liegt auf dem Tisch auf. Man fährt nun mit den drei letzten Fingern der rechten Hand zwischen Vorderdeckel und Umschlag, faßt mit dem Zeigefinger die linke Eckzunge (Figur 8) und rollt sie von außen nach innen ein, indem man sie gleichzeitig zwischen Deckel und Umschlag schiebt und scharf hineinzieht. Man wechselt dann die das Buch festhaltende Hand und schiebt



ebenso mit der linken Hand die andere Eckzunge zwischen Deckel und Umschlag, klappt hierauf die Außenklappe nach innen um und falzt fest an, so daß die Ansicht entsteht, welche die rechte Seite der Figur 8 zeigt. Ebenso verfährt man dann mit dem hinteren Deckel. Der Umschlag ist jetzt auf allen Seiten um den Deckel geschlossen und muß fest anliegen wie ein Handschuh. (Rechte Seite der Figur 8!) Die Bauchklappen werden nun mit den oberen und unteren Klappen dort, wo sich beide berühren, zusammengeklebt, und das Buch wird eine Nacht unter Druck gehalten.

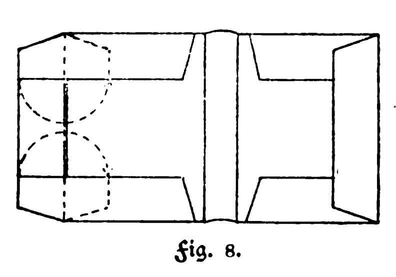


Fig. 8.

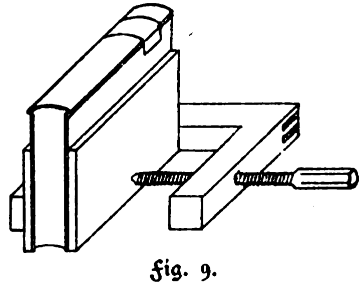


Fig. 9.

9. Das Buch wird zwischen zwei Brettern durch eine Schraubzwinge festgehalten und mit dem Rücken nach oben auf den Tisch gestellt (Figur 9). Das vorher beschriebene Schildchen wird angekleistert, rechts und links mit den Händen festgehalten und mit der Mitte zuerst auf den Rücken gelegt, dann mit einem Lappen von oben herab rechts und links angestrichen und mit dem Falzbein vorsichtig in die Deckelfälze eingedrückt. Hierauf wartet man, bis das Schildchen angetrocknet ist.

10. Das Buch wird ausgeschraubt, in der Mitte aufgeschlagen und geöffnet mit dem Rücken und Deckel nach oben auf den Tisch gelegt. Zwischen die Deckel und den Buchkörper werden überragende Stücke von Zeitungspapier bis zum Falz eingeschoben, damit nicht herunterlaufende Flüssigkeit in den Buchkörper eindringt. Der Arbeitsersparnis halber wird gleich eine größere Anzahl von Büchern in diesem Bearbeitungszustande über den Tisch verteilt. Zapon oder, in Ermangelung dessen, Zellonlack (Bezugsquelle: Zellon-Werke, Charlottenburg 4, Wilmersdorfer Straße 85) wird in ein flaches Näpfchen gegossen und mit einem etwa 4 Zentimeter breiten, flachen und weichen Haarpinsel rasch auf den ganzen Umschlag unter Einschluß des Schildchens aufgetragen. Zellon und Zapon trocknen rasch und hinterlassen auf dem Umschlag eine Schicht, die einen gewissen Schutz gegen Schmutz, Feuchtigkeit und Fett darstellt. Sofort nach dem letzten Pinselstrich wird das verbleibende Zapon in die Flasche zurückgegossen und das Näpfchen etwa 1 Zentimeter hoch mit Azeton- oder, in Ermangelung dessen, mit Essigäther gefüllt. Hierin wird der Pinsel gut ausgewaschen und ausgedrückt; dann wird er mit einem Lappen ausgerieben und durch Hin- und Herschlagen am Tischbein aufgelockert, damit er beim Trocknen nicht hart wird. Das etwa noch verbleibende Azeton kann dem Zapon zugegossen werden, nicht aber dem Vorrat an sauberem Azeton.

11. Nach dem Trocknen wird das Buch geschlossen. Der Zaponüberzug hat eine leichte Aufrauhung des Umschlages bewirkt. Diese wird beseitigt durch mehrfaches Glätten mit dem flach aufgelegten Falzbein. Zum Schluß werden noch die etwas zu scharfen Ecken des Buches durch Niederdrücken mit dem Falzbein ein wenig abgestumpft.

Impressionistische Weltbetrachtung.

Von Dr. Eugen Sulz.

An jeden Leiter kleiner und mittlerer Büchereien tritt jetzt die Frage heran, wie er sich in seiner Einkaufspolitik zu den umfangreichen und teuren Werken verhalten soll, die in den letzten Jahren besonders zahlreich im Büchermarkt aufgetaucht sind. Es ist hier weniger an die großen Memoirenwerke aus dem Weltkrieg gedacht, die nur für einen engen Kreis von Lesern in Frage kommen, und die zur Not auch leihweise von größeren Bibliotheken beschafft werden können, sondern an diejenigen Werke, welche die Weltanschauungen der Zeit besonders typisch zum Ausdruck bringen. Jede Einkaufspolitik bei beschränkten Mitteln geht nach dem billigen Buch, vielleicht auch nach dem antiquarischen, aber es gibt Neuerscheinungen, an denen auch die kleine Bücherei nicht vorübergehen darf, wenn sie einen Stamm von Lesern besitzt, welche mit den geistigen Strömen der Gegenwart in Beziehung bleiben wollen. Und es gibt gerade neuerdings eine Reihe von Werken, welche die Quintessenz solcher geistigen Strömungen zu enthalten scheinen, ich nenne nur als bekannteste: Gundolfs Goethe-Buch und Spenglers „Untergang des Abendlandes". Bei Spenglers Werk mag man Bedenken haben, ob es wirklich die geistige Bedeutung besitzt, die ihm durch die Mode beigemessen wird, auch ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß viele Leser die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Spekulationen und Kombinationen auch nur einigermaßen imstande sind nachzuprüfen. Wir finden hier eine Zeiterscheinung, die z. B. in bezug auf die Entdeckungen von Einstein und Steinach besonders grell ins Auge fällt, daß diese Männer nämlich von hunderten von Zeitungsschreibern für die größten des Jahrhunderts erklärt und ihre Entdeckungen als weltumwälzende bezeichnet wurden, obgleich vermutlich weitaus die meisten dieser Zeitungsschreiber nicht die nötigen Fachkenntnisse besitzen, den Wert jener Entdeckungen zu beurteilen, ja leider darf man schon behaupten, daß viele von ihnen kaum eine Ahnung davon haben werden, um welche wissenschaftlichen Einzelheiten es sich überhaupt handelt. Die Folge solchen kritischen (oder besser unkritischen) Reklamebetriebs ist natürlich, daß wertvolle Erscheinungen, die sich für solche Reklamen nicht so sehr eignen, unbeachtet vorübergehen. Ich möchte deshalb hier von einem Werk sprechen, das dauern und allgemeine Beachtung finden wird, wenn Spenglers Werk den Weg aller Modeerscheinungen gegangen ist, ich meine Hermann Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen"*). Hier haben wir das repräsentative Werk für eine bestimmte Einstellung zu Welt und Menschheit, das zugleich noch den Vorzug besitzt, von jedem ernsthaft Suchenden verstanden zu werden. „Vorliegendes Tagebuch bitte ich zu lesen wie einen Roman", so beginnt der Verfasser, und wahrhaftig, das Werk hält uns gefesselt von Anfang bis zu Ende wie ein spannender Roman.

Ich möchte im folgenden kurz ausführen, welche Bedeutung das Werk für die Gegenwart hat: Es ist die Selbstdarstellung der impressionistischen Persönlichkeit. Also nicht zu verwechseln mit einer der vielen Abhandlungen

*) Verlag Otto Reichl, Darmstadt. 3. Aufl. Verlagspreis: 120 M.

über den Impressionismus, dieser Begriff kommt wahrscheinlich im ganzen Werk überhaupt nicht vor; auch handelt es weder von der impressionistischen Kunst noch vom impressionistischen Künstler. Impressionismus ist ja auch mehr als eine bloße Kunstrichtung, mehr als ein Stil, er ist eine Weltanschauung, oder vorsichtiger ausgedrückt, die moderne Abart einer bestimmten Weltanschauung, die beispielsweise mit dem Schwergewicht auf der religiösen Seite im sogen. Panentheismus sich wiederfindet, die innere Beziehungen hat zur Mystik und zur Romantik. Diese Weltanschauung entspricht ungefähr dem Typ, dem der Philosoph Dilthey in seiner grundlegenden Weltanschauungstypen-Lehre den Namen Objektiver Idealismus gegeben hat.

Doch lassen wir die Namen, bei denen man sich vorläufig vielleicht nicht viel Bestimmtes denkt, bei Seite, und umschreiten wir an der Hand unseres Werkes die „impressionistische Persönlichkeit". Gleich im Anfang finden wir die Ablehnung des bekannten Wortes, daß Persönlichkeit das höchste Glück bedeute. „Der Metaphysiker" (damit meint Keyserling seinen Typ) „darf in keiner Gestaltung aufgehen, er darf mit keiner sich identisch fühlen, sein Bewußtseinszentrum muß mit dem der Welt zusammenfallen, er muß jede einzelne Erscheinung vom Standpunkt Gottes aus sehen. So vor allem seine eigene Individualität, seine eigene Philosophie". Die Bildung der Persönlichkeit ist ein Kristallisationsprozeß, der möglichst lange aufgehalten werden muß. Die alte Forderung des Mystikers: „Mensch werde wesentlich" ist dadurch zu erfüllen, daß das Bewußtseinszentrum, das Ich, von allen zufälligen Gestaltungen unabhängig gemacht werden muß, denen sich die Seele (der äußere Träger des Ich) je nach ihren zufälligen Einstellungen in bestimmte Umgebungen anpaßt. Je mehr die Seele gezwungen wird, die verschiedenartigsten Umgebungen zu durchlaufen, desto mehr erhebt sich das Bewußtsein (das Ich) über die einzelnen Gestaltungen derselben, indem es ihre Zusammenhänge und innewohnenden Gesetzlichkeiten erfaßt und die Gestaltungen der Seele so außer sich stellt. Dies vermag gerade der impressionistische Mensch, der wandelbare Proteus, der nicht auf eine bestimmte gesellschaftliche, landschaftliche und volkhafte Umgebung ein für allemal zugeschnitten ist. So findet er sich also selbst durch das Reisen, daher das Motto des Werkes: „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum." Und wie das Wesen des Ich gefunden wird, so auch das Wesen aller Erscheinungen außerhalb, das, „was selbst ungeformt, alle Form von innen her bedingt". Was im Vorhergehenden besonders aufgefallen sein wird, das ist die dieser Weltanschauung geläufige Gegenüberstellung des Ich als des Wesentlichen und der Seele oder Psyche, von der gesagt wird: „Die Psyche ist Natur, muß als solche behandelt und beurteilt werden; von Hause aus sind ihre Prozesse auf keine geistigen Werte bezogen."

So reist nun der Philosoph durch die Welt und versenkt sich in fremde Landschaften, Rassen und Kulturen, aber nicht, um sie mit dem Maßstab des Westeuropäers abzumessen, sondern er versenkt seine Seele jeweils so sehr in die Eigenart seiner neuen Umgebung, daß ihm diese mit all ihren Besonderheiten ganz selbstverständlich, ja notwendig erscheint, und das Europäertum beinahe nur noch wie eine ferne, halb unverständliche Erinnerung in ihm auftaucht. Wie weit dies geht, davon nur ein interessantes Beispiel von seinen Eindrücken in China: „Im Osten besteht allgemein kein notwendiger Zusammenhang zwischen beruflichem Handeln und Sein, und dies spüre ich hier deutlicher denn je. Ich habe die Händler aufmerksam beobachtet, die mir mit soviel Geschick mein Geld aus der Tasche lockten: man mag noch soviel von der Liebenswürdigkeit als zur kaufmännischen Technik gehörig abschreiben — ich bin überzeugt, daß viele dieser Krämer ihr Geschäft nur ausübten, aber nicht waren; es könnten hochstehende Menschen gewesen sein."

„Der Deutsche versteht diesen Zusammenhang nur schwer. Hier muß er vom Russen lernen, dem einzigen Europäer, der ein ursprüngliches und unmittelbares

Verhältnis zur Seele seines Nächsten hat. Warum sollte ein Mensch denn schlecht sein, der einen noch so sehr belügt und betrügt? Freilich hat man Schutzmaßnahmen zu ergreifen; man lasse sich nicht betrügen, und wo der andere einem allzu überlegen ist, dort belange man ihn gerichtlich, auf daß die Obrigkeit ihn unschädlich mache. Aber Roheit ist es, eines Menschen Wesen nach seinem Tun zu beurteilen. Wer ist denn so weit, daß sein Tun seine Seele vollkommen spiegelte? Noch habe ich keinen gesehen. Und wo Sein und Handeln sich nicht decken, ist der, welcher lügt und betrügt, weil die Sitte dies gestattet, dem anderen, der sich aus konventionellen Gründen rechtschaffen benimmt, genau und in allen Stücken gleichwertig. Für den Wissenden besteht kein Unterschied zwischen einer „Stütze der Gesellschaft" und einem unredlichen Makler, sofern beide nicht sind, was sie tun — allenfalls steht der letztere von beiden höher, insofern er keine Ideale hat und diesen daher nicht untreu sein kann. — Ich weiß, es ist nicht ungefährlich, solches auszusprechen; um so mehr, als tugendhaftes Handeln auf die Dauer die Seele doch beeinflußt und umgekehrt, die Inder wären weiter als sie sind, wenn sie zwischen Sein und Handeln nicht so scharfsichtig und reinlich unterschieden. Doch das sind praktisch-politische Erwägungen, die mich im Augenblick nichts angehen".

Aus jeder neuen Umgebung sieht er mit den Augen der fremden Kultur sein Europäertum von einer neuen Seite her beleuchtet, immer tiefer erkennt er dessen Bedingtheit durch äußere Umstände, zu denen natürlich auch die Eigentümlichkeiten des Volks- und Rassencharakters zu rechnen sind, und so erfaßt er sein Wesentliches als Brennpunkt der Spiegelungen in vielen anderen Wesenheiten. Es ergibt sich eine gewisse Ähnlichkeit zu Spenglers Verfahren; stellt dieser durch einen Längsschnitt gewisse Kulturkomplexe in Parallele und gewinnt so den neuen Begriff der Gleichzeitigkeit (d. h. Altersähnlichkeit innerhalb der verschiedenen Kulturorganismen), so geschieht dies bei Keyserling mit dem Querschnitt durch die Kulturen der Gegenwart, wobei für ihn natürlich die Verschiedenheit der Altersstufen der einzelnen Kulturen hervortritt. Was ihn aber in seinen Ergebnissen über Spengler stellt, das ist die leichtere Zulänglichkeit und stärkere Erlebbarkeit seiner Vergleichszustände, das ist vor allem die größere Unvoreingenommenheit und Einfühlungsfähigkeit des Impressionisten gegenüber dem gewalttätigen Konstruieren Spenglers. Keyserlings Erlebnisart zwingt ihn, zu allen Fragen menschlichen Denkens und menschlicher Kultur immer neu Stellung zu nehmen. Besonders reizvoll finde ich, was vielleicht der pedantische Dogmatiker als Fehler buchen möchte, daß er zu einem bestimmten Problem etwa aus der indischen Erlebniswelt heraus einen andern Standpunkt einnimmt, als beispielsweise aus der chinesischen oder amerikanischen. Das ist impressionistische Anschauungsmethode, zugleich erkennt man dabei ihren tieferen Sinn: plastische Darstellung und vertiefende Erkenntnis des eigenen Wesens und anderer Wesenheiten durch wechselnde Beleuchtung von verschiedenen Erlebniswelten her. Ein ausgezeichnetes Sachregister, wozu noch Überschriften für jede einzelne Seite treten, ermöglicht Stichproben dieser Art in großer Zahl und regt auch nach der Durcharbeit zu immer neuem Nachblättern an. Doch auch abgesehen von dieser besonderen Methode ist die Fülle von Beobachtungen über ausländische Kulturerscheinungen in lebendigster Form eine Fundgrube für die vielen Benutzer einer Bücherei, die nicht Zeit und Lust haben, Spezialwerke für solche Fragen zu wälzen, ich nenne z. B. die eingehende Darstellung der indischen Theosophie und ihrer amerikanisch-europäischen Umbildungen, überhaupt die Darstellungen der orientalischen Religionsformen und ihren Vergleich mit den europäischen, ich nenne besonders die feinfühlige Darstellung des chinesisch-japanischen Liebeslebens, das man entweder in einseitig-vernünftiger europäischer Verzerrung, oder in romantisch-dichterischer (und damit wiederum europäischer) Verbrämung zu betrachten gewohnt ist; und Keyserling ist nicht dieser oder jener Orientreisende, sondern ein anerkannter Kenner der östlichen

Volksseelen. Geradezu spannend wird es, wenn die amerikanische Welt in ihrer Massigkeit auf die an die feine alte Kultur Chinas und Japans angepaßte Seele des Reisenden einwuchtet, zuerst bezwingend, hinreißend, bis dann das alte europäische Kulturgewissen erwacht und den Amerikanismus abschüttelt.

Noch ein paar Anführungen aus dem Werk zur genaueren Kennzeichnung dieses Weltanschauungstyps: „Die neue Naturstufe äußert sich darin, daß der Mensch nicht mehr glauben kann ohne zu verstehen, daß er keine zufälligen Schranken mehr anerkennt, daß er unfähig scheint, Name und Form im bisherigen Sinne ernst zu nehmen. Hieraus ergibt sich das entsprechende Ideal: wir müssen vollkommen verstehen, ganz frei werden von Dogma und Vorurteil. Und eine Synthese des Menschentums realisieren oberhalb der Persönlichkeit. Eine Synthese, in welcher der vollkommen verinnerlichte Mensch, im Geist und in der Wahrheit lebend, das Empirische nur mehr als Ausdrucksmittel benutzt.“ Neben dieses geistige Freiheitsideal treten nun weitere Forderungen für die Freiheit der Seele als Ergänzung, diese hat Keyserling in der besonderen Broschüre: „Was uns not tut, was ich will *) ausgesprochen, die als notwendige Ergänzung zum Reisetagebuch zu betrachten ist. „Der furchtbare Irrtum dieses Zeitalters war, um es in einem Satz zu sagen, der, daß es die Freiheit, die der Geist mit Recht verlangt, jene schönste Errungenschaft des sterbenden 18. Jahrhunderts, auf das Seelenleben extrapoliert hat. Damit verkennend, daß die wesentliche Freiheit des Menschen, um in diesem Medium darstellbar zu sein, ganz anderer Bedingungen bedarf; daß nur die organisierte, nicht die amorphe Seele frei sein kann.“ — „Das Ideal wäre ein vollkommenes Seelenleben, welches gleichzeitig vollkommenem Wissen entspräche, also nicht eigentlich ein vorurteilsfreies Menschentum, sondern ein solches, dessen Vorurteile sämtlich zugleich richtig wären.“ — „Eine neue Synthese von Geist und Seele tut uns not. Eine Synthese, welche die verschiedenen Teile des Menschen nicht dem Zurückgebliebenen, sondern dem am weitesten Entwickelten zu, aufs neue ins Gleichgewicht brächte.“ — „Heute gibt es offenbar nur einen einzigen Weg zum Heil: daß die Kritik selbst, zu ihrem höchsten Ausdruck gebracht, dem Wiederaufbau der Lebensganzheit dienlich werde. Es gilt den Sinn der Moral, den Sinn der Religion, den Sinn alles dessen zu erweisen, was dem Leben nachweislich zu seinem Heile Halt bot, durch vorläufige Kritik aber als unbegründet verurteilt schien.“ —

Diese Forderung, das Seelische durch das Geistige zu lebendigem Einklang zu bringen, ist die Forderung dieser Zeit, ehe sich das Ziel wieder zum Höchsten wenden darf, zum Heiligen und Göttlichen, und so fordert Keyserling für die Gegenwart, daß nicht der Religionslehrer und nicht der praktische Ethiker, sondern der Philosoph das Führertum anzutreten habe. Diese Forderung sucht er in Wirklichkeit umzusetzen durch die Wiedererweckung der platonischen Akademie, durch seine „Schule der Weisheit“ in Darmstadt, welche nicht dem Wissen und Können dienen soll, sondern der menschlichen Vollendung: „der Wiederverknüpfung von Geist und Seele, der wechselseitigen Durchdringung von Lebensinhalt und Lebensform, der Verbreitung weltmännischer Erziehung in Deutschland“.

Das Bewußtsein, daß unsere deutsche Kultur auch in dieser Zeit solche Brennpunkte in sich erzeugt, mag vielen ein Trost und eine Hoffnung sein.

Amerikanische Soldatenbüchereien im besetzten Deutschland.

Die Versorgung der europäischen Expeditions-Armee der Vereinigten Staaten mit Lesestoff war bekanntlich das Werk der A. L. A. (American Library Association). Den gleichen Dienst hat die A. L. A. auch für die Truppen übernommen — es war

*) Erschien im gleichen Verlage.

zu Anfang eine Viertelmillion — die zwischen Briten nördlich und Franzosen südlich einen Teil der Rheinlande, hauptsächlich das Moselgebiet, besetzt hielten und im Dezember 1918 einmarschiert waren.

J. T. Jennings, Bibliothekar der Public Library in Seattle, Wash., der im Dezember nach Paris gekommen war, wurde von dem Europa-Vertreter der A. L. A., Herrn Burton E. Stevenson, beauftragt, nach Coblenz zu fahren und dort den Bibliotheksdienst für die dritte usamerikanische Armee zu organisieren. Er traf dort am 3. Januar 1919 ein; die Besatzungsarmee war noch ohne Lesestoff. In der von der Y. M. C. A. (Young Men's Christian Association) belegten und für die geselligen und Unterhaltungsbedürfnisse der Soldaten eingerichteten Festhalle war der Bücherei ein Raum von etwa 13 m im Geviert zugewiesen; er hat eine Reihe von Monaten ausgereicht. Vierzig Kisten mit Büchern waren zur Stelle, und, wie Jennings im Bulletin of the A. L. A. Vol. 13 Nr. 3 (Juli 1919) S. 307 ff. berichtet (vgl. auch den Bericht von Edward E. Ruby daselbst S. 318), konnte am gleichen Abend der Betrieb eröffnet werden. Der Raum enthielt die Büchergestelle an den Wänden, einzelne noch freistehend, Lesetische mit Zeitschriften und den Ausgabetisch mit dem Ausleihapparat. Als Bibliothekar war Ostern 1919 Herr Kenneth C. Walker von der Pratt Institute Library School tätig, doch hat die Leitung öfters gewechselt. Der Bestand wuchs in kurzem auf 8- bis 10000 Bände, von denen gewöhnlich rund 4000 gleichzeitig ausgeliehen waren; die tägliche Ausleihe stieg bis auf 400 Bände. Besonders starke Nachfrage war natürlich nach Literatur über die Rheinlande. „Wir hatten 20 Baedeker und hätten 200 brauchen können", sagt Jennings. Zweigbüchereien wurden errichtet in den Sitzen der einzelnen Divisionen, u. a. in Trier, Neuenahr, Andernach, Plaidt, Neuwied und Montabaur.

Im Herbst wurde die Hauptbücherei — eine Zweigstelle blieb am Schloßplatz — verlegt in das ehemalige Offizierskasino des Infanterie-Regiments Nr. 68, Rizza-Straße 42. Die Bücherei nimmt das gesamte Hochparterre ein und benutzt das Untergeschoß. Im Hochparterre sind große vornehm-behagliche Lese- und Aufenthaltsräume je für Offiziere und Mannschaften, das mittelste Zimmer dient als Bücherspeicher, die Ausleihe ist vorn auf der Diele, daneben das Büro. Leiterin war um Ostern 1920 Miß K. Dorothy Ferguson.

Die Bücher, nach Deweys Dezimalsystem aufgestellt, verteilen sich auf die verschiedenen Gebiete im großen und ganzen nach den üblichen Stärkeverhältnissen. Sie sind fast alle im Verlegereinband; ist dieser durch Abnutzung erledigt, so wird das Buch nicht umgebunden — das wäre unwirtschaftlich — sondern kassiert und etfalls durch ein neues Exemplar ersetzt. Im Frühjahr 1920 — inzwischen war die Besatzung auf ein Bruchteil des ursprünglichen Bestandes herabgemindert — umfaßte die Bücherei rund 15800 Bände; die Ausleihe in Coblenz belief sich im Januar auf 4352 Bände, dazu 115 Bände, die an die usamerikanischen Schulen in der Stadt ausgeliehen wurden. Im selben Monat gingen Wandersendungen an 17 Stationen aus mit zusammen 4157 Bänden. Solange noch in Paris die europäische Zentrale der A. L. A. war, erhielt die Coblenzer Bücherei von dort häufig Büchersendungen für die Vorträge der Lecturer im Army Educational Corps; jetzt ist die Coblenzer Bücherei selbst Zentrale für Europa. Sie vermittelt z. Z. Zeitschriftensendungen aus Usamerika an die — z. Z. 230 — usamerikanischen Dienststellen in Europa bis Petersburg und Tiflis hin; diese Sendungen kommen in Drucksachenverpackung an und werden auch so weiterbefördert. Im Januar belief sich der Eingang und Wiederausgang auf 1350 solcher „units".

Das Untergeschoß des Hauses enthält die für die Wandersendungen bestimmten Büchervorräte — auch sie sind nach dem Dezimalsystem angeordnet — und dient auch sonst für den Packerei- und Versandverkehr.

Gesondert von der allgemeinen Bücherei werden verwaltet die Lazarett-

büchereien, die auch ihre Zentrale im gleichen Gebäude haben. Sie umfaßten rund 1000 Bände. —

Die Büchereiverwaltung benutzt wirkungsvolle Werbemittel, um die Soldaten auf die Lesegelegenheiten hinzuweisen, z. B. Plakate. Ein allgemein gehaltenes scheint überall im Felde verbreitet gewesen zu sein, das auf Soldatenbüchereien überhaupt aufmerksam machte, ein besonderes war für die Coblenzer Bücherei hergestellt.

Wenn es auch das Herz bedrückte, auf deutschem Boden, der für Jahre in fremder Gewalt ist, Einrichtungen einer fremden Heeresmacht in einem deutschen Offizierskasino zu sehen, so mußte ich doch als Fachmann anerkennen, daß die usamerikanische Heeresverwaltung im Verein mit der A. L. A. die Versorgung der Truppen mit Lesestoff in mustergültiger Weise organisiert hat.

Bei meinen Besuchen in der Coblenzer Soldatenbücherei — um Ostern 1919, Herbst 1919 und um Ostern 1920, habe ich, das erstemal von Herrn Walker, das letztemal von Miß Ferguson bereitwillige und freundliche Auskunft erhalten.

C. Nörrenberg.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Bock, Hermann, u. Karl Weitzel, Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. Lehrmeister-Bücherei Nr. 535—544. Leipzig, Hachmeister & Thal, o. J. (1920.) (416 S.) Ungeb. 9 M.

Das Buch gibt keine geschlossene Darstellung der Entwicklung des Geschichtsromans und keine zusammenfassenden Charakteristiken seiner Hauptvertreter, sondern es soll in erster Linie ein handliches Nachschlagewerk sein. Die einzelnen Werke der rühmenswert weitherzigen Auswahl sind chronologisch nach dem darin behandelten Zeitraum geordnet und werden einzeln nach ihrem Inhalt und meist auch nach ihrer Darstellungsweise, ihrem künstlerischen und Bildungswert dargestellt. Die Urteile sind maßvoll, ohne nichtssagend zu sein und zeigen durchaus keine Einseitigkeit — das ist wohl das Höchste, was man von einem derartigen Werke erwarten kann, das nie jeden in allen Einzelheiten zufriedenstellen wird. Neben ihre eigenen Charakteristiken haben die Verfasser vielfach solche aus literarhistorischen und kritischen Werken und Zeitschriften gesetzt und fast immer mindestens auf solche verwiesen; das steigert die Benutzbarkeit des mit einem Verfasser- und einem Titelregister versehenen Buches bedeutend. Es wird in jeder Bücherei zur Beratung bei der Anschaffung und Ausleihe willkommen sein. Bedauerlich ist nur die selbst für heutige Verhältnisse zu wenig haltbare Ausstattung. Homann.

Brües, Otto, Walter Flex und seine Dichtung in unserer Zeit. Berlin, Staatspolitischer Verlag, 1920. (65 S.) Ungeb. 6 M.

Brües setzt Walter Flex und seine Dichtung in enge Beziehung zu den Zeitereignissen und kommt zu dem Ergebnis, Flex habe die Synthese zwischen dem Individualismus der Vergangenheit und dem Gemeinschaftsstreben der Gegenwart oder Zukunft gefunden, die Verschmelzung von neuen und alten Anschauungen, „die uns bisher körperhaft im Staatsleben nicht geglückt sei, geistig sei die im Lebenswerk von Walter Flex vollzogen, dessen Dichtung damit zum Gleichnis werde". Es scheint, als verliere Brües in der Verehrung für Walter Flex ein wenig die Perspektive, als sehe er ihn zu nah und zu groß; um so mehr wird sein Büchlein, das sehr eingehende, feine und liebevolle Darstellungen der Flexschen Werke bringt, allen Freunden dieser Werke willkommen sein. Homann.

Ernst, Paul, Der Zusammenbruch des Marxismus. München, G. Müller, 1919. (208 S.) 5,50 M., geb. 7 M. u. 20 %.

Der bekannte fruchtbare Schriftsteller und Dichter, den früher schon „der Zusammenbruch des deutschen Idealismus" geschichtsphilosophisch beschäftigt hat, prüft in dieser Schrift die Lehren des herrschenden Sozialismus auf ihren Wert für einen Neuaufbau unseres zermürbten Gesellschaftszustandes. Er führt uns einleitend die Sünden des Kapitalismus vor Augen und gibt zu bedenken, wie auch der Marxismus mit seiner Forderung nach möglichster Ergiebigkeit der Arbeitsleistung in kapitalistischer Denkweise befangen bleibe. Auch er verfehle das hohe Kulturziel, über die gepredigten Wirtschaftsmittel hinaus ein angemessenes menschenwürdiges gesundes und freudiges Dasein zu gewinnen. Verfasser geht dann zu einer Schilderung der Entwicklung des Kaufmanns über, vom Kleinhändler zum Großunternehmer. Diesen will ja der Marxismus ausschalten. Gleichlaufend erfolgt der Niedergang des Handwerkers über den Kleinhändler zum Proletarier. Der traurigen Einwirkung auf die Familienverhältnisse ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Darin erfährt die Frauenemanzipation eine unnötig harte Beurteilung. Entscheidender Wert wird mit Recht auf die Feststellung gelegt, daß sich gottlob nicht die gesamte Wirtschaft großindustriell und damit proletarisierend entwickelt hat. Vieles werde somit nie „reif" für das Sozialisierungsprogramm. Vor allem nicht die Landwirtschaft, aber auch viele Handwerker nicht. Im Abschnitt „der Fetischcharakter des Wertes" erfolgt eine gesunde Verspottung des Unsinns vom allgemeinen Achtstundentage. Dann die Ablehnung der materialistischen Geschichtsauffassung als Übertragung der wirtschaftlichen Forschungsmethode auf verkannte Kulturgebiete. Der Verfasser war in seiner Jugend selbst links stehender Sozialdemokrat. Mit gereiften Gedanken lenkt er uns, in dem Bestreben zu helfen, auf wichtige Sozialaufgaben hin, ohne in den bürgerlichen Kampf eingreifen zu wollen. Er tut es anregend, eindringlich und klar. Ernststrebende Arbeiter und nachdenkende Leser werden diese Auseinandersetzung mit dem Marxismus nutzbringend prüfen. Daher sei die Schrift Bibliotheken empfohlen. Räuber.

Günther, K., Kultur und Tierwelt. Eine Tragödie unserer Zeit. (Naturwissenschaftliche Bibliothek.) (157 S.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. Geb. 6 M.

Eine Fülle von Wissen von dem Einst und Jetzt auf unserem Erdball ist in diesem kleinen Buche niedergelegt. In klarer Form, in flüssigen Gedankengängen hat der Verfasser zunächst von den ursächlichen Beziehungen berichtet, welche zwischen den klimatischen Umwandlungen und der Tierwelt in vorgeschichtlichen Zeiträumen bestanden, und dann dargestellt, wie das immer weiter sich ausbreitende Menschengeschlecht in steigendem Maße verändernd auf Flora und Fauna aller Länder eingewirkt hat. Er schildert, wie der Mensch dadurch, daß er immer besser allen elementaren Gewalten zu trotzen lernte, mit maschineller Kraft Raum und Zeit überwand, daß er immer mehr unwirtliche Gegenden sich zu eigen machte und für seine Zwecke umgestaltete, die Lebensbedingungen unendlich vieler Tiere — zum Teil unbeabsichtigt — störte oder vernichtete. An vielen Beispielen weist der Verfasser auch nach, wie häßlichste Gewinngier im Verein mit sinnloser Putz- und Verschwendungssucht brutal und bewußt ganze Tiergattungen ausgerottet oder im Raubbau nahezu aufgerieben hat — in völliger Verkennung der Dauerwerte, die eine weitblickende Bewirtschaftung dieses Tierreichtums nach hegerischen Grundsätzen dem Kulturmenschen hätte erhalten können.

Er zeigt aber auch zum Schluß, wie das richtige Verständnis für den Wert und die Schönheit der vielgestaltigen Tierwelt in größeren Schichten mancher Kultur-

völker bereits Fuß gefaßt und in der Schaffung von Wildreservaten, Naturschutzparks und Ähnlichem eine rettende und wiederaufbauende Tätigkeit entfaltet hat.

Sehr gut ist in dem Buche auch zum Ausdruck gebracht, wie gerade für den kulturell fortschreitenden Menschen die Erhaltung dieses köstlichsten Reichtums der Natur eine vornehmste Pflicht, ein seelisches Bedürfnis werden muß.

Besonders wir Deutschen haben in dieser schweren Zeit das größte Interesse daran, daß uns diese aus der Freude an der Natur emporsteigende heilkräftige Quelle seelischer Erquickung und Erneuerung erhalten bleibt und immer mehr nutzbar gemacht wird. Von ganzem Herzen ist daher dem vorliegenden Buche die weiteste Verbreitung zu wünschen. J. Bauer.

Hansen, Hans, Das Erlebnis der Architektur. Köln, Kairos-Verlag, 1920. (103 S.) 6 M.

Ein Sammelband des jungen und mutigen Kölner Architekten Hansen, der verschiedene Aufsätze und zwei Vorträge vereinigt, ist ein prächtiges Bekenntnis gegen allen Historismus, für alle gute und große Kunst. Es ist kein Buch für Hochgelehrte allein, für Kunstforscher und Baumeister, sondern für jeden, der Architektur zu erleben fähig ist, und für jeden, dem die baukünstlerische Not unserer Zeit am Herzen liegt. Für Hansen ist die Architektur der steingewordene Ausdruck der Zeit: wehe, wenn sie eine schlimme, eine protzige, eine verlogene Zeit verrät! Seine Vorträge (aus den Jahren 1917 und 1919) sind standpunkthafte Manifeste, Forderungen und Feststellungen. Baukunst ist wesensverwandt mit dem Geist der Zeit. Die Erziehung soll wieder lehren, die Baukunst als lebendigen Organismus zu verstehen. Der Geist der Zeit ist auf Aktivität gerichtet, so soll auch die Baukunst die in sich saturierte Klassizität verlassen, der künstlerische Wille soll von der Gestaltung des neuen Bildes und Skulpturwerkes her auch die Architektur befruchten, endlich Historismus und Unternehmertum aus dem Feld schlagen. Besonders der zweite Vortrag enthält kluge und klare Begründungen. Wie lebendig die Beziehung zur älteren Kunst sich gestalten kann, zeigen namentlich die künstlerischen Einfühlungen in Werke rheinischer Frühgotik und des Barock. Ein Buch, von dem die Kunstgeschichte wird lernen können — aber auch ein Buch, Hans Hansen! das von der Kunstgeschichte lernte. Ortwin.

Hausenstein, Wilhelm, Vom Geist des Barock. Mit 73 Tafeln. München, Piper & Co., 1920. (134 S.) 24 M., geb. 32 M.

Wie des Verfassers Renaissancebuch, so ist auch die vorliegende Monographie eine außerordentlich wertvolle Bereicherung unserer Vorstellungen über den künstlerischen Formwillen. Was Hausenstein bietet, ist nicht etwa eine Geschichte des Barocks, sondern vielmehr eine kunstpsychologische Einführung in die dieser Zeit eigentümliche Problematik, die in dem Wesen dieser Lebens- und Kunstepoche beschlossenen Spannungen. Wir erhalten tiefe Einblicke in die Daseinsbedingungen und Auswirkungen dieses Stils, in welchem das Nüchternste mit dem Phantastischen, das Geistige mit dem Fleischlichen zu einer organischen Einheit verschmolzen sind. Das Buch, das einen außerordentlich kühnen Versuch darstellt, dem Erlebnisinhalt einer bestimmten Kulturperiode durch Einfühlung näher zu kommen, fesselt allein schon durch die geistvolle Behandlung, die den dargestellten Problemen zuteil wird. Seine Lektüre setzt manches voraus, so daß es nur gebildeteren Lesern zugänglich ist. Fritz.

Hitschmann, Eduard, Gottfried Keller, Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Band 7.) Leipzig, Wien usw., Internationaler psychoanalytischer Verlag, 1919. (125 S.)

Diese Studie beweist von neuem, daß die Psychoanalyse immer mehr hinauswächst

über die Betrachtung krankhafter psychischer Tatsachen zu einer fruchtbaren Methode der Erklärung sozusagen „normaler", aber doch schwer verständlicher Erscheinungen. Die vielen seltsamen Gegensätze in Kellers Wesen und manche bisher nicht ausreichend erklärten Eigentümlichkeiten seiner Dichtungen werden hier in überzeugender Darstellung auf sein Verhältnis zur Mutter zurückgeführt. Als Material der Untersuchung dienen neben der Lebensgeschichte besonders die beiden verschiedenen und zu weit getrennten Lebenszeiten abgeschlossenen Fassungen des „Grünen Heinrich", sowie die zahlreichen von Keller erzählten Träume. Die sehr taktvoll gehaltene Schrift trägt zweifellos zum Verständnis Kellers und zur psychologischen, wenn auch — dem Wesen dieser Methode gemäß — natürlich nicht zur eigentlich ästhetischen Erklärung seiner Werke bei. Homann.

Kjellén, Rud., Grundriß zu einem System der Politik. Leipzig, S. Hirzel, 1920. (105 S.) 6,50 M., geb. 12 M.

In der Einleitung zum vorliegenden Buch berichtet der Verfasser über den Gang seiner bedeutenden den Staat, seine Aufgaben und letzten Ziele betreffenden Arbeiten, die mit seiner berühmten Schrift „Die Großmächte" einen so verheißungsvollen Anfang genommen hatten. Wie schon der Titel andeutet, handelt es sich diesmal mehr um theoretische Erörterungen als um Geschichtsdarstellung oder Länderbeschreibung. Nach Kjelléns Ansicht umschließt ein „System der Politik in seiner Gesamtheit" vornehmlich drei spezielle Probleme. „Sie befassen sich erstens mit dem Gegenstand der politischen Wissenschaft; zweitens mit den äußeren Grenzen dieser Wissenschaft; drittens mit deren innerem Zusammenhang und organischer Einteilung." Dabei entgeht es ihm nicht, daß praktisch diese Probleme, „die alle gelöst werden müssen, bevor ein System aufgebaut werden kann", in vielfacher Weise ineinander übergehen. Wie immer folgt man auch hier den inhaltreichen und anregenden Bemerkungen dieses Schweden mit seltenem Genuß. In dem großen Streit zwischen individualistischer und kollektivistischer Staatsverfassung stellt sich K. bewußt und entschlossen „auf die Seite der letzteren", d. h. er wendet sich von der vielgerühmten englisch-französischen Auffassung ab und der vielgeschmähten germanischen zu, wie sie von Ranke und seiner historischen Schule dem Sinn und Geist nach begründet wurde. Der Zufall hat es nun gewollt, daß neuerdings sogar „Vorlesungen über Politik", die Joh. Gust. Droysen im Jahre 1850 gehalten hat, wieder ans Licht gezogen wurden. Darin heißt es unter anderem: „Die Politik lehrt nicht, wie die Lage der Welt, der Staaten, des Einzelstaates sein sollte, sondern wie sie ist und nach den bekannten Machtbedingungen sein kann; sie gibt nicht Ideale — sondern die konkrete Wirklichkeit und in derselben ganz andere Triebkräfte als jene nebulosen". — Dem Kundigen leuchtet auf den ersten Blick ein, daß dieser Standpunkt dem des Verfassers wahlverwandt ist, der nun seinerseits ausdrücklich betont, daß auch in der praktisch-technischen Durchführung der alte Geschichtschreiber Preußens sich ihm insofern nähert, als er, abweichend von anderen politischen Systematikern jener Zeit, noch statistischen und historischen Einteilungen politische Bilder der fünf damaligen Großmächte auf geographischem Hintergrund entworfen habe. Man begegnet also schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Wissenschaft diesem „Ansatz zu rein empirischer Betrachtung und Behandlung der politischen Welt", während später juristische und darauf nationalökonomische und sozialpolitische Maßstäbe die Forschung beherrschten. Der Verfasser aber, der diese alten Gedanken wieder aufnimmt und mit ebenso großer Umsicht wie Sachkenntnis weiterführt, kann zum Schluß von sich rühmen, daß bei seiner Betrachtungsweise kein Platz mehr bleibt für subjektive Ansichten irgend welcher Art. Seine Methode umfaßt alle Staaten, Freunde wie Feinde, große und kleine, sie messe mit dem gleichen Maßstab und passe sie denselben Kategorien ein. Liesegang.

Mielke-Homann, Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. 5. Aufl. Dresden, Reißner, 1920. (530 S.) Geb. 30 M.

Das in vieler Hinsicht überaus brauchbare Buch von H. Mielke, das 1912 in 4. Auflage erschien, ist von H. J. Homann einer Neubearbeitung unterzogen worden, die vorbehaltlich der notwendigen Ergänzungen den ursprünglichen Text fast durchweg unverändert läßt. Ihre Bedeutung liegt darin, daß H. mit sicherster Beherrschung des umfänglichen Stoffes, der sich auf die Jahre von 1912—20 bezieht, nicht nur gute Überblicke über die verschiedenen Erscheinungsformen des Romans dieser Zeit gibt, vor allem über die Kriegsromane und die jüngste Kunst (zwei Kapitel, die völlig neu zu schreiben waren), sondern auch in zahlreichen Fällen vortreffliche Analysen wichtiger Werke (z. B. von Th. und H. Mann, W. Schäfer, J. Ponten) bietet. Natürlich ergibt sich daraus eine gewisse Zwiespältigkeit, daß die Mielkesche Betrachtungsweise, übrigens zu seinen Ungunsten, sich von der Art und Weise unterscheidet, in welcher der Beabeiter der modernen Romanproduktion in ihrer an Gegensätzlichem so reichen Mannigfaltigkeit gerecht zu werden bestrebt ist. Homanns auf Belesenheit und Feinfühligkeit im Urteil gegründete Arbeit bedeutet eine Leistung, die nicht zuletzt der Bibliothekar voll würdigen wird. Als Führer bei der Bücherauswahl und Stoffkreisführung wird es ebensosehr wertvolle Dienste leisten, wie man es gern in der Hand reiferer Leser sehen möchte. **Fritz.**

Ruedorffer, J. J., Die drei Krisen. Eine Untersuchung über den gegenwärtigen politischen Weltzustand. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1920. (73 S.)

Im Jahrgang 1915 (S. 100) ist das Buch Ruedorffers „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart", zu dessen neuer Auflage die vorliegende Schrift die Ergänzung bildet, ausführlich und seiner großen Bedeutung gemäß gewürdigt worden. Die Mahnung, die der Verf. — bekanntlich ein namhafter Berufsdiplomat — damals an die nationalen Wortführer der Großstaaten richtete, sich nicht einseitig von der Leidenschaft hinreißen zu lassen, sondern auch die berechtigten Interessen der Rivalen anzuerkennen, verhallten in dem Kriegslärm, der bald darauf einsetzte, ungehört. Nachdem nunmehr die Katastrophe nicht nur über uns, denen der Sieg nicht beschieden war, sondern auch über unsere Gegner hereingebrochen ist, müssen wir versuchen, uns nicht länger in der ungeheuren Verwirrung schieben zu lassen, sondern die Dinge wieder zu meistern, indem wir ihren wirklichen Zusammenhang zu verstehen lernen. Von den drei Krisen, die vielfach ineinandergeschlungen, die Welt erschüttern, ist die eine außerpolitisch und die internationale Organisation der Welt, insonderheit Europas, betreffend. Die zweite ist innerpolitisch und bezieht sich auf Staaten und Staatsformen. Die dritte Krise endlich ist eine solche der Gesellschaft. — Was nun die neue durch den Gewaltfrieden geschaffene äußere Lage anbelangt, so liegt auf der Hand, daß das Ergebnis unhaltbar ist. Unter der inneren Krise versteht der Verf. das Mißverhältnis zwischen dem Gebaren der Staaten und dem wirklichen Staatszweck, wie es zum Schaden der Menschheit vor, während und nach dem Weltkrieg überall hervortritt. Aus Rücksicht auf alle möglichen Parteien und Stimmungen in den Massen vermögen die Staatsmänner nicht mehr den richtigen Kurs zu segeln, sondern müssen sich den Klippen nähern, an denen das Schiff schließlich zerschellt. Ohne diese beiden Krisen wäre auch die dritte, die der Gesellschaft oder der Bolschewismus, wohl zu bannen gewesen. Denn aus den offenkundigen schweren Gebresten der bisherigen Weltordnung hat diese neue Bewegung ihre Kraft gesogen. „Sie ist destruktiv, ist eine Zerfallserscheinung, undenkbar ohne den Krieg, der gegen alles bisherige, gegen die Organisation der Welt in Nationen, gegen den bürgerlichen Staat, mit Gräbern und Ruinen ein erschütterndes Zeugnis ablegt." Diese Krankheit, deren Verlauf in Ruß-

land R. kurz und bündig darlegt, bedroht alle Staaten des kontinentalen Europa, wenn auch nicht in dem gleichen Maße. Ein Schlußkapitel betrachtet die verschiedenen Wege, auf denen die Menschheit aus der Katastrophe wieder emporsteigen kann. Besonders schwer dürfte für unser Vaterland in seiner jetzigen Verfassung der Aufstieg sein. „Deutschland hat heute und für alle Zeit keine andere als eine paneuropäische Politik zu treiben." Der Verf. erinnert an eine Denkschrift Humboldts an den Freiherrn von Stein aus dem Dezember 1813, in der gerade im Interesse der anderen europäischen Nationen die Notwendigkeit eines starken deutschen Reichs gefordert wird. Wie man nun auch über die Darlegungen R.s im einzelnen urteilen möge, sein Buch hat Gedanken, die sorglicher Beachtung in einer Zeit wert sind, in der es uns mehr denn je obliegt, neue Wege für die Zukunft ausfindig zu machen. Liesegang.

Schweinfurth, Georg, Im Herzen von Afrika. Leipzig, Brockhaus, 1920. (190 S.) (Reisen und Abenteuer. 4.) Geb. 12 M.

Hervorragende Forschungsreisende wie Hedin, Scott, Stanley sind mit Schweinfurth in der Sammlung vertreten, die gerade dadurch, daß sie Originalberichte, wenn auch nicht vollständig, enthält, sich von den landläufigen Bearbeitungen zu ihrem Vorteil abhebt. Das sowohl wissenschaftlich wie durch die vollendete Form der Darstellung ausgezeichnete Werk des großen Afrikaforschers, das zuerst 1874 erschien und der erstaunten Welt so viel Neues und schier Unerhörtes zu berichten hatte, begrüßt man besonders gern in der Sammlung: es ist wie eine Odyssee seltsamster Erlebnisse, von Menschenfressern und Zwergen wird berichtet, Völkern, die heute längst in den Gesichtskreis europäischer Zivilisation gerückt sind, damals aber noch eine völlig fremde, absonderliche Welt darstellten, wie Amerika zur Zeit der Entdeckung durch Kolumbus. Nicht nur die Erlebnisse und Tatsachen, die der berühmte Forscher mitzuteilen hat, machen das Buch anziehend, auch seine Schreibart, bei der häufig ein köstlicher Humor mit unterläuft, ebenso auch die beigegebenen Bilder, die größtenteils auf Originalzeichnungen Schweinfurths zurückgehen. Fritz.

Sybel, Ludwig v., Frühchristliche Kunst. Leitfaden ihrer Entwicklung. Mit einem Titelbild. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, 1920. (55 S.)

Jeder Freund altchristlicher Archäologie, der die größeren Werke des Verfassers — seine „Christliche Antike" und seine „Weltgeschichte der Kunst im Altertum" — kennt und schätzt, wird dieses schmale Bändchen mit Dank begrüßen. Zwar haben wir keinen Mangel an systematischen Handbüchern über eben diesen Gegenstand, was uns aber fehlt, das ist gerade ein knapper Leitfaden, der von Epoche zu Epoche fortschreitend die Anfänge der christlichen Kunst seit ihrem ersten Entstehen unter den flavischen Kaisern bis auf Theodosius darstellt. Wie sich von selbst versteht, geht auch dieser Grundriß von der Totalanschauung aus, die, wie man weiß, von anderer gleichfalls autoritativer Seite teilweise bestritten wird. „Wie die Religionsgeschichte des Altertums in das Christentum, so mündet die Geschichte der alten Kunst in die christliche Antike aus." Eine solche Fülle künstlerischer Ausdrucksmittel fanden die alten Christengemeinden vor, daß sie um die Lösung neuer Aufgaben keinen Augenblick in Verlegenheit zu sein brauchten: sie vermochten den Kunstbedarf der Hellenen und Hellenisten auch nach deren Christianisierung durch Auswahl, Anpassung und Richtung der ihr noch innewohnenden Kraft sozusagen zu decken. Im Widerspruch namentlich wohl zu Strzygowskis anregenden, aber vielleicht hier und da über das Ziel hinausgehenden Aufstellungen läßt Sybel die altchristliche Kunst nicht in einem künstlerischen Gegensatz zur vorchristlichen Antike entstehen, „sie zehrt auch nicht von Entlehnungen aus ihr, sondern es war immer dieselbe Antike, gerade auch in den Neubildungen". In kurzen Strichen zeichnet

der Verf. die Entstehungsgeschichte, wie er sie sich denkt, unter fortwährender Bezugnahme auf die Tatsachen, die von seinem Standpunkt aus als die entscheidenden anzusehen sind. Jedem der vier Kapitel folgen wertvolle Literaturangaben und -besprechungen, so daß der aufmerksame Leser, falls er sich weiter unterrichten will, hierzu bequem in der Lage ist. So entstand ein überaus brauchbares, durch Klarheit ausgezeichnetes Büchlein, dem man bei allen Interessenten die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Liesegang.

Tschirner-Tschirne, Hans-Erich von. In die Wüste. Meine Erlebnisse als Gouverneur von Akaba. Berlin, Borngräber, 1920.

Der Verfasser, der als Forschungsreisender sich eine tiefgehende Kenntnis des Orients angeeignet und sie in mehreren Werken niedergelegt hat, schildert seine Erlebnisse im Weltkriege. So lebendig und fesselnd auch der zweite Teil, das Kriegsleben um Akaba selbst, dargestellt ist, wird der erste Teil, die Vorbereitung zu des Verfassers und anderen Orientunternehmungen, doch das größere Interesse auf sich ziehen. Hier werden die Schäden des Systems bloßgelegt, welche den Zusammenbruch gerade im Osten zuerst herbeiführen mußten. Daß nicht Tadellust oder eitles Besserwissenwollen, sondern wirkliche Kenntnis der Verhältnisse und tiefer Schmerz um das Vaterland diese Darstellungen beseelt, spürt man aus jeder Zeile. Die Schilderung selbst gehört zu den besten der beschreibenden Literatur und würde auch ohne das gegenständliche Interesse die Aufmerksamkeit weiter Kreise verdienen. Stiewe.

Wasserzieher, Ernst, Hans und Grete. Fünfhundert Vornamen erklärt. Berlin, Dümmler, 1920.

Der bekannte Verfasser des ebenso vortrefflichen als wohlfeilen ableitenden Wörterbuchs „Woher", das vor kurzem schon in vierter Auflage erschienen ist, gibt in diesem Heftchen auf 28 Seiten die Erklärung, „aller einigermaßen üblichen Vornamen". Er beginnt mit einem durch geschickt gewählte Beispiele belebten Verzeichnis der „wichtigsten Bestandteile, aus denen die echt deutschen Namen zusammengesetzt sind" und läßt dann je in einer besonderen Liste männliche und weibliche deutsche Vornamen folgen. Die Liste trennt fremdländische männliche und weibliche Vornamen und ein kleiner Anhang berühmter Namen aus Geschichte und Dichtung macht den Beschluß. Möchte das praktische Heftchen, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist, dazu beitragen, daß wir zu dem Brauch unserer Altvordern zurückkehren, die Vornamen nicht nur als mehr oder minder geschmackvolle und durch große „Namensvettern" geweihte Klänge zu betrachten, sondern in ihnen auch den ursprünglichen, wunschhaften Sinn zu spüren. „Nomen est omen" haben schon die Römer gesagt. Und wer möchte nicht gerne Vorzeichen deuten, namentlich wenn sie ehrenvoll und glückbringend scheinen. Ackerknecht.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Dinesen, Marie, Wie eine Seele Flügel bekam. Aus dem Dänischen von Marie Dietz. Berlin, Martin Warneck, 1920. (309 S.) Geb. 10 M.

Diese Geschichte ist ein rühmliches Zeugnis für die Durchschnittshöhe moderner dänischer Erzählungskunst. Agnes Glob, die Hauptheldin, tritt als reizender, lebensfroher Backfisch, als „Fräulein Schmetterling" anmutig vor den Leser, der es wohl versteht, daß ein junger Student der Medizin, Hejlesen, die Ferientour mit seinen Kameraden aufgibt, sobald er sie in einer Sommerfrische kennenlernt. Bald aber merkt er, daß das junge Mädchen weniger in frivoler Absicht als aus Unerfahrenheit mit seiner Liebe spielt. Als Krankenschwester findet er sie nach Jahren völlig verändert und verinnerlicht wieder, und da bricht die alte Liebe wieder hervor, die jetzt

auch von ihrer Seite mit Leidenschaft erwidert wird. Schon naht die Zeit heran, die für die Vermählung festgesetzt ist, da ringt sich der junge Arzt zu dem Entschluß durch, auf eine behagliche Existenz in der Heimat zu verzichten und, unter allen Umständen der Bitte seiner früheren Freunde folgend, als Missionsarzt nach Indien zu gehen. Für Agnes Glob kommen schwere Tage der Entscheidung, inzwischen aber sind ihrer Seele die Flügel gewachsen, und sie gewinnt es über sich, ihrem Bräutigam nach Indien zu seinem entsagungsvollen Beruf zu folgen. Ein eigener poetischer Reiz liegt über der Erzählung, die in feiner, ruhiger Art uns dieses Wachsen und Sichentwickeln des frühverwaisten, der Liebe bedürftigen Mädchens miterleben läßt. Hiernach bedarf es wohl keiner Frage, daß hier ein Buch vorliegt, das man nach Inhalt und Form unseren Volksbibliotheken bestens empfehlen kann. Liesegang.

Edda. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. Bd. 1.: Heldendichtung. B. 2: Götterdichtung und Spruchdichtung. (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Bd. 1. 2.) Jena, Eug. Diederichs, 1920. (234 u. 204 S.) 15 M.

Eine Edda-Ausgabe darf in keiner guten deutschen Volksbibliothek fehlen. Aber auch dort, wo schon ältere Veröffentlichungen vorhanden sind, sollte man es nicht unterlassen, noch die neue Genzmersche Übersetzung dazu anzuschaffen. Nicht mit allzu breiten wissenschaftlichen Untersuchungen beschwert und doch das Ergebnis ernster wissenschaftlicher Arbeit und zugleich inniger Einfühlung, ist sie gerade geeignet, auch den weiten Leserkreis volkstümlicher Büchereien mit der großen Dichtkunst der germanischen Vorzeit vertraut zu machen. Sie kann dies um so mehr, als sie die erste Ausgabe ist, die „den metrischen Stil ernsthaft nachzubilden“ sucht mit dem gleichzeitigen Bestreben, den „Wortsinn der Urtexte mit höchster Treue“ wiederzugeben. Daß trotz dieser engen Anlehnung an das Original die Verdeutschung fast wie eine Neudichtung wirkt, muß als ihr besonderer, nicht hoch genug zu schätzender Vorzug angesehen werden, denn nur einer hohen Wort- und Dichtkunst konnte es gelingen, den oft spröden Stoff mit seinen wuchtigen Formen und Ausmaßen mit Mitteln der heutigen Sprache so leicht, lebendig und anschaulich wiederzugestalten. So aber haben die Herausgeber das erreicht, was sie sich als Ziel gesteckt hatten: „die Eddagedichte als Kunstwerke dem kunstliebenden deutschen Leser in die Hand zu legen“. Auch die Anmerkungen, die der vortreffliche Eddakenner Heusler geschrieben hat, wollen dem Leser nur den Weg zu einem künstlerischen Nachempfinden der Verse bahnen. Trotzdem und obwohl sie nicht lehrhaft sein wollen, kommen sie dem Leser doch mit einer Fülle von sachlichen Erläuterungen zu Hilfe. Nicht weniger als sie werden auch die Einleitungen Heuslers zu der ganzen Veröffentlichung wie zu den einzelnen Liedern der Edda willkommen sein. Sind sie auch nur von geringem Umfang, so sind sie doch aus dem vollen geschöpft: sie machen den Leser mit allem Wesentlichen bekannt und interessieren und begeistern ihn zugleich für die unvergleichlichen Schätze der ältesten germanischen Dichtung. Zur würdigen Ausstattung der Ausgabe hat der Verlag in gewohnter Weise das Beste getan: Druck und Papier übertreffen bei weitem das, was der Büchermarkt heute bei wissenschaftlichen Publikationen zu bieten pflegt, der Preis aber bleibt weit unter den jetzt üblichen Durchschnittssätzen. Kohfeldt.

Die Geschichte vom Goden Snorri. Übertragen von Felix Niedner. „Tuhle“ Bd. 7. Jena, Diederichs, 1920. (167 S.) Ungeb. 10 M., geb. 20 M.

Dieser neue Band gibt erwünschte Gelegenheit, von neuem auf die wertvolle „Sammlung Thule“ hinzuweisen. Bei der Geschichte vom Goden Snorri ist, obwohl auch sie alle Vorzüge der Saga-Form, vor allen die Knappheit, Strenge und Anschaulichkeit, in hohem Maße besitzt, das interessanteste, das geschichtliche

und kulturgeschichtliche. Snorri, dessen hier erzählte Taten durchaus geschichtlich wahr sind, ist im Gegensatz zu den meisten anderen Saga-Helden kein Kampfes- sondern ein Friedensheld, trotz der Härte und Größe seiner Art. Sein Lebenswerk ist die Schaffung eines großen Besitzes und danach der erfolgreiche Kampf für Ruhe und Ordnung im Lande. In manchem könnte er etwa ein Vorbild zu Verner von Heidenstams Folke Filbyter gewesen sein. Außer der Charakteristik dieses eigenartigen Mannes ist an der Saga die Fülle des dargebotenen kulturhistorischen Materials, besonders für alte Rechtsverhältnisse, wertvoll. — Die Geschichte ist, wie alle Sagas, schwer zu lesen wegen der Gedrängtheit des Stils. Da sie aber bestimmte Kenntnisse nicht voraussetzt, ist sie doch für jeden verständlich, der Zeit und Mühe genug aufwendet, sich hineinzulesen. Homann.

Hesse, Hermann, Klingsors letzter Sommer. Erzählungen. Berlin, S. Fischer, 1920. (215 S.) 10 M., geb. 15 M., in Halbleinen 17,50 M.

„Klingsors letzter Sommer" ist der besondere Titel der letzten der drei kleinen Novellen des neuen Hessebuchs. Es schildert ein paar Südhimmel-Lebenstage des genialen, in Schwermut, Genuß- und Schaffensrausch sich verzehrenden Malers Klingsor, während die andern beiden Erzählungen uns die schweren inneren Kämpfe zweier Sünder — eines Knaben, der in Jugendtorheit zum Dieb wird, und eines unbescholtenen Beamten, den häusliche Qualen zum Verbrecher machen — miterleben lassen. Das Schicksal- und Charakterschwere in dem Leben dieser drei Helden bringt H. mit seiner alles verstehenden und verständlich machenden Art klar und sicher zur Anschauung. Auch die H.s Dichtungen überhaupt eigene warmtonige Stimmung fehlt seinem neuen Buch nicht. Kohfeldt.

v. Kraft, Zdenko, Missa solemnis. Roman. Berlin, Bong & Co., o. J. [1920]. (308 S.)

Dieser Problemroman behandelt das Verhältnis des Künstlers zu der Welt, in der und mit der er leben muß, und kommt zu dem sonderbaren Schluß, der ideale Künstler müsse sich von der Welt abschließen, auf Liebe und Glück verzichten, um sich zu finden und in heiterer Ruhe die Kraft zum Schaffen zu gewinnen. Die sehr romanhafte Handlung, in der der Held von drei Frauen geliebt wird, ohne das volle Glück zu finden, beweist die Richtigkeit der These nicht überzeugend, eher vermögen die schwärmerisch weiche Fülle des Stils und Schönheiten einzelner Stellen den Leser vorübergehend zu überreden. Im ganzen ermüdet die überschwängliche Weichlichkeit: zu viele Effekte werden skrupellos ausgenutzt zur geheimnisvollen Verhüllung eines Nichts. Homann.

Lambrecht, Nanny, Vor dem Erwachen. Roman. Berlin, Scherl, o. J. [1920]. (291 S.) Geb. 12 M.

Ihren Kriegsromanen schließt Nanny Lambrecht einen ganz gleichgearteten Roman aus der Waffenstillstandszeit an, der im besetzten linksrheinischen Gebiet spielt. Die gleiche unterhaltsame Lebhaftigkeit der Schilderung, die gleiche Art der etwas groben aber treffsicheren Charakteristik und das gleiche oberflächliche Plänkeln mit tieferen Problemen findet man hier wie dort. In klar aufgebauter Handlung schildert sie den Zusammenbruch einer Gesellschaft von Kriegsgewinnlern und bemüht sich mit geringerem Erfolge, das Emporwachsen einer starken und reinen Jugend begreiflich zu machen. Der Roman ist als Tageserzeugnis interessant und gut zu lesen; dauernden Wert besitzt er kaum. Homann.

Munier-Wroblewska, Mia, Schwester Ursula. Roman. Stuttgart-Berlin, Cotta, 1920 Geh. 13 M.

Der Werdegang einer Frau, die eine Vernunftehe einging, ihrem Gatten seelisch

stets fernstand, den Mann findet, für den sie bestimmt scheint, nach mannigfachen Schicksalen ihn in dem Augenblicke verliert, als sie ihn endlich zu erringen meint, und spät sich zu einer abgeklärten Lebensauffassung emporarbeitet. Wir haben hier einmal einen Kriegs-Roman, der die Ereignisse des Weltkrieges künstlerisch als zufälligen und fast nebensächlichen Hintergrund behandelt, ohne das Stoffliche für sich auszunutzen, und das alleinige Gewicht auf das Psychologische legt. Daß die Umweltschilderung zugunsten der Heldin oft etwas oberflächlich gehandhabt wird, gibt dem Ganzen freilich einen leisen Stich ins Eintönige. Die Charakteristik aller Figuren mit Ausnahme der Heldin kommt über einige gute Ansätze kaum hinaus, namentlich den geliebten Mann möchte man etwas körperhafter haben. Doch wird dadurch eine Zusammendrängung alles Interesses auf die seelische Entwicklung der Heldin gewonnen, ihre innerliche Haltlosigkeit unaufdringlich aber klar bis ans Ende dem Leser zum Bewußtsein gebracht, und so der glückliche Ausgang, der ihr beständig vorschwebt, notwendig zur moralischen und künstlerischen Unmöglichkeit. Der Roman ist entschieden als eine nicht gewöhnliche und durchaus eigenartige Erscheinung zu bezeichnen. Stiewe.

Sohnrey, Heinrich, Herzen der Heimat. Geschichten aus Groß-Berlin und kleinen Dörfern. Mit Bildschmuck von F. Müller-Münster. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1919. (350 S.) 15 M.

Von diesen während des Welkrieges entstandenen kleinen Dichtungen sagt der Verfasser: „Es trieb mich, dem gewaltigen und verhängnisvollen Kriegsleben gegenüber das rein Menschliche darzustellen, wie sich's in Herz und Handeln der Daheimgeblieben auswirkte. Schlichte Geschichten und Bilder charakteristischer Zeitvorgänge sind es, in bunter Reihe vereinigt. Von Herzen gekommen, möchten sie auch zu Herzen gehen und an ihrem bescheidenen Teile dem stillen Reiche eines neuen deutschen Lebens dienen.“ Möchte diese Hoffnung des volkstümlichen Dichters keine vergebliche sein! Seine Art, das Tüchtige und Gute der deutschen Stadt- und Landmenschen immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, hat in den gegenwärtigen düsteren Tagen etwas Ermutigendes und Befreiendes. Und auch an seiner liebenswürdigen Erzähl- und Plauderform wird der Leser seine Freude haben. Möchte das gehaltvolle Buch auch solche Abnehmer finden, die es wie ein echtes Volksbuch behandeln, das nicht bloß einmal flüchtig gelesen, sondern wieder und wieder zur Hand genommen werden will. Kohfeldt.

Schmitt, Ernst, Im Anfang war die Kraft. Eine Niederschrift. Jena, Diederichs, 1920. (133 S.) Geh. 10 M., geb. 15 M.

Ein deutscher Diplomat erhält 1918 in der Schweiz den Auftrag, einen französischen Anknüpfungsversuch, der zu Friedensverhandlungen führen kann, anzunehmen und weiterzuleiten. Nach vier Tagen schwerster innerer Kämpfe kommt er zu dem Entschluß, den Krieg nicht durch die Politik abbrechen zu lassen. „Ich durfte den Krieg nicht hindern. Er mußte der letzte sein. Er mußte durchgekämpft werden. Damit er das Tor werden konnte der neuen Zeit.“ Die Niederschrift, die durchaus als Dichtung gewertet werden muß, entwickelt diesen Gedanken nicht deutlich, folgerichtig und überzeugend, sondern sie läßt ihn nach wirren und wilden Erlebnissen blitzartig aufleuchten. Man vermißt die rechte Klarheit, wird aber doch mitgerissen von der heißen Leidenschaftlichkeit der Darstellung. Homann.

Spieß, Philipp, Bis zum Feierabend. 3. Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1919. (118 S.) Geb. 2,50 M.

Daß diese „Handwerkergeschichte aus dem alten Stuttgart“, die vor mehr als einem Menschenalter entstanden ist, nunmehr wieder neu herauskommt, werden die Freunde guter alter Volksliteratur nicht ungern sehen. Allerlei lustige und ernsthafte

Geschichten aus der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts werden mit gutem Humor in kräftiger Sprache dem Leser dargeboten. Eine längst versunkene Welt kleinbürgerlichen Lebens in allen seinen Beschränkungen sowie in seiner anheimelnden Gemütlichkeit und Tüchtigkeit ersteht vor den Augen des Lesers. Namentlich für die reifere männliche Jugend kann dieses mit 8 Vollbildern von Hermann Bäuerle ansprechend geschmückte Büchlein empfohlen werden. Liesegang.

Vögtlin, Adolf, Sephora. Novelle. Nassau, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur 1919.

In Form einer Romanerzählung wird hier versucht, die Judenfrage gleichsam historisch zu lösen, die Schuld an der gegenseitigen Feindschaft zwischen Christ und Jude auf beiden Seiten zu finden. Die Handlung selbst, eine Art Seitenstück zu Romeo und Julia, wird äußerst eigenartig und seelenkundig fein mehr angedeutet als ausgeführt. Dabei enthält sich der Erzähler jeder Parteinahme so sehr, daß er selbst den Weg zur Lösung der Frage nur anzuraten scheint und jedes Urteil dem Leser überläßt. Schon um dieser Seltenheit willen ist das kleine Werk freudig zu begrüßen, ganz abgesehen von der künstlerischen Feinheit der Darstellung. Stiewe.

C. Kurze Anzeigen.

Bilz, Wie ich mich bis zum 78. Jahre jung und kerngesund erhielt. Leipzig, F. E. Bilz (o. J.). 32 S.

Ein sympathisches Büchlein, das durch Abhärtung und Mäßigkeit Krankheiten verhindern will, ohne der Kurpfuscherei Vorschub zu leisten. v. Hanff.

Diederichs, Eugen, Die geistigen Aufgaben der Zukunft. Leipzig, Eulenverlag, 1920. 16 S. 1,20 M.

Als Motto könnte man an die Spitze des Vortrags die Worte stellen: Liebe deine Arbeit! Entwickle durch sie dein Menschentum! Diene der Gemeinschaft und bringe dich zum Opfer! v. Hanff.

Fick, Richard, Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik. Neumünster, Dittmann, 1920. 52 S. 4 M.

Verlangt den ständigen Austausch geistiger Güter, wozu besonders die Büchereien beitragen sollen. v. Hanff.

Frosch, Hanns F., Das heroische Fräulein Müller und andere komische Sachen. Die Revolution in der Satire mit 40 Illustr. von Georg Zimmer. Weltwendeverlag Oranienburg. 90 S.

Weder der Text noch die Bilder lösen das Lachen aus, das von dem ungeheuren Druck befreien könnte, mit dem der Leser durch den Stoff belastet wird. v. Hanff.

Kropotkin, Peter, Die Eroberung des Brotes. Deutsch von B. Kampffmeyer, mit Vorrede v. R. Rocker. Berlin, Syndikalist-Verlag, 1919. (175 S.) 3,50 M., geb. 5 M.

Wer die „Memoiren eines russischen Revolutionärs" kennt, weiß, daß dieser Autor als Vorkämpfer eigener sozialer Ideen Interessantes zu sagen hat. Er vertritt einen unbeugsamen „Anarchismus" im Sinne völliger Befreiung der Gesellschaft von staatlicher Bevormundung zur Herbeiführung freier Gruppierung und Selbstverwaltung.

Marx, Emil, Tiefengold, Kulturroman aus Oberschlesien. Breslau, Bergstadtverlag, 1920. (274 S.) Ungeb. 10 M.

An Hand einer einfachen Handlung wird Oberschlesiens Landschaft, Industrie, Geschichte, seine Sagen, seine Kulturströmungen und der harte Kampf um sein

Deutschtum geschickt dargestellt. Als Roman ein wenig langweilig und allzu primitiv, ist das Buch als ruhige und unparteiische Schilderung einer Kultur und Landschaft, die jetzt im Mittelpunkt des Interesses steht, durchaus zu empfehlen.

Meyer, Eduard, Preußen und Athen. Rektoratsrede. Berlin, Curtius, 1919. 31 S. 2,80 M.

Ein geistvoller Vergleich der deutschen und griechischen politischen Zerrissenheit und ihrer tatsächlichen und möglichen Bedeutung für die Entwicklung des nationalen Kulturlebens. v. Hauff.

Pocei, Die Zaubergeige, Ein Märchendrama. Ebenda 1919. (Zweifäusterdruck 41.) 16°. 104 S. Geb. 4 M.

Die hübsch gedruckten, mit kräftigen, ausdrucksvollen Holzschnitten A. Paul Webers geschmückten Zweifäuster-Ausgaben werden den Beifall aller Bücherfreunde finden. Daß sie ihrem Inhalt nach einen Platz in jeder Volksbücherei verdienen, versteht sich von selbst. Der Preis muß heute als mäßig bezeichnet werden. G. K.

Rathenau, Walther, Was wird werden? Berlin, Fischer, 1920. (57 S.) 2,50 M. u. 25 % T.

So fragt der einflußreiche Verf. in der mittleren der hier vereinigten 7 Abhandlungen, die dem Ende des vorigen und Beginne dieses Jahres entstammen. Alle Fragen beleuchten mit scharfen Schlaglichtern unsere verfahrene, trostlose Lage und kaum eine kommt zu einer beruhigenden Antwort.

Rühlmann, Paul M., Kulturpropaganda, grundsätzliche Darlegungen und Auslandsbeobachtungen. Charlottenburg, 19. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte. 170 S.

Es ist sehr dankenswert, daß einmal ein Anfang damit gemacht wird, die Methoden und Erfolge fremder Völker bei der Verbreitung ihres Volkstums im Ausland planmäßig darzustellen. Rühlmann bringt Beispiele von der Tätigkeit der Franzosen, Spanier, Nordamerikaner, Engländer und Japaner, wobei die Darstellung der Franzosen bei weitem die beste ist. v. Hauff.

Sachs, Hans, Der fahrende Schüler bannt den Teufel. Ein Fastnachtsspiel. Leipzig. Erich Matthes, 1920. (Zweifäusterdruck 35.) (44 S.) Geb. 4 M.

— Das Wildbad. Ein Fastnachtsspiel. Ebenda 1920. (Zweifäusterdruck 56.) (44 S.) Geb. 4 M.

Schmitt, Christian, Goethe im Elsaß. Diesterweg, Frankfurt a. M. 238 S.

Enthält außer den entsprechenden Abschnitten aus Dichtung und Wahrheit eine Fülle interessanter Nachrichten aus Briefen und Zeitberichten, Gedichte aus der Elsässer Zeit und sehr wertvolle Erläuterungen. Alles in allem eine Zusammenstellung, die in unserer Zeit nicht genug empfohlen werden kann, und die jeder gern zur Hand nehmen wird, der das Elsaß nicht vergessen hat und nicht vergessen will. v. Hauff.

Spectator, Die Geschichte der Berliner Fünftage-Regierung. Leipzig, Neue Geist-Verlag, 1920. (95 S.) 5 M.

Offenbar ein gut unterrichteter Vertreter der großstädtischen demokratischen Presse gibt hier eine knappe, rasch fortschreitende Darstellung der in aller Erinnerung lebenden folgenschweren Vorgänge auf Grund des amtlichen Materials beider „Regierungen". Die wichtigsten Erlasse erscheinen im Wortlaut, andere Kundgebungen auszugsweise. Diese Geschichte verdient um Gegenwart und Zukunft willen Eingang in den Volksbibliotheken.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 2

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.
Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Die im Anzeigenteil enthaltenen Bücherangebote stehen außerhalb der Verantwortung der Herausgeber. Aufnahme von Anzeigen erfolgt durch Vermittlung des Einkaufshauses für Volksbüchereien, Berlin NW 7.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 2

Filmkritik.

Von Dr. W. Warstat in Stettin.

Zu den wichtigsten Aufgaben einer auf geschmackliche Veredlung und auf künstlerische Höherführung des Filmwesens abzielenden Bildungspflege gehört eine unter entsprechenden Gesichtspunkten ausgeübte und zweckmäßig organisierte Filmkritik. Sie soll und kann dem Geschmack des Publikums Richtlinien geben und damit zugleich, rückwirkend auf die Filmindustrie, den bei der Neuherstellung von Filmen Schaffenden Anregung zum künstlerischen Weiterstreben bieten, sie kann endlich dem hochwertigen Filmwerk durch Anerkennung und Empfehlung einen erweiterten Wirkungsraum schaffen. Gerade auf dem Gebiete der Filmkritik liegt aber leider bisher noch vielerlei im Argen, wenn man auch nicht verkennen darf, daß gewisse Ansätze zu einer unabhängigen und ästhetisch eingestellten Filmkritik doch auch heute schon vorhanden sind.

Die meisten auf dem deutschen Filmmarkte erscheinenden Unterhaltungsfilme werden mehr oder weniger kritisch besprochen und gewürdigt, und zwar nicht nur in den Film-Fachzeitschriften, sondern mehr und mehr auch in Tageszeitungen. Von den Filmfachzeitschriften, die ständig Filmkritiken bringen, seien als die hauptsächlichsten folgende erwähnt: „Die Lichtbildbühne-Berlin, „Der Film"-Berlin, „Der deutsche Film"-München, „Der Kinematograph"-Düsseldorf, „Der Filmkurier"-Berlin (Tageszeitung!), „Münchener Sonntagszeitung und Filmkurier"-München. Dazu treten eine große Anzahl illustrierter Film-Wochenschriften, die sich allerdings mehr mit einer im Dienste der unmittelbaren, bezahlten Geschäftsreklame stehenden Berichterstattung über neue Filme beschäftigen als mit wirklicher Kritik. Von den Tageszeitungen sind mit der Aufnahme ständiger Filmkritiken in ihren redaktionellen Teil die Berliner vorangegangen; insbesondere in der „B. Z. am Mittag", der „Berliner Börsenzeitung" und dem „Berliner Börsenkurier" finden sich Filmkritiken von erfreulicher Selbständigkeit und Unbefangenheit, aber auch das „Berliner Tageblatt", die „Morgenpost", die „Nationalzeitung", sogar die „Deutsche Tageszeitung" und der „Lokalanzeiger" bringen Filmbesprechungen. Viele große Provinzzeitungen sind diesem Beispiel gefolgt. Einen eigenen, wöchentlich erscheinenden Filmteil bringen u. a. die „Münchener Zeitung", „Münchener Neueste Nachrichten", „München-Augsburger Abendzeitung", „Leip-

ziger Zeitung", „Leipziger Tageblatt", „Hannoverscher Anzeiger", „Prager Tageblatt" usw. usw.

Als ein besonders interessantes und wichtiges Unternehmen sei die alle 10 Tage erscheinende Zeitschrift „Film und Presse" (Berlin — Kritikverlag) erwähnt, die alle über neue Filme in Fachblättern und Tagespresse erscheinenden Kritiken gesammelt abdruckt. Diese Kritikensammlung bietet demnach ein wertvolles Material für alle diejenigen, welche, mitten in der praktischen Kinoreformarbeit stehend, sich ein vorläufiges Urteil über einen neuerscheinenden Film bilden wollen, aber sie eröffnet auch einen interessanten Einblick in die verschiedenen Wege, welche die heutige Filmkritik wandelt.

Die Kritik der Filmfachpresse hebt sich in ihrer Artung deutlich von der Filmkritik der Tagespresse ab. Es würde zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, wie es von mancher Seite geschehen ist, daß die Filmkritik der großen Fachblätter ganz und gar abhängig sei von den durch große Anzeigenaufträge die betreffenden Zeitschriften unterstützenden Fabrikationsfirmen. In dieser krassen Form schießt der Vorwurf entschieden über das Ziel hinaus. Auch in der Fachpresse findet man streng verurteilende Kritiken, wenn auch anderseits in vielen Fällen der Herr Filmkritiker eine deutliche, höfliche Verbeugung vor der mächtigen Herstellungsfirma macht. Was aber wichtiger ist: Tadel und Lob wird in gleicher Weise lediglich vom Standpunkte des Filmgeschäfts, der „Branche", wie der schöne Fachausdruck lautet, erteilt. So werden etwa noch hie und da auftauchende Nachfahren der berüchtigten „Aufklärungs-" und „Sitten"-Filme verurteilt, weil sie die „Branche" schädigen und den Kinogegnern neuen Stoff zum Kampfe gegen das Kino liefern. Und ein besonders klangvolles Lob, das einem Film zuteil wird, ist die Bezeichnung als „Publikums-" oder „Geschäfts"-Film. Daneben hat die Fachkritik naturgemäß ein besonders offenes Auge für alle Vorzüge und Mängel, die in der technischen Durchführung eines Films, in seiner Ausstattung, der Regie, der Photographie, der Leistung der Schauspieler und schließlich auch im Manuskript zutage treten. Der Maßstab, nach dem alles dies gewertet wird, ist in den meisten Fällen aber ebenfalls weniger ein künstlerisch-ästhetischer als vielmehr die Bewertung der technischen Leistung als solcher im Vergleich zu dem bisher Dagewesenen und allgemein Üblichen. Das Neue, noch nicht Dagewesene, das das Maß des Gewöhnlichen Übersteigende, z. B. in Bauten, Menschenmassen usw., wird hervorgehoben; denn es lockt das Publikum und öffnet dem Film die Theater.

Die Kritik der Tagespresse tritt dem Film mit der kritischen Schulung gegenüber, die sie sich am Bühnendrama erworben hat. Sie hebt daher auch am Film alles das hervor, was sozusagen von literarischer Bedeutung einerseits, von dramatisch-künstlerischer Bedeutung anderseits ist. Der Aufbau der Handlung im Film, ihre Psychologie und ihr künstlerischer Wert, die künstlerische Leistung des Schauspielers bei der Gestaltung der Figuren interessiert sie besonders, und die technische Leistung, die in einem Film zutage tritt, würdigt sie ebenfalls vor-

zugsweise nach ihrer ästhetischen und künstlerischen Seite. Es liegen hier unverkennbar Ansätze vor, die deutlich nach jener Richtung führen, in der eine bildungspfleglich im weitesten Sinne gerichtete Filmkritik liegt. Nur kommen diese Ansätze nicht zur vollen Entwicklung, und zwar aus zwei Gründen. Einmal ist der Raum, welcher der Filmkritik in der Tagespresse bisher gewährt wird, viel zu klein. Der Filmkritiker muß sich mit 10 bis 12 Zeilen in den weitaus meisten Fällen begnügen. Zweitens muß wegen dieses Raummangels jeder Film zu sehr als Einzelerscheinung erfaßt und besprochen werden. Es ist nicht möglich, auf größere Zusammenhänge einzugehen, Grundfragen der Filmästhetik am gegebenen Einzelbeispiel hervorzuholen, zu beleuchten und für die Geschmacksschulung des Publikums und auch — der Schaffenden nutzbar zu machen.

Einen Versuch mit der praktischen Durchführung einer derartig eingestellten Filmkritik hat vor kurzem der „Bilderbühnenbund deutscher Städte E. V." in Stettin gemacht. Nachdem sich die „Ostseezeitung" in Stettin bereit erklärt hatte, wöchentlich je ein längeres Feuilleton über die Stettiner Filmaufführungen der Woche zu bringen, bemühte sich Verfasser dieses Aufsatzes, die bedeutenderen Filmwerke, die in jeder Woche zur Vorführung gelangten, je nach Gelegenheit zu Gruppen einheitlicher Art zusammenzufassen und so an ihnen das Wesen des „literarischen Films", des „Gesellschaftsfilms", der „Filmpantomime", des „Detektivfilms", des „Schundfilms" usw. zum Teil im Vergleich mit den parallelen Erscheinungen literarischer Art kurz zu erläutern, künstlerische und ästhetische Maßstäbe für die Beurteilung dieser Filmgattungen und der einzelnen Filme aufzufinden und dem Publikum an die Hand zu geben, um es auf diese Weise zur selbständigen Fällung von Geschmacksurteilen zu führen und ihm das Werkzeug dazu bereit zu stellen. Daß dabei die filmtechnische und die filmschauspielerische Leistung als solche ebenfalls zu ihrem Rechte kam, ist selbstverständlich. Gleichwohl stellt die Reihe von Filmkritiken, die auf diese Weise zustande gekommen ist, noch kein endgültiges Resultat, sondern vielmehr nur einen Schritt auf dem Wege nach dem idealen Ziele dar, das uns vorschwebt*).

Wir haben aber mit dieser Filmkritik auch noch einen zweiten, rein praktischen Zweck verfolgt, und dessen Erreichung mindestens ist uns in erfreulichem Maße gelungen. Es handelt sich um die Sammlung der Ergebnisse der Filmkritik und ihre Ausnutzung für den Betrieb reformgerechter Bilderbühnen. Um diese Bühnen mit geeignetem Filmmaterial ständig versorgen zu können, ist die Kenntnis und die Bewertung der neuerscheinenden Filme und die Festlegung des Wertungsergebnisses eine unbedingte Notwendigkeit. Wir haben daher die Filmkritiken nicht nur im Bilderbühnenbund gesammelt, sondern wir

*) In etwas gedrängterer Form sind diese Kritiken dann als „Filmkritische Rundschau" in Heft 3 ff. der Berliner Zeitschrift „Film und Wissen" (Filmkulturverlag) erschienen.

haben bei denjenigen Filmen, die als reformgerechte und hochwertige Leistungen gelten können, auch die Inhaber der Monopole für die Verleihbezirke Deutschlands festgestellt, machen unsere Bilderbühnen auf diese Filme aufmerksam und ermöglichen ihnen die Entleihung der Filme von dem betreffenden Monopolinhaber. Durch diese Organisation erhält die Filmkritik unmittelbar die erwünschte praktische Folge, daß sie den Absatz hochwertiger Filme fördert und damit den Filmherstellern den Anreiz zur Herstellung solch hochwertiger Filme gibt. Bei weiterem Ausbau unserer Einrichtung ist zu hoffen, daß die Geschäftsstelle des Bilderbühnenbundes in Stettin, Grüne Schanze 8, sich immer mehr zu einer Auskunfts- und Beratungsstelle für den Bezug hochwertiger Filme für alle nach reformgerechten Darbietungen strebenden Lichtbildbühnen Deutschlands entwickelt.

Voraussetzung dafür ist allerdings, daß auch in anderen Städten, namentlich in Berlin, Helfer und Mitarbeiter bei einer Filmkritik im oben geschilderten Sinne entstehen. Mit der Bildstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, sowie mit dem Institut für Kulturforschung sind entsprechende Verhandlungen bereits abgeschlossen bzw. eingeleitet. Die Bildstelle des Zentralinstituts beabsichtigt in Verfolgung eines Antrags der Arbeitsgemeinschaft staatlicher Lichtbildstellen ihre begutachtende Tätigkeit, die sich bisher lediglich auf Unterrichtsfilme erstreckt hat, auch auf unterhaltende Filme (belletristische Filme) auszudehnen und diese einerseits auf ihren ästhetisch-künstlerischen Wert, anderseits auf etwa in ihnen enthaltene unterrichtliche Werte zu prüfen. Ein enges Zusammenarbeiten mit dem Bilderbühnenbunde ist dabei gesichert. Das Institut für Kulturforschung wird voraussichtlich sich ebenfalls in den Dienst der Filmkritik und der Film-Auswertung im Sinne des Bilderbühnenbundes stellen und bei sich eine Auskunfts- und Beratungsstelle des Bilderbühnenbundes über unterhaltende Filme für Groß-Berlin und Umgebung aufnehmen. Besonders zu begrüßen wäre es aber, wenn in Berlin und auch anderswo, in München, Hamburg, Leipzig, Frankfurt, Köln usw. Versuche mit der Organisation einer Filmkritik im Sinne des Bilderbühnenbundes gemacht, ihre Ergebnisse gesammelt und dem Archiv des Bilderbühnenbundes im Interesse der Lichtspielreform zur Verfügung gestellt würden. Freiwillige vor!

Zur Methodik der Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschulen.

Von Dr. Otto Tacke, Stettin.

Als die Volkshochschulbewegung nach der Revolution ihre geilsten Schößlinge trieb, wurde als eines der Dogmen, auf das jeder — wenigstens in der Theorie — schwören mußte, die Forderung der Arbeitsgemeinschaften oder, wie man damals meist noch sagte, der Übungen nach Art der Universitätsseminare (kurz seminaristische Übungen) aufgestellt*).

*) S. a. meine Sammelbesprechung der Volkshochschulschriften in der „Bildungspflege" S. 230 ff.

Und zweifellos entspricht es den Zielen und Bedingungen der Volkshochschularbeit, daß die Ergebnisse in gemeinsamer Arbeit gefördert und nicht als Fertigwaren einseitig vom Lehrer übermittelt werden. Bloß gefährdete jene kategorische Forderung, wie seinerzeit in der „Bildungspflege" (einziger Jahrg. S. 166 ff.) Herr Dr. Ackerknecht warnend hervorhob, am Anfang der Entwicklung und in Anbetracht des Mangels an methodischen Vorarbeiten und Erfahrungen die Gewinnung der richtigen Form, weil sie „ein Ziel aufs innigste zu wünschen" als selbstverständlich erreichbar und beinahe schon erreicht hinstellte und eine sattzufriedene Stimmung erzeugte statt unermüdlichen Sucheifers. Ist doch auf methodischem Gebiete nichts verderblicher als die Einbildung, daß eigentlich alles von den unruhigen Neuforderern Gewünschte bereits in den alten Einrichtungen enthalten sei, weil sie für alle Trägen und Kritikarmen stark suggestiv ist. Tatsächlich war aber die unbestritten angenommene Arbeitsgemeinschaft, wenn ich mir nach der Aussprache mit den Volkshochschullehrern unserer Provinz Pommern ein allgemeines Urteil bilden darf, in Gefahr, entweder zum Schulunterricht zu entarten (Aufsatzlehre, Sprachunterricht im Sinne der Fortbildungs- oder Handelsschule) oder als „leider bei uns nicht durchführbar" (bei der mangelnden Beweglichkeit oder Vorbildung unserer Hörer usw.) zu entschlummern.

Daß die Fachfortbildung nicht in die Volkshochschule gehört, ist so oft ausgeführt und so allgemein angenommen worden, daß auch ich hier ein Dogma, das aus dem Begriff der Volkshochschule unmittelbar folgt, zugeben würde. Wie sieht es nun aber mit der zweiten Behauptung aus? Kann es für den Methodiker solche Resignation gegenüber einer als richtig anerkannten Forderung geben?

Ich möchte an die Schulmethodik erinnern. Es ist wohl außer Frage, daß beinahe alles, was wir unsern Sechsjährigen, noch dazu in systematischer Folge, aus Kulturnötigung aufdrängen (Lesen und Schreiben, Rechnen, nebst den äußeren Vorbedingungen zu ihrer Bewältigung: Stillesitzen, Nichtsprechen, Händestillhalten, Beharren bei einer Sache), der Kindesnatur im allgemeinen schnurstracks zuwiderläuft. Und doch hat sich die Methodik in jahrhundertelanger Arbeit gemüht, aller Schwierigkeiten soweit Herr zu werden, daß man ihr heute nachrühmen darf, sie tanze beinahe anmutig unter ihrer Kettenlast. Und der Volkshochschullehrer, der keine triebhaften Widerstände zu überwinden hat, im Gegenteil von dem Wissenstrieb der Hörer „getrieben" werden sollte, dürfte am Anfange der Rennbahn so schnell sich bescheiden? Nein und nochmal nein! Die Schwierigkeit offen eingestehen und versuchen, die Gründe für das Versagen der Arbeitsgemeinschaft aufzudecken, — sogar wenn sie in uns Lehrenden selbst liegen sollten.

Bei der Mehrzahl der Hörer erklärt sich die überall beklagte Zurückhaltung — wer von uns kennt nicht das beklemmende Schweigen nach einer Frage des Vortragenden! — durch Befangenheit. Und ist dies Gefühl nicht natürlich in einer fremden Umgebung? Beschleicht es nicht den Universitätsstudenten, der sich auf einem neuen Boden be-

wegt, selbst in höheren Semestern noch, oder den in einen Verein Neueintretenden, wenn er zum erstenmal den Mund auftut und den Widerhall seiner Worte hört und aus den Gesichtern der Zuhörenden abliest? Dabei liegen bei ihnen die Verhältnisse in zwiefacher Hinsicht anders. Sie sind an öffentliches Sprechen bereits einigermaßen gewöhnt, sozusagen Herr ihrer Zunge und Sprache, und bewegen sich auf einem Gebiete, auf dem sie sachkundig sind. Und unsere Volkshochschulhörer, von seltenen Ausnahmen abgesehen? Meistens sind es Menschen, die redeungewandt sind und durch das Mißverhältnis ihrer Sachkenntnis und ihres Lernenwollens in die Volkshochschule getrieben werden, aber doch durch ihre Lebensstellung zu einer gewissen „Haltung", und sei es nur vor sich selbst, genötigt werden. Die erste der Hemmungen wird man nie und nimmer ausschalten können, und eine Züchtung des Typus Mensch, der über sie lächelnd triumphiert, wäre nicht einmal wünschenswert. Der zweiten aber, die aus stofflicher Unwissenheit quillt, kann man nach meiner Erfahrung leicht und mit Erfolg zu Leibe gehen, sobald man für Arbeitsgemeinschaften grundsätzlich Gebiete wählt, auf denen jeder Kenntnisse mitbringt und wo die Aufgabe nur die ist, das längst Gewußte in wissenschaftliche Kategorien einzuschachteln. Man wird vielleicht einwenden, daß die Zahl der in diesem Sinne arbeitsgemeinschaftlichen Gebiete nur gering und der Wert der durch ihre Bearbeitung gewonnenen Kenntnisse nicht hoch anzuschlagen sei, gemessen an der idealen Aufgabe der Volkshochschule, lebensvertiefend und bildend im höchsten Sinne zu wirken.

Für meinen ersten Versuch mit einer Arbeitsgemeinschaft — auf den einzugehen, mir gestattet sei, weil er sowohl an sich wie für die Herausarbeitung der Methodik Bedeutung hat — mag der eben gebrachte Einwand einigermaßen Geltung haben. Ich hatte mir die „deutschen Personennamen" erkoren. Die oben erhobene Forderung, daß der Stoff jedem Teilnehmer zur Verfügung stehen müsse, war also erfüllt. Und der Vorzug dieser Gebietswahl trat von der ersten Viertelstunde an in Erscheinung. Bereits bei der Aufstellung des namensforscherlichen Grundsatzes, daß stets auf die älteste Form eines Namens zurückzugehen sei, und bei der Erwähnung von willkürlichen Änderungen meldete sich auf meine Frage ein Hörer und teilte mit, daß sein Familienname in der vorigen Generation verhochdeutscht worden sei, ein anderer wies auf abweichende Schreibweisen seines Namens in der Familie eines Onkels hin und ich selbst nannte zu den Namen der Teilnehmerliste mundartliche oder rechtschreibliche Abformen, die jeder kannte und die oft Zusammenhänge aufdeckten, wo sie der Unkundige nie vermutet hätte (Wagner: Wegner, Nese: Nase). So war das Eis gebrochen. Der Zustand der Einnamigkeit ist allen Hörern aus der Bibel bekannt, in der auch Patronymika leise auftauchen (Sohn des X); klassisches Altertum und germanische Vorzeit scheiden wohl für die Selbsttätigkeit der Hörer i. a. aus. Nicht aber die holsteinischen -sen- Namen (Hansen, Jensen) und die Genetiv-Namen auf s oder

(lat.) i. Eine Bemerkung beleuchtet die deutsche Adelsnamenbildung. Und dann nach kurzer Kennzeichnung der Merkmalnamen, welche Fülle des Angebots aus dem Anschauungskreise der Mitarbeiter! Etwas mehr der Führung bedürfen sie bei den Berufsnamen (wegen des Verfalls der Zünfte), den Juden- und den sogen. einstämmigen Kurznamen. Aber nirgendwo trat, bei einigermaßen geschickter Fragestellung, eine völlige Verschiebung der Arbeit nach der Seite des Vortragenden ein, die Arbeits**gemeinschaft** blieb stets erhalten, und die Freude an selbständigem Weiterbau auf den einmal gelegten Grundmauern, führte zu Berichten über kleine Aufgaben mit wissenschaftlicher Fragestellung; z. B. Älteste Stettiner Familiennamen, häufigste Namen (laut Adreßbuch), Durchprüfung einiger einstämmiger Namen auf ihre Abformmöglichkeiten (hart: Harz, Härtel, Hartmann, Hartung usw.), Versuch, die Namen der Volkshochschullehrer, bekannter städtischer und staatlicher Persönlichkeiten zu deuten usw. Als günstigstes Ergebnis sei gemeldet, daß ein Büroleiter, der keine Vorkenntnisse mitgebracht hatte, in seinem Kreise von 34 Namen 19 richtig aufgelöst hatte. Aber — trotz dieser günstigen Ergebnisse, deren wissenschaftseinführende, formalbildende Bedeutung außer Zweifel ist, kann man, glaube ich, gegen diese Arbeitsgemeinschaft einwenden, daß sie wohl vielleicht die Augen für den Kulturwandel ein wenig geöffnet und somit den geschichtlichen Sinn geweckt habe (z. B. durch Aufzeigung der alten Berufsgliederung, der Judensiedlung), daß sie aber zu den eigentlichen Bildungsfragen im höchsten Sinne kaum hinführen konnte.

Ich wählte darum für eine zweite Arbeitsgemeinschaft ein zentraleres, der subjektiven Spiegelung zugänglicheres Gebiet: **die Psychologie**, deren Riesengebiet ich mir, um dem einzelnen genügend Zeit zuwenden und wirkliche Selbstbeobachtung treiben zu können, in drei Teile gliederte: Psychologie des Vorstellungs-, des Gefühls- und Willenslebens, Angewandte Psychologie. Bei der Begriffsbestimmung — die ich dem akademischen Brauch entsprechend damals noch für unerläßlich hielt und vorangab — konnte ich bereits, zur Erläuterung des Analogieschlusses von sich auf andere, einen Hörerbericht über die Schauspielerszene in Hamlet einschalten, um dann bei den einzelnen Gebieten, den Empfindungen, den Assoziationen, dem Gedächtnis, der Phantasietätigkeit die reichen Erfahrungen der Mitarbeiter in Anspruch zu nehmen. Gemeinsam angestellte einfachste Experimente — nur keine Experimentalvorträge! — (Reizschwellen-, Schmerzpunktfeststellungen, Assimilations-, Reizwörterversuche, Nachbilderbeobachtung bei plötzlichem Ausschalten des elektrischen Lichtes) ließen wieder den Gedanken der nur leidenden Aufnahme nicht aufkommen. Berichte über den Fluß der Vorstellungen, im Stenogramm wenigstens einigermaßen festgehalten, wurden willig übernommen und vom Katheder ohne Scheu vorgetragen. Im Zusammenhang mit den Mitteilungen über die Reizempfindlichkeit wurde je ein Besuch der Kückenmühler Anstalten (für Idioten und Epileptiker) und der Provinzialblindenanstalt sonderlich verabredet, der ca. 30 Teilnehmer anlockte. Eine „experimentelle" Bestätigung für die Richtigkeit

des eingeschlagenen Weges bot die übermäßig zahlreiche Einschreibung für die Psychologie II nach halbjähriger Pause. (Ich möchte dabei bemerken, daß bei meiner Art zu lehren, gegen größere Zahlen von Hörern (ich habe über 200 gehabt) kein grundsätzliches Bedenken besteht; jeder, der etwas zu sagen hat, kann sich zum Wort melden. Und die Einschränkung der Zahl der „Arbeitswilligen" auf 20 oder 30 aus dogmatischen Gründen hätte, mindestens in der Großstadtvolkshochschule, ihr Bedenken.) Die Schwierigkeit, die darin gefunden werden könnte, daß etwa Neueintretende nicht in der Lage sind, über die Ergebnisse der ersten Reihe zu verfügen, schätze ich in der Volkshochschule mit ihrer wenig systematischen Lehrweise nicht hoch ein; der Zwang zu „immanenten" Wiederholungen, um weiter aufzubauen, ist sogar methodisch wertvoll. Auch ist eine planmäßige Zusammenfassung der Hauptergebnisse der vorigen Vortragsgruppe nicht ohne Wert. (Ich pflege übrigens die einzelnen Stunden zu Beginn der neuen Lektion stets kurz zusammenfassen zu lassen, wobei den Teilnehmern mitgeschriebene oder von mir diktierte Stichworte gute Dienste leisten.) — Bei den Gefühlen erinnerte ich an die auch im Alltagsleben zu beobachtenden körperlichen Begleiterscheinungen (Tod, Ohnmacht, Erröten bzw. Erblassen), um dann die nur mit Plethysmograph und Sphygmometer nachgewiesenen Kurven zu zeigen, besprach die experimentell untersuchten ästhetischen Urgefühle unter Ausblicken in die musikalische Ästhetik, die ich später in einer Arbeitsgemeinschaft über das Volkslied auszubauen gedenke. Die Wundtsche Affektenlehre brachte mich dann in die Psychologie der Willenshandlungen hinein, zu denen ich auch die Aufmerksamkeitserlebnisse stellte. Reichliche Gelegenheit zur Verwertung von Eigenerfahrungen boten die Belehrungen über die Geschwindigkeit seelischer Abläufe, deren Messungsmethode ich im (einfachsten) Experiment (mit Morsetaster, Trockenelement, elektrischer Klingel und Stoppuhr) zeigte. Besondere Wirkung tat es, als wir uns gemeinsam auf Kinderspiele besannen, die die verschiedene „Reaktionszeit" zum movens machen (Schnipp-Schnapp!), oder von einem Eisenbahner auf die Bedeutung dieser Messungen für den Fahrdienst hingewiesen wurden. Auch der Veränderung der Reaktionszeiten bei Genuß verschiedener Gifte gedachten wir; bei leiser Leitung erarbeiteten die lebenserfahrenen Männer und Frauen tadellos, worauf es ankommt. Daß die Psychologie des Schlafes, des Traumes und der Hypnose durchaus auf Selbstbeobachtung aufgebaut werden kann, sieht man ja sofort. Hier bestand sogar die Gefahr, daß die Unterhaltung in eitel Traumdeuterei auslief!

Die Krönung des gesamten psychologischen Gebäudes aber stellte die Angewandte Psychologie dar, aus deren weltweitem Umkreis ich nur einige Gebiete herausnahm, die mir besonders gegenwärtliche Bedeutung zu haben schienen. Zunächst die Frage der Begabtenauslese und Berufsberatung auf psychographisch-psychologischer Grundlage (für die ich persönlich eintrete), dann Psychotechnik und Wirtschaftsleben (Rationalisierung der Landwirtschaft, Taylorsystem, Psychotechnik des

Verkaufens, der Reklame). Daß diese Gebiete jeden berufstätigen Menschen interessieren, darf man wohl ebenso behaupten, wie, daß jeder auf irgend einem Teilgebiet sich sein „System" selbst gemacht hat (Schreibmaschinenschreiben, Klavierspielen, Nähen, Warenhauskaufen)*). Auf das Wirtschaftsleben ließ ich die forensische Psychologie folgen. Ein Experiment nach Münsterberg zeigt den Wert des Kollegiumsbeschlusses, ein andres nach v. Liszt die Unsicherheit der Aussage und gar die des Verhörs. Die eigenartigen Bedingungen der Einwirkung auf die Masse durch das lebendige (Anwalt, Redner, Politiker) oder gedruckte (Redaktör, Schriftsteller) Wort, Psychotechnik und Handschrift (Graphologie) und Psychotechnik und Mode sollen sich anschließen. Ich glaube, die zentrale Stellung, die die Psychologie in unserem Leben einnehmen sollte, wird durch den flüchtigen Überblick deutlich. Aber noch mehr! Im Zusammenhang der exakten Forschungen blieb immer der Blick auf die exakt unlösbaren, metaphysischen Probleme der Psychologie gerichtet. In der Psychologie des Vorstellungslebens kamen wir natürlich auf erkenntnistheoretische Fragen — ich konnte auf eine meiner eigenen vorausliegenden Vorlesung des Leiters unserer Volkshochschule über die Vorsokratiker verweisen — bei den Willenshandlungen bewegte uns die ewige Frage nach der Willensfreiheit, die von den Hörern selbst mit einer Vorlesung über Nietzsche, zunächst ohne meinen Willen, in Verbindung gebracht wurde, und bei der forensischen Psychologie werden wir um das sozialethische Problem Schuld und Sühne nicht herumkommen. So arbeitet die Psychologie unmittelbar auf die Kernfragen, die m. E. den Mittelpunkt des Volkshochschulunterrichtes bilden sollen, hin.

Nicht ganz so ins „Leben" zielend, aber auch ein echter Arbeitsgemeinschaftsstoff ist die Muttersprache, wenn es gelingt, jede schulmeisterliche Behandlungsweise fernzuhalten. Weil das einem Teil der Volkshochschullehrer, soweit sie im Hauptberuf Lehrer und als solche auf die schulmäßige Richtigkeit eingeschworen sind, begreiflicherweise schwer wird, und weil andererseits in den verschiedenen Volkshochschulen immer wieder „Deutsche Sprache" als Lehrgegenstand erscheint, ist es vielleicht nicht überflüssig, die mir richtig erscheinende und sich bewährende Einstellung dem öffentlichen Urteil zu unterbreiten.

Schon in der Vorankündigung — wir wählten den anheimelnden Namen „Sprachpflegliche Übungen" — ist darauf aufmerksam zu machen, daß nicht deutsche Grammatik getrieben werden soll, denn diese erfreut sich eines wohlverdienten Mißtrauens in allen Kreisen. Die Einteilung,

*) Wie weit es gelingen kann, wissenschaftliches Interesse in der Volkshochschule zu entzünden, dafür ein Beispiel: Einer unserer Hörer — Beamter — begleitete mich auf einer Studienfahrt und übernahm nachher einen Bericht über unsere Beobachtungen, der in der Tagespresse eine gute Aufnahme und bei zahlreichen Lesern viel Interesse fand; die betr. Nummer konnte dank dem Entgegenkommen der Zeitung den Hörern der Reihe von mir kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

I. das gesprochene, II. das geschriebene Wort, zeigt schon durch die Anordnung die entscheidende Rolle, die die gesprochene Sprache spielen soll, an. Um der richtigen weltanschaulichen Einordnung auch dieses Gebietes willen muß von Anfang an auf den irrationalen Charakter des Sprechens und den Ursprung der Sprache aus der Gefühlssphäre hingewiesen werden. Von hier aus erhalten dann die Mundarten das richtige Licht, deren Einteilung ich nur ganz kurz geben würde, ohne genaue Abgrenzungslinien. Ein kurzer Überblick über die phonetischen Möglichkeiten der Lauterzeugungen — Stimmbänder, Zäpfchen, Zungenrücken, harter Gaumen, Zungenspitze; Stimmbänderspannung, Behauchung, Flüstern — gibt, wie der Fachkundige erkennt, Gelegenheit, auf die verschiedenen Laute in deutschen Landen (ich nenne nur: lauter Vokaleinsatz (Glottisschlag!), Zungen- bzw. Zäpfchen-r mit ihren Entartungen, G- bzw. J-Anlaut, Lautverschiebung, P- und B-Verwechslung) unter dauernder Anknüpfung an die in der Erfahrung jedem gegebenen Hörbilder einzugehen; Mundartträger, an denen es heute nirgendwo fehlt, helfen durch Vorsprechen von zusammenhängenden Sätzen oder Gedichten mit. Kontaktwirkungen wie fumfzig, Zukumft, „Brückenlaute" (in dessen-t-wegen, hoffen-t-lich, en-t-zwei) werden phonetisch verstanden, auch das Verstummen der Laute wird aus der Psychologie der Bewegungsvorstellungen hergeleitet. Schnellsprechreime (Bericht!) dienen zum Beweise für die Richtung, in der sich das „Versprechen" bewegt. Der „dauernden" Assimilation beim Hören tritt die Assimilation bei „fremden" Wörtern, d. s. Namen und Fremdwörter, an die Seite. Systemzwang und Analogie lassen sich an Sprichwörter und Gesangbuchstrophen anschließen. Durch Untersuchung von Provinzialismen der Lautung oder Wortgebung bekommt die Übung einen heimatlichen Charakter. Als ganz neu möchte ich die melodisch-rhythmische Untersuchung des Wortes und des Satzes empfehlen, denn von der Tatsache des „Singens" einer fremden Mundart weiß auch der Laie, und leicht lernt er auf die melodische Linie der Sätze achten, vor allem auf die Sieverssche Intervallumlegung, die an „guten Tag" (mittel- und süddeutsch: fallend, niederdeutsch: steigend) veranschaulicht werden kann. Melodie des Fragesatzes! Entstehung der deutschen Satzunterordnung! Auf die psychologisch naheliegende Kontamination (Ideenkreuzung) ist gebührend aufmerksam zu machen. Ein Überblick über die Geschichte der Rechtschreibung führt zur geschriebenen Sprache und — erschüttert den Glauben an die Allmacht und Allwissenheit dieser Instanz. (Typische Rechtschreibungsfehler an Geschäftsinschriften sammeln lassen!) Die Zeichensetzung wird in ähnlicher Weise untersucht. Mit der Erörterung psychologischer Satzbaugesetze („Verein Stettiner Künstler", Abhängige Rede) nähert man sich bereits dem, was gewöhnlich, reichlich unklar, „Stil" genannt wird. Einige Stilproben können analysiert werden (Bibel, Lessing, irgendein Philosoph, W. Schäfer, dessen Selbstzeugnisse herangezogen werden). Zur Verfeinerung des Stilgefühls trägt endlich die Betrachtung von Übersetzungen ausländischer Stilisten (Selma Lagerlöf, Maupassant) bei, deren Ge-

fühlswert auch demjenigen, der das Original nicht lesen kann, nacherlebbar ist.

Wie ich mir die Arbeitsgemeinschaft der Einführung in die Musik denke, habe ich in der „Bildungspflege" (S. 282) eingehend gezeigt.

Eins dürfte jedenfalls als ein erstes Gesetz der Methodik der Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschulen festgehalten werden: Arbeitsgemeinschaften haben ihren Stoff aus dem alltäglichen Anschauungskreise der Hörer zu nehmen.

Vom Verband oberschlesischer Volksbüchereien.

Von Karl Kaisig, Gleiwitz.

Unser Verband ist 1903 von der Oppelner Bezirksregierung gegründet und umfaßte vor Ausbruch des Krieges 175 Standbüchereien und 1185 Ausgabestellen von Wanderbüchereien, zusammen 1360 deutsche Lesegelegenheiten.

Der Krieg hat auch uns einen erheblichen Niedergang gebracht. Die Mittel von Staat, Gemeinden und Großindustrie flossen von Jahr zu Jahr spärlicher, und wir mußten uns angesichts der dringlichen Kriegsaufgaben bescheiden, in der Hoffnung, daß ein günstiger Ausgang uns für all das entschädigen würde.

Der Niederbruch unserer nationalen Hoffnungen war gleichbedeutend mit einem Niederbruch unseres Büchereiwesens. Die Unterstützungen gingen weiter zurück, es kam die Teuerung und Geldentwertung, die Aufgaben aber wuchsen ins Riesenhafte. Es galt z. B. fast das gesamte Wanderbüchereiwesen mit gegen 1100 Ausgabestellen neu aufzubauen. Diese Aufgabe war schon vor dem Kriege sehr dringlich geworden, der Krieg mit seinem fortwährenden Personenwechsel, seinen Einquartierungen usw. aber hatte auch hier geradezu verheerend gewirkt.

Nicht ganz so schlecht stand und steht es um die etwa 170 Standbüchereien des Bezirks, die ihre eigne örtliche Verwaltung haben und schon vor dem Kriege vielfach dazu übergegangen waren, die Leser an die Entrichtung eines kleinen Lesegeldes zu gewöhnen. Das hat sich als einer unserer glücklichsten Versuche erwiesen. In den jetzt anbrechenden magern Jahren ist es ein leichtes, die Leserschaft stärker zur Unterhaltung der Volksbücherei heranzuziehen. Wir haben das Lesegeld bis auf 20 und 30 Pf. gesteigert (früher 1 bis 2 Pf.), und übereinstimmend berichten unsere Mitarbeiter, daß sich bei der Leserschaft kaum ein Widerspruch regt. Manche Büchereien, besonders die in größeren Städten, die am meisten leiden, können mit dem Lesegeld jetzt mehr als ein Drittel ihrer so ungeheuer gestiegenen Ausgaben bestreiten.

Schwierig ist auch die Lage der Geschäftsstelle des Verbandes. Die Staatsmittel, aus denen sie bisher im wesentlichen er-

halten wurde, erfuhren keine den Teuerungsverhältnissen entsprechende Steigerung, und selbst die Weitergewährung der gegen die Vorkriegszeit nicht gesteigerten Staatsbeihilfen ist jetzt fraglich geworden. Die Geschäftsstelle war daher zu einschneidenden Maßnahmen gezwungen, um ihr Weiterbestehen zu ermöglichen. Eine großangelegte Werbetätigkeit, die von staatlichen Stellen, vom deutschen Buchhandel und von privater Seite kräftig unterstützt wurde, beseitigte zunächst den dringendsten Notstand. Sodann gingen wir unter Zuhilfenahme kleiner Ersparnisse dazu über, gewinnbringende Unternehmungen zu gründen: als erstes den „Heimatverlag Oberschlesien", sodann eine kunstgewerbliche Abteilung, das „Oberschlesierhaus".

Der „Heimatverlag Oberschlesien" gab zunächst künstlerische Heimatpostkarten heraus, an denen es bisher in Oberschlesien gefehlt hatte. 68 heimatliche Motive, in feinstem Kupfertiefdruck ausgeführt, geben Kunde von den wirtschaftlichen Werten Oberschlesiens, zugleich aber auch von den stillen Schönheiten, die sich abseits von den großen Heerstraßen auch hierzulande finden. Im Anschluß an diese Karten geben wir eine Reihe Bilderalbums heraus, alles mit dem leisen Unterton der Pflege des Vaterländischen, wie es die Zeit erfordert. Das prägt sich schon in den Titeln aus: „Das Hohelied deutscher Arbeit in Oberschlesien", oder „Aus Eichendorffs Heimat, Wald- und Landschaftsstimmungen aus Oberschlesien mit Versen von Eichendorff".

Kürzlich erschien im Heimatverlag ein großes Sammelwerk über Oberschlesien, zu dem eine Reihe namhafter Gelehrten und Künstler, die zu unserer Provinz in Beziehung stehen, Beiträge geliefert haben. Die Tätigkeit des Heimatverlages baut sich auf dem neugegründeten photographischen Archiv heimatlicher Negative auf. Die Sammlung wird planmäßig durchgearbeitet und umfaßt heute etwa 7000 Aufnahmen aus allen Teilen Oberschlesiens.

Das „Oberschlesierhaus" bezweckt die Pflege des heimatlichen Kunstgewerbes und kann schon recht schöne Ansätze schlichter Volkskunst darbieten, vor allem die wundervollen, farbenprächtigen Erzeugnisse der „Schönwälder Stickstube". Das Dorf Schönwald bei Gleiwitz, wo diese Blüte bodenständiger Bauernkunst gedeiht, ist, nebenbei bemerkt, das einzige deutsche Dorf aus der Siedelungszeit des 13. Jahrhunderts, das in polnischer Umgebung seinen deutschen Charakter rein erhalten hat.

Diese beiden Geschäftsunternehmungen und alles, was sich daran schließt, soll durch seine Reingewinne die Einnahme-Ausfälle decken und dem Verbande seine ungestörte Weiterarbeit ermöglichen. Es handelt sich nun darum, die Selbsthilfe auch bei den Einzelbüchereien zu organisieren und im Zusammenwirken von Verbandsvorstand und Einzelbüchereien die Mittel herbeizuschaffen, deren die Büchereien für ein gedeihliches Wirken bedürfen. Wir sind dabei, zu diesem Behufe die Volksbücherei I in Gleiwitz zu einer Musteranstalt auszugestalten, von der ein Strom von Anregungen ausgehen soll über das gesamte Büchereiwesen Oberschlesiens. Mit einem Zyklus von Eichen-

dorff-Abenden ist in diesem Herbst begonnen worden. Es schließen sich demnächst an: Märchenabende, Puppenspiele, Kunstausstellungen, eine Wander-Zeitschriftenschau und ähnliche Dinge.

Die Fülle der neuen Aufgabe brachte es mit sich, daß uns unser altes Heim zu eng geworden ist. Und so zogen wir, als sich die Gelegenheit bot, ein in Gleiwitz zum Verkauf stehendes Hotel günstig zu erwerben, in dieses ein. Wir nennen es „Oberschlesierhaus" und erwarten von ihm, daß es uns mit seinem schönen Saale verstärkte Möglichkeiten bieten werde, unsre Pläne zu verwirklichen.

Mit der so herbeigeführten Neuordnung im Verbande, der jetzt eine eigne sehr rührige Werbeabteilung besitzt, dürfte das Bestehen der Geschäftsstelle gesichert sein. In den Einzelbüchereien bleibt freilich noch viel zu tun übrig, bis die unheilvollen Folgen des Krieges beseitigt sind. Aber auch hier wird kräftig geschafft, und so sieht man überall neues Leben hervorsprießen.

Die Zukunft Oberschlesiens ist dunkel — die Abstimmung steht uns noch bevor — klar aber liegen die Zukunftsaufgaben vor uns. Die Geschäftsstelle des Verbandes muß zunächst sich selbst, sodann die Standbüchereien zu erhalten suchen, die fast ausschließlich in den (vorwiegend deutschen) Städten und in den Industrieorten mit starken deutschen Minderheiten ihren Sitz haben. Am meisten gefährdet sind die (rund 1000) Wanderbüchereien in den Landbezirken, wo die polnische Sprache überwiegt. Ob sich diese werden halten lassen, steht dahin; sicher nicht in der bisherigen Form als halbamtliche Einrichtung der landrätlichen Kreisverwaltung. Es wird hier versucht werden müssen, jede Kreiswanderbücherei als Ganzes aus der engen Verbindung mit dem amtlichen Organismus zu lösen und auf sich zu stellen, natürlich unter Einschränkung auf das, was unter den veränderten politischen Verhältnissen lebenskräftig geblieben ist. Wo es nicht möglich sein sollte, eine Kreiswanderbücherei als Ganzes zu retten, dort werden wir uns darauf beschränken müssen, die einzeln an uns gelangenden Wünsche arbeitsfroh gebliebener Bildungspfleger im unmittelbaren Verkehr durch Überlassung neu zusammengestellter Wanderbüchereien zu erfüllen.

Noch ein Wort zur Einstellung polnischer Bücher, die unsere letzte Hauptversammlung beschlossen hat. Diese grundsätzliche Aufgabe des rein deutschen Charakters der oberschlesischen Volksbücherei war nötig als Folgewirkung der grundsätzlichen Aufgabe des rein deutschen Charakters der Schule. Hätte die Volksbücherei diesen Schritt nicht mitgemacht, so hätte man ihr mit Recht den Vorwurf machen können, sie sei weniger eine Bildungs- als vielmehr eine Germanisierungseinrichtung — und die Folge wäre gewesen, daß verschiedene kommunale und sonstige Körperschaften uns ihre Unterstützung entzogen hätten. Der Beschluß lautet im übrigen nicht auf Einführung polnischer Bücher, sondern nur auf deren Zulassung, wo es die Verhältnisse erheischen. Es wird davon durchweg nur sehr sparsam Gebrauch gemacht, einmal weil der polnische Büchermarkt gegenwärtig wenig Aus-

wahl bietet, dann aber und vor allem, weil die Nachfrage nach polnischen Büchern in unseren Büchereien verschwindend gering ist.

Welches auch das Schicksal Oberschlesiens sei, wir sind gerüstet, selbst unter ungünstigen Verhältnissen hier auf vorgeschobenem Posten deutsche Kultur weiter zu pflegen. Es ist weit über eine halbe Million Deutscher, die das oberschlesische Abstimmungsgebiet, und nahezu eine Million Deutscher, die das ganze Oberschlesien umfaßt. Schon für diese wird eine kräftig entwickelte deutsche Volksbücherei immer nötig sein, desto nötiger, wenn etwa die Zukunft eine Lockerung des innigen Zusammenhanges mit dem deutschen Vaterlande bringen sollte. Freilich hoffen wir, daß uns unsere deutschen Brüder im Reich auch in Zukunft ihre Hilfe nicht versagen werden, denn ganz aus eigenen Kräften werden wir uns vorläufig wohl noch nicht behaupten können. Treue um Treue!

Zeitungslesesäle.

Von Dr. Ed. Hallier, Vorsitzender des Arbeitsausschusses der Öffentlichen Bücherhalle in Hamburg.

Die Frage der Zeitungslesesäle wird von Fräulein H. Jerrmann in diesen Blättern im Heft 10, S. 246 eingehend erörtert und im Zusammenhange mit der Frage des Volkshauses besprochen.

Die Frage der Zeitungslesesäle soll hier im allgemeinen noch einmal näher im Zusammenhang mit der Öffentlichen Bücherhalle erörtert werden.

Die „Public Library" ist ihrer Abstammung nach eine deutsche Einrichtung. Sie ist nichts weiter als die in England in den 40er und 50er Jahren begonnene und später im Laufe des vorigen Jahrhunderts weiter ausgebaute wissenschaftliche deutsche Bibliothek, die dem Publikum allgemein zugänglich gemacht werden sollte. Daß diese Einrichtung auf Grund des deutschen Musters, als sie nach England übertragen war, ein so anderes Gesicht und Inhalt bekam, beruht auf den Eigentümlichkeiten des englischen Volkes. Man schuf wissenschaftliche Bibliotheken und fragte dann gleichzeitig, warum das Volk nur Wissenschaft und nicht auch guten Lesestoff nicht wissenschaftlicher Natur erhalten sollte. So gliederte man bei Errichtung der wissenschaftlichen reference library (Standortsbibliothek) die lending library (Ausleihe-Bibliothek) an. Daß die letztgenannte sehr bald den eigentlichen Grundstock überflügelte und sich in ihrer Ausdehnung durch zahllose Filialen zu dem eigentlichen Inhalt der Public Library auswuchs, beruht auf der Tatsache, daß das englische Volk um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein noch nicht entwickeltes und sich immer steigendes Bildungsbedürfnis zeigte. Diese rücksichtslose Betonung der Fortbildung, der Fortsetzung des Schulwissens, der belehrenden Abteilung auch bei der Ausleihe erfuhr die Public library erst dadurch, daß die Vereinigten Staaten das Institut aufnahmen und mit der dem Volke innewohnenden Energie und Großzügigkeit die Sache ausbauten. Erst als Reflexwirkung von Amerika hat dann England auch diesem Teil der Bibliothek Ende des vorigen Jahrhunderts seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt (Carnegie gifts etc.) und dadurch die heutige Bibliothek zur Entwicklung gebracht, in der die reference library fast wie ein Fremdkörper erscheint.

Bei den englischen und amerikanischen Bibliotheken ist nun sehr häufig der Lesesaal für Zeitungen angegliedert. Vor etwa 30 Jahren war das selbst in großen Bibliotheken noch häufig so der Fall, daß der Zeitungslesesaal organisch im Zu-

sammenhang mit der übrigen Bibliothek stand. Die Folge war, daß ein Publikum mäßiger und schlechter Sorte in Massen in das Bibliotheksgebäude eindrang und den ruhigen Leser außerordentlich störte und den ordnungsmäßigen Bibliotheksbetrieb hinderte.

Auch über starke Abnutzungen einzelner Gebäudeteile (Treppen usw.) wurde derzeit mit Recht geklagt. Infolgedessen versuchten umsichtige Bibliothekare den Zeitungslesesaal abzustoßen. Das geschah teilweise so, daß man in demselben Gebäude, aber räumlich mit ganz getrenntem Eingang, Zeitungslesesäle schuf, die bequem von der Straße betreten und wieder verlassen werden konnten. In Arbeitervierteln hatten diese Säle jedoch immer noch die Unbequemlichkeit, daß Leute, die Licht und Wärme suchten, diese angenehmen Wärmstuben zum dauernden Aufenthalt nahmen und dadurch besseren oder ordentlichen Kreisen den Aufenthalt fast unmöglich machten und verleideten. Wie oft haben englische Bibliothekare mir gegenüber geklagt, daß der Zeitungslesesaal für sie eine unerträgliche Last sei und sie denselben gern ganz abstoßen möchten.

Bei diesen Sälen ist nur von Zeitungen die Rede. Die Zeitschriften sind von diesen Lesesälen fast überall, auch wo sie anfangs verbunden waren, abgetrennt und in getrennten mit der sonstigen Bücherhalle verbundenen Räumen untergebracht.

Das Bild, welches sich dem Besucher in Zeitungslesesälen zeigte, war in der Regel folgendes:

In Großstädten waren die Zeitungslesesäle in schlechten und Arbeitervierteln von einem sehr schlechten Publikum besucht und wurden von den ruhigen und vernünftigen Elementen ziemlich gemieden. Auch in dem Lesesaal konnte man feststellen, daß gerade die Zeitungen, deren Eindringen in das Volk wegen ihrer Tendenz und hetzerischen Agitation am wenigsten gewünscht wurde, vom Publikum, sobald sie dort waren, am meisten beliebt waren. Um das zu vermeiden, wurden z. B. in Chicago gute Zeitungen in sehr zahlreichen, schlechte in nur 1 Exemplar gehalten. Die Sitte, die Zeitungen auszulegen oder aufzuhängen, wurde sehr bald als unpraktisch fallen gelassen und statt dessen die Zeitungen so auf großen Brettern ausgebreitet und befestigt, daß immer mehrere gleichzeitig das Blatt lesen konnten. Auf diese Weise wurden wenige Exemplare einem größeren Publikum gleichzeitig nutzbar gemacht. Die Bibliotheken meinten, es sei eine große Bequemlichkeit, aber Nutzen schufen diese Zeitungen in Wirklichkeit nicht.

In Bibliotheken von Vorstädten oder mehr ländlichen Bezirken, sowie in Kleinstädten war der Zeitungslesesaal dagegen eine sehr beliebte und sehr gern gesehene Einrichtung. Hier waren dieselben vielfach mit sehr viel mehr Komfort und innerlich freundlich ausgestattet, so daß die Besucher sich dort sehr gern aufhielten und auch besseres Publikum dieselben benutzte.

Bei Gründung der deutschen Bibliotheken ist dann auch vielfach erörtert worden, ob es sich empfehlen würde, Zeitungslesesäle einzurichten. Voraussetzung für die Einrichtung wäre natürlich die gewesen, daß Zeitungen aller Richtungen aufgenommen wurden und daß man nicht etwa prinzipiell bestimmte Parteien völlig ausschlösse. Die Räume wären wohl zu beschaffen gewesen. Auch das Geld zur Unterhaltung wäre leicht gefunden, da außer einem Raume nebst Licht und Heizung nur die verhältnismäßig unbedeutenden Kosten des Haltens der Zeitungen in Betracht kamen.

Trotzdem hat man in großen Städten sich gescheut, diese Einrichtung aufzunehmen. Zunächst muß einmal klar die Frage gestellt werden: Warum ist es notwendig, Zeitungslesesäle einzufügen? Die Einrichtung der Öffentlichen Bücherhalle als solche ist ohne weiteres gegeben als Ergänzung der Volksschule (belehrender Teil), um dem Publikum die Möglichkeit zu geben, sich selbst fortzubilden und als staatliche Mithilfe, um seinen Mitbürgern ein behagliches Heim zu schaffen

(schöne Literatur in der Ausleihe und evtl. Lesesälen). In diesen Rahmen gehört der Zeitungslesesaal nicht organisch hinein.

Damit ist die Frage aber keineswegs erledigt. Jede Großstadt hat in ihren Vororten Zweigbibliotheken und ebenso Kleinstädte haben Bücherhallen, in denen ein getrennter Zeitungslesesaal sich als zweifellos wertvoll erweisen würde. Es ist die Frage, ob es richtig ist, denselben in irgend eine Beziehung zur Bücherhalle zu bringen. Eine Reihe von Gründen können für und wider ins Feld geführt werden.

Zunächst ist jeder Zeitungslesesaal heute eine recht kostspielige Einrichtung, seitdem die Räume nicht nur rein bautechnisch wirklich große Summen erfordern, um hergestellt zu werden, seitdem Licht, Heizung und Reinigung einen sehr bedeutenden Posten in den Bilanzen ausmachen. Aber selbst das Halten der Zeitungen erfordert heute nicht unbedeutende Summen. Diese Kosten wären jedoch gewiß aufzubringen, wenn sie erfordert würden. Welches ist aber der wirkliche Nutzen eines solchen Lesesaales? Es ist kaum zu erwarten, daß die Leserkreise wesentliche Vorteile durch die Zeitungslektüre erhalten. Der Arbeiter ist heute bei den erhöhten Arbeitslöhnen so gut gestellt, daß er zweifellos vorzieht, sich sein Parteiblatt selbst zu halten. Daß große Kreise der Arbeiter diese Zeitungslesesäle besuchen, ist unwahrscheinlich. Ähnlich steht es heute mit den kleinen Beamten und den Kaufmannskreisen. Wichtig können die Lesesäle in kleinen Vororten und kleinen Städten für mittlere Beamte und Rentner sein. Für derartige Kreise, die sich heute den Luxus nicht mehr gestatten können, wäre ein solcher Zeitungslesesaal eine Wohltat. Dafür wird aber nach jetzigen Erfahrungen die Allgemeinheit schwerlich Geld hergeben.

Es ist weiter die Frage, ob irgend ein Grund dafür vorliegt, eine derartige Einrichtung organisch in den Betrieb der Lesehallen aufzunehmen. Eine Lebensnotwendigkeit liegt nach dem oben Gesagten, insbesondere nach den teilweise trüben Erfahrungen englischer und amerikanischer Bibliotheken nicht vor. Im Gegenteil: ein solcher Lesesaal ist ein Ballast, der nur dort eingerichtet werden sollte, wo bedeutende Geldmittel oder besondere Verhältnisse solches rechtfertigen.

Dagegen würde es von großem Interesse sein, wenn gute Zeitungslesesäle im Volkshause Angliederung und Unterkunft fänden. In den Zusammenhang einer solchen Einrichtung gehören dieselben ohne weiteres und sind dort auch recht eigentlich an ihrem Platze. Gegen die Aufnahme derselben in diesem Zusammenhang ist gewiß nichts einzuwenden.

Daß allerdings solche Zeitungslesesäle auch in anderer Weise richtig eingerichtet sind, insbesondere räumlich durch geschickte Anlage, gute Lichtverhältnisse, Behaglichkeit usw. anregend und fördernd auf das Publikum wirken, ist zu fordern. Zweifellos kommt es gerade hier auf die geschickte Art der Anordnung sehr an und ich stimme mit Fräulein Jerrmann durchaus überein, wenn sie in dieser Beziehung die holländischen Einrichtungen besonders hervorhebt und für sie eine Lanze bricht. Auch mir sind gerade diese Einrichtungen als besonders anziehend und wertvoll erschienen.

So wertvoll es ist, derartige Einrichtungen auch nach Deutschland zu übernehmen, so ist doch in letzter Linie vor allem zu verlangen, daß, wenn wir es machen, wir ihnen eine deutsche Note geben und gerade hierin unserer Eigenart und unseren Sitten entsprechen. Zeitungslesesäle in charakteristisch deutscher Aufmachung werden zweifellos bei den Lesern den Sinn und die Auffassung für das Deutschtum verstärken.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Literatur zur Einführung in die Sternkunde
(ursprünglich erschienen als
„besprechendes Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule").

1. Allgemeine Himmelskunde.

Newcomb-Engelmann, Populäre Astronomie. 5. Aufl. bearb. von Vogel. Mit Abb. Leipzig 1914. 835 S.

Dies Buch führt den Laien, ohne mathematische Kenntnisse vorauszusetzen, in alle so zugänglichen Teile der Astronomie ein. Es bietet weniger Unterhaltung als gründliche gediegene Belehrung. Die Lehre von den Sternbildern wird nur ganz kurz behandelt. Vielleicht das beste Buch seiner Art.

Bekannte und beliebte volkstümliche Darstellungen sind ferner:

Diesterweg, Populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Bearb. von M. W. Meyer. 23. Aufl. Mit Abb. u. Karten. Hamburg 1919. 495 S.

Littrow, Die Wunder des Himmels. Gemeinverständliche Darstellung des Weltsystems. Bearb. von P. Guthnick. Mit Abb. Berlin 1910. 781 S.

M. W. Meyer, Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit Abb. u. Karten. 2. Aufl. Leipzig u. Wien 1908. 691 S.

J. Scheiner, Der Bau des Weltalls. Mit 26 Fig. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin 1913. 132 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Eine großzügig geschriebene Darstellung.

2. Physik und Chemie der Gestirne.

J. Scheiner, Populäre Astrophysik. 2. Aufl. Mit Taf. u. Abb. Berlin u. Leipzig 1912. 723 S.

Hin und wieder verlangt das Buch einige mathematische Kenntnisse. Es ist außerordentlich reichhaltig und führt gut in das weite Gebiet moderner physikalisch-chemischer Forschung ein.

J. B. Messerschmitt, Physik der Gestirne. Mit Tafeln u. Zeichnungen. Leipzig 1912. 195 S. (Reclams Universal-Bibliothek.)

Viel kürzer, bringt aber doch eine Menge interessanter Einzelheiten.

W. Wislicenus, Astrophysik. Die Beschaffenheit der Himmelskörper. Bearb. von H. Ludendorff. Leipzig 1909. 150 S. (Sammlung Göschen.)

Sehr gedrängte Darstellung, weniger zur Einführung geeignet, aber gute Übersicht.

S. Arrhenius, Das Werden der Welten. Leipzig 1908. 208 S.

Ders., Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Mit Abb. Leipzig 1908. 191 S.

Ders., Der Lebenslauf der Planeten. Mit Abb. Leipzig 1919. 157 S.

Der schwedische Verfasser spricht von neuen Auffassungen und neuen Ideen in der kosmischen Physik. Es wird aber nur, wer einige Vorkenntnisse in Physik und Chemie mitbringt, von seinen Büchern vollen Gewinn haben.

A. Krause, Die Sonne. Mit Abb. Leipzig u. Berlin 1911. 126 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

J. Franz, Der Mond. 2. Aufl. Mit Abb. Leipzig 1912. 120 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

3. Mathematische Behandlung einzelner Gebiete.

H. C. E. Martus, Astronomische Erdkunde. Ein Lehrbuch angewandter Mathematik. 4. Aufl. Leipzig 1912. 501 S.

Verf. will die sonst in den volkstümlichen Büchern einfach mitgeteilten Resultate durch eigene mathematische Mitarbeit des Lesers gewinnen lassen; jedoch wird hierbei höhere Mathematik nicht verwendet. Auch über die räumlichen Verhältnisse der Erdkugel bringt das Buch vieles.

P. Meth, Theorie der Planetenbewegung. Leipzig 1912. 60 S.

Das Problem, das wie wenige andere die Erziehung des Menschengeschlechts gefördert hat, wird hier in mehr geometrischer Weise, doch auch unter Heranziehung der höheren Analysis (Differentialrechnung) in verständlicher Art behandelt.

Bauschinger, Astronomie, in Bd. 3, 2 der Enzyklopädie der Elementarmathematik von Weber u. Wellstein. 2. Aufl. 1912.

Eine Einführung in die sphärische und theoretische Astronomie unter Anwendung der höheren Analysis.

Handwörterbuch der Astronomie. Hrsg. von W. Valentiner. Bd. 1—4. Breslau 1897—1902.

Dies wissenschaftliche Werk, das mathematische, physikalische usw. Kenntnisse voraussetzt, gibt auf Einzelfragen eingehende Auskunft; besonders sei auf die im ersten Bande enthaltene Einführung in die Astronomie hingewiesen.

4. Für eigene Beobachtungen.

Fr. Rusch, Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge. Mit 30 Fig. Leipzig 1911. 223 S. (B. Schmids Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek.)

Ein interessantes Buch, das ohne Fernrohr und verwickelte Hilfsmittel durch eigene Beobachtung zu einer Reihe von schönen Resultaten führt.

Ders., Beobachtung des Himmels mit einfachen Instrumenten. 2. Aufl. 1919.

Zeigt dem Leser, der über ein kleines astronomisches Fernrohr verfügt, eine Reihe interessanter Beobachtungsobjekte.

H. J. Klein, Führer am Sternhimmel. 3. Aufl. Leipzig 1914. 477 S.

Für den Freund der Astronomie, der einmal Gelegenheit hat, ein etwas größeres Fernrohr zu benutzen.

5. Zur Geschichte der Astronomie.

Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1912—20. 2 Bde. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Kritzinger, Errungenschaften der Astronomie. Nach den Originalarbeiten der führenden Forscher dargestellt. Weimar 1912. 379 S.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Übersetzt von L. Bloch. 4. Aufl. Leipzig 1913. 274 S.

Das sehr anregende Buch bringt weniger astronomische Einzelheiten, als daß es einen großen Blick über die Jahrhunderte hinweg vermittelt.

M. Weinstein, Entstehung der Welt und Erde nach Sage und Wissenschaft. 3. Aufl. Leipzig 1919. 116 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Ders., Der Untergang der Welt und Erde nach Sage und Wissenschaft. Leipzig 1914. 107 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Rud. Wolf, Geschichte der Astronomie. München 1877. 815 S. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 16.)

W. Whewell, Geschichte der induktiven Wissenschaften, der Astronomie usw. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Englischen. Mit Anm. von J. J. v. Littrow. T. 1—3. Stuttgart 1840—41.

Da die Astronomie früher die Führerin der Naturwissenschaften war, enthält

dies Buch über die „exakten Naturwissenschaften" zugleich eine eingehende Darstellung der astronomischen Entwicklung.

Fr. Boll, Sternenglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Carl Bezold. Mit 1 Karte und 60 Abb. 2. Aufl. Leipzig 1919. 108 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Ein interessantes Büchlein, das einen guten Einblick in den vielleicht bedeutsamsten Irrweg der menschlichen Forschung gibt.

6. Himmelskarten und Atlanten.

Schurig-Götz, Tabulae caelestes. Himmelsatlas. Für das Jahr 1925. 3. Aufl. Leipzig 1916. 9 Taf.

Littrow, Atlas des gestirnten Himmels. Mit Einl. von J. Plaßmann. Berlin 1920. 48 S. u. 17 Taf.

Schweiger-Lerchenfeld, Atlas der Himmelskunde. Wien u. Leipzig 1898. 256 S.

Schöne, große Photographien und farbige Tafeln nebst Text.

Sehr bequeme Hilfsmittel sind auch die drehbaren Sternkarten, wie sie z. B. vom „Kosmos" herausgegeben werden.

R. Henseling, Sternbüchlein. 1921.

Dies alle Jahre erscheinende, rund 120 S. starke Büchlein gibt für jeden Monat die wichtigsten sichtbaren Gestirne an, Sternbilder, Planeten usw., so daß der Laie sich gut zurechtfinden kann. Es enthält auch Tafeln über Sonnen-, Mond- und Planetenlauf (Ephemeriden) von fünf zu fünf bzw. zehn zu zehn Tagen, Tafeln über Verfinsterungen der Jupitermonde, über Sternbedeckungen und einen Sternschnuppenkalender. Bei aller Reichhaltigkeit ist das Büchlein sehr wohlfeil und kann deshalb jedem Sternfreund zur Anschaffung empfohlen werden.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Volksausgabe, auf Grund der 26. Aufl. des Hauptwerks bearbeitet von Bogdan Krieger. Berlin, Haude & Spener, 1920. (508 S.) Geb. 28 M.

Die hier in der zweiten Auflage vorliegende Volksausgabe unterscheidet sich von der ursprünglichen Bearbeitung in der Hauptsache dadurch, daß nicht alle sprachwissenschaftlichen und geschichtlichen Forschungen bei den einzelnen Zitaten mitgeteilt werden, sondern in der Regel nur deren Ergebnisse. Ferner sind nur solche geflügelte Worte aufgenommen worden, die als landläufig gelten können. Es muß anerkannt werden, daß der Bearbeiter es trotz dieser Beschränkungen verstanden hat, einen lesbaren Text herzustellen. Auch in der neuen Form wird man den selbst längst zum geflügelten Wort gewordenen „Büchmann" gern begrüßen und ihm die weiteste Verbreitung wünschen. Besonders kleinere Bibliotheken, denen die große Ausgabe zu teuer ist, seien auf diese durchaus brauchbare Bearbeitung hingewiesen. Gleichzeitig sei vor sogenannten „Nebenluftausgaben" gewarnt, denen noch zu Lebzeiten Büchmanns (gest. 1884) erschienene, längst veraltete Bearbeitungen des Buches zugrunde liegen. Fritz.

Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter Aimee Dostojewski. München, Reinhardt, 1920. 308 S. Ungeb. 19 50 M., geb. 26 M.

Die Dostojewski-Kenntnis in Deutschland ist noch nicht zu groß, aber doch schon so angeregt, daß Mitteilungen dieser besonderen, persönlichen Art bei uns immer auch für den Menschen interessierten Deutschen der Beachtung sicher sind. Freilich muß gesagt werden, daß das Buch das Werk einer Frau ist, die, von einem

preziösen Ehrgeiz erfüllt, die eigene Bedeutung der Dostojewski-Tochterschaft nicht weniger hervorzuheben bemüht ist, als sie im Dienst der Mitteilungen aus dem Leben ihres Vaters steht. Das berührt nicht gerade sympathisch; sie erinnert in dieser Hinsicht an die deutsche Nietzsche-Schwester. Aber abgesehen von solcher Art Pietät, die der Verfasserin eigene Angelegenheit ist, birgt das Buch als Materialsammlung sehr viel Beachtenswertes und Interessantes, so die Feststellung, daß Dostojewski nur Halbrusse sei, nämlich durch seine moskowitische Mutter, väterlicherseits aber von Litauern mit stark normännischem Einschlag abstamme. Dann sei noch hervorgehoben, wie die Entwicklung Dostojewskis zum russischsten aller russischen Dichter (aus seiner Erkenntnis des russischen Volkes im sibirischen Zuchthaus) zu überzeugender Anschaulichkeit kommt, sein Abstand vom „deutschen Sektierer" Tolstoi, in dem gewiß polemischen aber vielleicht nicht minder scharfsichtigen Kapitel „Dostojewski und Tolstoi", zu nachdenklicher Überlegung anregt. Hallmann.

Wolynski, A. L., Das Reich der Karamasoff. München, Piper & Co., 1920. (221 S.) Ungeb. 18 M., geb. 20 M.

Eine umfangreiche Erklärung von Dostojewskis letztem und größtem Roman, oder vielmehr eine Ausdeutung, die weniger das Werk rein aus sich erfassen, als es im Sinne einer ganz bestimmten theologischen oder theosophischen Weltanschauung deuten will. Diese Art, ein Kunstwerk als Dokument bestimmter Meinungen oder gar als religiöse Werbeschrift, wenn auch höchster und edelster Ordnung, aufzufassen, ist uns jetzt sehr fremd geworden; es erscheint uns fast plump und dilettantisch, wenn Gestalten einer Dichtung so genommen werden, als seien sie geschaffen, uns bestimmte Meinungen des Dichters vorzuleben. Darum können wir das Buch kaum als eine Arbeit im reinen Dienste der Sache Dostojewskis anerkennen. Und doch ist das Werk nicht nur als eine russische Interpretation Dostojewskis interessant, sondern es hat auch seine tiefere Bedeutung durch eine starke innere Verwandtschaft des Verfassers mit Dostojewski und dadurch, daß es ein wichtigstes Element des Romans, das religiöse Erlebnis darin, wenn auch nicht als Glied im Organismus des Ganzen betrachtet, so doch von eigenartigem Gesichtspunkt aus und mit der ganzen Kraft der Einseitigkeit und des Fanatismus beleuchtet. — Das Werk kommt nur für größere Büchereien in Betracht. Homann.

Zweig, Stefan, Drei Meister. Balzac, Dickens, Dostojewski. Leipzig, Insel-Verlag, 1920. (220 S.) Geh. 10 M., geb. 18 M.

Der größte und weitaus bedeutendste dieser Essays ist Dostojewski gewidmet. Er ist der Versuch nicht einer wissenschaftlichen, sondern einer durchaus künstlerischen Darstellung des Menschen und Dichters Dostojewski und seines Werkes. Es wird „sublimiert", aus der Realität entrückt in Regionen, wo Wesen und Sinn an sich offenbar werden. Es mag sein, daß die handgreifliche Richtigkeit einzelner Gedanken und Anschauungen unter dieser Umformung und Idealisierung gelegentlich leidet, aber die Gestalt des Dichters ist so tief erfaßt, mit so warmer, hingebender Verehrung und so eindringlicher Kunst der Darstellung geschildert, daß man diese erste deutsche Schrift über Dostojewski als in ihrer Art unübertrefflich und in ihrem Wert für jeden, der Dostojewski verehrt, unentbehrlich bezeichnen muß. — Auch Balzac und Dickens werden in künstlerischer Weise geschildert. Aber bei diesen beiden Meistern — mag es nun an ihrem engeren Wesen selbst oder an der Darstellung liegen — erscheint der künstlerische Aufbau der Charakteristik um einen Mittelpunkt herum (die Schilderung Balzacs als des Dichters der großen Gesellschaft, Dickens' als des Dichters der Familie gegenüber Dostojewski als dem Dichter des Menschentums schlechthin) sich fast zu stark einer preziösen Zuspitzung zu nähern. Die Auffassung erscheint etwas einseitig, obwohl sie sicherlich auch hier das Wesentliche trifft. Homann.

Goethes Schweizerreisen. Tagebücher, Briefe, Handzeichnungen. Herausgegeben von Dr. Hans Wahl. Gotha, F. A. Perthes, 1921. (164 S.) Geb. 40 M.

Die drei Reisen Goethes nach der Schweiz in den Jahren 1775 (Juni), 1779 (Oktober bis Dezember), 1797 (September und Oktober) in alledem überblicken zu können, was er auf der Reise selbst an schriftlichen Äußerungen niedergelegt hat, ist an sich schon von höchstem Reiz, und namentlich dann, wenn die Zusammenfassung des urkundlichen Stoffes so vollständig geschieht, wie Hans Wahl, der Direktor des Weimarer Goethe-Nationalmuseums sie vorgenommen hat. Manches Entlegene tritt hier zutage. Eine notwendige Ergänzung der Briefe, Tagebuchstellen, Gedichte Goethes, unter denen alles ausgeschieden ist, was erst eine spätere Verarbeitung der gewonnenen Eindrücke darstellt, bilden die neunzehn Handzeichnungen Goethes, und mindestens eine Erleichterung des Überblickes ist es, wenn auf einer Karte die Reiseroute des Dichters eingezeichnet ist. Der beste Gewinn freilich, den das reiche und in stofflicher Geschlossenheit gebotene Buch bringt, ist doch der: daß ein sich einfühlender Leser hier erkennen kann, mit wie ganz anderer Seelenhaltung Goethe jedesmal seine Schweizer Reise unternahm. Für diese Erkenntnis ist Wahls Nachwort ein guter Führer. Hätte ich an dem (vom Verlag auffallend gut, schlicht und fein hergestellten) Buche etwas auszusetzen, so wäre es dies, daß, weil man doch nicht etwa bloß Goethe-Kenner, sondern jeden Goethe-Freund als Leser voraussetzt, man hier und da ein paar erläuternde Hinweise hätte geben sollen.

Knudsen.

Kjellén, Rudolf, Die Großmächte und die Weltkrise. Leipzig, Teubner, 1921. (249 S.) Kart. 9 M., geb. 11 M.

Kjelléns vorzügliches 1914 erschienenes Buch „Die Großmächte der Gegenwart“ liegt der vorliegenden Darstellung zugrunde, die darauf hinzielt, das alte System als Hintergrund für die 1918 eingetretene Krise zu zeichnen. Völlig neu sind zwei Abschnitte (IX und X), die dem Weltkrieg selbst und der Gestaltung der Großmächte nach dem Kriege gewidmet sind. In genetischer Betrachtung werden nicht nur geographische, statistische und politische Einzeltatsachen, sondern vor allem auch die Lebensformen der beteiligten Staaten untersucht. So ergeben sich wichtige Aufschlüsse über ihren organischen Aufbau, über ihre Lebenskraft und die größere oder geringere Notwendigkeit der vorhandenen Formen. Mit sicherem Blick für das Wesentliche und mit bewunderungswürdiger Klarheit hat der Verf. den umfänglichen Stoff gemeistert. Das Buch ist ein wertvolles Hilfsmittel für die Erkenntnis politischer Zusammenhänge und wie kein zweites geeignet, zum Verständnis der Weltlage und zur Urteilsfähigkeit zu erziehen.

Fritz.

Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1920. (288 S.) Geb. 14 M.

Das Buch bringt Aufsätze der bahnbrechenden Forscher aus der Zeit von Herder bis zur Gegenwart. Es will vaterländische Seelsorge treiben im Sinn Hildebrands und zu diesem Zweck einführen in heimatliches Wesen, Gefühlsleben, Siedlung, Tracht, Sitte, Brauch, Volksglaube, Namenkunde, Volkssprache, Berufssprache, Volksdichtung. Wir haben so ein Lesebuch im besten Sinn des Wortes vor uns, ein Lesebuch, in dem man lange oder kurze Zeit mit Genuß und Gewinn lesen kann. Darum ist es so recht ein Buch für den Lesesaal der Volksbüchereien, wo es der Besucher stets zur Verfügung hat, auch wenn ihm nur ein halbes Stündchen Muße gegönnt ist. Aber auch der Forscher wird auf manches gestoßen werden, was ihm neue Anregung bietet.

v. Hauff.

Ludwig Richter-Büchlein. Hrsg. von W. Weichhardt. Dachau, Einhorn-Verlag. Geb. 4 M.

In eine uns heute märchenfern anmutende Welt führt das vom Einhorn-Verlag herausgegebene freundliche Ludwig-Richter-Büchlein. Etwa 50 Holzschnitte des Meisters sind hier mit Strophen altvertrauter Lieder zu einem anmutigen Kranz vereinigt. Mit warmer Freude wird man sich für eine kleine Stunde in die Betrachtung der liebenswürdigen Bildchen versenken, aus denen die ganze stille Herzlichkeit eines Künstlers spricht, der wurzelfester Zugehörigkeit zum gesundesten deutschen Volkstum sein Bestes verdankt. — Für ländliche Volksbüchereien trotz des geringen Umfanges sehr zu empfehlen. Kemp.

Wilhelm, Otto, Von der deutschen Volkshochschule. Schriften des Vereins zur Förderung der Volksbildung, Bd. 1. 2. stark verm. Aufl. Stuttgart, Verlag des Vereins zur Förderung der Volksbildung, o. J. [1919.] (80 S.) Br. 3,30 M.

Die Broschüre bringt in zwangloser Folge Beiträge zur Volkshochschulfrage z. B. unter der Frage „Um was handelt es sich?" eine Zielsetzung, die erfreulich alle Festlegung auf ein utilitarisches Nebenziel, etwa das der staatsbürgerlichen Erziehung, ablehnt und vielmehr in der Entdeckung der „entwicklungsfähigen" Männer und Frauen, insbesondere auf dem Lande, und deren Erziehung zur Selbständigkeit ihr einziges Ziel sieht; schmerzlich wird auf die tiefe Kluft zwischen den „irgendwie leitenden Schichten" und den andern, — die die Volkshochschule überbrücken helfen müsse, — hingezeigt. Der zweite Abschnitt „Über die Volkshochschule" (mit 8 Leitsätzen) erscheint mir besonders wegen seiner Anmerkungen wertvoll, in denen der Verf. u. a. seine autochthonen Bemühungen um die deutsche Volkshochschule vor dem Bekanntwerden des viel zu sehr beachteten und nachgemachten dänischen Vorbildes und eine „erlebte" Abkehr von seiner „Bildung" eindrucksvoll schildert, um dann Grundtvig und dem Hollmannschen Buch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Formulierung: „Die Grundlagen für die deutsche Volkshochschule sind nicht in der Fremde, auch nicht in der germanischen Fremde, zu suchen" sollte ebensosehr Grunddogma werden für den Volkshochschultheoretiker — geistige Gewächse vertragen keine Transplantation —, wie die positive Fundierung der ganzen Einrichtung auf der Liebe zum Volk und Volkstum, „die gänzlich unsentimental und unromantisch" sei, und auf der „gründlichen Vertrautheit mit dem Bau unseres gesamten Lebens". Einem von dieser Seite kommenden Mann gelingen nun 7 Leitsätze über den „deutschen Charakter der Volkshochschule" hervorragend. Die Erziehung zu völkischem Bewußtsein (Tanzmann!) wird als undeutsch abgelehnt. „Bildung haben heißt zu sich selber kommen ... und daher auch zu der Seele seines Volkes kommen" (Verf. erinnert an Kerschensteiners ähnliche Gedankengänge). Die auf knappste Form gebrachten Sätze über die Rolle der Geschichte, der deutschen Sprache („die Mundart werde als unsere eigentliche Muttersprache hochgehalten") und des deutschen Schrifttums werden in einem weiteren Kapitel etwas weiter ausgeführt. „Dem Leitfaden-, Überblicks- und Vollständigkeitsideal ist (im Geschichtsunterricht) der Zutritt zu verwehren". Das „sehr zu Unrecht verschriene Altertum" übertrifft „wegen seiner größeren Durchsichtigkeit" an propädeutischem Wert manche neueren Abschnitte. Wie die Geschichte auf Quellenlektüre, muß die Einführung in die deutsche Literatur auf Lektüre unserer Großen aufgebaut werden, denn „wir wollen nicht kleine Literaturgelehrte bilden". Sprachlehre soll nur unter der Bedingung geduldet werden, daß „die bösen Fehler des üblichen Sprachlehrunterrichtes vermieden werden". „Keine Schreib- und Aufsatzkultur!" Zum erstenmal finde ich als Aufgabe des Volkshochschulunterrichtes die Beschäftigung mit der Phonetik und fühle meinen Instinkt, daß hier ein echt volks-

tümliches Gebiet vorliegt, durch Wilhelm bestätigt. Auf dem eben gezeigten Wege glaubt Verf. „die Bildung zu dem Volk", das wir noch nicht sind [obwohl wir seit Lessings bekanntem Wort es zur Nation inzwischen gebracht haben], erreichen zu können, die gesellschaftliche Scheidewand muß dann fallen, wir werden lernen, „in dem andern in erster Linie den Volksgenossen zu sehen" und uns unserer Vielstämmigkeit, die von dem Württemberger Wilhelm(!) warm gepriesen wird „als Schutz gegen geistige Erstarrung und Veroberflächlichung", freuen. Der Begriff Bildung muß wieder hergestellt und der landläufige Gebrauch desselben in Schulung („wenn nicht gar in manchen Fällen in Drill") umgeleitet werden. Der Schwabe Wilhelm kann sich gemäß der Stammeseigenart dieses deutschesten Volksteiles die Lösung des Volkshochschulbetriebes von einer wie immer gearteten weltanschaulichen Basis nicht vorstellen und wählt einen „protestantischen Typus, bei dem neben der eigentlich konfessionellen Form eine andere steht, da die Konfession das Gebiet der geistigen Heimat überhaupt bedeutet. (Mir scheint die mutige Art, mit der das geschieht, methodisch bedeutungsvoll. T. g. geht die Volkshochschule, namentlich die großstädtische, um diesen Punkt herum, wie die Katze um den heißen Brei. W. packt den Stier bei den Hörnern, selbst auf die Gefahr hin . . . zurückgestoßen zu werden! Er wagt sogar Morgen- und Abendandachten in seiner internatartigen Volkshochschule!) — Der Württemberger kommt dann endlich noch in den beiden Abschnitten „Die Volkshochschule in Württemberg" und „Einrichtungen im Sinne der Volkshochschule für die Stadt Stuttgart" zu Worte. — Ich stelle das Bändchen in die erste Reihe der mir bekannten Volkshochschulschriften, sein Verf. hat die süddeutsche Gabe, auf das wachsen Wollende zu lauschen, und nicht den norddeutschen Ehrgeiz des Organisierens (dessen typischer Vertreter auf unserm Gebiet E. Weitsch, den gewisse Kreise als den praeceptor populi hinstellen). Tacke.

Ziehen, Julius, Schulpolitische Aufsätze. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1919. (168 S.) 8 M.

Die Ansichten und Forderungen dieser meist aus den letzten Jahren stammenden Aufsätze sollen Bausteine zu einem ersten Versuch eines Systems der Schulpolitik bilden. Für den Geist der Abhandlungen ist das Bekenntnis des Verfassers im Vorwort charakteristisch: „Ich glaube, man war im „alten Deutschland" an manchen Stellen nur allzu sehr dazu geneigt, dem offenen Wort der Kritik die Wege zu verschließen, und dieser Versuch der Beschönigung hat auch unsere Schulpolitik in mehr als einem Falle nach meiner Ansicht schwer geschädigt." Jetzt, da die Eltern durch die Einrichtung der Elternräte ganz anders wie bisher die Möglichkeit haben, sich an der Umgestaltung des Schulwesens zu beteiligen, haben sie noch mehr als bisher die Pflicht, das zu beachten, was erfahrene Schulmänner für notwendig und möglich erachten. Im andern Fall werden die Elternbeiräte unmöglich positive Arbeit leisten können, weil sie gar nicht wissen, worauf es ankommt. Da Ziehens Aufsätze kurz und allgemein verständlich geschrieben sind, wird jeder schnell das herausfinden, was ihn gerade angeht, um sich damit auseinander zu setzen, ehe er als „Sachverständiger" auftritt. v. Hauff.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Hallström, Die rote Rose. Leipzig, Insel-Verlag, 1919. (271 S.) Geb. 10 M.

Der vorliegende Novellenband bestätigt den Ruf Hallströms als eines der feinsten nordischen Erzähler in glänzender Weise. Seine Erzählungskunst ist nicht so urwüchsig und naturfrisch wie die Hauklands oder Andersen-Nexös, vielmehr

sind ihr leise Züge literarischen Virtuosentums eigen, die ihre nahe Beziehung zu der nervösen Art Jacobsens erkennbar machen. In der Meisterschaft, eine seelische Entwicklung aus leisesten Anfangsmotiven Schritt für Schritt in unerbittlicher Folgerichtigkeit dem nahezu mystisch bestimmten Ende zuzuführen, die zartesten Seelenschwingungen von einer unnachahmlich stimmungsvollen Symbolik des Landschaftlichen begleiten zu lassen, hat Hallström heute kaum seinesgleichen. Die erste Erzählung des vorliegenden Standes „Die Mystik des Zufälligen" ist vielleicht das Beste, was er geschrieben hat. Man bleibt im Zweifel, was man hier mehr bewundern soll: die intellektuelle Schärfe der Analyse oder die tiefe Herzenswärme, mit der das ergreifende Schicksal einer Frau geschildert wird, die zugrunde geht an der verhängnisvollen Verkettung von Zufälligkeiten, die alle doch eine schicksalsmäßige Logik in sich schließen. Höchst eigenartige, künstlerisch kaum je gesehene Probleme bringt die sechste Novelle „Die Probe", in der die Rache einer durch den eigenen Bräutigam an einen Neger verkuppelten Frau gezeigt wird, und die letzte „Götherhjelm", in der die tragikomische Irrfahrt eines Abenteurers in anekdotischer Zuspitzung dargestellt ist. Die Titelnovelle enttäuscht leider durch allzu blasse Sentimentalität. — Größeren Volksbüchereien, die auf eine reife Leserschaft rechnen dürfen, ist die Einstellung dieses Bandes unbedingt anzuraten. Kemp.

Höffner, Johannes, Deutsche Seele. Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe. Stuttgart, Engelhorns Nachf. (1918). (308 S.) Geb. 10 M.

Schlicht und anspruchslos sind die äußeren Ereignisse dieses Entwicklungsromans, der sich ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe nennt. Aber es ist, als ob die wohlbekannte Melodie eines alten Volksliedes den Leser durch die 300 Seiten des Buches begleitet. Ganz gleich, ob Dorfidyll oder Kleinstadtleben an der pommerschen Küste geschildert wird, am sagenumwobenen Rhein in Rüdesheim oder in Friedrichshafen am schönen Bodensee, überall erklingt süß und schmerzlich zugleich die liebliche Weise, die Karl Asmus, der im Sprechen ungewandte Schlossergeselle, seiner Flöte entlockt, wenn er die Gefühle seines Herzens nicht allein zu tragen weiß. Die Sprache paßt sich der fast ans Altmodische streifenden Erzählungsart des Verfassers glücklich an, wobei man aber ebenso wie bei der Charakterisierung an Vorbilder wie Ludwig und Raabe denken darf. Das Buch wird von Lesern bevorzugt werden, die gern einen Rückblick auf die sorglose Zeit vor dem Krieg tun, in der noch mit Frohsinn beim Handwerk und mit Lust am Schaffen in der Hingabe an ein großes Werk gearbeitet wurde. Anna Reicke.

Hohlbaum, Robert, Die Amouren des Magister Döderlein. Roman. Leipzig, Staackmann, 1920. (281 S.) Geh. 13 M., geb. 20 M.

Der Roman besteht aus lose aneinandergereihten Stimmungsbildern des ausgehenden 18. Jahrhunderts aus dem bewegten Leben des deutschen Kantorsohnes und Magisters Döderlein, den seine ruhelos bewegte Seele ein Leben lang hin und her treibt, im wilden Studententreiben einer kleinen deutschen Universität sich ganz verlieren läßt wie in dem vom Pöbel durchtobten Paris der Revolutionsjahre, und den Alternden am Hofe eines Rheinbundsfürsten so wenig Ruhe finden läßt, wie im heimatlichen Dorfe, bis die Freiheitskriege seiner Unruhe wie seinem Leben ein Ziel setzen. Ohne viel äußeren Aufwand und ganz ohne die lästige Breite vieler historischer Romane weiß Hohlbaum knapp, fein und interessant zu schildern. Es ist ein sehr frisch und gut geschriebener historischer Unterhaltungsroman, dem man Unrecht täte, wenn man Tiefsinn und Problematik in ihm suchte. Einige Derbheiten werden von gewissen Lesern unangenehm empfunden werden. Homann.

Kneip, Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten, Wunder. Jena, Diederichs, 1920. 7 M., geb. 9,50 M.

In Jakob Kneips „Lebendigem Gott" vereinigen sich katholische Frömmigkeit und pantheistische Naturmystik zu einer Dichtung von starkem Stimmungsreiz, der seinen Eindruck auch auf den vorurteilslosen Protestanten, der sich einen Blick für die warmen Gemütswerte des Katholizismus bewahrt hat, nicht verfehlen wird. Was dem Werk neben der tiefen Religiosität, mit der Kneip seinen Stoff erlebt, besonderen Wert verleiht, ist der schlichte volkstümliche Ton, in dem die alten Dorflegenden erzählt sind. Es handelt sich größtenteils um Heiligengeschichten, in denen uralte Naturvorstellungen fromm in das bunte Gewand der katholischen Mythologie gehüllt sind, Geschichten, die im Volk gewachsen und von einem, der aus dem Volke kommt, zu neuem Blühen erweckt sind. Seines ausgesprochen lyrischen Charakters halber ist das schöne Werk wohl eher für die Vorlesungsstunde als für die Bücherei geeignet. **Kemp.**

Lagerlöf, Selma, Das heilige Leben. Roman. Übersetzt aus dem Schwed. von Pauline Klaiber-Gottschau. München, Langen. (355 S.) 10 M.

Der Held des vorliegenden Romans, Sven Elversson, der auf einer Nordpolexpedition während des Hungertyphus angeblich Menschenfleisch von einem toten Gefährten gegessen hat, wird deshalb allgemein verabscheut und gemieden. Er glaubt selbst an seine Schuld und sucht sie durch ein reines, ein „heiliges" Leben zu sühnen. — Gleich einem persönlichen Geschehnis berührt den Leser das tiefe, seelische Erleben der Personen. Wie fein sind anscheinend plötzliche innere Umwandlungen, wie überzeugend die allmähliche Zerrüttung einer Ehe begründet! Neben der Märtyrergestalt des Sven fesselt vor allem die hochherzige, anmutige Pfarrersfrau, eine der lebensvollsten Frauennaturen der Lagerlöf. Mit der lebhaft geführten Handlung und Charakteristik sind anschauliche Landschaftsbilder Schwedens und alte Sagen eng verflochten. Die bilderreiche, beseelte Sprache überschreitet auch im höchsten Affekt nicht das künstlerische Maß. Der ethische Wert des Buches liegt in seinem Grundgedanken von der Heiligkeit des Lebens, den die Dichterin mit der ihr eignen Tiefe und Innigkeit aus der Schilderung des individuellen Schicksals des Sven herauswachsen läßt. Seinem vermeintlichen Vergehen an der Unantastbarkeit des Todes stellt sie die Verbrechen gegenüber, die der Weltkrieg an Leben und Gesundheit verübte, und durch den Mund eines Pfarrers und einer Hellseherin verkündet sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Krieg, „dem großen wilden Tier." Die hohe Künstlerschaft, die sich auch in der weiteren Ausführung dieses Gedankens zeigt, läßt einen Vergleich ihres Romans mit dem tendenziösen Werk der Suttner nicht zu. **Erna Borinski**

Rolland, Romain, Die Zeit wird kommen. Drama in 3 Akten. Leipzig, E. P. Thal, 1919. (94 S.) Geb. 18 M.

Ein Burendrama, gedichtet und erschienen vor 18 Jahren. War es richtig, es heute zu übersetzen und in einem kostbaren Druck erscheinen zu lassen? Die Widmung, die ihm der Dichter schon bei seinem ersten Erscheinen vorangesetzt hat, deutet den Hauptgrund für eine nachdrückliche Bejahung dieser Frage an: „Dieses Drama klagt nicht eine einzelne europäische Nation an, sondern Europa. Ich widme es der Zivilisation." Es ist vor allem ein menschliches und zeitgeschichtliches Dokument von hohem Wert, das neben den Kongoromanen von Jürgensen und den „Lügen" von Janson späteren Geschlechtern bezeugen wird, daß schon vor dem Weltkriege europäische Dichter von Rang ihre mahnende und klagende Stimme erhoben haben. Überdies enthält das Drama jedoch Szenen von dichterischer Kraft,

von denen aus gesehen allerdings der Schluß leider ziemlich äußerlich und sensationell erscheint. In dieser Hinsicht ist das vergessene dramatische Erstlingswerk des inzwischen als Erzähler südafrikanischer Geschichten mit Recht berühmt gewordenen Hans Grimm „Die Grobbelaars", ein um dieselbe Zeit gedichtetes Burendrama, zweifellos bedeutender; dieses ist übrigens auch insofern ein Gegenstück zu Rollands Drama, als es wie jener vor allem die englischen Eroberer aller Schattierungen, so fast nur die burischen Verteidiger in ihren verschiedenen Typen auf die Bühne stellt.

Ackerknecht.

Rüttenauer, Benno, Aus der Landschaft von Hinterwinkel. Konstanz, Reuß & Itta, 1920. (238 S.) Geb. 12 M.

Ältere und neuere Erzählungen und Skizzen Rüttenauers, die in seiner badischen Heimat im Hinterwinkel spielen, hat der Verleger hier zusammengestellt und zur 65jährigen Geburtstagsfeier des Dichters erscheinen und durch einen talentvollen, jungen Künstler, Wilhelm Humpfing, in geschmackvoller Weise mit Buchschmuck versehen lassen. Wie verklärt von goldenen Sonnenstrahlen liegt die Landschaft vor uns, man braucht nur mit dem Anselm Kynast an einem schönen Frühlingstage aus dem kleinen Gebirgsstädtchen zu dem Kalkplateau emporzusteigen, wo er seinen Bruder, den Pfarrer, besuchen will, aber in einem ländlichen Wirtshaus Gelegenheit findet, eine Sünde der Vergangenheit wieder gutzumachen. Dort liegt nun auch Hinterwinkel (eigentlich Wittstedt) und nahe dabei am Bach befindet sich die Gerberei, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte, in der der Verfasser das Licht der Welt erblickte. Dort besuchte er die Schule, dort sah der Kleine mit neidischer Bewunderung auf die älteren Kameraden, die in roten Röcken mit blauen Litzen und gelben Fransen als Ministranten dem Priester bei seinen sakramentalen Handlungen behilflich waren. Dort lernte er auch so sonderbare Käuze wie den Simulorum kennen, dessen Leben verpfuscht ist, obwohl in ihm ein Riemenschneider oder Veit Stoß verborgen gewesen ist. Um es mit einem Worte zu sagen, eine Fülle lebenswahr geschauter Gesichter tritt hier dem Leser entgegen, der an diesem Erinnerungsbuch Rüttenauers, der uns, trotzdem er das 7. Jahrzehnt nunmehr schon zur Hälfte überschritten hat, noch mit mancher gleichwertigen Gabe erfreuen möge.

Liesegang.

Schauwecker, Franz, Ghavati. Ein Tierroman. Halle a. S., H. Dieckmann, 1920. 331 S. 18 M., geb. 25 M.

Ghavati, die Göttin der Tiere, erweckt die afrikanische Wildnis zu einem gewaltigen Aufstand gegen den Menschen. Denn der Mensch hat sich von der Natur losgesagt. „Ich bin alles und alles andre ist nichts vor mir — so heißt das Gesetz des Menschen. Ich, ich, ich, schreit dies Gesetz. Gib, gib, gib, schreit dies Gesetz. Stirb und vergehe, schreit dies Gesetz." Der Mensch ist zum Massenmörder der Tierwelt geworden, der aus Lust und Herrschsucht mordet. Die reiche Wildnis verödet vor seinem Donnerzauber, der Feuerwaffe. Doch ist die Kraft der Tiere machtlos vor dem Menschen. Die Gewaltigsten fallen seiner List und seinem Zauber zum Opfer. Ghavatis einzige Hoffnung, die Tierwelt noch zu retten vor dem nahen Untergange, ruht auf dem Lächeln eines toten Menschenweibes, in dem sie sah, daß auch der Mensch nicht ohne Liebe ist. Sie erbittet vom Vater aller Dinge die Erlaubnis, zum Menschen zu gehen und will ihm Liebe zum Tiere lehren. — Diese Liebe zu erwecken ist nichts stärker, als die prachtvollen Schilderungen afrikanischen Wildes, die Schauwecker gibt. Einzelne Gestalten, wie Tembo, der uralte mächtige Elefant, Simba, der einsame unnahbare Löwe, Gunsu, der unermüdliche, nie ruhende Schakal und viele andere sind mit höchster dichterischer Kraft gezeichnet. Daß die Sprache oft ein wenig pathetisch überladen ist, die Überfülle der Bilder ermüdet und überreichliche Personifizierung von Naturvorgängen in der Landschaft gelegentlich

den Eindruck der Künstelei macht, ist daneben nur von untergeordneter Bedeutung. Es ist nur zu bedauern, weil das Buch dadurch für Kinder und Heranwachsende, denen man es sonst gerade so gern gäbe, zu schwer verständlich wird. Eine Vereinfachung des Buches in dieser Hinsicht würde zweifellos auch die Kraft und Schönheit, die geradezu monumentale Größe und Geschlossenheit der einzelnen Tiercharaktere mehr ins rechte Licht setzen. Homann.

Schmied, Rudolf Johannes, Carlos und Nicolás. Berlin, Erich Reiß, o. J. (152 S.)

Wenn man die Kinder in der Großstadt auf Straßen und Plätzen spielen sieht, beneidet man die beiden Buben in diesem Buche aus voller Seele. Schon sechs- und siebenjährig jagen sie mit ihren Pferden auf der Steppe umher und erleben ihre kleinen Abenteuer, wachsen gesund und frei, selbständig und kühn auf. Es sind Auslandsdeutsche, und man hat den Wunsch, daß jeder deutsche Vater in der Fremde seine Kinder so erziehen lassen möchte, wie dieser deutsche Argentinier, der eine Fremde zur Frau hat. Der deutsche Hauslehrer, dem er die Erziehung seiner beiden Söhne anvertraut, ist ein Muster von Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue, es fehlen ihm aber auch nicht Züge einer bis zur Lächerlichkeit getriebenen Pedanterei und eines altväterischen, linkischen Wesens; die beiden Buben spüren jedoch seinen inneren Wert und schämen sich, ihn zu hänseln oder gar belogen zu haben. Der erste Teil des Buches erzählt von dem Leben in Argentinien, der zweite Teil von den Erlebnissen auf der Überfahrt nach Deutschland. Die neuen Steindrucke von G. W. Rößner zeigen Stil und Reinheit und heben den günstigen Eindruck dieser für Kinder ebenso wie für Eltern und Erzieher köstlichen Geschichte. Knudsen.

Schmitt, Ernst, Hochzeit. Roman. Jena, Diederichs, 1920. (250 S.) 10 M., geb. 15 M.

In wenige Tage kurz vor dem Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges drängt sich die Entwicklung eines jungen Deutschen zusammen. Von kurzsichtigem Individualismus steigt er empor zu starker Bejahung der Volksgemeinschaft, von kleinlicher Liebe zur altväterischen Kleinstaaterei, zur großen Staatsidee, von jugendlichem Drang nach Ferne, Freiheit und Abenteuer zu männlicher zielbewußter Arbeit am eignen Volke. Eine Fülle äußerer Erlebnisse, in der Natur, auf der Jagd, bei der nach uralten Sitten gefeierten Hochzeit eines kleinen süddeutschen Fürsten, schlingt sich um diese stille, aber das ganze Sein aufrüttelnde Umwandlung. Die Menge der bunten Schilderungen, die schwere Pracht des ungewöhnlich reichen, kraftvollen Stils, den viel altes und mundartliches Sprachgut belebt, geben dem Roman eine charakteristische farbige Lebendigkeit und lassen Unausgeglichenheiten und selbst die in der leidenschaftlichen Darstellung nicht ganz seltenen Verworrenheiten gern vergessen. Das Buch verlangt viel vom Leser, lohnt aber die Mühe reich. Man möchte es gerade jetzt in vieler Hände wünschen, weil ein so starker, aufbauender Geist daraus spricht. Homann.

Schrickel, Leonhard, Just Haberlands Fahrt ins Glück. Hamburg u. Braunschweig, Georg Westermann, 1920. (426 S.) 27 M.

Was hinter dem krausen Schicksal des Musikers Haberland liegt, ist die letzte und große Frage nach dem Künstlertum überhaupt. In seiner engen Heimat Pfuhlborn nannte Justus, vor sich selbst ein wahrer Künstler, Bach und Beethoven seine Götter. Vom Freunde nach der Großstadt gezogen, wird er der Sklave einer gierigen, unehrlichen Presse und eines seelenlosen Kunstschiebertums, durch das alles Edle, Reiche, Entwicklungsfähige in ihm getötet wird und seine seelischen Kräfte in Gold umgesetzt werden; er dient der Operette und sein „Glück“ besteht im Reichsein. So sehr wird er von der Berliner (mit Aufmachung, Beziehungen, Clique arbei-

tenden) „Kunst"-Luft aus- und aufgesaugt, daß er menschlichen und künstlerischen Takt verliert, seine alte Mutter verleugnet, seine Geliebte in der Heimat vergißt, schließlich, um sich hoch zu halten, nicht vor dem musikalischen Diebstahl zurückschreckt. Die Einkehr und Umkehr führt zur Heimkehr, der Weg geht zurück in die Stille, zur Selbstbesinnung, zum Wiederfinden der Seele, der Kunst. Man merkt es dem Buche deutlich an, wie sehr hier Schrickels Seele mitschwingt, wie deutlich das Bekenntnis zur Selbsttreue gesprochen wird. Wie meist bei Schrickel ist auch hier der Lust zum Fabulieren sehr nachgegeben; aber er hat wirklich ein Recht zum behaglichen Verweilen. Es ist ein Buch der Verinnerlichung und Selbstbesinnung, ein Protest gegen brutalen Kunst-Materialismus, ein Ruf nach dem Recht und den Forderungen der Seele, des Göttlichen im Menschen. Knudsen.

Stoeßl, Otto, Das Haus Erath. Roman. Leipzig, Bücherlese-Verlag 1920. (417 S.) 20 M., geb. 25 M.

Otto Stoeßl, der Wiener Erzähler, dessen zuchtvoll feine Kunst im Reiche noch nicht nach Gebühr bekannt ist, hat in dem vorliegenden Romane nicht nur die volle Reife und Höhe seines Schaffens gewonnen, sondern bietet in ihm zugleich aus dem Wien der letzten 60 Jahre ein figurenreiches Gemälde, das schon um seiner zeitgeschichtlich-weltanschaulichen Werte willen die Beachtung aller Gebildeten verdient. Die Schicksale eines töchterreichen Kaufmannshauses sind es, die das Muster für den anfänglich breiten, im letzten Drittel etwas zerfasernden Teppich der Handlung bilden. Die Abwandlung einzelner Familienzüge durch Blutmischung, der Einfluß des steigenden und sinkenden Wohlstandes, die Pietät als Schutzengel und als Vampyr, Entartung und Irrewerden der Instinkte und schließlich Kinderlosigkeit — das sind die hauptsächlichen Einzelmotive seiner Ornamentierung. Die Darstellung ist von höchster Kultur. Oft glaubt man einen ins Wienerische, also ins Weiche, Lyrische, Wehmütige, Gepflegte und doch Naturnahe übersetzten Fontane zu hören. Mit ihm hat Stoeßl auch gemein, daß seine Personen meist in demselben kunstvollen, geistreichen und anmutig-gelassenen Stil reden wie — der Dichter selbst; und noch mehr als bei Fontane tritt da, wo es dem Erzähler an Ursprünglichkeit, Stärke und Knappheit der Gestaltungskraft gebricht, der Schilderer stellvertretend hervor. Was für wundervoll gefügte, in edelster Sinnbildlichkeit bald dunkel leuchtende, bald heiter glitzernde Satzgeschmeide legt der Dichter immer und immer wieder zärtlich um Stirn und Schultern seiner Gestalten! Und er verzichtet dabei ganz auf jene Poesie des „süßen Mädels", die von so vielen reichsdeutschen Lesern für die eigentliche „österreichische Note" gehalten wird. — Alles in allem ein stilles, vornehmes und reiches Buch, ohne zeitgemäße Hysterie, aber voll vom Abglanz des Besten, was die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts noch hegten, also des Besten einer seelisch verarmten Zeit, aber doch der Zeit unserer Eltern und Großeltern. Ackerknecht.

D. Kurze Anzeigen.

Bekenntnisse deutscher Künstler. Hrsg. von Hanns Fechner. Mit Beiträgen von Waldemar Bonsels, Ernst Berger, Julius Exter, Ludwig Fahrenkrog, Hanns Fechner, Werner Fechner, Oskar Graf, Agnes Herder, Franz Kruse, Otto Markus, Hermann Prell, Paul Thiem, Wilh. Trübner. Leipzig, Kurt Vieweg, 1920. (96 S.) 7,50 M. u. 20% T.-Z.

Kurzgefaßte, aber von Herzen kommende Bekenntnisse gleichgesinnter Künstler hat F. zu einem kleinen ästhetischen Lehrbuch vereinigt. Wer sich von dem Wesen des künstlerischen Schaffens — einem viel erörterten und umstrittenen Thema — deutlichere Vorstellungen machen will, wird hier manchen treffenden und wirkungsvollen Hinweis finden. Einig sind sich alle diese Künstler-Bekenner in der

Abweisung der Internationalität der Kunst und in der Kampfstellung gegen den Kubismus, Futurismus und andere Verstiegenheiten der neuesten Kunst. G. K.

v. Sosnosky, Theodor, Abwärts. Roman. Berlin, Oldenburg, o. J. (1920.) 285 S. 8 M., geb. 12 M.

Stahl, Marie, Schritte auf der Treppe. Roman. Berlin, Oldenburg, o. J. (1920). 253 S. Geh. 8 M., geb. 12 M.

Der erste Roman erzählt die Geschichte eines leichtsinnigen und genußsüchtigen Lumpen, der allmählich zum Schwindler, Wechselfälscher und Raubmörder hinabsinkt. Er weist keinerlei literarischeen oder Bildungswerte auf und gehört mit seiner eingehenden Schilderung eines nach eifrigem Studium des „Neuen Pitaval" ersonnenen Mordes fast ins Gebiet der Schundliteratur. — Das zweite Buch schildert das weibliche Gegenstück zu dem Mörder, eine Hochstaplerin und Mörderin, und steht dem Werte nach auf der gleichen Stufe. H. J. Ho.

Theopold, Dorothea. Der Hexenrichter von Lemgo und andere Novellen und Erzählungen aus dem Lande der Rose. Detmold, Meyer, 1919. Geb. 5 M.

Erzählungen auf historischem Hintergrunde von einigem stofflichen Interesse, namentlich für die engere Heimat. A. St.

Vollerthun, Waldemar, Der Kampf um Tsingtau. Eine Episode aus dem Weltkrieg nach Tagebuchblättern. Leipzig, Hirzel, 1920. 200 S. 28 M.

Das Buch vereinigt Sachkunde, geschichtliche Genauigkeit und vorsichtig abwägendes Urteil mit vorzüglicher Darstellung. v. Hauff.

Das Weißbuch der Schulreform im Auftrag des Reichsbundes entschiedener Schulreformer herausgegeben von Dr. Siegfried Kawerau. Berlin, Curtius, 1920. 64 S. 4,80 M.

Zusammenstellung amtlicher und privater Äußerungen zu den Vorschlägen des im Titel genannten Bundes. v. Hauff.

Wilde, Oscar, Der Priester und der Messnerknabe. 3. Aufl. Deutsch von E. Sander. Hannover, Der Zweemann, 1920. (49 S.)

Das bedenkliche, aber in seiner schönen Sprache doch edel wirkende Buch Wildes ist vorzüglich ausgestattet, Papier wie Druck vornehm. Es ist mit zwei Originalholzschnitten von Ernst Schütte geziert.

Zapletal, Vinzenz, Jephthas Tochter. Kulturbilder aus der Frühzeit des jüdischen Volkes. Paderborn, Schöningh.

Das Buch bietet stofflich Interessantes und manche lebendige Schilderung. Die Kulturbilder sind freilich mit wenig Kunst auf den Faden der lang ausgezogenen biblischen Erzählung aufgereiht. Der Kern der letzteren, die Opferung des eigenen Kindes, wird auf wenig Seiten abgetan und uns trotz aller aufgewendeten Gefühlsseligkeit menschlich nicht näher gebracht. A. St.

E. Bibliographie des Volksbüchereiwesens im Rahmen der Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen werden erbeten an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Bildungspflege im allgemeinen.

Benz, Richard. Die Grundlagen der deutschen Bildung. Vorlesungen. Jena, Eug. Diederichs, 1920. 106 S.

Berndt, E. Volksbildung. Fragen und Wege. Reichenberg i. B., Sollors Nachf., o. J. [1920.]

Heimatbildung. Monatsblätter für heimatliches Volksbildungswesen. Hrsg. v. d. Geschäftsstelle f. d. deutsche Volksbildungswesen. 2. Jg. 12 Hefte. Gr. 8°. Reichenberg, Sudeten-deutscher Verlag.

Schultze, Ernst. Besitz und Bildung. Die Neue Erziehung. Jg. 2, H. 8/9.

Sternberg, Kurt. „Wir fangen mit dem Denken an!" Eine Auseinandersetzung mit dem neuesten Pessimismus in der Volksbildungsfrage. Volksbildungsarchiv Bd. 7, H. 7/9.

Weitsch, Ed. Zur Sozialisierung des Geistes. Jena, Eug. Diederichs, 1919. 121 S. 8°.

2. u. 3. Bücherei und Bildungspflege, sowie einzelne Probleme der Bücherei.

Bube, Wilhelm. Die Jugendbücherei. Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1920.

Frels, Wilh. Peer-Gynt-Literatur. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 11.

Fritz, G. Die ausländische Schöne Literatur und die Volksbibliotheken. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 11.

Heimbach, H. Die goldene Legende der Volksbibliothekare. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 10.

Jerrmann, Hertha. Öffentliche Lesesäle, insbesondere Zeitungslesesäle, mit einem Streifblick auf englische und holländische Lesesäle. Blätter f. Volksbiblotheken. Jg. 1, H. 10.

Kursus für Leiter volkstümlicher Büchereien im Borromäushause in Bonn vom 18. bis 20. Oktober 1920. Die Bücherwelt 1920, H. 12.

Loffen, Jos. M. H. Etwas über katholische musikalische Volksbücher. Die Bücherwelt 1920, H. 12.

Meyer, W. Deutsch-baltische Romanliteratur. Blätter f. Volksbibliotheken, Jg. 1, H. 11.

4. Erörterungen der Zukunft des deutschen Buchwesens.

Borgius, Walther. Zur Sozialisierung des Buchwesens. Sonderabdr. aus: Wege und Ziele der Sozialisierung. (Protokoll d. Verhandlungen d. 1. Sozialistischen Wirtschaftskonferenz des Bundes „Neues Vaterland" v. 27. Dez. 1918 bis 2. Jan. 1919 in Charlottenburg.) Berlin 1920.

Dette, Walter. Die Sozialisierung der Buchproduktion und des Buchhandels. Hannover 1920.

Dietze, Walther. Die Preisbildung des deutschen Buchhandels im Lichte der Kriegswucherverordnungen. Berlin 1920.

Günther, Rolf. Die Herstellungskosten der Bücher im sozialistischen Zukunftsstaate. Blätter f. Volksbibliotheken. Jg. 1, H. 10.

Meiner, Felix. Warum sind die Bücher so teuer? Drei Aufsätze über Buchhandel, Bücherkäufer und Verfasser. Leipzig 1920.

Wangart, Stefan. Um die Zukunft des deutschen Buches. Eine Darlegung der Bewegungen und Strömungen am deutschen Büchermarkte. Freiburg i. B., E. Günther, 1920.

Kleine Mitteilungen.

Die Groß-Berliner Bibliotheken und das Sperrgesetz. Die erfolgte Bildung Groß-Berlins hat die Volks- und Stadtbibliotheken Groß-Berlins, insbesondere die neugegründeten, in eine Notlage versetzt, die die Öffentlichkeit und die Behörden noch zu wenig beschäftigt und die betroffenen Bibliotheken zusammenschließen und zum gemeinsamen Vorgehen aufrufen sollte.

Das allgemein über Groß-Berlin verhängte Sperrgesetz legt den Bezirksbüchereien in Hinsicht der Finanzen und der Personalien Beschränkungen auf, die

ihre Entwicklungsmöglichkeit töten. Danach werden z. B. lebenskräftigen Büchereien ihre Einnahmen, die für ihren Ausbau bestimmt sein könnten, versperrt und Geldquellen entzogen, die ihr aus Ersparnissen des alten bewilligten Etats entstehen. Ob der Betrieb die Einstellung von Personal erfordert: man lehnt jede Personalvermehrung ab. Büchereiarbeit aber duldet keinen Aufschub. Man kann nicht die innere Arbeit abstopfen, während der äußere Betrieb anwächst. Ein halbes Jahr Versäumnis im Innern zu unglücklicher Zeit rächt sich doppelt und dreifach nach außen. Während die öffentlichen Büchereien unten an ihren Geldquellen abgeschnürt werden, erstickt man sie oben durch das dringende Verbot, auch nur ein einziges Buch anzuschaffen. Und das zu einer Zeit, wo alle Welt nach Volksbildung schreit. Die Groß-Berliner öffentlichen Bibliotheken, insbesondere die eben im Aufsteigen begriffenen, können ihren Aufgaben nicht nachkommen, wenn ihnen die Geldmittel, und sei es auch nur vorübergehend, völlig entzogen werden, nicht bloß deshalb, weil hierzu die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse zwingen, sondern weil von oben das Auge nicht tief genug in die tatsächlichen Verhältnisse im Büchereiwesen dringt. Es ist zu hoffen, daß derartige Härten baldigst erkannt und baldigst aufgehoben werden.

Dr. Wieser.

Nationale Wanderbüchereien. In der deutsch-nationalen Presse wird gegenwärtig zu einer „großzügigen Bücher- und Geldsammlung zwecks Einrichtung nationaler Wanderbüchereien für die schulentlassene Jugend“ aufgerufen. „An allen größeren Orten sollen Büchersammelstellen eingerichtet werden“, und den Sammlern wird „für jedes von ihnen an den ‚Vaterländischen Jugendbund Burg‘ abgeführte brauchbare Buch eine Prämie von 50 Pf. als Entschädigung für die aufgewandte Mühe in Aussicht gestellt.“ Es wäre an der Zeit, daß die öffentlichen Aufsichtsbehörden in solchen Fällen, ehe die Werbetrommel gerührt werden darf, die Befähigung der sammelnden Stellen zu einer sachverständigen Verwendung der unter dem Motto nationaler Wohlfahrt zusammengebettelten Bücherbestände kritisch prüften. An erfahrenen Volksbüchereileitern, die zu einem diesbezüglichen Gutachten bereit wären, dürfte es in keinem deutschen Landesteil mehr fehlen. Erschwerend kommt noch der Umstand hinzu, daß sich hier eine ausgesprochen parteimäßig eingestellte Volksbildungspolitik — in bester Absicht, das bezweifeln wir nicht! — den Anschein bildungspfleglicher Unbefangenheit gibt. Der Presse aller Parteien dürfen wir aber bei dieser Gelegenheit unseren dringenden Wunsch in Erinnerung bringen, sie möge, anstatt einer Zersplitterung der Mittel Vorschub zu leisten, ihren heute so kostbar gewordenen Raum lieber solchen Beiträgen gönnen, in denen die öffentliche Meinung zur Würdigung und Förderung dessen angeleitet wird, was durch die Arbeit von Tausenden idealgesinnter deutscher Männer und Frauen und durch die zielbewußte Bildungspolitik der deutschen Städte auf dem Gebiet sachverständiger, *dem Volksganzen unbefangen dienender Büchereiarbeit* bereits geschaffen ist.

Besprechende Fachschriftenverzeichnisse. Die Stettiner Stadtbücherei hat für die mit ihr räumlich und betrieblich verbundene Volkshochschule bisher insgesamt 26 besprechende Fachschriftenverzeichnisse zu folgenden Vortragsreihen bzw. Arbeitsgemeinschaften (in der aufgeführten zeitlichen Reihenfolge) hergestellt und im Druck erscheinen lassen:

Staatsformen und Staatsideale	(Druckpreis 40 Pfg.)
Pestalozzi, der Menschenfreund und Erzieher	(„ 40 „)
Deutsche Lebensweisheit in Goethes Faust	(„ 60 „)
Der Sinn der Weltgeschichte	(„ 60 „)
Grundzüge deutscher Weltauffassung	(„ 60 „)
Gartenkultur in alter und neuer Zeit	(„ 40 „)

Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre . . . . (Druckpreis 60 Pfg.)
Deutsche Lyriker der jüngsten Vergangenheit . . . . („ 60 „)
Erzväter der Europäischen Philosophie . . . . („ 20 „)
Einführung in Kants Gedankenwelt . . . . („ 40 „)
Einführung in die Kenntnis der deutschen Personennamen . („ 40 „)
Geschichte und Bedeutung der Aufklärung . . . . . . („ 40 „)
Auf dem Wege zu einer neuen Wirtschaftsordnung . . . („ 40 „)
Anarchismus . . . . („ 40 „)
Einführung in Fichtes Gedankenwelt . . . . („ 40 „)
Psychologie (I. Psychologie des Vorstellungslebens) . . . („ 40 „)
Die deutschen Jahrhunderte . . . . („ 60 „)
Ausgewählte Kapitel aus der pommerschen Heimat- und Volkskunde . . . . („ 60 „)
Volkswirtschaft und Presse . . . . („ 20 „)
Religion und Kultur . . . . („ 60 „)
Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend . . („ 40 „)
Von der Kindesseele . . . . („ 40 „)
Einführung in die Sternkunde . . . . („ 40 „)
Elektrotechnik und Elektrizitätswirtschaft . . . . („ 20 „)
Psychologie II. (Psychologie des Gefühls- und Willenslebens) („ 40 „)
Kleingartenbau und Landhaussiedelung . . . . („ 40 „)

Außerdem hat sie im Herbst 1919 eine kurze Denkschrift über die Stettiner Volkshochschule, sowie im Herbst 1920 ein Merkblatt herausgegeben, aus denen ihre organisatorischen und methodischen Richtlinien ersichtlich sind (Druckpreis für beides zusammen 60 Pfg.). Ferner sind erschienen gedruckte „Leitsätze" zu der Vortragsreihe „Die übertragbaren Krankheiten, ihre Bekämpfung und Verhütung" (40 Pfg.), ein Titelverzeichnis zu „Deutsche Erzähler der Gegenwart" (20 Pfg.), ein Selbstbericht von Dr. Ludwig Klages über seine Vortragsreihe „Die psychologischen Errungenschaften Friedrich Nietzsches" (1 M.), sowie je ein Übungsheft zu den „Erzvätern der europäischen Philosophie" (1 M.) und zu „Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend" (5 M.). Eine Reihe weiterer besprechender Fachschriftenverzeichnisse, ein „Verzeichnis wichtiger Heilpflanzen", Musterpläne für Laubengärten und Lauben sind nur maschinenschriftlich bzw. in Lichtpausen für den Dienstgebrauch der Volkshochschule und der Stadtbücherei vervielfältigt worden. Endlich ist noch zu erwähnen, daß im Anschluß an die „Übungen im Betrachten von Werken deutscher Erzählungskunst" als Manuskript-Sonderdrucke erschienen sind die Anekdote „Der Brief des Dichters und das Rezept des Landmanns" von Wilhelm Schäfer (50 Pfg.) und der Aufsatz „Von der Seele" von Hermann Hesse (50 Pfg.).

Ackerknecht.

Lichtspielbibliographie. Für die neue Auflage des Verzeichnisses der deutschen Lichtspielliteratur in meinem Buche „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege" (Berlin: Weidmannsche Buchhandlung) erbitte ich mir von allen denen, die selbständige Schriften oder Zeitschriftenaufsätze über Lichtspielfragen verfaßt haben und die ihre Arbeiten in der ersten Auflage des Verzeichnisses vermissen, die nötigen Angaben in der dort gewählten Form. Zeitungsaufsätze, sowie Aufsätze aus Lichtspiel-Fachzeitschriften können auch diesmal wieder nicht aufgenommen werden. Ich werde die mir zukommenden Angaben in Abschrift auch an Frau Dagmar Waldner, die bekannte schwedische Lichtspielreformerin und beste internationale Kennerin der Lichtspielliteratur, zur Aufnahme in ihre internationale Lichtspielbibliographie weitergelangen lassen.

Ackerknecht.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 3

Leipzig Otto Harrassowitz

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 3

Schleswig-Holsteinische Heimatliteratur.

Von K. Jungclaus-Kiel.

In unsern Tagen hat sich eine Änderung vollzogen in der Wertung des Stammestümlichen. Während des Krieges ließen die täglichen Berichte der obersten Heeresleitung erkennen, in welch hohem Ansehen die Stammeseigenart bei der hochmögenden Behörde stand. Heut waren es die pommerschen Regimenter, morgen die brandenburgischen, einmal württembergische und dann badener Truppen usw., die sich in den Kämpfen hervorgetan hatten. Seit wir die neue Staatsform haben, tauchen allerorts Bestrebungen auf, die unter Ausnutzung landschaftlicher Sonderheiten die Gründung politisch-staatlicher Sondergebilde als Ziel haben. Volksbildungsfragen werden gelöst im engsten Anschluß an heimatliche Eigenart und bodenständige Lebensformen. Ohne irgendwie über die Berechtigung der Hochwertung des Heimatlichen zu urteilen, sei daran erinnert, daß wir Zeiten erlebten, in denen es nicht so war. Ganz im Gegensatz zu der Meinung unsers Landsmannes Langbehn, des Rembrand-Deutschen, daß „ein Volk, das sich bewußtermaßen zur Einheit zusammenschließt, wie das deutsche, es um so mehr nötig hat, seine Vielheit zu betonen", lag in dem alten System — vielleicht wird es zu Unrecht das preußische genannt — das Streben nach Gleichmacherei, nach Uniform auch des Geistes- und Kulturlebens, nach Abschleifung aller Ecken im Stammescharakter. Das alte System hatte so gar keine Ehrfurcht vor der Eigenart, die aus der Landschaft und dem Volkscharakter erwächst. Diese Eigenart begegnete nicht nur keiner Anerkennung und Förderung, sondern wurde dauernd und mit allen Mitteln gehemmt, ja bekämpft. Welcher abschleifender Einfluß ging aus von dem ständig wechselnden Beamtenheer! Selten durfte der Beamte heimisch sein, an keiner Stelle warm werden. In eine an sich bodenständige Bevölkerung setzte man den Fremdländer, einen „Butenminschen" mit starkem Einfluß und mit der ausgesprochenen Aufgabe, Bodenständigkeit zumindest nicht zu fördern, Stammeseigenart als Quelle aller Unbotmäßigkeit, als Anstifterin aller Unzufriedenheit gegen Maßnahmen der Landesregierung anzusehen und zu bekämpfen.

Gefährlicher als das behördliche Mißtrauen wurde dem Eigenleben der deutschen Volksstämme die Entwicklung der Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse. Sie führten zu ständigem Wohnwechsel, zur Einführung völkischer Fremdkörper. Die Landflucht als Folge industrieller Entwicklung füllte die Städte. Und in den Städten geschah nicht genug, konnte gar nicht so viel geschehen, um die Masse aus einer zugezogenen in eine bodenständige zu verwandeln.

Trotz dieser das Stammesleben bedrohenden Erscheinungen tauchte in den 90er Jahren das Wort Heimatkunst auf. Wir brauchen nicht zu untersuchen, ob unser um das Werden der Heimatkunst hoch verdienter Landsmann Adolf Bartels oder jemand anders das Wort geprägt hat. Das Eine steht fest: die Sache war älter als das Wort. Ihre literarische Seite war seit den Tagen Pestalozzis, Hebels, Auerbachs u. a. in ununterbrochener Folge vertreten gewesen. Daß trotzdem eine starke Bewegung für und wider Heimatkunst entstehen konnte, hatte seinen Grund in den literarischen Zuständen jener Zeit, die Bartels so umreißt: Nach dem unpersönlichen, übertrieben sozialen, internationalen, demokratischen Naturalismus und nach dem übertrieben individualistischen und aristokratischen, auch internationalen Symbolismus mußte ein drittes Ausgleichendes, also zugleich Persönliches, Soziales und Nationales kommen, eben die „Heimatkunst". Die Öde der streng naturalistischen Schule, die Erkenntnis, daß Kunst nicht in nüchterner Wirklichkeits-Wiedergabe bestehen könne, hatte allerorten die Sehnsucht nach Gefühlswerten in der Dichtung hervorgerufen, nach mehr Gemüt. Man war der Diktatur Berlins, dieses großen „Wasserkopfes", auf künstlerischem Gebiete überdrüssig. „Was macht die sogenannte deutsche Literatur?" fragt Fritz Lienhard auf einer „Wasgaufahrt" 1899 seinen Freund. Und der antwortet: „Immerzu Naturalismus, Symbolismus, Gesellschaftskritik, soziales Elend — —", oder auch „Kunst als Kunst". Das Neueste ist das Feinste. Immerzu Probleme, zumal Ehebruch". So rief man denn den Dichtern zu: „Macht euch frei von dem Einfluß der Berliner Kaffeehaus-Literaten! Kehrt in eure Heimat ein und zeigt sie uns in ihrer Schönheit!" Dichtern galt die Wegweisung. Sie sollten beobachten alles, was ihnen in der Heimat liebens- und tadelnswert erschien und ihre Beobachtungen durch die Kraft dichterischen Könnens gestalten. Es entstanden also Werke der schönen Literatur, deren Hauptstreben nach Bartels in der absoluten Treue bestand, Treue in der Erfassung der Natureigenart und der Volksseele. Das ist auch das Ziel des Naturalismus. Treue allein führt zur genauen, wirklichkeitstreuen Wiedergabe, zur scharf umrissenen Photographie. Treue ohne die alles durchdringende, erwärmende Liebe läßt kalt. Die Forderung nach Heimatkunst war geboren aus der am Naturalismus übersättigten Zeitstimmung. In ihr drückte sich die Sehnsucht nach anderen Werten aus. Bewußt oder unbewußt verlangte man von der neuen Kunstbetätigung, die doch nichts Neues war, daß sie idealisiere, was die Wirklichkeit so grau malt. In gesunder, reiner Landschaft sollten gute und frohe Menschen wachsen. So kam bald ein sentimentaler Nebenklang in den ursprünglich reinen Grundakkord.

Jene süßliche Forderung nach Idealisierung hat denn auch schlechte Folgen gehabt. Unter der Flagge Heimatliteratur segelte manches nur mit Ballast beladene Schiff. Männer, die sich ernstlich um die Weckung des Heimatsinnes mühten, konnten dieser Strömung nicht Herr werden: das bunte Schicksal der „Deutschen Heimat", das der opferwillige Verleger nicht ändern konnte, ist vielleicht Beweis dafür. Da waren es der „Kunstwart" und der „Eckardt", die Männer um Avenarius und Bartels,

die jene Forderung nach Heimatkunst dahin erweiterten: von der Heimatkunst zur Höhenkunst. Wahre Heimatkunst muß große Kunst sein; echte Kunst wird stets als Heimatkunst sich erweisen.

Ein wahrer Dichter muß hinter seinem Werke stehen. Mag die Absicht des Schriftstellers noch so edel sein: mag er durch Pflege des Dialektes, heimischer Sitten und heimischer gesunder Denkart noch so sehr seine Liebe für die Heimat bekunden, erfüllt er nicht alle Bedingungen, die man an eine dichterische Persönlichkeit stellt, dann kommt sein Werk für die Heimatliteratur im engeren Sinne nicht in Frage. Damit weisen wir auch alle Bemühungen ab, die unter dem Deckmantel der Heimatliteratur eine Zeitlang versuchten, politische Bestrebungen zu fördern. Je stärker und größer die Dichter-Persönlichkeit ist, je einheitlicher und geschlossener der Charakter des Stammes sich zeigt, aus dem sie hervorging, in desto höherem Grade wird sich in ihren Schöpfungen das Merkmal rechter Heimatkunst zeigen. Ich meine mit Bartels, daß die Behauptung selbst für Goethe zutreffe, daß die Wurzeln seiner Dichterkraft am Ende doch in der Landschaft zwischen Harz und Thüringer Wald stecken, wo sich niedersächsisches und thüringisches Wesen mischen. Und auch Emil Kuh kann ich zustimmen, wenn er, um die Tiefe Hebbelschen Geistes aus seiner Herkunft aus dem dithmarsischen Volke nachzuweisen, die Sagen dieses ganz ausgereiften, unverfälschten Volkstums erzählt: Ein Dithmarscher hatte das Leben verwirkt und erbat sich als Gnade eine Kegelpartie aus. Das wurde ihm gewährt; seine Frist sollte aber nach Minuten gemessen sein. Schon hatte er die Kugel in Händen — da war die Frist verstrichen, und der Scharfrichter waltete seines Amtes. Die Kugel entfiel dem Deliquenten. Dafür lag ihm sein eigenes Haupt in den Händen. Noch konnte er den Wurf tun — und es fielen alle neun. Ein Volksstamm, der Sagen von solch grandioser Grausigkeit schuf, konnte den Dichter des Holofernes, des Herodes, des Hagen hervorbringen. In diesen Gestalten steckt dithmarscher Volkssinn; solchergestalt sind Hebbels Schöpfungen Heimatliteratur. — Umgekehrt wird eine scharf ausgeprägte Dichterpersönlichkeit am meisten Wirkung ausüben auf einen Volksstamm, dessen charakteristische Züge er verkörpert, auf einen Volksstamm, der ihm geistesverwandt ist. Sicherlich ist es kein Zufall, daß in dem kleinen Wesselburen eine Theatergemeinde sich bildete, deren Aufführungen Hebbelscher Dramen ernster, sachkundiger Kritik durchaus standhielten. So wird denn die Heimatliteratur zunächst dem Volksstamm besonders nahe stehen, aus dem sie hervorging, hier am breitesten und tiefsten wirken. Sie wird volkstümlich sein in gutem Sinne. Sie gibt sich ganz der Heimat hin, beobachtet mit Treue die Herbheiten und Schönheiten ihrer Landschaft, das eigentümliche Leben ihrer Naturkräfte, die Art und Unart ihres Volkscharakters, durchdringt sie mit der Liebe künstlerischer Schöpferkraft und stellt dar. In diesem Sinne müssen wir Hebbels Dichtungen von der eigentlichen Heimatliteratur ausschließen, manche Werke der naturalischen Schule (Hauptmanns „Weber") ihr eingliedern. Wie die große Kunst verkörpert die Heimatliteratur in der Gestaltung der Menschen

und ihrer Schicksale ein Stück Weltanschauung und gewährt vom Heimatboden Ausblicke ins Menschheitsall. — Ein Menschenkind demnach, an dessen Wiege die Musen standen, das hervorging aus einem ausgereiften, gesunden Volksstamm, das im lebendig pulsierenden Strom des Volkslebens wurde und ihn in sich aufsog — das kann zu einem rechten Heimatdichter werden.

Schleswig-Holsteins Land und Volk sind in hervorragendem Maße geeignet, derartige Dichternaturen zu entwickeln. Sie erfüllen selbst alle Vorbedingungen, die man an das Objekt der Heimatdichtung knüpfen muß. Die Landschaft ist durchaus individuell; ich denke hierbei an die bekannte schulmäßige Dreiteilung: Westküste, Mittelrücken, östliches Hügelland. Welche Fülle eigenartiger landschaftlicher Schönheiten steckt in ihnen! Marsch und Meer bieten in stetem Wechsel Bilder in allen Farben. Die Marsch in ihrer scheinbar dumpfen Eintönigkeit und einschläfernden Ruhe zeigt ihre Reize nur ihren empfänglichen Söhnen oder Menschen, die gewohnt sind, nicht schon beim ersten Anschauen für geringe Mühe belohnt zu werden. Wer sich aber erst einmal gefreut hat an ihren stetig wechselnden Farbtönen, wird zu jeder Jahreszeit immer neue Schönheiten entdecken und die Marsch nicht nur als Ochsen mästendes Weideland besehen. — Und daneben das Meer, die Nordsee! „De Ostsee is je'n Pohl", sagt Groth. Höher kann das Lob des wilden Westmeers nicht erklingen. Und Meer und Marsch haben ihre Sänger gefunden: Hebbel, Storm, Groth, Bartels, Frenssen, Dose, Lobsien, Gorch Fock, Küchler u. a. Die herbe Schönheit des Mittelrückens wirkt wiederum ganz anders. Wie verschieden ist die meerentstiegene Schwermut von heideentsprossener Melancholie; wie anders ist die wilde Freude über Wellenjagd und Sturmestosen, als die stille Freude über Lerchensang und Heideblühen. Auch hier wieder finden wir scharfausgeprägte Dichterindividualitäten: Liliencron, Kröger, Fehrs, Helene Voigt-Diederichs u. a. Die Ostküste hat in ihrer Lieblichkeit nicht in dem Maße zur dichterischen Gestaltung angeregt; doch entbehrt sie nicht ihrer Sänger, zumal hier mehr als in den beiden anderen Landschaften das Element des Kleinstadtlebens hineinspielt. Asmussen, Enking, Heiberg, Helene Voigt-Diederichs u. a. repräsentieren hier die Landschaft in der Heimatliteratur. Selbstverständlich sind die Grenzen nicht so scharf gezogen, daß nicht Verschiebungen vorkämen.

Die trotzdem stark verschiedenen Landschaften haben scharf entwickelte Volkscharaktere geschaffen. Das Volkstum, das ja innerhalb der genannten Landstriche noch wieder in kleinen Nüancen verschiedenes und doch ausgeprägtes Lokalkolorit zeigt (Dithmarscher-Eiderstedter, Angeliter, Probsteier usw.) hat Zeit behalten, sich in unserer Heimat voll auszuwachsen und auszuleben. Die Gründe dafür liegen ja nicht nur in der geographischen Abgeschlossenheit, die bis heute noch von kleinen Landstrichen die Klänge der aufgeregten Zeit, der Kultur im schlechten Sinne fernhielt, sondern auch in der politischen Entwicklung. Darin begründet liegt aber auch ein Faktor, der sowohl am Subjekt als am Objekt der Dichtung hervorragend im Sinne der Entwicklung guter Heimatliteratur gewirkt hat, ich meine den historischen Sinn der

Schleswig-Holsteiner. Wer von draußen herein kommt in unsere Provinz, ist ein Ausländer, und selbst wenn seine Vorfahren zusammen mit den Dithmarschern sich widerstrebend unter den bremischen Krummstab gebeugt haben, selbst wenn seine Vorfahren mit den Dithmarschern durch manchen gemeinsamen Raubzug Elbe und Nordsee gefährdeten: er wird immer als ein Ausländer angesehen werden, wenn er von jenseits der Elbe kommt, und erst nach und nach wird man ihn, wenn man als einen klaren Bronnen ihn befunden hat, vollbürtig neben sich dulden; dann aber auch als vollgleichwertig. Der „Ausländer“ kann einen ähnlich oder gleich stark entwickelten Heimatsinn mitbringen; das eine aber wird er finden: sein historischer Sinn steht dem der Schleswig-Holsteiner bei weitem nach. Man kennt bei uns hier eine Stammesgeschichte, und man ist begeistert für sie. Alle unsere großen Lyriker, Epiker und Dramatiker zeigen zu irgend welcher Zeit die Vorliebe für historische Stoffe. Und das Aufblühen unserer Heimatliteratur in der letzten Generation, ich möchte es in direkten Zusammenhang bringen mit den Kämpfen des schleswig-holsteinischen Stammes in den Jahren 48—51. Das Martyrium ungerecht erduldeter Leiden hat weithin in deutschen Landen das Mitgefühl erregt, in der lebendigen, lebensstarken Volksseele der Schleswig-Holsteiner aber ein Feuer der Begeisterung entfacht, das noch heute wärmende und belebende Kraft hat.

Scharf ausgeprägtes, gesund entwickeltes Volkstum wird in ganz individuell gestalteten Lebensformen sich äußern, vor allem in der sonderlichen Sprache. Gewiß ist nicht zu leugnen, daß Sitte und Sprache sich immer mehr von der Linie des echt Volkstümlichen entfernen, trotz aller Vereinsbemühungen im gegenteiligen Sinn. Gleichwohl ist das Plattdeutsche bei uns noch so stark verbreitet, daß es für ganze Landschaften noch die Sprache ist. Der Heimatdichter, der uns Menschen dieser Landschaft vorführt, muß sie darum plattdeutsch reden lassen. Und ich meine allerdings, daß Klaus Groth der Heimatdichter in der Vollendung sei: Mutter Natur hat ihm Gaben geschenkt, die ihn als Lyriker neben die Größten unseres deutschen Volkes stellen. Ihn durchglüht eine schwärmerische Liebe zu seinem Volkstum; er ist begeistert für seine Geschichte, für seine großen starken Eigenschaften; er ist zornig über manche träge, häßliche Seite des Volkslebens. Sein „Quickborn“ ist darum ein vollendetes Heimatbuch. Es gibt keinen hochdeutschen Lyriker — Goethe eingeschlossen — der imstande wäre, für mich, den Niederdeutschen, eine Stimmung so ganz auszulösen, so schlagend zu übersetzen in die Sphäre des Begrifflichen, daß ich sie restlos genießen kann, als eben Groth in seinem „Quickborn“. Das Wort ist wahr: wenn der Dithmarscher Volksstamm einmal aussterben sollte, aus dem „Quickborn“ würde man ihn rekonstruieren können, so bis ins einzelne hat Groth das Leben seiner Landsleute gesehen und dichterisch gestaltet.

Meine Meinung über Groths Meisterschaft auf dem Gebiet der Heimatliteratur soll nun nicht so verstanden werden, als ob die formale Seite soweit die Vorherrschaft habe, daß zum vollendeten schleswig-holsteinischen Heimatbuch notwendig das Plattdeutsch gehöre. Die Ver-

ehrer des Plattdeutschen können heute allerdings mit vollem Recht sagen: die Ausdrucksfähigkeit unsers Plattdeutschen ist wieder so stark geworden wie vor Jahrhunderten; sie kennt keine Grenzen und kann allen Kunstformen gerecht werden; denn auch das plattdeutsche Drama ist wieder erstanden. Seit den Zeiten Strickers, dessen „Düdesche Slömer" dem Leser noch heute viel Genuß verschafft, hat Stavenhagen zum ersten Male das plattdeutsche Drama wieder erweckt. Stavenhagen war kein Schleswig-Holsteiner, trotzdem ist seine Bedeutung für die Heimatliteratur von so großer Bedeutung, daß er in diesem Zusammenhange erwähnt sein muß. Stavenhagen konnte noch nicht den Ort finden, von dem aus eine Wirkung auf seine niederdeutschen Landsleute möglich war. Darin ist der Hamburger Dramatiker Boßdorf, der berufen ist, Stavenhagens Erbe zu verwalten und zu mehren, glücklicher dran: in ganz Schleswig-Holstein und darüber hinaus kennt man „De Fährkroog" und „Bahnmeester Dod", „Kramer Krey" und „Dat Schattenspeel". Die von Dr. Ohnsorg in Hamburg aus Dilettanten zusammengestellte Theatertruppe beschämt mit ihren vollendeten Leistungen manche erstklassige Bühne und bringt uns unser Plattdeutsch unverfälscht in Bewegtheit und Klang. Ihr Beispiel hat in verschiedenen Orten zur Gründung plattdeutscher Bühnen angeregt: in Kiel wird ein „Speldeel" unter der Leitung von Prof. Mensing, dem um ein Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch verdienten Forscher und Sammler, demnächst an die Öffentlichkeit treten.

Das Plattdeutsche mit seiner für alle literarischen Kunstformen erwiesenen Ausdrucksfähigkeit wird heute also nach allen Seiten wirksam. In jüngster Zeit macht es gar einen kräftigen Offensivstoß zur Wiedergewinnung alter Stellungen. Im Jahre 1858 schrieb ein Pseudonymus in der Sonntagsbeilage des „Altonaer Merkur" eine lange Artikelserie zur Würdigung des Plattdeutschen und seines Sängers Klaus Groth. Er ist ein begeisterter Freund des Plattdeutschen und ein aufrichtiger Verehrer Groths und meint, die plattdeutsche Sprache sei wohl imstande, dem schlichten Geschehen und dem einfachen Gefühl in der Erzählung und im Gedicht echten Ausdruck zu verleihen. Damit höre aber ihre Wirkungsmöglichkeit auf. Auf die Bühne gehöre sie nicht, und von der Kanzel herab bedeute sie eine Entweihung religiöser Empfindungen. Wie anders denken wir heute darüber! Wir haben niederdeutsche Teilübersetzungen der Bibel und niederdeutsche Gesangbücher, und sprachkundige, aus niederdeutschem Stamm erwachsene Geistliche zwingen durch niederdeutsche Predigten zu voll erbaulichem Gottesdienst. Fast ist es so, als sei eine Warnung vor einem Zuviel in dieser Richtung nicht unangebracht, als müsse schon gesagt werden: laßt die Anwendung des Plattdeutschen nicht zur Mode werden! Denn die Erkenntnis gehört uns allen, daß es kein Gewinn wäre, wenn die stolze Sprache, die einst in den Handelskontoren der vielmächtigen Hanseherren herrschte, nun nach der Entwicklung des Hochdeutschen neben ihm eine Zweiherrschaft einrichtete. Denn die plattdeutsche Sprache ist ein Instrument, dessen Saiten nur dem gleichgestimmten Gefühl und auch nur dann erklingen, wenn es von einem Künstler gespielt wird, von einem, der es kann.

Freilich: dem Plattdeutschen ist auch eine Grenze gesetzt. Viele unserer Stammesgenossen haben ihre plattdeutsche Sprache verloren. Sie hören sie wohl und lassen sich von ihr „um't Angesicht fickeln", können sie aber nicht lesen. Die Schuld dafür liegt zum Teil in dem Leseunterricht der Schulen. Im Lesebuch war dem Plattdeutschen gar keiner oder ein ganz bescheidener Platz gegönnt. Das wird hoffentlich anders werden nach dem Erlaß des Ministers vom 19. XII. 19. — Ich bin auch der festen Überzeugung, daß Storm außerstande gewesen wäre — trotz der beiden plattdeutschen Gedichte, die wir von ihm besitzen — uns plattdeutsch zu offenbaren, was er uns hochdeutsch gesagt hat. Die meisten und gerade die vollendetsten seiner Novellen sind vollendete Heimatkunst. Ganz abgesehen von der Landschaft, sind im „Schimmelreiter" die Menschen auch ohne Plattdeutsch so durchaus niederdeutsch, daß ich sie mir an keiner andern Stelle denken kann, als an der friesischen Küste. Dagegen verlangt bei Frenssen im „Jörn Uhl" der Dialog stellenweise gebieterisch das Plattdeutsch. In noch höherem Maße ist das der Fall bei einem ganz Großen unter unsern Heimatdichtern, bei Timm Kröger. Er scheint auch selbst das Gefühl gehabt zu haben; denn er beantwortet uns die Frage: Warum lasse ich meine Bauern nicht plattdeutsch reden? Die Begründung, als störe ein plattdeutscher Dialog in einer hochdeutschen Erzählung die Stileinheit, als müsse immer eine Umstellung erfolgen von der einen in die andere Sprache, erscheint mir nicht stichhaltig. Mich stört es, wenn wundervoll beobachtete und fein gezeichnete Bauern, die sicherlich ihr Lebenlang nur plattdeutsch gesprochen haben, ihrem Idiom untreu werden. Und Kröger konnte plattdeutsch! Das beweist die Novelle „Wa Jürn Hölck den Düwel ziteer".

(Schluß folgt.)

Gegenwartsfragen im Büchereiwesen.

Von Dr. Winker, Berlin-Zehlendorf.

Die Not der Gegenwart zwingt auch in der Bildungspflege zu organisatorischen Maßnahmen für den Austausch von geistigen Gütern. Die Büchereien können nicht mehr allein aus eigener Wurzel wachsen; sie müssen weit mehr als bisher von oben her durch Zusammenfassung und Vermittlung gestützt werden. Damit soll nicht einer zentralistischen Überspannung und staatlichen Bevormundung das Wort geredet werden. Die zentrifugalen Kräfte haben im Volksbildungswesen gerade das Wertvollste geschaffen, und die alte Mannigfaltigkeit und heimatbedingte Differenzierung darf nicht angetastet werden. Und doch bedeutet der extreme Individualismus und das staatsferne Wildwachsen der Büchereibewegung eine Zersplitterung von Kräften und Mitteln, die sich ein armes Deutschland nicht mehr leisten kann. An hundert Stellen die gleichen Probleme auf eigenwilligen, opferreichen Wegen lösen, heißt Lehrgeld unnötig in den Wind werfen. Ein Wille muß deshalb da sein, der die tausend zerflatternden Fäden zu einem Gewebe verknüpfen kann. Das

vermag nur eine mit amtlicher Autorität ausgestattete Zentralstelle: die ein Sammelbecken darstellt für alle die Bächlein, die sonst gar zu leicht im Sande zerrinnen würden. Es gilt also, eine Synthese zu finden zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen staatlicher Zusammenfassung und dem im freien Spiel der Kräfte von Kommunen, Vereinigungen und Einzelpersonen geschaffenen Eigenwerk.

Den vorhandenen Zentralen, von denen die Berliner dem halbamtlichen Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht angegliedert ist und unter Leitung des Ministeriums steht, die Leipziger von kommunalen und korporativen Instanzen getragen wird, ist bislang eine Zusammenfassung des volkstümlichen Büchereiwesens auf einheitlicher Grundlage mißlungen. Und doch kann nur eine machtvolle Organisation des gesamten Volksbüchereiwesens endlich eine Gleichstellung mit den Staatsbibliotheken erringen und die ihrer Bedeutung entsprechende Anerkennung in der Öffentlichkeit und bei den Behörden erkämpfen, die in einem Volksstaate eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein müßte. In der staatlichen Verwaltungspraxis werden die Büchereien noch immer als Anhängsel der Staatsbibliotheken angesehen und recht stiefmütterlich behandelt. Das einzige Verwaltungsorgan ist der nur aus wissenschaftlichen Bibliothekaren zusammengesetzte Beirat. Trotzdem er auch in das Volksbüchereiwesen mit hineinregiert hat, z. B. in den Bestimmungen über die Diplomprüfung, ist kein Volksbibliothekar darin vertreten. Es ist eine dringliche Gegenwartsaufgabe, hier das Gleichgewicht zu erkämpfen, oder besser noch zu fordern, daß ausgesprochene Volksbüchereiangelegenheiten nur von einem eigenen Beirat von Volksbüchereileitern, die mit allen Wünschen und Zielen des volkstümlichen Büchereiwesens eng verwachsen sind, entschieden werden. Er wird mit einem Beirat wissenschaftlicher Bibliothekare zur Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten in enger Fühlung bleiben können.

Der Beirat wird sich der Büchereizentrale angliedern müssen, die zusammen mit einer Zentrale für das Volkshochschulwesen der staatliche Ausdruck der freien Volksbildungsarbeit wird. Das Arbeitsfeld dieser Zentrale ist leicht zu umreißen. Voran steht eine von jedem Geschäftsinteresse losgelöste Buchkritik, die in Verbindung mit führenden Volksbildnern aus der Fülle der literarischen Erscheinungen heraussucht, was wertvoll ist und Volksnähe hat. Die Ergebnisse werden in fortlaufenden besprechenden Anschaffungslisten unter Angabe des Stoffkreises und der Schwierigkeitsgrade von der Zentrale herausgegeben. Es ist schon für den hauptamtlichen, wieviel mehr für den nebenamtlichen Bibliothekar unmöglich, durch eigene Prüfung sich einen Überblick und ein Urteil über Wert und Unwert der Neuerscheinungen zu verschaffen. Buchhandlungen, die zu reichlichen Ansichtssendungen fähig sind, gibt es heute nur noch in großen Städten. Die vorhandenen literarischen Hilfsmittel sind meist nicht sozialpädagogisch eingestellt. Zuverlässige fortlaufende Anschaffungslisten sind gerade jetzt besonders wichtig, weil schon aus wirtschaftlichen Gründen Fehlanschaffungen unbedingt vermieden werden müssen.

Weiterhin muß eine umfassende Statistik geleistet werden. Sie ist nur möglich, wenn für alle Büchereien bindende Normalien über die Anlage der wichtigsten statistischen Feststellungen (z. B. die Leserstatistik) gelten. Sie bieten die Grundlagen für die Gesamtübersicht, für die Verteilung öffentlicher Mittel, für Eingaben an die Behörden, für Werbezwecke, für Gehaltsfestsetzungen und für Auskünfte aller Art. Letztere erweitern sich zu einem umfassenden Beratungswesen, das unter Verwertung der allerorts erzielten Einzelerfahrungen an Behörden, volksbildnerische Vereinigungen und Einzelpersonen verwaltungstechnische, literarische und pädagogische Ratschläge erteilt, soweit diese Arbeit nicht von provinziellen Beratungsstellen geleistet wird. Diese Ratschläge wachsen zu Leitsätzen zusammen, die das Wertvollste in feste Formen bringen und Tradition schaffen, ohne freilich mechanisieren oder normalisieren zu wollen.

Eine zwingende Gegenwartsforderung ist ferner die Einrichtung einer von jeder Geschäftsmache freien zentralen Einkaufsstelle, die den literarischen und technischen Bedarf der Volksbüchereien vermitteln kann. Hier wird geradezu eine Lebensfrage der meisten kleineren Büchereien berührt, die durch die Not der Zeit jetzt stark in die Enge getrieben werden. Jeder durch Zusammenschluß erreichbare wirtschaftliche Vorteil muß deshalb ausgenutzt werden. Freie Volksbildungsvereinigungen versuchen bereits diesen Weg. Aber nur eine über jedes Geschäftsinteresse erhabene amtliche Zentralstelle sichert den Büchereien alle wirtschaftlichen Vorteile und eine einwandfreie Buchauswahl. Ähnlich steht es mit den Drucksachen, Katalogformularen, Buch- und Leserkarten.

Zu den wesentlichsten Aufgaben der Zentrale gehört die Abhaltung von Fortbildungslehrgängen für nebenamtliche Volksbibliothekare. Jede Opferwilligkeit von Verbänden, Kommunen und Einzelpersonen im Ausbau von Büchereien muß versanden, wenn nicht in Stadt und Land Menschen vorhanden sind, die neben allgemeiner bildungspfleglicher Eignung über ein Mindestmaß bibliothekarischer Schulung verfügen. Große Vereinigungen, wie die Dichter-Gedächtnis-Stiftung und der Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften führen Klage, daß ein erheblicher Teil ihrer Arbeit umsonst geleistet wird, weil es an sachgemäßer Pflege ihrer Büchereien gefehlt hat. Ein regelmäßiger Turnus methodisch ausgebauter Fortbildungslehrgänge in allen Provinzen muß hier eingreifen. An einzelnen Stellen, wie in Pommern, wird bereits Mustergültiges geleistet. Die in den Lehrgängen behandelten Stoffkreise gliedern sich in eine literarische Beratung für die Buchauswahl (Übersichten der Erzählerliteratur der letzten Jahre; Heimatdichtung; Jugendschriften; populär wissenschaftliche Literatur), eine sozialpädagogische Beratung für die Buchvermittlung und eine bibliothekstechnische für die Buchverwaltung. Auch über die bildungspfleglichen Nachbargebiete (Volkshochschule, künstlerische Volkserziehung usw.) müssen Einführungen erfolgen. Auch mit der Ausbildung der hauptamtlichen Bibliothekare muß die Zentrale in Verbindung stehen. Die einzige in Preußen vorhandene Bibliothekarschule am Zentralinstitut in Berlin trägt pri-

vaten Charakter, dient aber auch dem Staat durch Ausbildung mittlerer Beamten für die wissenschaftlichen Bibliotheken. Dieser wird nicht umhin können, sie unmittelbar zu unterstützen, sie seinem Ausbildungsplan (vgl. die Diplomprüfungsordnung) förmlich einzugliedern oder sie gar zu einem staatlichen Institut auszubauen mit festumrissenen Lehrplan. Auch die Fäden der Praktikanten-Verteilung in der Vorbereitungszeit, mindestens soweit die volkstümlichen Büchereien in Betracht kommen, müssen verwaltungstechnisch in der Hand der Zentrale zusammenlaufen und durch eine Kartothek geregelt werden. Endlich müßten von der Zentrale aus die Beratungsstellen in den Provinzen und Regierungsbezirken organisiert und ihnen die Geld- und Machtmittel an die Hand gegeben werden, das arg verwahrloste Kreiswanderbüchereiwesen gründlich zu ordnen. Einige wenige Provinzen haben schon ein ausgebautes System; in den meisten sind kaum Ansätze vorhanden, weil die Regierungen für solche dringenden kulturpolitischen Aufgaben noch recht wenig Verständnis zeigen.

Das sind die wichtigsten Gegenwartsaufgaben, die eine Zentrale für die Volksbüchereien leisten müßte. Ein Volksstaat, für den der Begriff Volksbildung nicht nur ein Schlagwort ist, kann an diesen Aufgaben nicht vorübergehen.

Auch von einer anderen Seite her ist der Staat an einer Büchereizentrale interessiert. Die Schulbibliotheken fangen an, unter der Not der Zeit schwer zu leiden. So verbietet ein Erlaß für Groß-Berlin im laufenden Schuljahr alle weiteren Anschaffungen. Zentralisierung und ausgedehnte Selbsthilfe wird auch hier dringendes Bedürfnis. Sie wird von einer Volksbüchereizentrale ohne Schwierigkeiten mit übernommen werden können. Damit wird auch eine Zusammenarbeit von Schul- und Volksbücherei in die Wege geleitet werden können, die aus wirtschaftlichen und ideellen Gründen immer notwendiger wird.

Eine solche Reichsstelle für Volksbüchereien müßte sich dem Reichsamt des Innern angliedern. Die neue Verfassung legt auch dem Reich die Pflicht auf, kulturpolitische Aufgaben zu lösen. Würden die Mittel vorhanden sein, so würde ein neugebildetes Reichskulturamt der bildungspflegliche Mittelpunkt sein können. Es ist ein Verhängnis, daß früher bei vorhandenen Geldmitteln dem Reich die Kompetenz und das Verständnis für die Aufgaben der außerschulmäßigen Volksbildungsaufgaben fehlte. Jetzt sind die gesetzlichen Handhaben geschaffen; aber das Reich glaubt, auch hier sparen zu müssen, so daß nicht einmal die bewilligten Geldmittel freigemacht werden können. Erst fehlte der Becher, nun fehlt der Wein — das ist die Tragik unserer Arbeit. Aber wir dürfen nicht müde werden, Forderungen zu stellen und immer wieder laut unsere Stimme zu erheben, damit auch die tauben Ohren aufmerken.

Im organisatorischen Aufbau unseres Volksbüchereiwesens ist so gut wie alles noch zu leisten. Die Hauptsache aber bleibt der Mensch. Die Frage des bibliothekarischen Nachwuchses rollt eine Reihe von Problemen auf, die dringend der Lösung harren. Der Titel

„Bibliothekar“ ist gesetzlich nicht geschützt und umfaßt eine buntscheckige Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Elemente, die nur eins gemeinsam haben: eine mehr oder weniger berufliche Beschäftigung mit der Buchverwaltung und Buchvermittlung. Wenn auch die bibliothekarische Eignung mehr als in anderen Berufen eine Frage der Gesamtpersönlichkeit ist und nicht ohne weiteres durch ein bestandenes Examen erwiesen wird, so muß doch die Berechtigung zum Bibliothekartitel an eine bestimmte Vorbildung geknüpft werden. Erst dadurch wird ein abgeschlossener Stand geschaffen, der Gemeinschaftsgefühl und Standesehre entwickelt. Der Ministerialerlaß vom 24. März 1916 über die Diplomprüfungen und die Praktikantenordnung vom 19. August 1920 geben dem schwankenden Bild des Volksbibliothekars zum ersten Male einen festen Umriß. Und doch gibt die Art der Lösung zur Kritik Anlaß. Vor allem wird der lange gehegte Wunsch, die mittlere Laufbahn der Staatsbibliothekare von der Vorbereitung der Volksbibliothekare loszulösen, nicht erfüllt. Auch weiterhin werden zwei praktische Vorbereitungsjahre gefordert; der Volksbibliothekar muß also immer noch ein für ihn so gut wie wertloses Jahr an einer „wissenschaftlichen Bibliothek“ verbringen. Das bedeutet eine schwere wirtschaftliche Belastung für alle, die nicht in einer größeren Bibliotheksstadt wohnen. Auch die Art der Praktikantenverteilung gibt zu Bedenken Anlaß. Der bisherigen Willkür und Planlosigkeit ist freilich ein Ende gemacht. Aber den Bibliotheksleitern wird der wesentlichste Einfluß entzogen zugunsten einer Zentralisierung in der Hand eines einseitig zusammengesetzten Beirats, der in die individuellen und lokalen Bedürfnisse keinen Einblick hat und jede Vormerkung ausschließen will. Trotz einer zentralen Regelung der Gesamtverteilung muß das Schwergewicht der Praktikantenannahme und die Möglichkeit einer wenigstens auf 2 Jahre ausgedehnten Vormerkung den Bibliotheksleitern zurückgegeben werden. Dann muß die praktische Vorbereitung auf ein Jahr beschränkt und einheitlich **vor** die theoretische Ausbildung gelegt werden. Nur wenn eine vorausgehende Praxis die nötige Anschaulichkeit vermittelt hat, wird die theoretische Unterweisung fruchtbringend gestaltet werden können. Für diese selbst ist eine eindeutige Regelung noch immer nicht erfolgt. Es besteht also weiterhin der § 4 des Erlasses vom 24. März 1916 zu Rechte, der da lautet: „Über die Wege und Methoden der Vorbereitung, abgesehen von den zwei Jahren praktischer Arbeit im Bibliotheksdienst, sollen zur Zeit bestimmte Anweisungen nicht gegeben werden ..... Bei Bewerbern, deren Schul- oder sonstige Vorbildung erheblich über das angegebene Mindestmaß hinausgeht oder die in Berufsstellungen tätig gewesen sind, welche mit der bibliothekarischen Tätigkeit verwandt sind, kann ein Teil der darauf verwandten Zeit auf die Fachausbildung angerechnet werden.“ — Damit ist der Willkür und Uneinheitlichkeit Tür und Tor geöffnet. Ein Praktikant, der sich auf einer halbjährigen Bibliothekarpresse ein mechanisches Wissen äußerlich aneignet, kann also ebenso zum Examen zugelassen werden wie ein Praktikant, der eine zweijährige ordnungsmäßige Bibliothekarschule durchlaufen hat. Gleichmäßigkeit

der Ausbildungszeit ist dringliche Forderung; ob ein- oder zweijährig, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Die Entscheidung wird von der Frage abhängen, welche Schulreife für die Annahme zu fordern ist. Das bisherige Einjährigen- oder Lyzeal-Abgangszeugnis hätte sich wenigstens mit einer Altersgrenze von 20 Jahren für die Annahme verbinden müssen, um die Gefahr unreifer Anwärter zu vermeiden. Der Beruf des Volksbibliothekars stellt jedoch so umfassende Anforderungen an die Allgemeinbildung, die kritische Fähigkeit, die menschliche Reife, daß nur das Abgangszeugnis höherer Schulen die nötige Vorbildung sicherte. So höbe sich der Stand des Volksbibliothekars in der Achtung der Allgemeinheit und löste sich von selbst von der mittleren Laufbahn der Staatsbibliotheken, die im wesentlichen ein Registrierbeamtentum benötigt, während die Volksbücherei für ihre Leserschaft ein Beamtentum braucht, das im weitesten Sinne seelsorgerisch und bildungspfleglich wirken soll.

Nicht nur soziale, politische und sittliche, sondern auch wirtschaftliche Gründe treffen zusammen, um den Volksbüchereien gerade jetzt eine große Zukunft zu sichern. Gesetzgeberische und organisatorische Maßnahmen des Staates müssen den Boden bereiten, auf dem die Büchereien dann frei zur Sonne wachsen können.

Zur Frage des Besuches der Lichtspielhäuser durch Jugendliche.

Von Dr. W. Warstat.

I. Einführung von Altersausweisen für Jugendliche zum Besuch der Lichtspielhäuser?

Das Lichtspielgesetz vom 12. Mai 1920 bestimmt, daß Jugendliche unter 18 Jahren, d. h. solche, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, nur zur Vorführung solcher Bildstreifen Einlaß erhalten dürfen, die von einer Prüfungsstelle für Bildstreifen zur Vorführung vor Jugendlichen zugelassen sind. Mithin ist der Besuch der gewöhnlichen Vorstellungen in öffentlichen Lichtspielhäusern Jugendlichen unter 18 Jahren verboten. Sie dürfen nur zu „Jugendvorstellungen" zugelassen werden, d. h. zu solchen Vorstellungen, in denen nur zur Vorführung vor Jugendlichen ausdrücklich zugelassene Filme vorgeführt werden. Das Gesetz bestimmt ferner: „Wer vorsätzlich Jugendliche unter 18 Jahren zu den öffentlichen Lichtspielvorführungen zuläßt oder in Jugendvorstellungen solche Bildstreifen vorführt, die zur Vorführung vor Jugendlichen nicht zugelassen sind, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 100000 Mk. oder mit einer dieser Strafen bestraft."

Die Durchführung dieser Bestimmungen ist in der Praxis auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen. Es ist sowohl für den Besitzer

eines Lichtspieltheaters, wie auch für die amtlichen Aufsichtsorgane, die mit der Überwachung des Besuches der Jugendlichen in Lichtspielhäusern etwa betraut sind, ein Ding der Unmöglichkeit, in jedem einzelnen Falle mit Sicherheit das Alter des betreffenden Jugendlichen festzustellen. Infolgedessen ist mehrfach auch unter den Mitgliedern des Bilderbühnenbundes der Gedanke aufgekommen, man solle die Durchführung der oben angeführten Bestimmungen des Lichtspielgesetzes dadurch erleichtern, daß man für Jugendliche unter 18 Jahren Ausweiskarten zum Besuch der Lichtspielhäuser einführt, womöglich mit Photographie des betreffenden Jugendlichen. Insbesondere hat man daran gedacht, eine derartige Maßnahme auf Grund des § 3 Absatz 3 des Lichtspielgesetzes durchzuführen, der den Gemeinden und ihren Jugendämtern das Recht zuweist, „zum Schutze der Gesundheit und der Sittlichkeit" weitere Bestimmungen für die Zulassung der Jugendlichen festzusetzen, „zu deren Innehaltung die Unternehmer der Lichtspielhäuser verpflichtet sind".

Der Bilderbühnenbund Deutscher Städte E. V. hat seinen juristischen Berater Herrn Assessor Hasenjaeger mit einer Äußerung über die rechtlichen Voraussetzungen für eine derartige Maßnahme beauftragt. Sein Gutachten lautet:

„Die Bestimmungen über die Zulassung Jugendlicher zu Lichtspielvorstellungen sind im § 3 des Lichtspielgesetzes enthalten. Zunächst ist dort im 1. und 2. Absatz gesagt, daß Jugendliche unter 18 Jahren nur zur Vorführung von solchen Bildstreifen zugelassen werden dürfen, die auf Grund einer vorgenommenen Prüfung zugelassen worden sind. Der 3. Absatz sagt dann, daß auf Antrag des Jugendamtes oder, wo ein solches nicht besteht, der Schulbehörde, die Gemeinde weitere Bestimmungen für die Zulassung der Jugendlichen festsetzen kann. Man könnte vielleicht daran denken, die geplante Regelung auf Grund dieser Gesetzesbestimmung einzuführen. Die Einführung des Personalausweises ist zwar im eigentlichen Sinne keine weitere Bestimmung zu der in den Vorschriften des 1. und 2. Absatzes getroffenen Regelung; doch ist kaum anzunehmen, daß die Bestimmungen des 3. Absatzes so eng interpretiert werden dürfen. Der 3. Absatz ist auf Grund eines Änderungsantrages (Nr. 56, 2 c) in das Gesetz aufgenommen worden und entfernt sich auch in andern Dingen so von der sonst so durchgebildeten Gesetzetechnik der Reichsgesetzgebung (vgl. den völlig überflüssigen Satz „zu deren Innehaltung die Unternehmer der Lichtspiele verpflichtet sind"), daß man wird annehmen dürfen, er wolle allgemein den Gemeinden und Gemeindeverbänden die Ermächtigung geben, zweckmäßige Ergänzungs-Maßnahmen zum Schutze Jugendlicher zu treffen. Hierfür spricht auch besonders, daß es im 3. Absatz heißt: „für die Zulassung der Jugendlichen", nicht etwa nur für die Zulassung der Bildstreifen, zu deren Vorführungen Jugendliche zugelassen werden dürfen. Die geplante Regelung ließe sich daher wohl auf § 3, Abs. 3 des Lichtspielgesetzes stützen.

Auch daran ließe sich denken, die Einführung obligatorischer Altersausweise für Filmbesucher auf § 10, II, 17 ALR zu stützen*).

*) § 10, II, 17 ALR lautet: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der vom Publico oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei." Die Einführung der Altersausweise auf Grund des § 10, II, 17 könnte nur durch eine Polizeiverordnung geschehen, die der Polizeipräsident mit Zustimmung des Magistrats zu erlassen hätte.



Aber wenn danach auch die rechtliche Grundlage für die Einführung des obligatorischen Altersausweises gegeben sein dürften, so ist diese Maßnahme doch als praktisch völlig undurchführbar zu bezeichnen. Es handelt sich ja nicht etwa nur darum, das absolute Verbot für Kinder unter 6 Jahren — § 3, Absatz 4 des Lichtspielgesetzes — in der Durchführung zu sichern, sondern es soll gerade sichergestellt werden, daß Jugendliche unter 18 Jahren keine Vorstellungen besuchen, die für sie nicht gemäß § 3, Abs. 1, 2 a. a. O. zugelassen sind. Man muß nun beachten, daß der Altersausweis nun nicht etwa für diejenigen Personen eingeführt werden kann, die die Vorstellungen nicht besuchen dürfen, sondern gerade für diejenigen, die Lichtspielvorstellungen besuchen wollen, denn einen Sinn kann der Ausweis nur dann haben, wenn mit ihm die Bedeutung verknüpft wird, daß von seinem Besitz die Zulassung zu allgemeinen Lichtspielvorstellungen abhängig gemacht wird. Man muß also notwendigerweise dann anordnen, daß jeder Mensch, der eine Lichtspielvorstellung besuchen will, im Besitze eines öffentlichen Ausweises darüber sein muß, daß er das 18. Lebensjahr vollendet hat. Es bedarf wohl keiner Begründung, daß die Kinounternehmer ein sehr leichtes Spiel haben würden, eine derartige Maßnahme in der Öffentlichkeit zu diskreditieren. Wollte man aber, um solcher Kritik begegnen zu können, die Konzession machen, daß die Kinobesitzer nur bei solchen Personen die Vorlegung eines öffentlichen Altersausweises zu fordern hätten, bei denen nach dem Augenschein zweifelhaft ist, ob sie das 18. Lebensjahr erreicht haben, so würde der Kinobesitzer genau in derselben Weise wie bisher in der Lage sein, zu behaupten, daß er bona fide bei der Zulassung gehandelt hat. Es liegt auf der Hand, daß man unter dieser Sachlage wohl zweckmäßiger tut, auch in dem zweiten eingeschränkteren Umfange von der erwogenen Maßnahme abzusehen. Man würde sich so oder so mit ihr lediglich in einen Widerspruch mit der öffentlichen Meinung setzen, der den Lichtspielreformbestrebungen nur schaden könnte."

II. Ausführungsbestimmungen der Stadt Jena zu § 3 des Lichtspielgesetzes.

In Durchführung des durch den oben erwähnten § 3 Absatz 5 des Lichtspielgesetzes den Gemeinden oder Gemeindeverbänden zugebilligten Rechtes hat die Stadt Jena dem Städtischen Jugendamt in Jena die Regelung aller mit dem Besuch Jugendlicher in Lichtspielhäusern zusammenhängenden Fragen übertragen. Das Vorgehen von Jena steht, soweit wir unterrichtet sind, bisher allein da. Es scheint daher wichtig, die Jenaer Bestimmungen in vollem Wortlaute den Mitgliedern des Bilderbühnenbundes zugänglich zu machen, damit sie im Bedarfsfalle als Vorlage zu ähnlichen Bestimmungen an andern Stellen dienen können. Sie lauten:

Die folgenden, durch das Lichtspielgesetz vom 12. Mai 1920 der Ortspolizeibehörde eingeräumten Befugnisse werden hierdurch auf das Städtische Jugendamt übertragen:

1. Genehmigung einer zur Vorführung von Bildstreifen gehörigen Reklame an den Geschäftsräumen und öffentlichen Anschlagstellen, sowie der Reklame durch Verteilung von Druckschriften (§ 5 Abs. 2 des Lichtspielgesetzes), soweit es sich nicht lediglich um Verbreitung von Programmen ohne Zusätze handelt.
2. Zulassung von Bildstreifen über Tagesereignisse und Bildstreifen, die lediglich Landschaften darstellen (§ 6 des Gesetzes).

3. Genehmigung von Bildstreifen, die vor Inkrafttreten des Lichtspielgesetzes vom 12. Mai 1920 hergestellt und in den Verkehr gebracht und nicht innerhalb eines Jahres vom Inkrafttreten des Gesetzes ab von der amtlichen Filmprüfstelle Berlin zugelassen worden sind (§ 17 des Gesetzes).

Die Ortspolizeibehörde verleiht den vom Städtischen Jugendamt mit der Überwachung des Lichtspielwesens, der Reklame und des Besuches der Lichtspielvorführungen betrauten und mit Ausweis des Jugendamtes versehenen Personen die Eigenschaft polizeilicher Hilfsbeamten.

Das Recht und die Pflicht der Ortspolizeibehörde und ihrer Organe zum Eingreifen bei Verletzung gesetzlicher Vorschriften bleibt unberührt.

Jena, den 30. Oktober 1920.

Der Gemeindevorstand.
gez. Hädrich als Ortspolizeibehörde.

Das Städtische Jugendamt übernimmt die ihm vorstehend von der Ortspolizeibehörde übertragenen Geschäfte. Es wird sich zu deren Erledigung eines Lichtspielausschusses und ehrenamtlicher Hilfspersonen bedienen, die mit schriftlichen Ausweisen ausgestattet sind und polizeiliche Befugnisse haben.

Die Lichtspielunternehmer sind gehalten, alle Reklame an Geschäftsräumen und öffentlichen Anschlagstellen, sowie durch Verbreitung von Druckschriften vorher dem Jugendamte zur Genehmigung vorzulegen, auch wenn die Reklame von der amtlichen Filmprüfstelle mit zugelassen worden sein sollte. Die Reklame gilt als vom Jugendamte genehmigt, wenn sie am Ende den Abdruck des Gemeindevorstandssiegels trägt. (Wer eine nicht genehmigte Reklame benutzt, wird mit Geldstrafe bis zu 10000 M., bei Fahrlässigkeit mit Geldstrafe bis zu 3000 M. bestraft. (§ 19 des Lichtspielgesetzes.)

Wer Bildstreifen über Tagesereignisse oder Bildstreifen, die lediglich Landschaften darstellen, ohne Zulassung durch das Jugendamt vorführt oder vorführen läßt oder wer sonst Bildstreifen oder Teile von solchen, die von den zuständigen Behörden verboten, nicht zugelassen sind oder deren Zulassung widerrufen ist, zur Vorführung oder in den Verkehr bringt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und mit Geldstrafe bis zu 100000 M. oder mit einer dieser Strafen bestraft. Handelt der Täter fahrlässig, so wird er mit Geldstrafe bis zu 10000 M. bestraft. (§ 18 des Gesetzes.)

Kinder unter 6 Jahren dürfen zur Vorführung von Bildstreifen nicht zugelassen werden. (§ 3, Abs. 4 des Gesetzes — Strafe: bis 10000 M., bei Fahrlässigkeit bis 3000 M., § 19 des Gesetzes.)

Bildstreifen, zu deren Vorführung Jugendliche unter 18 Jahren zugelassen werden sollen, bedürfen — auch wenn sie von der Filmprüfstelle genehmigt sind — der besonderen Zulassung durch das Jugendamt. (§ 3, Abs. 1 des Gesetzes. Strafen wie vorher.)

Weitere Vorschriften über Jugendliche siehe nachstehend.

Jena, den 30. Oktober 1920.

Der Gemeindevorstand (Jugendamt).
gez. Döpel.

Auf Antrag des gemeindlichen Jugendamts der Stadt Jena werden zum Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit für die Zulassung der Jugendlichen zu Lichtspielvorführungen folgende Bestimmungen getroffen:

§ 1. Das Mitbringen von Kindern unter 6 Jahren zu Lichtspielvorführungen jeder Art ist verboten.

Jugendlichen unter 18 Jahren darf — selbst wenn sie sich in Begleitung der Eltern oder anderer erwachsener Aufsichtspersonen befinden — Zutritt zu andern als den besonders genehmigten Jugendvorstellungen nicht gewährt werden.

Die Lichtspielunternehmer sind verpflichtet, von Einlaßbeginn bis zur Beendigung der Vorführungen darüber zu wachen, daß diese Vorschriften eingehalten werden.

§ 2. Es ist untersagt, Jugendliche unter 18 Jahren zum Besuche von Lichtbildvorführungen, die nicht besonders für Jugendliche bestimmt und als Jugendvorstellung bezeichnet sind, anzuregen, sie mit in die Vorführungsräume zu nehmen, in Begleitung zu dulden oder sonst ihren Einlaß zu fördern.

§ 3. Jugendliche unter 18 Jahren dürfen andere, als besonders genehmigte Jugendvorstellungen nicht besuchen. Sie haben dem Lichtspielunternehmer, seinem Personal, den vom Jugendamt eingesetzten Kontrollpersonen und den Polizeiorganen auf Befragen wahrheitsgemäße Angaben über ihre Personalien und ihr Lebensalter zu machen und alle Täuschungsversuche zu unterlassen. Jugendliche haben bei Verweigerung des Einlaßbegehrens und bei Verweisung aus den Lichtspielräumen und ihren Zugängen diese unverzüglich zu verlassen, es sei denn, daß sie den Nachweis über die Vollendung des 18. Lebensjahres erbringen.

§ 4. Jugendvorstellungen dürfen wöchentlich höchstens zweimal veranstaltet werden; sie sind spätestens abends 8 Uhr zu beenden.

§ 5. Zwischen der Beendigung einer Jugendvorstellung und dem Beginn einer Vorstellung für Erwachsene muß eine Pause von mindestens zwanzig Minuten liegen. In dieser Pause muß der Zuschauerraum geleert werden. Der Kinobesitzer ist für die vollständige Räumung verantwortlich.

Im übrigen bleiben die Vorschriften der Ministerialverordnung vom 4. Januar 1913 bestehen.

§ 6. Wer diesen Vorschriften zuwiderhandelt, wird — soweit nicht nach dem Lichtspielgesetz oder anderen Strafgesetzen höhere Strafen verwirkt sind — auf Grund der Ministerialverordnung vom 4. Januar 1913 oder des Landesgesetzes vom 7. Januar 1854 mit Geldstrafe bis zu 150 M., im Falle der Unbeibringlichkeit mit Haft bestraft.

§ 7. Diese Vorschriften treten 3 Tage nach ihrer Veröffentlichung in den Jenaer Zeitungen in Kraft.

Jena, den 30. Oktober 1920. Der Gemeindevorstand.

gez. Dr. Fuchs, Oberbürgermeister.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Religion und Kultur

(ursprünglich erschienen als „besprechendes Fachschriftenverzeichnis" der Stettiner Volkshochschule).

Schleiermacher: Monologen. Kritische Ausgabe von Schiele. Leipzig 1902. 130 S. — Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Herausg. von Otto. 3. Aufl. Göttingen 1913. 156 S.

Für reife vorgebildete Leser. Die erste der beiden berühmten Schriften, ein Hymnus auf die freie Entfaltung des menschlichen Eigenlebens als des höchsten Sittlichen, ist besonders anziehend durch den feierlichen Rhythmus der Sprache. In der zweiten betont Schleiermacher das unmittelbare religiöse Erlebnis gegenüber der Aufklärung mit ihrer Vernunftreligion.

Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen.
Die Augsburgische Konfession. Herausg. von Tschackert. Leipzig 1901. 54 S.
Tolstoi: Mein Glaube. Berlin 1901. 240 S.
Allgemeinverständlich. T. zeigt, auf welchem Weg er nach jahrzehntelanger religiöser Gleichgültigkeit zur Erkenntnis des Wesens des Christentums gelangt ist, und gibt sein Glaubensbekenntnis.

James: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Aus dem Englischen. Leipzig 1907. 472 S.
Größtenteils für Laien geeignet. Sehr fesselnd durch die zahlreichen religiösen Selbstzeugnisse, die der bekannte amerikanische Religionspsychologe hier zur Beleuchtung der seelischen Eigenart der Religion beibringt.
Otto: Das Heilige. Breslau 1917. 192 S.
Nur von Wert für solche, denen echtes religiöses Empfinden nicht fremd ist. O. geht über die bisher übliche, unzureichende, rationalistische Untersuchungsweise gegenüber den Anfangsgründen des Religiösen weit hinaus, er spürt dem ganz Eigentlichen des religiösen Erlebens nach, dem, was als Innerstes in allen Religionen lebt, und sucht es in glücklicher Weise zu Gefühl zu bringen. Ein bedeutendes Buch.
Oesterreich: Einführung in die Religionspsychologie als Grundlage für Religionsphilosophie und Religionsgeschichte. Berlin 1917. 156 S.
O. behandelt das Wesen der Religionspsychologie, die Formen der Offenbarung, unter Heranziehung einer Menge interessanter Beispiele, und die Entwicklungsstufen der Religiosität. Nur für Fortgeschrittene.
Steiner: Theosophie. 9. Aufl. Leipzig 1918. 189 S.
Ein heute weit verbreitetes Buch, durch das der Verf. in die Welt des Übersinnlichen und in die Erkenntnis von Wert und Bedeutung des menschlichen Lebens einführen will. Die Lektüre erfordert keine Vorbildung, doch ergibt sich ihr voller Gewinn nur bei kritischer Durcharbeitung.

Tiele: Grundzüge der Religionswissenschaft. Tübingen 1904. 70 S.
Die beste allgemeinverständliche Einführung in die Religionswissenschaft.
Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2 Bde. 3. Aufl. Tübingen 1905. 543 und 587 S.
Größtes Sammelwerk auf diesem Gebiet. Für besonders Interessierte, die tiefer eindringen wollen. Wichtig vor allem durch die eingehende Behandlung der Naturvölker. Das Christentum ist nicht berücksichtigt.
Jeremias: Allgemeine Religionsgeschichte. München 1918. 259 S.
Neueste Darstellung, geordnet nach geographischen Gesichtspunkten mit Zeittafeln und reichen Literaturangaben. Das Christentum ist nicht berücksichtigt. Nicht ohne Vorbildung zu lesen.
Pfleiderer: Religion und Religionen. München 1906. 249 S.
Bousset: Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte. Illustr. Volksausgabe. 3. Aufl. Halle a. S. 1906. 240 S.
Soederblom: Die Religionen der Erde. (Religionsgeschichtliche Volksbücher.) Halle a. S. 1905. 65 S.
Eberhardt: Religionskunde. Gotha 1920. 242 S.
Die beiden ersten Bücher sind aus öffentlichen Vorträgen vor Zuhörern aller Kreise erwachsen und behandeln kurz und anregend Wesen und Geschichte der Hauptreligionen einschließlich des Christentums und seiner Stellung in der Gegenwart. Eine gute Übersicht bietet auch Soederblom. Das glänzend geschriebene, die jüngsten Forschungsergebnisse verwertende Buch des Religionsphilosophen und

Dichters Paul Eberhardt ist ausführlicher. Es ist für Lehrzwecke an höheren Schulen und für Studenten bestimmt, aber auch für den vorgebildeten Laien eine überaus fesselnde Lektüre.

Kaftan: Das Wesen der christlichen Religion. 2. Aufl. Basel 1888. 490 S.

Nur für solche, die mit dem Stoff vertraut sind. Der christliche Glaube wird hier als Abschluß nicht nur der religionsgeschichtlichen Entwicklung, sondern auch der gesamten Erkenntnis dargestellt.

Tylor: Die Anfänge der Kultur. 2 Bde. Leipzig 1873. 495 und 472 S.

Die von T. begründete „animistische Theorie", welche die Entstehung des Gottesglaubens nur aus der Beseelung der Natur ableiten will, gilt heute als überwunden. Doch bleibt sein Werk wertvoll durch die Fülle interessanter Beispiele von „Überlebseln" der Vorzeit in unserer Kultur. Die Lektüre setzt Kenntnisse voraus.

Spencer: Die Prinzipien der Soziologie. Stuttgart 1877. 570 S. (Bd. 6 von Spencer: System der synthetischen Philosophie.)

Sp. erblickt den Ursprung der Religion in der Ahnenverehrung. Lesenswert sind auch seine Ausführungen über die Vorstellungswelt des primitiven Menschen. Für gebildete Laien verständlich.

Soederblom: Das Werden des Gottesglaubens. Aus dem Schwedischen. Leipzig 1916. 398 S.

Allgemeinverständlich und sehr fesselnd werden hier die verschiedenen Wurzeln, auf denen die Bildung des Gottesglaubens beruht, erläutert. Neben dem vorerwähnten Buch von Jeremias das Neueste und Beste über diesen Gegenstand.

Mannhardt: Wald- und Feldkulte. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1904—05. 472 und 494 S.

M. untersucht und vergleicht den reichen Schatz deutscher und fremdländischer Sagen, Frühlings- und Erntegebräuche nach Inhalt und Bedeutung und bietet ein anschauliches Bild des primitiven Naturkults. Für Vorgebildete.

Müller, M.: Essays. Bd. 1 u. 2. Leipzig 1869. 342 u. 376 S.

M. ist einer der Begründer der vergleichenden Religionswissenschaft. Interesse für diesen Gegenstand zu wecken, ist auch der Zweck dieser meist für jeden Laien geeigneten Aufsätze, in denen das Allgemeinmenschliche und das Unvergängliche in den verschiedensten Religionen der Erde hervorgehoben wird.

Usener: Götternamen. Bonn 1896. 391 S.

Nur für Kenner der klassischen Sprachen. Wertvoll für die Erkenntnis der Entfaltung religiöser Begriffe.

Ziegler: Gestaltwandel der Götter. 1.—2. Aufl. Berlin 1920. 562 S.

Das soeben erschienene umfangreiche, zum Teil in etwas dunkler Sprache geschriebene Werk eignet sich nur für philosophisch vorgebildete Leser.

Boutroux: Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit. Aus dem Französischen. Leipzig u. Berlin 1910. 368 S.

Eine klare und anschauliche Darstellung der Ideen einiger der größten Denker der Neuzeit naturalistischer wie spiritualistischer Richtung über das Verhältnis der beiden Gebiete zueinander. Der Verf. selbst gibt der Religion eine sichere Stellung. Bemerkenswert ist seine Anschauung über den Wert von Ritus und Dogma. Nur für vorgebildete Leser.

Carus: Das Christentum in seinem Verhältnis zu den modernen Weltanschauungen. Berlin 1870. 44 S.

Sabatier: Die Religion und die moderne Kultur. Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen 1898. 52 S. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge 11.)

C. wendet sich gegen den Rationalismus, der nicht imstande ist, die Welträtsel zu lösen. Das Christentum als Religion der absoluten Wahrheit kann

allein Herz und Geist befriedigen. Von engem dogmatischen Standpunkt aus geschrieben. — Der französische Theologe zeigt in schwungvoller Sprache die Möglichkeit einer gegenseitigen Durchdringung von Religion und Kultur. Beide Schriften allgemeinverständlich.

Fischer: Glaube. Ein Wort zum Frieden innerhalb des Protestantismus. Tübingen 1919. 219 S.

Eine volkstümlich dargestellte Glaubenslehre, die erste ihrer Art, von liberalem protestantischem Standpunkt aus geschrieben, in der die Bedeutung der Bibelkritik, das Gottesproblem mit der Frage nach Teufel, Wunder, Gebet, Auferstehung u. a. behandelt werden.

Drummond: Das Schönste im Leben. Bielefeld u. Leipzig 1891. 74 S.
— Das Programm des Christentums. Ebenda 1892. 70 S.
— Die Stadt ohne Kirche. Ebenda 1898. 65 S.
— Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Ebenda 1901. 374 S.
— Das Beste in der Welt. 38. Aufl. Ebenda 1910. 71 S.

D. gewinnt durch die anmutige feine Art, mit der er — fern von jeder dogmatischen Strenge — die christliche Lehre dem Verständnis des Lesers nahe bringt. Für religiös Schwankende und Suchende ein guter Führer.

Naumann: Briefe über Religion. 5. Aufl. Berlin-Schöneberg 1910. 95 S.

Ein recht anregendes, gewinnbringendes Büchlein in Form eines brieflichen Gedankenaustauschs über die Notwendigkeit der Religion, die Möglichkeit einer harmonischen Vereinigung von Christentum und moderner Naturanschauung, das Verhältnis des Christentums zum Staat, zum Kapitalismus u. a. Jedem verständlich.

Wimmer: Liebe und Wahrheit. Freiburg i. B. u. Leipzig 1896. 139 S.
— Gewissensfragen. Tübingen u. Leipzig 1902. 108 S.
— Inneres Leben. 5. u. 6. Aufl. Tübingen 1909. 115 S.

Mit großer Wärme und Überzeugungskraft weiß W. über die verschiedensten Fragen des sittlichen und religiösen Lebens zu sprechen und auf die Zweifel einzugehen, die den denkenden Menschen von heute oft bedrücken. Die Schriften sind für jeden faßbar.

Riehl: Religiöse Studien eines Weltkindes. 5. Aufl. Stuttgart 1900. 439 S.

26 Betrachtungen für jedermann über allerlei religiöse, kulturelle, politische, soziale, kirchliche Zeitfragen, fesselnd durch die ungemein geistvolle Behandlung, oft begleitet von feinem Humor. Über allem eine erquickende Glaubensfröhlichkeit. Am Schluß zwei Schilderungen aus dem Leben des Verfassers.

Hilty: Glück. Bd. 1—3. 2 Bde. Leipzig u. Frauenfeld 1891—1907. 212, 326 u. 359 S.
— Das Geheimnis der Kraft. Ebenda 1909. 106 S.
— Sub specie aeternitatis. Ebenda 1910. 59 S.
— Für schlaflose Nächte. Ebenda 1913. 383 S.

H. behandelt alle Fragen des äußeren und inneren Lebens. Seine ruhige, tiefeindringende und entschiedene Art vermag einen starken Eindruck zu erzeugen. Für jedermann lesbar.

Pfannkuche: Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. 2. Aufl. Leipzig 1912. 132 S. (Aus Natur und Geisteswelt 141.)

Aus volkstümlichen Vorträgen erwachsen. P. behandelt hier zum erstenmal das geschichtliche Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart unter Berücksichtigung der brennendsten Augenblicksfragen wie Verhältnis zur materialistischen Weltanschauung u. a.

Bettex: Naturstudium und Christentum. 8. Aufl. Bielefeld u. Leipzig 1900. 333 S.
B. hat einen streng orthodoxen Standpunkt, wirkt aber ungemein anziehend durch seine hinreißende Sprache und den Reichtum seiner naturwissenschaftlichen und historischen Kenntnisse. Das Buch ist zur Beruhigung der durch den vermeintlichen Gegensatz von Wissen und Offenbarung verwirrten Gemüter geschrieben. Allgemeinverständlich.

Kunze: Sprache und Religion. Berlin 1889. 235 S.
Nur für wissenschaftlich Vorgebildete. K. weist hier den starken Einfluß der Sprache auf die Bildung religiöser Vorstellungen nach.

Harnack: Das Christentum und die Geschichte. 2. Aufl. Leipzig 1896. 20 S.
Eine kluge und warme Erwiderung auf einige der Hauptangriffe von Gegnern Jesu und des Christentums. Für jeden Leser.

Soederblom: Die Religion und die soziale Entwicklung. Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen 1898. 96 S. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge 10.)
Obwohl vor 22 Jahren erschienen, doch äußerst zeitgemäß und wegweisend hinsichtlich der Behandlung sozialer Gegenwartsfragen. Für jedermann.

Kutter: Die Revolution des Christentums. Jena 1908. 275 S.
— Gerechtigkeit. Ein altes Wort an die moderne Christenheit. Jena 1910. 192 S.
— Sie müssen! Ein offnes Wort an die christliche Gesellschaft. 8. Tausend. Jena 1910. 203 S.
— Das Unmittelbare. Eine Menschheitsfrage. 2 Aufl. Jena 1911. 342 S.
Die Schriften des Schweizer Pfarrers, meist Drucke von Predigten, beschäftigen sich fast durchweg mit sozialen Fragen. Seine Sprache ist von ergreifender Gewalt. Für jedermann verständlich.

Troeltsch: Politische Ethik und Christentum. Göttingen 1904. 43 S.
Die Niederschrift eines Vortrags auf dem evang.-sozialen Kongreß. T. untersucht, was an ethischen Gedanken über den Staat im Volke gegenwärtig lebt und der Staatsgesinnung einen Halt geben kann. Auch heute noch von Wert. Gemeinverständlich.

Portig: Religion und Kunst. 2 Bde. Iserlohn 1879—80. 478 u. 440 S.
Für Laien größtenteils gut verständlich, namentlich der erste Band, der einen eingehenden geschichtlichen Überblick gibt über die Stellung der bedeutendsten Bildhauer, Maler, Tondichter und Dichter zur Religion und über das Verhältnis der beiden Gebiete zueinander bei den vorchristlichen Völkern und im Christentum. Im zweiten Band wird die Rolle von Religion und Kunst in den verschiedenen philosophischen Systemen und endlich ihr inneres Verhältnis zueinander dargestellt.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Kesseler, Kurt: Pädagogische Charakterköpfe. Eine Beleuchtung der Gegenwartspädagogik. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1919. (117 S.) 6 M., geb. 8,40 M.

Die Auswahl der behandelten Persönlichkeiten ist so erfolgt, daß die drei Weltanschauungen, die nach des Verf. Ansicht die Gegenwartspädagogik beherrschen, der Sozialismus, Individualismus und Idealismus, zu ihrem Recht kommen. Kesseler selbst steht auf dem Standpunkt, daß in dem Idealismus unsre einzige Rettung zu suchen ist. Er will auch durch seine Darstellung den Leser vor eine Entscheidung stellen, und so bekommen seine geschichtlichen Ausführungen einen unmittelbaren Wert für unsere Zeit und sind eine wertvolle Ergänzung zu allen praktisch-pädagogischen Arbeiten, zu denen sie eine Art von Quellennachweis bilden. Jeder wird etwas daraus lernen können, was er in dem Streit um die Schule verwenden kann. v. Hauff.

Lehnert, Thekla: Was ich vom englischen Leben sah. 2. A. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1920. (188 S.) Geb. 13,50 M.

Das Büchlein gibt einen Durchschnitt durch das öffentliche, vor allem aber durch das Schulleben Englands zur Zeit, da der Burenkrieg sich dem Ende zuneigt und die Krönung König Eduards das ganze Volk in Anspruch nimmt. Das junge Mädchen, das damals von München aufbrechend über den Hoek van Holland zunächst nach London und von da zu einer Familie reist, von der sie als Erzieherin angenommen ist, wird dort als Dienstmädchen angesehen und behandelt; doch gelingt es ihr bald, dem ungastlichen Hause zu entrinnen und an einem größeren Mädchenpensionat als Sprach- und Klavierlehrerin anzukommen. Die Ferien verlebt sie meist in einem Londoner Familienhotel oder aber bei einer Freundin mehr im Norden der Vereinigten Königreiche, und wenn sie auch keine wirkliche reine Freundschaft während dieser Zeit schließt, so scheidet sie doch voll Wehmut von der Stätte ihrer stillen Wirksamkeit. Die Verf. erweist sich als vorurteilsfreie Beobachterin der Stärken und Schwächen des englischen Lebens. Daß die dortigen Erzieher den Kindern gegenüber, die sich als ihre natürlichen Feinde fühlen, keinen leichten Stand haben, weiß man. Doppelt schwer aber hat es eine Fremde, der man es verübelt, wenn ihr Benehmen einmal von der dortigen Sitte, und sei es auch nur in einer Kleinigkeit, abweicht. Auf alle Fälle sieht man an diesen Tagebuchblättern, wie fest das dortige Dasein in der historischen Entwicklung verankert ist; daß das der Nation Stärke und Geschlossenheit für die Stunde der Gefahr verleiht, haben die Ereignisse jüngster Vergangenheit gezeigt, deren leidende Zeugen wir vor anderen gewesen sind.

Liesegang.

Minden, Martin: Aufstieg oder Abstieg? Ein Beitrag zur Deutung moderner Kunst. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinr. Minden, 1920. (29 S.) Geh. 2,70 M.

Das Schriftchen ist aus dem persönlichen Bestreben des Verfassers entstanden, zum Verständnis der modernsten Kunstentwicklung zu gelangen. Trotzdem und obgleich sie ihm „das Kainsmal der Dekadenz" zu tragen scheint, mahnt er doch zur Besonnenheit bei der Bewertung des einzelnen Künstlers, auch wenn er jetzt in den Strudel der neuesten Strömungen hineingerissen worden ist, und gibt die Hoffnung nicht auf, „daß aus dieser Dekadenz eine Kunst entsteht, die wirklich erneuernd wirkt". Wertvoll ist der in vielen Zitaten eingestreute Überblick über die Meinungen von Künstlern und Schriftstellern über die neue Kunst und ihre Zukunftsmöglichkeiten. Max Oehler.

Nötzel, Karl: Einführung in den Sozialismus ohne Dogma. (Sozialistische Bücherei.) München, Musarion-Verlag, 1919. (149 S.) 1 M.

Nötzel, der Verfasser eines „Tolstoi", der Kenner der russischen Seele, wendet sich in diesem Büchlein gegen die Gegner wie gegen die Freunde des Sozialismus und will dem Sozialismus, der jedem angehört, in den Köpfen der Zeitgenossen zum Durchbruch verhelfen. So bemängelt er die bisherigen Erscheinungsformen des Sozialismus, während er zugleich einen notwendigen Sozialismus fordert. Er richtet sich gegen die Überwucherung des sozialen Gewissens wie gegen die Flucht vor dem sozialen Gewissen, die sich in der sittlichen Entartung unserer Tage zeigt. Den im Erleben verführten Sozialisten leitet er auf den rechten Weg; der sich hochmütig oder kastenmäßig sozialem Erlebnis verschloß, führt er ein in das Wesen des im europäischen Gewissen offenbarten Sozialismus. Er braucht als Mittel dazu einfach die Besinnung auf das, was wir von den Menschen wissen und was wir von ihnen wollen. Wir wissen von den Menschen nichts, deshalb achten und lieben wir sie. Der „persönliche Sozialismus" trachtet danach, jedem das gleiche zu geben gemäß seiner Anlage und Bestimmung. Selten glückt ihm das. Drum wahrt er die innere Freiheit. Der „persönliche Sozialismus" wird nie ver-

wirklicht, weil er stets geistig ist, und doch ist er wirklich, weil er gefordert wird. — Solche Gesinnung stimmt überein mit dem Leben und Denken der großen Männer, die unsere Kultur geschaffen haben. Es hat jeder selber die soziale Aufgabe zu lösen; und es gibt keine andre Lösung für sie als die soziale Gesinnung, zu der sich jeder selber durchringt. Sie ist nicht weicher Sinn, der alles gelten läßt, noch verstockter, der nichts anerkennen will: sie sieht, wohin der Wille des anderen geht, und verharrt im eignen Pflichtbewußtsein. — Nötzel ist bescheiden genug, sich an keinen größeren Kreis von Menschen zu wenden, als er mit seinen Mitteln, den Mitteln des Denkgewohnten und Urteilsfähigen erreichen kann. Daß es ihm letztens doch auf einen allgemeinen Durchbruch des persönlichen Sozialismus, auf die soziale Gesundung ankommt: wer wollte das einem Schriftsteller verwehren, dem die Nöte der Zeit am Herzen liegen? Schade, daß Nötzels schmales, aber gedankenreiches Buch nicht einfacher deutsch geschrieben ist: so einfach, wie der Gegenstand schwer zu behandeln war. Es fände dann mehr Leser, die sich des Sozialismus in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besinnen, und würde sie denkend, fühlend und handelnd zur Klarheit, Reife und Menschlichkeit führen. Wieser.

Pallat, Ludwig: Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Unter Mitwirkung von O. Brandt, R. Frenkel, O. Frey u. a. herausgegeben. 2. Aufl. 2. Band. Mit 136 Abbildungen im Text und auf drei farbigen Tafeln. Leipzig, Teubner, 1921. (288 S.) Geb. 12,50 M.

Was von der Neuauflage des ersten Bandes (vgl. Blätter für Volksbibliotheken, 1920, S. 213) gesagt worden ist, gilt auch von der des vorliegenden zweiten: er kommt in seiner mustergültigen, von bewährtester Seite unternommenen Neubearbeitung den Bedürfnissen der reiferen Jugend, besonders der technisch veranlagten, auf das beste entgegen und ist geeignet, in Haus und Schule, vor allem in den Schülerwerkstätten, wo das Buch bereits Eingang gefunden hat, technische Fertigkeiten zu fördern und zum Erfinden und Gestalten anzuregen. Neben der Anleitung zu geschmackvollen Papparbeiten (M. F. Morawe), zum Drucken mit Linoleum und Papier, zum Anfertigen von Gall- und Sprengpapieren (C. Kik) finden wir darin eine ausgezeichnete Anweisung zur Herstellung von Holzarbeiten mannigfacher Art (R. Frenkel, O. Brandt, F. P. Hildebrand, K. Storch, O. Frey) und zwar solcher, deren Anfertigung besondere Hilfsmittel und Geschick erfordert, wie die von Rollwagen, Segelbooten, Puppentheatern, Schreibzeugen, Wandschränken, Kästen und dergleichen. Auch Drechselarbeiten (Damensteine, Büchsen, Kreisel, Knöpfe usw.) sind berücksichtigt. Zu Metallarbeiten verschiedener Art (F. P. Hildebrand u. O. Frey) leitet der folgende Abschnitt an: hier handelt es sich um die Herstellung von Werkstücken (Spielzeug, wissenschaftlichen Apparaten) aus dem Gebiete der Treibarbeiten, Draht- und Blecharbeiten, sowie um kleine Schmiedearbeiten. Die letzten beiden Kapitel betreffen die Herstellung von elektrischen Apparaten und Flugzeugstudien (O. Frey): sie enthalten wie die übrigen in gedrängter, doch stets leichtfaßlicher Form eine Fülle von Belehrung und praktischen Winken. Das Buch, das den Tätigkeitsdrang jedes technisch nur einigermaßen begabten Knaben geradezu herausfordern muß, sei jeder Bücherei auf das angelegentlichste zur Anschaffung empfohlen, zumal der Preis bei vorzüglicher Ausstattung sehr niedrig bemessen ist. Fritz.

Schultze, Oskar: Das Weib in anthropologischer und sozialer Betrachtung. 2. Aufl. Mit 11 Abb. Leipzig, Kabitsch, 1920. (64 S.) 6 M.

In 3 Vorträgen bringt der Würzburger Anatom bedeutsame Ergebnisse der anthropologischen Forschung, soweit diese sich vergleichend mit „Mann“ und „Weib“ beschäftigt hat. Jeder, der diese Vorträge liest und sie in Vergleich zieht mit andern Arbeiten auf diesem Gebiet, wird dem Verfasser zugestehen, daß es ihm in ungewöhnlichem Maße gelungen ist, wissenschaftliche Objektivität mit gerechtem Emp-

finden zu verbinden. Die allgemein interessanten Ausführungen beschließt S. mit einer Darstellung der sich aus der Naturanlage des Weibes ergebenden Pflichten. Er will, daß Mann und Weib — bewußt ihrer aus der anthropologischen Vergleichung abzuleitenden Verschiedenheit (mitnichten „Ungleichwertigkeit") — zusammen arbeiten, nicht aber einander Konkurrenz machen. — Den wissenschaftlich und menschlich sehr befriedigenden Ausführungen ist allgemeine Verbreitung zu wünschen. J. Bauer.

Sydow, Eckart v.: Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei. Mit 14 Bildbeilagen. Berlin, Furche-Verlag, 1920. (152 S.) [Furche-Kunstgaben 2.] Geb. 25 M.

An einer guten Einführung in die Kunst der neuesten Zeit hat es bisher gefehlt. Und doch bedarf gerade diese Kunst der letzten Jahre, die in ihren extremen Richtungen so gründlich mit allen früher anerkannten Grundsätzen gebrochen hat und die dem Verständnis weiterer Kreise erst nach und nach nähergebracht werden kann, einer sachkundigen aufklärenden Darstellung. Ich möchte nun glauben, daß S.s Buch als ein zuverlässiger Führer durch die neueste Kunstwelt gelten kann. Leser, die sich selbst schon Gedanken über Kunst-, Weltanschauungs- und Religionsfragen gemacht haben, werden durch die nicht oberflächlichen Untersuchungen sicher in hohem Grade angeregt und gefördert werden. Denn S. versteht es ausgezeichnet, in farbenkräftiger Schilderung die Zusammenhänge der neuen Kunstrichtung mit dem allgemeinen Denken und Empfinden und ihr notwendiges Hervorwachsen aus der Kultur der Zeit deutlich zu machen. Und er versteht es auch, temperamentvoll die Vorzüge der neuen Kunst ins Licht zu setzen: ihre starke Ausdrucksfähigkeit, ihr leidenschaftliches Erfassen des Seelischen, ihren Sinn für den metaphysischen Gehalt der Wirklichkeit, ihre Monumentalität, ihre große einfach-klare Linien- und Farbwirkung. Allerdings reißt ihn der Gegenstand hier und da wohl zu allzu reichlichen Lobspendungen hin, so, wie mir scheint, beispielsweise bei dem „wahrhaften Seelenschreiber, Seelen-Entzauberer, Gottes-Verzauberer" P. Klee. Vor der Einseitigkeit, in den Expressionismus allein alles Heil zu setzen, schützt ihn aber doch seine historische Darstellungsweise. — Daß dem im übrigen prächtig ausgestatteten Buche nicht noch ein reicheres Bildmaterial beigegeben worden ist, werden gewiß viele Leser bedauern. Kohfeldt.

Voigt-Diederichs, Helene: Zwischen Himmel und Steinen; Pyrenäenfahrt mit Esel und Schlafsack. München, Langen (1919). (208 S.) 9 M.

Etwas für Liebhaber unbetretener Pfade. Die Reise mit Esel und Schlafsack geht (in der Vorkriegszeit) von Südfrankreich, nahe der spanischen Grenze, durch unwirtlichste Hochgebirgsgegenden nach dem fernen Andorra. Breite — etwas sehr breite — Schilderungen der durch häufiges Verirren erschwerten Kletterpartien; lebendige Darstellung der Eigenart der Landschaft, der Volkstypen, Hirten, Schmuggler, Grenzwächter, des Lebens in abgelegenen Gehöften, Dörfern, Wallfahrtsorten und Städten; Skizzierung feinster Seelenstimmungen, wie sie das enge Zusammenleben mit der Natur und zumal das häufige Nächtigen unter freiem Himmel auslöst. Die Hauptperson ist — nicht die Verfasserin und noch weniger ihr gänzlich im Schatten bleibender Begleiter —, sondern „Burrico", der Esel. Er macht die Sache: löst spielend die schwierigsten Kletteraufgaben, überwindet alle Hindernisse, hilft immer wieder aus der Not, nicht immer in bester Laune, aber stets verläßlich. War man ihm zunächst etwas gram, daß man 80 Seiten lesen mußte, bis er endlich gefunden und erhandelt war, so schlägt unsere zornige Ungeduld bald in liebevolle Bewunderung um: wir sehen ein, daß einer so wichtigen Persönlichkeit damit nicht zu viel Ehre

angetan war, und mit wärmstem Interesse, das bei drohendem Beinbruch, Stürzen und anderen Fährlichkeiten sich zu atemloser Spannung steigert, folgen wir der Schilderung seines Ergehens, seiner Leistungen, seiner Balancier- und Kletterkünste, seiner Launen und Seelenregungen, denn — kein Zweifel — auch er, Burrico, der Esel, hat solche. Der Pinsel Olaf Gulbranssons hat dem Wackeren auf dem Umschlag des Buches in einem offensichtlich wohlgelungenen Porträt (ganze Figur) ein ehrendes Denkmal gesetzt. Max Oehler.

Wehrhan, Karl: Die deutschen Sagen des Mittelalters. Hälfte 1 u. 2. München, C. H. Beck'sche Verlagshdlg. 1919 u. 1920. (210 u. 253 S.)

Das vorliegende Buch bildet den dritten Teil von Friedr. von der Leyens „Deutschem Sagenbuch", über das die „Blätter" schon wiederholt berichtet haben. Durch den Rahmen des Ganzen wurde seine besondere Aufgabe vorgezeichnet, es soll die geschichtlichen Sagen des Mittelalters, soweit sie damals oder noch im 16. Jahrhundert aufgezeichnet sind, bringen. Es beginnt mit der überragenden Persönlichkeit Karls des Großen, es folgen die deutschen Kaisergeschlechter bis auf Maximilian I., den letzten Ritter, und den Beschluß der ersten Hälfte macht ein kurzer, aber gut orientierender Überblick über die deutsche Kaisersage, die so recht bezeichnend sei „für deutsches Wesen, deutsche Art, deutsches Sein und deutsches Hoffen". — Die zweite Hälfte bietet die mittelalterlichen Sagen, geordnet nach Stämmen und Landschaften: Bayern, Schwaben, Rheinfranken, Thüringen, Sachsen und Friesen, die Ostmarken und Preußen, Österreich und die Schweiz. Dann kommen Sagen, die einzelne Ritter, Sänger oder historische Helden zum Gegenstand haben. Anmerkungen, die vielleicht hier und da knapper sein könnten, ein Schriftenverzeichnis, sowie ein Personen- und Ortsverzeichnis erhöhen die Brauchbarkeit des Werks, dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Liesegang.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bonsels, Waldemar: Eros und die Evangelien. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1920. (214 S.) Ungeb. 13,50 M.

Die beiden Pole der menschlichen Empfindungswelt, um die alles irdische Geschehen kreist, sind in den beiden Kapiteln dieses Romans umfaßt. Asja und Kaja, die beiden Mädchen, sind die urewigen Gegensätze, zwischen denen die Mannesliebe in pendelgleicher Unablässigkeit taumeln muß, weil sie ihre Geistigkeit von ihrer Menschlichkeit nicht trennen kann. Denn Asja ist nur Geist und Kaja nur Fleisch. — Diese Erkenntnis wird hier ein wenig verschoben. Der philosophische Vagabund, der zu Asja, dann zu Kaja kommt, ist in Asjas überirdische, seherhafte Geistigkeit zu tief verstrickt, als daß er Kajas gedankenlose, lachende Sinnenwelt noch ehrlich teilen könnte. Asja wird nach ihrem Tod für ihn zum Inbegriff des leuchtend auferstandenen Unvergänglichen, Kaja zur gleißenden Vergänglichkeit. — Wohl ist in dieser Erzählung viel gedichtet worden in des Wortes gutem Sinne, viel reifende und reife Gedanken sind sprachlich geschickt und bewußt wirkungsvoll auseinandergeknüpft und doch, eine Dichtung ist es nicht. Menschen, Herren der Gedanken, werden hier des Denkens tote Geschöpfe und allen Geschehnissen fehlt jede warme Natürlichkeit. Ohne inneren Ausgleich muß alles verklingen. Das Göttliche und Irdische im Menschen bleibt kraß getrennt, als gäb es das nicht, was wir Seele nennen, die freundlich mittelnd zwischen beiden steht, jedoch in diesem Buch mit keinem Atemzug Erwähnung findet. Eva Kuck.

Bröger, Karl: Die vierzehn Nothelfer. Ein Buch Legenden. Mit Bildern von Rudolf Schiestl. Berlin-Zehlendorf, Heyder (1920). (57 S.) 12 M.

Diese zugleich mit dem Jahrgang 1921 des bekannten Kalenders „Kunst und Leben" soeben erschienene neueste Veröffentlichung des Verlages Fritz Heyder dürfte wohl zu den köstlichsten und deutschesten Gaben der Bücherernte dieses Winters gehören, und es wäre zu wünschen, daß die vierzehn Nothelferlegenden Brögers, aus deren Knittelversen wie aus den bäuerlich kräftigen Holzschnitten Schiestls altmeisterliche Weisheit und der Humor eines vollkommen guten Gewissens mit väterlicher Herzlichkeit spricht, in recht vielen Familien Einzug hielten. Hier hat Hans Sachsens Geist gewaltet, hier ist „nichts verzierlicht und nichts verkritzelt" (etwa in Jungnickelscher Manier), und Bröger hat ein volles Recht, sein Büchlein in der Zueignung an seine Nächsten „die Postille einer heiteren und freien Andacht" zu nennen, also — wie wir hinzufügen können — ein Schatzkästlein für das zerfaserte Gemüt eines modernen Menschen, vorausgesetzt, daß er noch Gebrauch machen kann von so kindlichen Erbauungsmitteln deutscher Kunst. Ackerknecht.

Dreyer, Max: Die Insel. Leipzig, Staackmann, 1920. (205 S.) 7 M.

„Nur wenn man froh ist, ist man ein anständiger Mensch." Diesen Satz könnte man als Motto über das neueste Buch von Max Dreyer setzen, denn der überwiegende Teil der sieben bodenständigen mecklenburgischen Geschichten „aus dem Winkel" ist erfüllt von des Dichters köstlichem, schelmisch-derben Humor, der selbst in den beiden ernsten Stücken durchblitzt: in der düsteren nebel- und sturmbewegten Erzählung „Die Insel" und in der ergreifenden Geschichte von dem tapferen achtjährigen Gänsejungen Müte, der seinen leidenschaftlich geliebten Freund, einen täglich über ihm kreisenden Bussard, in Todesgefahr beispringt und dabei mit ihm ertrinkt. Die anderen Geschichten sind anspruchsloser, aber durchweg unterhaltend behaglich erzählt; wir können nicht umhin, Martin Overbeck mit seinen Augen, „den blauen Sündern", unsere wärmste Teilnahme zu schenken, nicht weniger allerdings seiner würdigen Partnerin, dem alten, verbitterten Stiftsfräulein Agnete Sufferoth, aber vor allem doch Martin Overbeck, der es mit seinen 75 Jahren noch fertig bringt, das fast völlig erstickte Lebensflämmchen seiner Altersgenossin zu einem wärmespendenden Lichtschimmer zu entfachen, dessen Widerschein das Antlitz der Toten verklärt, so daß er in ihr noch seine „hundertste Liebe" zu erblicken vermag.

Frida Endell.

Engel, Georg: Klaus Störtebecker. Leipzig, Grethlein (1920). 2 Bde. Ungeb. 24 M., geb. 36 M.

Klaus Störtebecker, der Sprößling aus überzüchtetem, zügellosem Edelings- und unfreiem Rassenblut, wird aus halbvergessener Vergangenheit in die Grelle des Gegenwartskampfes gezerrt und Träger radikal-kommunistischer Ideen. Sein wacher Geist und sein angeborenes Herrentum führen ihn aus der stumpfen Trägheit und grausamen Unterdrückung eines Lebens in Armut und lassen ihn die brutale Tyrannei und die üppige Verschwendung des Besitzenden erleben. Da packt ihn die Leidenschaft, seinen geknechteten Brüdern zu helfen. Gleichheit soll herrschen und der Boden das Eigentum aller werden. Er geht zu den Freibeutern, als deren Führer er den Reichen ihre Schätze nimmt und sein Evangelium verkündet. Sein hohes Ziel entreißt ihn immer wieder der Gier und Leidenschaft seines erdgebundenen Trieblebens. Aber als er den Ausgestoßenen, die sich um ihn sammeln, ein neues Menschenglück auf eigener Scholle gründen will, muß er einsehen, daß er wohl stark genug ist, die Erde zu erobern, aber nicht die Menschen zu wandeln. Sein Ideal zerbricht. Im wüsten Sinnesrausch sucht der Triebgepeitschte ein Vergessen, bis der Tod dem hemmungslosen Erdumwälzer Ruhe gibt. — Die historische Einkleidung ist

nur ein durchsichtiges Gewand für laute Gegenwartsprobleme und versucht vergeblich die allzugrellen Farben in der Schilderung von Situationen und Begebenheiten abzublenden. Dabei ist die Komposition straff und die Charakteristik scharf; Wortwahl und Gestaltungskraft oft von erstaunlicher Plastik. Trotzem muß der Roman auf den leichtempfänglichen Leser verderblich wirken. Denn der Verfasser stellt mit gewisser Wollust die tierischen Triebe im Menschen heraus und scheint sie gar zu sanktionieren. Herrschsucht, Brutalität, Genußsucht und die reine Lusterotik des Helden übertreizen die Sinne, wecken niedere Instinkte und zerreißen die künstlerische Harmoniewirkung. Winker.

Greinz, Rudolf: Der Garten Gottes. Leipzig, L. Staackmann, 1919. (339 S.) 7 M., geb. 9 M.

Der Seelenwanderungsgedanke, der Form geworden ist in dem Märchen von der Schwesterseele, die jeder Seele am Beginn ihrer Erdenwanderungen zugesellt ist und am Ziel, auf der höchsten Stufe der Vollendung, sich wieder mit ihr vereinigt, soll diesem Buch höhere Bedeutung geben und es aus dem Bereich der bloßen Liebesgeschichte herausheben. Allein das Märchen verschwimmt ins Sentimentale und mit ihm die ganze Geschichte des „Dichters" Heinrich Landgraf, der in Meran Heilung von körperlichen und seelischen Leiden sucht. Dort findet er seine Schwesterseele in der kindhaften Gabriele, einer zierlichen, sonnenfrohen Meranerin. In täglichem Beieinander entwickelt sich zwischen den beiden Menschen eine zarte Freundschaft, die dem Mädchen eine neue, reichere Welt öffnet, bis die Angst, den Freund durch die Ränke einer verschmähten Nebenbuhlerin zu verlieren, sie in seine Arme treibt. Das Weib ist in ihr erwacht, aber ihr zarter Körper, welcher von Unbeginn einem frühen Tod geweiht, zerbricht an dieser Liebe. Heinrich Landgraf reift an diesem Erlebnis zu höherer Dichterschaft, bleibt aber unauflöslich verbunden mit der Toten, zu tiefster seelischer Einsamkeit bestimmt inmitten eines tätigen Lebens voll äußerer Erfolge. — Die Erzählung spricht in dieser Zeit, da Meran noch nicht der Weltbekannte, von aller Welt besuchte Kurort war. Aber wie keine der eingestreuten Landschaftsschilderungen zum wahrhaft geschauten Bilde wird, so glauben wir auch dem Dichter dieser modern fühlenden und handelnden Menschen trotz der Reifröcke nicht, daß sie Kinder der „guten alten Zeit" sind. Am besten gelungen sind einige kräftig gezeichnete Nebenfiguren. — Alles in allem: ein Unterhaltungsroman, der in größeren Volksbüchereien neben Büchern gleichen Wertes stehen mag. Therese Krimmer.

Niese, Charlotte: Allerlei Schicksale. (Niederdeutsche Bücherei Bd. 66.) Hamburg, Hermes, 1919. (124 S.) 3,50 M., geb. 4,50 M.

Die graziöse Erzählung Charlotte Nieses spielt in der holsteinischen Schweiz in dem idyllischen Plön und versetzt den Leser in die Zeit der Emigranten nach der großen französischen Revolution. Die Stärke des Buches liegt vor allem in der meisterhaften Charakterisierungsgabe der Verf. Die Figur des Strümpfe strickenden Herzogs Peter Friedrich, eines holsteinischen „Dörchläuchting", der von seinem Kopenhagener königlichen Verwandten in dem stillen Plön das Gnadenbrot erhält, die Schilderung der Schokoladennachmittage dieses etwas blöden fürstlichen Sprosses bei seiner ihn bemutternden Freundin Ippenhausen, die ihm die Zeitereignisse ängstlich fern hält, die Attacke der verarmten, flotten, jungen Herzogin von Castillon auf das Herz des Strumpfherzogs, die graziöse leichtlebige Art des Emigrantenvölkchens und die meisterhafte Zeichnung des ehrenhaften, treuherzigen Kammerjunkers Törsberg sind Kabinettstücke seiner Charakterisierungskunst. Eine Reihe guter Scherenschnitte von Carlos Tips zieren das Bändchen. Pieth.

Perkonig, Josef Friedrich: Trio in Toskana. Ein Roman. Berlin, Fleischel, 1920. (208 S.) Ungeb. 9 M.

In ihrer Liebe zu Mozartscher Musik finden sich in Florenz drei junge Öster-

reicher zusammen, die alle drei wegen harter Jugenderlebnisse Grund zum Hasse gegen ihr Vaterland zu haben glauben, und sich in die zweite Heimat aller Deutschen flüchten, bis sie alle drei, aber jeder für sich, erkennen, daß kein erträumtes Vaterland aller Seelen und keine Herrlichkeit toskanischer Landschaft ihnen die Heimat ersetzen kann, und sie in ihr unglückliches Österreich zurückwandern. — Der allzu gleichmäßige, schwärmerisch weiche Ton des Buches, in dem „selig, beseligend" immer wiederkehrende, charakteristische Worte sind, ermüdet ein wenig. Daß die ähnlichen Erlebnisse der drei Musiker getrennt nebeneinander her laufen und sich nur an drei Höhepunkten vereinigen, ist kaum ein Vorzug des Aufbaus. Trotzdem hat der Roman seinen Wert als ein neues Denkmal der unerschütterlichen Heimatliebe der Österreicher. Homann.

Scharrelmann, Wilhelm: Jesus der Jüngling. Leipzig, Quelle & Meyer. (1920.) (271 S.) Geb. 18 M.

Die Dichtung Scharrelmanns will „eindringen in das Geheimnis der Jugend" Jesu. Hoheitsvoll und ruhig lebt der Vierzehnjährige, der einzig bei seiner gläubigen und starken Mutter Maria Verstehen, Stärkung und Trost findet. In der Einsamkeit der Wüste ringt er sich durch zum Verzicht auf irdische Liebe. In Jerusalem, der Stätte eines toten Gottesdienstes, herrschsüchtiger Pharisäer und seelenloser Schriftdeuter, wird ihm seine Aufgabe ganz klar: durch sein Leben die Liebe des Vaters zu offenbaren. Die Macht seiner Persönlichkeit beginnt zu wirken, aber erst nach sieben Jahren in den Bergen kommt die Stunde, da der Getaufte Mutter, Brüder und Freunde verläßt, um allen zu dienen. — Von den Gestalten des Buches ist die demütige, einfache Maria am lebendigsten. Der Hauptfigur, dem jungen Jesus, fehlt es leider an Lebensfrische und Werdekraft. Er tritt uns als ein zu Fertiger, mit seinem Geschick fast völlig Einiger entgegen. Zu wenig erfahren wir von dem Ringen um die Gestaltung seiner göttlichen Aufgabe. Wir vermissen im Wesen des Menschenfernen Tatkraft, herzliche Fröhlichkeit und schöpferische Leidenschaft zu seinem Werke. Dennoch ist „Jesus der Jüngling" mit seinen das patriarchalische Leben der Juden spiegelnden Szenen ein anziehendes Buch, das gefangennimmt durch die in Klang und Rhythmus an die Bibel erinnernde Sprache, deren Gleichnisse dem Ganzen einen malerischen Reiz verleihen. — Wenn dieser Jesus auch manchem zu weich gezeichnet sein mag, kann das Buch doch allen Volksbüchereien empfohlen werden. Kirchengläubige werden es besonders lieben. Aber auch andern, vor allem der heutigen bibelfremden Jugend, sollten wir es um seiner erziehlichen Wirkung willen zu lesen geben, leitet es doch hin zum Lesen der Evangelien und zwingt es den Nachdenklichen zu selbständiger Rückschau in das Werden des Jünglings Jesus.
Hildegard Lohmann.

Seidel, Heinrich: Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Gesamt-Ausgabe. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1920. (604 S.) Geh. 20 M., geb. 28 M.

Die Gesamtausgabe der bisher nur in 3 teuren Einzelbänden der „Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel" vorliegenden Erzählung ist zu begrüßen. Alte und junge Leser werden die Abenteuer des Pastorenjungen Reinhard Flemming und seines Freundes und Mitschülers sogar durch die 604 Seiten des Buches gern verfolgen. Der liebenswürdige Humor Seidels, mit dem er die einfachen Menschen sieht und zu zeichnen weiß, ist ja aus seinem „Leberecht Hühnchen" allgemein bekannt. Hier erweist er sich auch als feiner Beobachter der Natur, die Schönheiten mecklenburgischen Landes und seiner Seen und Wälder kommen als Hintergrund zu den von Reinhard selbst erzählten Erlebnissen wirkungsvoll heraus. Die Fülle des Stoffes, ich erwähne nur das Robinsonleben der beiden Jungen auf den Inseln, das damit verbundene Belauschen eines Verbrechens, die Gefangennahme der Einbrecher usf.,

macht das Buch zu einer besonders für jugendliche Leser geeigneten Lektüre. Seine Anschaffung kann daher für alle Büchereien aufs wärmste empfohlen werden.

Anna Reicke.

Strauß, Emil: Der Spiegel. Berlin, S. Fischer, 1919. (226 S.) 5 M., geb. 7 M.

Strauß erzählt hier die Entwicklungsgeschichte seines Urgroßvaters, eines eigenwilligen, grüblerischen Menschen, der auf dem Umweg über Militär, Landwirtschaft und Kloster nach harten Seelenkämpfen seinen eigentlichen Beruf, die Musik, findet und in ihr sein Wesen erkennt und darlebt. Er ist einer jener „Ungewissen", jener drangvollen und ruhelosen Durchgangsgestalten, deren Lebenssinn darin liegt, daß sie das Ihre zu der Gestaltgewinnung eines jener Menschen beitragen, „nach denen die gesamte Natur sich zu ihrer Vollendung hindrängt". Seine Frau, die ehemalige Gutstochter und Nonne, ist ihm eine ebenbürtige Gefährtin, die ihm volles Verständnis entgegenbringt, wenn sie auch an seiner Starrköpfigkeit und seinem ausgeprägten Selbständigkeitstrieb unter Schmerzen lernen muß, daß es „mit dem Gernhaben meist nicht getan ist". In ein eigenartig gebrochenes Licht wird diese Erzählung gerückt durch den vorangehenden Bericht über die letzten Lebensmonate der Tante, aus deren Mund unser Dichter als Knabe von fünfzehn Jahren die Geschichte vernimmt, und in deren eigenwüchsiger und unabhängiger Persönlichkeit sich das Leben des Urgroßvaters mannigfach spiegelt; leider wird im Verlauf der Erzählung die Mittlergestalt der Tante unmittelbar vom Dichter selbst verdrängt, was die künstlerische Geschlossenheit des Buches stark beeinträchtigt. Ein musikalisches Grundgefühl, ein fast fanatisches religiös-ethisches Bedürfnis neben nüchtern denkendem Verstand, bohrender Dialektik und einem unbändigen Drang nach innerer Freiheit — diese Charaktereigenheiten scheinen Straußsches Familienerbgut zu sein, das sich in ureigener Mischung auch in unserm Dichter offenbart. Aus der Geschichte seiner Ahnen blickt ihn wie aus einem Spiegel sein eigen Antlitz an, vertraut und fremd zugleich. Das an nachdenkenswerten Einzelheiten reiche Buch fordert keine besonderen Voraussetzungem vom Leser, es sei denn die Bereitschaft, der dem Buche zugrunde liegenden eigengewachsenen Lebensauffassung, auch wo sie vielleicht einseitig erscheint, unbefangen gegenüberzutreten.

Frida Endell.

D. Kurze Anzeigen.

Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1921. Hrsg. von Gustav Bosse. Regensburg, G. Bosse, 1920. 178 S.

Für alle Musikfreunde im weitesten Sinne des Wortes bestimmt, im ganzen etwas rückständig. Von den Beiträgen sind erwähnenswert: ein kurzer Briefwechsel zwischen Hans von Bülow und Franz Wüllner; Arthur Seidl: Über eine ganz neue Art von Kritik; E. Th. A. Hoffmann: Ritter Gluck; Th. Storm: Ein stiller Musikant; und schließlich eine interessante Übersicht über das, was die „Deutsche" und die „Neue Musikbücherei" bisher geleistet haben und noch planen. Ho.

Auf Goethes Pfaden in Weimar. Zeichnungen von Ellen Tornquist mit Begleitwort von Friedrich Lienhard. Berlin, Furche-Verlag, 1919. (32 S.) Geh. 8 M., geb. 12 M.

Mit viel Liebe gesehen und mit besonderer künstlerischer Eigenart geschildert sind von Zeichenstift und Feder diese intimen Bilderausschnitte vom Goetheschen Weimar.

J. B.

Aus dem Rheingau. Federzeichnungen von Wilhelm Zadow. Marburg, Elwertsche Buchhandlung. 4 M.

In 17 Federzeichnungen von meist ganz köstlicher Wirkung schildert Z. den Rheingau. Lachender Sonnenschein klarer Oktobertage, schläfrige Mittagsglut

schwüler Hundstagszeit, trübes Novemberzwielicht oder grelle Märzschlaglichter liegen stimmunggebend über den stillen Kirchenwinkeln, den engen, krummen Gassen und der Weite des bald lieblich-ruhigen, bald klopfendes Leben zeigenden Rheintales. J. B.

Das ist ein süßes Klingen. Bilder von Ludwig Richter, Verse von Paul Eberhardt. Gotha, F. A. Perthes [1920]. (38 S.) Geb. 10 M.

Ludwig Richters altvertraute liebe Bilder in neuem Licht, mit innigen, frischen Versen dazu. Ein erfreuliches Büchlein für jung und alt, aber recht teuer für den geringen Umfang. Ho.

Die schönsten Brockensagen für alt und jung. Gesammelt von Rudolf Stolle. Mit Bildern von H. Nernst. Braunschweig, E. Appelhans & Co., 1920. (54 S.) Brosch. 3 M.

Ein interessanter u. reichhaltiger Beitrag zu Deutschlands Sagenschatz. J. B.

Forellenbücher. 1. Buch: Wilhelm Hauff: Die Sage vom Hirschgulden; die Höhle von Steenfoll (75 S.) 3. Buch: Das Aschenbrödel und andere Märchen (77 S.) München, Phoebus-Verlag. Kart. je 7,50 M.

Altbewährtes Literaturgut „für Jugend und Volk" in hübschen Bändchen und klarem, großem Frakturdruck; so daß nicht eben viel fürs Geld enthalten ist. Die Umschlagbilder schwarz-weiß nach Scherenschnitten gut und wirksam; um so befremdlicher die bunten Einschaltblätter: Öldruck-Illustrationen, die einer ganz anderen Geschmacksperiode entstammen. Bl.

Loewe, V., u. M. Stimming: Jahresberichte der deutschen Geschichte. Jahrg. 1: 1918. Breslau, Priebatsch, 1920. (124 S.)

Ein Ersatz für die 1913 eingegangenen „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft", aber zunächst unter Beschränkung auf die deutsche Geschichte und mit strengerer Auswahl des erwähnenswerten. Für größere Büchereien unentbehrlich. Ho.

Mielert, Fritz: Das schöne Westfalen. Mit 92 Bildern. Dortmund, Ruhfus, 1920. 110 S. 20 M.

Die Aufnahmen architektonischen, kunsthistorischen und landschaftlichen Charakters sind vom Verfasser selbst gemacht. Man muß zugeben, sie überraschen durch das Geschick, mit dem sie aufgenommen sind. Es ist sicher, daß bisher von westfälischer Kunst und Landschaft noch keine gleich gute Darstellung geschaffen wurde. Der Text ist ebenso kernig, wie die Bilder charakteristisch sind; beide sind auf Kunstdruckpapier wiedergegeben. Oe.

Nis Ipsen von Bomball und andere Erzählungen. Von E. G. Seeliger, Ph. Kniest, W. Lobsien, M. Dalmer u. Th. Justus. Herausgegeben von der Lehrervereinigung für Kunstpflege e. V. in Berlin. Reutlingen, Enßlin & Laiblin.

Die mit einem geschmackvollen Einband versehene Zusammenstellung aus der Sammlung „Bunte Bücher" (5 Hefte) enthält Seegeschichten bekännter Autoren. Durch besonders glücklichen Humor zeichnet sich die Titelgeschichte aus. Gut geeignet für die reifere Jugend. Fritz.

Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück. Roman, aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. 4. Aufl. Insel-Verlag, 1919. In 2 Pappbänden 25 M., in Halbleinen 36 M.

Auf die neue Auflage dieses Werkes sei nachdrücklich hingewiesen. Es wurde vor einem halben Menschenalter als Kulturroman großen Stils begrüßt; vielleicht sind seine Probleme und Gestaltungen für das Deutschland von heute erst jetzt ganz zugänglich geworden (ebenso H. P.s „Gelobtes Land", in dem die Hochschulbewegung bereits ihre Rolle spielt). Auch davon abgesehen: Wo sich nach Krieg und Nordmarkstreit deutsches Interesse wieder dem nördlichen Nachbarvolk zuwendet, sollte es H. P. als den stärksten und reifsten Vertreter seiner Generation ins Auge fassen. Bl.

Scheffer, Th.: Potsdam. Mit Bildern von Ad. v. Menzel. Berlin-Steglitz. Verl. der Deutschen Kanzlei. (40 S.) 3 M.

Das mit einigen kleinen Federzeichnungen Menzels geschmückte Büchlein ist unmittelbar aus Führungen von Soldaten nach Potsdam hervorgegangen. Es bringt kunst- und weltgeschichtlich interessante Ausblicke. Für jedermann lesenswert. J. B.

Schumacher, Emma: Leben, Lieben, Wandern vor hundert Jahren. Braunschweig, Westermann, 1920. (160 S.)

Wie eingangs gesagt wird: Das Erstlingswerk einer zweiundachtzigjährigen Dichterin. Die schlichte Erzählung berichtet aus einer einfachen, glücklichen Zeit in eigenartiger und anmutiger Form. J. B.

Sneewittchen. Ein Märchen von Gebrüder Grimm. Mit Bildern von Wanda Zeigner-Ebel. Oldenburg i. O., Nürnberger Bilderbücherverlag Georg Stalling. Geb. 19 M.

Es kann zweifelhaft sein, ob der krause Stil und die leuchtende farbige Üppigkeit dieser Bilder ganz zu dem Charakter des schlichten Grimmschen Märchens paßt, aber ihr echter Märchenzauber ist so stark, daß das Büchlein jedem Kind viel Freude und Bereicherung schaffen wird. Man wird sich das Buch und den Verlag merken müssen. Ho.

Tat und Freiheit. Ein Fichtebuch. Ausgewählt von Emil Engelhardt. 2 Bde. Hamburg, Deutschnationale Verlagsanstalt [1919]. (400 S.) Geh. 10 M., geb. 12 M.

Eine Zusammenstellung von Abschnitten aus Fichtes Werken nach Inhaltsgruppen geordnet, selbstverständlich nicht zu wissenschaftlichen Zwecken brauchbar, zumal die Abschnitte bedenklicherweise ohne Rücksicht auf ihre Entstehungszeit zusammengestellt sind, wohl aber zu moralisch-praktischen, zur inneren Erhebung und Befreiung. Für kleine Büchereien, denen große Fichteausgaben unerreichbar sind, sehr geeignet. Ho.

Tieck, Ludwig: Romantische Erzählungen. Mit 6 farb. Zeichnungen von Ada Schweinburg. Wien-Leipzig, Heidrich, 1920. (Der blühende Garten Bd. 1.)

Diese Geschichten, die ein Mittelding sind zwischen Erzählung und Märchen, müßte man lesen, behaglich zurückgelehnt in einem bequemen Biedermeiersessel, um die sonderbar verträumte Welt, die aus ihnen hervorschimmert, ganz genießen zu können. Die Bilder haben die Stimmung nicht ganz getroffen, sie sind zu kindlich. Oe.

Wissenschaft und Bildung. Leipzig, Quelle & Meyer. Jeder Band geb. 5 M.

Bd. 17: v. d. Pfordten, H.: Beethoven. 3. Aufl.
„ 23: Hamacher, F.: Telegraphie und Telephonie. 2. Aufl.
„ 32: Elsenhans, Th.: Charakterbildung. 3., verb. Aufl., besorgt von Aug. Messer.
„ 35: Lienhard, F.: Das klassische Weimar. 4. Aufl.
„ 116: — Einführung in Goethes Faust. 5. Aufl.
„ 156: Bühler, Karl: Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes.
„ 159: Amon, Alfred: Die Hauptprobleme der Sozialisierung.
„ 161: Voigt, Alwin: Wasservogelleben. Ein Führer zum Strande.

Unter den angeführten Neuauflagen und Neuerscheinungen der altbewährten Sammlung seien besonders erwähnt: v. d. Pfordtens „Beethoven", der — gleich dem ebenda erschienenen „Mozart" — alles biographische und anekdotische, das sich gerade in gemeinverständlichen Musikbüchern so oft breit macht, beiseite lassend, energisch zur Analyse und Charakterisierung der Beethovenschen Schöpfungen durchdringt. — In ähnlicher Weise sucht Lienhards „Einführung in Goethes Faust", ohne das übliche philologische und historische Beiwerk, den „Faust" in seinem Gedankengang zu erläutern und als Kunstwerk und „Erlösungswerk" nahe zu bringen. Ho.

E. Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Hinweise
sende man bitte an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Allgemeines. Volkshochschule. Volkskunstpflege.

Diederichs, Eugen: Die geistigen Aufgaben der Zukunft. Leipzig, Eulenverlag, 1920. 16 S. 8°.

Fick, Richard: Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik. Neumünster, Dittmann, 1920. 52 S. 8°.

Popp, Walter: Bildungsnot und Bildungstiefe der niederen Volksschichten. (Manns pädagog. Magazin H. 793.) Langensalza, Beyer & Söhne, 1920. 87 S.

Rosenstock, Eugen: Das Dreigestirn der Bildung. Die Arbeitsgemeinschaft Jg. 2, H. 7/8.

Apel, Max: Der Lebenswert der Volkshochschule. Bekundungen der Hörer. Volkstüml.-wiss. Lehr- u. Lernbücher hrsg. v. M. Apel. H. 1. Charlottenburg, Volkshochschulverlag 1920. 16 S.

Die **Bücherei** der Volkshochschule. Eine Sammlung gemeinverst. Darstellungen aus allen Wissensgebieten hrsg. v. R. Jahnke. Bd. 1—6. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1920.

Erlaß des preuß. Ministers f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung über Volkshochschulstellen an den Universitäten v. 10. 12. 1920. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 2, H. 7/8.

Geige, Theodor: Rechts- u. Staatslehre an der Volkshochschule. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 2, H. 7/8.

Koch, Georg: Die dänische Volkshochschule als Jugendschule. Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 10/12.

Planck, Oskar: Volkshochschule und Volkserneuerung. Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 10/12.

Schumann, W.: Volkshochschulfragen. München, Georg Callwey. 184. Flugschrift f. Ausdruckskultur.

Seefeldt, Fritz: Gemeinschaft- und gemeindebildende Kraft der dänischen Volkshochschule. Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 10/12.

Stürmer, Paul: Die Pflege edlen Menschentums an der dänischen Volkshochschule. Volksbildungsarchiv, Bd. 7, H. 10/12.

Die **deutsche Volkshochschule.** Sammlung v. Beiträgen. Hrsg. v. W. Rein. H. 26—31. Manns pädagog. Magazin, H. 799 u. 805. Langensalza, H. Beyer u. Söhne, 1921.

Knudsen, Hans: Versuch einer kurzen Einführung in das Wesen des Expressionismus. Blätter f. Volksbibliotheken. N. F. 1, 12.

Volkskunst-Bücherei H. 8. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1920. 152 S. 8°.

2. u. 3. Bücherei und Bildungspflege. Einzelne Probleme der Bücherei.

Ratgeber, Literarischer, für die Katholiken Deutschlands. Jg. 18. 1920/21. Hrsg. v. Philipp Funk. Kempten, J. Kösel. IV, 97 S. m. 6 Taf. 8°.

Roderburg, Andreas: Erfahrungen mit einer Kinderlesehalle. Die Bücherwelt Jg. 18.

Bock, Hermann, u. Karl **Weitzel:** Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. (Lehrmeister-Bücherei Nr. 535—544.) Leipzig, Hachmeister & Thal (1920). 416 S. 8°.

Entwurf einer Liste plattdeutscher Bücher. Mitteilungen aus dem Quickborn. Jg. 14. H. 1.

Klatt, Ernst: Von Scott über Fontane zu Molo. Ein Beitrag zur Stil- u. Stoffgeschichte des deutschen Romans. Das literarische Echo. Jg. 23, H. 9.

Mielke-Homann: Der deutsche Roman des 19. u. 20. Jahrhunderts. 5. Aufl. Dresden, Reißner, 1920. 530 S. 8°.

Scheffauer: Hermann George. Amerikanische Literatur der Gegenwart. Deutsche Rundschau Jg. 47, H. 5.

4. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine und Weltanschauungsgemeinschaften.

Altona. Freies Bildungswesen der Stadt Altona. [Bisher u. d. Titel:] Mitteilungen aus dem Altonaer Museum. 1920.

Kleine Mitteilungen.

Am 4. Mai 1920 wurde in Neumünster neben der seit dem Jahre 1875 bestehenden Städtischen Bücherhalle eine Städtische Musikalienhalle eröffnet, die erste in unserer Provinz Schleswig-Holstein. Diese Neuschaffung war ursprünglich ein Privatunternehmen des Leiters der Bücherhalle, des Prof. Dr. Schnoor, der seit dem Herbst des Jahres 1914 an dem Auf- und Ausbau gearbeitet hat und durch hochherzige Spenden an Geld und Musikalien in erfreulicher Weise vorwärts gekommen ist. Am Eröffnungstage umfaßte die öffentliche Musikalienhalle 2113 Werke, u. zw. 1767 Musikalien und 346 musikwissenschaftliche Bücher. Inzwischen ist der Bestand auf 5289 Werke angewachsen, von denen den Entleihern jetzt 2485 zur Verfügung stehen, während 2804 wegen der unerschwinglichen Kosten für Einbände dem Verkehr leider noch entzogen sind.

---

25 Jahre Lesehalle und Volksbibliothek in Jena. In der Jahresversammlung des Lesehallevereins teilte der Vorsitzende, Geheimer Justizrat Professor Dr. Rosenthal, mit, daß der Verein, der mit Unterstützung von Professor Dr. Ernst Abbe ins Leben gerufen wurde, nunmehr 25 Jahre lang besteht. Die Lesehalle konnte allerdings erst am 1. November 1896 eröffnet werden. Unter Übernahme der Fabrikbibliothek der Firma Karl Zeiß wies damals die Bibliothek der Lesehalle 4000 Bände auf; mit Ablauf des letzten Geschäftsjahres ist der Bestand auf 38618 Bände gestiegen. Die materielle Unterstützung der Karl-Zeiß-Stiftung, die sich anfänglich auf etwa 10000 M. im Jahre beschränkte, beträgt nunmehr über 100000 M. jährlich. Die Stadtgemeinde Jena leistet einen jährlichen Zuschuß von 3000 M. In den Leseräumen liegen 112 Zeitungen und 300 Zeitschriften aller Richtungen unentgeltlich zur Benutzung auf. Auch die Benutzung der Bibliothek ist unentgeltlich.

Volksbücherei und Lesehalle der Stadt Reichenberg in Deutsch-Böhmen. Jahresbericht. Die Zahl der Entleihungen im abgelaufenen Jahr betrug 77709 Bände, die Zahl der Lesehallenbesucher 40648 Personen. Von diesen benutzten 7668 die Handbücherei. Die Zahl der eingetragenen Bände beträgt 15948, die der ausgeschiedenen 1632, mithin verbleibt ein tatsächlicher Bücherstand von 14316 Bänden. An Spenden gingen 120 Bücher ein. Die Abteilung heimischer Schriftsteller und Dichter erfuhr einen Zuwachs von [illegible] Bänden und zählt deren gegenwärtig insgesamt 279. Die Bücherei war an 293 Tagen geöffnet. Wegen Kohlenmangels mußte sie rund 2 Wochen gesperrt bleiben.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 4

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Die nächsten Hefte werden u. a. folgende Beiträge enthalten:

Plage: Zur Beförderung des Schullichtspiels.
Strenge: Das Volksbüchereiwesen in Mecklenburg-Schwerin.
Brockhaus: Probleme und Aufgaben volkstümlicher Kunstpflege.
Ackerknecht: Autorensammelbesprechung: Hermann Hesse.

D.

Die Anzeigenverwaltung ist dem Einkaufshaus für Volksbüchereien, Berlin NW 7, übertragen worden; es behält sich die Ablehnung von Anzeigen und Beilagen vor. Dieser Nummer liegt ein Fragebogen bei, um dessen umgehende Beantwortung und Einsendung das Arbeitsamt für Volksbüchereien, Berlin NW 7, bittet.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 4

Schleswig-Holsteinische Heimatliteratur.

Von K. Jungclaus-Kiel.

(Schluß.)

Hat Schleswig-Holstein zusammen mit den andern niederdeutschen Stämmen in der plattdeutschen Schriftsprache einen Vorzug vor den oberdeutschen Gebieten, so hat es für die Heimatliteratur noch einen besonderen Vorteil vor manchen Landschaften: es besitzt in den Schöpfungen der dichtenden Volksseele Bücher von scharf geprägter Eigenart, um die es von manchen beneidet wird. Ich meine die Sagen der Dithmarscher, die Sagen der Friesen und Müllenhoffs Sammlung. Dazu kommen in neuerer Zeit die Sammlungen ostholsteinischer Märchen von Wisser und G. F. Meyer. Sagen und Märchen bauen vor uns auf die Kulturwelt vergangener Jahrhunderte. Ihre Schöpfer waren rechte Dichter, darum wird uns manch trockene Wahrheit der Kultur g e s ch i ch t e hier durch ein poetisches Bild illustriert und erläutert. Doch an sich, als dichterische Schöpfung sind Sagen und Märchen von Wert, der voll erkannt ist. Das zeigt die große Verbreitung der Sammlungen.

Alberta von Puttkamer hat einmal warnend ihre Stimme erhoben gegen die Betonung der Heimatkunst. Sie berge die Gefahr in sich, daß das Kleinzügige gegenüber dem Großzügigen zu sehr hervortrete. Sie habe auch Auswüchse und Übertreibungen gebracht; auch könne die Heimatkunst für das Wesen der Kunst weder fördernd noch mehrend sein. Es ist gewiß zuzugeben, daß das Genie nicht an eine bestimmte Landschaft, an einen besonderen Volkscharakter gebunden ist, sondern sich weit über Land und Volk erhebt, neue Ausblicke allen Menschen gewährt, allgemeine Menschheitsgedanken und -ideale fördert und für lange Epochen richtunggebend auftritt. Wie viele solche Genies kennt die Geschichte der Menschheit? Sie lassen sich an den Fingern zählen. Zuzugeben ist ferner, daß manche Auchdichter den Gedanken von der Heimatkunst begierig aufgegriffen und für sich ausgebeutet haben. Ich erinnere an die große Zahl der plattdeutschen Schriftsteller, die da glaubten, daß ein gewisses Maß formalen Könnens ausreiche, der niederdeutschen Mitwelt Gewinn und Genuß zu verschaffen. Die große Zahl dieser Dichterlinge hat den Glanz der Großtaten Groths und Reuters verdunkelt und erschwert den echten Dichtern in plattdeutschen Landen ihre Wirkungsfähigkeit. Sie hat das Ansehen der plattdeutschen Sprache so empfindsam geschädigt, daß der Schaden niemals wieder gut gemacht werden kann. Auch hochdeutsche Machwerke sind offenbar in der Erwägung zu „Dichtungen“ geboren, daß es doch nicht schwer sein könne, die eigene Umgebung,

die Heimat und ihre Menschen im Wort erstehen zu lassen, daß man doch leicht verständlich, volkstümlich also, erzählen könne. Von diesen Autoren wurden dann ganz bewußt die komischen Seiten des Volkslebens bevorzugt, weil damit auf größere Wirkung gehofft werden durfte. Ihnen fehlte jene gottgeborene Gabe, die wir schon eingangs als unerläßlich für die rechte Heimatliteratur reklamierten. Ihre Werke kommen für unsere Betrachtungen gar nicht in Frage.

Wir Schleswig-Holsteiner können uns eine recht scharfe Kritik erlauben, wenn wir die Allgemein-Werte unserer Dichter messen. Alle Formen der Dichtung finden bei uns ihre Prägung, und groß ist die Zahl unserer Heimatdichter, die im ganzen deutschen Volke wirksam sind. Wenn ich nun nach den mehr allgemein gehaltenen Ausführungen noch in aphoristischer Kürze die einzelnen Dichter streife, so tue ich es mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß meine Ausführungen in diesem Punkte auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Am wenigsten ist das Drama bei uns vertreten. Seit den Tagen Hebbels besitzen wir in Stavenhagen den ersten ernst zu nehmenden Dramatiker. Ihm folgten Boßdorf, Gorch Fock, Wriede. J. Meyers dramatische Versuche können als Volksstücke insofern gelten, als sie imstande sind, einen Vereinsabend gut auszugestalten, würdig sogar, wenn man die mancherlei platten und öden Unterhaltungsstoffe vieler Vereine ihnen entgegen hält. Für die ernste literarische Kritik kommen sie nicht in Betracht, und wir kämen gleich auf die schiefe Ebene, wollten wir sie als Heimatliteratur vollbürtig anerkennen. So verhält es sich auch mit andern dramatischen Versuchen, die mir entgegengetreten sind.

Größer schon ist die Ausbeute auf dem Gebiet der Lyrik und der Ballade. Voran schreiten auch hier unsere großen Toten: Hebbel, Storm und Groth, Jensen, Liliencron und Falke. Für kleine Büchereien ist es nicht zu empfehlen, sämtliche Gedichte der zuletzt genannten Lyriker einzustellen. Liliencron, dessen Impressionismus der lyrischen Kunst eigene Wege wies, war seinen Schöpfungen gegenüber von naiver Kritiklosigkeit. Er hätte seine Sammlungen, namentlich den letzten Band „Bunte Beute" besser sichten müssen: neben wunderbar voll abgerundeten Kunstwerken stehen wenig sagende Reimspielereien, neben groß und erhaben geschauten Bildern öde und banale Zeichnungen, neben kindlich stillen und kindlich tiefen Gedanken bizarre Träume. Eine größere Auswahl aus seinen Gedichten, umfangreicher als die für die Jugend besorgte, würde dem großen Neutöner unter den deutschen Lyrikern gerecht werden können. — Gustav Falke, der als geborener Lübecker geographisch nicht in unsern Kreis gehört, ist auch in seinen Dichtungen nicht immer Heimatpoet. Die Landschaft, die er zeichnet, hat nichts fest Umrissenes. Sie erinnert nicht an bekannte, charakteristische Gegenden unserer Heimat; man wird sie in dieser Gestalt auch wo anders finden können. Dr. Spanier hat seine vielen Gedichtbände in einer guten Auswahl unter dem Titel „Gustav Falke als Lyriker" herausgegeben, und eine Auswahl Falkescher Gedichte ist auch

in der Hamburger Hausbibliothek erschienen. — Im Stil zeigt der Kieler Wilhelm Lobsien mit Falke sehr viel Verwandtschaft. Lobsien ist aber in höherem Maße ein Heimatdichter: in seinen beiden Versbüchern („Ich liebe dich“ und „Dünung“) steckt eine Fülle echter Heimatpoesie. Er kennt namentlich die Nordsee in ihrer wilden Schönheit, das nebelumbraute Watt in seiner trägen Ruhe, die Halligleute mit ihrem einfachen, starken Gefühlsleben. Unter den lebenden schleswig-holsteinischen Poeten kenne ich keinen, der mit gleicher Kraft und Innigkeit dieses Stück Heimat verkörperte. — Hin und wieder rufen auch Bartels, Carolath und Helene Voigt-Diederichs mit zwingender Gewalt Vorstellungen in uns wach, die uns ein Bild aus der Heimat rekonstruieren lassen, ein Bild, das uns bekannt und lieb vertraut ist. In höherm Maße gelingt dies Fehrs in seinem Gedichtbande „Zwischen Hecken und Halmen“. Er beherrscht das Plattdeutsch mit souveräner, edler Meisterschaft in der Lyrik so gut als in der Epik. Seine plattdeutschen Gedichte stehen für mich höher als die hochdeutschen; in ihnen tritt die Verwandtschaft mit der großen westfälischen Heimatdichterin Annette von Droste zutage. Wie großzügig und doch bis ins einzelne deutlich ist z. B. die Heidelandschaft verkörpert in „De Heiloh“. Wie packt uns bange Winterahnung in dem kleinen Bild „Harvst“: „De Vageln flegt na't Süden, de Blomen slapt all in. Wat schall denn dat bedüden? De Vageln fleegt na't Süden — Lütt Swolk, wo wullt du hin? An'n Maelndiek nült in Regen slaprig de Wichelnbom; kahl is't nu allerwegen. — De Wichel nült in Regen und hett en swaren Drom.“ — Heimatbilder von so greifbarer Deutlichkeit hat außer Klaus Groth keiner von unsern plattdeutschen Dichtern gemalt, auch Johann Meyer nicht. Unter dessen vielen Gedichten sind einige herzerfrischende Kunstwerke von dauerndem Wert. Das jüngst erschienene Bändchen „Frühlicht“, das Erstlingswerk des jungen Kieler Dichters Hans Ehrke verrät im plattdeutschen wie im hochdeutschen Teil ein feines Talent von poetischer Kraft und heimischer Eigenart.

Weitaus am größten ist die Zahl der Erzähler unter den schleswig-holsteinischen Dichtern. Auch dafür läßt sich vielleicht der Grund in der Eigenart des Stammes finden. Trotz der Wortkargheit, die man bei den Norddeutschen feststellt, gibt es unter ihnen tüchtige Erzähler. „Die langen, nebeldunklen Herbst- und Winterabende, die weiten, ebenen Felder, über die der Wind, der hier nie schlummert, hinüberläuft, die See, die ihre Märchen an die Ufer rauscht, der Hang der Bewohner zum Grübeln, ihre Freude an der stolzen Geschichte ihrer Heimat, mag es sich um den Kampf gegen die Nordsee „den blanken Hans“, oder gegen den alten Feind in Dänemark handeln, das alles mag mit dazu beitragen, das Erzähl-Talent zu wecken“. (Lobsien.) Der fruchtbarste der Schleswig-Holsteinischen Erzähler ist Wilhelm Jensen. Neben der Menge seiner erzählenden Kunst wird seine an sich auch umfangreiche Lyrik fast vergessen, und das ist schade. Es finden sich unter seinen Gedichten Verse von großer Schönheit, namentlich auch voll tiefen Heimatgefühls.

Es legt die Heimat sich mit goldnen Banden
Um unsre Wollensfreiheit ernst und weich;
Die Scholle, drauf das Kind zuerst gestanden,
Ist heil'ger Boden, dem kein andrer gleich.
Dort scheint die Sonne, dort nur sprießt am Raine
Der ersten Frühlingsblüten heller Kranz,
Dort taucht aus ahnungsvollem Dämmerscheine
Der Nachtgestirne traumesstiller Glanz.

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,
Die blaue See in Sonnenweite sehn;
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,
Noch einmal wachend möcht ich wiederhaben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Vielleicht war es dem Menschen Jensen nicht zum Vorteil, daß er sich losriß von der Heimat. Den Dichtungen gab die Sehnsucht nach den heimischen, himmelumblauten Hügeln eine eigene Note. Sie begleitete ihn bis ins Alter und wurde besonders stark, wenn Besuch aus dem Norden in sein stilles Heim am Fuß der bayrischen Berge kam.

Es ist schwer, die rechte Stellung zu Jensen zu gewinnen. Gern folge ich Wilhelm Raabe auf seine Seitenwege, die fernab vom eigentlichen Wanderziel liegen; denn stets zeigt er uns Schönheiten, läßt auf den langen Umwegen überall Blumen sprießen, aus buschumhegten Wiesen und versteckten Waldrevieren Vögel singen. Und währte die Wanderung noch solange, sie ermüdet nicht. Was Frenssen oft und reichlich an unnötigem Beiwerk auftischt, kann zwar den Hunger nicht stillen, ist aber angenehme Näscherei. Das ist bei Wilhelm Jensen anders. Seine Lust an mystisch-phantastischen Fabuleien ermüdet hier und da, seine Liebe zu Stimmungs- und Landschaftsmalereien führt zu Längen, und auch in der Charakterisierungskunst wird er zuweilen zu breit („Vor drei Menschenaltern"). Seine Romane „Aus meiner Vaterstadt", „Aus See und Land", der „Schleier der Maja" u. a., sowie die historischen Arbeiten „Aus den Tagen der Hansa" und „Karin von Schweden" sind rechte schleswig-holsteinische Heimatbücher. Zahlreiche Werke Jensens sind vergriffen. Das ist namentlich schade um die eigentlichen Heimatromane aus der Kieler und Flensburger Zeit des Dichters. Es wäre freudig zu begrüßen, wenn ein Herausgeber und ein Verleger sich um Jensens gesammelte Werke mühen würden. — Ein Erzähler von ähnlicher Fruchtbarkeit war H e r m a n n H e i b e r g. Als reifer Mann, im 41. Lebensjahre, trat er mit seinem Erstlingswerke „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" (jetzt „Aus den Papieren usw.) hervor. Was wunder, daß sich in diesen Novellen und Skizzen schon der ganze Heiberg offenbarte: ein flotter Stil, frischer Humor, gesunde Natürlichkeit, eine tüchtige

Kenntnis von Land und Leuten. In den zahlreichen größeren Werken „Apotheker Heinrich“, „Ein Weib“, „Eheleben“ usw. tritt dann Kompositionstalent und feine Charakterisierungskunst, seine Tüchtigkeit in der Seelenanalyse hervor. — Sicherlich ist der Fleiß eine Tugend, die jeden ziert, der sie hat. Für den Schriftsteller ist aber nicht immer die Zahl der Bände allein beweiskräftig für seinen Fleiß. Jedes tüchtige Werk erfordert viele Vorarbeiten und strenge Durchsicht nach der ersten Fertigstellung. Gar oft wird man an einem Schriftsteller, der jährlich mit einem Band oder gar mit zweien auf den Markt kommt, den nötigen Fleiß bei der Durcharbeitung des einzelnen Werkes vermissen. Das scheint mir bei Johannes Dose so zu sein. Seine letzten Romane verraten Nachlässigkeiten im Stil, und auch historische Unrichtigkeiten wirft man ihm vor. Doses Tüchtigkeit liegt auf dem Gebiet des historischen Romans: Aus fast allen bedeutenden Epochen der Heimatgeschichte hat er Stoffe verdichtet: „Des Kreuzes Kampf ums Danewirke“, „Vor der Sintflut“, „Ein Stephanus in deutschen Landen“, „Magister Vogelius“. Auch historische Stoffe von mehr lokalem Charakter sind ihm gelungen: „Frau Treue“ und „Edelinde“. Dose mag im einzelnen Verstöße gegen die geschichtliche Treue gemacht haben — und es läßt sich gewiß darüber streiten ob und wie weit der Romanschriftsteller dazu berechtigt ist — so viel geht aus seinen Werken hervor: er ist ein Kenner der Heimatgeschichte und versteht es, sich in die Vergangenheit zu versenken und ihre Gestalten uns modernen Menschen nahe zu bringen. Seine modernen Romane halte ich für durchaus mißlungen.

Auf dem Gebiet des historischen Romans hat Adolf Bartels Hervorragendes geleistet, in seinen Büchern „Die Dithmarscher“ und „Dietrich Seebrandt“. Er ist eine ganz andere Natur als der vorhin genannte Dose; seine Werke sind von größerer geistiger Tiefe. Doch offenbart sich in ihnen zuweilen mehr der Historiker als der Künstler. Wer kennte wohl die Geschichte seiner Heimatlandschaft besser als Bartels! Diese Kenntnis verleitet ihn hin und wieder zur Darstellung allzu vieler Kleinigkeiten.

Bartels ist als Dichter nicht so bekannt wie sein engerer Landsmann Gustav Frenssen. Jener hat wiederholt scharfe Worte der Abweisung gegen den schleswig-holsteinschen Erzähler gefunden, der vor Jahren in ganz Deutschland von allen Erzählern am meisten bekannt und genannt war. Die herbe Kritik, die im Kunstwart „Hilligenlei“ so ganz verdammte, habe ich Bartels wegen bedauert. Für mich ist Frenssen ein Künstler, der mit Ernst und Eifer ringt um den vollkommensten Ausdruck seiner eigen gearteten Persönlichkeit, einer Dichterpersönlichkeit. Sein kürzlich erschienenes aufrichtiges und kluges Bekenntnisbuch „Grübeleien“ zeigt uns den Menschen und Dichter von so reinem Willen und nimmermüdem Streben, daß manche Vorwürfe von früher, als leite ihn unlautere Berechnung bei der Darstellung erotischer Probleme, nun wohl verstummen müssen. Wenn Frenssen selbst der Überzeugung ist, daß er seiner Naturanlage nach garnicht zum Pastor getaugt habe, so ist er doch in vielen seiner Werke Seel-

sorger gewesen in dem Sinne, daß er in der Absicht, ethisch zu wirken, versuchte, schwierige Fragen auch dem einfachen Gemüt zu lösen („Hilligenlei", „Bismarck"). Dabei stand dann der Seelsorger dem Dichter im Wege.

Der in Altona geborene Erzähler Hans Friedrich Blunck, der herber, knapper und geschlossener ist als Frenssen, gehört mehr in den Hamburger Kreis, auf den ich des Raumes wegen so wenig eingehen kann als auf die Lübecker. Die Dichter der Hansastädte gestalten ein Volkstum schleswig-holsteinischer Prägung und wurzeln, wenn sie nicht großstädtische Verhältnisse zeichnen, in holsteinischer Landschaft.

Ein größerer Künstler als Frenssen ist Timm Kröger. Wie Heiberg war er ein reifer Mann, als sein Erstlingswerk, die Bilder und Geschichten aus Moor und Heide unter dem Titel „Eine stille Welt" erschien. Wenn sich unter den Goldkörnern echter Kunst auch noch Spreu befand, wenn Krögers Künstlerschaft bis zu seinen letzten Werken auch gewaltig gewachsen ist, finden wir doch schon in den ersten Erzählungen den ganzen Dichter. Es gibt kaum einen Gegenstand in der Natur, dem er nicht Leben einhauchen könnte. In der „vergessenen Melodie" beseelt er einen Dreschflegel und sein Geklapper: In dem Wirrwarr des klappernden Getöns drücken sich alle Empfindungen der einfachen aber tiefempfindenden Natur eines Bauernburschen aus: jubelnde, sieghafte Gewißheit der Liebe, zweifelnder, bohrender Schmerz der Eifersucht und verzweifelnde Dumpfheit der Untreue. In seinen andern Werken „Der Schulmeister von Handewitt", „Wohnungen des Glücks", „Hein Wieck und andere Geschichten", „Leute eigner Art", „Um den Wegzoll" und „Der Einzige und seine Liebe" zeigt Kröger sich — das meine ich mit Benzmann — nicht als Vertreter der banalen und tendenziösen Heimatkunst, aber als goldechter Heimatdichter, der das ganz und gar ländliche Milieu, die primitive Auffassung beibehält, hierdurch aber die Erzählung trotz des Realismus, oder eben deswegen ins Typische, ins Symbolische rückt. Der Kieler Herr Justizrat Kröger, der doch sicherlich genug äußere Veranlassung hatte, erzählt nirgends aus der modernen Gesellschaft; er hat ein so starkes Heimatgefühl, daß er immer wieder zu seinen Landleuten zurückkehrt und in der Einsamkeit seiner Heide die Wohnungen des Glücks sucht und findet, daß er „Waffelkuchen riecht, wenn man von Heimat spricht". Unter den Leuten eigner Art liebt er besonders die, die Geschichten erzählen. Bei seinem Schneider-Ohm stellen sie sich oft ein und sagen „lat mi rut", und dann kommen sie, und in der Geschichte steckt dann wohl eine andere und darin zuweilen noch eine. Hans-Ohm erzählte plattdeutsch, sagt der Dichter, aber ich will es wortgetreu übertragen. Das bedaure ich, da Kröger, wie gesagt, beweist, daß er plattdeutsch kann. Und nicht dadurch, daß Menschen, die im Leben nur plattdeutsch reden, nun in der Erzählung sich des Hochdeutschen bedienen, wird die Verallgemeinerung des Dargestellten erzielt, wird eine Heimatkunst zur Höhenkunst erhoben. Das muß der Dichter erreichen durch Heraushebung der Charaktere aus dem Einzelleben in die Gültigkeit des allgemein Menschlichen.

Das ist bei Kröger geschehen; das würde auch dann so sein, wenn die niederdeutsch empfundenen Erzählungen plattdeutsch wiedergegeben wären. Ein Charakteristikum Krögerscher Kunst darf nicht vergessen werden, das ist der rechte sonnige Humor, der an Raabe erinnert. Mit dem Humor, sagt der Dichter, ist es wie mit der Telegraphie ohne Draht. An allen Gegenständen geht sie spurlos vorüber, nur nicht an dem Apparat, der auf die Feinheit ihrer Schwingungen eingerichtet ist. Welch köstlicher Humor in dieser Parallele selbst! Freilich Kröger ist auch kurz und knapp und verlangt von seinem Leser inniges Sich-versenken; er ist intim, wie man zu sagen pflegt und hat darum vielleicht noch nicht eine sehr große Gemeinde; die wird aber wachsen. Des bin ich gewiß!

Wie Kröger kehrt auch Helene Voigt-Diederichs in allen ihren Arbeiten immer zurück in die Welt ihrer „Schleswig-Holsteinischen Landleute"; genauer gesagt: sie hat ihre Heimat überhaupt nicht verlassen, ob sie jahrelang in der Ferne wohnt. Jedes Werk zeigt auch die Bodenständigkeit ihrer Kunst. Gesunde Menschen, mit ihren Fehlern und Tüchtigkeiten stehen überall in treu geschauter Landschaft.

Verwandte Züge mit Helene Voigt-Diederichs zeigt Iven Kruse, der namentlich auch die plattdeutsche Ballade belebt hat. Sein erstes Werk, „Schwarzbrotesser" ist bislang leider sein einziges geblieben, wenn Kruses Name uns auch hier und da in Zeitschriften begegnet. Hoffentlich erfährt das längst vergriffene, ganz gesunde Werk bald eine neue Auflage.

Wie Helene Voigt ist der Angeliter Georg Asmussen an der Ostküste heimisch. Er ist bekannt als warmer Volksfreund, der namentlich seine warnende Stimme erhebt gegen den Alkoholgenuß. Auch in seiner dichterischen Wirksamkeit ist das zu spüren. Doch hat er Gestaltungskraft genug, vorlaute Absichten zurückzudrängen und seine Menschen in die Welt echten Erlebens zu stellen.

Als Erzähler hat der Kieler Wilhelm Lobsien sich den Namen des Halligdichters durch seine zahlreichen Novellen und auch durch den Roman „Der Halligpastor" erworben. Den Ehrennamen verdient er in der Tat. Er liebt die Westküste, die Marsch, das Watt, das Meer und die wortkargen, wetterharten und trotzigen Menschen und kann wie kein anderer dies Stück Heimatwelt darstellen. Sein jüngstes Werk „Land unter" zeigt die Halligleute wieder im Kampfe gegen den blanken Hans und gegen die ihre Eigenart bedrohende Festlandskultur. Lobsien hat auch mehrere historische Stoffe der Heimat kraftvoll gestaltet.

Neben ihm sei Kurt Küchler genannt. Sein neuestes Erzählbuch „Von Hafenschenken und Jungfernstuben" zeigt tiefe Kenntnis der Westküste mit ihren Menschen und starke, durchaus eigene Gestaltungskraft.

Echtes Friesentum zeigt auch das künstlerisch freilich nicht ausgereifte Erstlingswerk F. Zachies „Freerck Frandsens Blut."

Es ist schade, daß das Schaffen Ederts mit dem aus der Zeit der Zünfte stammenden Kleinstadtgemälde „Der Schuster von Tondern" seinen Abschluß gefunden zu haben scheint.

Waldemar Bonsels gehört seinem Geburtsorte nach in unser Gebiet. Er sucht aber „Menschenwege“ außerhalb des schlichten Schleswig-Holsteinertums. Die „Indienfahrt“ hat seinen Namen berühmt gemacht, und „Die Biene Maja“ eroberte ihm auch die Herzen der Jugend. Besonderes Lob verdienen seine Naturbeseelungen („Anjekind“, „Himmelsvolk“).

In die Weite führt gleichfalls Traugott Tamm, wenn auch seine Romane („Im Lande der Jugend“ und „Im Lande der Leidenschaft“) heimische Züge haben.

Zu unsern tüchtigen Heimaterzählerinnen gehören neben Charlotte Niese und Thusnelda Kühl-Petersen Ingeborg Andresen, Charitas Bischof, Burmester, Emma Müllenhoff. Charlotte Niese führt in manchen Arbeiten in die Großstadt und zeigt, daß sie auch hier ebenso scharf beobachtet hat, wie im Kleinstadtleben. Ihre Vorliebe für die Vergangenheit gibt uns manchen kulturhistorisch wertvollen Beitrag. Thusnelda Kühls Menschen entstammen der Westküste unserer Heimat, ihre Helden sind aber über die Heimat hinausgewachsen, selbst wenn sie, wie der Lehnsmann von Brösum bewußt heimische Sitte pflegen.

In die Verhältnisse der Kleinstadt führt uns Ottomar Enking mit seinen „Leuten von Koggenstedt“. („Familie P. C. Behm“ und „Patriarch Mahnke“). Das lähmende Einerlei im abwechslungslosen Leben des Kleinbürgers führt in beiden Romanen starke Naturen, die sich dem Zwang der Gewohnheit nicht fügen können, zu tragischen Konflikten. Enking hat sich erst durch diese letzten Werke einen geachteten Namen erworben und durch nachfolgende Romane gefestigt.

Unter den plattdeutschen Erzählern verkörpert Johann Hinrichs Fehrs am besten die „Holstenart“. Er war in seinen letzten Lebensjahren eng befreundet mit Timm Kröger. Innerste Wesensverwandtschaft hatte beide Männer zusammengeführt. Sie waren nicht nur die Darsteller desselben eng umzirkten Gebiets Mittelholsteins; sie sahen Welt und Menschen mit ähnlichen Augen und verwandten Seelen. Als wir auf dem Wege zum Kirchhof hinter Klaus Groths Sarg schritten, hörte ich Timm Kröger zu Fehrs sagen: „Jetzt sind Sie unser Groth“. Das war kein leeres Kompliment, sondern die rechte und sachkundige Einschätzung unsers Fehrs. Wie Timm Kröger liebt er unter den Bauern die Leute eigner Art; doch sind sie Wirklichkeitsmenschen unserer niederdeutschen Erde, und fast alle Typen der Landbevölkerung treten vor unser Auge. In seinem Wirklichkeitsbilde fehlen die Dutzendmenschen nicht; doch hat er die nicht gern, „von de man ümmer en oder en paar oewer 12 togeben mutt, üm en Dutz vull to maken. De ole Stubben, kraepelig, krumm un knasterig is mi, wenn he man sund un lebennig an de Wuttel is, ümmer heel willkamen.“ Seine hochdeutschen epischen Dichtungen sollen nicht vergessen werden, doch stehen die plattdeutschen: „Lütj Hinnerk“, „Allerhand Slag Lüd“, „Ettgrön“ und vor allem „Maren“ höher als jene. Auf die Frage was müssen wir von Fehrs lesen, heißt die Antwort wie

bei Kröger: alles! Trotz seiner durchaus humorigen Art wird er nie platt und gewöhnlich. Er hat eben den feinen Humor, den Kröger in dem angeführten Worte so treffend zeichnet, den Humor, der leise um die Mundwinkel spielt und nicht dröhnend den Oberschenkel schlägt. Darum wirkt er auch nicht zwerchfellerschütternd, aber tief und nachhaltig erfrischend. — Nach Fehrs dürfen Mähl und Trehde nicht vergessen werden.

Unter den lebenden plattdeutschen Erzählern regt sich neues, gesundes Leben. Der leider zu früh verstorbene Gorch Fock hat in seinem Bruder Rudolf Kinau einen Nachfolger gefunden, der mit jedem neu erscheinenden Buche einen Schritt vorwärts tut. Wriede wurzelt wie die „Kinaujungs" in der Fischerwelt Finkenwerders, wenn sein „Mann im Sturm" auch hochdeutsch geschrieben ist. Auch Poeck sucht an und auf der Elbe seine Motive. Gemütswarm und schlicht verstehen Fritz Lau, O. Garber, J. Brüdt, Anna Schütze und G. F. Meyer zu gestalten. Die „Quickborn-Bücher" stellen sich wie die „Plattdütschen Volksböker" bewußt in den Dienst der Pflege plattdeutscher Art.

Meine Wanderung durch den schleswig-holsteinschen Dichterwald ist beendet. Auch ein Marsch durch schattigen duftenden Wald kann ermüden. Wenn nicht jede Blume am Wege beachtet ist, so liegt es daran, daß ich auf engem Raum Vollständigkeit nicht erzielen konnte.

Einer so glänzenden Dichterreihe dürfen wir Schleswig-Holsteiner uns rühmen. Daß ihr Einfluß über die Grenzen unserer Heimat hinaus zu spüren ist, ist zweifellos. Ob sie auch die Dichtung im deutschen Vaterlande zu beeinflussen vermag, wer wollte das heute schon entscheiden? Ansätze dafür sind sicherlich zu erkennen. Der Heimatdichter in unserm Sinn wird sich zunächst an seinen Stamm wenden und hier Aufnahme und Verständnis finden; er wird seine Wirksamkeit aber nicht beschränkt sehen auf das enge Gebiet, sondern wird hineinwachsen in die Seele eines Volksganzen. Umgekehrt aber wird er wie einst Antäus von der Heimaterde immer wieder neue Schöpfer-Gestaltungskraft holen. Als Storm in der Zeit dänischer Bedrängnis die Heimat verließ, prägte er ein Wort, dessen Wahrheit in Sonderheit für den Dichter gilt:

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge! —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Nietzsches Werke, Nietzsche-Literatur.

Von Dr. Richard Oehler.

Vor einiger Zeit veröffentlichte Frau Förster-Nietzsche in der „Vossischen Zeitung“ einen Aufsatz über die verschiedenen Ausgaben von Nietzsches Werken, der in dankenswerter Weise Aufklärung gibt. Man hörte so oft Klagen darüber, daß man sich in den verschiedenen Ausgaben nicht mehr zurecht finden kann; es sei so schwer, sich zu entscheiden, welche man anschaffen solle. Die Entscheidung hängt allerdings davon ab, welchen Zweck man bei der Anschaffung in den Vordergrund stellt. Deshalb werden sich auch Büchereien, je nach ihrer Art, ganz verschieden entschließen.

Zunächst haben wir zwei annähernd vollständige Gesamtausgaben, die Groß-Oktav-Ausgabe[1]) in Antiqua und die Klein-Oktav-Ausgabe[2]) in Fraktur; sie stimmen im Text genau überein, umfassen in acht Bänden die von Nietzsche selbst veröffentlichten Schriften, und in acht weiteren Bänden seinen Nachlaß; die Groß-Oktav-Ausgabe allein enthält ferner noch eine dritte Abteilung, Nietzsches Philologika, in Band 17—19.

Sodann wurde eine Ausgabe veranstaltet, die in elf Bänden in chronologischer Anordnung neben den vollendeten Schriften Nietzsches zugleich alles Wichtige aus seinem Nachlaß bringt und mit Hilfe von biographisch gehaltenen Einleitungen mit jedem Band über die betreffenden Hauptwerke und das, was im Zusammenhang damit entstanden ist, Aufschluß gibt. Diese Ausgabe, die sog. „Taschenausgabe“[3]), ist ihrer praktischen Anordnung wegen kleinen Büchereien vielleicht an erster Stelle zur Anschaffung zu empfehlen.

Nun entschloß man sich ferner vor einigen Jahren, noch eine Ausgabe zu veranstalten, die in chronologischer Anordnung die von Nietzsche selbst herausgegebenen und die als vollendet hinterlassenen Schriften enthält. Sie ist in acht Bänden erschienen. Hier sollte der Denker nur in seiner schriftstellerischen Vollendung gehört werden. Daher trägt diese Ausgabe die Bezeichnung „Klassiker-Ausgabe“[4]). Als Ergänzung hat Dr. Max Brahn in einem neunten Band eine Zusammenstellung der wesentlichsten Stücke aus dem Material zu Nietzsches geplantem Hauptwerk „Der Wille zur Macht“ gegeben. Mit Recht sagte man sich, daß etwas Wesentliches zum Verständnis Nietzsches fehlen würde, wenn man aus dem „Willen zur Macht“ in dieser Ausgabe gar nichts brächte.

Diese vier Ausgaben sind im Verlag Alfred Kröner, Leipzig, erschienen.

In Vorbereitung befindet sich endlich die sog. Musarion-

---

[1]) Nur noch Einzelbände zu haben; Preis 36 M. der Band.
[2]) Nur noch Einzelbände zu haben; Preis 24 M. der Band.
[3]) Nur noch Einzelbände zu haben; Preis in Pappband je 20 M.
} Dazu Sortimenterzuschlag.

[4]) Preis für 9 Bände 135 M.

Ausgabe[1]), d. h. eine besonders kostbar ausgestattete und in beschränkter Anzahl gedruckte Gesamtausgabe, die im Musarion-Verlag in München erscheint und im Auftrag des Nietzsche-Archivs von Dr. Würzbach, Max Oehler und mir besorgt wird. Inhaltlich umfaßt sie in voraussichtlich zwanzig Bänden dasselbe, was die Groß-Oktav-Ausgabe enthält; nur kommen als erster Band noch die bisher nicht veröffentlichten Jünglingsschriften Nietzsches hinzu: interessant erscheinende Aufsätze, Entwürfe, Skizzen, Schriften des Schülers und Studenten. Der Hauptnachdruck bei dieser Ausgabe ist auf die chronologische Anordnung gelegt. Hier wird einmal alles, philosophischer Nachlaß sowohl wie Philologika, möglichst genau da zwischen den Werken eingeordnet, wohin es der Zeit nach gehört. Kleine Verschiebungen sind dabei natürlich nicht zu vermeiden.; denn die Bände müssen innerlich und äußerlich eine gewisse Einheit bilden; man kann nicht aus pedantischen Rücksichten mit den Bänden wahre Monstra an Inhalt oder Umfang zurechtmachen. Aber im ganzen wird es an der Hand dieser Ausgabe möglich sein, Band für Band den interessanten Entwicklungsgang Nietzsches aus der Philologie heraus zur Philosophie und in ihr wieder aus dem einen Stadium ins andere genau zu verfolgen; zugleich wird man das Ineinandergreifen von philologischer Wissenschaft und Philosophie, das nie ganz aufgehört hat, beobachten können.

Mehr als bei irgend einem Denker gehören bei Nietzsche seine Briefe zu seinen Werken. Mitunter schrieb er auf Postkarten sogar wichtigste philosophische Gedanken. Und wenn wiederum sein Werk nur durch die Kenntnis seiner Persönlichkeit rein genug und in vollem Umfang erfaßt werden kann, so sind die Briefe das entscheidende Dokumentenmaterial für das Verständnis der Persönlichkeit. Nietzsche war ein Schaffender, in dem die Sehnsucht nach Freunden und Mitschaffenden lebenslänglich brannte, meist unerfüllt. Seine Werke sind überall davon durchsetzt. Und so ist es auch Nietzsche gewesen, der uns das schönste Lied der Freundessehnsucht im „Nachgesang aus hohen Bergen" geschenkt hat. Die Briefe spiegeln diese Erscheinung voll wieder. Die ganze Blütenfülle seines Geistes und Herzens im Werben um Gleichklang, im Festhalten des errungenen Besitzes, im Schmerz um den Verlust, schüttet er darin aus. Einstweilen sind diese Briefe viel zu wenig bekannt und ausgenutzt zum Studium der Gedankenwelt Nietzsches. Bisher sind von den „Gesammelten Briefen" im Inselverlag in Leipzig erschienen: Band I und III Briefe an Freunde und Bekannte[2]), II Briefwechsel mit Erwin Rhode[3]), IV Briefe an Peter Gast[4]), V Briefe an Mutter und Schwester[5]). Ferner: Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck[6]), Leipzig, Insel-Verlag. Außerdem ist im

[1]) Preis für jeden Halbfranzband 250 M.
[2]) Vergriffen.
[3]) Preis gebunden 22 M.
[4]) Vergriffen.
[5]) 2 Bände in Halbleinen 38 M.
(Footnotes 2–5: Dazu Sortimenterzuschlag.)
[6]) Preis 20 M.

gleichen Verlag ein von mir herausgegebener Auswahlband der Briefe Nietzsches [1]) erschienen. Dieser allerdings ist viel gekauft worden. Ich muß indessen einmal gegen mich selbst Partei ergreifen. Gewiß sollte der Band in keiner auch der kleineren Büchereien fehlen. Aber er dürfte nicht in dem Sinne angeschafft werden, daß man damit nun d i e Briefe Nietzsches habe. Vielmehr sollte z. B. überall wenigstens auch noch der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Erwin Rhode vorhanden sein, so gut wie z. B. der zwischen Schiller und Goethe.

Seitdem ich als Mitarbeiter am Nietzsche-Archiv tätig gewesen bin, d. h. seit 1903, wurde ich nicht minder häufig als nach der „besten" Ausgabe nach folgendem gefragt: „was soll ich einmal von Nietzsche lesen?" Oder: „was würden Sie mir z u e r st von Nietzsche zum Lesen empfehlen?" — Die Antwort mußte ebenso wie bei Fragen nach den Ausgaben je nach der Art des Fragestellers oder — der Fragestellerin ganz verschieden ausfallen. Ich habe das eine Mal — um sogleich die äußersten Gegensätze zu nennen — mit ebenso gutem Gewissen den „Antichrist" als Erstes empfohlen wie in anderen Fällen z. B. die Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten". Handelt es sich um einen reifen Mann, der nahezu den ganzen Umkreis unsrer modernen geistigen Kulturelemente durchlaufen hat, der die seelischen Voraussetzungen für die religiösen und moralischen Probleme unserer Zeit, durch die Tiefe seiner Erlebnisse, seines Ringens mit ihnen beweist, so werden ihn die grundsätzlichen Entscheidungen, wie sie Nietzsches späteste Schriften mit Unbedingtheit fordern, zweifellos am schnellsten vorwärtsbringen; in diesem Falle besteht gewiß keine Gefahr mehr, daß aus Mißverständnis und unsinnigen Folgerungen Unheil erwächst. — Hat man es mit einem harten Kopf zu tun, den die einfache Lust am Feststellen seelischer Tatsachen reizt, so empfehle man ihm getrost zunächst „Menschliches, Allzumenschliches"; man wird ihn von da aus leicht über die „Morgenröte" und „Fröhliche Wissenschaft" hinweg zu den erweiterten Gesichtswinkeln in „Jenseits von Gut und Böse", im „Willen zur Macht" usw., zu den Gesamtüberblicken über das Ganze geleiten können. — Den Philologen wird, soweit er überhaupt nicht lediglich in unterirdischer Maulwurfsarbeit stecken geblieben ist, die „Geburt der Tragödie" gewiß reizen, auch den Spuren des späteren Denkers Nietzsche nachzugehen. — Dem Musiker gebe man unbedenklich zunächst die Schriften über Wagner in die Hand; und zwar die Schriften gegen Wagner v o r denen für ihn; auch hier wird sich schnell die Entscheidung vollziehen: kann er Nietzsches Einwänden gegen Wagner nicht beipflichten, so wird er auch niemals zum Verständnis der Gedankenwelt Nietzsches überhaupt kommen; denn Nietzsches Gegensatz zu Wagner ist die notwendige Folge seiner allgemeinen Anschauungen. — Dem Künstler kann man ruhig raten, mit „Also sprach Zarathustra" zu beginnen; wird ihm vielfach auch das Verständnis für die einzelnen Gedanken zunächst fehlen, so wird die

[1]) Preis in Pappband 16 M.

gleiche Art sich doch schnell in das Wesentliche einfühlen, so wird sie mit der angeborenen Fähigkeit zum Aufschwung mit Leichtigkeit über viele Stufen hinweg in den Mittelpunkt hineinspringen, den der nichtkünstlerische Mensch nur allmählich erklettern kann usw. — Niemals also möchte ich ein allgemeines, normales Schema einer Reihenfolge, in der man Nietzsches Schriften lesen soll, vorschlagen.

Tritt man nun an die Frage heran, welche Nietzsche-Literatur soll man empfehlen, so könnte man zunächst unterscheiden zwischen authentischer und nichtauthentischer Nietzsche-Literatur. Unter ersterer verstehe ich die Mitteilungen, Schilderungen, Darstellungen derer, die ihn gekannt, mit ihm zusammen gelebt haben, also der Schwester, Freunde und Bekannten. Mit der letzteren meine ich die ganze Flut der Schriften über Nietzsche, die nachträglich über sein Leben und seine Philosophie unter Benutzung jener Quellen zusammengeschrieben sind. Wirklich wertvoll und belehrend ist im Grunde nur die authentische Nietzsche-Literatur. Der Rest ist eben nur „Literatur". Aber auch unter den Erinnerungen usw. der Mitlebenden ist ein großer Unterschied. Obenan im Werte stehen die Mitteilungen der Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. Sie hat folgende Hauptschriften über ihren Bruder veröffentlicht: Das Leben Friedrich Nietzsches, Leipzig, Alfred Kröner, 3 Bände[1]). Dies ist das biographische Quellenwerk über Nietzsche, mit einer Fülle von Dokumentenmaterial. Sodann: Der junge Nietzsche[2]) und Der einsame Nietzsche[3]), beide Leipzig, Alfred Kröner. Obwohl diese beiden letzteren Bücher eine Kürzung der sog. großen Biographie sein sollten und sind, in denen der größte Teil des Belegmaterials weggelassen ist, weil es inzwischen in den Briefausgaben, den Werken und sonst veröffentlicht war, enthalten sie anderseits doch auch wieder mehr Material als die dreibändige Biographie, insofern im Erzählungsstoff viel Einzelheiten hinzugekommen sind, die dort noch fehlen. Der junge und der einsame Nietzsche sollten in jeder Bücherei auch kleineren Umfangs vorhanden sein. Wie ich höre, ist Frau Förster-Nietzsche eben dabei, die beiden Werke umzuarbeiten, d. h. weniger allgemein Interessierendes aus der Kampfzeit des Archivs wegzulassen, und anderes biographisches Material, das in gelegentlichen Aufsätzen verstreut ist, dafür hinzuzufügen. Insgleichen sollte jede Bücherei das Werk von Frau Förster-Nietzsche haben: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft[4]), München, Georg Müller. Dies Buch ist eine ihrer bestgelungenen Sachen. — Diesen Quellenwerken über das Leben Nietzsches und die Entstehung seiner Werke gegenüber kommt die übrige authentische Nietzsche-Literatur an Wert überhaupt nicht in Betracht. Die Erinnerungen von Deussen sind kümmerlich, die von Overbeck sind das Erzeugnis eines mißglückten Menschen und verärgerten Gelehrten, der

[1]) Preis in Halbleder 90 M.
[2]) [3]) } Vergriffen.
[4]) Preis geb. 30 M.

alles hämisch aus der Froschperspektive betrachtet; das Buch von Frau Andreas-Salomé ist eine echt weibliche Fälschung. Diese letzteren Veröffentlichungen können nur dazu dienen, Nietzsche gründlich mißzuverstehen und mißzudeuten.

Wie Dr. Ackerknecht in seinem Aufsatz im Januarheft dieser Zeitschrift richtig sagt, ist es eigentlich am besten, von sonstiger Nietzsche-Literatur möglichst wenig zu lesen. Das Wertvollste sind noch wissenschaftliche Einzeluntersuchungen nach bestimmten Gesichtspunkten. Aber eine Gesamtdarstellung, die vollkommen befriedigt, oder gar mehrere gibt es einstweilen nicht. Und man kann sagen: wem die Werke und Briefe Nietzsches und die oben angeführte Quellenliteratur nicht genügenden Aufschluß geben, dem nützt ganz sicher sonstige Nietzsche-Literatur erst recht nichts. Aber zu ernstem Studium der Werke Nietzsches, seiner Briefe und seiner Biographie, namentlich des Buches „Der junge Nietzsche" kann man andrerseits immer nur wieder dringend raten. Vor allem in unsrer Zeit, und in erster Linie unsrer vielfach fessellos gewordenen Jugend. Denn es müßte dann das wieder häufig eintreten, was sich früher schon so oft vollzogen hat, daß die wertvollsten Elemente sich in sich selbst zur inneren Kraft sammeln, daß sie das Wort aus dem Zarathustra dauernd in edler Spannung erhält: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!" —

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Plattdeutsche Literatur

von Direktor Dr. Baetke (Bergen a. Rügen).

(Ausgearbeitet für die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern".)

Kinau, Rudolf: Blinkfüer. Hamburg, Quickborn-Verlag. 127 S. 12 M.

Siebzehn kleine Erzählungen, teils Bilder aus dem Leben der Nordseefischer, teils Geschichten aus dem Weltkrieg, darunter die klassische Skizze „Besorgen". Diesen Kriegsgeschichten, den traurigen wie den heiteren, kann die Zeit nichts anhaben, weil es wirkliche Kunstwerke sind, die uns lachen und weinen machen, ob Krieg ist oder Frieden. Dasselbe gilt auch von den anderen Erzählungen, unter denen die Schiffsjungengeschichten „Oosten Bries" und „Scheeben Wind" den Preis verdienen. Wer die letztere gut vorgelesen hört, muß Tränen lachen, trotzdem — oder gerade weil — der Humor ganz innerlich ist und sich garnicht aufdrängt.

Zierow, Wilhelm: Irdgeruch. Heimatbilder un lütt Geschichten ut Meckelborg. Parchim, H. Wehdemanns Buchhandlung. 154 S. Br. 3 M.

In besinnlicher und zu Herzen gehender Weise erzählt dieser Landsmann Fritz Reuters Geschichten aus dem heutigen und dem alten Mecklenburg. Seine Liebe gehört dem Landleben mit seinem Erdgeruch, den knorrigen mecklenburgi-

schen Bauerngestalten und den eigenwüchsigen Sonderlingen, die ihm in Stadt und Land begegnet sind, und er versteht es, diese Liebe auf den Leser zu übertragen. Eine urgesunde Lesekost, die besonders ländlichen Lesern sehr zusagen wird.

Zierow, Wilhelm: Minschen und Döß. Quickbornbücher Bd. 18 und 19. Hamburg, Quickborn-Verlag. 108 S. 7 M.

In diesem im Kriege herausgekommenen Bändchen hat die Quickborn-Vereinigung einige der besten Geschichten Zierows aus den Bänden „Irdgeruch" und „Plaugfohrn" zusammengestellt und durch einige Kriegsnovellen ergänzt, die von den ernsten und heitern Schicksalen mecklenburgischer Männer, Frauen und — Pferde im Weltkrieg erzählen und von warmer Liebe zu Mensch und Tier durchsonnt sind.

Beyer, Karl: Swinegelgeschichten. Schwerin i. M., Friedrich Bahn. 102 S. 1920. 1,80 M.

Die niederdeutsche Literatur, der wir ja auch den Reineke Fuchs verdanken, besitzt zwei klassische Tiergeschichten aus der Neuzeit: Wilhelm Schröders „Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen" (Hannover 1868, bei Schmorl und von Seefeld) und John Brinckmans „Dat Brüden geiht üm". Beyer hat sie beide in diese Sammlung von Swinegelgeschichten mit aufgenommen, und sie sind zweifellos das beste an ihr. Er selbst erzählt uns in vier weiteren Geschichten des Swinegels Lehr- und Wanderjahre, Hochzeit und Ehe, und wenn er auch die Meisterschaft seiner beiden Vorgänger nicht von ferne erreicht, so muß man ihm doch lassen, daß auch er das Tierleben gut beobachtet hat und sehr unterhaltsam und spaßig zu erzählen versteht. Im ganzen jedenfalls eins der erfreulichsten Tierbücher, die wir haben.

Brinckman, John: O Dannenbom, Kristdannenbom! — Brauder Bunzlauer un Konsorten. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung 1919 (Waterkant-Bücherei Band 2). 53 S. 1920. 1,80 M.

Von John Brinckman, dem niederdeutschen Klassiker, kennt die deutsche Lesewelt wenig mehr als sein Hauptwerk, den köstlichen „Kasper Ohm", seine übrigen Dichtungen sind fast verschollen. C. Beyer hat nun aus seinem schwer zugänglichen Buche „Uns' Herrgott up Reisen" zwei Geschichten herausgelöst und unter dem obigen Titel herausgegeben, und wir dürfen ihm für diese Gabe dankbar sein. Sie bestätigen aufs neue, daß Brinckman unter den plattdeutschen Schriftstellern der unübertroffene Meister volkstümlicher Erzählung und daß er ein wirklicher Dichter ist. Es sind zwei köstlich reife Früchte, diese beiden Herrgottsgeschichten: die eine eine Weihnachtsgeschichte voll Tiefe und Gemüt, die mit starker Gleichniskraft ans Herz greift, die andere eine lustige Schildbürgergeschichte aus der guten alten Zeit, die mit prächtigem Humor kleinstädtisches Treiben und insbesondere den jähen Sturz eines despotischen Stadtoberhauptes durch den Eulenspiegelstreich zweier Handwerksburschen knapp und wirksam vorführt.

— Höger up. Reklams Universalbibliothek Nr. 5685. 99 S. 1,50 M.

„Höger up" und „All wat nich is, is nich, man warden kann dat dorüm doch, an Kånen is gelegen", mit diesen Grundsätzen nimmt das Findelkind Achim „von Achterdentun" entschlossen den Kampf mit dem Leben auf und macht sein Glück, indem er — Dörchläuchten für sein Naturalienkabinett einen Fuchs und einen Hecht verehrt, die sich so fest ineinander verbissen haben, daß sie nicht wieder voneinander los können! Durch dieses wunderbare „Naturspiel" wird Dörchläuchten in den ersehnten „Schweiß" versetzt und macht seinen Wohltäter zum Junker von Voß und glücklichen Schwiegersohn des reichen Ratsherrn Klevenow. Das ganz in übermütige Märchenstimmung getauchte Läuschen er-

zählt der Dichter mit so barockem Humor und so hinreißender Kunst der Darstellung, daß ich wenige Erzählungen kenne, die eine so reine und frohe Heiterkeit auslösen wie diese. Allerdings muß man sie, wie alle Brinckmanschen Dichtungen, mit Muße lesen, um die Feinheiten seines Witzes und die kunstvolle Bildlichkeit der Sprache auf sich wirken lassen zu können.

Brinckman, John: De Generalreeder. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, 1918 (Waterkant-Bücherei, Band 1). 61 S. 1920. 1,80 M.

Die erste vollständige Ausgabe dieses nachgelassenen Werkes Brinckmans, das bisher fast unzugänglich war, ist eine literarische Tat, für die die plattdeutsche Lesewelt dem Herausgeber nicht dankbar genug sein kann. „De Generalreeder" ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk und hat Anspruch darauf, vom ganzen deutschen Volke gekannt zu werden. Es ist ein Lebensspiegel von seltener Tiefe und Klarheit, ein echt deutsches Werk voll männlichen Gottvertrauens und starken Lebensmutes, dabei straff komponiert und ungemein fesselnd geschrieben, neben der Märchennovelle „Höger up" entschieden Brinkmans reifste künstlerische Leistung. „De Generalreeder", auf den der alte prächtige Kapitän Heuer auf seiner Lebensfahrt sein Vertrauen gesetzt hat, das ist der, der „baben in de Mars von de Welt sitt und en widen Kikut hett." Solang wir unserm Volke so gesunde und kraftvolle geistige Kost vorsetzen können, wird es nicht verloren sein. Das Platt, in dem das Buch geschrieben ist, ist so echt und rein wie nur Brinckmansches Platt sein kann. Die Lektüre dieses Werkes ist zugleich eine Erbauung und ein künstlerischer Genuß von seltener Feinheit.

Fehrs, Hinrich: Lüttj Hinnerk. En plattdütsche Geschicht. Garding, Verlag Lühr & Dircks. 91 S. Früher 1,80 M.

Dies Erstlingswerk des großen plattdeutschen Erzählers hat zum Gegenstande das tragische Geschick eines körperlich zurückgebliebenen, aber geistig um so reiferen, tief veranlagten Dorfjungen. Inmitten einer liebevoll, doch scharf beobachteten und mit allen Mitteln realistischer Erzählungskunst dargestellten bäuerlichen Umwelt entfaltet sich vor dem Leser das Seelenleben des einsam aufwachsenden Knaben. Sein stiller Heldenkampf mit den Gewalten des Lebens, das ihn stiefmütterlich zurücksetzt, seine hoffnungslose und doch so heiße Sehnsucht nach Glück und Liebe, sein kurzer Triumph und sein jähes, bitteres Ende sind mit psychologischer Meisterschaft und packender Sprachgewalt geschildert. Die Erzählung, über der ein zarter Hauch der Wehmut ausgebreitet liegt, ist ein in sich abgeschlossenes kleines Kunstwerk, das zum Besten gehört, was die plattdeutsche Literatur hervorgebracht hat.

Maß, Konrad: Von de Waterkant. Geschichten ut Pommern. Stettin, Verlag von Leon Saunier. 85 S. Br. 1,10 M.

Gutgemeinte moralische Geschichten von schlechten und guten Menschen, die unkritische Leser nicht ohne Nutzen lesen werden und die man ihnen ohne Bedenken in die Hand geben kann. Künstlerischen Wert besitzen sie weder nach Form noch nach Inhalt, eine Gestalt wie der Schmied Lockwitz in „De Schuld" ist so unwahr wie möglich, auch die behandelten Probleme sind unerfreulich und ästhetisch unzulänglich, im ganzen kann man sagen: zwar kein Schund, aber Kitsch, doch nicht ganz ohne volkserzieherischen Wert.

Bandlow, Heinrich: De Ulenkraug. Hamborg, Richard Hermes Verlag. 209 S. Früher 5,50 M. geb.

Unter allen — ostelbischen — Nachfolgern Reuters, die sich im plattdeutschen Roman versucht haben, ist Bandlow der erfolgreichste und volkstümlichste. Wir Pommern dürfen uns der köstlichen Gaben dieses Landsmanns besonders freuen. De Ulenkraug gibt ein lebendiges wirklichkeitstreues Bild aus dem Leben eines pommerschen Dorfes der Gegenwart, frisch und humorvoll, ohne alle Schablone

und literarische Anleihe, mit einer erstaunlichen Fülle gut beobachteter und meisterhaft gezeichneter Charaktere, die uns mit ihren kleinen Leiden und Freuden, ihren Absonderlichkeiten und Gewöhnlichkeiten anziehen, fesseln und in Spannung erhalten. Es ist ein ganzes Weltbild im kleinen, und alles in allem einer der besten Dorfromane der Gegenwart.

Bandlow, Heinrich: Jn'n Posthus'. Plattdeutscher Roman in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. Leipzig, Otto Lenz. 148 S.

Gewissermaßen das kleinstädtische Gegenstück zum „Ulenkraug", aber ohne die Fülle, Tiefe und Eigenart des Dorfromans. Die Handlung ist locker und zum Schlusse reichlich „romanhaft", es kommt dem Dichter mehr auf die einzelnen Bilder und Typen an, die er lebendig und naturgetreu vor uns hinstellt. Literarisch anspruchslose Leser werden an dem recht unterhaltsamen kleinen Roman sicher ihr Behagen finden.

— Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 5 Bändchen. Leipzig, Reklam (Universalbibliothek). Jeder Band 94 S. 1,50 M.

Diese fünf Bände kleiner humoristischer Erzählungen und Gedichte sind von ungleichem Wert, im ganzen aber wohl die glücklichsten Erzeugnisse der Bandlowschen Erzählungskunst. Es sind gewissermaßen seine „Läuschen und Rimels", und viele unter ihnen halten mit den Reuterschen durchaus den Vergleich aus. Was sie von diesen unterscheidet, ist, daß sie meist ohne „Pointe" sind, aber gerade das macht sie so erfreulich und auch ihre wiederholte Lektüre zu einem Genuß. Es kommen köstliche Typen darin vor, so vor allem der „Kutscher Krischan", dessen Streiche und Witze zum Teil von überwältigender Komik sind. Keine pommersche Volksbücherei sollte ihren Lesern diese herzerfrischenden kleinen Sachen vorenthalten.

Hanssen, Ferdinand: Profiser Möller. Eine plattdeutsche Humoreske aus der Apothekerwelt. Elmshorn 1898. 67 S. 2,25 M.

Wie aus dem Bauernjungen Korl Möller erst ein Lateinschüler, dann ein Apothekerlehrling und endlich ein Provisor wird, und was er auf diesem Lebensgange an kleinen Freuden und Leiden erlebt, wird mit gemütlicher Breite und behaglichem Sinn für die Sonderbarkeiten der Menschen und ihrer Hantierungen berichtet; künstlerische Ansprüche befriedigt die Erzählung nicht, doch ist sie lebenswahr und nachdenklich geschrieben, voll Menschenkenntnis und gesundem Sinn für wahres Menschentum und daher für Volksbüchereien wohl zu empfehlen.

— Persetter sin Hannis. Eine Erzählung in niederdeutscher Mundart. Hamburg, Nestler und Melles Verlag 1886. 112 S. 2,25 M.

Der Dorflehrer („Persetter") Behrens möchte aus seinem Sohn einen Gelehrten machen und schickt ihn auf die hohe Schule. Aber Hannis bringt es bloß bis zur Tertia; schon als Jungen steht ihm der Sinn nach Amerika. Er lernt beim Dorfschulzen die Bauernwirtschaft, hält zäh an seinem Plan fest und geht, als er herangewachsen ist, unter die Auswanderer. Jn Amerika macht er durch Ehrlichkeit und Tüchtigkeit bald sein Glück. Seine dortigen Erlebnisse bilden den Hauptinhalt des Buches. Sie sind fesselnd erzählt, doch ohne Anschauung der amerikanischen Verhältnisse und mit wenig Lebenswahrheit, so daß sie heutigen Auswanderern, abgesehen von dem Unterschied der Zeiten, wenig zu sagen haben. Um so anheimelnder sind die heimatlichen Verhältnisse der guten alten plattdeutschen Zeit mit ihren treuherzigen, redlichen und zufriedenen Menschen geschildert.

Hoefer, Edmund: Pap Kuhn, ne Geschicht' ut de oll plattdütsch Tid. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1878. 330 S. 6,50 M.

Wäre „Pap Kuhn" hochdeutsch geschrieben, so würden ihn die Literaturgeschichten zu den besten Romanen zählen, die wir haben. So kennt ihn fast

niemand, wie überhaupt Edmund Hoefer, neben Hans Hoffmann der größte pommersche Erzähler († 1882), allzu schnell der Vergessenheit anheim gefallen ist. Wir Pommern haben eine große Dankesschuld an ihn, und es wird Zeit, daß wir wenigstens seinem Hauptwerk, dem prächtigen „Pap Kuhn", die Ehre erweisen, die ihm gebührt. Als plattdeutscher Roman gehört er an die Seite der „Stromtid", wie diese ein Gutsroman und auch an Lebenswärme und der Kraft plastischer Menschendarstellung ihr vergleichbar. Wir glauben, wenn wir das Buch gelesen haben, mit lieben Menschen ein Stück wahren, echten Lebens gemeinsam gelebt zu haben. „Pap Kuhn" ist voll starker innerlicher Spannung und verhaltener Leidenschaft, dabei getragen von einer kernfesten, gesunden Lebensanschauung, und vor allem, es ist ein Charakter- und Entwicklungsroman, man könnte ihn den plattdeutschen „Grünen Heinrich" nennen. Der Held ist zwar an sich keine problematische Natur, er weiß, was er will und was ihm gemäß ist, aber er wird durch Familienverhältnisse und mütterlichen Unverstand in eine falsche Bahn geschoben und ist nicht rücksichtslos genug, sich von der Bevormundung rechtzeitig frei zu machen und auf die eigenen Füße zu stellen. So ist er nahe daran, als Predigtamtskandidat äußerlich und innerlich zugrunde zu gehen, da verhilft ihm in letzter Stunde die Liebe zu der Kraft des rettenden Entschlusses: er sattelt um und wird das, wozu er geboren ist: Landmann, und diese Tat entbindet alle in ihm schlummernden starken Kräfte und macht aus dem halb komischen, halb tragischen „Kandidaten" einen starken, frohen, innerlich freien und festen Menschen.

Grimm, Aug. Heinrich: De Füerböter. Quickbornbücher Band 26. Hamborg, Quickborn-Verlag. 59 S. 2,50 M.

Die Geschichte des kleinen verwaisten Hofmädchens Geeschmargriet, die immer so gerne lacht und spielt, aber niemand hat, der sie versteht, und die die Verzweiflung über ihr freud- und trostloses Dasein schließlich zum Verbrechen und in den Tod treibt, ist voll tiefer Tragik, ein kleines Meisterwerk der Erzählkunst, wirklich „ton Nadydenken", wie der Titel es haben will.

Fock, Gorch: Hein Godenwind, de Admiral von Moskitonien. Hamburg, Verlag von M. Glogau, 1918. 135 S. Geb. 18 M.

„Sorgen wir, daß das Lachen nicht aus der Welt gehe! Sorgen wir, daß mehr Lachen in die Welt komme!" Diesem Leitspruch, den der Dichter dem Buche vorgesetzt hat, wird es gerecht werden, solange es gelesen wird, und es ist ein herzbefreiendes Lachen, das es erweckt: das Lachen des echten Humors, der aus der Einsicht in die Kleinheit der Dinge und die Größe des starken, treuen Menschenherzens hervorgeht. Hein Godenwind, der verrückte Hamburger Fahrensmann, der selbst nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, aber für andere immer was übrig hat und, wenn Not an Mann ist, nie versagt, hat nicht nur das Herz, sondern auch den Mund auf dem rechten Fleck. Wenn er auch mit seiner holländischen Jalk nicht nach Moskitonien kommt, sondern nur bis in die Nordsee, wo er die Insassen eines englischen Schoners aus schwerster Seenot rettet, so steuert er doch sein Lebensschiff sicher ans Ziel und zwingt zuletzt auch die Spötter, vor ihm als einem echten Lebenskünstler und Lebensüberwinder den Hut abzunehmen. Gorch Fock hat in Hein Godenwind eine humoristische Prachtgestalt geschaffen, der auch in der hochdeutschen Literatur wenige an die Seite zu stellen sind.

Tiburtius, Karl: Kandidat Bangbür. Leipzig, Otto Lenz. 228 S.

Tiburtius behandelt in diesem humoristischen Roman ein ähnliches Thema wie Höfers „Pap Kuhn". Der Predigtamtskandidat Julius Möller bleibt in seiner Probepredigt vor Schüchternheit stecken und muß es mit einer Hauslehrerstelle auf Rügen versuchen. Wie er nun hier durch das Leben und durch die

Freundschaft des prächtigen Gutsbesitzers Wulf zur Festigkeit und Selbständigkeit erzogen wird und schließlich nach allerhand Proben und Kämpfen die Selliner Pfarre erlangt und die Tochter des alten Pastors heimführt, das bildet den Kern der lebensvollen, mit köstlichem Humor erzählten Handlung, die durch einen Reichtum höchst origineller Charaktere Farbe und Fülle erhält. Tiburtius wandelt in diesem Buche in den Spuren Fritz Reuters. Wie die „Stromtid", so läßt auch der „Kandidat Bangbüx" die patriarchalischen, gemütlichen Verhältnisse des niederdeutschen Landlebens der guten alten Zeit, dessen Pole der Gutshof und das Pfarrhaus waren, anschaulich und lebendig vor uns erstehen.

Ortlepp, Oskar: De wunderbore Regenschärm. Plattdütsche Märkens. Hamburg, Quickbornverlag. Quickborn-Bücher, 21. Band. 58 S. 2,50 M.

Diese hübschen und gehaltvollen, in echtem Volkston erzählten sechs Märchen sind geeignet, Kleinen und Großen herzliche Freude zu machen. An Kindern ist ihre Wirkungskraft erprobt, handeln sie doch auch zum größten Teil von Kindern, aber der tiefe symbolische Gehalt, der sie auszeichnet, wird nur von reifen Menschen ausgekostet werden können. Zum Vorlesen an Volksunterhaltungsabenden sind sie wie wenig andere geeignet.

Garber, Otto: Stina Dreews. Veer Vertelln. Hamburg, Quickborn-Verlag. Quickborn-Bücher, Band 20. 59 S. 2,50 M.

Der Verfasser, der sich im Kriege durch eine Reihe packender und künstlerisch ausgereifter Kriegsskizzen bekannt gemacht hat, schildert in zweien dieser Erzählungen die Kämpfe, die daheim in den Seelen deutscher Männer und Frauen ausgefochten wurden und deren Heldentum dem der Kämpfer an der Front nicht nachstand. Die dritte Geschichte erzählt, wie ein junger Vater die Versuchung zu wildern um seiner Kinder willen besiegt, und die vierte endlich ist eine köstliche, humorvolle Jungen- und Pferdegeschichte, die den Dichter als feinen Kenner und Kündiger der Kindesseele und — der Pferdeseele zeigt. Das Buch ist in vorzüglichem holsteinischen Platt geschrieben.

Poeck, Wilhelm: In de Ellernbucht. En Geschicht von de Hamborger Waterkant. Hamburg, M. Glogau jr. 439 S. Geb. 20 M.

Diese „Geschichte" verdient nach Umfang und Inhalt den Namen eines großen Romans. Zwar beschränkt sie sich auf die Schicksale der Bewohner eines Bauernhofes in der Nähe von Hamburg; aber das bewegte Leben der Welt- und Seestadt, in die der Milchhöker tagtäglich seine Milch bringt, die Elbe, die Nordsee selbst und die großen Berufswelten der Seeschiffahrt und der Hochseefischerei bilden den reich bewegten Hintergrund der Erzählung. In ihrem Mittelpunkt steht die treue, starke Liebe der schwergeprüften Anngret von der Ellernbucht zu Hinnerk Nielsen, der sich aus eigner Kraft vom Milchjungen zum Hochseefischer mit eigenem Kutter heraufarbeitet und nach mancherlei Irrungen und Wirrungen, Kämpfen und Abenteuern sein Lebensschiff „habenbinnen" steuert. Die Geschichte ist mehr als ein farbenreiches Lebensbild von der Nordseeküste, sie ist ein Charakterroman und — im besten Sinne — ein Schicksalsroman, aus dem ein ernster und tatenfroher Lebensmut spricht.

Mähl, Joachim: Fanny. Hamburg, Otto Meißner, 1873. 167 S.

— Lütj Anna, oder En Stückschen von Em und Ehr. Hamburg, Otto Meißner, 1871. 180 S. 12 M.

Beide Erzählungen des bekannten Holsteinschen Schriftstellers ähneln sich wie ein Öldruck dem andern; die Charakteristik ist reichlich schablonenhaft, so daß es einem nachträglich schwer wird, die Hauptgestalten in beiden Büchern auseinanderzuhalten. Auch die Vorwürfe ähneln sich sehr, nur daß in „Fanny" die reiche Kaufmannstochter den armen Milchbauernsohn und in „Anna" die arme Käthnerstochter den reichen Bauernsohn liebt und daß „Lütj Anna" glücklich und

„Fanny“ tragisch endet. In beiden Geschichten spielt der schleswig-holsteinsche Feldzug von 1848, den der Verfasser selbst mitgemacht hat, hinein. Mähl erzählt lebendig und warmherzig, und es gibt Stellen, die einem ans Herz greifen (der Tod Lütj Nabers in „Anna“ und der Ausbruch des Wahnsinns bei Fanny), auch einige Gestalten, wie der alte taube Gärtner und der Jude Engel, prägen sich einem ein. Die etwas aufdringlich persönliche und zuweilen etwas süßliche Darstellungsweise sagt nicht jedem zu, und ein verwöhnter Geschmack wird kaum auf seine Rechnung kommen. Doch können beide Bücher für Volksbüchereien empfohlen werden.

Piper, Otto: In'n Middelkraug. Ne plattdütsch Geschicht. Mit Bilder von Georg Braumüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1900. 114 S.

Eigentlich keine Geschichte, sondern eine lose Folge von Bildern und Auftritten, die sich im Mittelkrug „an der Brammin-Pillowschen Chaussee“ abspielen und in deren Mittelpunkte der heruntergekommene Baron Nante und der ehemalige Predigtamtskandidat und jetzige Chausseegeldeinnehmer Wachenhusen stehen. Die beiden gutmütigen alten Kerle mit ihrer etwas traurigen Originalität sind dem Verfasser vortrefflich gelungen; er weiß uns von ihren Absonderlichkeiten, dem tragikomischen Verlauf eines gemeinsamen Zechgelages und schließlich dem gemeinschaftlichen guten Werke einer glücklichen Ehestiftung in etwas trockener, doch behaglicher Weise zu unterhalten. Personen und Vorgänge der anspruchslosen Erzählung sind dem Leben abgelauscht und anschaulich dargestellt.

— Ut' ne lütt Stadt. Ne plattdütsch Geschicht. Wismar: Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1898. 136 S. Geb. 6 M.

Die Schilderung des kleinbürgerlichen Lebens einer mecklenburgischen Ackerstadt ist dem Verfasser, einem Landsmann und Nachfahren Fritz Reuters, vorzüglich gelungen. Das Stiftungsfest des Gesangvereins „Arion“, die Beratungen der Bürgervertreter, die Solopartie im Wirtshaus, das Schützenfest, das Vogelschießen — alles ist zu lebenswahren Bildern gestaltet, die man mit größtem Behagen an sich vorüberziehen läßt, zumal auch die eingeflochtene Handlung, eine Liebesgeschichte, die Spannung aufrecht zu halten weiß. Die Personen sind ohne alle Schönfärberei und Sentimentalität nach der Natur gezeichnet, und diese gesunde ehrliche Realistik, die man gerade in Dialektdichtungen so häufig vermißt, verleiht dem Buche entschieden literarischen Wert. Als humorvolle Unterhaltungslektüre kann es jedenfalls uneingeschränkt empfohlen werden. Namentlich norddeutsche Kleinstädter werden an diesem treuen Spiegel des ackerbürgerlichen Spießertums, der drastisch, doch ohne Satire und Übertreibung die ihnen aus dem Leben bekannten Typen und Verhältnisse wiedergibt, ihre Freude haben.

Crede, Paul: Lena Ellerbrok. Garding, Verlag Lühr und Dircks, 1918. (Plattdütsche Volksböker, Heft 9/10.) 76 S. Früher 2,50 M. (br.).

Wie Raabes „Else von der Tanne“ und Hans Hoffmanns „Hexenprediger“ führt uns diese Geschichte das tragische Schicksal eines als Hexe verschrienen Mädchens, dem die Liebe zum schrecklichen Verhängnis wird, vor Augen. Es ist eine historische Dorfnovelle von einer Feinheit und Kraft, daß sie den Stormschen Novellen zur Seite gestellt werden darf. Mit zarten Strichen zeichnet der Dichter die liebliche Gestalt der von den Dörflern so gar nicht verstandenen Heldin und weiß uns durch ihren Untergang, dessen Unentrinnbarkeit wir begreifen, zugleich zu erschüttern und zu erheben. Die Dämmerung vergangener Zeiten und die düstere Macht des Aberglaubens werden unheimlich lebendig. Lena Ellerbrok ist eine Perle der plattdeutschen Erzählungskunst, bewundernswert vor allem auch durch die sorgfältig gefeilte Sprache, in der der Dichter eine seltene Meisterschaft offenbart.

Stavenhagen, Fritz: Grau und Golden. Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1908. 184 S. Früher 3 M.

Die in diesem Bande vereinigten zehn Hamburger Geschichten sind Jugendarbeiten des großen niederdeutschen Dichters, die er zwischen seinen Dramen für Zeitungen und Zeitschriften schrieb, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Es sind teils humorvolle Skizzen, Momentbilder aus dem Leben der Hamburger Fischer, Schiffer und Kleinbürger, teils feingefügte Novellen, in denen eine starke Leidenschaft pulst und ergreifende menschliche Schicksale in knappstem Rahmen dargestellt sind. Was ihnen allen einen starken Reiz und der Sammlung dauernden Wert verleiht, das ist einerseits die ungemein starke Kunst der Charakterisierung, die sich in der Führung des Dialogs offenbart, andererseits die bewegte, mit innerer Notwendigkeit sich vollziehende Entwicklung der Handlung und die stimmungsvolle Behandlung der Umwelt: alles Vorzüge, die die Hand des großen Dramatikers verraten. Ein Familienbild wie z. B. „Nordwest-Sturm" mutet völlig wie eine aus einem Fischerdrama herausgelöste dramatische Szene an; andere Skizzen, wie „Das Alleinmädchen" und „Krischan Kattun", sind nichts als scharf umrissene Charakterstudien, gleichsam Federzeichnungen, an denen der große Menschendarsteller seine Gestaltungskraft geübt hat. Auch die letzte Erzählung „Im Schneetreiben", eine Bauerngeschichte aus Mecklenburg, zeichnet sich durch die lebendige Verknüpfung des Milieus mit den Schicksalen der plastisch hervortretenden Menschen aus und bildet mit seiner ans Tragische streifenden, aber versöhnlich ausklingenden Handlung einen reizvollen Abschluß dieser Sammlung, die jeder Freund der niederdeutschen Literatur als besonderes Kleinod schätzen wird.

Stille, Gustav: Osterworth. Hamburg, Quickborn-Verlag. 57 S. 2,50 M.

Stilles Erzählungen spielen in dem wasserreichen Sietlande, wo er als Landdoktor ein Menschenalter lang gewirkt hat, wie er es in seinem diesem Bändchen vorgesetzten kurzen Lebenslauf selbst erzählt. Seine ganze Liebe gehört seiner Heimat, dem Lande mit den vielen Gräben und dem fernen Horizont, und ihren Bewohnern, deren Freuden und Leiden er als Arzt und als Mensch erforscht und geteilt hat. Was er so geschaut und erlebt hat, hat er in seinen Erzählungen zu anschaulichen und stimmungsvollen Lebensbildern gestaltet. Seine künstlerische Kraft ist nicht sehr stark, aber er hat ein tiefes Verständnis und ein warmes Herz für das Leben des Landvolkes. Namentlich seine trüben und düsteren Seiten ziehen ihn an, und oft tritt in seinen Geschichten deutlich eine soziale Tendenz hervor: der Kampf gegen den Alkohol. So behandelt das Hauptstück dieser vom Quickborn-Verlag herausgegebenen Sammlung, die Novelle „Störmflot", das tragische Schicksal einer jungen Frau, deren Eheglück durch eine Erbschaft, die ihren Mann der Liederlichkeit und Trunksucht in die Arme führt, langsam aber unaufhaltsam zerstört wird. Daß Stille daneben mit feinem Humor das der Originale auch im Lande Hadeln nicht ermangelnde niederdeutsche Landvolk in lebenswahren Gestalten dazustellen weiß, beweist die prächtige Erzählung von dem „Schoster Smidt", der mit Hilfe seiner Kriegskunst im Jahre 1848 beinahe den König von Hannover abgesetzt hätte, wenn ihn seine Freunde nicht schmählich im Stiche gelassen hätten.

Lehmann-Schiller, Paul: Ganz olle Kamellen ut Ithaka. Stettin, Buchhandlung von Ludwig Schlag, 1905. 164 S. Früher M. 2,50.

Der frühere Direktor des Schiller-Realgymnasiums in Stettin, Dr. Paul Lehmann, hat hier den Versuch gemacht, den Inhalt der Odyssee auf plattdeutsch zu erzählen, und dieser Versuch ist, man möchte hier sagen in geradezu klassischer Weise gelungen. Alle hochdeutschen Prosawiedergaben der Odyssee erscheinen neben dieser plattdeutschen trocken und nüchtern. Die Sprache ist in höchstem

Maße lebendig, natürlich, volksmäßig und voll wunderbarer Ausdruckskraft. Die einzelnen Szenen (Odysseus bei Polyphem, Odysseus' Seefahrt, die Phäakenmädchen am Strande, der Freiermord) sind mit dramatischer Lebendigkeit geschildert; dabei ist die Darstellung äußerst gedrungen und schließt sich, alle willkürlichen Zutaten und Verwässerungen vermeidend, aufs engste ans Original an. Für den Kenner der Odyssee ist es ein erlesener Genuß, die Lehmannsche Wiedergabe in allen ihren Feinheiten zu verfolgen, aber auch der naive Leser wird das Buch mit ungetrübter Freude und größter Spannung durchlesen und einen wirklich lebendigen Eindruck vom alten Homer erhalten, der ihm durch kein anderes Buch, auch durch die Voßsche Übersetzung selbst nicht, so rein und stark vermittelt werden könnte.

Brekenfeld, Dr. H.: Erlewnisse ut 1870 und 71. Freienwalde a. O., Thilo & Dann. 217 S. 6 M.

Die ungeheure Flut der Kriegsbücher, die der Weltkrieg hervorgebracht hat, wird fürs erste wohl die Lesekraft aller Freunde solcher Literatur so sehr in Anspruch nehmen, daß ältere Werke daneben nicht aufkommen können. Immerhin mag es manchen geben, der gerade heute sich gern in die gute alte Zeit zurückversetzen läßt, wo selbst den Krieg noch ein Hauch der Gemütlichkeit umspielte. Solchen Lesern sei das Buch von Brekenfeld empfohlen, der den Krieg von 1870—71 als Militärarzt mitgemacht hat und hier, zunächst für seine Kriegskameraden, dann aber für alle, deren Herz an der großen Zeit hängt, die uns den Kaiser und das Reich gebracht hat, seine Erinnerungen niedergelegt hat. Er erzählt mit behaglicher Breite, Ernstes und Heiteres, Großes und Kleines, mit warmem Herzen, das für den „gemeinen Mann" ebenso warm schlägt wie für den alten Kaiser: Es ist ein Buch voll Menschlichkeit und Güte und es ist ein echt deutsches Buch, an dem man sich erwärmen und aufrichten kann.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Behnsen, Henry und Werner Genzmer. Valuta-Elend und Friedensvertrag. Leipzig, Felix Meiner. 1920. (72 S.) 5,50 M.

Unter der ganzen mehr oder weniger von Stimmungsmomenten beherrschten Erläuterungsliteratur zum Versailler Vertrag nimmt die vorliegende Schrift eine Sonderstellung ein. Sie macht in nüchternen, beinahe kaufmännisch errechneten Ziffern eine Bilanz auf, die von der Handels- und Zahlungsbilanz des Jahres 1913 ausgeht und zunächst (als habe Krieg und Revolution nicht stattgefunden) rein zahlenmäßig die Gebiets- und Eigentumsverluste, wie sie der Versailler Vertrag bestimmt, in Abzug bringt. Dabei ergibt sich bereits in unserer Handelsbilanz ein Passivsaldo von 2,8 Milliarden und in der Zahlungsbilanz ein solches von 3,2 Milliarden Goldmark. Auf diese Ziffern sind dann noch diejenigen Summen aufzurechnen, die sich aus der Verminderung der deutschen Arbeitskraft, dem Raubbau in industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben und den Sachlieferungen, die uns der Versailler Vertrag auferlegt, ergeben. Die Verfasser kommen dabei zu Ziffern, aus denen die Unmöglichkeit einer dauernden Besserung unseres Valutastandes überzeugend dargetan wird, es sei denn, man gehe den einzigen Ausweg zur Konsolidierung unseres Geldwertes und vollziehe eine grundlegende Revision des Friedens von Versailles. Selbst Radikalmittel wie Staatsbankerott und Devalvation sind bei ungeminderter Fortdauer des Versailler Vertragswerkes nicht in der Lage, eine Hebung der Kaufkraft deutscher Zahlungsmittel herbeizuführen. — So hat die kleine Schrift den Kernpunkt unseres ganzen Wirtschaftselends durch Anwendung einer anschaulichen Bilanzierungsmethode sehr

wirksam in den Vordergrund gerückt. Die finanziellen Schätzungen mögen im einzelnen anfechtbar sein, sie ergeben aber im ganzen ein durchaus zutreffendes Bild. Für eine rein volkstümliche Aufklärung über die Folgen des Friedensvertrags ist das Buch von unübertroffener Klarheit und Überzeugungskraft. Dovifat.

Böhme, Jakob: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Hans Kayser. Mit der Biographie Böhmes von Abraham von Franckenberg und dem Kurzen Auszug Friedr. Christ. Oetingers. Leipzig, Insel-Verlag. 1920. (Der Dom. Bücher der deutschen Mystik.) 8°. (424 S.) 18 M.

Theosophie und Mystik ziehen heute wieder weite Volkskreise in ihren Bann. Die Folge dieser Zeitstimmung ist eine auffallende Nachfrage auch nach den Schriften der älteren Mystiker und — da es sich zumeist um nicht eigentlich wissenschaftliche Interessen handelt — besonders nach kürzeren Einführungen in ihre Gedankenwelt. Als eine Muster-Einführung dieser Art kann der Band der Dom-Sammlung gelten, der dem mit dem Ehrennamen Teutonicus Philosophus bezeichneten Görlitzer Schuster und Mystiker Jakob Böhme gewidmet ist. Er enthält eine Einleitung des Herausgebers, der ein begeisterter und kenntnisreicher Verehrer Böhmes ist, zwei Einführungen älterer Mystikfreunde und eine gekürzte Fassung fast aller wichtigen Schriften Böhmes selbst. Besonders verdienstlich scheint mir die Wiedergabe des ganzen Böhmeschen Denkens und Schauens in einer so gedrängten Form zu sein. Wie alle Mystiker ist auch Böhme reich an Wiederholungen, an schwerverständlichen Gedankenprägungen, an astrologischen und alchimistischen Betrachtungen, die wenigstens auf den Anfänger nur verwirrend und abschreckend wirken können, und mit der ganzen Mystik hat er dazu die Neigung zum aphoristischen Denken und zur Systemlosigkeit gemeinsam. Unter diesen Umständen ist die Heraushebung des Wesentlichen wünschenswerter als bei anderen Schriftstellern, und sie ist hier auch erreichbar, ohne daß dabei der Hauptgedankengang zu sehr in Gefahr käme. Über den Umfang der Kürzungen wird man natürlich verschiedener Meinung sein können. Kayser gibt z. B. von der Aurora etwa ein Viertel, vom Mysterium Magnum dagegen kaum ein Fünfzigstel des ursprünglichen Umfangs. Was er bringt, ist aber trotz der durch die Kapitel- und Abschnittnummern kenntlich gemachten Lücken, gut abgerundet und lesbar. Der Text der alten Ausgabe ist bis auf ein paar unwesentliche neusprachliche Änderungen im übrigen beibehalten worden. Zum weiteren Studium bereitet der Insel-Verlag noch eine neue Gesamtausgabe Böhmes vor. Kohfeldt.

Borchardt, Julian: Die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe nach der Lehre von Karl Marx. Bd. 4 der „Räte-Lehrbücher". Berlin, Buchverlag Rätebund, 1920. (127 S.) 10 M.

„Räte-Lehrbücher", das Wort eröffnet einen erfreulichen Ausblick in ein weites Gefilde volks- und privatwirtschaftlicher Bildungsarbeit. Wer erinnert sich nicht noch jener ersten Wochen des Jahres 1920, als der Kampf um die Betriebsräte tobte und von allen Seiten auf die sehr wertvollen Bildungsmöglichkeiten hingewiesen wurde, die für die Arbeiterschaft in dem Mitbestimmungsrechte innerhalb der Betriebe begründet sei. Diejenigen, denen damals daran lag, für den Kompromißentwurf des Rätegesetzes, wie er später angenommen wurde, Stimmung zu machen, wurden nicht müde, darauf hinzuweisen, daß das Rätewesen durch einen Erziehungsapparat, eine Räteschule, ergänzt werden müßte, die den Arbeiter für das Verständnis der kaufmännischen und betriebstechnischen Vorgänge befähige, bei denen er mitzuwirken berufen sei. Von alledem ist kaum etwas verwirklicht worden, auch die „Räte-Lehrbücher" dienen dieser Arbeit nicht, sondern sind wie das vorliegende Buch allein auf eine theoretisch-soziali-

stische Durchbildung des Arbeiters angelegt. „In der Praxis der wirtschaftlichen Kämpfe", so heißt es im Vorwort, „muß immer wieder der theoretisch-wissenschaftliche Sozialismus als Prüfstein und Maßstab .. herangezogen werden" .. „Die Theorie allein kann durch alle Fehler und Enttäuschungen ...... stets aufs neue zur Erkenntnis des Notwendigen führen." Das ist ungefähr das Umgekehrte von dem was man praktische wirtschaftliche Bildungsarbeit heißt. Demgemäß wäre das vorliegende Buch zu werten: Eine volkstümliche gemeinverständliche Einführung in die Lehre von Karl Marx, niedergeschrieben von einem seiner anhänglichsten Evangelisten. Für den, der diese Lehre kennen lernen will, und der nicht Zeit und Ruhe hat, sich an die beiden umfangreichen Bände des „Kapitals" selber heranzumachen, mag das vorliegende Buch eine Einführung in das sozialistische Denken sein. Dabei wäre freilich zu bedenken, daß sich der deutsche Sozialismus hier in seiner doktrinärsten Form zeigt, in der ihn ein französischer Soziologe vor einiger Zeit mit Recht als „den letzten Sohn der reinen Vernunft" bezeichnet hat. Dovifat.

Eucken, Rudolf: Lebenserinnerungen. Ein Stück deutschen Lebens. Leipzig, K. F. Koehler, 1921. (128 S.) Geb. 30 M.

Auf den, der das Große eines Menschenlebens vor allem im leidenschaftlichen Kampf und im mannhaften Ertragen oder Überwinden von Unglück und Not erblickt, wird die Selbstbiographie des 75jährigen Eucken vielleicht keinen besonders starken Eindruck machen. Das äußere Leben dieses Philosophen weist kaum irgend welche Schatten und Trübungen auf. Einer gebildeten, leidlich bemittelten Familie angehörend, durchläuft der Knabe das Gymnasium seiner Vaterstadt Aurich. Von der Mutter begleitet, geht der 16jährige auf die Universität Göttingen. Dort besteht er nach ein paar Jahren die üblichen Examina. Mit 21 Jahren wird er Oberlehrer, mit 25 Jahren ordentlicher Professor der Philosophie. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch wirkt er an der Universität Jena, glücklich im Kreise glücklicher Familienangehöriger und in angenehmem Verkehr mit Kollegen und Schülern. Dabei fehlt es ihm nicht an Anerkennung und Verehrung, besonders im Ausland erfreut er sich des größten Ansehens, aus Schweden kommt ihm der Nobelpreis, in England, Holland, in den nordischen Ländern und in Amerika hält er vielbesuchte Vorträge, eine nach Ostasien geplante Vortragsreise wird erst in letzter Stunde durch den Ausbruch des Krieges verhindert. Gleicht so das Leben Euckens einem ruhig vorüberziehenden Strom, so doch auch wieder einem Strom, der, breit dahinfließend, an wechselvollen Landschafts- und Kulturbildern vorbeiführt. Es kann deshalb nicht reizlos für den Betrachter sein. Auch für denjenigen nicht, dem Eucken nicht gerade als Vertreter einer großen genialen Weltanschauung und eines tiefen erkenntnistheoretischen Systems gilt. Denn auch wer nicht zu den unbedingten Bewunderern des Philosophen gehört, wird nicht umhin können, in der ernsten unermüdlichen Denkarbeit Euckens, in seinem Bestreben, dem Leben den geistigen Gehalt zu sichern, die Auswüchse der materialistischen Lebensweise zu bekämpfen und die großen Gefühls- und Weltanschauungsgegensätze im Volksganzen zu mildern, eine wertvolle Tat zu erblicken, die man in dem Kulturleben der Gegenwart nicht entbehren möchte. Kohfeldt.

Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur. Herausg. von Prof. Dr. Paul Knötel, unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter. Gleiwitz, Heimatverlag, 1921. (163 S. mit vielen Abbildungen und Kunstbeilagen.) 20 M.

Das Sammelwerk des dem Verbande oberschles. Volksbüchereien angegliederten Heimatverlages gibt in gedrängter Fülle eine treffliche Übersicht über das reiche

Kulturschaffen des heiß umstrittenen Landes und zeigt, was deutsche kolonisatorische Arbeit im Laufe der Jahrhunderte aus dem ursprünglich weglosen, teilweise fast wüsten Lande und seinen in sklavischer Abhängigkeit dumpf dahinlebenden Bewohnern gemacht hat. Von der geologischen Geschichte über Vorgeschichte, Altertum und Mittelalter bis zur Neuzeit emporsteigend, alle wirtschaftlichen und geistigen Strebungen in großen Zügen erfassend, gibt es nicht nur ein wunderbar reiches Gemälde einer eigenartigen deutschen Landschaft, sondern führt darüber hinaus zu ehrfürchtiger Schau schaffender Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Und hierin möchte ich neben dem großen Bildungswert das erblicken, was das Buch unseren Büchereien besonders empfiehlt. Von den zahlreichen Veröffentlichungen über Oberschlesien dürfte es seines Inhaltes wie seiner zahlreichen, vorzüglich gewählten Abbildungen wegen die bedeutendste und gediegenste sein. — Ein Aufsatz von Erwin Ackerknecht: „Deutsche Bildungspflege in Oberschlesien" faßt für den, der die besonderen Leistungen Oberschlesiens auf diesem Gebiete noch nicht kennt, auf wenigen Seiten den Reichtum des Geschaffenen und die Fülle des hoffnungsvoll sich Entfaltenden zusammen. Bedeutend vor allem durch die Worte, die den Aufgaben neuzeitlicher Bildungspflege überhaupt gewidmet sind: Bildung ist ein geistig-seelisches Harmonieverhältnis, wo dieses besteht, da ist Lebensstil im weitesten Sinne des Wortes. „Dieses Harmonieverhältnis wiederzugewinnen in neuen bewußteren Formen, die deutsche Volksseele mit geistigen Mitteln und ohne Zuhilfenahme des für alle Zeiten zerstörten ländlichen Patriarchalismus unserer Urgroßeltern auszubalanzieren" und ihr so das gemeinsame, zur Kulturgemeinschaft zusammenschließende Erlebnis zurückzugeben — das ist die Aufgabe. — Ein guter Schritt zur Lösung dieser Aufgabe scheint mir mit einer Veröffentlichung, wie das vorliegende Buch sie darstellt, getan — soweit eben ein Buch das leisten kann. Was hier die Not der Zeit geschaffen hat, möchte man gerne von jeder deutschen Landschaft haben. Wie dies Bedürfnis von Einsichtigen gefühlt wird, zeigen etwa die beiden „Stettiner Jahrbücher" in etwas kleinerem Rahmen. Gerade jetzt, wo wir „wiederaufbauen" wollen, ruft die Stunde zu solchen zusammenfassenden Darstellungen von dort her, wo wir es „erfühlen" können, vom Heimatlichen aus. Wir verlieren das Gefühl des wurzellos Gewordenen, das heute so manchen quält, wir knüpfen richtiger an, wir führen sicherer, mutiger fort, und wir werden uns vielleicht zum ersten Male unserer selbst voll bewußt. Schuster.

Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Eingeleitet und herausgegeben von Werner Mahrholz. Berlin, Furche-Verlag, 1921. (453 S.) Geh. 32 M.

Das Werk ist eine wertvolle Quellensammlung und Ergänzung zu dem interessanten Buche desselben Verfassers „Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus". (Berlin, Furche-Verlag, 1919). Es bietet die interessantesten Stellen aus den Selbstbiographien von Pietisten der Frühzeit, der Blütezeit und der Spätzeit und als Anhang zeitgenössische Berichte über den Pietismus. So zieht der auch heute noch nicht ganz in seiner Bedeutung für die Jetztzeit erschlossene Pietismus (von 1650 bis über das 18. Jahrhundert hinaus) in Selbstdarstellungen u. a. folgender Pietisten und Mystiker an uns vorüber: Kühlmann, Spener, Francke, Petersen, Oetinger, Bernd, Haller, Spangenberg; Hamann, Lavater, Jung-Stilling, Schubart, die schöne Seele; Ludwig Richter; Edelmann, Semler, Karl Philipp Moritz. Z. T. seltene Autoren leben hier wieder auf; und bei dem großen Interesse, das man allgemein biographischen Darstellungen in weiten Kreisen entgegenbringt, empfiehlt sich die Anschaffung des Buches

doppelt. Es fällt geradezu eine Lücke in der Abteilung „Lebensbeschreibungen" unserer Bibliotheken aus; denn teils erhält man jene Biographien überhaupt nicht mehr vollständig in Neudrucken oder alten Ausgaben, teils interessieren sie nur in einzelnen Teilen: hierin aber, wie alles Mystische, gegenwärtig und künftig um so mehr. Wieser.

Rolland, Romain: Das Leben Michelangelos. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1920. (242 S.) Pappbd. 15 M., Leinen 18 M.

Den Leidensweg eines der größten Kämpfer, den die Menschheit je gesehen, hat Rolland in diesem bedeutenden Buche beschrieben. Er sieht das Tragische in dem Schicksal des großen Florentiners darin, „daß es ein Bild des innern Leidens zeigt, das aus dem tiefsten Grund des innern Wesens kommt, das ohne Unterlaß an ihm nagt und das es nicht eher verlassen wird, als bis es zerstört ist". „Die heldische Lüge ist eine Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: Die Welt zu sehen, wie sie ist —, und sie zu lieben." Von diesem Standpunkt aus gibt uns R. eine Geschichte des Lebens Michelangelos, seiner ungeheuren Schöpferkraft und Energie, seines Trotzes, seines tiefwurzelnden Pessimismus, seiner Verzagtheit und seiner Gläubigkeit, die in seinen Sonetten eine so erschütternde Sprache redet. Das Werk, das die geschwätzige Flachheit der meisten Künstlerbiographien weit überragt, steigert die Gestalt Michelangelos ins Riesenhafte und entläßt uns in scheuer Ehrfurcht vor dem Leben und Schaffen eines Menschen, der auf Gipfeln lebte, die dem Durchschnitt nie und nimmermehr erreichbar sind. Es beruht auf den gründlichsten Quellenstudien, die zahlreichen beigefügten Bildertafeln geben vielfach weniger bekannte Plastiken und Handzeichnungen des Meisters wieder. Fritz.

Vesper, Will, Lob der Armut. Von Will Vesper und Paul Fechter. Mit 45 Wiedergaben nach Vorbildern der Zeit und 7 Abb. nach Federzeichnungen von Käthe und Gustav Wolf. Berlin, Furche-Verlag, 1921. (111 S.) Geb. 20 M.

Vespers Buch, eine sehr erfreuliche Erscheinung unserer Tage, weist auf den Segen hin, der dem Einzelnen wie unserem Volke aus der uns aufgezwungenen Not entstehen kann. Die Armut wird nicht beschönigt, sie muß im Gegenteil als unser bitterster Feind bekämpft werden. Aber man soll sie auch erkennen und sich der Quelle des Lebens, die aus ihr quillt, nicht verschließen. Es gilt die Augen aufzutun für die Schätze, die in der Armut liegen. Sie kann uns wieder zu der Freiheit des Geistes, der Einfalt des Herzens, der Freude an Tat und Leben führen, die grade in den schlechten Zeiten unserer Geschichte zutage tritt. Das deutsche Volk steht an der Scheide: entweder wie ein hoffnungsloser Mann alles zu verprassen und dann Schluß zu machen — oder ein entschlossener, findiger, zweckmäßiger Arbeiter zu sein. Die Armut macht den Menschen zum Herrn über die Maschine, aus der Armut entsteht die Beseitigung der Überfülle in Haus, Wohnung, Geselligkeit und die Freiheit einer zweckmäßigen, aufrichtigen Schönheit und Würde des Menschendaseins. Die Armut zwingt dazu, über das Problem nachzudenken: wie Kultur und Masse in Beziehung zu setzen sind. Nichts Rousseauisches lebt in dem Buche, sondern ein freier, echter, schöner Geist, genährt am Besten unserer Kultur. Bilder aus dem einfachen Leben unserer Vorfahren und die Schönheit schlichter Dinge begleiten frei den Text. Weite Verbreitung wäre dem nicht zu teuren Buche zu wünschen. Wieser.

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von L. M. Hartmann. Bd. 5: Das späte Mittelalter. Von Kurt Kaser. Gotha, Fr. A. Perthes, 1921. (278 S.) Ungeb. 24 M.

Wie die vorausgegangenen hier bereits angezeigten Bände der von L. M. Hartmann herausgegebenen Weltgeschichte weist auch die Arbeit Kasers Vorzüge

auf, die, zum Teil durch den Leitgedanken des Gesamtwerks bestimmt, das Ansehen des Verfassers als eines namhaften Historikers zu befestigen geeignet sind; die überaus klare Gliederung des umfänglichen Stoffes und die lichtvolle, fesselnde Darstellung, wobei das Schwergewicht wieder auf die Massenerscheinungen, auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse gelegt ist. Mit Recht wird der weltgeschichtliche Charakter der zweiten Hälfte des Mittelalters betont in dem Sinne, daß Weltgeschichte in erster Linie die Geschichte der Verknüpfungen, der friedlichen und feindlichen Beziehungen ist, die zwischen den einzelnen Staaten, Völkern und Kulturkreisen in Politik, Wirtschaft und geistigem Leben sich bilden. Ausgehend von dem Kampfe des Papsttums mit Frankreich, England und dem Kaisertum nach dem Untergang der Staufer führt uns Kaser bis an die Schwelle der Reformation und schließt mit einer trotz ihrer Knappheit außerordentlich eindrucksvollen, die wesentlichen Züge scharf herausstellenden Schilderung der Renaissancebewegung. — Es ist erfreulich, daß der Verlag das Erscheinen der drei die Neuzeit des westeuropäischen Kulturkreises umfassenden Bände in nahe Aussicht stellt. Fritz.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bartsch, Rudolf Hans: Ewiges Arkadien. Roman. Leipzig, Staackmann, 1920. (275 S.) 18 M., geb. 25 M.

Bartsch erzählt in seinem neuen Roman die reichlich tendenziös gefärbte Geschichte eines jungen Wiener Juristen, der zu der Erkenntnis gekommen ist, daß das Großstadtleben mit seiner Hast und Unnatur das Grundübel und folgenschwere Verhängnis für den modernen Menschen sei, und der daraus die praktische Nutzanwendung zieht, d. h. sich in ein kleines Städtchen versetzen läßt. Das Buch besteht aus einer Sammlung von Briefen an seine in Wien verbliebenen Freunde; sie enthalten begeisterte Schilderungen seines ländlichen Lebens (leider mit zuviel Belehrung und auch nicht ohne Sentimentalität). Zufrieden und glücklich lebt er von seinem Amt und dem Ertrag des Stückes Boden, das er selbst bebaut. — Bartsch hält hier durch den Mund seines Helden den Großstadtmenschen eine recht aufdringliche Predigt über das alte, nunmehr wieder besonders aktuell gewordene Thema „Rückkehr zur Natur", doch übersieht er dabei die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Lebens für den modernen Großstadtmenschen, sofern dieser durch die unverhältnismäßig große Differenziertheit seines äußeren und inneren Daseins bereits einen nicht geringen Teil seiner ursprünglichen Kräfte verloren hat und darum in der Regel nicht mehr Bauer sein kann. Genauer betrachtet lebt denn auch unser Romanheld, wenn auch unter geänderten Verhältnissen, keineswegs ein von seinem früheren so wesensverschiedenes Leben, daß man dieser „Umkehr" eine über das Eng-Persönliche hinausgehende Bedeutung zumessen könnte, worauf das Buch aber durch seine überlaute, pathetische Schreibweise Anspruch zu erheben scheint. — Nicht alle, welche täglich und stündlich an diesem Problem herumzurätseln gezwungen sind — und das ist doch wohl die Mehrzahl der denkenden Großstadtmenschen — werden sich mit der in diesem Roman gegebenen Lösung zufrieden geben können; jedoch mag das Buch als Mittel, um denjenigen die Augen öffnen zu helfen, die das Problem gar nicht sehen oder übersehen zu können meinen, immerhin gute Diensten leisten. Durch eine mit dem gedanklichen Inhalt verbundene Liebesgeschichte ist auch genügend für die Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses beim Leser gesorgt. Frida Endell.

Berend, Alice: Einfache Herzen. (Zellenbücherei Nr. 14.) Leipzig-Gaschwitz, Dürr & Weber, 1920. Geb. 6 M.

Das Büchlein enthält sieben anspruchslose Geschichten, teils heiteren, teils ernsten Inhalts. Dem Temperament der Berend liegen aber entschieden die heiteren

besser; auch in diesem Büchlein bringt sie wieder Vortreffliches an witzigen Episoden voller Situationskomik. Am besten, weil am prägnantesten, ist die Geschichte von „Herrn Klinkerts Prüfung“, in der ein „prinzipieller“ Ehefeind aus der Qual der Wahl zwischen seinen zwei Herzenslieben auf höchst spaßige Weise durch deren einträchtiges „Vorgehen“ endgültig befreit wird; da heißt es: „Man muß heiraten, bevor man zu Verstand kommt. Niemand ist verpflichtet, eines schönen Tages selber zu beweisen, daß es ihm an Verstand mangle ... Sein Verstand ließ ihn ledig.“ Ebenfalls recht unterhaltend zu lesen ist „Herrn Wendeborns Werbung“. Die andern Geschichten kommen nicht an die beiden genannten heran; verhältnismäßig am schwächsten und billigsten sind die Kriegserzählungen „Opfer“ und „Witwe Schmidt“. Leider wird der Berend der leichte Ton ihrer Erzählungskunst mehr und mehr zum Verhängnis, da sie neuerdings oft ihre Virtuosität im verblüffenden Anspielen von volkstümlichen Sprüchen der Lebensweisheit mißbraucht und so unerträglich maniriert erscheint. Frida Endell.

Bohner, Theodor: Kwabla. Magdeburg, Peters. (2. Aufl. 1919.) (278 S.) Geb. 13,50 M.

Kwabla ist der Negername des Missionarssohnes Paul Hirner, der uns Erlebnisse aus seiner elternhauslosen Jugend selbst erzählt. Der träumerische und weiche Knabe verlebt schon gleich die ersten Jahre in Europa bei drei für „geistige Dinge“, Wohltätigkeit und Erbauungshäuser schwärmenden, peinlich ordentlichen Tanten und dem Großvater, der ihm „Held, Wundermann“ und Kamerad seiner einsamen Kindheit ist. Ehrfürchtige Liebe für diesen so ganz ungeordneten, verbummelten, halb kindischen, halb weisen „Prozeßkrämer“ hat er sich zeitlebens bewahrt. „Die „Ahnungen, Verheißungen und Gefahren der „Welt“ beginnen, als der Pfälzer Bub in eine fromme Basler Erziehungsanstalt gesteckt wird, in der „Württemberg Leib und Magenbrot allen Lebens“ ist. Seine Erlebnisse mit den apostolisch heitern Erziehern und den Mitschülern, die vielen „Überraschungen mit der Schweiz und Gott“ lassen den Knaben heranreifen, so daß wir zuletzt von dem angehenden Studenten mit dem Gefühl scheiden, er werde es zu einem freien und tätigen Leben bringen. — Herzerfrischend wirkt die Bilderfolge dieser Knabengeschichte durch ihren echten feinen Humor, der den Dichter liebevoll und gerecht auch von den allzu Wortgläubigen erzählen läßt. Er versteht es, den ernsten Kapiteln — unter welchen das von der „Sünde“ der Selbstbeobachtung besonders hervorzuheben ist — stets einen hellen Ton beizumischen; er vertieft die heitern und wunderlichen durch manchen Satz und Vergleich und manch sinniges Motto und rundet sie öfters durch einen gleichnishaften Schluß ab. — Das zu herzlichem Lachen zwingende Buch, das man gern ein zweites Mal liest, kann warm empfohlen werden. Zum Vorlesen eignet es sich besonders gut. Einfache Leute und Zerstreuungssüchtige werden allerdings kaum seinen feinen Reiz zu schätzen wissen. Hildegard Lohmann.

Dose, Johannes: Das Erdfeuer. Erzählung aus Islands großer Zeit. Essen, W. Girardet, (1919). (308 S.) 6.50 M., geb. 7.75 M.

Gleichwie droben in Island ein sonderlich hartes Ringen ist zwischen Licht und Finsternis, also war auch zwischen dem um einige Atemlängen zuerst geborenen, lichtverwandten, sieghaften Recken Egir Sigurdsohn und seinem Zwillingsbruder, dem enterbten nachtgewandeten Neidling Floki ein Kampf auf Leben und Tod um Erbhof, Godenschaft und Huld der schönen Helga. Auf den Meineid des von Floki bestochenen Fischers Arni hin wird Egir vom Thinghof der Brandstiftung schuldig und friedlos erklärt. Wie ein wildes Tier fristet er draußen in den Lavawüsten sein Leben. Von Sachsen und Dänen — man schreibt das Jahr 1000 — wird von einem neuen Gott gepredigt, der da reinere Sitten und Buße für die Sünden fordert. Der Christ gewordene Arni findet den Mut, seinen Meineid zu bekennen

und der Alting erklärt den vom Hungertode wunderbar erretteten Egir wieder frei und gefriedet. Aber ein furchtbarer Bruderkrieg zwischen Kreuzträgern und Asenbekennern droht der Insel. Im Augenblick höchster Gefahr bricht jedoch das „Erdfeuer" aus und vernichtet mit seinen Lavamassen die Höfe der lautesten Asenanhänger. Der Christengott triumphiert über die Inseln. — Mit billigen Effekten ist hier eine Handlung konstruiert, die mit grobstofflicher Spannungstechnik den Präriedunst primitiver Abenteurerliteratur mit der Sentimentalität verwaschener Familienromane verbindet und sich in dem Zeitgewand alter Sagas und Edden und in der heroischen Landschaft der „Ultima Thule" geradezu grotesk gebärdet. Der gänzliche Mangel an künstlerischem Formzwang, die schablonenhafte Charakterisierung und die aufdringliche christliche Tendenz mindern weiterhin den Wert des Buches, steigern aber die Gefahr für den unkundigen Leser. Alles in allem: es kann nur gewarnt werden. Winker.

Kinau, Rudolf: Lanterne. Een bebern Licht ut Nacht un Dot. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1920. (140 S.) Geh. 7 M., geb. 12 M.

„Minschen sünd Beuker, un Beuker sünd Minschen. Dat gift reine un bunte un slechte. Welk sünd so kloar un so deep as de See, un so frisch as Nordwesten Bries', un so hill und hooch as de Heben. De kiekt uns so voll Leew und Freid in de Oogen, dat uns dat Hart an to puckern fangt. De stoht bei uns an't Ru'er un wiest uns de Steerns un de Sünn un de lütten Lämmerwulken. Un wiest uns de Füern un de Klippen, un bringt uns mit vulle Seils un mit de Flaggen in'n Topp in'n Hoben." Seht, so einen Menschen und so ein Buch haben wir just hier vor uns, ein Buch voller Menschenliebe und Opferfreudigkeit, ein Buch von echter Mutterliebe, ein Seefahrtsbuch voll von Kampf nicht nur mit den äußeren, sondern vor allem auch mit den inneren Naturgewalten. Eine Laterne wird hier ausgesteckt und leuchtet weit hinaus auf die Fahrt jedes jungen, in das Leben tretenden Menschen, der sich mit dem stärksten Triebe auseinandersetzen muß. In edler Form, in einer Sprache, deren Schlichtheit und Bilderreichtum uns bis zu dem erschütternden und versöhnenden Ende der tiefergreifenden Geschichte gefangen hält, spricht hier ein ganzer Mensch, ein ganzer Dichter zur Menschheit. Gorch Focks Bruder, der uns so manches treffliche Buch bereits schenkte, hat sich in diesem schmalen Bändchen selbst übertroffen. Dies Buch muß jedem, besonders den Eltern, eine Offenbarung sein; es ist ein Leuchtfeuer von ungewöhnlicher Leuchtkraft. Es ist kein Buch für Kinder und Mucker. Pieth.

Küchler, K.: Aus Hafenschenken und Jungfernstuben. Hamburg-Altona, Hammerich & Lesser, 1921. (182 S.) 10 M., geb. 15 M.

Hafenschenken — Jungfernstuben, welche andern Beziehungen gibt's da, als die im rhythmischen Gleichmaß der Worte? Fast in jeder der 11 Geschichten sucht sie der Verf. und deckt sie vor uns auf: Von „Drei alten Fräulein" erzählt er uns, die in ihr Altersheim selige Erinnerungen an frohe Jugendtage gerettet haben. Ihre Gedanken begleiten den jungen Seemann von einst auf alle Meere. Sein Bild wird mit der Zeit immer schöner. Da kommt er eines Tages zurück, besucht sie in ihrer Einsamkeit. Sie sehen einen schwerfälligen, ruppigen Seebären, der seine Jugend in tollen Stürmen auf zerwühlten Meeren, in Saufgelagen und Liebesabenteuern in verrufenen Hafenschenken verloren hat, dem jetzt Rum, Tabak und Kartenspiel die höchsten Genüsse sind. Da fallen die letzten grünen Blätter vom Baum der Erinnerung und rascheln in die Verlassenheit der drei alten Fräulein. — So oder ähnlich laufen die Fäden zwischen Hafenschenken und Jungfernstuben. Menschen der Nordseeküste zeigt uns K., wie sie heimisch sind von Husum bis Hamburg, auf den Inseln und dem Festlande, im Kampfe mit Meer und Sturm, wie mit den Leidenschaften in wildbewegter Brust. Wenn daneben auch die stark auf Entsagung gestimmte

Seite ihres Wesens hervortritt, ist es durch die Problemstellung bedingt. Die Menschen, von denen ich nur die der beiden letzten Erzählungen ausnehmen möchte, sind klar geschaut und echt dargestellt, wie die Welt, in der sie leben. — Das Büchlein sei allen erwachsenen Lesern unserer Büchereien empfohlen. Jungclaus.

Schmidt-Wolff, Georg: Dr. Horstigast und seine Gäste. Ein Buch für solche und solche. Altenburg, S.-A., Friedr. Otto Müller [1920]. Geb. 6,50 M.

Wie die in Knüttelversen abgefaßte „Rechtfertigung" besagt, ist dies in todernster Stunde erscheinende Buch schon vor Jahren — vor Beginn des Weltkriegs — geschrieben, wenn es auch erst jetzt herauskommt und in seiner Aufmachung der Papierbeschaffenheit der Gegenwart Rechnung trägt. Um so lieber läßt man sich vom Verf. in jene vergangene Zeit zurückversetzen, deren hohe geistige und menschliche Kultur dem Leser hier lebhaft entgegentritt. Der alte Hagestolz, Dr. Horstigast, ein früherer Gymnasiallehrer, dem durch eine Erbschaft reiche Glücksgüter in den Schoß gefallen sind, hat sich irgendwo in Holstein ein Besitztum nach seinem Geschmack geschaffen. Getier aller Art, vor allem aber Vögel, bevölkern den „Tannenhorst", aber sein Herr hat eine tiefe Sehnsucht im Herzen und träumt von einem zukünftigen Glück, das er sich am liebsten in der Gestalt eines taufrischen jungen Mädchens denkt, dem er an einem Frühmorgen, als der Schnellzug durch irgendeinen Zufall in der Nähe seiner Einsamkeit hielt, eine Aufmerksamkeit hat erweisen dürfen. Einer seiner Freunde, der sich unerkannt gleichfalls im Zuge befindet, wird Zeuge der kleinen Szene und hat das Interesse bemerkt, das die beiden aneinander genommen haben. Durch einen Brief von ihm erfährt Horstigast den Namen der jungen Dame, „Senta"; dann hindert ein plötzlicher Tod den Freund, ihm weitere Mitteilungen zu machen. Inzwischen kehrt ein anderer alter Kamerad mit seiner lieblichen jungen Frau, die er trotz vorgeschrittenen Alters noch gefunden, bei dem Hagestolzen ein, und immer lebhafter wird in diesem das Sehnen nach seiner Senta, die ihm, der unter seinen Vögeln, Hunden und Katzen ein behagliches Leben führt, erst das volle Lebensglück bringen werde. Endlich aber kommt auch seine Stunde; auf einer Wandertour findet er die Geliebte, die es auch wieder in diese Gegend gezogen hat, in Begleitung ihres ehrwürdigen Vaters bei einer befreundeten Familie wieder. Diesmal hat er Gelegenheit zur Aussprache und gewinnt die Hand Sentas, die auch ihrerseits dem Fremden ein freundliches Andenken bewahrt hatte. Die treue Freundschaft, die die prächtigen Menschen an der Wasserkante miteinander verbindet, die alle leidenschaftliche Naturfreunde sind und auch sonst sich durch ihre hochgerichtete Lebensauffassung miteinander verknüpft fühlen, macht die Lektüre dieses Erstlingswerks zu einem wirklichen Genuß. Echt niederdeutscher Humor durchzieht die wundervolle — vielleicht hier und da ein wenig zu breit geratene — Schilderung der Holsteinschen Landschaft. Wenn der Autor auch in seiner Befürchtung, daß es ihm nicht möglich sein werde, allen zu gefallen, recht behalten mag, so wünscht man ihm doch recht viele Leser — freilich reiferen Alters — die an seiner Heiterkeit ihre herzliche Freude haben und seinem Helden sein spätes Glück von ganzem Herzen gönnen werden. Liesegang.

Schussen, Wilh.: Freund Huchler schreibt. Nachklänge zu „J. J. Schönfelds philosophischen Kuckuckseiern". Heilbronn, Salzer, 1920. 3 M.

Wilhelm Schussens Büchlein enthält eine Reihe von gut beobachteten Momentenaufnahmen zumal aus dem parteipolitischen Leben seiner Heimat, in dem schönen Land zwischen der weißgold glitzernden Donau und dem grünen Bodensee. Mit gutem Humor geißelt der Verf. mancherlei Schwächen und Willeleien seiner Landsleute und Mitbürger. So handelt er ganz erbaulich darüber, ob er selbst nun eigentlich ein „Proletarier" oder ein „Bourgeois" sei, oder er erzählt von dem „Sozialisierungsschiff" oder dem „Abgeordneten-Examen", das sein Vetter als unbedingt notwendig für

unsere ganze Zukunft erklärt. Mit welcher Liebe aber Schussen gleichwohl an dem Lande seiner Jugend hängt, das zeigt die letzte kleine Skizze: „Eine Wallfahrt in die Heimat". Das klingt wie ein Hochgesang auf die Schönheit der weiten oberschwäbischen Gebreite. Voller Wehmut scheidet er jedesmal, um dann nach Jahresfrist immer wieder zu kommen, wenn der Sommer wiederkehrt und die Felder im Korn wogen und die Täler ihren Heuduft ausatmen. Liesegang.

D. Kurze Anzeigen.

Mundartliche Dichtungen für Schule und Haus. Hrsg. von Dr. Wimmers. Breslau, Handel, 1913. (169 S.) 3.20 M., geb. 6 M.

Eine Auswahl aus den Mundarten des ganzen deutschen Sprachgebiets. Verhältnismäßig stark sind die Mundarten der niederdeutschen Sprache vertreten, zumeist mit Gedichten, die dem Inhalte nach in Stoffgruppen geordnet sind. Ju.

Dorfleute. Dorfgeschichten deutscher Meistererzähler. Hrsg. von Wilh. Hochgreve. Berlin, Behr (1917). 196 S. Geb. 12 M.

Gutgewählte Beiträge von Sudermann, Söhle, Viebig, Zahn, Greinz, Holzamer. Mittlere Büchereien werden im Besitz der Quellen sein; für kleine macht das Buch die Beschaffung der Quellen nicht überflüssig. Bei Lesern kann die Zusammenstellung das Verlangen nach mehr erwecken. Ju.

Von dem Fischer un syner Fru. Ein Märchen nach Phil. Otto Runge, mit 7 Bildern von Marcus Behmer. Leipzig, Insel-Verlag, 1920. (Insel-Bücherei Nr. 315.) (28 S.) 3 M.

Das allbekannte Märchen von der Jsebill, der Frau des armen Fischers, die nach Erreichung alles Gewünschten auch über Pabst und König herrschen möchte und die zur Strafe nun in ihre alte, ärmliche Hütte zurückgestoßen wird, liegt hier in einem Schmuckbändchen vor, das alle Bücherfreunde entzücken wird, das sich seines billigen Preises wegen aber auch zur Einstellung in Volksbüchereien wohl eignet. Ko.

Das Buch Hiob. Aus dem Hebräischen übertr. u. hrsg. von Franz A. Lambert. Berlin, Furche-Verlag, 1919. (150 S.) Geh. 8 M., geb. 10 M.

Die Übersetzung versucht sich möglichst an die eindringliche Einfachheit des Originals anzulehnen, sie ist in edler, klarer Sprache abgefaßt. In der ausführlichen Einführung ist aus dem religionsgeschichtlichen Material alles herbeigebracht, was nur irgend zum Verständnis des Werkes dienen kann. Druck und Ausstattung sind wohltuend klar und vornehm. Oe.

Frels, Wilhelm: Buchhändlerische und bibliothekarische Bibliographie. Drei Aufsätze. Leipzig, 1920. (48 S.) Als Handschrift gedruckt.

Sonderabdruck aus dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel." 87. Jg. Fr.

Friedrichs, Ernst: Russische Literaturgeschichte. Gotha, Fr. A. Perthes, 1921. (152 S.) Ungeb. 12 M.

Das Buch bietet eine bequeme, gut lesbare Übersicht, ohne besonders in die Tiefe zu dringen. Verhältnismäßig ausführlich ist die ältere Zeit (bis Karamsin) behandelt. Bibliographische Hinweise für das eingehendere Studium bietet ein Anhang. Fr.

Gebri, Hermann: Märchen und Gespenster. Leipzig, Matthes, 1920. (28 Bl.) (54. Zweifäusterdruck.)

Ein Album, zur Hälfte für Erwachsene, zur Hälfte für Kinder. Die Silhouetten sind meist Personifikationen aus der Natur, aus ihren Verwirrungen und Unheimlichkeiten, aber auch aus ihrer Komik. Der Text stimmt das Groteske der Zeichnungen wieder herunter auf die Harmlosigkeit. Das Ganze ist jedenfalls eine interessante, originelle Erfindung. Oe.

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Simplicius Simplicissimus. In Auswahl hrsg. von F. Bobertag. Berlin u. Leipzig, Verein. wiss. Verleger. (Sammlung Göschen), 1920. (158 S.) 2,10 M. u. 100% T.-Z.

Diese hübsche Auswahl-Ausgabe, die die schönsten und charakteristischsten Schilderungen des einzigartigen Sittenmalers aus trübster deutscher Vergangenheit enthält, und die außerdem mit Einleitungen und Erläuterungen eines sachkundigen Herausgebers versehen ist, dürfte ganz besonders den Lesern volkstümlicher Büchereien willkommen sein. Ko.

Gottfried Keller-Buch. Kellers schönste Novellen, Erzählungen, Legenden. Dachau, Gelber Verlag, 1921. (340 S.) Pappbd. 14 M.

Eine sehr geschmackvolle, mit Holzschnitten von Friedrich Blum geschmückte und von Martin Lenz herausgegebene Auswahl. Enthält: Romeo und Julia. Gerechten Kammacher. Spiegel, das Kätzchen. Schmied seines Glücks. Sieben Legenden. Fähnlein der sieben Aufrechten. Fr.

Nötzel, Karl: Der russische und der deutsche Geist. Gedankenleben, religiöses Leben und Lebensnachbildung. Berlin, Furche-Verlag, 1920. (91 S.)

Die tiefeindringenden Ausführungen des durch zahlreiche Schriften über russisches Wesen bekannten Verfassers gehören zu dem besten, was über diesen Gegenstand geschrieben ist. Fr.

Kleine Mitteilungen.

Die Lesehalle in Bremen, die, wie so viele gemeinnützige Einrichtungen dieser Stadt, aus Stiftungsmitteln gegründet und unterhalten wurde, kündigt in einem Flugblatt „An unsere Leser" an, daß sie, nachdem sie bereits ihren Lesesaal anderweitig zu vermieten gezwungen war, nun demnächst auch vollends ihre Ausleihe schließen müsse, falls es nicht gelinge, die Stiftungsmittel wesentlich zu erhöhen, neue Räume zu beschaffen und einen jährlichen Zuschuß von 50000 bis 60000 Mark verbürgt zu bekommen. Den Lesern unserer Zeitschrift brauchen wir nicht erst zu sagen, was die Bremer Lesehalle, die mit etwa 11000 Lesern aus allen Kreisen der Bevölkerung und 220000 Bänden jährlichen Entleihung schon ihrem Betriebsumfange nach zu den größten deutschen Volksbüchereien zählt, landauf und -ab wohlbekannt um der hervorragenden Qualitätsarbeit willen, unter der hingebenden Leitung von Dr. Heidenhain geleistet hat. Für viele jüngere deutsche Lesehallen ist sie vorbildlich geworden. Wer die freundlichen Räume am Ansgarikirchhof auch nur einmal aufmerksam betrachtet und den darin waltenden Geist echter Volksbildung verspürt hat, der kann es nicht glauben, daß der Staat Bremen, der seine alte Großzügigkeit auch in unserer, für ihn wirtschaftlich besonders schwierigen Zeit nicht verleugnet, eine solche vorbildliche Bücherei, die er stolz zu seinen besten bodenständigen Kulturwerken rechnen darf, zugrunde gehen lassen werde. Stehen doch hier Werte auf dem Spiel, die später durch kein noch so großes Opfer wiedergewonnen werden können. Sollte es in dem Staate Bremen so schwer sein, Mittel aufzubringen, um auf einer durch langjähriges Vertrauen gestützten Arbeit weiterzubauen, heute, wo sich andere viel weniger leistungsfähige Orte unter großen Opfern dazu entschließen, der allgemeinen Bildungspflege durch die Neubegründung von Bibliotheken zu dienen! Die Leser und Freunde unserer Zeitschrift aber bitten wir dringend, ihr Interesse für die Bremer Lesehalle werktätig auch dadurch zu bekunden, daß sie nach Möglichkeit in der Tagespresse die Aufmerksamkeit breiter Kreise auf die Gefahren hinlenken, die, wie wir allerdings zur Ehre der alten Hansastadt annehmen wollen, nur vorübergehend sind.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 5/6

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.
Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Die nächsten Hefte werden u. a. folgende Beiträge enthalten:

Brann: Lesesaalbüchereien.
Kemp: Die Stadtbücherei Memel.
Dicke: Besoldungsreform und mittleres Bibliothekspersonal.

Die Anzeigenverwaltung ist vom Verlag dem Einkaufshaus für Volksbüchereien, Berlin NW 7, übertragen worden; es behält sich die Ablehnung von Anzeigen und Beilagen vor.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 5/6

Zur Beförderung des Schullichtspiels

von F. Plage.

Wir haben heute nicht mehr zu entscheiden, ob wir das Lichtspiel in der Schule haben wollen oder nicht; denn das Lichtspiel wird über kurz oder lang ein wesentlicher Teil des Unterrichts in allen Kulturländern sein und sich auch in der deutschen Schule seinen Eingang erzwingen. Es wäre daher nicht klug, sich gegen die Einführung dieses hochwertigen Anschauungsmittels noch weiter sträuben zu wollen, vielmehr ist es ratsam, an seiner Beförderung mitzuarbeiten, damit es vollendet werde.

Bisher hat die Industrie mit anerkennenswertem Wagemut durch die Herstellung von Lehrfilmen ohne eigentliche Nachfrage der Entwicklung des Schullichtspiels vorgegriffen. Sollte nun diese Herstellung ins Stocken geraten, so wäre das ein ernster Nachteil für uns. Jenseits des Ozeans ist nämlich das neuzeitliche Bildungsmittel rasch in seiner ganzen Bedeutung erkannt und mit echt amerikanischer Schnelligkeit ausgewertet worden. In den Vereinigten Staaten hat bereits jede entwickelte Schule ihren eigenen Bildwerfer, und Bezirksleihstellen mit vielen tausend Nummern sorgen für die bequeme Belieferung der Schulen mit lehrhaften Bildstreifen. Auch französische Lehrfilme werden in Menge erzeugt, und was wir davon zu sehen bekommen haben, muß zum Teil als vorzüglich anerkannt werden.

Nach Wiederherstellung der zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen werden nun amerikanische und in ihrem Gefolge französische Lehrfilme die ganze Welt überschwemmen, bis in die Schulen Japans und Chiles dringen und mit der ganzen Werbekraft, die gerade dem Film innewohnt, für amerikanische Weltauffassung oder französisches Wesen wirken. Der alte Ruf deutscher Lehrkunst und deutscher Wissenschaft ist aber einer der wenigen Pfeile, die wir noch zu versenden haben, und wenn wir auf diesem unserm ureigensten Gebiete auch noch methodisch geschlagen werden, wenn amerikanische Anbetung der Quantität und französischer Rationalismus unsern auf Verinnerlichung gerichteten Bemühungen im Unterrichtswesen den Rang abläuft, dann behält das Ausland von unserer Filmindustrie keine andre Erinnerung mehr als die, welche durch den ausgeführten Schund der letzten Jahre begründet worden ist.

Wird der deutsche Lehrfilm auf dem Weltmarkte beiseite geschoben, so erleiden wir eine weitere Einbuße nicht nur an wirtschaftlichen Werten, sondern vor allem auch an Kulturgeltung und wissenschaftlichem

Ansehn in der ganzen Welt. Mag also auch das Lichtspiel als Unterrichtsmittel noch verbesserungsbedürftig sein, so müssen wir ihm doch die Bahn ebnen und an seiner Vervollkommung mit allen Mitteln arbeiten, damit es das reine Gepräge des deutschen Geistes erhält und für diesen in der ganzen Welt zu werben vermag. Damit aber wird das Schullichtspiel und seine Förderung durch Staat, Gemeinde und Schule zu einer Angelegenheit, die weit über das engere Gebiet des Erziehungswesens hinausreicht.

Wo stehen wir nun im deutschen Schullichtspielwesen? Regelmäßige Schullichtspiele finden bisher nur in einigen größeren und mittleren Städten statt; nur wenige von ihnen haben hauptamtliche Leiter. In den meisten Orten ist das Schullichtspiel noch privaten Unternehmern überlassen, die in sogenannten „Jugendvorstellungen" wohl hier und da einen Lehrfilm abrollen, meist aber die Kosten des Programms mit abgespielten Albernheiten decken, die kurz vor dem Umschmelzen für billiges Geld zu haben sind. Mancher Versuch eines selbständigen Schullichtspiels ist gescheitert, weil es an Sachkunde und Erfahrung fehlte. Immerhin ist an vielen Orten der Wunsch rege, Schullichtspiele einzurichten; nur schrecken noch die offenbaren wirtschaftlichen Schwierigkeiten ab: Mangel an geeigneten Lichtspielräumen, Abhängigkeit von den Besitzern der gewerblichen Kinos, Höhe der Filmmieten und vor allem die Kostenaufbringung. Wenn es möglich wäre, das Lichtspiel in den Schulen selbst zu veranstalten, so würde es sich schneller einbürgern, weil es jederzeit in den Unterricht eingefügt werden könnte, sobald es angezeigt erscheint. Vorläufig ist aber auch mit dem eigenen Schulapparat noch nicht viel gewonnen, da die hohen Filmmieten, die Kosten für Versendung und Versicherung den Kleinbetrieb verbieten. Nun könnten sich wohl größere Städte eigene Filmsammlungen zulegen zur Ausgabe an die einzelnen Schulen; aber dazu gehören Mittel, die nur von sehr leistungsfähigen Verbänden aufgebracht werden können. Auch dort, wo Ansätze zu solchen Einrichtungen bereits bestehen, ist an die Entleihung einzelner Filme für den jeweiligen Bedarf des laufenden Unterrichts nicht zu denken; vielmehr ist auch da auf die Vermietung ganzer Spielfolgen Bedacht zu nehmen, und diese gestatten eine unmittelbare Verknüpfung mit dem Unterricht nicht, sondern erfordern besondre Lichtspielveranstaltungen, die neben dem Unterricht hergehen und zugleich von mehreren Klassen, tunlichst sogar von den gleichstufigen verschiedener Schulen besucht werden müssen, damit das Unternehmen lohnt. Rücksicht auf den Lehrplan kann hierbei nicht genommen werden.

Das Schullichtspiel kann also zur Zeit nicht anders betrieben werden als in Form von besondren Spieltagen und Spielwochen mit einem einheitlichen Programm, das einer großen Zahl von Schülern desselben Orts der Reihe nach vorgespielt wird. Hieraus ergeben sich die heute gebotenen Formen seiner Organisation. Für die Filmbeschaffung kommen fast ausschließlich die großen Filmverleihe oder die Leihstellen der Monopolbezirke in Betracht; auch die gemeinnützigen Leihstellen

müssen Miete berechnen, verfügen zudem nur über eine beschränkte Auswahl von Bildern. Kenntnis der Geschäftsbräuche, der maßgebenden Mietspreise und der örtlichen Ausnutzungsmöglichkeiten eines Films sind nötig, wenn man ohne Nachteil abschneiden will. Nun könnte der Zusammenschluß mehrerer Städte zu Lichtspielverbänden die Gestehungskosten erheblich verbilligen. Bei der Bildung solcher Verbände wird die Lage der einzelnen Teilnehmerstädte zu einem bestimmten Eisenbahnnetz eine wesentliche Rolle spielen, da es darauf ankommt, bestimmte Spielfolgen wochenweise anzumieten und ohne den Verlust eines Spieltages mit dem Nachtzuge von einer Stadt zur andern reisen zu lassen. Die Beschränkungen in der freien Wahl der Spieltage, die sich dabei der einzelne Teilnehmer in Rücksicht auf die rechtzeitige Anmietung der Filme gefallen lassen muß, sowie die Bindungen und Sicherungen, zu denen er sich im Interesse der Spielgemeinschaft verstehen muß, werden aufgewogen durch die wesentlichen Vorteile, die auf diesem Wege von den Leihgesellschaften zu erreichen sind. Schließlich sammeln sich in solchen Verbänden mehr Erfahrungen, als die einzelne Schulverwaltung machen kann.

In der Frage der Kostenaufbringung für das Schullichtspiel ist nun eine grundlegende Entscheidung zu treffen: Soll die Gemeinde die Gesamtkosten tragen? Soll sie nur einen Zuschuß leisten? Oder soll sich das Schullichtspiel wirtschaftlich in sich selber tragen? Hier ist nun der Neuling in der Regel geneigt, diese Frage dahin zu entscheiden, daß das Schullichtspiel ein Teil des Unterrichts sei und demnach Eintrittsgeld nicht erhoben werden dürfe, zumal wenn die Vorstellung in der Unterrichtszeit stattfindet und ein gewisser Zwang zu ihrem Besuche ausgeübt wird. Es mag sein, daß diese Frage noch einer gewissen rechtlichen Klärung bedarf oder durch die Schulbehörden zu entscheiden wäre. Das Schullichtspiel wird aber als Lernmittel angesehen werden dürfen wie das Zeichenheft oder der Schulatlas, deren Anschaffung auch nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt werden darf. Vorläufig wirkt das Schullichtspiel auf unsre Schüler noch wie ein Fest, und sie bringen den kleinen Beitrag so gerne und unschwer bei wie zum Schulspaziergang.

Sollen aber die Kosten des Schullichtspiels in Bausch und Bogen durch die Schulgemeinde bestritten werden, so ist es wirtschaftlich auf die Dauer nicht haltbar. Selbst dort, wo bedeutende Mittel für diesen Zweck ausgeworfen sind, werden die Gemeinden früher oder später bewilligungsmüde, und in dieser Zeit der gemeindlichen Geldnöte und hohen Schullasten bleibt der Blick der Stadtväter sicher am Schullichtspiel hängen, wenn sie nach Stellen im Schuletat spähen, an denen noch zu sparen wäre. Da ist denn schnell dem Lichtspiel buchstäblich das Licht ausgeblasen; dann aber seinen Weiterbestand zu sichern durch neuerliche Erhebung von Eintrittsgeld ist meist nicht möglich, weil sich jetzt die stärksten Widerstände regen. Was von der Gesamtaufbringung der Kosten gilt, trifft zumeist zu, wenn nur ein Zuschuß zu den Kosten gewährt wird. Es ist darum ratsam, das Schullichtspiel von An-

fang an auf Eintrittsgebühren aufzubauen. Ein Zulassungspreis von 50 Pf. für jeden Schüler ist angemessen und reicht aus, um das Lichtspiel auf eigene Füße zu stellen. Dabei können noch die Kinder unentgeltlich zugelassen werden, denen seitens der Stadt Lernmittelfreiheit gewährt wird; das sind meist 10% der Schülerzahl. Von der wirtschaftlichen Einzelwirkung so kleiner Beträge kann unbedenklich abgesehen werden; denn die erhobene Gebühr entspricht noch nicht dem Preise einer Briefmarke. Allerdings muß die Stadt ein kleines Betriebskapital von etwa 1000 M. vorschießen und die ungedeckten Risiken (Feuer!) tragen.

Ernster als diese wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind die Einwände, die aus erzieherischen Gründen gegen das Lichtspiel erhoben werden.

Zunächst teilt das Lichtspiel in der Schule das Schicksal aller methodischen Neuerungen; d. h. es wird abgelehnt. Nun ist aber der Schritt vom stehenden Bilde, das längst Heimatrecht im Unterricht erlangt hat, zum Laufbilde gar nicht so ungeheuerlich. Es ist nicht einzusehen, warum eine bildliche Darstellung weniger wertvoll sein sollte, die neben dem Sein noch das Werden, neben dem Beharren noch die Entwicklung vorführt. Der oft gehörte Vorwurf: „Es geht auf der Leinwand alles zu schnell vorüber" richtet sich in der Tat gegen den natürlichen Ablauf des Geschehens; denn der Film rollt im Tempo der Aufnahme ab — er soll es wenigstens! — und verlangt keine andre Einstellung als die Wirklichkeit. Wie jede Art von zusammengesetzter Bewegung nötigt das Lichtspiel zu einer raschen Auffassung der bewegten Dinge im einzelnen und erzieht zu derjenigen Geistesgegenwart, Umsicht und Entschlußbereitschaft, die angesichts der Welt des Geschehens überhaupt am Platze ist, die wir im heutigen Leben, im Getümmel unserer Großstädte, in den Gefahren unseres modernen Verkehrs brauchen.

Wir wissen zudem, daß das Lichtspiel noch mehr vermag: Es kann jede Bewegung nicht nur in ihrem natürlichen Zeitablauf, sondern sogar beliebig verlangsamt darstellen und sie damit für die Beobachtung in ihre kleinsten Bestandteile zerlegen; ja es macht auch diejenigen Bewegungen noch als zusammenhängende wahrnehmbar, die sich wegen ihrer Langsamkeit dem Auge nicht mehr als solche darstellen wie z. B. das Keimen der Samen oder den Vorgang der Kristallisation. Bei alledem kann das Lichtspiel jeder möglichen Veränderung des Beobachterstandpunktes Rechnung tragen und verleiht damit den dargestellten Dingen eine Körperlichkeit, die nie im Stehbilde zu erreichen ist, nicht einmal in der stereoskopischen Aufnahme. Das aber sind alles Vorteile, die im Unterrichte jenen großen Aufwand an Schilderung ersparen, die das Stehbild zu seiner Belebung braucht. Daß das bewegte Bild „Spannung" hervorruft und gefühlsbetonte Anschauung vermittelt, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; das hat es mit der anschaulichen Erzählung und mit der Beobachtung der lebenden Natur gemein. Auch der Knabe vorm Vogelnest ist „gespannt". Sache des erziehenden Unterrichts ist es ja gerade, auch das Register der Spannung in die pädagogischen Darstellungsmittel einzuschalten.

Es wird ferner mit vollem Recht hervorgehoben, daß heute die Schule noch zu wenig Einfluß habe auf die Bearbeitung und die Auswahl der Filme, auf die Zusammenstellung der Spielfolgen, daß sie sich in die wenig erfreuliche Lage versetzt sehe, den Unterricht dem Lichtspiel anzupassen anstatt umgekehrt. Nun fehlt es allerdings bei der Herstellung von Lehrfilmen noch zu sehr an der richtunggebenden Mitarbeit der Lehrerschaft aller Grade, obwohl recht ermunternde Versuche vorliegen. Aber es fehlt an dieser Mitarbeit aus dem Grunde, weil bisher die Mehrzahl der Schulverwaltungen sich dem Lichtspiel gegenüber ablehnend oder mindestens abwartend verhalten hat und in ihrer Gesamtheit für die Filmindustrie bisher nur als Mieter, aber nicht als Käufer von Filmen in Betracht kam. Mit den Kinodramen machen die Fabrikanten ein Geschäft; aber an den Lehrfilmen haben sie bisher mit wenigen Ausnahmen Geld zugesetzt, weil der Absatz nicht den Herstellungskosten entsprach. Daß die Hersteller von Lehrfilmen sich heute noch auf das ganze Mietgeschäft einlassen, das ihnen nichts einbringt, ist nur ein Notbehelf der Werbung. Lieber wäre es ihnen, wenn sie nur verkaufen könnten.

Will sich die pädagogische Welt Einfluß auf die Herstellung von Lehrfilmen sichern, so muß sie das Schullichtspiel jetzt befördern trotz der Mängel, die den vorhandenen Filmen noch anhaften. Wer etwa heute sagen wollte: „Wir werden der Veranstaltung von Schullichtspielen näher treten, sobald einwandsfreie Leistungen vorliegen", der verkennt die ganze Sachlage. Andrerseits wird sich aber auch die Filmindustrie den Wünschen und Bedürfnissen der Schule, den kritischen Stimmen, die aus ihren Bezirken herübertönen, nicht verschließen dürfen. Ja die Weiterentwicklung des Schullichtspiels wird ganz wesentlich davon abhängen, daß in die Erzeugung von Lehrfilmen Plan und System kommt.

Wir befinden uns heute gegenüber einem Marktvorrat von etwa 3000 Lehrfilmen deutscher Erzeugung; hierin sind alle wissenschaftlichen Filme einbegriffen, die nur für den Sonderunterricht an Hoch- und Fachschulen in Frage kommen. Dieser ganze Vorrat trägt den Charakter eines Zufallbestandes; wohl ist von gelegentlichen wissenschaftlichen Mitarbeitern diese oder jene Lehraufgabe herausgegriffen, aber von der Medizin und den Sport abgesehen ist kein Fach planmäßig auf seinen Bedarf an Bewegungsbildern durchgearbeitet. So fehlt es an einer systematischen Bearbeitung der deutschen Flüsse, Gebirge, Landschaften, der Künste und Berufe, an hinreichenden Aufnahmen aus der heimischen Tierwelt, an mikroskopischen und Zeitrafferaufnahmen aus dem Pflanzenleben. In der Bewegungsgeometrie haben wir eben gerade die ersten Versuche gesehen; die Physik ist gang unzulänglich bestellt. Was in den großen historischen Spielfilmen an unterrichtlich Verwendbaren steckt, ist nicht ausgezogen. Die vorhandenen Städte- und Industriefilme sind zum Teil bestellte Reklameaufnahmen. Dazu enthalten die ausgegeben Listen noch genug minderwertige Bildstreifen. Man denke etwa an die Zwischentitel in fehlerhaftem Deutsch, an die verständnishemmenden

Kürzungen einzelner Vorgänge, an die technisch verfehlten Aufnahmen, an die verkitschten Märchenfilme.

Nun sind das freilich alles Kinderkrankheiten der noch sehr jungen Lehrfilmindustrie, von der nach den bisherigen Absatzmöglichkeiten eine vollständige und fehlerfreie Erzeugung nicht zu erwarten war. Aber es ist doch wohl nun an der Zeit, daß sich diese Industrie angesichts der investierten Werte in ihrem eigensten Interesse auf die Heranziehung ausreichend gebildeter und in allen Sonderfragen bewanderter Mitarbeiter besinnt, die in vielen Fällen sogar ehrenamtlich zu haben sind. Für die weitere Aufnahmearbeit müssen nunmehr gewisse Ziele abgesteckt werden. Natürlich soll der Laie nicht kurbeln; denn dabei kommt nie etwas Wertvolles heraus; aber ebensowenig sollten auf dem Gebiete des Lehrfilms Kaufleute und Operateure die Objekte aufsuchen und den Verlauf der Aufnahmen bestimmen; die Regie des Lehrfilms ist nicht als nebensächlich zu behandeln. Eine solche vernünftige Arbeitsgliederung und Verteilung der Zuständigkeiten muß vor allem gefordert werden bei den Gesellschaften, die mit öffentlichen Mitteln arbeiten.

Angesichts der vielen Versager bleibt heute den Veranstaltern von Schullichtspielen nichts weiter übrig, als sich in ermüdenden Einzelbesichtigungen ein Urteil über die verfügbaren Bildstreifen zu verschaffen, da die vorhandenen Auskunftsmittel unzulänglich sind. Der nach allen Richtungen hin verantwortliche Leiter eines Schullichtspiels darf heute keinen Bildstreifen unbesehen anmieten; infolgedessen befindet er sich beständig auf der Jagd nach Filmen, die allen technischen, ästhetischen und pädagogischen Anforderungen gerecht werden. Dann aber heißt es erst, aus den ermittelten Einzelstücken eine wirkungsvolle Spielfolge zusammenstellen, in der nicht ein Film den andern überflüssig macht oder totschlägt; oft fehlen auch wichtige Stücke einer Anschauungsreihe. Das Stehbild zur Ausfüllung solcher Lücken zu benutzen, ist nicht ratsam; es eignet sich höchstens zur Vorbereitung auf eine Laufbilderreihe; in diese eingeschaltet, kann es sich gegenüber den stärkeren Wirkungen des Films nicht behaupten und führt zu einem Abfall der Aufmerksamkeit.

Nun werden Reisen zur Besichtigung von Filmen im wirtschaftlichen Rahmen des Schullichtspiels mit der Zeit unerschwinglich. Es wird also ein zuverlässiges Auskunftsmittel gefunden werden müssen, das nach Art der kritischen Führer auf dem Büchermarkt ein Zurechtfinden auf dem Filmmarkt ermöglicht. Nennen wir dieses Hilfsmittel einmal: „Allgemeines deutsches Filmarchiv". Seine Aufgabe wäre es, den vorhandenen Bestand zu überprüfen, die Neuerscheinungen regelmäßig zu verfolgen und die gewonnenen Urteile festzulegen. Hierbei sind zugleich alle andern zweckdienlichen Angaben zu sammeln, die für die Benutzung des Films in Betracht kommen. Das alles kann in einer Archivkarte geschehen, die etwa folgende Form haben könnte:

Abt.: Tierkunde.	Der Marder.	Z. 5.
Erzeuger: Pathé.	Hauptinhalt: Freiluftleben und Zähmung des Steinmarders. Bewegung in halber Freiheit.	
Leihstelle: Ufa. (Kulturabteilung.)		
Länge in m: 133. Rollenzahl: 1.		
Leihpreis pro Tag und m: 18 Pf.		
Gesamtleihpreis pro Tag: 24 M.	Gesamturteil: Sehr ansprechende und packende Aufnahmen, die der Eigenart des Tieres wohl gerecht werden.	
Zwischentitel: Gut, reichlich.		
Vortrag: nicht vorhanden.		
Spieldauer: 6 Minuten.		
Zensurkarte: nicht vorhanden.	Zuweisung: Geeignet für Schüler jeden Alters, auch für Jugendliche und Erwachsene.	
Technischer Wert: Sehr gut.		
Geprüft von: Peters.		
Datum: 7. 9. 20. Ort: Frankfurt a. O.		

Die Leitung des Archivs ist dann in der Lage, jede gewünschte Auskunft aus den Karten zu erteilen. Auf die Ansätze zu solchen Archiven, die bereits in den vom „Bilderbühnenbund deutscher Städte" zu Stettin und vom „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" in Berlin ausgegebenen Listen vorliegen, sei ausdrücklich hingewiesen. Zustandekommen könnte ein so wichtiges Auskunftsmittel überhaupt nur durch gemeinsame Arbeit aller Beteiligten, zudem auch durch eine wohlüberlegte Arbeitsteilung, die Doppelarbeit erspart. Für die Zusammenstellung zu wirkungsvollen Spielfolgen gibt es freilich keine andre Lehrerin als die Erfahrung.

Solange solche Hilfsmittel nicht bestehn, brauchen jüngere Unternehmungen eine Beratung, wenn nicht die Veranstalter über den unvermeidlichen Hemmungen und Widerständen die Lust an der Sache verlieren sollen. In der Technik des Schullichtspielbetriebs ist unvermeidlicher Ärger zu überwinden, ehe das Unternehmen eingefahren ist. Noch ist man vielfach auf die Gefälligkeit der gewerblichen Kinobesitzer angewiesen und auf die Bereitwilligkeit ihrer Vorführer. Lichtanlage, Strombeschaffung, Bedienung der Apparate, Behandlung und Versendung der Filme, Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Lustbarkeitssteuer, öffentliche Werbung, Mitwirkung der Ortspresse, Kartenvertrieb, Verteilungsplan für die Füllung der Säle, Ankündigung in den Schulen, Überwachung der Schüler, Einziehung der Eintrittsgelder: das alles sind Betriebsfragen, die rechtzeitig zu klären sind und von deren angemessner Erledigung der örtliche Erfolg abhängt.

Daneben sind auch Entschließungen zu fassen über die Art, in der der Vortrag mit dem Lichtspiel zu verbinden ist. Es wird sich

dabei herausstellen, daß die ganze Methodik des Laufbildes eine grundsätzlich andre ist als die des stehenden Anschauungsbildes, daß der Vortrag ein ganz andres Verhältnis zum Laufbilde hat als zum Stehbilde; ja es würde sich lohnen, das ganze Zusammenspiel von Vortrag, Stehbild und Laufbild zum Gegenstande einer besonderen methodischen Untersuchung zu machen.

In allen diesen Fragen haben bisher die einzelnen Lichtspielgemeinden ihre Erfahrungen miteinander in einem umfangreichen Schriftwechsel ausgetauscht; die kleineren Städte aber waren ganz auf die kollegiale Beratung, also auf den guten Willen der größeren angewiesen. Damit sind die Keime künftiger Beratungsstellen für das Lichtspiel bereits gegeben. Die in den lebhaften Schullichtspielbetrieben gesammelten Erfahrungen sollten der Allgemeinheit zugute kommen, indem man an geeigneten Stellen eine amtliche Beratungsstelle in Anlehnung an einen größeren städtischen Betrieb errichtet, ein Verfahren, das sich ja in der Bücherei bestens bewährt hat, das den Anfängern die Pfade ebnet und sie vor Irrwegen bewahrt.

Überschauen wir nun zum Schluß die jüngste Entwicklung des Schullichtspiels, so wollen wir nicht verkennen, daß wir in den letzten drei Jahren ein gut Stück voran gekommen sind, insofern als wichtige Grundfragen geklärt sind, als überhaupt gespielt wird und als die Filmindustrie sieht, daß ihre Bemühungen um den Lehrfilm nicht vergeblich gewesen sind. Aber noch glücken nicht alle Versuche, noch ist eine größere Verbreitung des Schullichtspiels im Interesse seiner Vervollkommung dringend zu wünschen, und noch ist das Unternehmen mit Wagnissen aller Art verknüpft. Darum ist nun ein Mehrfaches nötig: Vorurteilslose Mitarbeit der Lehrer, Schulleiter und aller Freunde des erziehlichen Lichtspiels, bessere Fühlung der Erzeuger von Lehrfilmen mit ihren Abnehmern, ständige kritische Sichtung der ganzen Erzeugung durch berufne Kenner des Fachs, Errichtung von staatlichen Provinzialberatungsstellen für das Lichtspiel und Zusammenschluß der Lichtspielgemeinden zu Bezugsgemeinschaften oder Lichtspielverbänden.

Wie weit dann das Lehrfilmarchiv, die Beratungsstellen und die Spielverbände zu Arbeitsgemeinschaften zusammentreten oder ihre abgegrenzten Aufgaben zusammenlegen könnten, wie weit alle diese Organisationen nach einer zentralen Zusammenfassung streben müßten, wird die Zukunft ergeben. Heute liegt der Schwerpunkt des Schullichtspiels noch in der örtlichen Einzelarbeit; der Zusammenschluß der einzelnen Arbeitsstellen bahnt sich eben erst an. Gemeinsame Bedürfnisse und gemeinsamer Wille werden uns nötigen, höher zu bauen, wenn wir das Schullichtspiel wirksam fördern wollen.

Bücherei und Bildungswesen auf dem Lande.

Von Paul Matzdorf-Cöthen-M.

Die Bestrebungen, die Bildungspflege in enge Beziehung zur örtlichen Bücherei und Lesehalle zu bringen, verdienen eifrigste Förderung. Sie tun vor allem dem Lande not, das durch seinen unbefriedigt gebliebenen Bildungshunger die verhängnisvolle Abwanderung zur Großstadt mitverschuldet hat.

Wir ließen durch die Scheinkultur der Großstadt die Massen anlocken und sahen tatenlos zu, wie sie, heimat- und vaterlandslos geworden, sich der Sinnengier in die Arme warfen. Jetzt erkennen wir das Fichtewort als bittere Wahrheit an: „Nur das Volk, das bis in die untersten Schichten durchgebildet ist, wird im Völkerleben voranschreiten.“ Wir haben in unserem Volksbildungswesen bei 90% des Volkes die Lücke zwischen 14 und 18 ungeschlossen gelassen und dadurch eine nur schwer zu heilende Verwilderung der Massen herbei geführt.

Wir haben es ferner versäumt, unserem Volksbildungswesen eine „völkische Grundlage“ zu geben, das „Deutsche“ in den Mittelpunkt zu stellen.

Die bewegliche Klage des alten Zincgref (1591—1635) ist noch heute berechtigt: „Könnte ich doch die gewelschten Deutschen davon überzeugen, wie undankbarlich sie sich an der Muttersprache nicht allein, sondern an sich selbst vergreifen: Und zwar an der Muttersprache in dem, daß sie lieber in fremden Sprachen stammeln, als in denen, welche ihnen angeboren, zur vollkommenen Wohlredenheit gelangen, viel lieber bei den Fremden hinten nach, als bei ihren Landsleuten vorangehen“. Daneben stelle ich die Klage eines 12 jährigen Schülers einer höheren Schule der Gegenwart, die mir erst vor einigen Tagen ins Ohr geklungen ist: „Wir haben noch immer wöchentlich 6 lateinische, 5 französische, 4 englische und sage und schreibe 3 deutsche Stunden“.

Es schleppen sich nicht nur Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Der bei weitem größte Teil unseres Volkes kommt infolge seiner übertriebenen fremdsprachlichen Pflege gar nicht in den Besitz der eignen Literatur. Es fehlt die Zeit dazu. Es genügt, die betrübende Tatsache festzustellen, daß unsere eignen völkischen Überlieferungen an Mythen, Sagen und Mären lange nicht so bekannt sind wie die griechischen und römischen; ja daß sie der Volksmasse überhaupt nicht übermittelt werden, trotz ihres anerkannt hohen sittlichen Gehaltes. Auch von unseren späteren Literaturschätzen haben 90% des Volkes kaum einen Hauch verspürt.

Ist es da ein Wunder, wenn Schundliteratur, Schandkino und Tingeltangel, heute noch unsere Volksunterhaltung beherrschen? Wir müssen, wie die Dänen nach 1864, unser Bildungswesen auf „völkischer Grundlage“ aufbauen, und unsere eigenen, so überaus wertvollen Sprachdenkmäler in den Mittelpunkt stellen, dann werden auch die be-

rechtigten Klagen über unseren Mangel an Volksbewußtsein und Nationalstolz von selbst schwinden.

Die stammverwandten Dänen haben durch ein einheitliches Bildungswesen von den Grund- zu den Volkshochschulen einen von keinem Volke bisher erreichten Hochstand der Volksbildung und des damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Aufschwungs erreicht. Wir könnten viel von ihnen lernen. Unser Ziel muß eine geschlossene, gediegene Heimatkultur sein.

Ich stehe seit 36 Jahren im ländlichen Schuldienst und habe oft im Widerstreit mit den „Leitenden", ohne den Lockungen der Großstadt zu folgen, Heimatkultur getrieben. Es sei mir im Interesse einer gesunden Fortentwicklung unseres ländlichen Fortbildungs- und Büchereiwesens gestattet, von meinen Erfahrungen, von Erfolgen und Nichterfolgen zu berichten.

Mein Schulort, ein kleines Gutsdorf in Brandenburg, hatte, als ich vor 30 Jahren hier eintraf, bereits eine kleine Bibliothek von zirka 200 Bänden, die, das muß besonders unterstrichen werden, ein bildungsfreundlicher Gutsherr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gestiftet hatte. Natürlich waren die Bände durch 20jährigen Gebrauch arg zerlesen und beschmutzt. Am Sonnabend beluden sich die größeren Jungen und Mädeln mit 4—5 Bänden, und wenn ich sie nach 8 Tagen nach dem Inhalt frug, sahen sie mich ob dieser ungewohnten Frage ganz verdutzt an.

Ich gab von nun an nur e i n Buch aus, ließ mir die Nummern nennen, und forderte die Schüler auf, von dem Gelesenen etwas zu erzählen. Dann richtete ich die deutsche Stunde am Sonnabend zur „Erzählstunde" ein. Ich wagte es sogar, diese unerhörte Neuerung auf den Wochenstundenplan zu schreiben.

Um den Kindern Mut zu machen, erzählte ich ihnen zuerst eine kleine Geschichte. Bald folgten die Mutigsten nach. Noch spärlich rann anfangs das Bächlein; aber nicht lange, so kam die Freude am Erzählen, am Mitteilen des selbst Erlesenen über die Kinder, ja, es gab einen regen Wetteifer. Die guten Erzähler hatten ein aufmerksames Auditorium. Bei den faulen, stotternden Kunden wurden die Zuhörer unruhig, und bald galt es als eine Schande, wenn der schlecht vorbereitete Knabe sich unter dem Gelächter der anderen auf die Hosen setzte, ohne seine Erzählung zu Ende zu bringen. Es gab Kinder, die wohl eine Stunde erzählt hätten. Es galt aber schon als eine Anerkennung, wenn sie länger als 10 Minuten erzählen konnten. Es wollten doch noch mehr herankommen. Um der „Erzählstunde" den Charakter einer „Lehrstunde" zu nehmen, setzte ich mich in dieser Stunde zu den Kindern und hütete mich wohl, sie wegen jeden Sprachfehlers in ihrem Erzählen zu unterbrechen. Nach Fehlern wurde nachher gefragt. Die Hauptsache war mir das selbständige Vorgehen der Kinder, die Stärkung ihres Auffassungsvermögens und ihre Sprachbildung an gutem Lesestoff.

Die Kinder freuten sich schon die ganze Woche hindurch auf die Erzählstunde. Sie durften Fragen stellen, die Erzähler und Themen selbst bestimmen, und von mir Welt- und Tagesereignisse erfragen, welche ihrem kindlichen Verständnis noch nicht eingegangen waren. Oft haben sie dann meine Erläuterungen heimgetragen und mit großem Eifer Eltern und Geschwister belehrt. Das Wochenbuch wurde zu einem Familienbuch. Ich regte die Kinder dazu an, den Eltern abends aus dem Büchereibuche vorzulesen. So mancher Vater hat sich dadurch vom Wirtshausbesuch, so manche Mutter vom Klatschgang zur Nachbarin abhalten lassen.

Bald spürte ich die Wirkung der „Erzählstunde" im Deutschunterrichte. Nicht nur die Lesefertigkeit wurde bald erreicht, jedes kleine Lesestück wurde nach ein-, höchstens zweimaligem Lesen erzählt und auf der Tafel niedergeschrieben. Besonders gut kamen unsere Aufsatzübungen dabei weg. Den „freien Aufsatz" holten sich die Kinder meist aus der Bücherei.

Die Sache war im besten Fluß, aber die Bücherei war nun nicht mehr zu halten. 4/5 der Bände wanderten in den Ofen. Nun war guter Rat teuer. Das Lesebedürfnis, die Leselust waren vorhanden; aber die Schulkassen wollten damals für so unnötige Sachen noch keine Gelder hergeben; denen wurde die Beschaffung von Lesetafeln und Karten schon zu viel.

Wir wußten uns zu helfen. Wir riefen Eltern und Geschwister zu „Elternabenden" zusammen, sangen mit ihnen gemeinsame Lieder, trugen schöne Gedichte vor, erzählten, lasen aus einem interessanten Buche vor und ließen auch Theaterstücke mit verteilten Rollen zum Vortrag bringen.

Das machte nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen Spaß. Bald zimmerten wir uns eine kleine Bühne, und ich schrieb den kleinen Spielern lustige und gemütvolle Märchenspiele. Wie schnell doch das Einstudieren ging! Not mit dem Lernen gab es nicht. Alle lernten spielend. Bald kamen Leute aus den Nachbardörfern zu uns.

Warum nehmen wir kein Eintrittsgeld, frugen die Kinder. Topp, also von jetzt an nach Belieben ein kleines Eintrittsgeld. Nun kam die Überraschung. Während sonst der Landbewohner für Bildungsdinge, Anschauungsbilder und dgl. wenig übrig hat, tut er, wenn ihm Unterhaltendes und Belehrendes an Eltern- und Volksabenden geboten wird, willig seinen Geldbeutel auf. Wir hatten 40, 60, auch 100 Mark Abendeinnahme. Davon beschafften wir uns zunächst eine schöne Bücherei, dann Bilder und andere Lehrmittel. Ja, für wohltätige Zwecke, für Waisen und Blinde blieben auch noch recht schöne Summen übrig. Wie leuchteten die Kinderaugen auf, wenn ich den Dankbrief der Blindenschwester aus Dresden vorlas, in dem sie berichtete, wie sie für unsere Spende ihren Schutzbefohlenen eine Elbfahrt gespendet, wie sie dabei schöne Volkslieder gesungen und auch dabei der lieben Kinder in Cöthen gedacht. Ob das nicht der Weg ist, opfer-

freudige Liebe zu üben, sich bereitwillig mit seinen Kräften in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen?

Seither habe ich alle Klagen der Amtsgenossen wegen Geldmangels zurückgewiesen mit dem Ruf: Selbst ist der Mann! Verdien' dir selbst mit deinen Kindern deine Lehrmittel und deine Bücherei, das macht viel mehr Freude, als wenn man sie auf dem Präsentierteller geschenkt erhält.

In der Tat hat mein Vorgehen überraschende Früchte gezeitigt. Ein tüchtiger Verleger (Arwed Strauch-Leipzig) verlegte meine Märchenspiele. Ich durfte eine Jugend- und Volksbühne herausgeben, die jetzt schon an 500 Hefte zählt, und auch ein Werk für Volksunterhaltungsabende und Ratgeber für Jugendbühnen schreiben. Heute arbeiten nach dem Verlagsbericht schon 20000 Jugendbühnen nach unserem bescheidenen Beispiel, und Tausende von Jugendbüchereien sind aus den „Eintrittsgeldern" hervorgegangen. Eine Welle von Freude schlägt mir aus den Spielberichten entgegen, und der Schlußsatz ist oft: „Für das Eintrittsgeld haben wir uns viele gute Bücher kaufen können."

Nun noch einiges von meinen Erfahrungen als Büchereileiter.

Jungen bevorzugen Erzählungen mit lebhafter Handlung: Robinsonaden, Indianergeschichten: ich habe ihnen die besten ohne Bedenken in die Hand gegeben und mich der eigenen Wonne daran erinnert. Es ist ja garnicht die Freude am Grausigen oder Gemeinen, die die Jungen fesselt, es ist vielmehr die Freude an dem tatkräftigen Handeln ihres Helden, und wenn es auch ein Bösewicht ist. Der Jugend und dem gemeinen Volke ist ein „forscher" Bösewicht lieber als ein gutmütiger Schwächling. Wir müssen nur dafür Sorge tragen, daß wirkliche Helden die Träger der Erzählungen sind, und nicht Verbrecher.

Wenn doch unser Jugenderzähler diesem Drang der Jugend mehr Rechnung tragen wollten! Unsere alten pädagogisch gebildeten Erzähler, ein Schmidt, ein Nieritz, ein Örtel von Horn u. a. haben ihn wohl gekannt, und sind ihm in ihrer Weise auch gerecht geworden, mehr als die neueren Erzähler, die glauben, mit fein abgeschliffenen, ästhetischen Geschichten die Jugend zu fesseln. Sie irren sich. Bei freier Wahl bleiben die Bände unserer Schulästheten stehen; wenigstens kann ich das von meinen Jungen berichten, aber auch von vielen anderen Stadt- und Landkollegen werden mir die gleichen Erfahrungen übermittelt. Wir müssen unbedingt in unserer Jugendbücherei das ethische Moment wieder in den Vordergrund stellen.

Mehr Sinn für Beschauliches zeigen die Mädchen. Sie bevorzugen Märchen, Familienerzählungen und auch biographische Charakterbilder. Sie bevorzugen Heimatstoffe, während die Jungen mehr in die Ferne schweifen wollen. Besondere Freude haben letztere noch an Heldensagen. Bei älteren Jahrgängen habe ich auch eine rege Anteilnahme an dem 10. Band meines Jungbrunnenwerkes wahrgenommen, der die Beziehungen der altgermanischen Götterwelt zur Gegenwart

aufdeckt, und aus vielen Gebräuchen und Sitten den mythischen Kern herausschält. (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.)

Der Büchereileiter muß ein geschulter Pädagoge, muß ein Menschenkenner sein. Er muß seine Bücherei wie seine Westentasche kennen und als Wehr und Waffe benutzen lernen. Vor allem ist dem noch unfertigen Jugendlichen ein guter, willensstarker Buchgefährte oft mehr als Vater und Lehrer. Ganz still spielt man, ohne daß der Betreffende es merkt, ihm einen solchen Gefährten an die Hand. Die meisten Büchereileiter begnügen sich mit der Ausgabe und dem Einnehmen der Bücher und Beträge. Das ist nicht genug. Er muß sich die Fragen vorlegen: Wie erziehe ich meine Leser zur rechten Ausnutzung des Buches, und wie bilde ich den Geschmack meiner Leser?

Unbedingt werden gute Leseabende viel zur Geschmacksbildung beitragen. Mir ist bei der Errichtung der Erzählstunde eins noch besonders aufgefallen: die Stumpfheit der ländlichen Häuser schwindet durch die Anteilnahme, die die Kinder bei den Eltern geradezu verlangen: „Vater, du mußt heute zuhören, ich lese eine „feine" Geschichte vor". Der Gedankenaustausch in der Familie wird dadurch von dem Alltäglichen abgezogen und bereichert.

Eigenartige Erfahrungen habe ich mit der Mundartdichtung gemacht. Zunächst wurde sie glatt abgelehnt. Dazu mag das leider durch den Schulbetrieb ausschließlich bevorzugte Hochdeutsch beigetragen haben. Das Platt gilt als „unfein, grob". Erst in neuerer Zeit achtete auch der Lehrerstand mehr auf die Mundart seiner Gemeinde und läßt auch einmal eine mundartliche Dichtung lernen. Viel Freude macht Alten und Jungen nach mehrmaligem Vorlesen Fritz Reuter. Nur gebe man es auf, ihn zu verhochdeutschen. Dann wirkt er unecht.

Für die Kinder und Jugendlichen eines Dorfes sind besondere Abteilungen einzurichten. Ich kann Poperts „Harringa" wohl einem 16- und 18jährigen mitgeben, aber noch nicht einem 13- oder 14jährigen.

Der ländliche Büchereileiter hat vor seinem städtischen Kollegen den Vorteil, daß er jeden seiner Leser kennt, und danach die Lektüre für ihn auswählen kann. Schwerer ist es schon mit der Volksbücherei. Sie wird am besten durch eine Kreiswanderbücherei bestritten. Auch hier können Leseabende, Vorträge und Proben viel zur Ausnützung der Bücher tun.

Vor allem not tut uns eine Heimatbücherei, welche in spannender Erzählform Bilder aus der heimatlichen Vergangenheit bietet, und auch sonst die Beziehungen der Gegenwart zur Vergangenheit pflegt. Hier harrt noch ein weites Feld der Beackerung durch Heimatdichter.

Vor allem muß durch die Bücherei Heimatliebe und Vaterlandstreue hervorgerufen werden: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du". Wann werden wir zu dem Ideal auf dem Gebiete des Büchereiwesens gelangen, das in Amerika durch die Spenden der hochgekommenen Geldleute fast erreicht ist: Eine Lesehalle auch für den kleinsten Ort zur Benützung für jedermann, und eine den

örtlichen Verhältnissen angepaßte, reichhaltige Bücherei. Vielleicht ist in unserem arm gewordenen Vaterlande der oben angegebene Weg der Selbsthilfe der einzige zur schrittweisen Erreichung dieses Zieles.

Wir müssen nur den Willen haben wieder hochzukommen, und gleich werden sich auch Wege auftun, die wir beschreiten können.

Das Volksbüchereiwesen in Mecklenburg-Schwerin.

Von Erich Strenge-Schwerin.

Volksbüchereien in Mecklenburg?? „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ Dieses Faustwort wird manchem unwillkürlich auf die Lippen kommen, dessen Blick sich auf die Überschrift dieses Berichtes wendet. Und kann man es ihm verdenken? Gehörte nicht gerade das Land Fritz Reuters zu denjenigen Teilen des Deutschen Reichs, in denen, was unser Volksbüchereiwesen anbelangt, tiefstes, undurchdringlichstes Dunkel herrschte? Wer muß als Mecklenburger nicht jene Worte mit tiefster Beschämung lesen, welche Ernst Schultze in seinem Buche „Freie öffentliche Büchereien, Volksbibliotheken und Lesehallen“ braucht:

> „In anderen Landesteilen Deutschlands sieht es dagegen noch recht traurig aus. So namentlich in Mecklenburg ... In Mecklenburg hat zwar das Großherzogliche Ministerium des Innern Anfang 1897 die treffliche Schrift von Bube über die ländlichen Volksbibliotheken an die Großherzoglichen Ämter verteilt und die Gründung von Volksbibliotheken angeregt — das war aber auch so ziemlich alles. Das Interesse der Öffentlichkeit an Volksbibliotheken ist schmählich gering, und es ist bezeichnend, daß in der Universitätsstadt Rostock Frauen haben kommen müssen, um ohne Mithilfe der Männer eine Volksbibliothek zustande zu bringen, und daß auch Frauen allein ihre Verwaltung besorgen. Es geht eben in diesem gesegneten Lande nichts über die Bequemlichkeit, über das gute Essen und das gute Trinken!“

Im Jahre 1901 erließ dann die damalige mecklenburgische Regierung eine „Bekanntmachung, betreffend Bewilligung von Beihilfen zur Errichtung neuer oder Unterstützung bestehender Volksbibliotheken“. Sie nahm damit einen schwachen Anlauf, auch mal für das Volksbüchereiwesen des Landes etwas zu tun. Vielleicht, weil es nun gerade mal Mode war! Aber ernstlich und von Herzen kommend, mit der Absicht, nun auch weiterhin kräftig fördernd einzugreifen, hat sie niemals dem Volksbüchereiwesen Beachtung geschenkt. Der Bauer, der seine Kartoffeln baut, braucht nichts von Büchern zu wissen! Im Gegenteil! Bildung schadet! Diese Ansicht traf man und trifft man auch heutzutage noch vielfach in unserem gelobten Lande an!

Aber ganz so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht, war es nun doch nicht. Unter der eisigen Decke der Gleichgültigkeit hatte es sich hier und dort doch schon geregt. Vor allen Dingen in Malchin war es, wo eine mustergültige kleine Bücherei von Professor G. Hamdorff eingerichtet wurde. Auch Rostock und Wismar hatten ihre Büchereien. Und wie eine erst kürzlich vom Unterrichtsministerium veranstaltete Umfrage ergab, fanden sich in 49 Städten und Flecken 28 Volksbüchereien, deren Bestand zwischen 3784 und 60 Bänden schwankt.

Ich habe nun in letzter Zeit des öfteren Gelegenheit gehabt, mich bei Personen, die in dem Wirkungskreis einer der als vorhanden gemeldeten Büchereien angesessen sind, nach ihnen zu erkundigen. Das Ergebnis war immer dasselbe: Größtes Erstaunen, daß eine Bücherei vorhanden sei. Ein junger Mann vom Lande, der arbeitenden Bevölkerung angehörend, welcher großes Interesse für Bücher hat, er-

zählte mir, daß er, um sein Lesebedürfnis zu befriedigen, zu einem Buchbinder seines kleinen Städtchens gehe, und sich dort mit billigen Büchern versehe. Und dasselbe Städtchen hat das Vorhandensein einer Volksbücherei mit 1800 Bänden gemeldet! Einer Stadt unseres Landes wurden während des Krieges von einem reichen Gönner und Menschenfreund 2000 Bände sorgsamst ausgewählter und gut gebundener Bücher zum Geschenk gemacht. Wie man hört, lagern diese Bücher heute noch in Kisten verpackt, so wie sie angekommen, auf dem Boden des Rathauses! Das scheint mir entschieden nicht das Richtige zu sein, und da kann man wirklich mit dem seligen Hirsching sprechen von einem „Mausoleum, in dem der unsterbliche Nachlaß der edelsten Seelen beisammen ruht"!

Wir haben es schon manchmal in der Geschichte unseres Büchereiwesens erlebt, daß sich mit dem politischen Umsturz zugleich ein Aufschwung im Bibliothekswesen vollzog. Es sei z. B. nur an die Wende des 18. Jahrhunderts erinnert. Auch bei uns in Mecklenburg ging mit dem politischen Umsturz ein Aufschwung des Volksbüchereiwesens Hand in Hand.

Im Januar 1920 setzte das Ministerium für Unterricht einen Ausschuß für das Volksbüchereiwesen des Landes ein, bestehend aus einem höheren Verwaltungsbeamten als Vorsitzenden, einem Bibliotheksbeamten, einem Oberlehrer und einem seminaristisch vorgebildeten Lehrer. Die Aufgabe dieses Ausschusses ist es, dem Ministerium bei der Förderung des Volksbüchereiwesens im Lande ratend zur Seite zu stehen. Es wurde von dazu berufenen und mit der Materie besonders vertrauten Persönlichkeiten ein Katalog ausgearbeitet, der solchen, welche Büchereien neu gründen oder bestehende weiter ausbauen wollen, ein Ratgeber bei Anschaffungen sein soll. Es wurde ferner beschlossen, beim Ministerium eine Beratungs- und Betriebsstelle einzurichten, für welche die vorzüglich eingerichtete Beratungsstelle in Stettin für die Provinz Pommern, zu deren Studium ein Mitglied des Ausschusses nach dort geschickt wurde, als Vorbild dienen soll. Endlich erließ das Ministerium am 9. Februar d. J. im Regierungsblatt und sämtlichen Zeitungen des Landes folgende Bekanntmachung:

> „Das unterzeichnete Ministerium beabsichtigt, für das kommende Haushaltsjahr in Städten und besonders in ländlichen Ortschaften neue Volksbüchereien zu gründen. Um einen Überblick zu bekommen, mit welcher Zahl zu rechnen sein wird, ist Nachricht erwünscht, wo neue Volksbüchereien gegründet werden sollen. Es wird daher ersucht, Mitteilung hierüber bis zum 10. März an das unterzeichnete Ministerium richten zu wollen und dabei anzugeben, welche Personen die Verwaltung der Bücherei zu übernehmen bereit sind."

Die Fassung dieser Bekanntmachung kann freilich insofern Bedenken erregen, als man annehmen könnte, daß das Ministerium selbst gründen und damit Einfluß auf die einzelnen Büchereien gewinnen will. Das würde natürlich eine behördliche Beeinflussung sein, die in unsern Volksbildungsbestrebungen nicht energisch genug von der Hand gewiesen werden kann. Der Staat soll ja bekanntlich lediglich eine anregende, fördernde und unterstützende Rolle spielen, was darüber ist, das ist vom Übel. Und in der Tat will das Ministerium damit, daß es gründen will, nichts weiter sagen, als daß es zur Gründung anregen will. Es spielt der Staat bei uns also diejenige Rolle, welche man von ihm für das Wohl unserer Volksbildungsbestrebungen fordern muß. — Man sieht hieraus aber jedenfalls, daß das sonst so beliebte Schema F bei Verfügungen, die unsere Volksbildungsbestrebungen angehen, durchaus unangebracht ist. — Für das kommende Etatjahr sollen ferner Mittel bereitgestellt werden, welche es dem Staate ermöglichen, unserem Volksbüchereiwesen helfend zur Seite zu stehen.

Der Erlaß des Ministeriums gilt zunächst freilich nur für solche Büchereien, die neu gegründet werden sollen. Ob es nicht besser gewesen wäre, von vorne-

herein bereits bestehende, wenn auch in geringerem Umfange, zu berücksichtigen, möge dahingestellt bleiben.

Jedenfalls aber hat das mecklenburgische Ministerium kraftvoll seinem Willen, den Freistaat Mecklenburg-Schwerin auch in bezug auf das Volksbüchereiwesen anderen deutschen Bundesstaaten ebenbürtig an die Seite zu stellen, Ausdruck gegeben. Es will hineinleuchten in die Finsternis, die bislang hier herrschte, und hoffentlich erweckt diese Absicht auch ein freudiges Echo im ganzen Lande.

Auf dem beschrittenen Wege heißt es nun tatkräftig weiter zu gehen.

Vor allen Dingen darf die Beratungsstelle nicht zum grünen Tisch werden, an dem über das Wohl und Wehe der Büchereien mit Tinte und Streusand beschlossen wird. Von ihr aus muß lebendiges Leben in die Volksbüchereien unseres Landes getragen werden. Sie muß der Sammelpunkt werden für alle diejenigen, die nur irgendwie sich mit dem Volksbüchereiwesen beschäftigen oder beschäftigen wollen. Von ihr aus muß eine Werbetätigkeit großen Stils im ganzen Lande einsetzen, nicht nur durch Verfügungen und Bekanntmachungen, sondern ganz besonders durch persönlichste Fühlungnahme, z. B. durch Veranstaltung von Vorträgen in Stadt und Land, Vorträgen, durch die das Interesse für unser Büchereiwesen geweckt wird. Auch die Abhaltung von Lehrgängen für die Leiter von Volksbüchereien ist ein noch lange nicht genügend beachtetes Mittel, um das Volksbüchereiwesen auf gesunde Füße zu stellen. In persönlichste Fühlung sollte man vor allen Dingen treten mit den bereits bestehenden Büchereien, man sollte sich davon überzeugen, ob sie gedeihen, und, wenn nicht, festzustellen suchen, woran das liegt (ob mangelnde Leitung, ob mangelnde Mittel). Schließlich müßten sich alle Büchereien zu einem Verbande zusammenschließen, um so für die Beratungsstelle ein Rückgrat zu bilden.

Auf dem Lande werden in der Hauptsache die Lehrer die Träger des Volksbüchereigedankens sein. Da würde es doch sicher von Wert sein, wenn im Seminar zu Neukloster am Ende eines jeden Schuljahres Vorträge über Bibliothekswesen für diejenigen jungen Leute gehalten würden, welche das Seminar verlassen. Eine kurze theoretische und praktische Einführung müßte zunächst genügen, zu welch letzterer die im Seminar vorhandene Bücherei herangezogen werden könnte.

Es sind dies nur einige wenige Gesichtspunkte, welche dartun sollen, daß, soll das Büchereiwesen im Lande Mecklenburg das leisten, was man von ihm erwartet und erhofft, noch vieles zu tun übrigbleibt.

Was die Volksbüchereibestrebungen in den größeren Städten des Landes anbelangt, so sind es hauptsächlich Rostock und Schwerin, in denen sie energisch betrieben werden. Ersteres war in der glücklichen Lage, bereits kleinere Büchereien in verschiedenen Stadtteilen zu besitzen. Diese wurden nach der Revolution zu einer einzigen zusammengelegt, die jetzt unter verständnisvoller Leitung die schönsten Erfolge verspricht. Freilich ist es noch nicht zu erreichen gewesen, daß der Leiter im Hauptamt als solcher angestellt wird, sondern er muß die Leitung der Bücherei noch nebenamtlich versehen.

In Schwerin dagegen war noch nichts vorhanden. Es bestand und besteht hier zwar schon seit mehreren Jahren eine Bücherei, die sich Volksbücherei nennt und von einer privaten Stiftung ins Leben gerufen ist. Wer den Katalog dieser Bücherei in die Hand bekommt, wird erstaunt sein, wie reichhaltig und wie verständnisvoll zusammengesetzt ihre Bestände sind. Sie steht nicht unter fachmännischer Leitung, und die dort verkehrenden Benutzer setzen sich nur aus ganz bestimmten Schichten unserer Einwohnerschaft zusammen. Geöffnet ist sie nur zweimal wöchentlich je eine Stunde. Ein Lesesaal ist mit ihr nicht verbunden. Man kann also wohl nicht behaupten, daß sie den Anforderungen entspricht, die man heutzutage an eine Volksbücherei zu stellen verpflichtet ist. Und deshalb setzten bald nach der Revo-

lution Bestrebungen ein, hierorts eine Volksbücherei größeren Stils ins Leben zu rufen. Rat und Stadtverordnete zeigten von vorneherein größtes Entgegenkommen, und die Angelegenheit ist jetzt so weit gediehen, daß Räume und Mittel zur Verfügung stehen, um die Bücherei in Verbindung mit einem Lesesaal voraussichtlich zum kommenden Herbst zu eröffnen*). Der hiesige Volkshochschulverein hat zunächst die Förderung und Errichtung der Bücherei in die Hand genommen und wird der Stadt, sobald diese dazu in der Lage ist, Platz machen. Freilich sind die Mittel, welche zunächst zur Verfügung stehen, noch äußerst gering. Auch hier macht man immer wieder die betrübende Erfahrung, daß es täglich vermeintlich dringendere Fragen zu lösen gibt, als diejenigen sind, welche es mit der Volksbildung zu tun haben. Für jene sind Mittel vorhanden, oder werden wenigstens bewilligt, für diese dagegen ist man mit der Bewilligung meistens äußerst zurückhaltend. Es wird auch hier immer erst die Klärung der Bedürfnisfrage in den Vordergrund gestellt, anstatt über die Stellung dieser Frage längst hinaus zu sein. Freilich soll man dabei niemals vergessen, daß man gerade hier bei uns sich völlig unbeackertem Boden gegenüberstehend befindet und deshalb zunächst noch mißtrauisch auf ihn blickt. Das Interesse für die Bücherei aber ist größer, als man ursprünglich gedacht hat. Das habe ich selbst feststellen können in Vorträgen, die ich vor den verschiedensten Bevölkerungsschichten in letzter Zeit gehalten habe. Der Inhalt der Vorträge konnte dadurch zu einem lebendigeren gestaltet werden, daß es mir ermöglicht wurde, an sie eine Führung durch unsere Regierungs-Bibliothek anzuschließen. Eine solche Führung weckt ungeheuer das Interesse an unserem Büchereiwesen, und durch kein Mittel kann man die Unterschiede unserer verschiedenen Büchereitypen besser dem Publikum klarmachen, als durch eigene Anschauung.

Damit hoffe ich den Lesern dieser Zeitschrift eine kurze Orientierung über den Stand der Volksbüchereifrage in Mecklenburg-Schwerin verschafft zu haben. (Wie es in Mecklenburg-Strelitz aussieht, vermag ich nicht zu sagen.) Hoffen wir, daß die ersten Triebe sich bald zu voller Blüte entwickeln!

Bücherschau.

A. Autoren-Sammelbesprechungen.

Einleitung.

Bei der planmäßigen Durcharbeitung des belletristischen Bücherbestandes auf Ergänzungen, Erneuerungen, Doppelstücke, Ausscheidungen usw. stößt der Leiter der Volksbücherei und seine etwaigen Mitarbeiter immer wieder auf die Fragen: haben wir von diesem oder jenem bedeutenden oder vielbegehrten Autor alle für unsere Bedürfnisse in Betracht kommenden Werke? Von welchen stellen wir, falls die Nachfrage nach diesem Autor weitere Anschaffungen verlangt, Doppelstücke ein? Welche Werke von ihm schaffen wir keinesfalls an, da sie auf unsere Leserschaft ausgesprochene Schundwirkung ausüben würden oder da sie — etwa in einer wenig differenzierten ländlichen Bücherei — als zu „ausgefallen" literarisch nicht genügend Leser finden würden? Welche Werke eines der unvermeidlichen Unterhaltungsschriftsteller (etwa der Ganghofer, Herzog, Georg Engel, Enking, Dill, Grabein) sind nach dem Prinzip des kleinsten Übels und im Hinblick auf ihren Milieu-Wert noch am ehesten anzuschaffen? Welche Werke unserer bedeutenden neuzeitlichen Erzähler

*) Wer sich für den für die Gründung unternommenen Werbefeldzug interessiert, den verweise ich auf einen in Heft 3 der Zeitschrift: „Bildungspflege" erschienenen ausführlichen Bericht.

(man denke z. B. an Raabe) müssen als Schrittmacher für das Verständnis ihrer künstlerischen Eigenart besonders berücksichtigt werden?

In der großen Bücherei, wo sich die Belesenheit eines mehrköpfigen Personals zufällig oder (infolge sorgfältiger Arbeitsteilung) planmäßig ergänzt, können solche Fragen meist rasch und ausgiebig beantwortet werden. Anders in der mittleren und kleinen Bücherei. Es scheint deshalb Pflicht, daß wir unsere Arbeitsgemeinschaft zur gründlichen literarischen Unterbauung unserer Anschaffungspolitik über die Mauern unserer Büchereien hinaus erweitern und künftig unsere Leseergebnisse in Gestalt sogenannter „Autoren-Sammelbesprechungen“ der praktischen Verwendung und Nachprüfung darbieten, wobei uns selbstverständlich Mitarbeiter aus großen wie aus kleinen Büchereien willkommen sind. Wesentlich ist nur, daß diese Sammelbesprechungen aus dem Gesichtswinkel des Büchereipraktikers heraus — nicht aus dem des Ästheten oder des Literaturgelehrten! — geschrieben sind, und daß sie folgende Durchschnittsregeln berücksichtigen:

Alle belletristischen Werke des betreffenden Autors, sofern sie nicht etwa von vornherein (weil Luxusdrucke, weil vergriffen und nicht wieder aufgelegt usw.) zweifellos für Volksbüchereizwecke überhaupt nicht in Betracht kommen, müssen planmäßig gelesen oder, falls schon früher gelesen, noch einmal durchgesehen werden. Bei den Schriftstellern, deren Produktion überwiegend auf dem Gebiet des marktgängigen Kitsches liegt, wird nach der vollständigen Lektüre einiger besonders viel gefragter Werke die stichprobenweise Prüfung der übrigen (aber aller übrigen) genügen, da man ja dann schon den Leisten kennt, über den jene Autoren ihr modefarbig imprägniertes und salonmäßig parfümiertes Leder zu spannen pflegen, und also rasch feststellen kann, ob — etwa weil der gewählte Weltausschnitt dem Verfasser zur Entfaltung seiner außerkünstlerischen Intelligenz Gelegenheit gegeben hat — ein relativ anerkennenswerter, wenn auch vergänglicher Bildungswert vorliegt, der dieses Werk des Verfassers unter seine verhältnismäßig besten rückt.

Ferner soll stets angegeben werden, welche Werke in erster Linie für die kleine Volksbücherei in Betracht kommen (es werden meist dieselben sein, von denen die mittlere und große Bücherei Doppelstücke einstellen muß), wobei sie einzeln oder gruppenweise nach Handlung — manchmal wird Hinweis auf Ort, Zeit und soziale Schicht genügen — und Darstellungsweise kurz zu charakterisieren sind; welche bei mittleren Büchereien und welche schließlich in der großen Bücherei ergänzend hinzukommen müssen, wobei gelegentlich noch ausdrücklich zu erwähnen sein wird, daß dieses oder jenes Werk als besonders schwach oder bedenklich auch von der großen Volksbücherei nicht angeschafft werden sollte.

Wo verschiedene Ausgaben, namentlich auch billige Einzeldrucke aus Novellensammlungen in Betracht kommen, wird auch anzugeben sein, wie sie sich unter dem Gesichtspunkt der Eignung für die verschiedenen Größentypen zueinander verhalten.

Wenn ich im folgenden ein erstes Beispiel zu geben suche, so bin ich mir wohl bewußt, daß dieses kein Musterbeispiel in jenem anspruchsvollen Sinne sein kann, als sei daran nichts mehr zu vervollkommnen. Ich glaube jedoch, da ich einen Dichter von großer Fruchtbarkeit und vielfach abgestufter literarischer „Höhenlage“ (von volksliedmäßiger Schlichtheit bis zu geistreichster Atelierkunst) gewählt habe, es könne diese Sammelbesprechung wohl als methodische Vorlage dienen, da bei ihr fast alle Gesichtspunkte zum Vorschein kommen, auf die es bei der weiteren Entwicklung unserer „Autoren-Sammelbesprechungen“ ankommen wird*).

*) Wünsche aus unserem Leserkreise bzgl. der im Lauf der nächsten Zeit zu besprechenden Erzähler (vorerst sollen es deutsche sein) wollen wir gerne berücksichtigen. In Vorbereitung sind schon Ganghofer, Hans Grimm, Kolbenheyer, Nabl, Raabe, Wilhelm Schäfer, Schaffner, Schreckenbach, Zahn.

Hermann Hesse

Die kleine Bücherei wird sich auf den Erzähler Hesse beschränken und den reinen Lyriker wie den Essayisten Hesse, trotz seiner ausgezeichneten Leistungen auch auf diesen beiden Literaturgebieten, beiseite lassen dürfen. Sie sollte von ihm auf alle Fälle besitzen: die von schlichter, stimmungsschwerer Lebensweisheit erfüllte, humorvolle Landstreichergeschichte „Knulp" (Berlin, S. Fischer, geh. 3 M.), die beiden, in Einzelausgaben erschienenen Erzählungen (aus dem Novellenband „Diesseits") „Der Lateinschüler" und „Die Marmorsäge" (Volksbücher der Dichter Gedächtnisstiftung Heft 38 u. 39, geb. je 4,20 M.), in denen uns das erwachende Liebesleben junger Menschen — dort tragikomisch, hier mit erschütternder Tragik — ohne die bei vielen anderen modernen Erzählern üblichen geschlechtlichen Sensationen nahegebracht wird, und die Einzelausgabe der einfachen, abgeklärten schwäbischen Kleinstadtgeschichte (aus der Novellensammlung „Umwege") „Heimkehr" (Wiesbadener Volksbücher Nr. 172, geb. 3 M.), die auch ein über das gesamte Schaffen Hesses orientierendes Vorwort enthält. Sobald durch diese Kostproben das Interesse und Verständnis für Hesses stille, stimmungsschwere Erzählungskunst genügend geweckt ist und die Mittel zu weiteren Anschaffungen aufgebracht werden können, sollte auch die kleine Bücherei mindestens noch den von edler Schwermut und Entsagung durchtränkten Künstlerroman „Gertrud" (München, Langen, geb. 20,40 M.) kaufen, sowie den naturseligen, bald herb satirischen, bald jünglingshaft schwärmenden Entwicklungsroman „Peter Camenzind" (Berlin, S. Fischer, geb. 20 M.), durch den Hesse einst rasch berühmt geworden ist und auf den viele Leser, in der irrigen Meinung, er sei Hesses bestes und bezeichnendstes Werk, ihre Kenntnis seines Schaffens beschränken.

Die mittlere Bücherei wird dann vor allem noch den eindringlichen, mit einer bei Hesse ungewöhnlichen, scharf umreißenden Härte erzählten Eheroman „Roßhalde" (Berlin, S. Fischer, geb. 20 M.), die durch ihren prächtigen, bodenständigen Humor ausgezeichneten Sammlungen von schwäbischen Kleinstadtgeschichten „Nachbarn" (Berlin, S. Fischer, geb. 21 M.) und „Umwege" (Berlin, S. Fischer, geb. 25 M.) — diese namentlich auch von großem erzieherischen Wert! — sowie die ergreifende Schülergeschichte „Unterm Rad" (Berlin, S. Fischer, z. Z. vergr.) und die von innigster Naturandacht erfüllte Novellensammlung „Diesseits" (Berlin, S. Fischer, geb. 25 M.), anschaffen müssen. Sie wird auch den Lyriker Hesse berücksichtigen, wenigstens mit der billigen Gedichtsammlung „Musik des Einsamen" (Heilbronn, Salzer, geh. 3 M.).

Die große Bücherei wird vom Erzähler Hesse noch folgende wesentliche Bücher haben müssen: die tiefsinnigen „Märchen" (Berlin, S. Fischer, geb. 17,50 M.), die kleine, dichterisch jedoch um so gewichtigere Skizzensammlung „Am Weg" (Trier, Fr. Lintz, Zeitbücher Bd. 24, geb. 3,50 M.), das herrliche Reisebuch „Aus Indien" (Berlin, S. Fischer, geb. 13 M.), den problematischen Entwicklungsroman „Demian" (Berlin, S. Fischer, geb. 20 M.) und die unter dem Titel „Klingsors letzter Sommer" (Berlin, S. Fischer, geb. 20 M.) zusammengefaßten drei Erzählungen*). Die beiden letztgenannten Bücher zeigen den Dichter in der durch das Kriegserlebnis bei ihm beschleunigten und verschärften seelischen Krise, die sich vor allem in einer apokalyptisch erregten Abwendung von der überlieferten abendländischen Formenwelt — seien es Kunst-, Wissenschafts-, Staats- oder Gesellschaftsformen — und in einem (s. besonders die Künstlernovelle „Klingsors letzter Sommer") farbigen und sehr eindrucksstarken, weil echten Expressionismus, äußert. Auch

*) Bei diesem Buch ist wegen einiger, übrigens dichterisch wertvoller erotischer Kühnheiten und auch wegen der stark pathologischen Züge der zweiten und dritten Erzählung in der Ausleihepraxis Vorsicht geboten.

sollten die beiden ungemein reichen, allerdings teueren Skizzensammlungen „Kleiner Garten" (Wien, Tal, z. Z. vergr.) und „Wanderung" (Berlin, S. Fischer, geb. 45 M.) in jeder größeren Bücherei zu finden sein. (Die beiden unter dem Titel „Schön ist die Jugend" zusammengefaßten Novellen können dagegen trotz mancher Einzelschönheit, die sie enthalten, entbehrt werden.) — Der Lyriker Hesse ist zu ergänzen durch die Sammlungen „Gedichte" (Berlin, Grote, geb. 10 M.) und „Unterwegs" (München, G. Müller, z. Z. vergr.). — Vom Essayisten Hesse müßte wenigstens die unter dem Eindruck der Revolution entstandene, tapfere Bekenntnisschrift „Zarathustras Wiederkehr" (Berlin, S. Fischer, geh. 3 M.) vorhanden sein, sowie die kleine, in Hesses Volksbücherei erschienene (z. Z. vergr.) Monographie über Eduard Mörike. (Hesses wunderschöne Schrift über Franz von Assisi ist leider längst vergriffen und soll, einer brieflichen Nachricht des Dichters zufolge, nicht wieder neu aufgelegt werden.)

Anhangsweise sei noch besonders darauf hingewiesen, daß sich viele Erzählungen und Skizzen Hesses zum Vorlesen besonders eignen. Näheres darüber wird man aus meinem in einem der nächsten Hefte erscheinenden Aufsatz über Vorlesestunden ersehen. Ackerknecht.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Eberhardt, Paul: Religionskunde. Gotha, Fr. A. Perthes, 1920. (242 S.) Kart. 12 M.

Neben anderen, an dieser Stelle bereits gewürdigten Schriften P. Eberhardts, die einer Verinnerlichung des Lebens und dem religiösen Aufbau dienen, ohne dogmatisch bestimmt zu sein, verdient das vorliegende Buch besondere Beachtung, weil darin in geschlossener Form eine Religionsgeschichte geboten wird, die, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart reichend, eindringendes Verständnis für die historischen Tatsachen mit klarer Darstellung verbindet und dabei mit einer Wärme geschrieben ist, die dem Suchenden weit mehr gibt als eine bloße Aufreihung und Erläuterung geschichtlicher Tatsachen. Dies tritt besonders in dem einleitenden Kapitel hervor, in welchem der Verfasser über die Grundbedingungen religösen Lebens, Glaube und Wissen, Unsterblichkeit, Sittlichkeit, Gemeinschaftsleben und andere Fundamentalfragen handelt. Der zweite Abschnitt ist der Erscheinung der Religion in der Zeit gewidmet: von der Religion des naturhaften Menschen ausgehend führt E. die Leser über die verschiedenen Kulturkreise bis in unsere Zeit, überall Licht verbreitend über Fragen, die mit dem Herzen ebenso begriffen werden wollen wie mit dem Verstande. Das Buch eignet sich wegen seines hohen sittlichen Wertes und seiner Vorurteilslosigkeit für jede Volksbücherei. In Aussicht gestellt wird ein zweiter Band, der eine Auswahl aus den religiösen Urkunden bringen soll. Fritz.

Ernte. Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo", hrsg. von Ernst Heilborn. Zweiter Band. Berlin, Fleischel, 1920. (281 S.) In Pappband geb. 25 M.; in Ganzleinen geb. 31 M.

Der neue Jahrgang ist wieder nach demselben Grundrisse angelegt und ebenso vortrefflich ausgestattet wie der erste, über den ich in der „Bildungspflege" (S. 201) eingehend berichtet habe. Von den Leitaufsätzen behandelt diesmal leider keiner einen Dichter von der Bedeutung Nabls, dem im Vorjahre ein trefflich orientierender Aufsatz nebst selbstbiographischer Skizze und Bildnis gewidmet war. Juliane Karwath, die diesmal an seine Stelle getreten ist und die in einem übertreibenden, anspruchsvoll herumredenden Aufsatz aus weiblicher Feder gepriesen wird, hat bisher Bücher von so ungleichem Werte herausgegeben, daß es zum mindesten sehr fraglich ist, ob wir

es hier mit einer bedeutenden Künstlerschaft zu tun haben oder nur mit einem geschickten, in den Niederungen bloßer Unterhaltungsliteratur alsbald versandenden Schriftstellertum. Es seien weiter genannt die monographischen Aufsätze über Lissauers neueste Gedichtsammlung „Ewige Pfingsten" (von Ferd. Gregori), über den eigenbrötlerischen Schweizer Erzähler Albert Steffen, über die erfolgreiche englische Romanschreiberin Frau Humphrey Ward (von der sehr auslandskundigen Marie von Bunsen), über Spenglers „Untergang des Abendlandes" (von dem bekannten Historiker Hans F. Helmolt, der sich sehr entschieden mit den methodischen Mängeln und den diktatorischen Willkürlichkeiten des vielgenannten Buches auseinandergesetzt), Maynes Bemerkungen zum „deutschen Frauenroman des 18. Jahrhunderts" und Herbert Schillers kurzer Abriß der Geschichte des Cotta'schen Verlages. Wie im Vorjahre machen die „bibliophile Chronik" von Fedor von Zobeltitz und die Jahresübersichten über die englische, französische und italienische Literatur (leider noch nicht auch über die skandinavische und russische) aus der Feder der bewährten Berichterstatter des „Literarischen Echo" den Schluß der Leitaufsätze. Bei den Besprechungen über deutsche Literatur des Jahres 1919/20 ist als erfreulicher Fortschritt zu buchen, daß diesmal auch das Drama (mit 49 Besprechungen) berücksichtigt ist und die Gliederung straffer und durch Hinzufügung von Überschriften übersichtlicher geworden ist. Die Form der Auszüge aus den Besprechungen des „Literarischen Echo" hat sich vorerst leider noch nicht verändert. Es ist auch wohl schwerlich zu erwarten, daß sich in dieser Zeit der Papierteuerung unser Wunsch, außer den zusammenfassenden Werturteilen noch kurze Inhaltsangaben mitübernommen zu sehen, erfüllen lassen werde. Der Preis des Jahrbuches hat sich ohnedies bedeutend erhöht. Mittlere und größere Büchereien werden es aber trotzdem nicht entbehren wollen und können. Ackerknecht.

Fischer, Otto: Chinesische Landschaftsmalerei. München, K. Wolff, 1920. 4°. (174 S. und 51 Tafeln.) Geh. 40 M., geb. 80 M.

Zum ersten Male hat man hier versucht, eine zusammenhängende Geschichte der chinesischen Landschaftsmalerei zu geben, eines Kunstgebietes, auf dem das Höchste geleistet wurde, was Menschen je schufen. Daher ist es nicht nur ein Buch für den Kunsthistoriker, sondern es wendet sich an jeden der sich um Wertungen künstlerischer Schöpfungen kümmert. Vielleicht wird gerade der Laie durch die klare und anschauliche Art des Verfassers in ein Gebiet geleitet, das ihm eine ferne Kultur näher bringt, so daß sie in ihrem Wesen verstanden werden kann. — O. Fischer führt uns in drei Abschnitten, von großen, einfarbigen Tafeln unterstützt, die Entwicklung, die formale Eigenart und die Bedeutung des chinesischen Landschaftsbildes vor Augen. Von den Anfängen verfolgt er den Werdegang der Malerei bis zum Ausgang und zur Auflösung. Dabei erscheint die Entwicklung von innerer Einheit. Die Gründe zeigt der zweite Abschnitt, in dem die Bildungsgesetze der Formen aufgesucht werden. Im dritten versucht er den tieferen Sinn des Bildganzen aus der chinesischen Weltanschauung zu erklären, nach der der Chinese in den Erscheinungen der Natur, in der Landschaft selbst das Göttliche sieht — nicht in Leibgöttern wie der Grieche. Das innere Leben des einzelnen findet in der Landschaft seine Sinnbilder: Die Natur ist dem chinesischen Menschen ein ewiges Gleichnis seiner selbst. Ortwin.

Galle, Josef: Das Altvatergebirge. (Deutsche Wanderungen, Bd. 10.) Braunschweig, Westermann, 1920. (108 S. u. 1 Kte.)

In diesem Werke wird uns ein Wanderbuch gegeben, wie wir leider nicht viele besitzen. In ein kurzes Wort läßt sich das Urteil darüber zusammenfassen: es macht uns im Lande heimisch. Man darf wohl behaupten, daß den wenigsten Lesern der Stoff vertraut, das Altvatergebirge bekannt sein wird. Um so größer ist das Verdienst des Verfassers, daß er seine gründliche Kenntnis des Gebietes

in landwirtschaftlicher, geschichtlicher, naturgeschichtlicher, auch volkswirtschaftlicher Hinsicht in dauernd fesselnder Weise zu übermitteln versteht. Von Seite zu Seite spinnt die Darstellung zwischen dem Leser und dem Lande immer engere und festere Fäden, und mit dem Schlußpunkt am Ende möchte man den Rucksack packen, um dies von deutschen Landen abgetrennte deutsche Land selber kennenzulernen und geistige Bande knüpfen zu helfen mit diesem Stück Erde und Volk, dem uns der Verfasser so nahe gebracht hat. Stiewe.

Klaatsch, Hermann: Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers hrsg. von Dr. med. Adolf Heilborn. Berlin, Bong, 1920. (392 S. mit vielen Abb.) 40 M.

Es ist eine Art Zusammenfassung der Forschungsergebnisse Klaatschs, der den Standpunkt vertrat, daß der heutige Mensch nicht von den Menschenaffen abstammt, sondern einen mit ihnen gemeinsamen, weit zurückliegenden Ahnen hat, von dem er sich selbständig abzweigte. Er betreibt seine Forschung von den höchsten Gesichtspunkten aus wie eine Art Gottesdienst. Er beschreibt die alten Funde eingehend, besonders die im Vézèretal, das uns eine schöne Abbildung näher bringt. Daneben hat er auch die jetzt noch lebenden primitiven Menschenrassen namentlich in Australien gründlich studiert. Das Buch enthält zwar manches, was speziellere Kenntnisse voraussetzt, ist aber in der Hauptsache vorzüglich geeignet, das Verständnis für die Vorgeschichte der Menschheit zu wecken und zu fördern. Immerhin ist es keine ganz leichte Lektüre. Die neuen, wunderbaren Funde in Predmost in Mähren wurden von Heilborn bearbeitet. v. Hauff.

Liebert, Arthur: Vom Geist der Revolutionen. Berlin, Collignon, 1919. (74 S.) Br. 4,50 M., geb. 6 M.

Diese Arbeit über Wesen, Erscheinungsformen und Prinzipien der Revolutionen überhaupt ist gewiß eines der wichtigen Bücher, die die Fülle der Tagesbroschüren überdauern werden. Schon darum, weil es nicht für den Tag geschrieben ist, nicht Bezug nimmt auf aktuelle Fragen und eben überstandene revolutionäre Erscheinungen, sondern ganz allgemein eine philosophische Einstellung auf ein bestimmtes Phänomen der Geschichte, eben die Revolution, aufweist. Aber weil diese Schrift nicht in den Tageskampf eingreift, ist sie für jeden politisch Interessierten von höchstem Belang. Denn was hier theoretisch überdacht wurde, kann und muß eine praktische Anwendung auf den Tag finden. Niemals war es den Deutschen notwendiger darüber nachzudenken, was die Urquellen der Revolutionen denn eigentlich seien. Wer eine methodische Bearbeitung dieser Frage sucht, der kann vielleicht nichts Gründlicheres finden, als was Liebert hier sagte. Ortwin.

Luckwaldt, Friedrich: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1920. 2 Bde. (351 u. 336 S.) 60 M., geb. 76 M.

Dies Werk vereinigt wissenschaftliche Gediegenheit mit lesbarer Darstellung in einer so angenehmen Art, wie sie nur wenigen Geschichtswerken nachgerühmt werden kann. Der bekannte Vertreter der Geschichte an der Danziger Hochschule hat ein volles Recht, sich an Fachgenossen und gebildete Laien zu wenden. Trotz der großen Kürze der Darstellung, die der ungeheure Stoff verlangt, haben wir überall Schilderung, der man mit Spannung folgt, nirgends bloße Aufzählung. Die abenteuerlichen Kämpfe der Gründerzeit fesseln uns nicht mehr als die Verwicklungen infolge der Verfassung. Immer bleibt das Urteil sicher und objektiv, auch wo es sich um die Darstellung des Weltkriegs handelt, der mit erfreulicher Ausführlichkeit behandelt wird. Vom Deutschtum ist weniger die Rede, als man bei der ungeheuren Zahl der Auswanderer erwarten sollte, aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese

Auswanderer „Soldaten ohne Führer" waren und deshalb für die Geschichte nicht den ihrer Zahl entsprechenden Einfluß haben konnten. Um so mehr kann das vorliegende Buch dazu beitragen, die früher gemachten Fehler für die Zukunft zu verhindern. v. Hauff.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bülow, Margarethe von: Novellen einer Frühvollendeten. Leipzig, Voigtländer (1919). (382 S.) Geb. 6,80 M.

Es ist wahrlich etwas Gutes, diese Neuausgabe der Novellen Margarethes von Bülow. Denn manche von ihnen sind Perlen ihrer Gattung. Meist treten zwei bis drei Charaktere in Wechselwirkung, und mit psychologischer Notwendigkeit entwickelt sich aus ihrem tiefsten Seinsgrund heraus die Handlung, die in straffer Komposition und dramatischer Steigerung aufgebaut ist. Diese monumentale Form ist von einer starken Leidenschaftlichkeit durchweht, die sich in den Naturstimmungen widerspiegelt. Zu Perlen rechne ich mit Bartels, der eine schlichte Einleitung zu dieser Sammlung geschrieben hat, die Stücke: „Herr im Hause", „Cyperacea" und „Ein rechtlicher Mann". Die Dichterin, die 1884 bei dem Versuch, einen Knaben zu retten, im Rummelsburger See ertrank, steht am Anfang der sogenannten „Moderne". Aber weder steht sie, wie soviele ihrer naturalistischen Zeitgenossen, der Welt polemisch gegenüber, noch ist ihr Stil maniriert. Vielmehr schafft sie ganz aus tiefem Gestaltungsdrang heraus. Ihr Empfinden ist männlich und herb wie die Mark, der sie entstammt. Nicht immer ist sie frei geblieben von der damaligen Sucht nach seelischer Zergliederung um jeden Preis. Wo sie dieser Neigung ausnahmsweise nachgegeben hat, wie im „Tagebuch Werner Asaras", ist ihr nichts Gerundetes gelungen. — Ich halte gerade Werke wie die der Bülow, die den Naturalismus von seiner guten Seite zeigen, für bildungspfleglich sehr wirksam. Denn der ästhetisch schwer Beeindruckbare wird durch die starke Sinnlichkeit der Bilder, die durchaus in seiner Erlebnissphäre liegen, mit Macht gepackt, und ohne daß er es will, wird etwas von dem tiefen Lebensgefühl dieser künstlerisch gestalteten Welt in ihn überströmen. Darum sind diese Novellen für alle Büchereien zu empfehlen. Auch sollte man für Vorlesestunden gelegentlich eine davon wählen, so besonders das Märchen „Die Glücksuhr von Wölfis" um seines bedeutenden volkserzieherischen Wertes willen. Schriewer.

Christ, Lena: Madam Bäuerin. Roman. H. Paul List, (1920). (282 S.) Geh. 9 M., geb. 14 M.; auf holzfr. Papier geh. 14 M.

Die Geschichte vom Stadtfräulein, das trotz des Widerstandes seiner vornehmen Mutter den jungen Bauern heiratet, der auch erst die Empörung seiner Familie besänftigen muß, ist trotz aller Unwahrscheinlichkeit des Geschehnisses schon oft geschrieben worden, selten aber so frisch und heiter wie in diesem Roman von Lena Christ. Ohne sich um Schwierigkeiten der Motivierung und der Psychologie viel zu kümmern, gleichsam handfest ihr Vorhaben anpackend, erzählt sie mit deftigem, bayrischem Dialekt, in der Komik gelegentlich das Maß ein wenig überschreitend. So wird das Buch eine recht unterhaltsam-harmlose, leichte Lektüre. Für Büchereien ohne Bedenken brauchbar. Homann.

Hesse, Hermann: Wanderungen. Aufzeichnungen. Mit farbigen Bildern vom Verfasser. Berlin, S. Fischer, 1920. (117 S.) 60 M.

Bekanntlich hat Hermann Hesse unter dem Eindruck des Krieges starke weltanschauliche Wandlungen erlebt. Ihnen entspricht eine auffallende Veränderung der Klangfarbe seiner epischen und lyrischen Kunst und die Heranziehung einer Nach-

barkunst, nämlich der Malerei, die in diesem neuen Werke denn auch zum ersten Male zugleich mit Hesseschen Prosa- und Versdichtungen in die Erscheinung tritt. Was aber jene weltanschaulich-stilistische Umgruppierung betrifft, so ist sie zweifellos schon in den letzten Vorkriegswerken Hesses vorbereitet. Es führt eine ziemlich gerade Linie vom Knulp über die Roßhalde zur ersten Station der „Wanderungen"; nämlich das Lebensgefühl, dem Hesse einst in dem Gedichte „Gegenüber von Afrika" (in seinem Indienbuche) klassischen Ausdruck gegeben hat:

„Denn auch im Glücke kann ich auf Erden
Doch nur ein Gast und niemals Bürger werden."

Der Dichter beginnt sein neues Buch mit einer kräftigen Verwünschung aller Landesgrenzen — und doch genießt er ihren Reiz. Als echter Wanderer ist er in all die tausend Dinge einen Augenblick verliebt, die ihm auf seinen Schlenderwegen zu Gesichte kommen: in Bauernhäuser und Friedhöfe, in Bergpässe und Brücken, in Kapellen und Pfarrhäuser, in Wolke, See, Baum und Berg. „Doch fort muß er wieder ins andere Land", wie das Volkslied treuherzig sagt. Und so ist die auch in den Prosastücken durch und durch lyrisch beseelte Sprache dieser „Wanderungen" wesentlich auf Wehmut, ja zuweilen auf Schwermut gestimmt. „Der reine Wanderer", sagt der Dichter selbst, „müßte das Heimweh nicht kennen. Ich kenne es; ich bin nicht vollkommen und ich strebe auch nicht, es zu sein. Ich will mein Heimweh kosten, wie ich meine Freuden koste." Wer den Dichter kennt, der weiß, daß er dabei nie ganz ohne Wanderhumor ist, wenn er auch, wie in seiner letzten Entwicklungsperiode nicht selten, seine „eiserne Ration" angreifen muß. — Im ganzen kann man sagen, daß die echt dichterische Zwiespältigkeit der Natur Hesses in keinem seiner Werke so vieltönig und rein aus dem vielgeübten Instrument seiner „alten nervösen Dichter- und Wandersinne" erklungen ist wie in diesen wundervollen Weltandachten, für deren religiöse Atmosphäre wenigstens die e i n e Stelle zeugen soll: „Wer wahrhaft betet, der bittet nicht; er erzählt nur seine Zustände und Nöte, er singt sein Leid und seinen Dank vor sich hin, wie die kleinen Kinder singen. So beten auch Bäume, auch Tiere. Auf den Bildern guter Maler betet jeder Baum und jeder Berg". — Ganz besonderes Lob verdient auch noch Druck- und Bildschmuck. Aber das Buch hat schließlich doch e i n e n großen Fehler, wenigstens vom Standpunkt der Volksbüchereiarbeit aus gesehen, nämlich, daß es für kleinere Büchereien unerschwinglich ist. Schade, jammerschade! Denn es gehörte eigentlich in jede Bücherei, die auch nur ein Dutzend andachtbereite, feingestimmte Leser hat. A c k e r k n e c h t.

H o e c h s t e t t e r, Sophie: Mein Freund Rosenkreutz. Fränkische Novellen. Dachau b. München, Einhornverlag (1920). (243 S.) Geb. 15 M.

Diese im Ansbach-Bayreuthischen Gau wirklich beheimateten Geschichten sind wohl das Beste, was die fränkische Dichterin geschrieben hat. Stofflich und im Tonfall sind sie durch die Gestalt des vornehmen Privatgelehrten Rosenkreutz, der bei den historischen Stücken als Erzähler, bei den modernen als Mithandelnder auftritt, glücklich zusammenfaßt. Die Vorliebe der Dichterin für adlige Endgestalten und geheimnisvolle Einsiedler und Abseitige kommt ihr namentlich bei den Erzählungen aus den Jahrzehnten vor und nach der französischen Revolution, von denen „Die Damen von Irmelsleben" und „Das Fräulein von Sombreuil" genannt seien, sehr zustatten. Es ist kein Zufall, daß über Anfang und Ende der Novellenreihe der rätselhafte Schatten Caspar Hausers gebreitet ist (er selbst tritt nicht auf). Das Buch ist stimmungsschwer und voll geisterhaften Lebens wie eine mondscheindurchwobene Wanderung durch fränkische Städtchen, Parke und Schlösser. — Mittlere und große Volksbüchereien werden den übrigens sehr gut ausgestatteten Band nicht entbehren dürfen. A c k e r k n e c h t.

Nexö, Martin Andersen: Stine Menschenkind. 1. Teil: Eine Kindheit. 2. Teil: Mütterchen. 3. Teil: Der Sündenfall. Aus dem Dänischen von Hermann Kiy. München, Langen (1918—1920). (206, 176 u. 234 S.) Geh. je 10 M., geb. je 16 M.

In diesen drei Bänden zeichnet Nexö ein weibliches Gegenbild zu seinem „Pelle, dem Eroberer". Stine wird als uneheliches Kind von der Mutter bei den Großeltern zurückgelassen. Fast vom ersten Tage an ist ihr Leben gedrückt durch Not und Mangel und Sorge, aber vom ersten Atemzuge an scheint das Kind diese Last tapfer auf sich zu nehmen; unüberwindlich ist ihre Lebenskraft und Lebensfreude. Schon früh wird sie Pflegerin, ja Erhalterin der bald verwitweten, durch Krankheit halb hilflosen Großmutter. Von dort holt die Mutter, die inzwischen geheiratet hat, sie fort in ihr Haus, aber die Last auf Stines Schultern wird darum nur größer, die Arbeit schwerer und, da die Mutter, welche aus Habsucht ihre eigne Mutter ermordet, oder doch ihren Tod beschleunigt hat, ins Zuchthaus wandert, die Verantwortung des „Mütterchens" für die kleinen Geschwister schwerer. Doch ist zu dieser Zeit ihr Glück fast vollkommen. Sie geht auf im tatkräftigen Dienste für die Ihren. Hart mutet es sie an, als sie nun in fremden Dienst gehen muß. Doch sie beißt sich tapfer durch, bis ihr der „Sündenfall" den Weg abschneidet. Sie schenkt dem Sohn des fremden Hofes, der schwächlich, unterdrückt von einer harten Mutter ein kümmerliches Leben hinschleppt, zum Trost ihre Liebe. Da muß sie zurück in ihre Familie. Und obwohl der Hofsohn ihr folgt, scheint der Kreis doch geschlossen: Ihr Kind steht fast auf dem gleichen Punkt, auf dem sie einst stand; ein Herauskommen aus der Not scheint unmöglich. — Dies alles sieht nach der Inhaltsangabe vielleicht wie eine reine Elendsschilderung aus, ist es aber gar nicht. Stine findet in vollkommener Selbstaufopferung ein vollkommenes Menschenglück. Das ist wohltuenderweise ohne eine Spur von falscher Sentimentalität, ohne flaches Moralisieren, ohne grobe, sozialistische Tendenz in schlichtestem, unglaublich anschauungskräftigem Realismus, meist mit etwas herbem, sarkastischem Humor erzählt. Ein wunderbarer Reichtum an Einzelgestalten, Menschen wie Tieren, Häusern und Landschaften, von denen jedes sein eigenes, wirklichstes Leben hat, ist in dem Buch ausgebreitet. Die Sprache, die — soweit ich das ohne Kenntnis des Dänischen beurteilen kann — ausgezeichnet übersetzt wurde, ist in ihrer Mischung von ursprünglicher Bildhaftigkeit und schlichter Kürze und Prägnanz von sehr eindrucksvoller epischer Einheitlichkeit. — Trotz seines Umfanges sollte das Werk auch in kleinen Büchereien nicht fehlen. Homann.

Nexö, Martin Andersen: Die Familie Frank. Roman. München, Langen, 1920. (206 S.) Geh. 10 M., geb. 16 M.

Die Familie besteht aus dem Schneider, Tagedieb und Trunkenbold Frank, seinem nichtsnutzigen, abenteuerlustigen Sohn und einem Arbeits- und Zankteufel von Mutter, die vergeblich bemüht ist, die Familie in Ordnung zu halten. Im Grunde ist das Ganze eine Charaktergroteske der Frau Frank. Sie ist geschildert als ein Ausbund von Bösartigkeit, Schmähsucht, ein lärmendes, keifendes Ungeheuer. Der einzige männliche Gegner in der kleinen Stadt, der ihr Stand zu halten vermag, ist ein ebenso bösartiger, bissiger Ganter auf der Gemeindewiese, wo sie ihre Wäsche zu trocknen beliebt. Aber trotz alledem weiß Nexö dieser bösen Person unsere ganze Sympathie zuzuwenden. Sie wächst zu erstaunlicher, menschlicher Größe im Kampf mit den beiden Männern, und ihre lebenslangen, hoffnungslosen Qualen erscheinen fast tragisch. Die Realistik und Drastik jeder Szene, jeden Wortes ist unübertrefflich, störend allein vielleicht der etwas abenteuerliche Ausgang und ein klein wenig das sentimental geschilderte Verhältnis zum Sohne. — Die Anschaffung ist allen Büchereien dringend zu empfehlen. Homann.

Poeck, Wilhelm: Poggenkönig un Dübelsprinzessin. Lustige plattdeutsche Märchen für jung und alt. Hamburg, Glogau jr., 1921. (100 S.) 8 M.

Lustig sind die acht Märchen, nicht stillvergnügt, wie versonnene Träumereien aus dem Märchenland wohl sein können; laute Fröhlichkeit lösen sie aus, nicht inneres Lachen. Die Alten können beim Lesen für eine Weile den Druck der Gegenwart vergessen. Das würde nachhaltiger noch geschehen, wenn der Dichter in seiner Lust am Fabulieren den reinen Märchenton stets träfe und nicht hin und wieder eine Saite anschlüge, die herüberklingt aus den mancherlei Mißständen unserer Tage. Dieser Umstand läßt einige der (Tier-)Märchen für das eigentliche Märchenalter ungeeignet erscheinen. Dreizehnjährige werden aber schon sehen, wo Poeck unserer Zeit hier und da einen Spiegel hinhält. — Das Plattdeutsch ist ganz echt. Manche Formen und Wendungen muten fremd an (dat Towern = das Zaubern, Locker = Zucker, Ungetewer = Ungeziefer u. a.); sie gehören nicht mehr dem lebendigen Sprachschatz an. Vielleicht gelingt es Poeck, einige aus dem Mittelniederdeutschen stammende Vokabeln wieder in den Verkehr zu bringen Jungclaus.

Richter, Andreas Igel: Der Rosenhag. Eine ganz vertrackte Historie. Mit Zeichnungen von Hans Nikol. Mang. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, 1920. (225 S.) Geh. 12 M., geb. 25 M.

Ein komischer, satirischer, historischer Roman. In einem deutschen Städtchen etwa des späten Mittelalters hinterläßt ein Menschenfeind durch sein Testament seinen herrlichen Rosenhag der Jungfrau, die sich den schönsten Kranz aus seinen Rosen windet, und erreicht dadurch sein Ziel, den Frieden seiner Mitbürger gründlich zu stören. Schon bei der Testamentseröffnung beginnen Schlägereien, dem folgen Prozesse, Prügeleien, Regierungswechsel, Revolution, Bürgerkrieg, Brandschatzungen, kurz völlige Zerrüttung der blühenden Stadt. Die Geschichte ist gut erzählt in einem gemächlichen, reflektierenden Stil, gespickt mit allerhand boshaften Bemerkungen über allgemeines Menschenwesen, die kaum neu und tiefsinnig sind, wohl aber unterhaltsam und lustig. — Die komischen, stark karikierenden Zeichnungen von H. N. M. passen sich dem Roman ausgezeichnet an. Wenn auch weder Text noch Illustration an sich höchsten Wert haben, so ist das Zusammenstimmen beider so ungewöhnlich gut, daß man allein deshalb die Anschaffung des Buches allen Büchereien empfehlen kann. Homann.

Die Stillen. Dichtungen. Gesammelt von Max Tau. Trier, Friedrich Lintz, 1921. Geb. 36 M.

In der Wahl des Titels liegt ein ausgesprochener Wille und Weg. Der Herausgeber möchte nicht nur solche Dichter vereinen, die für sich und vielleicht als neue Talente ihren einsamen Weg gehen, sondern er will, wie auch sein Geleitwort erkennen läßt, die Menschen unserer Tage in der Gehetztheit und Zerrissenheit des äußeren Daseins wieder das lebensteigernde Glück der Stille und Innerlichkeit spüren lassen. Darum kann er für seine Sammlung nur dichterische Kräfte heranziehen, die spürbar um Seelisches ringen, von innen getrieben sind und den Weg zur Seele finden. Es ist also seine Sammlung nicht bloß eine Zusammenstellung wertvoller Dichtungen, die bestenfalls noch für den einen oder anderen werben soll und kann; sondern seine Wahl bekommt in diesem Sinne eine gewissermaßen weltanschauliche Orientierung. Herm. Stehr, der den Band bedeutsam einleitet, ist gewiß ein „Stiller", und Kolbenheyer und Hans-Christoph Kaergel, Wilhelm Schäfer, Ina Seidel, Paul Ernst sind es ebenfalls. Zwei Neuentdeckte scheinen im besten Sinne „Stille" zu werden: R. C. Muschler und der holsteinische Paul Friedrich Juels, beide, bezeichnenderweise, mit einer Künstlernovelle vertreten. Gewiß ist zu fordern, daß

der Leser einem Kunstwerk nachgehen könne, ohne über die Biographie des Dichters besonders unterrichtet zu sein. Den Dichter von sich selbst sprechen zu hören, ist aber nicht nur von Wert, sondern auch von Reiz. Und die „Lebensskizze", die jeder Dichter hier seinem Beitrag folgen läßt, befriedigt nicht neugieriges Fragen, sondern trägt, recht ergiebig, zum Verständnis des Schaffenden bei. Dem Buche eine Verbreitung zu wünschen, die dem erkennbaren Ernst, den Herausgeber und Verlag an die Sammlung gewandt haben, entspricht, ist angenehme Pflicht. Knudsen.

D. Kurze Anzeigen.

Buchloh, Adolf: Auf der Walze bis zum Montblanc und Vesuv. Erlebnisse eines wandernden Handwerksburschen von ihm selbst geschrieben. Mit einem Vorwort von Johannes Dose. Elberfeld-Sonnborn, Burchard, 1920. (282 S.) 1,50 M.

Gibt einen trefflichen Einblick in das Leben der Handwerksburschen von einer höheren Warte aus. Als schriftstellerische Leistung verdient das Buch vollauf das ihm von Dose gespendete Lob. Jedermann bis zum älteren Schüler herunter wird das Buch mit Genuß und Gewinn lesen, denn es führt in eine Welt ein, die nur wenigen bekannt ist. v. H.

Bühler, Johannes: Was sich Wüstenväter und Mönche erzählen. Auswahl und Übertragungen aus der altmönchischen Literatur. Leipzig, Inselverlag. (Inselbücherei.) (79 S.) Geb. 3,50 M.

Eine gute Einführung in das Empfindungsleben der ältesten Mönche, lehrreich und unterhaltend für einfache wie für gebildete Erwachsene. v. H.

Bürger, Prof. Dr. Otto: Chile als Land der Verheißung u. Erfüllung für deutsche Auswanderer. Eine Landes- und Wirtschaftskunde. Mit einer Karte von Chile. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, 1920. (272 S.) 20 M.

Das Buch steht in einem gewissen Gegensatz zu dem Werk desselben Verfassers: Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile, was er im Vorwort zu erklären sucht. Es gibt einen guten Einblick in die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Chiles und ermöglicht es dem Auswanderungslustigen, sich ein Bild von dem zu machen, was er zu erwarten hat. Die Beschreibung der deutschen Ansiedlungen dürfte m. E. ausführlicher sein, da man aus den Freuden und Leiden früherer Einwanderer besonders sichere Schlüsse ziehen kann. Doch ist es wünschenswert, daß sich niemand auf Grund des vorliegenden Buches allein ein Urteil über Chile zu bilden versucht, sondern auch anderes, vor allem die Veröffentlichungen des Deutschen Vereins in Santiago zu Rate zieht. v. H.

Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (1823—1832). Nach der Originalausgabe neu in Auswahl herausgegeben von Gerhard Merian. 3. Aufl. Berlin-Zehlendorf, Gerhard Merian, (1920). (221 S.) Geb. 11 M.

Weitaus beste Auswahlausgabe. Alles, was nur für den Kenner der damaligen Geistesgeschichte, bzw. der Weimarer Lokalgeschichte interessant ist, hat Merian beiseite gelassen und so einen Text hergestellt, der ohne Anmerkungen verständlich ist und wie ein höchst eindrucksvolles Mosaikbild von Goethes letztem Lebensjahrzehnt wirkt. Besonders sei diese, überdies vorzüglich gedruckte, taktvoll bevorwortete und mit einem guten Register versehene Ausgabe auch für Volkshochschulübungen auf wärmste empfohlen. E. A.

Eine Hand voll Gold. 17 ernste und heitere Erzählungen, Novellen u. Märchen von G. Frenssen, H. Sohnrey, P. Rosegger, Th. Storm, Fritz Anders

F. v. Gaudy, R. Reichenau u. a. Mit 20 Textbildern. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt, G. m. b. H. [1920]. (164 S.) Geb. 8,75 M.

Wie die im selben Verlag und zu gleicher Zeit erschienene Sammlung „Im Weihnachtsland" vereinigt auch dies Büchlein eine Reihe kleiner, aber gehaltvoller Dichtungen der besten volkstümlichen Schriftsteller. Seinen Titel „Eine Hand voll Gold", der der Frenssenschen Erzählung entlehnt ist, dürfte es deshalb nicht mit Unrecht tragen. Ko.

Frank, Paul: Wohlfahrtspflege im Volksstaat. Gedanken zur Umgestaltung des Fürsorgewesens. Berlin, Vahlen, 1920. (57 S.) 3,60 M.

Behandelt zeitgemäße Reformen und weist neue Wege zur Bekämpfung der sozialen Notstände und zur Erstarkung des gegenseitigen Verpflichtungsgefühls. Fr.

Hartmann, Hans: Jesus, das Dämonische und die Ethik. Solingen, Verlag der Bergischen Bücherstuben, 1920. (216 S.)

Unternimmt den Versuch, das ganze Leben Jesu auf dämonische Erlebnisse zurückzuführen, die jenseits von Gut und Böse stehen oder nach jenseits von Gut und Böse führen. Setzt keine Fachkenntnisse, aber Allgemeinbildung voraus. v. H.

Kiesling, Hans von: Vorderasien, Rußland, Südamerika. Deutsche Auswanderungsgebiete der Zukunft. Leipzig, Dieterich, 1920. (172 S.) 6 M.

Gibt Selbstgeschautes, und zwar meist gründlich Geschautes. Alles gründlich zu sehen, war bei dem langen Weg nicht möglich. Besonders treffend finde ich die Kapitel über Südamerika, das im Augenblick im Vordergrund stehen muß für jeden, der auswandern will. Aber auch für die andern, die nicht an Auswanderung denken, ist das Buch zu empfehlen; denn nur beim Vergleich mit fremden Ländern lernt man das Heimatland richtig beurteilen. v. H.

Neése, Wilh.: Mang Brink un Brank. Vertellen. 1. Bd. Schwerin, Stiller (J. A. Strenge), 1920. (144 S.) 10 M.

Den Personen dieser kleinen Geschichten fehlt es zum Teil wohl an der rechten individuellen Geschlossenheit und Lebendigkeit. Hübsch sind die Schilderungen der Umwelt-Stimmungen. Erfreulich ist die geschickte Verwendung alten Sprachguts wie überhaupt die sichere und ungekünstelte Handhabung der plattdeutschen Mundart. Ko.

Schreckenbach, Paul: Der jüngste Tag. Leipzig, Amelang, 1919. (87 S.) Geb. 1.80 M.

Die kleine gehaltvolle Erzählung aus den Tagen Luthers schildert in lebendiger und humorvoller Weise die Narretei des Pfarrers Stiefel, der seiner Lochauer Gemeinde mit der Prophezeiung vom Eintritt des jüngsten Tages den Kopf verdreht. Anmutig steht vor diesem Hintergrunde die Liebe zwischen einem klugen und tapferen Bürgermädchen und dem Junker Götz, deren Glück gerade durch diese Narrheit möglich wird. Für Jugendliche wohl geeignet. Schr.

Wyß, Bernhard: Erinnerungen an Böcklin. Nach gedruckten und ungedruckten Aufzeichnungen von Angela u. Carlo Böcklin, Gottfried Keller, Albert Welti, Adolf Frey, Hans Thoma u. a. M. e. Federzeichn. Arnold Böcklins. Basel, Rhein-Verlag, 1921. (154 S.) 10 M.

Unmittelbare Beobachtungen und Aufzeichnungen der Freunde Böcklins hat der Herausgeber aufs geschickteste ausgewählt und durch ein paar biographische Notizen verbunden. So ist ein Buch entstanden, das sich nicht nur sehr unterhaltend liest, sondern das auch die ganze Eigenart des großen Künstlers und Menschen dem Leser aufs deutlichste nahebringt. Ko.

E. Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Hinweise
sende man bitte an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Allgemeines. Volkshochschule. Volkskunstpflege.

Der Aufstieg. Monatsschrift z. Förderung der Volksbildung, hrsg. v. Walter Möhring. 1. Jg. 1921. 12 Hefte. Nürnberg, Aufstieg-Verlag, 1921.

Erdberg, Robert v.: Der Volksbildungstag in Braunau. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

— Volksbildungstagung in München im Januar 1921. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Fell, Wilhelm: Volksbildungsarbeit in der deutschen Reichswehr. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Flügge, Gottfried: Zur Psychologie der Massen. Preuß. Jahrbücher 1921, H. 3.

Lohmann, Richard: Sozialistische Bildungsarbeit und Lehrerschaft. (Arbeiter-Bildung 1921, H. 3.)

Mitteilungen d. Zentralbildungsausschusses d. kathol. Verbände Deutschlands, Sitz Bonn. 1. Jg. 1921. 12 Nrn. Bonn, Zentralbildungsausschuß der kathol. Verbände Deutschlands.

Popp, Walter: Bildungsnot und Bildungstiefe d. niederen Volksschichten. 87 S. 8°. (Manns Pädagogisches Magazin H. 793.) Langensalza, Beyer & Söhne, 1921.

Rebiczek, Franz: Soldatenbildung in Österreich. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Schulz, Heinrich: Der erste sozialdemokratische Kulturtag (Arbeiter-Bildung 1921, H. 3).

— Die Kulturaufgaben der Sozialdemokratie (in: Das Programm der Sozialdemokratie, Vorschläge für seine Erneuerung. Berlin, Buchh. Vorwärts, 1920, S. 87 ff.).

Tews, J. Großstadterziehung. Die Großstadt als Jugenderziehungs- und Jugendbildungsstätte. 2. Aufl. (128 S.) (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 327.) Leipzig, B. G. Teubner, 1921.

Volksbildungsarbeit, Katholische. Die Bücherwelt 1921, H. 2.

Waas, Adolf: Volksbildung u. Nationalbewußtsein. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Weimann, Richard: Neue Ziele und Wege unserer Bildungsarbeit. (Arbeiter-Bildung 1921, H. 3.)

Bericht über den 1. staatlichen Kursus für Volkshochschullehrer, veranstaltet vom Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Die Arbeitsgemeinschaft 1921, H. 9.

Die Bücherei der Volkshochschule. Hrsg. v. R. Jahnke. Bd. 1—12. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1921.

Kaphahn, Fritz: Geschichte und Volkshochschule. Die Arbeitsgemeinschaft 1921, H. 9.

Paul, Johs.: Die Bedeutung der schwedischen Volkshochschulbewegung für Deutschland. (Manns Pädagogisches Magazin H. 790.) Langensalza, Beyer & Söhne, 1921.

Picht, Werner: Flammentänze [Volksfeste u. Volkshochschule]. Die Arbeitsgemeinschaft 1921, H. 9.

Resch, Johannes: Recht und Notwendigkeit des Enthusiasmus in der deutschen Volkshochschulbewegung. Die Arbeitsgemeinschaft 1921, H. 9.

Sievers, Heinrich: Der Volkshochschulgedanke und seine Verwirklichung auf dem Lande. Glogau, Hellmann, 1921.

Die Volkshochschule Bern. Zeitschrift für Volksbildung. 1. Jg. 1921. 6 Hefte. Bern, E. Bircher, 1921.

Volkshochschule, Die deutsche. Sammlung von Beiträgen, hrsg. v. W. Rein. Heft 30 u. 31. (Manns Pädagog. Magazin H. 799 u. 805.) Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1921.

Die Volkshochschul-Gemeinschaft. Nachrichtenblatt d. deutsch. Volkshochschul-Gemeinschaft, hrsg. v. Th. Scheffer. 1. Jg. 1921. 6 Folgen. Berlin-Lichterfelde, Verlag d. Volkshochschul-Gemeinschaft, 1921.

Weitsch, Eduard: Streitfragen der Volkshochschulpädagogik. (Manns Pädagog. Magazin H. 760.) Langensalza, Beyer & Söhne, 1921.

Nestriepke, S.: Die Theaterorganisation der Zukunft. Volksbühnenbewegung u. Sozialisierung des Theaters. Berlin, Volksbühnenbuchhandlung, 1921. (58 S.)

Verband der Deutschen Volksbühnenvereine [Bericht über die Berliner Tagung vom Oktober 1920]. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Eine **Bildwoche** des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht in Berlin. [Bericht.] Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Richter, Hans: Der Spielfilm. Ansätze zu einer Dramaturgie des Films. Berlin, H. H. Richter, 1920. (125 S.)

---

2. u. 3. Bücherei und Bildungspflege. Einzelne Probleme der Bücherei.

Bücherverzeichnisse d. städtischen Bücherhallen zu Leipzig. Nr. 1, 3, 4. Gautzsch b. Leipzig, Felix Dietrich, 1921.

Eger, Lydia: Unser Kampf gegen das schlechte Buch. Hrsg. v. Jugendring Dresden. Leipzig, Hauptarbeitsamt der deutschen Jugendringe, 1921.

Das **Einkaufshaus** für Volksbibliotheken des deutschen Volkshausbundes. Eine Erklärung von Th. Bäuerle, R. v. Erdberg u. a. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Lehrgang zum Kampf gegen die Schundliteratur. [Bericht.] Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Schäfer, Georg: Die Courths-Mahler-Seuche. Die Bücherwelt 1921, H. 2.

Tagung der deutschen Jugendschriften-Ausschüsse in Jena. [Bericht.] Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Verordnung des sächsischen Kultusministeriums gegen die Schundliteratur. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Waas, Adolf: Chronik des Bibliothekswesens. Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 1.

Kleine Mitteilungen.

Die Gesellschaft für Volksbildung hat zur Feier ihres 50jährigen Bestehens, die am Sonntag, den 29. Mai d. J., in den Räumen des Reichstages begangen worden ist, eine Festschrift „50 Jahre deutscher Volksbildungsarbeit“ (Verlag der Gesellschaft für Volksbildung, Berlin, Lüneburger Str. 21) erscheinen lassen, welche fesselnde Beiträge zur Geschichte der deutschen Volksbildungsbestrebungen, besonders in früheren Jahren, sowie über die Gründung und Entwicklung der Gesellschaft selbst enthält. Die Leistungen der Gesellschaft, deren Einrichtungen als ein großes Netzwerk einen beträchtlichen Teil unseres Vaterlandes überspannen, haben wir stets bereitwillig anerkannt, auch wo die G. f. V. hinsichtlich der Einstellung auf die Probleme und Methoden volkserzieherischer Arbeit hinter dem zurückgeblieben ist, was als lebenswichtige Forderung an unsere Zeit herantritt. Wir haben vor allem nie vergessen, daß sie durch ihre weitgreifende Tätigkeit in zahlreichen Fällen das Interesse geweckt und den Boden bereitet hat für eine intensivere volkserzieherische Aussaat und Ernte. Unser Glückwunsch gilt namentlich Johannes Tews, dessen lang-

jährigem unermüdlichen Wirken und seltener Hingabe die Gesellschaft und damit die Sache der Volksbildung viel verdankt. Wir wünschen aufrichtig, daß ihm seine reiche Arbeitskraft noch recht lange erhalten bleiben möge.

Einkaufshaus für Volksbibliotheken. Im Januarheft des „Volksbildungsarchivs" ist eine Erklärung verschiedener nord- und süddeutscher Bildungspfleger erschienen, in der das „Einkaufshaus für Volksbibliotheken" in Berlin als volkserzieherisch wertlos, ja als eine Gefahr für die deutsche volkstümliche Bücherei charakterisiert wird. Da hiermit die öffentliche Aussprache über diese Einrichtung des „Volkshausbundes" als eröffnet angesehen werden darf, fühlen wir uns verpflichtet, unseren Lesern mitzuteilen, daß auch wir eine solche grundsätzlich ablehnende Haltung bei verschiedenen unmittelbaren mündlichen und schriftlichen Berührungen mit der Leitung des „Einkaufshauses" eingenommen haben. Wir standen jedoch vor der Tatsache, daß der Verlag unserer Zeitschrift ohne Wissen der beiden alten Herausgeber und vor dem Hinzutritt des neuen Herausgebers den Anzeigenteil an das Einkaufshaus auf ein Jahr verpachtet hatte. Unter diesen Umständen blieb zunächst nichts anderes übrig, als wenigstens durch die innen auf der vorderen Umschlagseite angebrachte Notiz jede Mitverantwortlichkeit an den Anzeigen selbst ausdrücklich abzulehnen. Zur Charakteristik unserer Stellung zu dem „Einkaufshaus" sei beiläufig noch erwähnt, daß in der „Bildungspflege", deren volkserzieherische Überlieferung wir in vollem Umfange übernommen haben, bereits im Novemberheft 1919 eine Notiz in der Art der oben erwähnten „Erklärung" hätte erscheinen sollen und schon gesetzt war. (Die Gründe dafür, daß sie tatsächlich nicht erschienen ist, gehören nicht hierher, da sie mit einer etwaigen Meinungsänderung oder einem Kompromiß dem „Einkaufshaus" gegenüber durchaus nichts zu tun hatten.) Sie wies noch besonders darauf hin, daß die von Herrn Lesser, dem Leiter des „Einkaufshauses" verfaßte Mitteilung mit ihrer Behauptung, das „Einkaufshaus" arbeite Hand in Hand mit „den führenden deutschen Volksbibliothekaren" (im Original gesperrt), den Tatsachen nicht entspreche. — Schließlich möchten wir die Mitteilung nicht unterdrücken, daß wir im Rahmen unserer provinziellen Büchereiverbände während des vergangenen Winters bereits eine wirklich gemeinnützige und volkserzieherisch orientierte Einkaufseinrichtung in Gang gebracht haben, die all den auch von uns grundsätzlich vertretenen Forderungen jener „Erklärung" im „Volksbildungsarchiv" gerecht wird.

Die Schriftleitung
der Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege".

Volksbücherei und Volkshochschule.

Leitsätze von Dr. Erwin Ackerknecht.

1. **Die organische Zusammenfassung der beiden wichtigsten Gebiete neuzeitlicher Bildungspflege, der Volksbücherei und der Volkshochschule, ist möglich, weil und insofern beide auf dasselbe Ziel gerichtet sind, nämlich nicht auf bloße Wissensverbreitung einerseits oder unfruchtbare Stimmungsmache andererseits, sondern auf eigentliche Bildung (wobei unter Bildung eine individuell-rhythmisch abgewandelte Harmonie irrationaler und rationaler Erlebnisse verstanden wird, die sich nach der Wissensseite in lebenswerthafter Urteilsfähigkeit, nach der Gefühlsseite in einem beglückenden, gemeinschaftbildenden Einklang mit dem eigenen Geschick äußert).**

Die organische Zusammenfassung von Volksbücherei und Volkshochschule ist nötig, weil beide einander zu ihrer gedeihlichen Entwicklung brauchen.

2. Die Volkshochschule braucht die Volksbücherei, weil diese die einzige Möglichkeit großen Stiles bietet, den Vortragenden das literarische Rüstzeug für ihre Lehrtätigkeit, den Hörern die Hilfsmittel für eine planmäßige Befestigung, Klärung und Vertiefung der im Unterricht empfangenen Eindrücke zu liefern.

3. Die Volksbücherei braucht die Volkshochschule, weil bei dem größten Teil ihrer Leserschaft der tausendfach im Dienste rascher Orientierung abgenutzte Weg über das gedruckte Wort und durch das Auge — sowohl auf dem Gebiete der belehrenden wie auf dem der schönen Literatur — nur noch ausnahmsweise und selten zu jenen wahren Bildungszielen führt; während, besonders bei uns unrhetorischen Deutschen, der Weg über das gesprochene Wort und durch das Ohr meist ganz neue geistige Erlebnismöglichkeiten erschließt, zumal hier noch die irrationalen Werte der persönlichen Ausdrucksbewegung des Vortragenden („die eigentlichen Feuerzeichen einer Seele") mächtig verstärkend hinzukommen.

Die Volkshochschule kann so im Großen und viel arbeitsökonomischer als die bloße Ausleihepädagogik (die aber darum natürlich nicht vernachlässigt werden darf!) die belehrenden und belletristischen Bestände der Bücherei erschließen. Sie bietet insbesondere auch — zusammen mit Vorlesestunden, Volksunterhaltungsabenden und Theater — die Möglichkeit, den Leser an die seiner Entwicklungsschicht überhaupt erreichbare oberste Grenze geistiger Erlebnisse zu führen.

4. Seinen technischen Ausdruck findet dieses organische Zusammenwirken von Volksbücherei und Volkshochschule
   a) in der jeweils rechtzeitigen und planmäßigen (aber natürlich nicht ausschließlichen) Einstellung der Anschaffungspolitik der bestehenden örtlichen Büchereien auf den Vortragsplan der Volkshochschule,
   b) in der Schaffung besonderer, ergänzender, landschaftlicher Büchereizentralen (Provinzialwanderbüchereien usw.),
   c) in der Herstellung von besonderen katalogmäßigen Drucksachen (namentlich auch Übungsheften) usw. durch die Bücherei im Zusammenwirken mit den Vortragenden,
   d) in der stärkeren Entwicklung der Bücherei als der gemeinnützigen Werbe- und Anleitungsstelle für den Eigenbesitz von Büchern (besonders im Anschluß an die „Arbeitsgemeinschaften"),
   e) in der möglichst weitgehenden verwaltungsmäßigen, räumlichen und persönlichen Verbindung zwischen Bücherei und Volkshochschule.

Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 7/8

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**“ erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien. 3. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Die nächsten Hefte werden u. a. folgende Beiträge enthalten:

Hermann Hesse: Sprach.
Kemp: Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik.
Braun: Lesesaalbücherei.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 — 1921 — Heft 7/8

Probleme und Aufgaben volkstümlicher Kunstpflege.

Von Prof. Paul Brockhaus.

Ein enges Verhältnis zwischen Volk und Kunst entspricht dem Bedürfnis und dem Interesse beider, des Volkes wie der Kunst. Beider Zukunft ist in Frage gestellt, wenn sie sich endgültig verloren haben sollten. Wie überall im Leben, so ist auch hier eine Verständigung nur möglich, wenn gewisse Voraussetzungen auf beiden Seiten erfüllt sind, wenn eine gemeinsame Grundlage vorhanden ist. Welches sind in unserem Fall diese Voraussetzungen?

Wenn es Zeiten gegeben hat, in denen die Kunst volkstümlich war, in denen die Schöpfungen der Meister in Wort, Ton und Bild unmittelbar vom Volke als Geist von seinem Geist erlebt wurden, so nur da, wo die gleiche Weltanschauung, dieselbe seelische Einstellung gegenüber Welt und Leben Künstler und Volk verband. Denn wie nur aus einem gemeinsamen seelischen Hintergrunde einem Volke das Gemeinschaftserlebnis erwächst, so ist auch dieses wiederum die Voraussetzung für das Kunsterlebnis des Volkes. Es handelt sich also um ausgesprochen religiöse Zeitalter, wo die seelischen Bindungen, wie sie im lebendigen Mythus zum Ausdruck kamen, für alle die gleichen Erlebnismöglichkeiten boten. In der antiken Kultur ist es die Zeit der großen Tragödie und des dorischen Tempels, für die abendländische die Gotik mit Dom und Altarbild, Messe und Mysterienspiel. In den Spätzeiten einer Kultur, wo dieser tragende Mutterboden unfruchtbar geworden zu sein scheint, wo das Geistige nur sozusagen noch fortwuchert in individuellen Einzelgestaltungen, gibt es nur noch das Kunsterlebnis Einzelner, des „Kunstfreundes“.

Zwar hat der große Künstler zu allen Zeiten in der Einsamkeit geschaffen, mit Schmerzen um die Gestaltung seiner inneren Gesichte ringend, nie auf Erfolg bedacht und stets im Kampf mit dem Widerstand der stumpfen Welt. Aber waren die oben bezeichneten Voraussetzungen gegeben, so gab das fertige Werk, durchaus nicht immer als reines Kunstwerk in seiner Bedeutung und Eigenart erkannt, doch in festlicher Stunde dem gemeinsamen Erleben künstlerischen Ausdruck, Volk und Künstler so im Tiefsten und Höchsten einend.

Humanismus und Reformation mit ihrer gelehrten Bildung und der durch sie herbeigeführten Spaltung des Volkes in Gelehrte und Ungelehrte, mit ihren Tendenzen des Individualismus und der Aufklärung unterhöhlten mehr und mehr den gemeinsamen Muttergrund der Volksseele. Was so zerstört war, vermochte weder das Humanitätsideal unserer Klassiker noch die idealistische Philosophie noch die Romantik,

so positiv anderseits auch ihre Wirkungen waren, wieder aufzubauen, weil alle diese geistigen Strömungen an der Schranke der Bildung Halt machten. Diesen Auflösungsprozeß hat dann das 19. Jahrhundert mit seinen ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen weiter, man darf vielleicht sagen, zu Ende geführt. Wie kann der Individualismus, der sich, wie etwa im Drama, in der Behandlung psychologischer Probleme bis hin zum psychopathischen Ausnahmefall erschöpft, gemeinschaftbildend wirken, wo doch gerade der auf Wirkungen großer Kunst eingestellte Gemeinschaftsgeist abhanden gekommen ist?

Kunst und Volk haben sich verloren. Es gab in der Geschichte der abendländischen Kultur noch keine Zeit, wo beide einander so fremd geworden waren wie in der Gegenwart, oder darf man schon etwas hoffnungsvoller sagen: wie in der jüngsten Vergangenheit? Das Krankheitsbild ist also erkannt, die Diagnose gestellt. Daraus allein ist allerdings noch nicht die Hoffnung auf Heilung zu schöpfen, es gibt ja auch Krankheiten, die naturgemäß tödlich verlaufen, und wer sich der Spenglerschen Kulturkreis-Konstruktion verschrieben hat, läßt alle Hoffnung fahren. Die schaffende Jugend selbst freilich lehnt diese dogmatische Einkapselung des schöpferischen Geistes leidenschaftlich ab. Behält sie recht, weht der Geist auch heute noch wo er will, dann können auch Kunst und Volk sich wieder finden. Allerdings nur dann, wenn die Kunst aus einem keimfähigen, triebkräftigen Volksgeist wieder neu ersteht, wird die Jugend recht behalten. Ob die Gegenwartskunst auf dem Wege dazu ist? Jedenfalls, ob man nun nein oder ja sagt, im Augenblick scheinen Kunst und Volk sich fremder als je, und gerade heute wird jeder, der in hoffnungsfrohem Glauben an das neue Kunstwollen an volkstümlicher Kunstpflege mitzuarbeiten versucht, von der Problematik, die hier steckt, fast erdrückt.

Ich rede hier vom Volk als einer Massenerscheinung und von den Möglichkeiten und Gelegenheiten mit starken künstlerischen Eindrücken auf es zu wirken, eben da, wo der Einzelne in der Menge verschwindet. Die Notwendigkeit künstlerischer Belehrung und Erziehung des Einzelnen in Familie und Schule, durch Eigenbetätigung in besonderem Unterricht, soll hier nicht ausführlich erörtert werden. Diese kunsterzieherische Arbeit am Einzelnen hat, wenn sie richtig angefaßt wird, als vorbereitende gewiß ihren hohen Wert und kann nicht ernst genug genommen werden. Sie kann das Kunst*verständnis* wecken, kann lehren, was Kunst ist und will, sie führt aber immer nur in den Vorhof, im Heiligtum aber erst wird das Kunst*erlebnis* zur Wirklichkeit. Dieses wird dem „Kunstfreund“ auch und gerade in der einsamen Versenkung in ein Meisterwerk etwa vor einem gotischen Hochaltar beschert, dem Volke nicht, das hier höchstens „kalt staunenden Besuch“ macht. Insbesondere die Kunstgeschichte, rein als Geschichte betrieben, ist für volkstümliche Kunstpflege unfruchtbar. Sie hat nur Sinn, wenn sie dazu dient, den Weg freizumachen zum Erlebnis der Gegenwartskunst. Sehr viel wichtiger als Kunstgeschichte oder Museumsführungen scheint mir für diesen Zweck handwerklicher Unterricht jeder Art, weil

hier am ehesten der Sinn für den Ausdruckswert der künstlerischen Form erschlossen werden kann.

Was führt aber dann das Volk ins Heiligtum des großen Kunsterlebnisses? Es ist die Feier, wenn wir diesem Worte den alten, vollen und schweren Sinn wiedergeben, wie wir ihn etwa noch bei „feierlich“ empfinden, wo die ursprüngliche religiöse Grundstimmung noch mitklingt. Wenn das richtig ist, wenn wirklich starkes Kunsterleben nur in feierlicher Stunde aus der Gemeinschaft des Geistes wächst, muß dann nicht die heutige Lage erst recht hoffnungslos erscheinen? Wo gibt es heute denn Gemeinschaft des Geistes im Großen, wo Feiern, die solche Gemeinschaft in wirkungsstarken, allen verständlichen Symbolen darstellen?

Aber gerade hier liegt der Ansatzpunkt. Die echte Feier setzt nicht nur Gemeinschaft voraus, sie schafft sie auch und bringt Keime zu Wachstum und Entfaltung. Das aber gerade ist die Hoffnung, das Vertrauen aller heute jugendlich empfindenden Menschen, der Künstler voran, daß solche Keime, aus dem unergründlichen Reichtum des Volksgeistes emporquellend, ihre Kräfte regen und ans Tageslicht drängen. Die günstigste Atmosphäre für die Entfaltung dieser Keime aber sind Feierstunden, in denen Menschen, durch gemeinsame Interessen oder Bestrebungen irgendwie — wenn auch zunächst äußerlich — schon verbunden, auch gemeinschaftlichem Erleben zugänglich und dessen gewärtig sind. Hier gilt es nun durch richtige Vorbereitung und Gestaltung der Feier eben mit Hilfe der Kunst den Boden zu bereiten, auf dem die keimende Saat fröhlich wachsen kann. Das ist immer schon hier und da geschehen, aber den meisten Festen, die wir feiern, seien sie nun weltlich oder kirchlich, Familien- oder Vereinsfeste, fehlt doch gerade diese bewußte Einstellung auf die Erweckung und Vertiefung des Gemeinschaftserlebnisses, und was an Kunst geboten wird, ist doch mehr durch Zufall oder Laune bestimmt. Darum sind unsere Feste meist so öde, so erlebnisarm, so ohne nachhaltige triebkräftige Wirkung auf Seele und Leben. Es gibt der Feste viel zu viel, aber der Feiern viel zu wenig. Man kann es auch so ausdrücken: es gibt viel Zerstreuungsfeste und wenig Sammlungsfeste. Jene sind in ihrer Art durchaus berechtigt, aber diese gilt's besonders zu pflegen in der Hoffnung, das gute Beispiel werde schon ganz von selbst weiter wirken und manches reine Vergnügungsfest zur echten Feier machen.

Im kleinen Kreise muß der Anfang gemacht werden, überall da, wo noch Gemeinschaft lebendig ist: bei Schulklassen, Schulgemeinden, Jugendvereinen, religiösen Gemeinschaften, Arbeiterbildungsvereinen, Berufsvereinen aller Art. Sie alle haben ihre herkömmlichen Feste, an sie gilt es anzuknüpfen. Und dann die Volkshochschule. Gerade hier, wo ein gemeinsames geistiges Streben Hörer und Lehrer verbindet, wo das Interesse für Dichtkunst, Malerei und Musik Gleichgesinnte zu Arbeitsgemeinschaften zusammenschließt, da müßte es ein Leichtes sein, den Gemeinschaftsgedanken alljährlich in würdiger Feier durch die Symbole großer Kunst zum Ausdruck zu bringen. Vortragskurse und

Arbeitsgemeinschaften mit ihrer rein intellektuellen Betätigungsweise bedürfen der Ergänzung durch Veranstaltungen, wo die anschauende Seele, die mitschaffende Phantasie zu ihrem Rechte kommen, wo das Arbeits-Nebeneinander vieler einzelner zu einem Feier-Miteinander aller wird. Dadurch erst wird die Volkshochschule zu einer wirklichen Gemeinschaft, hier auch erst werden die Anregungen der Kunstvorträge zum Erleben gebracht.

Bei all diesen Feiern, kleinen und großen, ist die Mitarbeit, die Selbstbetätigung von der größten Bedeutung. Es soll hier nicht dem Dilettantismus als Kunstersatz das Wort geredet werden, das würde den Tod der Kunst bedeuten. Aber um an die Pforten der Kunst zu führen, um Freude an ihr zu wecken, um die Seele auf das Kunsterlebnis einzustellen, ist die Selbstbetätigung das beste Mittel. Es sei an ein Wort Lichtwarcks erinnert, daß aller Dilettantismus, recht geleitet, schließlich der Kunst zugute komme. Hoher Kunstwille der leitenden Persönlichkeiten und ernsteste Arbeit aller Beteiligten ist notwendige Voraussetzung.

Ihre Krönung und ihre Erfüllung aber müßten die feierlichen Veranstaltungen kleinerer oder größerer Gemeinschaften einmal im Jahre durch ein großes, allgemeines Fest, ein Volksfest, erhalten. Allerwärts gibt es ja alt eingebürgerte Volksfeste, Schützenfeste, Kirmessen oder wie sie sonst heißen mögen. Sie werden nun nach dem Kriege wieder neu erstehen. Da ist jetzt, wo doch einmal neu aufgebaut werden muß, der richtige Augenblick, um bei der Gestaltung dieser echt volkstümlichen Feste all das im Großen zur Darstellung zu bringen, was wir im Kleinen erstrebt haben. Als Grundgedanke müßte mehr, als bisher möglich war, unter Hintansetzung aller, aber auch aller politischen, sozialen oder konfessionellen Gegensätze, der der Volksgemeinschaft in allen Veranstaltungen zum Ausdruck kommen. Sollte das nicht einmal im Jahre möglich sein und könnte dies Erlebnis nicht, nachklingend in die Arbeit des Werktags, den inneren Frieden unseres zerrissenen Volkes herbeiführen helfen?

Was bisher an Vergnügungen und Zerstreuungen geboten wurde, braucht nicht angetastet zu werden. Auch das hat auf einem Volksfest sein gutes Recht, wenn es auch eine Veredelung in mancher Beziehung wohl vertragen könnte. Aber darüber hinaus soll die Kunst in all ihren Zweigen gerade hier ihre hehrste Aufgabe erfüllen, dem großen und tiefen Zusammengehörigkeitsgefühl einer durch Sprache, Kultur und Geschichte verbundenen Volksgemeinschaft Ausdruck zu geben. Dafür kommen nur Werke in Betracht, die ganz groß und doch ganz im Volkstum wurzeln: etwa Wilhelm Tell, die Meistersinger und die 9. Symphonie. Sie gehören als unverlierbare Kronjuwele dem ganzen deutschen Volke und bringen ihm zum Erlebnis, was es ist und was es sein soll. Für die 9. Symphonie müßte die größte Kirche Halle und Orgel hergeben, wie gerade die Kirchen an diesem Tage ihre Tore der Feier des Volkes und der Kunst weit offen machen müßten. Der Tell aber sollte vom Volke selbst gespielt werden, am besten draußen im Freien. Ueberhaupt

muß hier dem Volke und besonders der Jugend in Festzug und Spiel, in Chören und Reigen der weiteste Spielraum gelassen werden. Ein genaues Programm soll an dieser Stelle nicht entworfen werden, nur der Grundgedanke sei noch einmal betont: einmal im Jahre eine Selbstdarstellung der Volksgemeinschaft durch die Kunst, damit an dem Erlebnis des großen Besitzes und der großen Aufgabe das Gemeinschaftsgefühl erstarke.

Noch ein Gesichtspunkt ist schließlich der Beachtung wert. Die Blütezeiten der Kunst mit ihrer Einheit von Kunst und Volk erscheinen nicht zum wenigsten darum so einheitlich und so sicher in ihrem künstlerischen Ausdruck, weil eine große, starke Tradition in allen Lebensäußerungen die Generationen verband. Diese Tradition ist uns wenigstens in den Städten schon lange verloren gegangen, und manches, was als Tradition sich noch kümmerlich genug am Leben erhalten hat, ist hohl und sinnlos geworden. Das wollen wir nun nicht etwa, soweit es leere Form ist, künstlich konservieren, im Gegenteil uns freuen, wenn der Zusammenbruch der alten Zeit uns hier freie Bahn schafft. Aber um so dringender ist der neuen Zeit die Aufgabe gestellt, selbst neue Tradition zu schaffen unter Anknüpfung an das, was als wirklich lebendig aus den großen Zeiten unserer Vergangenheit uns überkommen ist. Eine schwere Verantwortung ist damit unserer Generation, die so vieles neu aufbauen soll, auch in dieser Beziehung auf die Seele gelegt. Wir wissen ja, wie zäh die Menschen gerade bei ihren Festen am Vätererbe festhalten, auch wo es sinnlos und lächerlich geworden ist. Darum sollten wir dafür sorgen, daß unsere Kinder, wenn sie, in die neuen Formen des Gemeinschaftslebens hineingewachsen, die von unserem Geist zeugenden Feste mitfeiern, ihrer Väter nicht mitleidig lächelnd, sondern dankbar und freudig gedenken. Von starkem Gemeinschaftsgefühl getragen und in beglückendem Erleben einer im Volksgeist wurzelnden großen Kunst, können sie dann vielleicht ernten, was wir mit unsicherer Hand und zagender Seele ausgestreut haben, als Samen in die Furchen der Zeit.

Die Stadtbücherei Memel.

Von Stadtbibliothekar Dr. Kemp, Memel.

Am 1. April dieses Jahres kann die Memeler Stadtbücherei auf ihr erstes Lebensjahr zurückblicken.

Die Anstalt verdankt ihre Entstehung dem Versailler Friedensschluß, der das Gebiet jenseits des Memelstromes — den äußersten Zipfel Ostpreußens mit der Stadt Memel — vom Deutschen Reich abtrennte. Dieser gewaltsamen und für die weitesten Kreise der deutschen Öffentlichkeit überraschenden Unterbrechung der normalen Entwicklung hat es bedurft, um in der nördlichsten deutschen Stadt eine Bildungsanstalt entstehen zu lassen, die hier längst am Platze gewesen wäre. Es hat heute keinen Zweck mehr, mit den früheren Unterlassungssünden des alten Regimes zu rechten, — befremdend muß es immer erscheinen, daß die Kulturpolitik, zu der man sich unter richtiger Einschätzung der auf dem Spiel stehenden kulturellen Werte in Oberschlesien und Posen rechtzeitig entschlossen hatte, nicht auch in diesem Grenzland

Eingang fand, das bei seiner geographischen Lage an der fernsten Peripherie des deutschen Landes und bei der eigenartigen nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung einer bildungspfleglichen Obhut dringend bedurft hätte. Die Pflege der Hohenzollern-Tradition, die mit der Erinnerung an den Aufenthalt der geflüchteten preußischen Königsfamilie während des Jahres 1807 verknüpft ist, war ziemlich das Einzige, was der Schule zur Charakteristik der Stadt Memel als wesentlich erschien. Die Einrichtung von Wanderbüchereien in den Kreisen Memel und Heydekrug in der üblichen Verknüpfung mit den Landratsämtern konnte als klarer Wille zu einer Kulturpolitik, die durch geschickte und verständnisvolle Auswertung der vorhandenen Verhältnisse fruchtbare Ergebnisse hätte zeitigen können, nicht angesprochen werden. Die Stadt besaß zwar eine Ratsbibliothek; diese setzte sich aber zum weitaus größten Teil aus amtlichen Publikationen, Gemeindeblättern und Verwaltungsberichten zusammen. Ihr Bildungswert wurde nicht erheblich gesteigert, als man ihr durch Übernahme einiger hundert Bände des in den 80er und 90er Jahren bestehenden Lesevereins neues Blut zuzuführen versuchte. Eine aus einem leistungsfähigen volkstümlichen Büchereiwesen erwachsende, allen Volks- und Bildungsschichten gleichmäßig zugute kommende Volksbildungsarbeit war mit den gegebenen Mitteln in Stadt und Land unmöglich. Wer gelehrten Studien nachgehen wollte, war auf die Vermittlung der Königsberger Bibliotheken angewiesen.

Diese einzige Quelle versiegte ebenfalls, als durch das Inkrafttreten des Versailler Vertrages das Memelgebiet aus dem Reichsverband ausschied. Allein noch im Herbst 1919 war in der Stadt Memel ein Volksbildungsverein ins Leben getreten, der in der Erkenntnis, daß das Fehlen einer Bildungsstätte, wie es eine neuzeitliche Bücherei sein kann und sein soll, nach der politischen auch die kulturelle Isolierung des Gebietes zur Folge haben müsse, als wichtigsten Punkt die Errichtung einer neuzeitlichen Bücherei auf sein Programm setzte. Die Anstalt war anfangs nur in bescheidenem Umfang geplant; der Einheitstyp schwebte zwar schon als Muster vor, aber die zur Verfügung stehenden Geldmittel hätten doch nur die Beschaffung eines verhältnismäßig geringen Bücherbestandes gestaltet. Die mit der Stadt eingeleiteten Verhandlungen stellten das Unternehmen erfreulicherweise bald auf eine breitere Grundlage. Der Plan einer Vereinsbücherei, zu der die Stadt nur einen nicht sehr erheblichen Zuschuß hätte leisten sollen, wurde aufgegeben und im Frühjahr 1920 von den städtischen Körperschaften, die hierbei viel Opferfreudigkeit an den Tag legten, die Errichtung einer in eigner Verwaltung stehenden Stadtbücherei nach dem Einheitstyp und unter hauptamtlicher Leitung beschlossen. Innerhalb der Stadtverwaltung war man sich im Klaren darüber, daß der Stadt Memel, die — wie treffend gesagt wurde — aus einer kleinen Stadt eines großen Landes zur großen Stadt eines kleinen Landes geworden war, aus der Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse auch neue kulturelle Verpflichtungen erwachsen waren. Nicht zuletzt mußten diese darin erblickt werden, durch ehrliche Kulturarbeit zur Überbrückung der nationalen Gegensätze innerhalb der Bevölkerung des Gebietes beizutragen. Mehr als sechs Jahrhunderte waren im Memelgebiet Litauer und Deutsche durch die gleiche Kulturentwicklung gegangen. Die gemeinschaftsbildende Kraft einer hohen Kultur hat sich in diesem engen Zusammenleben segensreich genug erwiesen; ein Blick über die Grenze, wo im russischen Litauen der allgemeine Kulturstand erschreckend niedrig war, beweist es deutlich genug. Dieser Gesichtspunkt durfte mit gutem Recht bei der Büchereigründung der Stadt Memel, die in den 667 Jahren ihres Bestehens ihre deutsche Stammesart immer rein erhalten hatte, in den Vordergrund gestellt werden. Wenn heute immer mehr die Erziehung zu einer wahren Volksgemeinschaft auf dem Boden einer gemeinsam durchlebten Kultureinheit als die entscheidende Aufgabe aller Volksbildungsarbeit erkannt wird, so muß das Wirkungsfeld der Memeler Bücherei hierfür als außerordentlich günstig und dankbar bezeichnet werden.

über alle politischen und völkischen Gegensätze hinaus, wie sie sich aus den eigenartig komplizierten Verhältnissen des Gebietes ergeben, vermag sie versöhnend und verständigend zu wirken.

Der Aufbau der Bücherei konnte im April des vorigen Jahres begonnen werden. Als Heim wurde für sie ein bisher zu Schulzwecken benutztes Gebäude gewählt, dessen Erdgeschoß nach baulichen Veränderungen einstweilen ausreichenden Platz für zwei Leseräume, einen Ausleihraum, Magazin und Arbeitsräume nebst einigen allerdings sehr knappen Nebenräumen bot. Das Magazin vor allem wird in nicht allzu ferner Zeit einer Erweiterung bedürfen.

Für den Bücherbestand konnte aus den Trümmern der alten Ratsbibliothek so gut wie garnichts übernommen werden. Als wertvoller Grundstock erwies sich lediglich die etwa 3000 Bände zählende Bibliothek des verstorbenen Memeler Schriftstellers Sembritzki, der als gelehrter Historiker seiner Heimat und als verständnisvoller Sammler hauptsächlich heimatkundlicher Literatur sehr verdienstlich gewirkt hatte. Die Stadt hatte beizeiten zugegriffen, um der Zersplitterung dieser für die Lokalforschung wichtigen und in mancher Hinsicht unersetzlichen Sammlung vorzubeugen. Um der neuen Bücherei eine weitreichende Werbekraft zu sichern, waren umfangreiche Neuanschaffungen unvermeidlich. Die Ergänzung der Bestände wurde in dankenswerter Weise durch die Sammeltätigkeit des Deutsch-Litauischen Heimatsbundes unterstützt, die aus allen Teilen Deutschlands von ehemaligen Angehörigen und neuen Freunden des Memelgebiets eine Fülle wertvoller Werke zusammenbrachte. Außerdem trugen die alten deutschen Bibliotheken durch Überlassung von Doppelstücken bereitwilligst das Ihrige zur Förderung des jungen Unternehmens bei. Die dabei bewiesene Opferfreudigkeit und Hilfsbereitschaft stand allerdings meist im umgekehrten Verhältnis zu Größe und öffentlicher Stellung der einzelnen Anstalten. Als äußerst dankenswerte Unterstützung erwies sich ferner das freundliche Entgegenkommen zahlreicher deutscher Verleger, die einen ansehnlichen Teil der bei ihnen bestellten Werke geschenkweise überließen.

Der Bücherbestand stieg nach Eingang aller Lieferungen auf rund 15 000 Bände. Das Verhältnis der unterhaltenden Werke zu den wissenschaftlichen oder doch volkstümlich belehrenden war 1 : 3. Die Verarbeitung dieser Bestände ging bei dem zeitweilig völligen Mangel an geschultem Personal nur langsam vonstatten und stellte die Geduld aller interessierten Kreise auf eine harte Probe. Es gelang erst nach vielen Mühen, der Personalfrage Herr zu werden; leider war das erst so spät möglich, daß die notwendigen Katalogisierungsarbeiten auch heute noch nicht zum Abschluß gelangt sind. Indessen glückte es doch, wenigstens die Leseräume zum angesetzten Termin, dem 1. Oktober 1920, der öffentlichen Benutzung zugänglich zu machen. Hier stehen eine Handbibliothek von 300 Bänden — mit wechselnder Ausstellung der Neuerwerbungen — sowie 30 Zeitschriften und 35 Zeitungen zur Verfügung der Besucher. Der Ausleihbetrieb wurde am 1. Dezember aufgenommen. Der gleich zu Anfang sehr rege und dauernd anwachsende Besuch beweist die richtige Einschätzung des geistigen Bedürfnisses, dem die Bücherei zu dienen hat, und ist geeignet, jeder noch vorhandenen Skepsis unmißverständlich entgegenzuwirken. Für den Ausleihmechanismus wurde ein möglichst leistungsfähiges Buchkartensystem unter Verknüpfung der Frankfurter Klappkarte und des Terminkastens gewählt; die Eintragung des Rückgabedatums erfolgt außer auf der Lesekarte auch auf einem hinten im Buch eingeklebten Stempelblatt. Die Magazinaufstellung geschieht — außer bei den Büchern der unterhaltenden Abteilung — nach Formaten unter Verzicht auf jede Systematik, die lediglich dem Buchkartenapparat vorbehalten ist. Von der Anlegung eines systematischen Bandkatalogs wurde Abstand genommen. Für die Besucher liegen jedoch in Maschinenschrift hergestellte Fachverzeichnisse auf (Autoklipmappen), welche die ständig in Umlauf stehenden Werke enthalten. Der ganze Bestand soll nach



Fertigstellung aller Katalogarbeiten in systematisch geordneten Gießener Kapseln vereinigt werden, die jedoch nur auf besonderen Wunsch zur Einsicht gestellt werden. Die ganz selten verlangten Werke, meist solche älteren Datums, werden nicht auf Buchkarten verzeichnet und als „Archivabteilung" gesondert in den oberen, nur mit Leiter zugänglichen Regionen des Magazins aufgestellt.

Da die in die Fachverzeichnisse aufgenommenen Werke für das Publikum keinen Signaturvermerk tragen — der bei der mechanischen Ordnung im Magazin und der systematischen im Buchkartenapparat zwecklos wäre —, erfordert der Ausleihdienst vom Schalterbeamten restlose Beherrschung der eng gegliederten Systematik und setzt weitgehende Kenntnis des einzelnen Buches voraus. Auf diese Weise ist eine recht fruchtbare Beratung des Publikums möglich, die allerdings in vollem Umfange nur von einem pädagogisch und technisch gründlich durchgebildeten Personal geleistet werden kann.

Statistische Zahlen können erst nach Ablauf des am 1. April einsetzenden neuen Geschäftsjahrs gebracht werden, das zum ersten Male einen vollen Überblick über die Leistungen der Bücherei gestatten wird.

Die zweite volkstümliche Bücherei des Memelgebietes wird, nachdem die Stadt Memel mit gutem Beispiel vorangegangen ist, in dem 5000 Einwohner zählenden Markt Heydekrug entstehen. Einrichtung und Verwaltung der Bücherei liegt in den Händen eines zu diesem Zweck ins Leben gerufenen Vereins. Die Gemeinde und die Kreisverwaltung zu Heydekrug haben eine einmalige Beihilfe bewilligt. Die Errichtung der Anstalt war nur möglich durch das hilfreiche Einspringen der Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, die den Grundstock des Bücherbestandes im Umfange von etwa 1000 Bänden als Geschenk zur Verfügung stellte. Eine weitere Unterstützung gewährte die Gesellschaft für Volksbildung. Die neue Bücherei, die noch im Frühjahr eröffnet werden soll, wird mit der Memeler Stadtbücherei in ständigem Leihverkehr stehen und von ihr in bibliothekstechnischen Fragen beraten werden. Auch die Wanderbücherei des Kreises, die während des Krieges ihre Tätigkeit eingestellt hatte, ist nach Auffüllung und zeitgemäßer Umgestaltung ihrer Bestände zu neuem Leben erweckt worden. Um die Pflege des volkstümlichen Büchereiwesens in dem — nach der Volkszählung von 1910 — zu 57,3% von litauischer Bevölkerung durchsetzten Kreise hat sich der neue Kreisschulrat Meyer die größten Verdienste erworben.

Besoldungsreform und mittleres Bibliothekspersonal.

Besoldungsfragen haben die Verwaltungen von Stadtbibliotheken in den letzten Monaten in besonders reichem Maße beschäftigt. Während an allen staatlichen Anstalten die Besoldung des männlichen und weiblichen Bibliothekspersonals gleichmäßig geregelt ist, ist dies an den städtischen Bibliotheken nicht der Fall. Bei den akademisch gebildeten Beamten war die Lösung einfacher, während sie beim mittleren Personal, das bekanntlich vorwiegend aus Damen besteht, oft mit allerhand Schwierigkeiten verbunden war. Bei einer Reihe von Stadtverwaltungen konnte man leider die Beobachtung machen, daß es an Verständnis für die Nöte und Wünsche der mittleren weiblichen Angestellten und Beamten fehlt. Sonst wäre es nämlich nicht möglich, daß im Dienste der Kultur und Wissensverbreitung tätige Beamte vielfach mit rein mechanisch arbeitenden Angestelltengruppen in einen Topf geworfen werden.

Die Stadt Essen hat, wie mir scheint, in der Besoldungsangelegenheit der weiblichen Beamten und Angestellten der Essener Stadtbüchereien (Bücherhalle mit drei Zweigstellen und wissenschaftl. Stadtbibliothek) einen überaus gangbaren Weg

beschritten. Sie wurden nämlich nach der „Besoldungsordnung für die Beamten und Dauerangestellten der Stadt Essen" in die Gruppen B, D, E und F eingereiht, wobei zu bemerken ist, daß die genannten Gruppen den staatlichen Gruppen 3, 5, 6 und 7 entsprechen, nur mit dem Unterschied, daß die Endgehälter der Gruppen B und D um 400 ℳ höher sind, als die der staatlichen Gruppen 3 und 5.

Es erhalten danach Bibliotheksgehilfinnen (nach 2jähriger unbezahlter Volontärzeit) = Gruppe B (5000—7300 ℳ), Bibliotheksassistentinnen (nach 4jähriger praktischer Tätigkeit und bestandenem 1. städtischen Bibliotheksexamen) = Gruppe D (5800—8500 ℳ), Bibliotheksassistentinnen mit Diplomexamen und solche der D-Gruppe, die das 2. städtische Bibliotheksexamen bestanden haben, sofern sie wegen Mangels an freien Stellen nicht in die F-Gruppe vorrücken können = Gruppe F (5800—8700 ℳ), Bibliothekssekretärinnen mit bestandenem 2. städtischen Bibliotheksexamen, das auch von den diplomierten Bibliotheksassistentinnen abgelegt werden muß = Gruppe F (6200—9300 ℳ). Die als Bibliothekssekretärinnen angestellten Damen haben Beamteneigenschaft, während die übrigen zu den Dauerangestellten gerechnet werden. Zu den obigen Gehältern kommen noch die Ortszuschläge nach Ortsklasse A und Teuerungszulagen wie beim Staat, z. Z. also 50 %, demnächst 70 %. Irgendein Abzug erfolgt für die weiblichen Beamten und Angestellten der Stadt Essen nicht. Sie sind vielmehr den Männern vollkommen gleichgestellt. Hinsichtlich des Besoldungsdienstalters haben sie sogar besser abgeschnitten als die männlichen Beamten und Angestellten der Stadt in entsprechenden Gehaltsgruppen, da dieses durch die Oktober-Besoldungsordnung für die bei der Stadt angestellten Damen allgemein auf das 20. Lebensjahr festgesetzt wurde. Man ist also hier noch über die Gleichstellung hinausgegangen, da man bei den männlichen unteren und mittleren Beamten im allgemeinen das 25., bei den akademisch gebildeten Beamten sogar erst das 30. Lebensjahr zugrunde gelegt hat. Hier hätte man meines Erachtens allerdings einheitlicher verfahren müssen.

Eine Änderung ist auch in der Amtsbezeichnung vorgenommen worden. Bisher kannten wir in Essen für das mittlere weibliche Bibliothekspersonal nur die Amtstitel „Bibliotheksgehilfin" und „Bibliothekarin". Die erstere Bezeichnung blieb für ungeprüfte Damen beibehalten, während die geprüften die Bezeichnung Assistentinnen führen. Den Bibliothekarinnen hingegen gab man die Amtsbezeichnung „Bibliothekssekretärin", die ja an staatlichen Bibliotheken schon lange besteht, hierbei von der Annahme ausgehend, daß der Titel Bibliothekar den Akademikern vorbehalten bleiben müsse. Mit dieser Lösung haben sich die in Essen beschäftigten Damen anscheinend auch ganz gut abgefunden. Eigenartig mutet es dem gegenüber an, daß der „Reichsverband deutscher Bibliotheksbeamten", der die Interessenvertretung des mittleren Bibliothekspersonals darstellt, und dem sich kürzlich auch die „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen" angeschlossen hat, eine seiner wichtigsten Aufgaben darin zu erblicken scheint, für das gesamte mittlere Personal die Amtsbezeichnung „Bibliothekar" bzw. „Bibliothekarin" zu erlangen. Fallen solche Bestrebungen nicht in das unschöne Kapitel „Deutsche Titelsucht"? Hat diese Sucht nach neuen Titeln — von Amtsbezeichnungen kann man so lange nicht sprechen, als der Dienst an Bibliotheken in einen mehr mechanischen und einen mehr mit wissenschaftlichen Mitteln arbeitenden zerfällt — für unsere heutige demokratisch denkende Zeit überhaupt noch Berechtigung? Ich glaube nicht. Als Amtsbezeichnung mag der Name „Bibliothekar(in)" ruhig von denjenigen Beamten (mittleren und unteren) getragen werden, die entweder eine leitende Stellung innehaben oder eine geistige Arbeit verrichten, die man als recht eigentlich bibliothekarisch bezeichnen kann. Zu bloßen Titelzwecken ist diese ehrwürdige Bezeichnung meines Erachtens doch ein bißchen zu schade. Dr. Heinrich Dicke, Essen.

Frenssens „Grübeleien“ *).

Von Dr. Hanns Bauer.

Fast darf man schon nicht mehr von „Aufbaubuch“ sprechen, so verdächtig hat sich diese junge Spezies bereits gemacht, nicht zum geringsten Teil durch allerlei Helfer aus Frenssens Generation. Im Gegensatz zu ihnen, die — nach behaglich durchwandelten Jahrzehnten — heute so geschäftig mit ihren Heiltränken um das deutsche Krankenbett bemüht sind, ohne zu erröten, zählt Frenssen zu den wenigen, die wirklich ein Recht darauf haben, von der Gegenwart gehört zu werden. Denn ihm ist sein Werk, hat er auch hier und da fehlgegriffen, stets heiligernster, schwerster Dienst an Heimat und Volksgenossen gewesen.

Wenn er in dieser Stunde „dem oder jenem einen Dienst oder eine Freude, oder wenn weder dies noch das, doch irgendwie ein kleines Aufhorchen zu bereiten“ hofft, so hat er es recht angefangen: Unaufdringlich, denn diese Blätter sind schon vor Jahren geschrieben und sollten nicht zu anderen reden; und doch eindringlich, eben weil er hier mit sich allein ist und wir in das unverhüllte Innerste einer tiefwahrhaftigen, heißen, suchenden Menschenseele schauen. Die „Grübeleien“ sind „Aufzeichnungen“ aus der für Frenssen bedeutungsvollsten Zeit zwischen 1890 und 1905, während der er zum Dichter reifte und sein Amt verließ. Sie sind „aus keinem anderen Grunde entstanden, als um das zur Zeit sinnlich und geistig gerade Gegenwärtige, das für das eigene Leben zu wertvoll schien, als daß es gleich wieder verlorengehen sollte, nicht allein festzuhalten, sondern auch zugleich durch die Niederschreibung auszubreiten und darzulegen“. So ist ungewollt eine Art Selbstbiographie entstanden, deren historische Treue und Lebendigkeit von einer rückschauenden Schilderung nie zu erreichen gewesen wäre. Sei diese auch noch so aufrichtig gewollt, sie sieht doch immer das Vergangene zusammen mit den erst später eingetretenen Folgen oder überschattet von noch stärkeren Erlebnissen und neigt zu gröberer Verteilung der Farben. Man merkt das an dem eingeflochtenen „Lebensbericht“ Frenssens über seine Jugend bis zum Amtsantritt, wo in flüchtigem Vorbeigleiten alles Dunkel auf die in der Ferne verbrachte Schul- und Studienzeit ausgegossen wird, während die lichten Erinnerungen allein der Heimat gehören. Vor ihr legt Frenssen allerdings ein so ehrfürchtiges, inniges Bekenntnis seiner Liebe ab, daß man es dichterisch seinem Besten zurechnen muß. In ungezwungen buntem Wechsel folgen sich die Aufzeichnungen. Die meisten bringen Nachdenkliches über die Rätsel seiner nächsten Umwelt. „Am liebsten von allem spüre ich dem Leben nach. So wie die Pastoren in der Bibel suchen“, sagt der Pastor, „und die Bauern in ihre Felder und ihr Vieh gehen, und die Frauen in ihrem Hausrat kramen, so suche ich in Seelen und Leben.“ Dann religiöse Fragen. Anfangs nur Negatives, Feindliches gegen den Kirchengott, „der streng und wunderlich ist“, von dem er abweicht, ohne noch für sich eigene Worte formen zu können. „Mein Glaube ist fast stumm, fast verstandeslos; er ist wesenlos, er ist Gefühl, er ist sprachlos. Und so weiß ich nicht, was ich predigen soll!“ Bis es aufzuckt: Man kann und muß sich sein eigenes Christentum schaffen. „Heute in merkwürdiger großer Erregung Gott gedankt und gepriesen.“ Und dann beginnt es unaufhörlich zu quellen. „Man muß die Bibel wie ein Menschenbuch lesen!“ Sein Jesusbild sieht man entstehen. Endlich die Auflösung des Mythus Kirche. Er ist traurig, die Frommen zu erschrecken, aber er muß es — aus höherer Frömmigkeit. Mächtig klingt das pantheistische Zeugnis: „Ich lausche immer in die Schöpfung ... Ich lebe im Strom des flutenden, leuchtenden Alls ...“ Die

*) Frenssen, G., Grübeleien. Berlin, G. Grote, 1920. (359 S.) 16 M., geb. 26 M.

Anfänge seines Dichtertums erlebt man mit, bis er die Aufgabe kennt und meistert. Auch über andere Gebiete wird Gutes, ja Kostbares gesagt, zur Literatur, zur Kunst, zu Erziehung, Ehe und Geschlechtsleben, Politisches, Soziales, Geschichtliches, dazwischen ein Gedicht, eine Predigt, viel Zartes und Schönes über Eltern und Kindheit. Eine Menge Fragen ist noch heute brennend und oft überraschend modern von Frenssen formuliert. Das vornehmste Thema ist immer wieder: Mensch, Mensch und Gott. Bisweilen sind es nur ein paar unwillig hergegebene Worte, ist es ein stürmischer Jubelruf, dann wieder breitmalende Schilderung, oft fortgesetzt dasselbe Problem in neuer Beleuchtung, dem Kernpunkt schrittweise genähert, oft ein flimmerndes Gedräng der verschiedensten Erlebnisse und Geheimnisse. Nirgends jedoch — und das war der einzige Punkt, wo der Künstler, den man hier so oft in Grübeleien über seinen Werken sieht, auch an diesen Grübeleien sich als Künstler zu zeigen hatte — nirgends ein disziplinloses Anreißen oder Auseinanderfließen, sondern durchweg überlegte Einfachheit, Geschlossenheit und Prägnanz. Zu diesen Reizen, die sofort fesseln, kommt noch der einer schonungslosen, ja hitzigen Ehrlichkeit, die manchem anfangs geradezu Schläge versetzen mag, von deren lauterem Antrieb sich aber auch der Widerstrebende von Blatt zu Blatt mehr überzeugen muß. Kommt er auch nicht überall ganz mit (z. B. bis zu dem Ergebnis, „daß das ganze Gebiet des Sinnlichen sowohl religiös wie sittlich ein indifferentes ist, so etwa, wie es religiös und sittlich gleichgültig ist, ob ein Bauer mit einscharigem oder zweischarigem Pflug seine Felder bestellt"), so wird er doch mit unvermindertem Anteil dieses Wachstum begleiten, das sich da abspielt so ergreifend deutsch in seiner Mühseligkeit und seinem Mut.

Ob sich das Buch für Volksbüchereien eignet? Ja, für jede. Es bereichert nicht bloß unseren Schatz an deutschen Biographien um ein seltenes Wertstück und gibt weitere Aufschlüsse über Frenssens religiös-sittliche und dichterische Eigenart, zum Nutzen seiner ferneren Beurteilung und seiner früheren Werke, sondern es ist auch ein ganz vortreffliches deutsches Aufbaubuch, das vielen Suchern und Zweiflern in unserem Volk die Last erleichtert, das durch seine schlichte, erdvertraute Art sich auch dem einfachen Leser faßlich zu machen weiß, ja, dessen Gefälligkeit in Form und Gebung es sogar befähigt, auch einmal wieder jenen Bedauernswerten, die jedes „ernste" Buch sofort wieder zuklappen, mit Erfolg beizukommen. Mancher unter ihnen wird so angesprochen sein, daß er sich ganz sacht der Frage nach den letzten Dingen entgegengeführt sieht, ehe er sich's versah. Ist er aber einmal ergriffen, so ist schon etwas erreicht. Der erwähnte Lebensbericht ist außerdem zum Vorlesen zu empfehlen.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

Wirtschaftliches Arbeitnehmertaschenbuch. Herausgegeben durch ein Kollegium von Arbeitern, Angestellten, Praktikern, Wissenschaftlern aller Gewerkschaften und Parteien. Stuttgart, Volksverlag für Wirtschaft und Verkehr, 3. Aufl., 1921. (208 S.) Geb. 9 M.

Der Zerfall unseres sozialen Lebens in große sich bekämpfende Gruppen ist an sich gewiß außerordentlich zu bedauern, wird aber schließlich nur auszugleichen sein, wenn alle Teile sich in erhöhter Sachlichkeit gegenseitig gerecht zu werden suchen. Dazu wird dieses Arbeitnehmertaschenbuch beitragen, das in einem kleinen handlichen Bande so ziemlich alles zusammengepreßt hat, was für den Arbeitnehmer

an politischen, sozialen, arbeitsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Einzelheiten zu wissen not tut. Kleinere Aufsätze, meist von anerkannten Autoritäten, halten das Wesentliche fest. Das rein Sachliche wird praktisch und übersichtlich angeordnet gegeben. So wird das kleine Buch zu einem nützlichen und anregenden Hilfsbuch, nicht nur bei der Zeitungslektüre, sondern auch in Versammlungen, bei Verhandlungen und innerhalb der Gewerkschaftsarbeit. — Daß den Fachmann manches volkstümlich, oft allzu volkstümlich anmutet, ließ sich wohl nicht vermeiden. Hauptsache ist, daß das Buch den Kreisen nahekommt, für die es bestimmt ist.

Dovifat.

Bürgel, Bruno H.: Vom Arbeiter zum Astronomen. Die Lebensgeschichte eines Arbeiters. Berlin, Ullstein, 1919. (205 S.) 4 M.

Ein heute besonders verbreiteter und gefährlicher Irrtum nimmt an, der durch eigene Kraft aus dem Proletariat in eine höhere Bildungs- und Gesellschaftsschicht Emporgedrungene sei an sich schon zum Volkserzieher geeignet. Gewiß hat der geborene Proletarier vor den in bürgerlichen Kreisen aufgewachsenen Volkserziehern den großen Vorsprung, daß er für seine instinktive oder bewußte Einstellung auf seine proletarischen Erziehungsobjekte ein unmittelbar selbsterlebtes Anschauungsmaterial jederzeit in seinem Gedächtnis zur Verfügung hat. Aber ebenso gewiß ist, daß ihm dieses Material nichts nützt, wenn er nicht von einem seelsorgerlichen Drange erfüllt und mit einem guten Augenmaß für die technischen Voraussetzungen volkserzieherischer Wirkung begabt ist. Dazu kommt, daß ihm das Anschauungsmaterial bürgerlicher Herkunft und Gewöhnung fehlt und er daher in Gefahr ist, diese Kreise, die doch auch zum Volke gehören, ungerecht zu beurteilen oder wenigstens ungeschickt anzufassen. — In Bürgel haben wir erfreulicherweise einen deutschen Volksgenossen und Volkserzieher vor uns, dessen Persönlichkeit solchen kritischen Bedenken standhält. Und was seine volkserzieherische Arbeit doppelt wertvoll erscheinen läßt, das ist die Tatsache, daß er die auf dem Gebiet naturwissenschaftlicher Volksbelehrung riesengroße Gefahr, in seichten, fortschrittsseligen Rationalismus oder in öde Aufklärerei zu verfallen, überwunden hat. Die vorliegende, ungemein sympathische Selbstbiographie, in der sich ein unheilvoll wichtiges Kapitel aus der Geschichte der deutschen Seele spiegelt, läßt uns verstehen, warum dieser Berliner Arbeiter nicht nur den Weg zur Höhe gehen konnte, sondern dann auch dem Goethewort gerecht werden mußte: „Warum sucht' ich den Weg so mühevoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll," und warum er weiß, daß seine Brüder nicht nur die ehemaligen und nicht nur die jetzigen Standesgenossen sind, sondern alle deutschen Menschen. — Die Bürgelschen Lebenserinnerungen gehören in die Hände jedes Bildungspflegers, nicht nur des großstädtischen. Ackerknecht.

Das Erbe: Ein deutsches Lesebuch. Herausgegeben von Timm Klein. München, Piper, 1921. (361 S.) Geb. 72 M.

Das vorliegende, mit 88 Abbildungen nach Zeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten geschmückte, mit gutem Geschmack ausgesuchte Werk will und möchte im Zusammenhang gelesen und wohl auch betrachtet werden. Der Stoff ist so gegliedert, daß sich zwanglos die verschiedenen Kreise ineinander fügen, die je ein Gebiet deutschen Erbes umschließen. Das Buch hebt an mit Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach und seinem jetzt wieder unserem Volksbereich entrückten Münsterbau. Holz- und Kupferstiche von Dürer, Schongauer, Altdorfer und ihrer Zeitgenossen versetzen uns in die Zeit des ausgehenden Mittelalters, und dieselbe Stimmung erhalten aufrecht Stücke aus den Schriften Wilhelm Worringers, Dürers und Oskar Hagens, des sinnreichen Grünewaldbiographen. Von der bildenden Kunst, die in charakteristischen Erscheinungen bis zur Schwelle der Gegenwart weiterverfolgt wird, gleiten wir hinüber zum Reich der Musik, deren große Meister, Bach, Mozart,

Beethoven usw., zu uns sprechen. Stücke aus Nietzsches Schriften, aus Ernst Bertrams Buch über Nietzsche, aus Hamann, Schiller usw. geben uns Aufschluß über philosophisch-ästhetische Probleme. Dann kommen wir zu unseren alten Heldenliedern und zu den Minnesingern. Die Edda, die Nibelungen, Wolfram eröffnen den Reigen, es folgen die tiefsinnigen Mystiker des Spätmittelalters und der Neuzeit. Dann verbreitert sich die Basis, die großen deutschen Prosaisten, Luther, Jakob Grimm, die Romantiker und ihre Nachfahren, Schriftsteller, die in klassischer Weise den Stammescharakter ihrer Heimat vergegenwärtigen, Historiker und Staatsmänner, große originelle Patrioten wie Fichte, E. M. Arndt, Paul de Lagarde, sie alle melden sich nacheinander zu Wort. Die beigegebenen schönen Bilder sollen keine Illustrationen sein, sie wollen vielmehr den Text begleiten und ergänzen, soweit es die Griffelkunst vermag. Auch sie dienen also dem Ganzen, auch sie verbildlichen sinnfällig die deutsche Art. Der berühmte Aufsatz von Paul de Lagarde über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle, bilden das Endstück, dem nur noch der bekannte Holzschnitt Adolf Menzels folgt: Wiederaufbau. Möchte das schöne Buch weitesten Kreisen unseres Volkes den Mut und das Vertrauen stärken, an diesem Werk des Wiederaufbaues deutschen Lebens, das durch die Tragik unserer nationalen Geschichte von Zeit zu Zeit immer wieder nötig wurde, nach dem Maße ihrer Kraft teilzunehmen! Liesegang.

Frisch ins Leben hinein: Ein Buch für die werktätigen Mädchen und Frauen unseres Volkes. Herausgegeben von Gertrud Fauth. Bd. 1. Hannover, Sponholtz. 1921. (248 S.) Geb. 25 M.

Das Buch will vor allem helfen, heranwachsenden, schulentlassenen Mädchen den Weg ins Leben zu zeigen. In mehr als 40 Beiträgen wird über berufliche, wirtschaftliche, politische und kulturelle Fragen gesprochen, meist in leichtem Plaudertone, aber fast immer doch eine Menge nützlicher Sachkenntnis vermittelnd und heiterenergisch zu eigener Weiterarbeit anregend. Besprochen werden vor allem die Grundbedingungen der wichtigsten weiblichen Berufe, die Tätigkeit der Frau als Gärtnerin, Verkäuferin, im Büro, im Handwerk und Kunstgewerbe. Überall werden die Möglichkeiten, sich noch genauer zu unterrichten, gezeigt (Adressen, Bücher usw.). Als gleich wichtig aber gilt die Aufgabe, das eigene Leben reicher und schöner zu gestalten. Aufsätze über Volkstänze (mit vielen Beschreibungen), Rhythmische Gymnastik, über das Wandern und Reisen, über Betrachten von Bildern, über Theater und Film zeigen tausend schöne Möglichkeiten. Uns ist hier besonders wichtig der Aufsatz von Erwin Ackerknecht: „Besuch in einer Volksbücherei". In plaudernder Erzählung von einem ersten solchen Besuch werden da die Einrichtungen der Volksbücherei beschrieben, Ratschläge zur Benutzung erteilt; ganz nebenbei wird eine Menge schönster, gerade für die jugendliche Anfängerin gut geeigneter Bücher lockend geschildert und schließlich ganz unaufdringlich, aber um so eindringlicher um das Vertrauen der Leserinnen für die Volksbüchereien, ihre Einrichtungen und besonders ihre Beamten geworben. In ähnlicher Weise könnte sicherlich auch an anderen Stellen, in Jugendzeitschriften usw., wirksam für die Büchereien gearbeitet werden. Den Büchereien selbst kann dieser Beitrag ein Grund mehr sein, das ganz vortreffliche — übrigens mit 16 schönen Federzeichnungen „Stiller Winkel" in Deutschland gezierte — Buch einzustellen. Homann.

Golz, Bruno: Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. Mit 75 Abb. 2. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1920. (160 S.) Pappbd. 28 M.

Daß von diesem selten schönen und feinen Buche so rasch eine zweite Auflage hat erscheinen können, wird für alle, denen echt deutsche Seelenkultur am Herzen liegt, eine rechte Freude sein. Das Werkchen — eine Studie nennt es der Verfasser bescheiden — ist so klar gegliedert, daß es mit Recht jeder Kapiteleinteilung ent-

raten kann und nur durch ein Verzeichnis der Namen dem Benutzer eine dankbar empfundene Hilfe an die Hand gibt. Mit verstehendem Herzen und dem geschulten Auge des Liebhabers und Sammlers folgt der Verfasser der menschlichen und künstlerischen Entwicklung seines Meisters. Die Lehrer und Freunde Richters, uns allen aus seiner Selbstbiographie bekannt, erscheinen, und überraschende Zusammenhänge werden uns mit Hilfe sorgfältig gewählter Bilderbeigaben, zum ersten Male klargemacht. Adrian Zingg, Joh. Chr. Erhard, Joh. Adam Klein, Karl Fohr, Jos. Anton Koch, Schnorr u. a. sind vertreten. Mit wachsendem Entzücken blicken wir in die uns jetzt so fern erscheinende Welt dieser Künstler, die uns doch wundersam ans Herz greift und eine leise Wehmut anklingen läßt, wie nach einem verlorenen Garten der Kindheit. Richter hat manchen Weg zurücklegen müssen, bis er sich selbst fand. Aber Umwege dürfen wir sie nicht nennen: das zeigt uns der Verfasser, indem er besonders die Bedeutung des Aufenthalts in Italien für Richters ganze spätere Entwicklung sehr feinsinnig heraushebt. Er kennt auch die Grenze Richterscher Kunst wohl. Sein tief eindringendes, umfassendes Wissen, das bescheiden zurücktretend dem Kundigen sich aus manchem Hinweise offenbart, behütet ihn vor einer Überschätzung seines Meisters, und mit Sicherheit weist er ihm seine Stellung im Rahmen der größeren Entwicklung an. — In keiner Volksbücherei wird Richters Selbstbiographie fehlen. Ich wüßte kein Werk zu nennen, das seinem Werte und der Klarheit seiner Darstellung nach gleich geeignet wäre, sie zu ergänzen und in ihrer Wirkung zu vertiefen. Ja darüber hinaus lehrt das Buch am glücklichsten Beispiel das liebende Sich-versenken in alle Feinheiten und Schönheiten einer selten reinen und hohen Kunst. Wer es aufmerksam liest, wird gern mit dem Verfasser Richters Worte über das Märchen auf den Meister selbst beziehen: „Wer das Ohr auf diesen Waldboden legt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes." — In Anbetracht der schönen Ausstattung ist der Preis recht mäßig. Schuster.

Hagen, Oskar: Deutsches Sehen. München, Piper, 1920. (170 S. u. 64 Taf.) 18 M., geb. 24 M.

Oskar Hagen ist der Meinung, ein großer Teil der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte stehe der deutschen Kunst ohne rechtes Verständnis gegenüber und beurteile sie oft ungerecht, weil er mit Kategorien und Grundsätzen an sie herantrete, die einem fremden Kunstempfinden, zumeist dem romanischen, entlehnt seien und auf die deutsche Kunst nicht angewandt werden dürften. Demgegenüber will Hagen die wichtigsten Elemente des deutschen Formgefühls und Formwillens, eben das eigenartige „deutsche Sehen" deutlich machen, in der deutschen Kunst selbst den Maßstab zeigen, an dem allein sie gemessen werden darf. Er findet die Grundfunktion des deutschen Bildkünstlers in dem „Herausreißen" des Wirkungsfaktors, in dem höchst individuell schöpferischen Herausarbeiten eines unbedingt herrschenden Hauptmotivs, in der Abkehr von der konkreten Wirklichkeit, in dem Willen, nicht durch Gestalt und Gebärde, sondern nur durch reine Bildmittel zu wirken. Er zeigt die Entwicklung einer rein deutschen Kunst in den drei Blütezeiten der mittelalterlichen Graphik, der Rembrandtschen Lichtkompositionen und der niederländischen und deutschen Landschaftsmalerei. — Die Einseitigkeit des Buches und die nicht ganz seltenen Ungerechtigkeiten gegen die romanische Kunst sind zu deutlich, als daß sie nicht beabsichtigt sein sollten; darum kann man sie sich gefallen lassen. Die Darstellung ist von einer leidenschaftlichen Liebe zum Gegenstand beseelt, insbesondere sind die Einzelcharakteristiken so ungemein eindringlich, daß niemand das Buch ohne tiefere Wirkung lesen wird, obwohl zum vollen Verständnis erhebliche Vorkenntnisse notwendig sind. Der Preis ist trotz der 64 vortrefflich ausgewählten und reproduzierten Bildtafeln so gering, daß man das Buch auch mittleren Büchereien aufs wärmste empfehlen kann. Homann.

Haun, Ernst: Jugenderinnerungen eines blinden Mannes. 6. Aufl. Stuttgart, Lutz [1918]. (304 S.) (Memoirenbibliothek Serie 5 Bd. 9.) 12 M., geb. 19 M.

In einem kleinen Städtchen in der Nähe Dessaus als Kind eines wohlhabenden Fabrikbesitzers geboren, verlebt der Knabe in den glücklichsten Familienverhältnissen sorglose Kinderjahre. Früh schon wird er auf einem Auge blind, und allmählich folgt ein Nachlassen der Sehkraft des zweiten. Erschütternd wirkt die Beschreibung dieser Zeit, in welcher der Knabe, behindert im Spiel, verspottet von den Kameraden, die Erblindung als eine Schmach empfindet, bis er sich in größter Seelennot zum Überweltlichen durchringt. Es folgt die Schilderung seines Aufenthalts in der Blindenanstalt in Stettin mit den uns Sehenden unbegreiflich erscheinenden Freuden, Spielen und Jugendstreichen der blinden Kinder. Auch die einführenden Unterrichtsstunden werden beschrieben, und es wird Viele interessieren, wie er die Punktschrift schreiben und lesen lernte. Mit 14 Jahren kommt Haun nach Steglitz in die Blindenanstalt. Hier erfolgt die Vorbereitung zum Beruf eines Seilers. Ernstere Fragen, die Probleme der Entwicklungszeit, der Umgang mit Erwachsenen, Verkehrsmöglichkeiten mit der Welt, werden jetzt erörtert. Seine Vorliebe und Begabung für Musik macht sich mehr und mehr bemerkbar. Er wird Dirigent des Seilerchors und komponiert sogar seine Vortragsstücke selbst. — Das gut und spannend geschriebene Buch durchzieht ein sieghafter Optimismus. Wundervoll ist das Verhältnis des Knaben zu seinem Vater geschildert. Besonders eindrucksvoll wirkt die Beschreibung der Jugendjahre, als Haun noch sehen konnte. Mit großer Liebe hängt er an dem kleinsten Erlebnis, das ihm die Erinnerung an Formen, Farbe und Licht wachruft. — Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung unserer Memoirenliteratur, wird von Männern und Frauen aller Bildungsschichten gern gelesen werden und ist auch schon für die reifere Jugend geeignet.

Martha Schwenke.

Liebert, Arthur: August Strindberg. Seine Weltanschauung und seine Kunst. Berlin, Collignon, [1920]. (155 S.) 9 M., geb. 10.50 M.

Der Untertitel dieser tiefschürfenden Arbeit verrät bereits, daß der Verfasser uns nicht eine biographisch-historische Untersuchung im üblichen Sinne unterbreitet, sondern daß er höheres erstrebt: Arthur Liebert erfaßt August Strindberg als den Typ seiner Zeit, als die Verkörperung der Beschaffenheiten des europäischen Geistes auf einer bestimmten Stufe eben jener Entwicklung, die ihn auf die volle Höhe der Krisis geführt hat. August Strindbergs Werke spiegeln ja mit überraschender Klarheit alle die Probleme wider, die in den drei Jahrzehnten von 1880 bis 1910 die geistige Welt beherrschten. Strindberg als den typischen Repräsentanten und meisterhaften Schilderer seiner Zeit, als den mutigen Bekenner jener Qualen, die zugleich seine eigenen und diejenigen seiner Zeit sind, zu zeigen, die ungeheure Widerspruchsfülle zu offenbaren, die Strindberg und seiner Epoche eignet, ist dem Verfasser in dieser Studie glänzend gelungen. Die Arbeit ist nicht nur auf die weltanschauliche Grundlage gestellt, sie ist eine im besten Sinne philosophische Untersuchung, die auf die Grundlagen des verzehrenden Ringens in der Seele Strindbergs zurückgeht. Pieth.

Pfeiffer, Hermann: Arbeiten aus Zigarrenkistenholz. Berlin, Dobach (1920). (156 S.) Geb. 16 M.

— Das Buch der Bastelkünste und Liebhaberarbeiten. 2., verb. u. verm. Aufl. Ebenda (1919). (192 S.) Geb. 16 M.

— Das Buch der Kunststücke, Gesellschaftsscherze und Probleme. 3., verb. u. verm. Aufl. Ebenda (1920). (298 S.) Geb. 20 M.

Alle drei Bände können für Büchereien jeder Größe warm empfohlen werden. Der Vorzug der beiden ersten liegt wohl hauptsächlich darin, daß die darin beschriebenen Arbeiten ohne großen Aufwand an Material, Werkzeugen und Fertigkeiten ausgeführt werden können. Neben Vorlagen zu einigen Gebrauchsgegenständen, die allerdings geschmacklich z. T. nicht ganz auf der wünschenswerten Stufe stehen (z. B. der fatale Uhrständer in Form eines Eisernen Kreuzes), bietet der erste Band Vorzeichnungen zu allerhand Spielsachen aus Zigarrenkistenholz; das Hauptstück ist eine reich bevölkerte Arche Noah. Im zweiten Bande werden Bastelarbeiten aus anderen Stoffen behandelt, z. B. aus Nuß- und Eierschalen, aus Streichholzschachteln und aus Pappe. Der dritte Band ist weniger für die Kinder selbst bestimmt, als für Erwachsene, die mit ihnen spielen wollen; er bringt eine außerordentlich reichhaltige Sammlung von Zusammensetzspielen, Streichholzspielen, Zauberkunststücken, Kartenkünsten, Rechenscherzen, scherzhaften Vorführungen und vielem anderen mehr. Alle drei Bände werden sicher in jeder Bücherei einen dankbaren Leserkreis finden. Homann.

Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. Bd. 1. Volk und Vaterland. 4. Aufl. Leipzig, Teubner, 1921. (678 S.) Geb. 28 M.

Als dies Sammelwerk, eine Darstellung des deutschen Volkes in seiner Tätigkeit auf allen Gebieten öffentlicher Arbeit, im Jahre 1913 zum ersten Male erschien, wurden die vielen Einzelaufsätze zusammengefaßt durch den Grundgedanken, daß ein Rückblick gegeben werden sollte über die letzten 100 Jahre deutscher Arbeit seit den Freiheitskriegen. Dieser Grundgedanke ist jetzt nur insofern abgewandelt worden, als nun die Entwicklung der letzten Jahre meist als Gegenbild dem ersten angehängt wird. So trägt das Buch im ganzen den Charakter eines Preises auf vergangene Zeiten, und die positive Arbeit der letzten Zeit wird in ein allzu ungünstiges Licht gerückt, weil sie allerdings bei den Hauptbestrebungen der letzten Vorkriegszeit gerade sehr wenig Anknüpfungspunkte findet. — Besonders hingewiesen sei hier auf den Bericht von Gottlieb Fritz über das Volksbildungswesen. Dies ist eins der wenigen Gebiete, auf dem neuerdings in organischer Weiterentwicklung und breiterer Entfaltung der alten Bücherhallenbewegung zu allgemeiner Bildungspflege ohne Abbruch des stetigen Wachstums viel geleistet wird. Homann.

Schmarje, Johannes, u. Johannes Henningsen: Die Nordmark. Ein Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. Mit Zeichnungen v. C. Schröder. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1919. (389 S.)

Auf schematische Gliederung und schulbuchmäßige Vollständigkeit des Stoffes verzichtend, gewinnt das Buch seinen Reiz dadurch, daß es die heimischen Schriftsteller und Dichter der Vergangenheit und der Gegenwart selber zu Worte kommen läßt. Mit ihnen tun wir einen Blick in das gesegnete Land wurzelhafter deutscher Kultur, sie vermitteln uns in auserwählten Schilderungen und Lebensbildern einen Überblick über die an denkwürdigen Begebenheiten und Charakteren reiche Landesgeschichte von grauer Vorzeit bis auf unsere Tage und geben uns — im letzten Abschnitt — in Gedichten und novellistischen Schilderungen ein farbenreiches Bild von Art und Sitte unserer Nordmark. Eine stolze Reihe von Namen, wie Hebbel, Storm, Klaus Groth, Fehrs, Ch. Niese, Liliencron, G. Falke, Friedr. Paulsen, die mit Vers oder Prosa neben vielen anderen vertreten sind, erhöht den Wert dieses deutschen Bekenntnisbuches, das sich auch an das Deutschtum außerhalb der Nordmark wendet: es gehört in jede Volks- und Jugendbücherei. Die den Text begleitenden Zeichnungen von C. Schröder sind künstlerisch fein empfunden und gut wiedergegeben. Fritz.

Schmid, Bastian (Herausgeber): Deutsche Naturwissenschaft, Technik und Erfindung im Weltkriege. München u. Leipzig, Otto Nemnich, 1919. (1007 S.) 30 M.

Das umfangreiche Werk vereinigt zahlreiche Darstellungen von berufenster Seite, die den ungeheuren Aufwand an wissenschaftlichen Leistungen auf dem verschiedenartigsten Gebiete während des Weltkriegs zum Gegenstande haben. Nach allgemeiner gehaltenen Kapiteln über „Krieg und Kultur" und „Zur Psychologie des Krieges und der Erfindungen" werden die einzelnen Wissenschaften (Physik, Chemie, Botanik, Medizin usw.) der Reihe nach in den Kreis der Betrachtung gezogen. Es ist erschütternd zu sehen, welche Ströme ungeheuerster Energie hier der Weltkrieg verschlungen hat; auf der anderen Seite bewundern wir aber doch darin Höhepunkte deutscher geistiger Arbeit, deren Früchte uns zum größten Teil auch noch jetzt zugute kommen. Und so besitzt das Buch seinen Wert nicht nur als Zeitdokument, sondern auch als Nachschlagewerk über viele Fragen, die die Gegenwart interessieren und beschäftigen. Größeren Bibliotheken sei das mit zahlreichen Abbildungen versehene Werk zur Anschaffung empfohlen. Fritz.

Tagore, Rabindranath: Nationalismus. München, Kurt Wolff, 1918. (153 S.) Ungeb. 9 M.

Dies kultursoziale Buch des als Lyriker vielleicht überschätzten Inders bringt dem modernen Europäer mehr, als es im alltäglichen Leben geschieht, die Schwächen europäischer Kultur zum Bewußtsein. Es ist begreiflich, daß dem Außenstehenden Europa als ein Chaos erscheint, in dem es sich durch Überorganisation, Selbstsucht und Machtwillen selber zerfleischt. Tagores menschliches Herz bäumt sich auf gegen die Organisation von Politik und Handel, Macht und Reichtum, kurz gegen die „Nation des Westens" im Gegensatze zum „Geiste des Westens". So kommen dem Inder alle Schwächen europäischer Kultur, insbesondere wohl an der englischen Nation, zum Bewußtsein, unter deren unschöpferischer Verwaltung die indische Seele mit menschlichem Reichtum schmachtet. So begreift man Tagores Mahnung, der Osten habe dem Westen noch etwas zu sagen, Indien habe noch eine Aufgabe wie Amerika: dem Geiste des Kampfes das soziale Zusammenwirken gegenüberzustellen, dem Mißtrauen das Vertrauen, der Maschine den Menschen, dem Erfolg das Gute, den Abstraktionen die Freiheit der Persönlichkeit, und vor allem aufzuheben den besonders für Indien verhängnisvollen Zwiespalt zwischen dem Europa, wie es sein soll und dem, wie es ist. Und er warnt besonders Japan davor, den Geist des Ostens nicht zu verlieren, indem es sich in die Nation des Westens kleidet. Sein Buch ist geradezu aus dieser Absicht entstanden. Nur eins versteht man an dem Buche Tagores nicht, daß er Deutschland in die Mängel der europäischen Kultur restlos einbegreift, als gäbe es in Deutschland kein Herz mehr, das mit ihm schlägt, das sich auflehnt gegen den Geist des Mißtrauens und der Macht, als besäßen wir nirgends jenen freien, weiten Menschen, der unsere Kultur in ihren besten Vertretern ausmacht. Wieser.

Unger, Emil: Politische Köpfe des sozialistischen Deutschlands. Leipzig, Quelle & Meyer, [1920]. Geh. 10 M.

Das Buch ist den bekannten Kopfsammlungen des Ullsteinschen Verlags nachgebildet; es ist für weitere Kreise, insbesondere auch für Nichtsozialisten geschrieben von einem „Sozialisten, der sich zu einer weitherzigen, undoktrinären Auffassung durchgerungen hat"; es verspricht eine „abgeklärte, von Haß und Leidenschaft geläuterte, über den Dingen stehende objektive Beurteilung von Menschen und Begebenheiten" und hält dieses Versprechen. 29 oder, wenn man den Verfasser selbst einrechnet, 30 führende Persönlichkeiten des deutschen Sozialismus aller Schattierungen von Landsberg bis Adolf Hoffmann werden uns vorgeführt mit warmer politischer und persönlicher Sympathie, aber ohne jeden Versuch der Kanonisierung, in flott hingeworfenen Skizzen, die durch kurze Angaben über den Lebens- und Bildungsgang ergänzt werden. Diese Angaben sind für den nachdenklichen Leser auch sehr

interessant, da sie in überraschender Weise zeigen, wie viele Wege von allen möglichen Ausgangspunkten zum Sozialismus führen. Der schwache Punkt des Buches ist das Streben nach Vollständigkeit. Der Verfasser ist Kopfjäger; er will auf ganz kurzem Raum uns womöglich mit allen führenden Persönlichkeiten des deutschen Sozialismus bekannt machen. Dabei läßt sich nicht vermeiden, daß wir von manchem Kopf nur den Skalp zu sehen bekommen und von anderen weniger von innen gestaltete Porträts als von außen gesehene, wenn auch scharfe Momentphotographien. Man kann nur wünschen, daß bei einer künftigen Neuauflage dem Verfasser mehr Raum zur Verfügung stehen möge, so daß er seine Signalements zu wirklichen Charakteristiken ausgestalten und vertiefen kann. Hartmann.

Waibel, Leo: Urwald, Veld, Wüste. Breslau, F. Hirt, 1921. (208 S. mit 20 Naturaufnahmen und 1 Karte.) Geb. 25 M.

Mehr als 5 Jahre hat Waibel in Afrika gelebt und während dieser Zeit an der Forschungsreise der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Kamerun und an der des Reichskolonialamtes nach Deutsch-Südwestafrika teilgenommen. Seine Erlebnisse, Erfahrungen und Eindrücke hat er in diesem Buche niedergelegt. Über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reisen hat der Verfasser wohl absichtlich ganz wenig gesprochen; ein wenn auch kurzer Literaturhinweis hätte den Wert des Buches noch vermehrt. Es ist aber eine „Reisebeschreibung", wie wir nur wenige haben. Nicht seine eigene Person ist dem Verfassers die Hauptsache, nicht seine glücklich überstandenen Gefahren beschreibt er, sondern in schöner Sprache, der oftmals die Liebe zur Natur und zum Lande dichterischen Schwung verleiht, schildert er den immer dunklen Urwald mit seiner üppigen Flora und seinem spärlichen Tier- und Menschenleben, die Savanne mit ihrer hochstehenden Eingeborenenbevölkerung, erzählt er von der Steppe — Veld nennt sie der Bur mit holländischem Namen — mit ihren Wildherden und ihren Grasbränden. Den Schluß bildet eine Beschreibung der fast vegetationslosen, sonnendurchglühten Wüste, die in eine religiöse Betrachtung ausklingt. Neben diesen Naturbeschreibungen stehen 3 Kapitel mit Schilderungen des Europäerlebens. Das entsagungsreiche, harte Farmerdasein, das nur dem wirklichen Mann Erfolg und Befriedigung gibt, die Art des Reisens „auf Pad" und das Leben, Leiden, Kämpfen und Sterben der Weißen „im Orlog" im Kampfe gegen die Eingeborenen. Dem Buche ist große Verbreitung und Eingang in recht viele Volksbüchereien zu wünschen. Gaertner.

Wasserzieher, Ernst: Bilderbuch der deutschen Sprache. Berlin, F. Dümmler, 1921. (292 S.) 20 M., geb. 24 M.

Wie der Titel andeutet, bringt das Buch eine bunte Mannigfaltigkeit kleinerer sprachgeschichtlicher und sprachpsychologischer Aufsätze, sozusagen Spaziergänge durch einen üppigen, farbenprächtigen Garten, der mit einheimischen und fremdländischen Gewächsen bestanden ist. Über Familien- und Ortsnamen, Entlehnungen und Rückwanderungen, Fremdwörter, Anredeformen, über einzelne Benennungen, die uns teils vertraut, teils fremdartig anmuten, weiß der Verfasser in frischer, anregender Weise zu plaudern und damit gleichzeitig zur Unterhaltung wie zur Belehrung beizutragen. Das Buch ist so recht geeignet, zur außerschulmäßigen Beschäftigung mit dem Werden und Wesen unserer Muttersprache anzuregen, und verdient, recht vielen Lesern in die Hände gegeben zu werden. Fritz.

Worringer, Wilhelm: Die altdeutsche Buchillustration. Mit 105 Abb. 2. Aufl. München, Piper, 1919. (152 S.) 24 M.

Die zweite Auflage der „Buchillustration" erscheint im gleichen Umfang wie die von 1912. Das Buch hat inzwischen, wie Worringers Schriften überhaupt, eine starke Wirkung ausgeübt. Dennoch dürfte ein kurzer Hinweis auf seine Absichten und seine Ergebnisse hier nicht überflüssig sein. W. stellt seinen geschichtlichen und

stilerläuternden Betrachtungen den Satz voran: „Die Illustration darf den Leser aus dem geistigen Erleben, zu dem ihn das gedruckte oder geschriebene Wort zwingt, nicht durch sinnliche Illusion herausreißen, darf ihn nicht aus der Welt der Phantasie in die Welt des Körperlich-Realen hinabziehen.“ Dieser Forderung, meint W., sei eigentlich nur die deutsche Kunst, die von Anfang an Ausdruckskunst war, nachgekommen, während die Kunst der Romanen, die auf die völlige sinnlich-körperliche Erfassung ausgehe, keine großen Illustratoren, sondern nur Buchschmuckkünstler aufzuweisen habe. Seine Darstellung beginnt W. mit dem Zusammentreffen der alten germanischen Ausdruckskunst und der antiken Darstellungskunst. Er zeigt, wie trotz der gefährlichen fremden Einflüsse die deutsche Handschriften-Illustration, soweit sie nicht Luxus-Miniaturmalerei ist, doch ihren eignen Stil festhält und weiterbildet. Und diese Entwicklungsrichtung bemüht er sich, dann weiter bei den Illustratoren der Wiegendrucke kenntlich zu machen. Ein ganz einheitlicher Verlauf läßt sich allerdings in der Fülle der süd-, west- und norddeutschen Druckillustrationen schwer nachweisen. Immer wieder droht gerade der Fortgang der Kunst zum malerischen Realismus der an ganz andere Gesetze gebundenen Ausdrucks- und Linienkunst den Illustratoren verhängnisvoll zu werden. In Dürer und Holbein kommt diese echt deutsche, mittelalterliche Illustrationskunst dann zu einem vorläufigen Abschluß. Beide leisten als Graphiker das Höchste, indem sie den renaissancemäßigen Einflüssen gegenüber im wesentlichen an der deutschen Ausdruckskunst festhalten. Wieviel Schönes die Buchillustration aber bis zu diesem Höhepunkt der Entwicklung aufzuweisen hat, vor allem in Bamberg, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Basel, Straßburg, Köln, Lübeck, das zeigen aufs eindringlichste die vielen prächtigen Wiedergaben W.s und die dazu gehörigen geistvollen Erläuterungen. W.s Buch wird, wenn es sich auch nur als kurzen Abriß bezeichnet, immer eine hervorragende Stelle in der Kunst- und Buchwissenschaft einzunehmen berufen sein. Seine Ausstattung kann heute nicht übertroffen werden.

Kohfeldt.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Arnims Werke. Herausgegeben von Alfred Schier. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. [1920.] 3 Bände geb. je 28 M.

Um Achim von Arnim den deutschen Lesern nahezubringen, ist noch nicht allzuviel geschehen. So, wie der Herausgeber A. Schier seine Aufgabe anfaßt, kommen wir schon ein gut Teil weiter. Er gibt den wichtigen und großen Roman „Die Kronwächter“, einen ganzen Band Erzählungen, und einen dritten widmet er dem dramatischen Schaffen Arnims und fügt hier den interessanten und bedeutenden Aufsatz Arnims „Von Volksliedern“ an. Das Lebensbild und die Einleitungen sagen in möglichster Knappheit, was zum Verständnis der künstlerischen Persönlichkeit und des Werkes geboten werden muß, und werden durch Anmerkungen gut ergänzt. Nun möchte man aber wirklich wünschen, daß Arbeit und Mühe, welche Herausgeber und Verlag dem Dichter Arnim zugewandt haben, dahin führen, mit dieser wertvollen Ausgabe ihm den Weg zum lesenden Publikum zu ebnen. Knudsen.

Buchholtz, Joh.: Egholms Gott. Roman. Berlin, Gyldendalscher Verlag, 1920. (224 S.) 20 M., geb. 25 M.

Der Däne Johannes Buchholtz führt sich mit diesem Buch recht gut in Deutschland ein. An Handlung bietet es eigentlich nicht viel, die Darstellung dient im wesentlichen nur der Herausarbeitung der Gestalt des Titelhelden. Geschildert wird in mosaikartigen Bildern das Ringen des Photographen und Erfinders Egholm mit seinem Gott um Gnade und Erfolg. Egholm ist eine schrankenlos egoistische Natur, eine Mischung von dumpfer, buchstabengläubiger Mystik und brutaler Selbstsucht,

die von Gott lediglich den eignen Vorteil erwartet und in allen Fehlschlägen seiner sich meist in leerer Phantasterei ergehenden Unternehmungen im Grunde nichts anderes sieht als den Neid des Himmels. Um seine in Armut und Elend verkommende Familie kümmert er sich wenig; er fühlt sich als Märtyrer, der durch die enge Kleinlichkeit seiner Frau und seiner Kinder an der freien Entfaltung seiner Fähigkeiten gehindert wird. Egholms wenig liebenswerter, aber in seiner grotesken Kompliziertheit außerordentlich fesselnder Charakter ist vorzüglich gezeichnet; es fehlt nicht an humoristischen Zügen, z. B. bei seiner tragikomischen Auseinandersetzung mit der Pietistengemeinde, in die er sich mit stark auf materiellen Gewinn durch die Gnade Gottes rechnenden Hintergedanken eingeschlichen hat. Das Buch ist als Entwicklungsroman angelegt. Zwei weitere Teile sollen folgen. Es muß doch etwas zweifelhaft erscheinen, ob für eine solche Verbreiterung die an sich ja lebensvoll herausgekommene, aber doch vielleicht etwas zu einseitig betonte Gestalt Egholms ergiebig genug ist. Für größere Volksbüchereien und für vorgeschrittene Leser ist das Buch sehr zu empfehlen. Kemp.

Diers, Marie: Die berühmte Frau. Roman. Stuttgart, Engelhorn, 1920. (278 S.) Brosch. 14 M., geb. 20 M.

Wird ein neues Buch von Marie Diers angezeigt, so wird der gewissenhafte Bibliothekar erst prüfen müssen, ob es zu den Werken der Verfasserin gehört, die mit Recht in einer Volksbücherei gesucht werden, oder zu denen, die als Eintagslektüre besser gar nicht dem Bücherschatz eingereiht werden. Der vorliegende neueste Roman beschäftigt sich mit dem ernsten Problem: ist für eine Gattin und Mutter kleiner Kinder ein Eigenleben im Dienste einer Kunst ausgeschlossen? Der von Marie Diers gezeichneten Frau wird die Berechtigung dazu von ihrem aus ländlicher Umgebung stammenden Manne, einem Juristen, versagt. So wie die Verfasserin die Heldin des Buches schildert, wird der naive Leser mit dem Ehemann gehen, der Frau zürnen und mit dem Nichtverstehenwollen ihrer Seelennöte auch den vollständigen Bruch gutheißen. Aber darin liegt die Gefahr der Verallgemeinerung des Falles, die die Verfasserin wohl selbst nicht beabsichtigt. In der Gegenüberstellung der Heldin mit der gemütstiefen, greisen Schriftstellerin, deren formvollendete Werke auch im Kampf mit den unausbleiblichen Störungen durch Kinder und Enkel entstanden sind und um so mehr „blutdurchtränkte“ Wirklichkeit aufweisen, zeigt ja Marie Diers, daß es Frauennaturen gibt, die das eine mit dem andern verbinden können, ohne Schaden für die Familie, nur muß eben die Familie den ersten Platz im Herzen und Denken der Frau behalten. Leider ist das Problem trotz mancher gutgesehener psychologischer Vorgänge in der berühmten Frau zu oberflächlich und ungleich behandelt, was Charaktere und Entwicklung anbelangt, abgesehen von der zu wenig gepflegten Sprache, die an Nachlässigkeit fast das übersteigt, was einem Durchschnittsroman zugebilligt werden darf. Aus diesen Gründen werden Büchereien auf Anschaffung des Buches verzichten können. Anna Reicke.

Fleischer, Victor: Frau Monica und ihre Töchter. Roman. Leipzig, Grunow, 1919. (328 S.) Br. 9 M., geb. 11,50 M.

Ihre Töchter „im Zielpunkt des Interesses der mondänen Gesellschaft“ zu wissen, ist der Ehrgeiz der verlogenen und egoistischen Frau Monica, die aus der Kleinstadt nach Wien in bescheidene Verhältnisse ziehen muß. Die drei gehen aber ihre eigenen Wege: Die musikalische Jüngste und die bescheidene, fleißige Martha finden ihr Glück in der Heirat mit ihrer ersten Liebe, während die sinnliche, skrupellose und schamlose Christiane in der Ehe nur mehr einen Abschied fühlt von ihrer bisherigen ungezügelten und unsittlichen Lebensweise. Ihre nicht einmal besonders reizvollen Liebesabenteuer bilden den Hauptbestandteil des kühl erzählten Romans, in dem das anmutig-leichtsinnige Wien einzig damit charakterisiert wird, daß Ehe-

bruch und Betrügerei, spielerische Frauen und mit ihren erotischen Beziehungen prahlende Männer zu den natürlichsten und selbstverständlichsten Dingen zu gehören scheinen. — Der oberflächliche, wertlose, ungesunde Roman ist für Volksbüchereien ungeeignet. Hildegard Lohmann.

Moeschlin, Felix: Der glückliche Sommer. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co., [1920]. (306 S.) 16 M., Pappbd. 24 M., Hln. 28 M.

Ein Menschenpaar, Kinder moderner Zeit, verlebt in einer Urwaldeinsamkeit Schwedens einen glücklichen Sommer; darum glücklich, weil es ihnen gelingt, sich zurückzufinden aus der zwangvollen Ideenwelt der Kultur zur Natur, um allein ihr Teil zu sein, allein ihren Gesetzen zu folgen. — Felix Moeschlin schöpft aus der Ergiebigkeit dieses dankbaren Stoffes und schafft Bilder und Szenen mit lebendiger Schilderungsgabe und sprudelnder Phantasie. Doch sind die Mängel all zu bewußten Dichtertums hier empfindlich zu spüren. Der Verfasser jongliert etwas stark mit seinem Phantasie-Reichtum, und die nicht geschickte Unterbringung vieler kleiner Geschichten in der einen großen wirkt stellenweise aufdringlich. Der ziemlich geringe stoffliche Gehalt des Romans ist oft wenig motiviert und überzeugend und wird fast lediglich Mittel zum Zweck einer gedankenreichen Lobhymne auf die Herrlichkeit der Natur, die dem Menschen nicht dienstbar ist, sondern deren glücklicher Untertan er ist. Eva Kuck.

Perutz, Leo: Der Marques de Bolibar. Roman. München, Langen, 1920. (278 S.) Ungeb. 12 M., geb. 20,50 M.

Der Roman erzählt eine Episode aus Napoleons spanischem Feldzuge, den Untergang zweier deutscher Regimenter in der Stadt Bisbal. Der Marques de Bolibar, der Führer großer Guerillabanden, wird gefangen und hingerichtet und belädt die Offiziere dieser Regimenter mit dem Fluche, daß sie selbst den Guerillas die drei auch ihnen in ihrem Sinne bekannten Signale zum Sturm auf die Stadt zur rechten Zeit geben müssen. Daß dieser Fluch sich tatsächlich erfüllt, dies scheinbar Unmögliche als möglich überzeugend darzustellen, dazu bietet Perutz seine ganze Kunst buntester abenteuerlicher Erzählung und raffinierter psychologischer Motivierung auf. Der leidenschaftliche Kampf um die Gunst der Geliebten ihres Obersten, die Furcht vor Entdeckung, Eifersucht und Haß gegeneinander stürzen diese fünf Offiziere in eine so besinnungslose Hitze, daß sie wissend und zugleich unwissend ihre Vernichter selbst herbeirufen. Die atemlose Spannung der Handlung, die Farbigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung, die prägnante Charakterisierungsweise geben dem Buche einen starken Reiz. Doch beruht dieser durchweg auf äußeren Effekten, und alle einzelnen Motive, so geschickt das auch durch Gruppierung und bunte Häufung verdeckt wird, sind dem konventionellen historischen Roman entnommen. Es ist ein höchst interessanter Abenteuerroman, nicht für den primitiven, sondern für den literarisch anspruchsvollen Leser, also ein erfreulicher, aber nicht gerade wichtiger Zuwachs für jede Bücherei. Homann.

Pontoppidan, Henrik: Totenreich. Roman. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 2 Bde. Leipzig, Insel-Verlag (1920). (372 u. 339 S.) Geb. 32 M.

Als ein Totenreich, in dem die Menschen wie Schemen ohne Bewußtheit, ohne Ziel und Streben, haltlos getrieben umherschwanken, sieht Pontoppidan die dänische Gesellschaft seiner Zeit an. In vielen Einzelbildern zeigt er sie, vom Minister und Bürger bis zum Bauern, vom höchstzivilisierten Großstadtkind bis zum triebhaft lebenden Landmann. Alles erscheint ihm gleich sinnlos, düster und hoffnungslos. Eine einheitliche Handlung enthält der Roman nicht, weil eben keiner dieser Menschen Willen und Stärke, Geschlossenheit des Wesens und Zielbewußtheit

besitzt. Nur ein langsames Hinabsinken in immer trübere Zustände ist zu spüren, ein allmähliches Verschwimmen der anfangs noch als charaktervoll und lebenskräftig erscheinenden Figuren. Zwar sind auch Menschen da, in deren Einfachheit und naturhafter Ursprünglichkeit Pontoppidan so etwas wie eine Zukunftshoffnung zeigen zu wollen scheint, aber gerade sie sind sehr blaß gezeichnet, in Gedanken und Absichten unklar und wirr. Sie bedeuten doch nur eine ersehnte, nicht klar erschaute und darum nicht überzeugend dargestellte Rettung vor dem völligen Pessimismus. Und doch drückt das Werk den Leser nicht nieder. Denn der Geist unerbittlicher Wahrheitsliebe hat doch etwas Aufrichtendes, ja Erfrischendes; der Stil ist fast nüchtern, vermeidet jeden leeren Effekt, gibt dem Leser aber immer das beruhigende Gefühl, daß er an der Hand eines klugen, ruhigen und starken Führers geht. — Das Buch wird für die ernsthaften Leser aller Büchereien ein großer Gewinn sein. Homann.

Rabe, Joh. E.: Kasper to Hus. Der alten Kasperschwänke dritter Teil. Hamburg, Quickborn-Verl., 1920. (58 S.) Geh. 2,75 M.

Johannes Rabe hett sin Kasperschwänk nu affloten mit den drütten Deel: „Kasper to Hus." Wenn man sik den in so'n Stunn, wo en recht klöterig to mood is, herkrigt, kann en wul beter to paß warrn. Man is mit eenmal wedder en Jung un spannt vaer Kasper sin Bood de Lag, ob dat noch nich bald losgeiht. Wenn denn de Vaerhang hoch gung un Kasper reep: „Jungs, sünd ji all' dor?" schregen wi luthals: „Jo!" Un denn gung't los. Junge, wat weer Kasper för'n Kerl. He neih sin Mackers welk mit dat Been oder den holten Prügel, dat se man so gegen de Kantlist klatschen, un he wuß se optospelen, dat se den Himmel för 'n Dudelsack anseg'n. Aewer all däss Erinnerungen verget ik ganz, dat ik dat Book ja eegentlich kritiseern sull. Aber dor is nix to kritiseern, blot to löben. Un ok de kloken Lüd bruken sik nich intobilln, dat för se so'n Book nix sin kunn. Dorut kunn en Gelehrten, de en Afhandlung aewer dat Komische schriben wull, de schönsten Bispele herüt haben. Un denn war he marken, dat dar en Witz in is, den de ol Plautus ok nich beter harr, un dat däss Witz op den gesunnen Borrn vun de Volksseel wassen deit. Jedereen, de sin Tung noch nich mit Zuckersnappelkram verdorben hett, ward Kaspar sin Schwänk mit Vergnögen geneten un jede Bökeree in nedderdütsche Lann mut de dree Kasparböker hebbn un an'n Mann bringn. Schriewer.

Scharrelmann, Wilhelm: Piddl Hundertmark. Geschichte einer Kindheit. Leipzig, Quelle & Meyer. 4. Aufl. 1920. (188 S.) Geh. 8 M., geb. 14 M.

Piddl Hundertmark ist ein Hamburger Junge. Als Sohn einer Wäscherin in den kümmerlichsten Verhältnissen lebend, muß er, kaum zehnjährig, durch Botendienste bei einer Bäckerei für sein täglich Brot sorgen. Trotzdem seine Kindheit unter dem Zeichen äußerster Armut steht, fühlt er sich vom Schicksal nicht zurückgesetzt; denn er hat die glückliche Gabe, den bescheidensten Dingen Freude abzugewinnen. — Aus kindlichen Träumen reißt ihn unvermittelt der Tod der Mutter, der zunächst „allen Inhalt aus seinem Leben" nimmt, bis Piddl als drittes Ziehkind der mütterlichen, redseligen Frau Anschütz in einen Kreis von Menschen gerät, deren Liebe an ihm wieder gut macht, was des Lebens Härte ihm zu tragen aufbürdet. Den stärksten Einfluß auf seine seelische Entwicklung übt seine Freundschaft zu einem etwas älteren verkrüppelten Knaben aus, „dessen gelassener, ruhiger Ernst" sein geistiges Wachstum fördert. Ein beglückendes Zwischenspiel bringt in die Mühe und Bedrückung des Großstadtalltags ein dreiwöchiger Landaufenthalt. — Nach seiner Konfirmation tritt Piddl als Lehrling bei einer großen Werft ein. Die stille Beschaulichkeit seiner Kinderjahre versinkt hinter ihm, und freudig schaffend blickt er in kommende Tage: „Ich und das Leben! Ich und die Zukunft!" — In

dem Buche des norddeutschen Erzählers werden keine großen „Probleme“ aufgerollt: die Jugend eines Großstadtkindes zieht an uns vorüber, viel Elend, das mit dem Begriff Großstadtdasein verknüpft ist, wird realistisch geschildert, ohne tendenziöse Übertreibung. Die einfache, ungekünstelte Sprache, mit der schlichte Menschen dargestellt werden, ermöglicht es besonders auch ungeübten Lesern, Freude an der Erzählung zu haben. Sie ist als lohnende Lektüre, wohl auch als Jugendbuch, für den Bestand der Volksbücherei zu empfehlen. Elisabeth Wernecke.

Sinclair, Upton: Jimmie Higgins. Potsdam, Kiepenheuer, 1919. (321 S.) Geb. 35 M.

Jimmie Higgins ist als Straßenkind von klein auf vom Leben hart angepackt, ohne Schulbildung, ohne seelsorgerische Erziehung geblieben. Als unpersönliches Glied amerikanischer Riesenfabriken hat er bald den Haß auf den Kapitalismus und dessen Erdrosselungsmachenschaften an allem, was „Arbeiter“ heißt, eingeimpft bekommen; er ist überzeugter und begeisterter Sozialist. Als solcher kämpft er für sein Dogma, gerät bei Streiks und ähnlichen krampfhaften Zuckungen unterdrückter Menschen in Lebensgefahr, in Schmach und Schande, wird mit Gefängnis und Ausschließung bestraft. In schwere Konflikte kommt er bei Ausbruch des großen Krieges in Europa und gar bei dem Siege der amerikanischen Kapitalisten über alle Friedensanhänger, der auch Amerika dazu treibt, Deutschland, den frechen Ruhestörer „drüben“ Mores zu lehren. Jimmie Higgins agitiert dagegen, „Krieg“ steht nicht im Wörterbuch seiner Überzeugung. Aber ganz allmählich erliegt der kleine Propagandist der riesigen Propagandamaschine des amerikanischen Kapitalismus, seine „Überzeugung“ verwässert sich. Und wenn er es auch noch immer als Unrecht empfindet, gegen seine deutschen Genossen zu kämpfen, so erwächst ihm trotzdem die moralische Pflicht, den Kaiser unschädlich zu machen: Jimmie wird Soldat. Er kommt in den Großkampf an der Westfront in Europa, wird verwundet und versieht schließlich im nördlichen Rußland Soldatendienst, wo die inzwischen ans Ruder gelangten Bolschewisten ihn zu neuer Parteiarbeit begeisterten, die er eifrig betreibt, und für die er mit mittelalterlich anmutenden Folterqualen und -strafen in dunkelsten Gewölben russischer Gefängnisse sein jämmerliches Ende erleidet. — Hierin liegt, ganz am Schluß, der Wendepunkt in Sinclairs Roman. Vieles, was er schreibt, ist sehr wahr, besonders für uns Deutsche ungeheuer interessant und lehrreich. Der Schluß läuft aber auf so klobige Tendenz hinaus, daß man die letzten Erlebnisse des Romanhelden, mag an ihnen auch schließlich Wahres sein, als abgeschmackt empfindet. Deshalb wird man das flott und gerade in rechtem Maße mit englisch-amerikanischer Satire geschriebene Buch in dem heute sozialistisch so erregten Deutschland mit Vorsicht ausgeben müssen, obwohl es mindestens um des gerechten Urteils willen, mit dem es über den Krieg und seine Auswirkungen in Deutschland und Amerika handelt, wert ist, in größeren Volksbüchereien eingestellt zu werden. Bahrt.

Sonnleitner, A. Th.: Die Höhlenkinder im Steinhaus. Mit 8 Vollbildern, 2 Plänen und zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Jäger. Stuttgart, Franckh, 1920. (255 S.) Geb. 19,50 M.

Im ersten und zweiten früher erschienenen Band wurde in äußerst spannender und anschaulicher Weise das Werden der Kultur und die Zeit des Pfahlbaus geschildert. Der dritte Band, der sicher von allen Besitzern der beiden ersten mit der größten Spannung erwartet wurde, ist nicht minder interessant. Das steinerne Haus entsteht, und wir werden in die Forscher- und Erfindertätigkeit des menschlichen Geistes eingeführt. Durch rastlose Arbeit wird die Welt der Kultur erschlossen. Mutterliebe und erfolgreiche Arbeit im Dienste der Menschheit, das ist die Höhe, zu der die feine Darstellung führt, die auch für den reifen Menschen etwas Anziehendes und Belehrendes hat. Denn das merkt man auf jeder Seite, daß der

Verfasser nicht phantasiert, sondern gründliche Studien gemacht hat, ehe er die Entwicklung der Kultur erzählte. Der Vorwurf von Weinlands Rulaman wird hier in einen größeren Rahmen gestellt und glücklich zu Ende geführt. v. Hauff.

Supper, Auguste: Der Weg nach Dingsda. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1921. (199 S.) Geb. 16 M.

Nur kleine Erzählungen, neun an der Zahl, meist von kleinen Leuten auf dem Lande handelnd, bietet A. Supper in dieser Sammlung dar. Nicht der Gang der Ereignisse — es geschieht so gut wie nichts — sondern die gehaltvolle Lebensauffassung gibt neben der vornehmen, klangvollen Sprache diesem Buch sein eigentümliches Gepräge. Die Verfasserin knüpft an irgendwelche Zustände oder Begebenheiten ihrer schwäbischen Heimat an, die Leutchen treffen sich auf dem Gang zur Volksversammlung, zum Begräbnis oder zur Arbeit, unterhalten sich über die alltäglichsten Dinge, bis man allmählich im weiteren Verlauf der Geschichte den Zusammenhang gewahr wird zwischen dem Einzelnen seinem engbeschränkten Dasein und Menschheit und Ewigkeit. Als die Besitzerin einer herrschaftlichen Villa, die ein wenig fremd hier zwischen den Hütten der Armut steht, in einer weihevollen Nacht die Erzählung einer gebrechlichen alten Frau vernimmt, da bricht sie in den folgenden Satz aus, den man als „Motto" über den „Weg nach Dingsda" setzen könnte: „Es gibt in diesen Menschen doch noch eine verborgene und verschlossene Welt hinter der nüchternen und nützlichen, die sich niemals von der Ackerscholle hebt." Einen solchen Schatz nachzuweisen und zu heben, dazu gehört allerdings eine wahre Dichterin, wie es Auguste Supper ist, deren besten Schöpfungen man das vorliegende anspruchlose Büchlein zurechnen darf. Liesegang.

Thoma, Ludwig: Der Jagerloisl. Eine Tegernseer Geschichte. München, Langen, 1921. (192 S.) 12 M., geb. 18 M.

Der Jagerloisl, der Titelheld der neuesten Erzählung von Ludwig Thoma, ist ein Prachtskerl, ein junger, hübscher Bursch voll selbstverständlicher, geschmeidiger Kraft und Derbheit. Die Jagerei liegt ihm im Blut, und er hat seine schwere Plag mit seinem Jagdherrn, der sich die Jagd, die doch ein Vergnügen bedeuten soll, „nur als Pflicht gefallen läßt". Dieser, ein Herr von Fries, nennt eine schöne Villa am Tegernsee sein eigen, an dessen lieblichen Ufern sich in den Sommermonaten eine zufällig zusammengewürfelte Gesellschaft von Großstadttypen — den unvermeidlichen Berliner nicht zu vergessen — zusammenfindet. Hierbei hat Thoma reichlich Gelegenheit, seine treffende, ironisch gefärbte Charakterisierungskunst wiederum aufs beste zu beweisen. In diesem Sommer nun macht der Loisl die Erfahrung, daß „die Weiberleut viel ausrichten können"; zunächst scheint es freilich, als ob der alte Festl, sein bester Freund und Berater, mit seinem skeptischen Nachsatz: „Bloß nix g'scheidt's" Recht behalten soll, denn dem feinen, lustigen Stadtfräulein, das ihm Kopf und Herz warm gemacht, „ist seine Lieb nur Tandlerei und sie lacht ihn aus, weil er zu nah ans Licht hingekommen ist". Doch schon naht die Rechte: ein liebes, frisches Bauernmädel, das ihm zeigt, „wie lustig sein junges Leben ist, viel zu schön, als daß man sich dummen Wünschen und einer falschen Trübsal hingeben dürfe". Und so geht der Sommer glücklich zu Ende. — Überall in diesem Buch klingt die warme Heimatliebe Ludwig Thomas hindurch, sowohl bei der Schilderung der oberbayrischen Berge mit ihren mannigfachen Stimmungen, als auch bei der Zeichnung der Menschen. Dabei wird er niemals sentimental, sondern gerade die gesunde Lebensechtheit seiner Darstellung ist das Besondere an seinen Werken. Die Sprache ist schlicht, knapp und eindrucksvoll; der häufige Dialekt wirkt keineswegs störend. Daß diesmal ein behaglicher, liebenswürdiger Humor anstatt der früheren scharfen Satire den Grundakkord seiner Erzählungskunst bildet, wird das Buch nur um so beliebter machen. Margarete Schmeer.

Ungar, Hermann: Knaben und Mörder. Zwei Erzählungen. Wien, Tal, 1920. (123 S.) 12 M., geb. 15 M.

Der Band mit dem in jeder Hinsicht bezeichnenden Titel enthält zwei Geschichten, in denen mit rücksichtslosem Naturalismus und bemerkenswerter Konzentration in Gestalt von selbstbiographischen Bekenntnissen je ein verworfenes Mannesschicksal aus der schauerlichen Einsamkeit einer völlig liebeleeren Kindheit hergeleitet wird. Die erste Geschichte, „Ein Mann und eine Magd", ist weniger bedeutend und insbesondere in ihrer reumütigen Schlußwendung nicht glaubhaft. Dagegen ist die „Geschichte eines Mordes" von einer unheimlichen Geschlossenheit und psychologischen Eindringlichkeit. Die von wüstester Trunkenheit, geschlechtlicher Grausamkeit und Geburtswehen erfüllte Schlußszene, in welcher der entartete „Held" seinen zufällig eintretenden Wohltäter scheinbar ganz unmotiviert niederschießt, ist vom künstlerischen Standpunkt aus ein äußerstes Wagnis; aber kein erfolgloses Wagnis, denn der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an. Unser Ekel wird überwogt von grenzenlosem Mitleid. — Für die weitere Entwicklung des offenbar noch jungen österreichischen Dichters wird es nun entscheidend sein, ob seine Gestaltungskraft nur durch solche abseitige Vorwürfe gereizt wird und dann wohl zur Manier erstarren muß, oder ob er sich auch in den Bezirken gesunder und reicher Menschlichkeit behaupten kann. — Dieses Erstlingswerk kommt nur für größere Büchereien in Betracht, die es in die Hände reifer, weltkundiger Leser zu leiten wissen. Ackerknecht.

Wagner, Hermann: Tobias Heftnagel. Roman. Berlin, Fleischel, 1920. (207 S.) 9 M., geb. 14 M.

Der Buchhalter Tobias Heftnagel, ein stiller, in sich gefestigter Charakter, gilt bei seiner Firma Edgar Schroeter & Co. in der Kleinstadt Mulda in Sachsen als eine „Kraft". Seine Arbeit ist ihm Lebensinhalt, ja, sie wird ihm geradezu zu etwas „Heiligem" nach seiner Verheiratung. Dem Vorsatze, seinen seltsamen, jedermann zum Lächeln reizenden Namen Heftnagel nicht zu vererben, also nicht zu heiraten, ist der Achtunddreißigjährige untreu geworden, als die junge, zarte Emma Triebel in seinen Lebenskreis trat und ihm Schicksal wurde. Eine tiefe, still glühende Liebe bildet den Grundstein zu ihrem reichen, innigen Eheleben. Emmas dreijähriger vorehelicher Knabe Hans gewinnt schnell die Zuneigung des Tobias, der freudigen Herzens die Vaterpflichten für das Kind auf sich nahm. Aber eine heimtückische Krankheit kommt bei Emma zum Ausbruch. Während ihres monatelangen Leidens entfaltet sich die ganze Kraft der heiligen Liebe der Gatten. „Du sollst Unabänderlichem nicht unfruchtbar nachträumen, sondern aus dem, was ist und dir bleibt, das größtmögliche Glück für dich und die andern ziehen." Dieser Lebensweisheit gemäß zu handeln, hat sich Tobias nach hartem Kampf durchgerungen. Er vermag seiner Geliebten mit Ruhe und Heiterkeit zu begegnen, ihr über ihre Todesahnungen bis zuletzt mit Lächeln und „Märchen" hinwegzuhelfen und die gezählten Tage ihres Erdendaseins sonnig und festlich zu gestalten. Dem kleinen Hans bleibt er auch nach ihrem Tode ein treuer, gütiger Vater. — Ein echtes, warmes Lebensgefühl gibt den Grundton dieses flüssig und gut geschriebenen Romans. In seiner rührenden Schlichtheit und Beschaulichkeit spricht das Buch zu Herzen, ohne weitschweifig oder sentimental zu sein. Durch liebevolle Ironie versucht Hermann Wagner, die Menschen auf ihre Schwächen aufmerksam zu machen und ihnen so zu helfen. „Tobias Heftnagel" ist ein guter Unterhaltungsroman und auch kleineren Volksbüchereien zu empfehlen. Elisabeth Klewe.

Wriede, Hinrich: Der Mann im Sturm. Ein Roman von der Niederelbe. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1920. (254 S.) Geh. 13 M.

Der Quickborn-Verlag in Hamburg, der so vortreffliche Werke wie Rudolf Kinaus Blinkfüer, Thees Bott dat Woterküken, Lanterne und Sternkiekers, Gorch

Focks Cili Cohrs und Hinrich Wriedes Leege Lüd herausgebracht hat, dessen Quickborn-Bücher in der Heimatkunst-Bewegung einen guten Klang haben, hat uns mit diesem neuen Werke Hinrich Wriedes einen Roman von lichter und herber norddeutscher Schönheit gebracht. Dieser „Mann im Sturm", dieser Tiet Stiehr, ist ein Mensch in seiner Geradheit und Rechtlichkeit und in seinen Fehlern, ein ganzer Mann, der sich durch das Leben und seine Gefahren mit starken Armen hindurcharbeitet zu einer kraftvollen lebenbejahenden Weltanschauung. Sehr zart geht es dabei freilich oft nicht ab, Tiet Stiehr ist durchaus kein Tugendbold. Nordseewind und Sturm, harte Arbeit und stummes Ringen um das Lebensglück. Mit Meisterschaft ist dieses Ringen der beiden Vettern um das Weib geschildert. Prachtvoll sind nicht nur die Hauptfiguren — und nicht zuletzt die Frauencharaktere — herausgearbeitet, sondern auch die Nebenfiguren, wie der feine Menschenkenner Hinnik Ohm, der zu den liebenswertesten Vertretern niederdeutscher Art gehört, sind mit gleicher Wärme und Wahrheit in die spannend fortschreitende Handlung gestellt. Wriedes Gestaltungskraft schafft Szenen von packender Realistik. Seine Sturmszenen z. B. sind Meisterwerke größten Stils. Das hochdeutsch geschriebene niederdeutsche Buch wird sich als ein Buch der Lebenswahrheit und hohen, dichterischen Gestaltungskraft schnell die Herzen derer erobern, die innerlich jung sind und jung bleiben. Weit über den nordwestdeutschen Winkel hinaus wird es Licht und Freude verbreiten. Auch von dem Wriedeschen Werke von der Niederelbe leuchtet eine „Lanterne" der Fahrt vorauf; eine „Kinder-Lanterne" ist sie ebensowenig wie die Rudolf Kinaus.

Pieth.

C. Kurze Anzeigen.

Anzengruber, Ludwig: Meistererzählungen. Mit einer Einleitung von Adolf Bartels. Leipzig, Voigtländer. (360 S.) Geb. 20 M.

Das Buch gibt uns eine Auswahl von Erzählungen, die uns die dichterische Entwicklung Anzengrubers, in der Einleitung geschildert, gut illustrieren. Die Mehrzahl verdient wirklich das Epitheton einer „Meistererzählung". J. B.

Daya, Werner: Der Aufmarsch im Osten. Russisch-Asien als deutsches Friedens- und Wirtschaftsziel. Dachau b. München, Einhorn-Verlag. (181 S.) Geb. 8 M.

Der Verfasser erörtert an Hand eines beachtenswerten wirtschaftsstatistischen Materials Zukunftsmöglichkeiten der deutschen Wirtschaft in Russisch-Asien. Über Moskau und Tomsk gehen seine wirtschaftspolitischen Pläne, denen er umfangreiche verkehrstechnische Einzelheiten vorausschickt, bis Peking und an den Rand des Stillen Ozeans. Dabei wird auch politisch eine allerdings noch sehr zukunftsferne Linie deutsch-russischen Zusammengehens entwickelt, die, scharf gegen England gerichtet, Sibirien als das große Zukunftsland für das europäisch-kontinentale Kulturzentrum anpreist. D.

Dedekind, Friedrich: Grobianus von groben Sitten und unhöflichen Geberden. Aus dem Lateinischen verdeutscht durch Kaspar Scheidt. Neu hrsg. von Hans Ernst Müller. Ulm, A. Barth, 1920. (64 S.) Geb. 6 M.

Die kleine anspruchslose Ausgabe enthält nur das erste Buch des Grobianus. Aber gerade in dieser Fassung ist es wohl geeignet, Leser volkstümlicher Büchereien mit diesem oft aufgelegten, kulturgeschichtlich wichtigen Werkchen bekannt zu machen. G. K.

Haarhaus, Julius R.: Der grüne Dämon. Ein Jagdroman. (383 S.)
— Hans Malepartus. Ein Jagdroman. (363 S.) Berlin, Parey, 1920. Geb. je 22 M.

Nicht gerade hervorragende Pfeiler aus dem Bau der Romankunst, aber flüssig erzählte, harmlose und — dickleibige Werke, von denen das erste mehr auf

die moralische Tendenz losgeht, das zweite ganz im Rahmen des mittleren Unterhaltungsromans bleibt. Größere Büchereien werden gut tun, sie einzustellen, um den gewaltigsten Nimroden unter ihren Lesern auch einmal etwas anderes als ewig nur die Ganghofer usw. bieten zu können. Bt.

Haas, Hans: Das Spruchgut Kung-tszes und Lao-tszes in gedanklicher Zusammenordnung. Leipzig, Hinrichs, 1920. (244 S.) 8,50 M. + 60 %.

Ders. Konfuzius in Worten aus seinem eigenen Mund. Ebenda. (68 S.) 2,25 M. + 60 %.

Ders. Laot-se und Konfuzius, Einleitung in ihr Spruchgut. Ebenda. (60 S.) 2 M. + 60 %.

Ders. Weisheitsworte des Lao-tsze. Ebenda. (30 S.) 1,50 M. + 60 %.

Es ist ein großer Mangel, wenn bei der Behandlung von Weltanschauungsfragen die großen Denker des Ostens nicht berücksichtigt werden. Jeder Gebildete, der tiefer über das Leben nachdenkt, müßte wenigstens einen Hauch ihres Geistes verspüren. Das ist möglich, wenn man sich in das Spruchgut Kung-tszes und Lao-tszes versenkt, wie es uns von Haas in gedanklicher Zusammenordnung geboten wird. Die drei kleineren Hefte sind Auszüge aus dem großen, wodurch jedem die Möglichkeit gegeben ist, sich zunächst nur mit der Hauptsache zu beschäftigen. Es ist äußerst interessant zu beobachten, wie viele Gedanken in ihrem tiefsten Grund Allgemeingut des Menschengeschlechts sind, und sie werden dadurch an Wert nur gewinnen. Ihre besondere Ausgestaltung in fremdem Gewand wird sie uns nur noch näher bringen. v. H.

Hertling, Ludwig Maria v.: Weißkirchen. Roman. Freiburg i. Br., Herder, 1920. (141 S.)

Ein recht schwaches Machwerk, das auf den herkömmlichen Ton konventioneller Schilderungen adeliger Sitten und Gebräuche abgestimmt ist und dessen Verfasser mit recht unzulänglichen, künstlerischen Mitteln den Versuch unternimmt, aus solchen Schilderungen einen Roman zusammenzubauen. Pth.

Kolping, Adolf: Im Elendsgäßchen u. a. Erzählungen, herausgegeben von Laurenz Kiesgen. Köln, Bachem. (Bachems Volks- und Jugenderzählungen, Bd. 78.) (133 S.)

— Schuld, Strafe und Versöhnung u. a. Erzählungen. Ebenda, Bd. 79. (123 S.) Geb. je 8 M.

Die Erzählungen des Gesellenvaters gehören zum eisernen Bestande katholischer Büchereien. Kolping ist ein guter Erzähler, zumal, wo er sich einmal schärfer zusammenfaßt und die lehrhafte Breite meidet. Die Erzählungen entstammen den sechziger Jahren. Manche Mängel ihrer Technik erklären sich aus diesem Alter. Gleichwohl finden sie in breiten Schichten des Volkes noch ihren Widerhall, und um ihrer sittlichen Werte willen sollte man überall den Versuch ihrer Einführung machen, wo die Zusammensetzung der Leserschaft einen Erfolg erhoffen läßt. Schuster.

Kümmel, Conrad: S. Peters Obelisk. Volkserzählungen. Freiburg, Herder [1914]. (91 S.)

— Ums eigne Herzblut. Ebenda. (92 S.)

— Des Herrn letzte Worte. Volkserzählungen. Ebenda [1914]. (86 S.) Geb. je 3,20 M.

Bei einfach anschaulicher Darstellungsweise tritt die religiös-belehrende Tendenz kräftig hervor. Es ist verdienstlich, daß der Verlag diese kleinen, billigen Auswahl-Bändchen aus den größeren Sammlungen des Verfassers herausbringt. Katholischen Volksbüchereien sind Kümmels Erzählungen wohl bekannt. Dort werden sie ihre beste Wirkung tun. Schu.

Kunz, Josef L.: Bibliographie der Kriegsliteratur. (Politik, Geschichte, Philosophie, Völkerrecht, Friedensfrage.) Im Auftrage der österreichischen Völkerbundliga. Berlin, H. R. Engelmann, 1920. (101 S.)

Ein Wegweiser durch die wichtigste Kriegsliteratur, deren verständnisvolle Sichtung dem Verfasser zweifellos als Verdienst anzurechnen ist. G. F.

Macleod, Fiona: Das ferne Land. Zwei keltische Sagen. Berlin, A. Juncker Verlag, 1920. Geb. 4,50 M., Hlbfr. 16 M. (Nr. 24 der Orplidbücher).

Proben (entnommen aus „Wind und Woge", bei E. Diederichs, Jena) der schwermutsvollen Prosadichtungen aus moderner irischer Literatur. Die erste als Einführung in diese noch fremde Kunst allzu gestaltlos verschwebend. Um so stärker in leidenschaftlicher Verhaltenheit und Knappheit des Vortrags die zweite: Silis. Ein Meisterstück. C. Bl.

Deutsche Volksbücherei. Verzeichnis volkstümlicher Schriften, zusammengestellt von der Gesellschaft für Volksbildung. 17. Aufl. Berlin 1921. (46 S.)

Ohne mit der getroffenen Auswahl, zumal der schönen Literatur, in allen Punkten einverstanden zu sein, kann man das Verzeichnis doch als ein brauchbares Hilfsmittel bei der Auswahl von Lesestoff für kleinere Büchereien empfehlen. Zu wünschen wäre für eine Neuauflage eine ausgiebigere Berücksichtigung der in den letzten Jahren erschienenen Schönen Literatur. G. F.

Volksgut deutscher Dichtung. Herausgegeben von Max Hecker und Hans Wahl. Leipzig, J. J. Weber. 125 Lieferungen von je 40 S. zu je 2,50 M.

Das ganze Werk soll eine Auswahl aus dem Schaffen der deutschen Klassiker bieten. Die geplanten 16 Bände werden sich etwa so verteilen: Goethe 7, Schiller 3, Lessing 1, Kleist 1, Romantiker 1, Mörike 1, Hebbel 2. Die Auswahl scheint ein wenig eng zu sein, besonders für das 19. Jahrhundert. Ausstattung und Druck sind hübsch und solide. Zwei Bände liegen bereits vollständig vor: Goethes „Faust" (in 7 Lieferungen) und eine Romantiker-Auswahl (in 8 Lieferungen) die folgende Dichtungen bringt: Von Tieck: „Eckbert", „Nagelone", „Gemälde", „Musikalische Freuden und Leiden"; von Fouqué: „Galgenmännlein" und „Undine"; von Brentano: „Kasperl und Annerl"; von Arnim: den „Tollen Invaliden", die „Majoratsherren", die „Verkleidungen des Hofmeisters" und „Fürst Ganzgott". Das Niveau der Auswahl scheint der Volkstümlichkeit zuliebe reichlich tief angesetzt zu sein; Tieck ist auf Kosten Brentanos zu sehr bevorzugt worden. Trotzdem ist es eine erfreuliche und reichhaltige Zusammenstellung. Das Werk im ganzen eignet sich aber mehr fürs Haus als für die Bücherei; doch fällt der Bücherei die Aufgabe zu, für die Sammlung zu werben. Ho.

D. Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Hinweise
sende man bitte an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek Dr. W. Pieth.

1. Allgemeines. Volkshochschule. Volkskunstpflege.

Bröger, Karl: Kultur und Klasse. Die Tat, Jg. 13, H. 2.

Professor Brunner und der Kampf um die „Kleine lex Heinze". Volksbildungsarchiv Bd. 8, H. 2/3..

Buttersack: Jagd nach Bildung. Preuß. Jahrbücher, Jg. 184, H. 2.

Erdberg, Robert v.: Betrachtungen zur alten und neuen Richtung im freien Volksbildungswesen. (In „Soziale Arbeit im neuen Deutschland, Festschrift zum 70. Geburtstage von Franz Hitz") M.-Gladbach, Volksver.-Verl. 1921.

Erdberg, Robert v.: Das Gesetz über die Einrichtung von volkstümlichen Kursen für staatsbürgerliche Erziehung in der Tschechoslowakei. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 4.
Dreesen, Willrath, u. Erdberg, Rob. v.: Zum Plan einer „Reichskulturabgabe". Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 4.
Kindermann, H.: Auswahl und Ausbildung des Volksbildners. Volksbildung, Monatsschr. f. d. Förd. d. Volksbildungsw. i. Deutschösterreich, Jg. 2, H. 2/3.
Klatt, Fritz: Die Lebensalter der Jugend. Die Tat, Jg. 13, H. 2.
Lampa, A.: Die Gestaltung der freien Volksbildungsarbeit nach den Forderungen und Voraussetzungen der Gegenwart. Volksbildung, Monatsschr. f. d. Förd. d. Volksbildungsw. i. Deutschösterreich, Jg. 2, H. 2/3.
Lohmann, Richard: Die Bildungsarbeit der Sozialdemokratie. Ein Nachwort zum Ersten Kulturtag der Sozialdemokratischen Partei in Dresden. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 4.
Michel, Ernst: Zum Kulturproblem der katholischen Kirche. Die Tat, Jg. 13, H. 1.
Schriften zur Heimatbildung und Volkserziehung, Nr. 1 ff. Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag, 1921.
Die **Tätigkeit** des Ausschusses der Deutschen Volksbildungsvereinigungen vom 1. Sept. 1918 bis 1. Sept. 1920. [Bericht.] Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 2/3.
Walther, Andreas: Das Kulturproblem der Gegenwart. Drei Vorträge. Gotha, Perthes, 1921.

Beil, Ada: Volkshochschulen für Frauen. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 2, H. 10.
Der erste deutsche Volkshaustag. [Bericht.] Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 2/3.
Scheffer, Th.: Zur Geschichte d. Arndt-Hochschule, d. geist. Grundlagen e. deutschen Volkshochschule. Berlin-Steglitz, Arndt-Volkshochschulgemeinschaft, 1921 (40 S.) 8°.
Schriften zur Methodik der Volkshochschule, hrsg. v. Ed. Weitsch. H. 6. Jena, E. Diederichs, 1921. 4 S. 8°.
Volkshochschule Linz. Lübecker Volksbote v. 17. 5. 21.
Volkshochschulleben in Thüringen, Grundsätze, Pläne, Verwirklichung. Mit 5 Bildern und 1 Karte. Gotha, Perthes, 1921 (85 S.) 8°.
Wartenweiler-Heffler, Fritz: Von der dänischen Volkshochschule. Ein Erlebnis, Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verl., 1921 (77 S.) 8°.
Wegener, Carl R.: Mathematik und Naturwissenschaften in der Volkshochschule. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 2, H. 10.

Anton, Karl: Für und wider die Passionsspiele. Der Türmer, Jg. 23, H. 8.
Müller, E. Jos.: Die Musik als Volksbildungsmittel. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 2/3.
Werner, Heinrich: Der Weg zur Kunst. Eine gemeinverst. Einf. in die Mittel und in den Entwickelungsgang ihres Schaffens. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1921.

---

2. Bücherei und Bildungspflege.

Einzelne Probleme der Bücherei.

Angermann: Collegium musicum in Stettin. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 2/3.
Der Börsenverein der deutschen Buchhändler und der Vertrieb der Schmutz-Literatur. Die Hochwacht, Jg. 10, H. 9.
Bube, Wilhelm: Die ländliche Volksbücherei. Ein kritischer Wegweiser und ein unter fachmännischer Mitarbeit bearbeiteter Führer durch die Heimatliteratur. 7. neubearb. u. erw. Aufl. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1921, 359 S. 4°.

Kersten, Paul: Der exakte Bucheinband, der gute Halbfranzband, der künstlerische Ganzlederband ... Mit 133 Abb., 45 Taf. [darauf u. a.] 44 [eingekl. farb.] Papiermuster. Nebst einem Beiwort: „Entwurf des Bucheinbandes" v. L[udwig] Sütterlin. 3. verm. u. erw. Aufl. Halle, Knapp, 1920. VII, 155 S. 8°.

Marsop, Paul: Öffentliche Musikbüchereien. Volksbildung, Monatsschr. f. d. Förd. des Volksbildungswesens in Deutschösterreich, Jg. 2, H. 1 u. 2/3.

Moufang, Wilhelm: Die gegenwärtige Lage des deutschen Buchwesens. Eine Darstellung der Spannungen und Reformbewegungen am Büchermarkt. München, Berlin, Leipzig, J. Schweitzer, 1921. 62 S. Gr. 8°.

---

3. Büchereiwesen einzelner Länder, Städte, Vereine und Weltanschauungsgemeinschaften.

Verein für Volksbüchereien E. V. in Hannover, Jahresbericht für 1920.

Lübisch-nordische Ausstellung der Stadtbibliothek zu Lübeck [zur Nordischen Woche, 1.—11. Sept. 1921]. Lüb. Generalanzeiger u. Lüb. Volksbote u. a. m. v. 2. 6. 21.

Grundsätze und Richtlinien der Vereinigung der sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 2/3.

Volksbücherei, Deutsche. Verzeichnis volkstüml. Schriften, zusammengest. u. hrsg. v. d. Gesellschaft für Volksbildung. 17. Aufl. Berlin, Ges. f. Volksbildung, 1921. (VIII, 45 S.) 8°.

Waas, Adolf: Das Volksbüchereigesetz der tschechoslowakischen Republik. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 4.

Buch und Volk. Schriftenreihe des Borromäus-Vereins, 1. Reihe. 10 Teile. Bonn, Borromäusver.-Verl., 1920.

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung

betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Montag, den 3. Oktober 1921, und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 5. September 1921 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung im Maschinenschreiben können nur Maschinen der Systeme Adler und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Die Prüfungsgebühr ist vom 1. April d. J. ab auf 40 Mark erhöht.

Berlin, den 28. Juni 1921.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission:
Kaiser.

Die Diplom-Prüfungskommission ist bis Ostern 1924 in folgender Weise zusammengesetzt:

Oberbibliothekar Kaiser-Berlin (Vorsitzender), Direktor Naetebus-Berlin (Stellvertreter des Vorsitzenden), Direktor Fritz-Charlottenburg, Oberregierungsrat Saß-Berlin, Bibliothekar Schnütgen-Berlin, Stadtbibliothekar Lockeman-Elbing.

Im Anschlusse hieran bemerken wir noch Folgendes: es laufen bereits jetzt zahlreiche Bewerbungen um Praktikantenstellen bei dem Beirat für Bibliotheks-Angelegenheiten ein. Solche Gesuche sind verfrüht und zwecklos, da Vornotierungen nicht stattfinden. Die Papiere werden den Betreffenden zurückgesandt und ihnen anheim gestellt, ihre Bewerbung im Laufe des Dezembers zu wiederholen. Nach Möglichkeit sind dann die Zeugnisse im Original beizulegen, die den Einsendern später zurückgegeben werden. Da nur 100 Praktikantenstellen vorhanden sind, können bei dem ungeheuren Andrang nicht alle Bewerber untergebracht werden.

Die Bücherei der Jadestädte G. m. b. H. Am 4. Mai 1921 wurde in Wilhelmshaven die „Bücherei der Jadestädte G. m. b. H." eröffnet. Dieses Unternehmen ist aus der Vereinigung der in Wilhelmshaven und Rüstringen (i. Oldenburg) vorhandenen Büchereien hervorgegangen, und zwar aus der Wilhelmshavener Volksbücherei mit 3558 Bänden, der Bücherei des Werftwohlfahrtsvereins mit 5956 Bänden, der Zentralbücherei der Gewerkschaften mit 3551 Bänden und eines Teiles der Bücherei des Gewerbevereins mit 300 Bänden. Die Stadt Rüstringen, die noch keine Bücherei besaß, fügte ihren Büchereifonds in Höhe von 10000 M. hinzu.

Die Gesellschafter haben sich für einen längeren Zeitraum zu beträchtlichen jährlichen Beitragszahlungen verpflichtet, so die Städte Wilhelmshaven und Rüstringen für 10 Jahre je zu 40000 M., der Werftwohlfahrtsverein für 5 Jahre zu 25000 M., die Gewerkschaften für 5 Jahre zu 10000 M. und der Gewerbeverein für 5 Jahre zu 300 M.

An Büchereipersonal ist vorhanden 1 Bibliothekar, 1 Sekretärin, 2 hauptamtliche und 1 nebenamtliche Hilfskraft.

Der neuen Bücherei sind im Gebäude des ehemaligen Marine-Offiziers-Kasinos gute und helle Räume mietweise überlassen worden. Ein Lesezimmer mit Handbücherei, Zeitschriften und Zeitungen ist vorhanden.

Ein besonderer Vorzug ist, daß sich in demselben Gebäude die 30000 Bände umfassende „Hauptbücherei der Marinestation der Nordsee" nebst großem, gut mit wissenschaftlichen Zeitschriften und Handbücherei ausgestattetem Lesesaal befindet, die dank dem Entgegenkommen der Marinebehörden ebenfalls der Einwohnerschaft der Jadestädte Wilhelmshaven und Rüstringen zugänglich ist.

Stadtbücherei und Lesehalle Kiel. Die am 1. Oktober 1913 im alten Rathaus der Stadt eröffnete „Öffentliche Bücherei und Lesehalle" wurde seither im Auftrage der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde" verwaltet. Sie ist jetzt in den Besitz der Stadt übergegangen, und ihr Name ist entsprechend geändert worden. — In den 7½ Jahren ihres Bestehens hat sie 860115 Bände entliehen; im Lesesaal verkehrten 831917 Personen. Die Ausleihe des letzten Jahres (137400 Bände) übertrifft die des Vorjahres um fast 10000 Bände. Der Bücherbestand umfaßt rund 17000 Bände. Für die Bücherei ist 1 Praktikantenstelle vom Minister zugelassen worden.

Im Rahmen des etwa vor Jahresfrist begründeten **Verbandes märkischer Büchereien** (Vorsitzender Prof. Dr. Fritz, Stadtbücherei Charlottenburg) ist im Mai d.J. die Bildung einer **Arbeitsgemeinschaft der Berliner Volksbibliothekare**

erfolgt. Nachdem die Einheitsgemeinde Groß-Berlin zur Tatsache geworden ist, lag es nahe, einen solchen Zusammenschluß herbeizuführen mit dem Zwecke, die haupt- und nebenamtlichen Leiter und Angestellten der Groß-Berliner Volksbüchereien in zwangloser Weise zu vereinigen, um durch Vorträge und Diskussionen in die theoretischen und praktischen Probleme des volkstümlichen Büchereiwesens einzuführen, Erfahrungen auszutauschen und dadurch auf alle Weise die Lösung der wichtigen Aufgaben, die es in Berlin zu erfüllen gilt, zu fördern. Abgesehen von der durch die Arbeitsgemeinschaft besonders ermöglichten Gelegenheit persönlicher Fühlungnahme sind in erster Linie literarische und bibliothektechnische Referate in Aussicht genommen, ebenso Führungen durch Groß-Berliner Büchereien und verwandte Einrichtungen.

Bei der ersten Zusammenkunft, die am 13. Mai in der Zentrale für Volksbücherei, Grunewaldstr. 6—7 (24 Teilnehmer) stattfand, sprachen Dr. Fritz, Charlottenburg, über „den märkischen Verband und die Arbeitsgemeinschaft Berliner Volksbibliothekare", Dr. Wieser, Spandau, über das Thema „Wie haben die Volksbüchereien Jugendschriften zu beurteilen?", Dr. Rothhardt, Steglitz, über „die Arbeitsgemeinschaft und die Not der Berliner Volksbüchereien". In der zweiten Sitzung am 10. Juni in der Städtischen Volksbücherei Schöneberg (34 Teilnehmer) sprach Dr. Homann, Charlottenburg, über „neuere Tier- und Naturdichtungen". In der dritten Sitzung am 1. Juli, ebenfalls in der Schöneberger Volksbücherei (33 Teilnehmer), Dr. Fritz, Charlottenburg, über „Probleme der Büchereistatistik". An die Vorträge schlossen sich lebhafte Erörterungen an.

Schulfilmvorführung vor schwedischen Pädagogen. Der Bilderbühnenbund Deutscher Städte E. V. Stettin veranstaltete vor den Teilnehmern der Schwedenkurse in Jena am 27. Juni und in Greifswald am 5. Juli dieses Jahres Mustervorführungen deutscher und schwedischer Lehrfilme auf einem Schulapparat mit Stillstandsvorrichtung der von der Kulturabteilung der Ufa zur Verfügung gestellt worden war. Nach einem einleitenden Vortrag des Geschäftsführers des Bilderbühnenbundes, Studienrat Dr. Warstat, in dem dieser die Organisationsformen des Schullichtspiels, die sich in Deutschland entwickelt haben, und den Verlauf einer Filmstunde skizzierte, wurden neben dem schwedischen, von Bengt Berg aufgenommenen Lehrfilm „Der Storch", Lehrfilme des Bilderbühnenbundes, der Ufa-Kulturabteilung, der Deutschen Lichtbildgesellschaft, des Instituts für Kulturforschung und der Stettiner Reform-Film-Gesellschaft vorgeführt und so den schwedischen Gästen und der ebenfalls anwesenden thüringischen Lehrerschaft ein Überblick über die Leistungen der deutschen Lehrfilmindustrie geboten. Der Bilderbühnenbund beabsichtigt in Jena eine Zweiggeschäftsstelle für Thüringen mit einem ständigen Mustervorführungsraum einzurichten und dort in bestimmten Zeiträumen neue Lehrfilme und Schulapparate den thüringischen Pädagogen zu zeigen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 9

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Verband pommerscher Büchereien. 2. Verband märkischer Büchereien. 3. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 9

Sprache.

Von Hermann Hesse.

Ein Mangel und Erdenrest, an dem der Dichter schwerer als an allem andern leidet, ist die Sprache. Zu Zeiten kann er sie richtig hassen, anklagen und verwünschen — oder vielmehr sich selbst, daß er zur Arbeit mit diesem elenden Werkzeug geboren ist. Mit Neid denkt er an den Maler, dessen Sprache — die Farben — vom Nordpol bis nach Afrika gleich verständlich zu allen Menschen spricht, oder an den Musiker, dessen Töne ebenfalls jede Menschensprache sprechen und dem von der einstimmigen Melodie bis zum hundertstimmigen Orchester, vom Horn bis zur Klarinette, von der Geige bis zur Harfe so viel neue, einzelne, fein unterschiedene Sprachen gehorchen müssen.

Um eines aber beneidet er den Musiker besonders tief und jeden Tag: daß der Musiker seine Sprache für sich allein hat, nur für das Musizieren! Der Dichter aber muß für sein Tun dieselbe Sprache benutzen, in der man Schule hält und Geschäfte macht, in der man telegraphiert und Prozesse führt. Wie ist er arm, daß er für seine Kunst kein eigenes Organ besitzt, keine eigene Wohnung, keinen eigenen Garten, kein eigenes Kammerfenster, um auf den Mond hinaus zu sehen — alles und alles muß er mit dem Alltag teilen! Sagt er „Herz" und meint damit das zuckende Lebendigste im Menschen, seine innigste Fähigkeit und Schwäche, so bedeutet das Wort zugleich einen Muskel. Sagt er „Kraft", so muß er um den Sinn seines Wortes mit Ingenieur und Elektriker kämpfen, spricht er von der „Seligkeit", so schaut in den Ausdruck seiner Vorstellung etwas von Engeln, etwas von Theologie und fremden Welten mit hinein. Er kann kein einziges Wort gebrauchen, das nicht zugleich nach einer andern Seite schielte, das nicht im selben Atemzug mit an fremde, störende, feindliche Vorstellungen erinnerte, das nicht in sich selber Hemmungen und Verkürzungen trüge und sich an sich selber bräche wie an zu engen Wänden, von denen eine Stimme unausgeklungen und erstickt zurückkehrt.

Wenn also der ein Schelm ist, der mehr gibt als er hat, so kann ein Dichter niemals ein Schelm sein. Er gibt ja kein Zehntel, kein Hundertstel von dem, was er geben möchte, er ist ja zufrieden, wenn der Hörer ihn so ganz obenhin, so ganz von ferne, so ganz beiläufig versteht, ihn wenigstens im Wichtigsten nicht gröblich mißversteht. Mehr erreicht er selten. Und überall, wo ein Dichter Lob oder Tadel erntet, wo er Wirkung tut oder verlacht wird, wo man ihn liebt oder ihn verwirft, überall spricht man nicht von seinen Gedanken und Träumen

selbst, sondern nur von dem Hundertstel, das durch den engen Kanal der Sprache und den nicht weiteren des Leserverständnisses dringen konnte.

Darum wehren sich auch die Leute so furchtbar, so auf Leben und Tod, wenn ein Künstler, oder eine ganze Künstlerjugend, neue Ausdrücke und Sprachen probiert und an ihren peinlichen Fesseln rüttelt. Für den Mitbürger ist die Sprache (jede Sprache, die er mühsam gelernt hat, nicht bloß die der Worte) ein Heiligtum. Für den Mitbürger ist alles ein Heiligtum, was gemeinsam und gemeinschaftlich ist, was er mit Vielen, womöglich mit Allen teilt, was ihn nie an Einsamkeit, an Geburt und Tod, an das innerste Ich erinnert. Der Mitbürger hat auch, wie der Dichter, das Ideal einer Weltsprache. Aber die Weltsprache des Bürgers ist nicht wie die, die der Dichter träumt, ein Urwald von Reichtum, ein unendliches Orchester, sondern eine vereinfachte, telegraphische Zeichensprache, bei deren Gebrauch man Mühe, Worte und Papier spart und nicht am Geldverdienen gehindert wird. Ach, durch Dichtung, Musik und solche Dinge wird man immer am Geldverdienen gehindert!

Hat nun der Mitbürger eine Sprache gelernt, die er für die Sprache der Kunst hält, so ist er zufrieden, meint die Kunst zu verstehen und zu besitzen, und wird wütend, wenn er erfährt, daß diese Sache, die er so mühsam gelernt hat, nur für eine ganz kleine Provinz der Kunst gültig sei. Zur Zeit unserer Großväter gab es strebsame und gebildete Leute, die sich dazu durchgerungen hatten, in der Musik neben Mozart und Haydn auch Beethoven gelten zu lassen. So weit „gingen sie mit". Aber als nun Chopin kam und Liszt und Wagner, als man ihnen zumutete, nochmals und abermals eine neue Sprache zu lernen, nochmals revolutionär und jung, elastisch und freudig an etwas Neues heranzugehen, da wurden sie tief verdrossen, erkannten den Verfall der Kunst und die Entartung der Zeit, in der zu leben sie verurteilt waren. So wie diesen armen Menschen geht es heut wieder vielen Tausenden. Die Kunst zeigt neue Gesichter, neue Sprachen, neue lallende Laute und Gebärden, sie hat es satt, immerzu die Sprache von gestern und vorgestern zu reden, sie will auch einmal tanzen, sie will auch einmal über die Schnur hauen, sie will auch einmal den Hut schief aufsetzen und im Zickzack gehen. Und die Mitbürger sind darüber wütend, fühlen sich verhöhnt und an der Wurzel in ihrem Werk angezweifelt, werfen mit Schimpfworten um sich und ziehen sich die Decke ihrer Bildung über die Ohren. Und derselbe Bürger, der wegen der leisesten Berührung und Beleidigung seiner persönlichen Würde zum Richter läuft, wird jetzt erfinderisch in furchtbaren Beleidigungen.

Gerade diese Wut und fruchtlose Erregung befreit aber den Bürger nicht, entladet und säubert sein Inneres nicht, hebt in keiner Weise seine innere Unruhe und Unlust. Der Künstler hingegen, der über den Mitbürger nicht minder zu klagen hat als der über ihn, der Künstler nimmt sich die Mühe und sucht und erfindet und lernt für

seinen Zorn, seine Verachtung, seine Erbitterung eine neue Sprache. Er fühlt, daß Schimpfen nichts hilft, und sieht, daß der Schimpfende im Unrecht ist. Da er nun kein anderes Ideal hat als das seiner selbst, da er nichts will und wünscht, als ganz er selbst zu sein und das zu tun und auszusprechen, was Natur in ihm gebraut und bereit gelegt hat, darum macht er aus seiner Feindschaft gegen die Mitbürger das möglichst Persönliche, das möglichst Schöne, das möglichst Sprechende, er spricht seinen Zorn nicht im Geifer heraus, sondern siebt und baut und zieht und knetet sich einen Ausdruck dafür zurecht, eine neue Ironie, eine neue Karikatur, einen neuen Weg, um Unangenehmes und Unlustgefühle in Angenehmes und Schönes zu verwandeln.

Wie unendlich viele Sprachen hat die Natur, und wie unendlich viele haben sich Menschen geschaffen! Die paar Tausend simplen Grammatiken, die sich die Völker zwischen dem Sanskrit und dem Volapük gezimmert haben, sind verhältnismäßig ärmliche Leistungen. Sie sind ärmlich, weil sie sich immer mit dem Notwendigsten begnügten — und das, was Mitbürger untereinander für das Notwendigste halten, ist immer Geldverdienen, Brotbacken und dergleichen. Dabei können Sprachen nicht gedeihen. Nie hat eine menschliche Sprache (ich meine Grammatik) halbwegs den Schwung und Witz, den Glanz und Geist erreicht, den eine Katze in den Windungen ihres Schweifes, ein Paradiesvogel im Silbergestäube seiner Hochzeitskleider verschwendet.

Dennoch hat der Mensch, sobald er er selbst war und nicht die Ameisen oder Bienen nachzuahmen strebte, den Paradiesvogel, die Katze und alle Tiere oder Pflanzen übertroffen. Er hat Sprachen ersonnen, die unendlich viel besser mitteilen und mitschwingen lassen, als Deutsch, Griechisch oder Italienisch. Er hat Religionen, Architekturen, Malereien, Philosophien hingezaubert, hat Musik geschaffen, deren Ausdrucksspiel und Farbenreichtum weit über alle Paradiesvögel und Schmetterlinge geht. Wenn ich denke „Italienische Malerei" — wie klingt das reich und tausendfach, Chöre voll Andacht und Süßigkeit, Instrumente jeder Art tönen selig auf, es riecht nach frommer Kühle in marmornen Kirchen, Mönche knien inbrünstig, und schöne Frauen herrschen königlich in warmen Landschaften. Oder ich denke „Chopin": Töne perlen sanft und wehmütig aus der Nacht, einsam klagt Heimweh in der Fremde beim Saitenspiel, feinste, persönlichste Schmerzen sind in Harmonien und Dissonanzen inniger und unendlich viel richtiger und feiner ausgedrückt als der Zustand eines anderen Leidenden durch alle wissenschaftlichen Worte, Zahlen, Kurven und Formeln ausgedrückt werden kann.

Wer glaubt im Ernst daran, daß der Werther und der Wilhelm Meister in derselben Sprache geschrieben seien? Daß Jean Paul dieselbe Sprache gesprochen habe wie unsere Schullehrer? Und das sind bloß Dichter! Sie mußten mit der Armut und Sprödigkeit der Sprache, sie mußten mit einem Werkzeug arbeiten, das für ganz anderes gemacht war.

Sprich das Wort „Ägypten" aus, und Du hörst eine Sprache,

die Gott in mächtigen, ehernen Akkorden preist, voll Ahnung des Ewigen und voll tiefer Angst vor der Endlichkeit: Könige schauen aus steinernen Augen unerbittlich über Millionen Sklaven hinweg, und sehen über alle und alles hinweg, doch immer nur dem Tod ins dunkle Auge — heilige Tiere starren ernst und erdhaft — Lotosblumen duften zart in den Händen von Tänzerinnen. Eine Welt, ein Sternhimmel voll Welten ist allein dies „Ägypten", Du kannst Dich auf den Rücken legen und einen Monat lang über nichts anderes phantasieren als darüber. Aber plötzlich fällt Dir etwas anderes ein. Du hörst den Namen „Renoir", und lächelst, und siehst die ganze Welt in runde Pinselbewegungen aufgelöst, rosig, licht und freudig. Und sagst „Schopenhauer", und siehst dieselbe Welt dargestellt in Zügen leidender Menschen, die in schlaflosen Nächten sich das Leid zur Gottheit machten und mit ernsten Gesichtern eine lange, harte Straße wallen, die zu einem unendlich stillen, unendlich bescheidenen, unendlich traurigen Paradiese führt. Oder es fällt Dir der Klang „Walt und Vult" ein, und die ganze Welt ordnet sich wolkig und jeanpaulisch-biegsam um ein deutsches Spießernest, wo die Seele der Menschheit, in zwei Brüder gespalten, unbekümmert durch den Angsttraum eines schrulligen Testamentes und die Intrigen eines toll wimmelnden Philister-Ameisenhaufens wandelt.

Gern vergleicht der Bürger den Phantasten mit dem Verrückten. Der Bürger ahnt richtig, daß er selbst sofort wahnsinnig werden müßte, wenn er sich so wie der Künstler, der Religiöse, der Philosoph auf den Abgrund in seinem eigenen Innern einließe. Wir mögen den Abgrund Seele nennen, oder das Unbewußte, oder wie immer, aus ihm kommt jede Regung unseres Lebens. Der Bürger hat zwischen sich und seiner Seele einen Wächter, ein Bewußtsein, eine Moral, eine Sicherheitsbehörde gesetzt, und er anerkennt nichts, was direkt aus jenem Seelenabgrunde kommt, ohne erst von jeder Behörde abgestempelt zu sein. Der Künstler aber richtet sein ständiges Mißtrauen nicht gegen das Land der Seele, sondern eben gegen jede Grenzbehörde, und geht heimlich aus und ein zwischen Hier und Dort, zwischen Bewußt und Unbewußt, als wäre er in beiden zu Hause.

Weilt er Diesseits, auf der bekannten Tagesseite, wo auch der Bürger wohnt, dann drückt die Armut aller Sprachen unendlich auf ihn, und Dichter zu sein, scheint ihm ein dorniges Leben. Ist er aber drüben, im Seelenland, dann fließt Wort um Wort ihm zauberhaft aus allen Winden zu, Sterne tönen und Gebirge lächeln, und die Welt ist vollkommen und ist Gottessprache, darin kein Wort und Buchstabe fehlt, wo alles gesagt werden kann, wo alles klingt, wo alles erlöst ist.

Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik.

Von Stadtbibliothekar Dr. Kemp, Memel.

In seiner anregenden kleinen Broschüre „Auslandsdeutschtum und Kulturpolitik" zeigt Richard Fick zwei Wege, die geeignet sind,

den geistigen Zusammenhang zwischen den Auslandsdeutschen und der alten Heimat aufrecht zu erhalten. Einmal hält er es für unerläßlich, daß unsere großen Bibliotheken alle Sorgfalt darauf verwenden, jede im Ausland erschienene deutsche Publikation zu beschaffen und aufzubewahren. Wie ein Heiligtum müßten alle Erzeugnisse des deutschen Schrifttums in den uns entrissenen Gebieten den deutschen Bibliotheken am Herzen liegen. (Daß unter den von Fick hier aufgezählten Gebieten Memel fehlt, nimmt kaum noch wunder; es ist ja fast zu einem stillschweigenden Übereinkommen geworden, von Memel und seiner deutschen Bevölkerung zu schweigen.) Falls das bei den bedrängten Etatsverhältnissen und der Reichhaltigkeit des Materials nicht in vollem Umfange möglich ist, schlägt Fick ein enges Zusammenarbeiten aller in Frage kommenden Anstalten und eine Teilung des Arbeitsgebietes vor. Weiterhin fordert er die Schaffung eines Gesamtkataloges für das deutsche Auslandsschrifttum. Der unzweifelhafte Wert aller dieser Maßnahmen liegt auf der Hand. Allein sie haben sämtlich das an sich, daß sie viel mehr vom Standpunkt des historisch interessierten Archivars als von dem des Kulturpolitikers aus gesehen sind. Der Kulturpolitiker wird sich sagen, daß das archivmäßige Aufbewahren literarischer Zeugnisse des Auslandsdeutschtums recht wenig bedeutet, wenn nicht zuvor dahin gewirkt wird, die deutsche Kultur im Ausland lebensfähig zu erhalten. Wo es sich um größere zusammenhängende Gebiete mit deutschen Siedlungen handelt, also etwa in den polnisch gewordenen Teilen Westpreußens und Posens und in der Tschechoslowakei oder dort, wo mit keinen gewaltsamen Gegenströmungen gerechnet zu werden braucht, wird es möglich sein, vielleicht ganz aus eigener Kraft die deutsche Stammesart zu erhalten. Wo das nicht der Fall ist, wird das Auslandsdeutschtum bald nicht mehr in der Lage sein, ein eigenes Schrifttum zu pflegen, das von den heimischen Bibliotheken getreulich aufbewahrt werden könnte. Es kann sich ja nicht darum handeln, ein zur Mumie gewordenes, sondern ein in frischer Blüte stehendes Schrifttum zu sammeln. Eine viel größere Bedeutung kommt daher dem zweiten Vorschlag Ficks zu, der neben dem in übermäßiger Breite erörterten ersten kaum zur Geltung kommt. Viel fruchtbarer als ein noch so liebevoll gepflegtes, aber doch immer bedauerlich einseitig bleibendes Sammeln kann — wie Fick es formuliert — ein wechselseitiger Gedankenaustausch sein: „Wir Bibliothekare zusammen mit dem deutschen Buchhandel müssen dafür sorgen, daß die draußen bestehenden deutschen Bibliotheken deutsch bleiben und neue deutsche Bibliotheken geschaffen werden." Neben der von Fick sehr einsichtig empfohlenen Entsendung deutscher Dichter, Denker und Künstler und der Veranstaltung von Wanderausstellungen liegt in der Förderung des deutschen Bibliothekswesens im Ausland der Kernpunkt des ganzen Problems. Erst hierdurch kann die Grundlage für eine gesunde kulturelle Weiterentwicklung des Auslandsdeutschtums geschaffen werden. Das Sammeln des Schrifttums kommt erst in zweiter Linie, — wer will an die Ernte denken, bevor gesät ist?

Freilich muß die Frage aufgeworfen werden, auf welche Weise deutsches Büchereiwesen im Ausland am besten zu pflegen und zu fördern sei. Über die Form kann kein Zweifel sein: Wirkliche Bildungsarbeit kann als Mittelpunkt zielbewußter Kulturpflege nur die moderne Volksbücherei leisten; nur die Einheitsbücherei vermag im Ausland Bedeutung zu gewinnen, die rein wissenschaftliche Bücherei ist hier, wo es sich darum handelt, Volksgenossen auf verschiedenartigster Bildungsstufe die heimischen Kulturwerte zu erschließen, gänzlich unfruchtbar. Die Art der Durchführung wird indessen recht erhebliche Schwierigkeiten machen. Auf keinen Fall geht es an, die ganze Angelegenheit zu vertagen, bis sich die inneren Verhältnisse in Deutschland selbst hinreichend gefestigt haben. Bis dahin sind aller Wahrscheinlichkeit nach die deutschen Minderheiten in den zweisprachigen Gebieten so gründlich zurückgedrängt worden, daß den dann noch bestehenden schwachen Resten des alten Volkstums wenig mehr zu helfen sein wird. Wenn geholfen werden soll, muß bald geholfen werden. *Jetzt, wo die Wunde noch brennt, die hüben und drüben aus der gewaltsamen Trennung vom alten Vaterland entstanden ist, ist wie für jede, so auch für büchereimäßige Kulturpolitik die günstigste Stunde.* Die gewaltsam zu Auslandsdeutschen gemachten Stammesbrüder werden wenig Dank wissen, wenn man sie im Augenblick höchster Not einstweilen ihrem trüben Schicksal überlassen will.

Allein selbst wenn man eine sofortige Unterstützung für unerläßlich hält, wird man der größten Schwierigkeit doch noch nicht Herr. Sie wird in der Ungewißheit erblickt werden müssen, von wem diese kulturelle Förderung denn eigentlich ausgehen soll. Fick geht dieser Frage nicht weiter nach. Daß das Reich oder die Bundesstaaten nicht helfen können, nicht helfen dürfen, steht leider fest. Das ist eine Sache politischer Klugheit. Die einzelne Bibliothek kann zur Gründung von Schwesteranstalten nur indirekt beitragen. Andererseits wird eine Büchereigründung aus eigenem Vermögen heute nur in den seltensten Fällen möglich sein, nämlich dort, wo eine finanziell genügend leistungsfähige deutsche Gemeinde vorhanden ist, die zum Träger des Büchereigedankens werden könnte. Indessen wie selten ist diese Möglichkeit gegeben. Und wie schwierig es auch für ein größeres städtisches Gemeinwesen ist, ganz ohne Beistand von befreundeter Seite eine Anstalt ins Leben zu rufen, die der hohen Aufgabe eines Kulturmittelpunktes gerecht werden könnte, zeigt in betrübender Kraßheit die in Memel gemachte Erfahrung. Es müßten also, wenn mit dem Gedanken der Auslandsbücherei Ernst gemacht werden soll, Organisationen und Hilfsverbände geschaffen werden, die aus privaten Fonds die erforderlichen Geldmittel — denn mit Büchern allein ist auch nicht gedient — zur Verfügung stellen könnten. In diesen Hilfsverbänden müßten dann auch Mitglieder deutscher Bibliotheken und des deutschen Buchhandels vertreten sein. Ohne dies Zusammenwirken ist das ganze Unternehmen nicht durchführbar. Es muß ehrlich und mit Überzeugung als eine

Kulturaufgabe gewollt werden, es darf nach keiner Richtung hin als ein Geschäft betrachtet werden.

Derartige Verbände sind in Deutschland schon vorhanden; es sei nur an die Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur erinnert, die in mehrjähriger Tätigkeit bereits Bücher im Werte von Hunderttausenden ins Ausland geschickt hat, z. B. in letzter Zeit nach Jugoslawien und der Tschechoslowakei, und die auch ganz vor kurzem für das Memelgebiet hilfreich eingesprungen ist. Für die heute außerordentlich gesteigerten Aufgaben dürfte jedoch die Kraft dieser einen Zentralstelle wohl kaum noch ausreichen. Es sei dahingestellt, ob noch der eine oder andere Ausschuß vorhanden ist, der sich die Förderung von Auslandsbüchereien zum Ziel gesetzt hat — am Deutschen Auslandsinstitut zu Stuttgart scheint man in dieser Hinsicht tatkräftig zu arbeiten —, zu einem großen kulturellen Ergebnis wird man erst kommen können, wenn alle in Betracht kommenden Kräfte einheitlich zusammengefaßt werden und wenn vor allem volle Klarheit darüber geschaffen wird, was auf dem Spiele steht und was also erreicht werden soll.

Vorläufig ist man selbst hiervon noch recht weit entfernt. Es dürfte kaum zu pessimistisch geurteilt sein, wenn man befürchtet, daß Ficks beinahe beiläufig gemachter Vorschlag tauben Ohren geredet ist. Außerordentlich viel käme bei der Schaffung von Auslandsbüchereien auf die entschlossene Mitarbeit der großen wissenschaftlichen Bibliotheken an, deren Dublettenbestände in hervorragender Weise nutzbar gemacht werden könnten. Ein Grundstock für Auslandsbüchereien ließe sich bei überzeugtem Eintreten aller maßgebenden Stellen mit leichter Mühe zusammenbringen. Vorläufig steht der freien Verfügung über diese Bestände noch die Verpflichtung entgegen, sie für den Wiederaufbau der Löwener Bibliothek in Bereitschaft zu halten. Ob bei Aufhören dieser einstweiligen Gebundenheit Bereitwilligkeit und Opferfreudigkeit — denn die Abgabe der Doppelstücke bedeutet einen Verzicht auf ihre im eigenen Interesse vorzunehmende Verwendung als Tauschobjekt — genug an diesen Stellen zu finden sein wird, bleibt abzuwarten. Bei kleinen, auch rein wissenschaftlichen Anstalten ist sie erfahrungsgemäß dagewesen. Wenig ermutigend ist in dieser Hinsicht, daß eine der größten deutschen Bibliotheken auf die Bitte um Überlassung von Dubletten an eine soeben gegründete deutsche Auslandsbücherei in aller Kühle und ohne den Versuch, der Ablehnung durch Hinweis auf die Löwener Verpflichtung ihren herbsten Stachel zu nehmen, erwiderte, daß sie unter ihren — nebenbei bemerkt gegen zwei Millionen Bände zählenden — Beständen nichts habe, was dem gedachten Zweck dienen könne. Es ist hart, daß man das Fehlen eines deutschen Gemeinschaftsgefühls selbst auf dem Boden kultureller Aufgaben in niederdrückendster Weise erleben muß. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt, und die deutsche Auslandsbücherei wird immer ein schönes Ideal bleiben müssen, wenn dieser Mangel nicht überwunden wird. Es darf nicht vorkommen, daß eine Auslandsbücherei, die in finanzielle Not geraten ist, auf dringende Bitten und Anträge um Unterstützung durch

Verbände, die gerade eine kulturelle Förderung des Grenz- und Auslandsdeutschtums auf ihr Programm gesetzt haben, in einem Halbdutzend von Fällen einer Antwort überhaupt nicht gewürdigt wird. Es darf nicht vorkommen, daß das offizielle Organ des deutschen Buchhandels die von Volksgenossen im besetzten Gebiet ausgesprochene Bitte um geschenkweise Überlassung von Büchern als „Bücherbettel" brandmarkt. Wer will sich entrüsten, wenn unsere Auslandsdeutschen unter solchen Umständen der guten Sache nur widerwillig die Treue halten mögen, wenn ihr Bekenntnis zum ererbten Volkstum in der Heimat gar keinen oder nur einen kränkenden Widerhall findet!

Die deutsche Auslandsbücherei ist ein guter und fruchtbarer Gedanke. Ihn zur Wirklichkeit werden zu lassen, kann nur gelingen, wenn man sich aus dem freilich so bequemen Zustand billiger Sympathieäußerungen zu Taten aufrafft. Wenn der gute Wille da ist, kann geholfen werden. Aber jeder, der dazu wirken kann, soll sich klar sein, daß, was heute hier versäumt wird, morgen nicht mehr nachzuholen ist.

Bücherschau.

A. Autoren-Sammelbesprechungen.

Einleitung.

Wenn hier eine Sammelbesprechung der Werke Ludwig Ganghofers geboten wird, welcher demnächst ähnliche Besprechungen für eine ganze Reihe der leichten Unterhaltungsschriftsteller folgen sollen, so darf das — darauf muß nochmals deutlich hingewiesen werden — durchaus nicht so verstanden werden, als sollten diese Werke empfohlen werden. Diese Besprechungen gehen im Gegenteil von der Meinung aus, daß derartige Bücher, die für Leser mit entwickeltem Geschmack keinen Bildungswert besitzen, die nur der allgemeinen Beliebtheit der Autoren wegen und einem gewissen nicht recht bildungsfähigen Teil der Leserschaft zu Liebe eingestellt werden, geprüft werden müssen, damit die auch in dieser Gattung in hohem Grade vorhandenen Wertunterschiede festgestellt werden. Diese Autoren werden meist auf Grund oberflächlicher Kenntnis einzelner ihrer Werke in Bausch und Bogen verurteilt, ihre Bücher aber nicht weniger häufig ganz wahllos eingestellt. Tatsächlich hat aber fast jeder dieser Autoren unter der Masse seiner Produktion auch einige bessere, sorgfältiger gearbeitete Werke aufzuweisen, oft auch solche, die durch stoffliche Werte andere Mängel zum Teil ausgleichen. Solche Werke müssen energisch hervorgehoben werden; damit kann das notwendige Übel, das diese Autoren für die Büchereien darstellen, ganz erheblich abgeschwächt werden.

Ludwig Ganghofer.

Ganghofers Werke sind in ihrem allgemeinen Charakter zu wenig unterschieden, als daß man einzelne seiner Bücher als die geeignetsten für bestimmte Büchereitypen bezeichnen könnte. Man kann sie nur in einigen Gruppen zusammenfassen, deren Werke unter sich ziemlich gleichartig und gleichwertig sind. Die Wertunterschiede zwischen diesen Gruppen sind allerdings recht beträchtlich.

Die Hochlandsgeschichten, denen er seine ersten großen Erfolge verdankt, sind zweifellos seine besten Werke geblieben. Neben allen romanhaften, sentimen-

talen und unechten Zügen enthalten sie so viel Heiterkeit und Frische, eine solche Menge harmlos sympathischer Gestalten, die sicher zum großen Teil dem Leben nachgebildet sind, daß man die große Vorliebe der nicht künstlerisch interessierten Leser für diese Jäger- und Bauerngeschichten sehr wohl verstehen kann. Die Handlung ist meist einfach und spannend aufgebaut, ihre Unwahrscheinlichkeit mit Geschick verhüllt. In diese Gruppe sind zu setzen: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" (Stuttgart, Bonz, Serie I, Bd. 3. Einzelausgabe geh. 15 M., geb. 18 M.), „Der Jäger von Fall" (Bonz I, 3; Einzelausg. geh. 22,20 M., geb. 24 M.), „Gewitter im Mai" (Bonz II, 4; Einzelausg. geh. 21 M., geb. 27 M.), „Der Besondere" (Bonz II, 4; Einzelausg. geh. 13,50 M., geb. 16 M.); „Der Unfried" (Bonz I, 5; Einzelausg. vergriffen), „Der laufende Berg" (Bonz I, 6; Einzelausg. geh. 18 M., geb. 24 M.). Ein Übermaß von Sentimentalität mindert den Wert des auch hierher gehörigen „Dorfapostels" (Bonz II, 5; Einzelausg. geh. 16 M., geb. 21 M.), ein Übermaß an falscher Romantik den des „Edelweißkönigs" (Bonz I, 4; Einzelausg. bei Grote, Berlin, geh. 13,50 M., geb. 18 M.).

Einzelne kurze Skizzen und Charakteristiken aus dem Berg- und Jägerleben sind vielleicht wertvoller als die längeren Geschichten, finden aber bei dem Publikum, auf das Ganghofer nun einmal angewiesen ist, bedeutend weniger Beifall. „Hochwürden Herr Pfarrer" (Bonz I, 3) „Hochlandsgeschichten" (Bonz II, 6), „Hubertusland" (Bonz III, 5; Einzelausg. geh. 18 M., geb. 22 M.), „Die Jäger" (Bonz III, 6; Einzelausg. geh. 19,50 M., geb. 26 M.), „Damian Zagg" (Bonz III, 6; Einzelausg. geh. 19,50 Mk., geb. 26 M.), „Bergluft" (Bonz, Einzelausg. geh. 15 M., geb. 21 M.), „Oberland" (Bonz, Einzelausg. geh. 21 M., geb. 25,50 M.)

Dagegen müssen gerade die beliebtesten großen Hochlandsromane abgelehnt werden. In ihnen bringt Ganghofer moderne Menschen höherer Gesellschaftsschichten in die Bergwelt und sucht eine Vereinigung des modernen Problemromans mit seinen Hochlandsgeschichten zu geben. Seine endlosen Auseinandersetzungen über Kunst und Religion, Philosophie und Lebensweisheit, in denen er seinen Optimismus zu begründen sucht, sind von einer solchen Oberflächlichkeit, die vorgetäuschte Tiefe ist in Wahrheit eine so platte und trübe Seichtheit, daß man der Verbreitung dieser Romane möglichst entgegentreten muß. Der einzige noch erträgliche, weil tiefere Probleme vermeidende, von diesen Romanen ist „Schloß Hubertus" (Bonz I, 1—2; Einzelausg. 2 Bde. geh. 37,50 M., geb. 48 M.). Sehr unerfreulich sind dagegen: „Das Schweigen im Walde" (Bonz II, 3; Einzelausg. bei Grote geh. 17,50 M., geb. 25 M.), „Der Hohe Schein" (Bonz II, 1—2; Einzelausg. 2 Bde. geh. 30 M., geb. 40,50 M), „Waldrausch" (Bonz III, 1—2; Einzelausg. 2 Bde. geh. 33 M., geb. 39 M.).

Die historischen Romane sind ebenfalls mit allzuvielem Gerede über Religion und Lebensweisheit belastet, auch ist ihre Handlung meist zu romanhaft und abenteuerlich aufgebaut, doch tritt beides zurück hinter anschaulichen und lebendigen kulturhistorischen Schilderungen. Die einfache und prägnante Charakterisierungsweise Ganghofers ist entschieden ein Vorzug dieser Romane. Sie alle — einen ausgenommen — behandeln Episoden aus der Geschichte des Klosters und späteren Bischofssitzes von Berchtesgaden. „Die Martinsklause" (12. Jahrh. Bonz I, 7—8; Einzelausg. 2 Bde., geh. 45 Mk., geb. 54 M.), „Das Gotteslehen" (13. Jahrh. Bonz I, 9; Einzelausg. geh. 27 M., geb. 33 M.), „Der Klosterjäger" (14. Jahrh. Bonz I, 10; Einzelausg. geh. 21 M., geb. 27 M.), „Der Ochsenkrieg" (15. Jahrh. Bonz, nur Einzelausg., vergr.), „Das neue Wesen" (16. Jahrh. Bonz II, 8; Einzelausg. vergr.), „Der Mann im Salz" (17. Jahrh. Bonz II, 9—10; Einzelausg. geh. 30 M., geb. 36 M.), „Das große Jagen" (18. Jahrh., Grote geh. 21 M., geb. 28 M.). Die besten Romane aus dieser Reihe sind „Martinsklause", „Klosterjäger" und „Mann im Salz". Alle, besonders aber „Das neue Wesen" und „Der Mann im

Salz", müssen in streng katholischen Gegenden mit größter Sorgsamkeit ausgegeben werden. Konfessionell leicht erregbarer Leserschaft gegenüber ist bei Ganghofer Vorsicht stets geboten. — Außerhalb dieser Reihe steht der in seiner Harmlosigkeit ganz brauchbare historische Roman aus dem Jahre 1445: „Die Trutze von Trutzberg" (Berlin, Grote, geh. 16 M., geb. 25 M.).

Damit ist die Reihe der verwendbaren Werke zu Ende. Diejenigen Gesellschafts-Romane und Novellen, in denen sich Ganghofer von seiner Bergwelt und ihren Menschen entfernt, entbehren jeden Reizes und stehen in jeder Beziehung unterhalb des erträglichen Niveaus reiner Unterhaltungsliteratur. Ohne genauere Nachweisungen seien nur zur Warnung angeführt: „Die Sünden der Väter" (III, 3—4), „Brandung" (III, 8, enthält: „Tarantella", „Das rote Band", „Signor Antonio". „Rachele Scarpa"), „Die Bacchantin" (III, 9—10), „Fliegender Sommer" (Grote) „Doppelte Wahrheit" (Grote). — Ebenso sind abzulehnen die „Hochlandsmärchen" (II, 7) und die durch Schriftstellereitelkeit verdorbenen Tiergeschichten „Kreaturen" (Bonz), da für diese Gattungen keine Nachfrage nach halbwertiger Literatur besteht, ferner der „Lebenslauf eines Optimisten" (3 Bde. Bonz, geh. 75,75 M., geb. 85,50 M.) wegen seiner anmaßenden Oberflächlichkeit, und der infolge seiner Länge und Unklarheiten schwer genießbare Kriminalroman „Das Kind und die Million" (Grote, geh. 12,50 M., geb. 20 M.). Ganghofers zahlreiche Kriegsbücher (Ullstein u. Bonz), insbesondere die „Reise zur deutschen Front", werden größeren Büchereien zu späteren Zeiten interessante historische Dokumente für eine typische Art der deutschen Kriegsphrasen bilden. Für die Gegenwart sind sie wertlos. — Die dramatischen und lyrischen Werke sind ohne Bedeutung und können hier unberücksichtigt bleiben.

Für die Anschaffungspraxis ergibt sich: Kleine und mittlere Büchereien mögen sich am besten auf Werke der ersten Gruppe der Hochlandsgeschichten beschränken, größere noch einige der historischen Romane hinzunehmen. — Die Volksausgabe des Verlages Bonz in 3 Serien*) (je 10 Bde. in 5 Doppelbände geb. für 217,50 M.) entspricht in ihrer Zusammenstellung dem Zweck der Büchereien leider durchaus nicht und bringt Gutes und Minderwertiges wahllos durcheinander. Nur die 1. Serie ist trotz der 2 Bände „Schloß Hubertus", die besser fehlen würden, verwendbar, die 2. enthält schon 4 sehr unwillkommene Bände, die 3. gar nur 2 brauchbare; zudem ist die Verbilligung durch den Serienkauf in anbetracht der unpraktischen Doppelbände nicht sehr wesentlich. Homann.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, A. Curtius, A. Dopsch u. a. Leipzig, Teubner, 2. verm. Aufl., 1921. (386 S.) Geh. 33 M., geb. 39,60 M.

Ein groß angelegter Versuch, die Kulturzusammenhänge zwischen dem griechisch-römischen Altertum und der Gegenwart nach den allgemeinen Kulturperioden und auf den einzelnen Gebieten geistiger Tätigkeit aufzuweisen und zu verfolgen. Auf den überaus anregenden Einleitungsaufsatz von programmatischer Bedeutung: „Der Humanismus als Tradition und Erlebnis" folgt eine in sich zeitlich gegliederte geschichtliche Darstellung der allgemeinen Zusammenhänge, die auf den einzelnen Gebieten im dritten Teile des Werkes in 17 Abhandlungen dargelegt werden. Was dem Ganzen an Einheitlichkeit abgehen muß, wird mehr als aufgewogen durch

*) Ergänzung hierzu s. S. 230.

die Fülle von Einzeltatsachen und Kulturbeziehungen, durch die Abrundung und Geschlossenheit, welche die einzelnen Aufsätze in sich tragen. Der lebendige Glaube aber an das antike Menschheitsideal, die innige Liebe zum Deutschtum durchweht dieses Buch so vieler Verfasser und gibt ihm den Charakter eines Werkes. — Sicherlich muß das Altertum in der Volksbücherei gegenüber der eigenen Stammesvergangenheit und dem Heimattum, gegenüber all den andern Fragekreisen, die uns zeitlich und sachlich näher stehen, zurücktreten. Aber gegenüber der jetzt so beliebten Gleichsetzung des gotischen Menschen mit dem deutschen Menschen schlechthin muß doch einmal mit allem Nachdruck betont werden, wie unhistorisch und innerlich unwahr diese Tagesformel ist, die den meisten Verkündern zugleich eine Absage an den antiken Humanitätsgedanken bedeutet. Die erhabensten Ausformungen des gotischen Weltgefühls sind ohne die tiefen antiken Unterströmungen ebensowenig denkbar wie etwa der Neuhumanismus eines Goethe oder Wilhelm von Humboldt ohne das geistige Erbe der deutschen Vergangenheit. Und daher ist auch ein Verstehen des Kulturwollens unserer Tage unter Ausschaltung des antiken Menschheitsideals in Wahrheit unmöglich. Dieser Erkenntnis darf sich auch die öffentliche Bücherei nicht verschließen. Es ist nicht getan mit Büchern, die uns in lebensvollen Bildern zeigen wollen, daß Leben und Treiben der Alten im Grunde gar nicht so sehr verschieden gewesen ist von dem unsern. Solche Bücher werden gewiß das Interesse wecken und die Irrmeinungen von der Totenstarre oder der Marmorkälte der Antike zerstören helfen. Wichtiger aber sind doch die Werke, die uns zeigen, wie in unabsehbarer Reihe von Homer und Platon ab ein Geschlecht dem andern die Fackel der Erkenntnis weiterreicht. Nicht Dankbarkeit allein, nein, sittliches Verantwortungsgefühl vor denen, die nach uns kommen, heischt, daß wir ihr Licht nicht verlöschen lassen. — Darum gehören Bücher wie das vorliegende in die Hände aller, welche nach klarer Erkenntnis der Gegenwart suchen. Heiligenstaedt.

Benz, Richard. Das Problem der Volkshochschule. (Schriften zur Kulturpolitik.) Jena, Diederichs [1920]. (37 S.) Br. 4 M.

Benz polemisiert in dieser warm geschriebenen Broschüre gegen die beiden heute herrschenden Hauptformen der Volkshochschule: gegen die jetzt in Deutschland überwiegend geltende einer Hochschule fürs Volk, d. h. einer Anstalt zur Darbietung von Fachwissen für die Allgemeinheit, und gegen die ältere, von Dänemark kommende Form einer Anstalt zur Charakterbildung. In der ersten findet er einen inneren Widerspruch, in der zweiten sieht er nichts anderes als eine zweckmäßige Form der Fortbildungsschule. Er fordert dagegen eine „Kulturhochschule für das ganze Volk, auch für die bislang Gebildeten — von der die Wertsetzung und Reformation für alle andern Kunst- und Bildungsanstalten auszugehen hätte". Benz gliedert also die Volkshochschule ganz folgerichtig in das aus seinen früheren Schriften bekannte Bildungssystem ein, und das verleiht der Schrift über die Einseitigkeit ihrer Darlegungen hinaus unleugbare Wichtigkeit. Schon in der Deutung des schwierigen Begriffs „Bildung" geht er eigene Wege; er sieht den Bildungshunger der Massen nicht auf Befriedigung des Wissens gerichtet, sondern begreift ihn als „Sehnsucht nach dem Bilde, nach Anschauung, nach Schöpfung"; es müssen wieder Bilder da sein, nach denen der Mensch sich bildet, aus Abstraktionen, durch Kritik und Analyse könne nichts gewonnen werden. Entsprechend kann das Bild nicht durch Lehrer, sondern nur durch geistige Führer vom Typus des Predigers und Seelsorgers vermittelt werden, durch Leute also, die „an etwas glauben", die nicht wie der Wissenschaftler, das Bestreben haben, Neutralität allen Meinungen und Weltanschauungen gegenüber zu üben. „Nur Konfessionen können erziehen oder bilden, d. h. einem Bilde zu formen, an das man glaubt." Auch in der Wahl des Bildungsstoffes soll die Neutralität aufgegeben werden: „das Volk als Ganzes hat nicht die geistige Überlieferung aller Zeiten und Völker zu pflegen, sondern seine eigene". Die Volks-

hochschule soll so, da sie ausdrücklich keiner universitas literarum dienen soll, zur „Gegen-Universität" werden. Sie soll dem deutschen Menschen, der vier Jahrhunderte hindurch nach fremdem Gesetz gelebt hat, dazu verhelfen, sich nach dem ihm innewohnenden Gesetz zu vollenden, die Lehre deutschen Geistes und deutscher Kunst soll ihr Inhalt sein. Benz schreibt als Enthusiast, man wird deswegen mit ihm nicht rechten, aber man wird seinem Enthusiasmus entgegenhalten dürfen, daß sein Bildungsziel, wenn auch keine Donquichotterie, so doch eine Utopie ist. Vier Jahrhunderte lassen sich nicht mehr rückgängig machen, die Geistesgeschichte ist diesen Weg gegangen, sie wird ihn weiter gehen müssen. Der gotische Mensch, zu dem Benz an anderer Stelle zurückführen will, kann vielleicht für den einzelnen wieder gewonnen werden, für die Masse, für ein Volksganzes nie mehr. Durch diese anachronistische Stellung des Bildungsziels, das als Idee gewiß alle Sympathie verdient, wird das Problem der Volkshochschule noch problematischer. Der Begriff der „Erziehung" trägt in die Volkshochschulbewegung, wie sie von Berufenen, nicht freilich von Konjunkturpolitikern verstanden wird, nichts Neues hinein. Wo die Volkshochschule ernst betrieben wird, liegt ihr der Wunsch zugrunde, zu einem Gemeinschaftsgefühl auf dem Boden der gemeinsam durchlebten Kultureinheit zu erziehen. Wer glaubt denn noch ernstlich an eine Bildung, die nichts weiter ist als ein bestimmtes Quantum Wissen? — Was Benz an wirklich Brauchbarem bietet, ist die Forderung einer strengen Auswahl der Lehrenden; nur wer an eine Sache glaubt, soll lehren, und es soll keiner neben ihm lehren, der das Gegenteil glaubt: Das ist eine positive Forderung, die man nur unterstreichen kann, aber ob sie durchzusetzen ist, liegt ja meist nicht bei dem Organisator, sondern bei der Gunst lokaler Verhältnisse, und auch das hat ja wohl schon jeder leidvoll genug erfahren müssen. Als wesentlicher Mangel der Erörterungen von Benz erscheint schließlich, daß er ein Zusammenwirken etwa von Volkshochschule, Volksbühne und Volksbücherei gar nicht kennt. Vielleicht wäre er bei sorgfältiger Prüfung der allenthalben einsetzenden auf Vereinheitlichung zielenden Bestrebungen im Bildungswesen zu andern Ergebnissen gelangt. Aber er wäre vielleicht auch hier zu sehr Theoretiker geblieben, um den zukunftsträchtigen Hoffnungen, die in diesen Bestrebungen liegen, ihr Recht angedeihen zu lassen. Theoretiker, der er ist, hat er die Aufgabe im tiefsten Grunde überhaupt nicht richtig gesehen, denn sie heißt heute schon nicht mehr „Volkshochschule", sondern „Bildungsamt". **Kemp.**

Bruce, Stewart E.: Kriegsschuld und Friedensverbrechen der Entente. Berlin, Hermann Bousset, 1921. (200 S.) Geb. 12 M.

Man könnte dieses Buch, das als ein Erwachen des Weltgewissens in Amerika bezeichnet wird, in Vergleich setzen zu Keynes berühmtem Buche von den wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages. Ein Werturteil würde zugeben müssen, daß Keynes der bedeutendere ist, der Wissenschaftler, der Weltmann. Stewart Bruce soll dadurch aber nicht herabgesetzt werden, denn er dient mit gleicher Entschlossenheit und mit demselben Mute des Bekennens einer heute noch vielgeschmähten Sache, der deutschen Sache. Aber er bedient sich einer anderen Form, ist im Gegensatze zu dem tiefgründigen Keynes mehr auf das Überzeugen durch wirksame Anordnung eines freilich unanfechtbaren Materials und durch anregende, in journalistischen Formen sich bewegende Ausdrucksweise gerichtet. Dadurch gewinnt z. B. jene Darstellung einen besonderen Wert, in der die Wandlung der amerikanischen Mentalität vom Frieden zum Krieg dargestellt ist. Seine Kritik am Versailler Vertrag läßt weder an Deutlichkeit noch an überzeugender Beredsamkeit zu wünschen übrig. Das Buch ist ein Volkslesebuch. Klar und anschaulich. Aber seine Art, die Dinge vom rein amerikanischen Standpunkte aus zu sehen, machen es auch dem interessant, der unsere Außenpolitik mit selbständigen Gedanken begleitet. Das Buch, das die Mitschuld Englands und Frankreichs am Weltkriege so überzeugend darstellt, wirkt

in diesen Tagen, wo auf der Lüge von der deutschen Alleinschuld sich die ganze wirtschaftliche Vergewaltigung aufbaut, wie das erste Zeichen einer Wandlung des Weltgewissens zu größerer Gerechtigkeit in der deutschen Sache. Dovifat.

Gardthausen, Victor: Handbuch der wissenschaftlichen Bibliothekskunde. Bd. 1. 2. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. (XII, 240 u. IV, 148 S.) 20 u. 28 M.

So sehr man die Eigenart und den Sonderwert von Graesels und Ladewigs umfangreichen Darstellungen anerkennen mag, man wird doch zugeben müssen, daß ein gutes Handbuch des Bibliothekswesens, das alles Wissens- und Erstrebenswerte des weiten Gebiets in gedrängter, abgerundeter und ansprechender Fassung enthielte, mit ausreichender Berücksichtigung des Geschichtlichen wie der neuesten Ergebnisse der Praxis, zur Zeit auf dem deutschen Büchermarkte nicht vorhanden ist. Unter diesen Umständen werden gewiß viele das neue Lehrbuch von Gardthausen, dem durch langjährige Praxis geschulten Bibliothekar und dem Vertreter zugleich der Bibliothekskunde an der Leipziger Universität, mit großen Erwartungen zur Hand genommen haben. In der Tat hat das Gardthausensche Buch manche Vorzüge aufzuweisen, die es besonders dem Lernenden als wertvoll erscheinen lassen könnten. Es bringt eine Fülle von Tatsächlichem aus Praxis, Geschichte und Literatur und es bringt dies alles in einer Form, die im ganzen ebenso frei von Weitschweifigkeit wie von Trockenheit ist. Die Gruppierung ist freilich nicht so glücklich ausgefallen, daß jede Wiederaufnahme einzelner Erörterungen hätte vermieden werden können, und die Darstellung ist bei aller Lebhaftigkeit nicht ohne Stilläſſigkeiten, die allerdings leicht hätten vermieden werden können, geblieben. Aber das sind Kleinigkeiten. Wichtiger ist, daß G. über alle wichtigen Angelegenheiten mit ausführlichen geschichtlichen Rückblicken und mit Hinweis auf die literarischen Hilfsmittel, die der Leser weiter zu Rate ziehen kann, ausreichende Auskunft gibt. Wichtiger auch, daß er die vielen strittigen Fragen, die in manchen praktischen Einzelfällen ja oft ebensogut mit nein wie mit ja zu beantworten sind, mit Hervorhebung der möglichen Licht- und Schattenseiten aber doch ohne Voreingenommenheit und Schroffheit behandelt. Daß er über die Wichtigkeit der einzelnen Fragen und über den von ihnen im Rahmen seines Buches zu beanspruchenden Platz seine eigenen Ansichten hat, wird man zugeben können, aber man wird auch anerkennen müssen, daß die Meinungen über die Abgrenzung des weiten Stoffgebiets immer auseinandergehen werden. Ob z. B. das Illustrations- und manche Druckverfahren noch eingehender hätten geschildert werden sollen, ob das Volksbüchereiwesen, das G. wegen der geplanten Sonderbehandlung durch Ackerknecht beiseite läßt, größere Berücksichtigung verdient hätte und anderes der Art — ist zum guten Teil Ansichtssache. G. stellt den Satz an die Spitze seines Buches: Das ganz Allgemeine braucht der Bibliothekar aus seinem Handbuch nicht zu lernen und das ganz Spezielle kann er nicht daraus lernen. Immerhin hätte z. B. über Dinge wie das Kulturpolitische, über das Verhältnis der Büchereien zu Staat und Gesellschaft noch manches gesagt werden können. Bedenklicher noch sind die Mängel, die daraus entstehen, daß G. sich nicht überall die rechte Anschauung von manchen der neuesten Einrichtungen im Bibliothekswesen verschafft hat. Aber trotz dieser und anderer Lücken hätte G.s Buch bei seiner sonstigen Fassung ein brauchbares werden können, wäre es nicht mit einem Mangel behaftet, der letzten Endes eigentlich das Ganze in Frage stellt: Es ist nämlich nicht mit der nötigen Sorgfalt redigiert worden. Der Text ist infolge davon durch eine solche Menge von Irrtümern und Versehen entstellt worden, daß ein rechtes Vertrauen zu dem Verfasser, der doch als Bibliothekar den unschätzbaren Wert der Genauigkeit kennen müßte, überhaupt nicht mehr aufkommen kann. Eine Liste all der Schreib-, Druck- und Ordnungsfehler kann hier nicht vorgelegt werden. Ausführliche Besprechungen, wie die von Schwenke im Zentralblatt für Bibliotheks-

wesen haben ausreichende Proben davon gegeben. Natürlich handelt es sich in vielen Fällen um Kleinigkeiten, z. B. dann, wenn G. in fünf oder sechs von einander unabhängigen Zitaten den Namen des Unterzeichneten immer wieder falsch schreibt, aber die Menge dieser Versehen muß gerade ein Lehrbuch für Bibliothekswesen unter allen Umständen in Mißkredit bringen. Schade, daß dem hochbejahrten Verfasser nicht eine tüchtige Hilfskraft wenigstens beim Druck seines Werkes zur Seite gestanden hat. Mit einer neuen verbesserten Auflage wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl nicht so bald zu rechnen sein.

Kohfeldt.

Glaß, Max: Du und das Bild. (Zellenbücherei Bd. 35.) Leipzig, Dürr & Weber, (1921). (79 S.) 6,50 M.

Eine wohltuend freundliche Anleitung zum Verständnis der Malerei, die glücklicherweise gar nichts von dem fatalen Charakter einiger anderer Zellenbücher hat. Vielleicht liegt das daran, daß hier nicht der unbescheidene Anspruch erhoben wird, innerhalb „einer Stunde" ein Wissen zu verschaffen — mit andern Worten also: ein geistiges Warenhaus aufzumachen —, sondern, daß mit schlichten Worten wirklich nur eine Einführung gegeben wird, die über das große und schwere Problem, das dahintersteht, in keiner Weise hinwegtäuschen will. In kurzen Kapiteln werden zuerst kunstwissenschaftliche Fragen behandelt, dann die Bestandteile des Bildes und die einzelnen Gattungen analysiert und mit einer Würdigung von vier Gemälden Giorgiones geschlossen. Die kleine Schrift verdient einen Platz in der Volksbücherei; sie verlangt freilich Leser, die bereits ein etwas entwickeltes Kunstgefühl mitbringen; denn ein Rezept zum Kunstgenuß für ahnungslose Laien kann selbstverständlich auch hier nicht geboten werden. Kemp.

Hagen, Oskar: Die deutschen Zeichner von der Gotik bis zum Rokoko. München, Piper, 1921. (66 S. u. 100 S. Abb.) Geb. 80 M.

Das vorliegende Werk stellt eine der erfreulichsten Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Kunstliteratur dar, die in letzter Zeit herausgekommen sind. Für Hagen gilt die Graphik als diejenige Kunstform, die dem deutschen Geist am vollkommensten entspricht. Seine Darstellung zeigt die große Entwicklungslinie, die aus den Anfängen im 15. Jahrhundert über Dürer und die Donauschule zu Rembrandt aufsteigt, und schließt mit Chodowiecki, der den graphischen Stil des 19. Jahrhunderts vorbereitet. Für den geschulten Kunsthistoriker wird die aufgezeigte Entwicklung zweifellos deutlich, leider wird sie das für laienhafte Kunstfreunde kaum werden, da Hagens Ausdrucksweise sich beklagenswert wenig der Auffassungsfähigkeit solcher Kreise anzupassen weiß. Das ist ehrlich zu bedauern, wenn man der warmen Liebe inne wird, mit der Hagen von seinem schönen Thema redet, zumal da, wo es sich um die ganz großen Meister deutscher Zeichenkunst — Dürer, Altdorfer, Huber, Baldung, Rembrandt — handelt. Eine glückliche Entschädigung bieten für den, der aus dem Text nicht eben viel entnehmen kann, die prachtvollen Abbildungen, unter denen sich viele befinden, die zu sehen sonst kaum Gelegenheit ist. Vor allem gilt das für die Blätter von Altdorfer und Huber, die von dem, was Hagen graphischen deutschen Stil nennt, so eindrucksvoll Zeugnis ablegen, daß Worte sich eigentlich erübrigen. Auf die nahe Verwandtschaft zwischen einzelnen dieser Blätter mit dem, was heute auf dem Felde des richtig verstandenen Expressionismus geleistet wird, geht Hagen leider so gut wie gar nicht ein. Auch das wird man bedauern müssen, denn hier wäre eine selten günstige Gelegenheit gewesen, zu zeigen, daß der Expressionismus so alt ist wie die Kunst, mit andern Worten: daß es in der Kunst nur eine Wahrheit gibt. Für viele, denen die heutige Kunst ein unlösbares Rätsel darstellt, wären solche Hinweise von hohem pädagogischen Wert. — Die Anschaffung des Buches ist aus den angegebenen Gründen leider nur für größere Büchereien zu empfehlen. Kemp.

Körner, Josef: Das Nibelungenlied. (Aus Natur u. Geisteswelt, Bd. 591.) Leipzig, Teubner, 1921. (122 S.)

Eine knappe Darstellung, die das große deutsche Volksepos nach Entstehung und Wesen untersucht, war in der Teubnerschen Sammlung nachgerade eine Notwendigkeit. Ohne das Stofflich-Sagengeschichtliche auszuscheiden, ja sogar ohne auf die Handschriften-Frage zu verzichten, sieht Körner mit anerkennenswertem Recht seine Hauptaufgabe darin, das Nibelungenlied als individuelles Kunstwerk zu betrachten und eine Würdigung der Dichtung zu geben. Das ist ihm sehr gut gelungen, und ich zweifle nicht, daß, wer sich mit dieser Darstellung in den Dichtungsgehalt des Nibelungenliedes einführen läßt, zu einem tieferen und reiferen Verständnis des Epos gelangen wird, auch dann noch, wenn er etwa nur eine Auswahl lesen sollte. Knudsen.

Mager, F.: Kurland. Eine allgemeine Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie. Hamburg, Friederichsen, 1920. (231 S., mit zahlr. Taf., Skizzen u. Abb.) 48 M.

Für die Landeskunde des Baltikums dürfte diese Schrift hervorragende Wichtigkeit gewinnen. Es ist eine in jeder Hinsicht erfreuliche Frucht des Krieges. Das für die geographische, ethnologische und wirtschaftspolitische Durchforschung Kurlands äußerst ergiebige statistische Material wurde während der Besetzung des Gebietes durch die deutschen Truppen gewonnen. Gerade in ethnologischer Hinsicht werden sich die Verhältnisse durch die rücksichtslose antideutsche Innenpolitik der lettischen Regierung allerdings ziemlich verschoben haben, auch die Agrarverhältnisse haben ein verändertes Gesicht bekommen. Immerhin wird Magers überaus fleißige Arbeit für jede künftige Behandlung des Gebietes die unentbehrliche Grundlage abgeben, auch für den Historiker, der einmal den Bedingungen nachgeht, auf die sich die deutsche Randstaatenpolitik im Baltikum zu stützen gedachte. Zu bedauern ist es, daß wir über Litauen allem Anschein nach keine entsprechende Arbeit zu erwarten haben. — Das dem Buch beigegebene Karten- und Bildermaterial ergänzt den Text in hervorragendem Maße. Für größere Büchereien im deutschen Osten sei die Schrift warm empfohlen. Kemp.

Mayer-Pfannholz: Anton, Deutsches Alpenland. Ein Heimatbuch. Leipzig, Brandstetter, 1920. (464 S.) Geb. 22,50 M.

In der Reihe der verschiedenen Heimatbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt dieses einen hervorragenden Platz ein. Auch der Alpenfreund, der sich mit Land und Leuten längst vertraut glaubt, findet recht viel Neues und Anregendes in dem Buche, und was das Bekannte anbetrifft, hier macht das Wiedersehen gewiß Freude. Die Auswahl der einzelnen Skizzen, Erzählungen, Gedichte ist mit großem Geschick und großer Sorgfalt getroffen und zu einem schönen Ganzen zusammengefügt. Gern wird man wieder und immer wieder zu dem Buche greifen, um Erinnerungen aufzufrischen und zu vertiefen, wenn man das Land kennen gelernt hat, und ihm Freund zu werden, falls es einem noch fremd ist. Stiewe.

Moszkowski, Alexander: Das Geheimnis der Sprache. Aus Höhen und Tiefen der Ausdrucksformen. Hoffmann & Campe 1920. (363 S.) Geb. 24 M.

Der als geistvoller, humorbegabter Plauderer bekannte Verfasser unternimmt es hier, Attacke zu reiten wider die Versündigungen gegen den Sprachgeist, für die er in erster Linie die Puristen verantwortlich macht. Auf sie fallen besonders die satirischen Hiebe, die M. treffsicher nach allen Seiten auszuteilen versteht. Die in dem Buche erhobenen Forderungen und Einwände gegen drohende Pedanterie und Verengung der sprachlichen Ausdrucksform lassen sich auf alle Fälle hören, wie das

Buch überhaupt vieles enthält, was auf die Sprachpsychologie und die Wandlungen in der gesprochenen und geschriebenen Ausdrucksform ein neues Licht wirft. Seine Ausführungen, die die Mitte halten zwischen wissenschaftlicher Darstellung und aphoristischer Formulierung, zeugen von tiefem Eindringen in ein großes Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Sie sind besonders zeitgemäß im Hinblick auf den Wert einer vernünftigen Sprachpflege für die Erhaltung und Förderung der Weltgeltung der deutschen Kultur. Ein weiter Horizont tut sich bei der Lektüre vor uns auf, ein Vorzug, der allein schon das glänzend geschriebene Buch vor vielen anderen dem gleichen Gegenstand gewidmeten Erscheinungen auszeichnet. Fritz.

Oehlke, Waldemar: Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen. Halle, Max Niemeyer, 1921. (711 S.) Geb. 80 M.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Hochschulprofessor eine solche Literaturgeschichte zustande bringt, ja daß heute überhaupt noch in dieser Weise Literaturgeschichte geschrieben wird. Für die älteren Zeiten des 19. Jahrhunderts halbwegs brauchbare Einzelcharakteristiken zu geben, ist keine Schwierigkeit. Je näher Oehlke an die neuere und neueste Zeit heran kommt, desto unbrauchbarer wird sein Buch. Er begnügt sich schließlich mit Namensaufzählungen, die niemandem etwas nützen können. Zusammenstellung, Auswahl und Bewertungen lassen auf ein ganz erstaunliches Maß von Kritiklosigkeit schließen, ja es gewinnt den Anschein, daß Oehlke nur ganz sporadisch die Werke der aufgezählten Dichter und Auch-Dichter gelesen hat. Ich habe nicht den Raum zur Verfügung, um die Fälle von Plattheiten und die vielen Beispiele grotesker Urteilslosigkeit anzuführen, die einem in den letzten Teilen des Buches begegnen, wo nur immer man ansetzt. Wer die letzten dreißig und vierzig Jahre unserer literarischen Entwicklung so mangelhaft überblickt, wie es bei Oehlke der Fall ist, der sollte sich überhaupt nicht an eine so schwierige Aufgabe heranwagen. Das Wenige, was an dem Buche von Nutzen ist, kann nicht verhindern, es im ganzen abzulehnen und den Bildungsbibliotheken von der Anschaffung dieses teuren Werkes abzuraten. Knudsen.

Orbis pictus, Weltkunst-Bücherei, herausgegeben von Paul Westheim. Berlin, E. Wasmuth, seit 1920. (Je 12—24 S. Text und 48 ganzseitige Abbildungen.) Geb. je 16,50 M.

Band I. Indische Baukunst. Vorwort von P. Westheim.
„ II. Altrussische Kunst, Vorwort von G. W. Halle.
„ III. Archaische Plastik der Griechen, Vorwort von W. Graf von Uxkull-Gyllenband.
„ IV. Die Chinesische Landschaft, Vorwort von A. Salmony.

Es soll hier nicht über den Wert des einzelnen Bandes als vielmehr der ganzen Serie gesprochen werden. Einzelbesprechungen der Bände sind Angelegenheit der kunstwissenschaftlichen Zeitschriften, aber der leitende Gedanke der ganzen Sammlung heischt das Interesse jeder Bücherei. Es handelt sich hier um die Erschließung (Popularisierung im besten Sinne) von Kunstwerken, die so gut wie unbekannt sind. Der Herausgeber hat sich die dankbare Aufgabe gesetzt, die Kunst des Weltkreises in Monographien zur Darstellung zu bringen. Und zwar in der Tendenz, daß das zumeist einseitig gekannte und daher leicht überschätzte Abendland in den Hintergrund tritt, oder wo es mitspricht, da durch Kunstwerke, welche die allgemeine Beachtung, die sie verdienen, noch nicht gefunden haben. Aber dies muß mit aller Entschiedenheit betont werden: es ist keine Sammlung, die billige Jagd macht nach Kuriositäten, dem Zeitgeschmack nach etwas Neuem, Raffiniertem, Exzentrischem frönt, aus einer Müdigkeitsstimmung auf Suche nach neuen Anpeitschungen ausgegangen ist. Sondern sie entsprang dem tiefen Bedürfnis des Men-

schen, die Grenzen seiner Welt zu weiten. Schon lange gab es kulturhistorische Werke über fremde Kulturen, philosophische Reisetagebücher, seit kurzem auch gute Publikationen ihrer Kunstwerke. Aber letztere, teils im Ausland erschienen, teils auch für große Bibliotheken zu teuer, konnten nur Wenigen anschaulich vermitteln, wie stark die fernen Kulturen schöpferisch waren oder sind. Die Geschichtsbücher über sie blieben letzten Endes ohne Leben. Da tritt diese Sammlung auf den Plan, die außer den angezeigten noch eine Menge von Bänden in Aussicht stellt, welche die Kunst aller Zeiten und Völker in Sonderdarstellungen vorführen wird. Bei der heute so erschwerten Zugänglichkeit von gutem Anschauungsmaterial, zumal von künstlerisch einwandfreien Lichtbildern, sind die Bändchen von größtem Werte. Die Lichtdrucke, nach modern-kunstwissenschaftlichen Gesichtspunkten aufgenommen, auf ganzseitigen Tafeln scharf und gut reproduziert, bieten eine Auswahl des Wesentlichsten eines bestimmten Kunstkreises. Zur Einführung dienen einige Seiten Text, die nicht nur für den bestimmt sind, dem die Bilder an sich nichts sagen, sondern die auch den, der ihnen eine seelische Verwandtschaft entgegenbringt, aufklären über manches Wissenswerte und Tatsächliche, welches Bedingung, Dauer und Wesen dieses oder jenes Kunstwollens ausmacht. So darf man die zu erstaunlich billigem Preis vom Verleger herausgebrachten Bändchen überall da empfehlen, wo ein Hunger nach lebendiger Anschauung infolge nur gelesener Reiseberichte und Kulturschilderungen herrscht. Ortwin.

Riemer, Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Arthur Pollmer. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. (249 S.) Geb. 34 M.

Es lohnt ganz gewiß, die alte Ausgabe der „Mitteilungen" Riemers zu erneuern, und wenn sie, befreit von damals nötigen umfangreichen Zitaten und Belegen aus Goetheschen Schriften oder Briefen, von unfruchtbarer Polemik und entbehrlichen Anmerkungen verschiedener Art, auf der einen Seite sich knapper geben, so werden sie auf der anderen wiederum bereichert durch eine ganze Menge bisher ungedruckter Äußerungen Goethes zu Riemer im mündlichen Verkehr. Durch solche Kürzungen und Erweiterungen ist — darin hat der Herausgeber ganz recht — kein kunstvoller Organismus zerstört, sondern die Lesbarkeit eines Buches gesteigert, das man in der Goethe-Literatur keineswegs missen möchte. Das Werk eines Mannes (der eine nicht gewöhnliche Einfühlung in Goethes Anschauungen, Denkweise und Urteilsrichtung so sehr gezeigt hat, daß Goethe „durch Riemers Augen seine Arbeiten noch einmal durchprüfen" konnte) in einer, auch durch die 23 Abbildungen, den schönen Druck ungemein anziehenden Ausgabe dem großen Publikum wieder nahegebracht zu haben, ist ein wirkliches Verdienst Pollmers, dem auch der Goethe-Kenner für vieles Neue dankbar sein muß. In einer guten Einleitung sagt Pollmer, was zur Kenntnis Riemers mitzuteilen nötig ist. Ein umfangreiches Register ersetzt nebenbei auch belastende Anmerkungen. Knudsen.

Rosegger, Peter: Abenddämmerung. Rückblicke auf den Schauplatz des Lebens. Leipzig, Staackmann, 1919. (308 S.) 7 M., geb. 9 M.

Über Rosegger als Dichter brauchen an dieser Stelle nicht viel Worte gemacht zu werden. Ein Hinweis auf den Inhalt des neuen Buches wird genügen. Etwa vierzig im letzten Drittel seines Lebens entstandene Aufsätze hat der Dichter kurz vor seinem Tode darin vereinigt. In ihnen allen handelt es sich, wie es im Vorwort heißt, im Grunde doch um die ewigen Angelegenheiten, mit denen wir nie fertig werden, selbst da, wo einmal eine Schalkheit, eine Freundeserinnerung u. dgl. eingestreut worden ist. Als eigentliche Herzenssache des Dichters steht im Mittel-

punkt der ganzen Aufsatzreihe die Frage der Volksgesundheit und -tüchtigkeit. Pflege der guten alten Landvolksitten, Erkennen der Schäden des Großstadtlebens, Versöhnung von Bürgern und Proletariern, Volksbildungswesen, Wissen und Glauben, Verhältnis der katholischen und der evangelischen Kirche zum Volk, Luxus- und Alkoholfrage, Tiroler Volksdichtung, Oberammergauer Festspiele, Defreggers und Kaiser Franz Josefs Persönlichkeit und was noch an andern Thematen vorkommt — immer sind es Sorgen und Ermahnungen des geborenen Volkserziehers. Von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ermahnungen, aus denen die Weisheit des Alters, die Selbstlosigkeit des Menschenfreundes und die Anschauungsstärke des Künstlers spricht. Kohfeldt.

Schleich, Carl Ludwig: Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen (1859—1919.) Berlin, Rowohlt, 1921. (343 S.) Geb. 40 M.

Wie der Titel schon sagt, zeigen die aus dem Erinnern auftauchenden Einzelbilder aus dem Leben Schleichs die hellen mehr als die dunklen Tage. Amüsant und temperamentvoll schildert er seinen allmählichen Werdegang von den Kinderjahren bis zur Übernahme einer chirurgischen Klinik in Berlin. Der als Sohn eines Stettiner Arztes im fröhlichen Geschwisterkreis aufwachsende Knabe verlebt eine sorglose Jugend bald im geistig und musikalisch anregenden Elternhause, bald auf dem großelterlichen Besitz Kalkofen auf Wollin, wo besonders die Ferienzeit in ungebundener Wildheit bei romantischen Spielen verstrich. Der Darstellung der letzten Schuljahre auf dem Gymnasium in Stralsund verdankt der Leser die Bekanntschaft mit dem prächtigen Original Konrektor Frese. Schleich ist eine mit körperlichen und geistigen Gaben überaus reich ausgestattete Natur, die die Gefahr der Zersplitterung in sich trägt. Der besonnene gütige Vater läßt dem jungen Studenten darum zwar die größtmögliche Freiheit, greift aber immer zur Zeit ein, wenn die Seitensprünge des genialischen Jünglings das vom Vater für ihn gesetzte Ziel, den ärztlichen Beruf, zu sehr bedrohen. Schleich selbst bezeichnet seinen Lebensgang als „faustisch": „es war in ihm ein geheimer Wunsch, eigentlich einmal alles auf Erden eine Zeitlang gewesen zu sein; die Technik des Handwerks interessierte ihn zeitweise ebenso lebhaft wie die Mechanismen der Sterne oder der Gehirnganglien". Auf vielen Gebieten des Mechanischen und des Ideellen, des Wissenschaftlichen und des Künstlerischen erprobt sich seine prometheische Kämpfernatur, die sich nicht niederdrücken ließ, auch nicht, als seine hervorragende Entdeckung „Die Lokalanästhesie" von den Fachkollegen über zehn Jahre offiziell abgelehnt wurde. Übelwollende könnten die häufig durchstrahlende Freude des Verfassers an seinem eigenen Selbst leicht als Eitelkeit deuten; dem ganzen Buch entströmt aber eine förmlich ansteckende Mitfreude an jeglichem Können und Gelingen, ganz gleich ob Schleich selbst oder ein anderer der Schaffende ist. Der Reiz, den jeder Laie empfindet, wenn er die Werkstatt berühmter Geister betreten darf (v. Langenbeck, v. Bergmann, Virchow, Ehrlich), wird an der Hand dieses kundigen Führers zum Erlebnis. In Goethischem Sinne erstrebt Schleich die Durchdringung des Alls, und man weiß nicht, ob es dem Naturforscher besser gelingt, die Analyse dichterischer Gestalten (Strindberg, Dehmel u. a.) zu bringen, oder dem Dichter, die Wunder der Natur mit mystischer Hingabe bloßzulegen. Weit über die Gemeinde hinaus, die Schleich als naturphilosophischen Schriftsteller und erfolgreichen Bekämpfer des Materialismus schätzt, wird sich das in dem gewandten Stil des Publizisten zum Teil schwungvoll geschriebene Buch in größeren Büchereien rasch einen Leserkreis schaffen. Anna Reicke.

Woermann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. neu bearb. und verm. Aufl. 5. Band: Die Kunst der mittleren Neuzeit von 1550—1750 (Barock und Rokoko). (Mit 235 Abb. im

Text, 6 Tafeln in Farbendruck und 56 anderen Tafeln.) Leipzig, Bibliographisches Institut, 1920. (VI, 516 S.) Geb. 80 M.

„Trotz mancher Gegensätze, die sich in ihren starken Bewegungen und Gegenbewegungen vereinigen", bildet der Zeitraum von 1550—1750 nach Woermanns wohlbegründeter Meinung einen in sich abgeschlossenen Abschnitt der Kunstgeschichte. Die Welt war um 1550 der Rückkehr zur Antike und der damit verbundenen Ruhe, Klarheit und der festen zeichnerischen Umgrenzungen der Kunstschöpfungen müde geworden, ohne daß es ihr recht zum Bewußtsein gekommen wäre. Über die Anfänge der Renaissance zurückgreifend, knüpfte man wieder an den leidenschaftlichen Unendlichkeitsdrang und an das naturnahe Wirklichkeitsgefühl des ausgehenden Mittelalters an. Die scheinbar unvereinbaren Gegensätze zu versöhnen und zu neuen einheitlichen Gestaltungen weiterzuschreiten, das wird jetzt das Ziel der neuen Epoche. Aber neben dieser allgemeinen auf die Steigerung der Wirkung der großen Kunst gerichteten Tendenz fehlt es nicht an Gegenströmungen. Findet jene erste Richtung an den Fürstenhöfen und in den Kathedralen der katholischen Kirche ihren hauptsächlichsten Sitz, so reift in den Städten eine schlichte auf die Naturwahrheit gestellte bürgerliche Frucht heran, und ebenso entsteht vornehmlich in den evangelischen Ländern eine der rauschenden Pracht der Gegenreformation durchaus entgegengesetzte volkstümlich einfache, aber innerlich beseelte Hauskunst. Unter den verschiedenen Arten aber der bildenden Kunst tritt trotz noch so bedeutender Leistungen auf dem Gebiet der Architektur und der Bildnerei die Malerei in den Vordergrund. Und zwar ist es weniger die der Baukunst dienende Monumentalmalerei als die schlichtere Staffelmalerei, der nunmehr die führende Rolle zufällt. Ihr gehören fast alle wirklichen Großmeister dieser Epoche an: der Südniederländer Rubens, der Spanier Velasquez, die gewaltigen Holländer Frans Hals und Rembrandt sowie ein Hobbema und ein Vermeer van Delft. — Den ungeheuren Stoff dieser ganzen so viele Gegensätze umschließenden Epoche hat Woermann auf vier Bücher verteilt. Von ihnen behandelt das erste die Mittelmeerländer, Italien und die Pyrenäenhalbinsel; das zweite die französische und englische Kunst; ein eigener Abschnitt ist den Niederlanden gewidmet, und das letzte und vierte Buch umfaßt das übrige Europa: die deutsche, die skandinavische und die nordslawische Kunst Osteuropas. Viele Hunderte, um nicht zu sagen Tausende, von Namen bedeutender oder weniger bedeutender Künstler ziehen dergestalt am Auge des Lesers vorüber; auch die geringeren Meister werden stets in einigen Zeilen kräftig charakterisiert, während die führenden Geister je nachdem mit einer oder auch mehreren Seiten bedacht und durch gut ausgewählte Abbildungen veranschaulicht werden. Überall waltet dieselbe Liebe und Sorgfalt so daß es schwer zu sagen wäre, wo das Herz des Autors am meisten beteiligt sei. Und dennoch wird man es aussprechen dürfen, daß die Geschichte der Entwicklung der holländischen Malerei ganz besonders gelungen ist. Liesegang.

Wust, Peter: Die Auferstehung der Metaphysik. Leipzig, Meiner, 1920. (280 S.) 10 M., geb. 16 M.

Der kühne Titel nimmt für das Buch von vornherein ein, und der Leser, der sich von ihm einnehmen läßt, wird nicht enttäuscht. Der Verfasser glaubt, daß wir an einem entscheidenden Wendepunkt der Philosophie und der allgemeinen Kulturbewegung stehen. Die funktionale Auffassung der Welt, wie sie durch Descartes und Galilei begründet, durch Kant in der Philosophie zum Siege geführt, das 19. Jahrhundert beherrschte, ist nach seiner Meinung im Begriff, einer anderen, substantiellen Betrachtung zu weichen. An Stelle der Form tritt der Gehalt, an Stelle der Erforschung der Beziehungen tritt die Wesensschau, an Stelle der Erkenntnistheorie die Metaphysik, Platon an Stelle Kants. Das Denken erhebt nicht mehr den Anspruch, die geistige Wirklichkeit zu erschaffen, sondern bescheidet sich, sie in ehrfürchtigem Erkennen abzubilden. Mit erfrischender Entschiedenheit äußert sich

der Verfasser über die Kantscholastik des 19. Jahrhunderts, die selbst die besten Köpfe ihre Schaffensfreiheit nicht völlig zurückgewinnen ließ — jeder, der in der Lage ist, die französische oder englische Philosophie des 19. Jahrhunderts mit der deutschen zu vergleichen, weiß, wie wahr dieses Wort ist — und sehr richtig charakterisiert er die Doppelseitigkeit der Romantik, die einerseits durch ihre Methode des Verstehens die Überwindung des funktionalen Geistes anbahnte, andererseits durch den müden Relativismus, mit dem sie diese Methode handhabte, dessen Eindringen in die Geisteswissenschaften beförderte. Ganz besonders fein aber ist der Nachweis, wie in der neukantischen Richtung, in der Marburger, Freiburger und Göttinger Schule, unter der Hülle logischer Probleme das metaphysische Interesse erwacht und so der Weg der Formphilosophie dem der Lebensphilosophie z. B. Nietzsches, Bergsons sich nähert. Dilthey, Simmel und Tröltsch werden als Vorläufer einer neuen Synthese gefeiert. — Das Buch ist gut geschrieben und sehr lehrreich für den philosophisch gebildeten Leser. Zur ersten Einführung ist es nicht geeignet, denn es setzt voraus eine vollständige Beherrschung der philosophischen Terminologie, eine ziemliche Kenntnis der philosophischen Richtungen der letzten Jahrzehnte und eine gewisse Vertrautheit mit der allgemeinen Kulturbewegung des 19. Jahrhunderts.

Hartmann.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Blumen. Ritornelle von Adolf Frey. Bilder von Ernst Kreidolf. Erlenbach-Zürich u. Leipzig. Rotapfel-Verlag. (1921.) 32 Blatt. Geb. 36 M.

Wieder, wie in den „Blumenmärchen" und im „Gartentraum", umschwärmt Kreidolfs Genius in farbigem Träumen von inniger Leuchtkraft und wunderbarem Formenreichtum die Blumen. Der Text ist aber diesmal nicht von ihm selbst, sondern von Adolf Frey. Als besonders bezeichnend für dessen Ritornelle seien die von Kreidolf kongenial verbildlichten Schlußverse des Buches angeführt:

Unbekannte Blüte.

Am Wald — wo war es? — unbekannte Blüte,
Fand ich dich einst und fand dich niemals wieder.
Warst du ein Glück, das unerkannt verblühte?

Volksbüchereien, die auch das Bilderbuch für erwachsene Leser pflegen, werden dieses köstliche Werk trotz seines hohen Preises nicht entbehren wollen und können.

Ackerknecht.

Bock, A., Der Schlund. Roman. Berlin. Fleischel & Co., o. J. [1920.] (176 S.) 7 M.

Der treffliche Schilderer seiner hessischen Heimat zeigt hier ein Bild des Dorfes im Zeichen des nahenden Kriegsendes. Der Eindruck der immer hoffnungsloseren Lage, der wachsenden Zahl von Opfern, der Leutenot daheim, der täglich gewaltsameren Eingriffe von oben her, das Treiben der hungernden Städter, der kriegsgefangenen Feldarbeiter, der aufs Land verbrachten Stadtkinder, der krasse Wucher, daneben die Verarmung, die Entkirchlichung und immer offenere Verhöhnung des Häufleins Getreuer, das alles wird in zahlreichen fesselnden Szenen aus dem Erleben heraus gegeben. In zu vielen. Der sonst gerade durch Straffheit des Aufbaus und umschweifloses, klares Durchführen so wirkungsvolle Erzähler ist diesmal dem Reiz, möglichst viel des lohnenden Stoffes festzuhalten, zu sehr erlegen. So wird das eigentliche Thema, die Darstellung des Schicksals von Hannwilm, dem Müller, der mit einem Lungenschuß aus dem Dienst entlassen, in arg verworrene häusliche Verhältnisse zurückkehrt, stellenweise von diesem Rankenwerk ganz überwuchert. Ja, das Weiterspinnen des Romans, nachdem die um Vertrauen, Hoff-

nung und Geld betrogene Müllerin Selbstmord verübt und dem Mann der Weg zur geliebten Jugendgenossin freigemacht ist, scheint geradezu eine Konzession des Verfassers an seinen Ausschmückungstrieb zu sein. Er wollte das Zeitbild noch um eine Schilderung des Niederbruchs vervollständigen. Dafür aber fehlt es wieder an anderer Stelle. Vor allem am Höhepunkt des Ganzen, der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen dem Müller und seinem Weib. Der Mann mußte, so wie er ist, unterliegen, würde der Konflikt nicht von außen her gewaltsam gelöst. Es ist schade, daß der Auftritt abbricht, ohne daß der Held sein heroisches Opfer, an das er um des Hausfriedens willen gedacht, in offenen, klaren Worten angeboten hätte. Er begnügt sich vielmehr mit einer undeutlichen allgemeinen Wendung, die an seinem ehrlichen Willen einige Zweifel hinterläßt. So überrascht das Glück der plötzlichen Befreiung einen Unwerten oder zum mindesten Unreifen. Dieser Mangel an sittlicher Kraft schwächt natürlich das weitere Interesse für den Helden und sein Geschick. Doch davon und von manch anderem Punkt abgesehen, wo es an künstlerischer Durcharbeitung fehlt, enthält der Roman so viel Ernstes, Gediegenes und Spannendes und schließt so erfrischend mutig, daß er als gutes Volksbuch stattlicheren Büchereien gern empfohlen sei. Hanns Bauer.

Bolt, Niklaus: Caspar Roust. Eine Erzählung in Bildern aus der Zeit der Renaissance und Reformation. Zürich, Füßli [1919]. 8°. 146 S. Einf. Ausg. 15 M.

Die Erzählung erschien zum 400jährigen Jubiläum des Schweizer Reformators Zwingli. Sie gibt nicht eine zusammenhängende Darstellung des Lebensganges Caspar Rusts, des Hauptmannes der päpstlichen Garde, sondern eine Reihe von Bildern aus der Zeit des gewaltigen Sturmes der Geister. Die lose aneinandergereihten, durch das Schicksal Rusts äußerlich zusammengehaltenen Szenen zeigen klar und wuchtig den Gegensatz zwischen dem sinnen- und kunstfreudigen, verweltlichten Rom der mediceischen Päpste und dem ernsten, echt religiösen Geist von Wittenberg und Zürich. Die großen Männer jener Tage treten auf oder werden in irgend einem Zusammenhange genannt. Wer gefesselt sein will durch die knappe Art des Verfassers, durch seine bildkräftige Sprache, muß die Renaissance kennen. Dann wird ihn das Schicksal der treuen Schweizer ergreifen. Jungclaus.

Diefenbach, Heinrich: Dreimarien. Geschichte aus einem stillen Winkel. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. (252 S.) Geb. 4 M.

Dieses Büchlein könnte auch, wie Roseggers bekannter Roman „Aus den Schriften eines Waldschulmeisters" heißen. Denn es erzählt in Tagebuchblättern, wie ein großstädtischer Lehrer seiner gefährdeten Gesundheit wegen sich in ein einsames, von der „Kultur" unberührtes nassauisches Gebirgsdörflein hinaufversetzen läßt, dort den echten Frieden eines naturnahen Lebens lieben lernt, nach wenigen Jahren jedoch mit ansehen muß, wie der geliebte Erdenwinkel von Großstädtern als Sommerfrische entdeckt, wirtschaftlich „gehoben" und moralisch ruiniert wird. Nachdem von den drei Marien, die bis dahin das Wahrzeichen des Dorfes waren, zwei, nämlich das alte Muttergottesbild und sein lebendes Namensschwesterlein fortgezogen, und die dritte, nämlich die herrliche Glocke, ihren Klang verloren hat, sucht er sich mit seiner Braut eine neue Heimat. — Ein Vergleich mit Roseggers Roman würde jedoch vom künstlerischen Standpunkt aus sehr zu Ungunsten unseres Büchleins ausfallen. Denn „Dreimarien" ist in altmodischer Einfachheit, für den literarisch gebildeten Leser fast zu durchsichtig und reizlos erzählt. Als Volksschrift ist es jedoch vortrefflich, zumal da es episch sorgfältig, sprachlich sauber und voll von starken volkserzieherischen Eindrücken ist. Das sehr wohlfeile und gut gedruckte Büchlein sei namentlich kleinstädtischen und ländlichen Büchereien aufs beste empfohlen.

Ackerknecht.

Finckh, Ludwig: Sonne, Mond und Sterne. Heilbronn, Salzer, 1920. (104 S.) 2,50 M.

Ein freundliches Kunterbunt, Skizzen aus dem Volksleben und dem Land am Bodensee, liebevolle Beobachtungen des Dichters an seinen Kindern, Beherzigenswertes und Schönes über Familiengeschichte und Tradition, Tierstudien, Betrachtungen zur Gegenwart, ihren Irrungen und Hoffnungskeimen in Form eines kleinen Ernteſpiels, eines Märchens, einer erlebten Geschichte, manches davon gar sehr zum Nachdenken, anderes mehr nur ein heiter leichtes Geplauder. Aus allem aber tönt die Stimme tiefwurzelnder, verständnisinniger Heimatliebe und unbeirrten Vertrauens auf die deutsche Zukunft. Es ist ein gesundes Zeitbüchlein, in dem jeder etwas ihm Zusagendes finden und das darum in mittleren und größeren Büchereien einen Platz beanspruchen darf. Hanns Bauer.

Horn, Hermann: Der heilige Xaver. Roman. Berlin, Fleischel, 1920. (296 S.) 15 M.

Beschäftigt sich Hermann Horn im „Armen Buchbinder" mit der Psychologie des schuldig Gewordenen, der nie „die richtige Entfernung vom Leben" hat, so ist der „Heilige Xaver" gewissermaßen die Antithese. Der Bildschnitzer und Wilderer Xaver Bauer wird zweimal unschuldig wegen Mord vor Gericht gestellt und kommt nach schweren Konflikten, da die Wahrheit nicht siegreich bleiben will, endlich dazu, so auszusagen, daß er „sein Leben selbst in die Hand nimmt". Denn „das zweibeinige Tierwesen Mensch muß sehen, wie es zwischen den Bedürfnissen seiner Natur und der Welt, die es für sich besonders geschaffen hat, wachsen und leben kann". Der außerordentlich spannungsreiche Aufbau der im Hochgebirge und in den Gerichtssälen und Gefängnissen Münchens spielenden Handlung, die von außen nach Zufall aussieht, von Hermann Horn aus gesehen aber sinnvolles Walten eines Verhängnisses ist, wird auf den tragfähigen Untergrund einer tiefsittlichen Weltanschauung, eines mächtigen Menschheits- und Naturgefühls gestellt. Elementar ist das Geschehen, elementar sind seine Helden. Dazu gehört ein Stil, der aus derbem Wirklichkeitssinn geboren ist. Durch diesen Sinn wird Horn ein scharfer Beobachter der Menschen, seine Kunst der Charakterisierung durch Rede wie Geste ist vollendet. So ist in diesem Roman eine solch tiefe Mischung von Wollen und Schicksal, von Innen- und Außenwelt, von Durchgeistigung und Naturalismus, daß er, was stets eines der Merkmale echter Kunst sein wird, den Leser besinnlich werden läßt. Schriewer.

Mix, Gustav: Der Teufel in Guben. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Stuttgart, Verlag f. Volkskunst u. Volksbildung, o. J. (1920.) (185 S.)

Zu einer entscheidenden Machtprobe zwischen dem alten katholischen und neuen lutherischen Glauben ist in Guben das Passionsspiel geworden. Auf der mönchischen Seite, zu der sich die Jugend und die Frauen gesellen, herrscht Anhänglichkeit und Liebe zu der „heiligen Spannung" der Feststunden, auf der andern fanatisches Eifern gegen das kindische Spiel, in dem zu allem Überfluß noch neun Teufel das ungebildete Volk belustigen. Als nach vielem Schwanken der Rat das Spiel noch gestattet, fällt die Entscheidung durch das mutige Dazwischenkommen eines lutherischen Schülers, der als plötzlich auftauchender zehnter Teufel Mitspielende und Zuschauer in die höchste Angst und Verwirrung versetzt und so dem Spiel ein jähes Ende bereitet. „Hinfort ist das evangelische Kirchenwesen in Guben gesichert." Die Geschichte von diesen Streitigkeiten, die übrigens den Anspruch auf tiefere Problemstellung nicht erhebt, ist recht spannend erzählt und wird deshalb — die hübsche Liebesgeschichte nicht zu vergessen — von der reiferen Jugend und einfachen Leuten sicher gern gelesen werden. Hildegard Lohmann.

Nabl, Franz: Die Galgenfrist. Eine erfundene und etwas aus der Form geratene Geschichte. Berlin, Fleischel, 1921. (421 S.) Geh. 24 M.

Wer die beiden strengen, ja geradezu monumentalen Meisterwerke Nabls, den „Ödhof" und „Das Grab des Lebendigen", kennt, der wird schon bei dem Untertitel des neuen Romans erstaunt aufhorchen: Das klingt weder nach der glasklaren und spröden erotischen Tragik des „Ödhof" noch nach der unerhörten Eindringlichkeit, mit der im „Grab des Lebendigen" die Lebensfeindlichkeit einer entarteten Pietät gewissermassen in einer Radierung größten Formates dargestellt ist. Und in der Tat: diesmal tritt der Dichter selbst mit einer romantischen Ironie, die man dem sonst so Zurückhaltenden kaum zugetraut hätte, neben sein Werk. Besonders für solche Leser, die sich gerne über die eigentlichen Kunstmittel des Erzählers Gedanken machen, ist es reizvoll, zu sehen, wie Nabl dadurch, daß er in einem „Vorspiel" seine Karten halb aufdeckt, die grob stoffliche Spannung in eine formale umwandelt. Ein Verfahren, das gerade bei diesem Stoffe tiefer begründet ist. Denn in dem ganzen dicken Buch erleben wir die Todesangst eines Menschen mit und die vergeblichen Versuche, sich ihrer durch Genuß zu erwehren, und verlieren nie ganz die Hoffnung, daß am Ende der „Galgenfrist", die ihm das ärztliche Urteil gesetzt hat, doch noch ein Weg in neues Erdenglück sich auftue. Jene romantische Ironie aber zeigt sich vor allem darin, daß der Dichter das Ganze als Puppenspiel darstellt, so auf die geistreichste Art aus der Not eine Tugend machend. Denn der nicht stoffgebundene Leser — und nur ihn wird jenes Vorspiel tiefer berühren und kontrapunktisch durch das ganze Buch begleiten — wird so wenig wie der Dichter sich verhehlen können, daß diese Schatten nicht zu vollem, überwältigendem Leben erlöst werden konnten. Hier ist keine Gestalt von der Letztgültigkeit des Johannes Arlet und seines Heinz oder der drei Geschwister Ortlieb. Doch ist es wohl nur für den, der Nabls bisheriges Schaffen nicht kennt, nötig, daß wir ausdrücklich das Mißverständnis abwehren, als handle es sich demnach bei der „Galgenfrist" um einen „Unterhaltungsroman" in des Wortes geringschätziger Bedeutung. Nehmen wir das Wort in einem tieferen, geistig schwerwiegenden Sinne, dann mag es gelten. Und ich glaube daher, daß die „Galgenfrist" von den bisherigen Werken Nabls für die Volksbücherei die größte praktische Bedeutung gewinnen wird. Auch mittelgroße Büchereien werden auf ihre Anschaffung nicht verzichten dürfen.

Ackerknecht.

Preysing, Klara Gräfin: Don Antonio. Novelle. Freiburg, Herder, 1920. (110 S.) 5 M., geb. 8,40 M. u. Zuschläge.

Dieses schmale Büchlein erzählt den Roman eines Priesters. Ein wildes, stolzes, glühendes Herz, das an der Enge des äußeren Lebens zerbricht. In dem kleinen Gebirgsort, wohin ihn sein Amt führt, wird Don Antonio ein Trinker. Seines Amtes entsetzt, wird er auf seine kleine dalmatinische Heimatinsel verwiesen, dort ohne Ärgernis zu leben und selig zu sterben. Als leidenschaftlicher Politiker greift er in die kroato-italienischen Kämpfe ein. Die Kirche verbietet ihm die Annahme des Mandats. Er kämpft weiter für einen andern, bis erschütternde Erlebnisse ihn lehren, daß es des Priesters heilige Aufgabe sei, Liebe, Frieden, Verzeihen, nicht Haß und Leidenschaft zu predigen. Der Greis findet den Weg zurück, entsagt und stirbt zur Maiandacht in der Kirche zu Füßen der Madonna, die er so kindlich geliebt. — Nur eine Frau kann so fein und tief das Weiche und Knabenhafte nachempfinden, das oft gerade in der Brust leidenschaftlicher, starker Mannesseelen sich birgt. Diese Priestergestalt ist von ergreifender Größe. Und sie wurzelt tief in dem armen kroatischen Volke, das die Religion nicht hat, sondern darin lebt und ist, dem sie selbstverständlich ist wie das Atmen. Wenn man weiß, daß diese auch technisch

reife und sprachlich vollendete Novelle ein Erstlingswerk ist, und daß die Verfasserin bald nach ihrer Vollendung starb, so mischt sich in die Bewunderung so früher Meisterschaft eine tiefe Trauer. Schuster.

Scharrelmann, Wilhelm: Die Fahrt ins Leben. Bilder und Geschichten. Leipzig, Quelle & Meyer. 2. Aufl. 1920. (240 S.) Geh. 9 M., geb. 15 M.

„Bilder und Geschichten" nennt Scharrelmann seine kleine Sammlung „Die Fahrt ins Leben" und hat sie ein wenig mechanisch nach ihrem Grundton in vier Abschnitte gegliedert. Nicht alle sind inhaltlich so bedeutend wie das einleitende „Märchen vom Geborenwerden", das „Haus der Kindheit" und der „Brief", — manche machen kaum Anspruch darauf, mehr zu sein als Stimmungsbilder — aber immer gleich reizvoll bleibt die lebendige, bildfreudige Sprache, mit der hier ein todkranker und doch hoffnungsseliger Mensch und seine Ideale vom „Evangelium der Freude" gezeichnet sind, dort der Untergang eines an der Heimkehr verzweifelnden verlorenen Sohnes berichtet wird. Fast alle Erzählungen sind auf einen nachdenklichen, oft sogar traurigen Ton gestimmt. Nur die Geschichte einer hoffnungslosen Gymnasiastenliebe steht unter dem Zeichen des Humors; in zwei oder drei andern leuchtet er noch einmal auf. Immerhin gilt auch für den tiefen Ernst der meisten Geschichten das Wort: „Noch jede Nacht rang sich zu ihrem Morgen durch." — Alles in allem: Die „Fahrt ins Leben" ist ein Buch von bedeutendem künstlerischen Wert, der nicht zuletzt durch die dichterische Schönheit der vielen Naturschilderungen bedingt wird, besonders so mancher traumerfüllten Nachtstimmung, deren innigste und heimatfroheste das „Bahnwärterhäuschen" bringt. — Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die „Fahrt ins Leben" sich in Volksbüchereien bald einen großen Kreis von Freunden erringen wird, die nach den vielen auf Sensation eingestellten literarischen Erzeugnissen unserer Zeit gern zu ihm zurückkehren mögen.

Elisabeth Wernecke.

Schröer, Gustav: Die Leute aus dem Dreisatale. Ein Roman in 3 Teilen. Leipzig, Quelle & Meyer, (1920). (360 S.) 12 M., geb. 16 M.

Der vorliegende volkstümliche Heimats- und Entwicklungsroman spielt auf zwei einsamen Bauernhöfen und in der Köhlergemeinde eines entlegenen Tales, vermutlich im Waldenburger Gebirge, der Heimat des Verfassers. Während die Vorgeschichte den Werdegang im Strom der Welt des Bauernphilosophen Zorge schildert, steht weiterhin im Mittelpunkt das Heranreifen seines Schützlings und späteren Schwiegersohns, des grüblerischen Florians, zum tüchtigen Mann und harmonischen Menschen. — Vielerlei Schicksale, alltägliche, wie auch ungewöhnliche Ereignisse ziehen an uns vorüber, lebenswahr — bis auf einige romanhafte Kombinationen — und interessant, aber oft nur in losem Zusammenhang mit den beiden Hauptpersonen. Die damit verbundene, durch den etwas schwerfälligen Stil noch verstärkte Weitschweifigkeit wird aber aufgewogen durch die vorzügliche Charakterisierung, durch gute und kluge Gedankengänge — u. a. über die Heilkraft der Freude, über den Segen der Lektüre auch für den Bauern — und durch sinnige Naturbilder und anschauliche Schilderungen des Landlebens. Die Anschaffung dieses bodenständigen, eine optimistische Lebensauffassung betonenden Buches ist für größere Volksbüchereien empfehlenswert. Erna Borinski.

Schulze-Smidt, Bernhardine: Die Romfahrten des Franz Desolatis. Eine Mannesjugend. Stuttgart, Cotta, 1920. (421 S.) 14,50 M., geb. 22 M.

Die gemütvolle, beschauliche Art ihrer Darstellung und der ornamentale Stil ihrer Erzählungskunst machen Bernhardine Schulze-Smidt zu einer rechten Volks-

schriftstellerin; ihre Werke haben bereits in breite Schichten unseres Volkes Eingang gefunden. Dieses Werk, das eine Mannesjugend vor uns erstehen läßt, fordert unsere ganze innere Teilnahme, die es durch die Wahl der Ichform noch vertieft. Franz Georg Desolatis hatte ein zweifaches Erbe zu verwalten, das seines katholischen Vaters, des Abkömmlings eines alt-italienischen, einst hochbegabten Künstlergeschlechts, und das seiner aus einer thüringischen Pfarrerfamilie stammenden Mutter. Im großelterlichen Hause in Thüringen wächst er zu einem Jüngling heran, der infolge seines hemmungsreichen, zwiespältigen Wesens zu keiner Erkenntnis seiner Lebensaufgabe kommen kann. Auf Wunsch von Mutter und Großvater studiert er Theologie, doch der Drang zum künstlerischen Schaffen regt sich stark in ihm. Um zu erproben, „welcher der beiden eingeborenen Erbtriebe der fruchtbarere sei," widmet er sich nach seinem ersten theologischen Examen der Modellierkunst. Nach bitterem Kampfe erkennt er sein „Epigonentum". Aus allen quälenden, religiösen Zweifeln geht er jedoch nach einer harten Prüfungszeit in einem Trappistenkloster als Sieger hervor. Sein protestantisches Wesen setzt sich durch, nun seiner Sendung voll bewußt: für den Glauben zu kämpfen, „den er von dem liebreichsten Mutterherzen empfing." Als ein Neubeginnender kehrt er in die thüringische Heimat zurück, wo er in der gottesfürchtigen Gude Forstner seine „Priesterin" findet. — Diese Aufzeichnungen geben sich als das offene Bekenntnis eines Mannes, der von der hohen Warte seiner Menschlichkeit als Lebensbejaher zu uns spricht. Die episch sichere Erzählerin weiß das beruhigende Gefühl davon über den Lesenden zu breiten, ohne die Erlebnisstärke zu beeinträchtigen. Dieser weitschauende ernste Roman ist vor allem reifen Lesern zu empfehlen. Elisabeth Klewe.

Seidel, Ina: Hochwasser. Novellen. Berlin, Fleischel 1920. (228 S.) 15 M., geb. 21 M.

Ina Seidel steht in der ersten Reihe der deutschen Lyriker der Gegenwart Ob sie auch auf dem Gebiete der deutschen Erzählungskunst zu hohem Range aufrücken wird, ist bis jetzt noch zum mindesten zweifelhaft. Gewiß enthält der vorliegende Novellenband einige ganz ausgezeichnete Stücke; aber diese sind bezeichnenderweise Skizzen, keine Novellen, also mehr analytische als synthetische, mehr Schilderungs- als eigentliche (episch zugespitzte) Erzählungskunstwerke. Hier ist in erster Linie zu nennen das geradezu staunenswert prägnante Stück „Aus Waldemars Leben", das uns in die rasch verflackernde Kindheit eines Berliner Proletarierbübleins einen tiefen Blick tun läßt. (Mit welcher Überlegenheit hält die Dichterin den halb ironischen Ton fest, mit dem sie ihre innere Ergriffenheit verbirgt — und auf den „guten Leser" so erst recht überträgt!) Sein Gegenstück ist die dämonische Nachtszene aus dem Berliner Krankenhaus „Vor dem Sterben". Für alle, die glauben, eine Lyrikerin sei nur zu möglichst unrealistischen, weichen oder wenigstens stimmungsvoll-dekorativen Erzählungen disponiert, mag es eine Überraschung sein, daß Ina Seidel gerade solchen Stoffen den stärksten epischen Ausdruck abgewonnen hat; für diejenigen, die in die eigentümlich herbe Kraft ihrer lyrischen Kunst tiefer hineingehört haben, ist diese Tatsache nur eine Bestätigung, daß sie richtig gehört haben. Von den übrigen neun Stücken sei noch besonders erwähnt die schöne Kindheitserinnerung „Paradies", die uns nicht nur das schon von den Vorklängen späterer Lebensproblematik wehmütig vertiefte Ferienglück der Dichterin, sondern besonders auch die sonnige Schönheit des Starnberger Sees miterleben läßt. Die Titelgeschichte „Hochwasser", deren erzählerische Pointe leider der Tiefe ihrer undinenhaften Dämonie nicht ganz gerecht wird, erinnert uns daran, daß Ina Seidel auch in Balladenform das Grausen vor dem unberechenbar schwellenden Elemente meisterlich gestaltet hat. Die letzte Erzählung „Der Tod einer Frau" ist ein packender Versuch, den Untergang einer sozialistischen Führerin (man denkt an Rosa Luxemburg) aus der Seele der Todgeweihten heraus zu sehen. — Mittlere und größere

Büchereien werden diesen Novellenband haben müssen, jedoch nicht, ehe sie den letzten, äußerst bedeutenden Gedichtband Ina Seidels „Weltinnigkeit“ angeschafft haben.

Ackerknecht.

Silesius, Angelus: Der Cherubinische Wandersmann. Dachau, Einhorn-Verlag. Kart. 4,50 M.

Das gut ausgestattete und mit ausdrucksvollen Holzschnitten verzierte Büchlein bringt eine Auswahl der tiefsinnigen Sprüche des Angelus Silesius. In der bildkräftigen Sprache des 17. Jahrhunderts geben diese Sinnsprüche ein treues Spiegelbild von der innigen Frömmigkeit und der lebensvollen Gescheitheit des schlesischen Mystikers. Ihr Inhalt geht uns heutige Menschen im Grunde noch gerade so viel an wie die Menschen von damals, vor allem jetzt wieder mehr denn je die mahnenden Worte über „Zufall und Wesen“:

> Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht,
> So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

So ist es freudig zu begrüßen, daß durch dieses verhältnismäßig billige und doch würdige Auswahlbändchen auch kleineren Volksbüchereien Gelegenheit gegeben wird, den Besinnlichen unter ihren Lesern wenigstens eine Kostprobe der innerlich so reichen deutschen Mystik zu bieten.

Verglichen mit der umfangreichen Spruchsammlung, die in der Insel-Bücherei erschienen ist, hat das vorliegende Bändchen den Vorzug der größeren Geschlossenheit, bedingt durch seine engere Auswahl.

Frida Endell.

Verkade, Willibrord O. S. B.: Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Maler-Mönches. Freiburg, Herder, 1920. (263 S.) Kart. 5,80 M. u. Zuschläge.

Den in der freien Luft holländischer Jugenderziehung aufgewachsenen Künstler treibt eine innere Sehnsucht zu Gott. Er findet den Weg zur katholischen Kirche und endlich ins Kloster Beuron. Vielleicht erhält für den Zurückschauenden ein oder das andere Jugenderlebnis mehr Gewicht, als es tatsächlich für seine geistige Entwicklung gehabt haben mag. Den entscheidenden Anstoß empfängt er, als er 1890 in Paris sich dem Kreis der aufstrebenden Symbolisten, eines Gauguin, Sérusier, Denis u. a. zugesellt. Wir hören manches kluge Wort über diese Bewegung, einzelne Persönlichkeiten treten greifbar deutlich heraus. Der Künstler geht dann nach der Bretagne, nach Pont-Aven, dann nach Italien. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt im heimatlichen Holland erntet er seine ersten Erfolge in Kopenhagen. Von dort geht er zunächst als Gast nach Beuron, das bald seine endgültige Heim- und Friedensstätte wird. Neben manchem kunst- und kulturgeschichtlich Interessierenden ist es die frische und aufrichtige Innigkeit dieser Künstlerseele, die bis zum Ende fesselt. In der Unruhe und Zerrissenheit unserer Zeit ist es gut, zu wissen, daß es solchen Frieden auch heute noch gibt. Das Buch kann den Büchereien auch protestantischer Gegenden warm empfohlen werden. Die Ausstattung und besonders der Druck der Erzabtei Beuron sind gut.

Schuster.

Welten, Heinz: Der Globus-Apotheker. Ein humoristischer Reiseroman. Berlin, Morawe & Scheffelt [1920]. (392 S.) 16 M., geb. 24 M.

Eine Gesellschaft von fünf Herren und drei Damen unternimmt eine Reise über Kopenhagen und Edinburg nach Island. Zweifellos haben dem Verfasser die Erlebnisse der seligen Frau Wilhelmine Buchholz in Italien als literarisches Muster vorgeschwebt. Der Expeditionsleiter, ein pedantischer Oberlehrer aus Pankow, der reisewütige Globus-Apotheker sowie seine angejahrte Kusine und ihre auf den Mann dressierte Tochter entwickeln eine grotesk-alberne Spleenigkeit, mit breitem

Behagen mitten hineingesetzt in gelungene Naturschilderungen, denen gegenüber eine solche Staffage ziemlich fade wirkt. Daß im Verfolg der Geschehnisse drei Verlobungen zustandekommen, ist eine höchst respektable Leistung. Der, abgesehen von einigen argen Geschmacklosigkeiten, sehr harmlose Roman stellt sich somit alles in allem als eine breit ausgesponnenene „Humoreske“ älteren Stils dar. Rekonvaleszenten als leichteste Diät allenfalls zu empfehlen. Fritz.

D. Kurze Anzeigen.

Bond, A. R.: Bei den Helden der Technik. Durchgesehen von Ing. Alex Buttner. Mit 24 Tafeln u. zahlreichen Abb. 3. Aufl. Stuttgart, Franckh, 1921. (222 S.) Geb. 19,50 M.

Zwei New Yorker junge Leute lernen, echt amerikanisch, als Besucher oder Arbeiter die Wunder moderner Hochbau- und Tiefbau- u. a. Technik kennen. Vierzehn-, fünfzehnjährige Knaben werden das Buch, wenn sie Interesse und Begabung für technische Fragen und Aufmerksamkeit zum Lesen mitbringen, gern und mit Gewinn lesen. Ju.

Bröcker, Paul: Die Arbeitnehmerbewegung. Eine Darstellung ihrer geistigen Entwicklung und kulturellen Macht. Hamburg, Deutschnationale Verlagsanstalt. (114 S.) 2. Aufl. 8,25 M. + Sortiments-Teuerungszuschlag.

Der bekannte Führer des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes entwickelt ein sehr gedankenreiches und groß angelegtes Bild der deutschen Arbeitnehmerbewegung. Er stellt der marxistischen Arbeitnehmerbewegung die deutsch-völkische gegenüber und begründet die Geschichte und die Ziele beider Bestrebungen durch eine Reihe geistreicher Parallelen, die an sich einseitig gesehen, aber auch für den Gegner sehr anregend und vermittelnd zugleich niedergeschrieben sind. D.

Worte von Friedrich Wilhelm Foerster, ges. u. herausg. von H. Peine. Berlin, Dümmler, 1921. (60 S.) Geb. 7,50 M.

Das fein ausgewählte Büchlein will auf deutsche Innerlichkeit hinweisen. Zum Blättern und Nachdenken in stillen Stunden. v. H.

Frekſa, Friedrich: Notwende. München, Georg Müller, 1919. (162 S.) Geh. 5,20 M., geb. 8,45 M.

Drei Geschichten vom Ausgang des 30jährigen Krieges in leicht altertümlicher Stilisierung flott heruntererzählt. Stofflich fallen sie sehr gering ins Gewicht, ebensowenig bedeuten sie gehaltlich sonderlich viel. Die letzte Erzählung ist im Sinne, aber ohne den Witz Boccaccios geschrieben, die beiden andern sind dunkler in der Stimmung gehalten. Dem ganzen mangelt in bedauerlichem Grade der Ernst, den jene Zeit der Notwende, zumal im Gedenken an das heutige nationale Elend, heraufbeschwören sollte. Was Frekſa bietet, sind Belanglosigkeiten in geschichtlichem Gewande, deren wir übergenug haben. Kp.

Hamburg in seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung. Herausgegeben von der Deutschen Auslands-Arbeitsgemeinschaft. 24 Abb. Hamburg, Friederichsen & Co., 1921. (170 S.) Geh. 15 M., geb. 20 M.

Eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder von Fachleuten gibt ein Bild von Hamburgs einstiger Größe. Sie will in weiten Kreisen die Erkenntnis wecken, daß zum Wiederaufbau Deutschlands die Neubelebung aller Kräfte der Hansestadt nötig ist. Ju.

Hausenstein, Wilhelm: Bild und Gemeinschaft. Entwurf einer Soziologie der Kunst. München, Kurt Wolff, 1920. (108 S.) Kt. 7,50 Mk.

Die Ahnungen der Zeit, daß Kunst und Gesellschaft enger zusammenhängen als vorige Generationen glaubten, versucht Hausenstein hier zu formulieren.

Freilich ist es ein gewagtes Experiment, heute schon einen Grundriß der Kunstsoziologie skizzieren zu wollen, wo die notwendigen Einzeluntersuchungen noch nicht vorliegen. Doch veranlaßt die Schrift die Zusammenhänge zu überdenken, die zwischen beiden heute so stark diskutierten Gebieten bestehen. P. O.

Holstein, Christine: Von der Pflugschar in den Hörsaal. Schicksale eines deutschen Landmädchens. Leipzig, Heck, 1920. (162 S.) Geb. 16 M.

Eine starke, ringende Menschenseele, die trotz kümmerlicher Verhältnisse den Hauptwert des Lebens darin sieht, die geheimnisvolle Gotteskraft, die alles wie ein wogendes Meer umfängt, zu durchdringen. Ein Buch, das man gern liest, und das geeignet ist, neuen Mut und neue Freude an der Arbeit zu wecken. v. H.

Im friderizianischen Potsdam. Sechzehn Steinzeichnungen von Konrad Elert. Mit einem Einführungstext von Otto Ernst Hesse. Berlin, Furche-Verlag. 12 M.

Potsdam ist eine so einzigartige bewußte Kunstschöpfung, daß man jeden Versuch freudig begrüßen sollte, diese gleichsam aus dem Nichts geschaffene künstlerische Weltleistung einem weiten Publikum zu erschließen. Da nicht alle Bibliotheken in der Lage sind, sich umfassendere Bildwerke von Potsdam anzuschaffen — ich erwähne hier nur „Potsdam mit den Königlichen Schlössern und Gärten" von Cohn-Wiener (erschienen im Verlage für Kunstwissenschaft) und vor allem „Potsdam. Ein Stadtbild des 18. Jahrhunderts" von Zieler — so sollten sie gern zu diesem Werkchen greifen, das in seiner knappen, aber inhaltreichen Einleitung und einigen zeichnerischen Kunstblättern wohl geeignet ist, den heute nicht ganz entbehrlichen Geist von Potsdam weniger Eingeweihten näher zu bringen und die Eingeweihten in kurzer Zeit froh genießen zu lassen. — Von den für Volksbibliotheken besonders geeigneten Büchern über Potsdam sei noch empfohlen: Fritz Stahl: Potsdam. Eine Biographie. (Berlin-Charlottenburg, Felix Lehmann). Sonst bietet mit das Beste über Potsdams Geist und Gestalt Moeller van den Bruck in seinem auch sonst rühmenswerten Buche: „Der preußische Stil." (München, Piper, 1916.) Eine kurze „Geschichte der Stadt Potsdam" hat Julius Haeckel mit einer Reihe von Mitarbeitern bereits 1912 herausgegeben. Ws.

Krane, Anna Freiin v.: Rex regum. Der König der Könige. Christus-Erzählungen. Cöln, Bachem, (1920). (231 S.) 14,50 M., geb. 18,50 M.

Die neuen Christus-Erzählungen der Anna v. Krane sind nicht ganz gleichmäßig an Wert. Gleichwohl ist wieder eine Reihe von Erzählungen entstanden, die man gern in der Hand des Volkes sehen wird. Einfache Sprache und Reichtum der Erfindung sind ihre besonderen Vorzüge. Sch.

Löffler, Kl.: Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer. Verlag Heinrich Deckmann (Halle a. S.), 1921. (136 S.) 15 M., geb. 20 M.

Ein Buch zu rein idealistischen Zielen, eine Sammlung von Sonntagsgedanken zum deutschen Wiederaufbau, Äußerungen tüchtiger und besonnener Männer aller Parteien (von der ganz radikalen Linken abgesehen). Fachleute aller Erwerbszweige, Politiker, Wirtschaftler, Sozialpolitiker zeichnen kurz die Grundlinien vor, wie sie sich die Entwicklung denken. Sehr viel Altes und Bekanntes wird dabei vorgesetzt, zuweilen auch in Gemeinplätzen geredet, aber eine ganze Reihe von Aufsätzen ragt über diesen Durchschnitt hinaus und ergänzt das Bild der „nationalen und politischen Arbeitsgemeinschaft", zu deren Förderung das Buch zusammengestellt wurde. D.

Neue russische Erzähler. Ausgewählt, übertragen u. herausgegeben von Alexander Eliasberger. Berlin, Furche-Verlag, 1920. (375 S.) 24 M.

Dies Buch ist die erste gute Auswahl der russischen Erzähler des letzten Jahrzehnts. Ausländer, Balmont, Bjelyj, Brjussow, Bunin, Forsch, Hippius, Koschew-

nikow, Kusmin, Mereschkowskij, Prischwin, Remisow, Ropschin, Saizew, Ssadowskoj, Zenskij, Ssologub sind je mit ihrer besten Erzählung vertreten. Sie dürfen in keiner Bücherei fehlen. Ws.

Nordenskiöld, A. E. Frhr. von: Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega (Reisen und Abenteuer Bd. 9). Leipzig, Brockhaus, 1921. (158 S.) Geb. 12 M.

Der Verlag von Brockhaus gibt in seiner Sammlung „Reisen und Abenteuer", der das vorliegende Bändchen angehört, verkürzte, gut ausgestattete Ausgaben berühmter Forschungsreisen. Erschienen sind bereits u. a. Berichte und Schilderungen von Hedin, Schweinfurth, Stanley, Nachtigal, vorbereitet werden Auszüge aus Werken von Shackleton, Slatin Pascha, Mikkelsen, Stanley, Sverdrup, Gilder. Man kann die Sammlung als eine wertvolle Bereicherung der geographischen Volks- und Jugendliteratur auf das beste zur Anschaffung empfehlen, besonders im Hinblick darauf, daß die Originalwerke vielfach vergriffen oder so teuer sind, daß kleinere Büchereien auf ihre Anschaffung verzichten müssen. Fr.

Petsch, Robert: Deutsche Dramaturgie. 1. Band: Von Lessing bis Hebbel. Hamburg, Paul Hartung, 1921. (194 S.)

Läßt nach einer geistvollen Einführung die Dichter selbst zu uns reden. Das Buch ist überaus anregend, kommt aber nur für Leser in Frage, die sich wissenschaftlich mit dem Drama beschäftigt haben oder beschäftigen wollen. Es ist daher in erster Linie Lehrer- und Studentenbüchereien zu empfehlen. v. H.

Schmalz, Friedrich: Großrumänien. Auslandskunde I. Gotha, Perthes, 1921. (224 S.) 10 M.

Behandelt die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen auf Grund eigener Anschauung und eines eingehenden Studiums. Man kann sich nach dem Buch leicht und gründlich über einzelne Fragen unterrichten, es aber auch mit Genuß im Zusammenhang lesen. Bei der Bedeutung, die Rumänien für uns hat, sind dem Buch viele Leser zu wünschen, die aber gewisse Vorkenntnisse haben müssen. v. H.

Schön, Franz: Unser naturwissenschaftliches Weltbild. I. Teil Einführung. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich, 1920. (56 S.) 4 M.

Der Leser soll sich mit Hilfe der vorliegenden Schrift eine Grundlage erarbeiten, die ihn zu einem leichteren Verständnis jedes naturwissenschaftlichen Teilgebiets befähigt. Gute Hilfe für Volkshochschulvorlesungen. v. H.

Schueler, Karl: Brasilien, seine Bedeutung für Auswanderer, Exporteure und Kapitalisten. 30jährige, bis zur Gegenwart reichende Erfahrungen. 101 S. Berlin 1921, Barthol & Co.

Auswanderer-Briefe aus Brasilien. Ratschläge für Auswanderer. Berlin, Birkner & Co. (112 S.)

Das erste Buch nimmt die einzelnen Berufe alphabetisch durch und gibt bei jedem die Aussichten an, das zweite gibt Schilderungen aus dem Leben der Ansiedler. Das erste ist ein Nachschlagebuch, während das zweite dem, der Lust hat auszuwandern, zeigt, was ihn im täglichen Leben erwartet. Außerdem bietet es jedem, der sich für Brasilien interessiert, Unterhaltung und Wissen. Daher ist für Volksbüchereien das zweite unbedingt vorzuziehen. v. H.

Speck, Wilhelm: Ein Quartettfinale. Novelle. (Der Eichenkranz. Bd. 3.) Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. Geb. 5 M.

Eine aus der Seelsorgerperspektive gesehene, schlicht und fein erzählte kleine Geschichte von Schuld und Sühne. Das alte Lied von der jungen Frau, die von ihrem bedeutend älteren Manne in aller Freundschaft vernachlässigt wird und sich mit einem jungen Freunde vergißt, hat der besonders durch seinen Roman

„Zwei Seelen“ bekannte hessische Erzähler hier in das weihnachtliche Quartett von vier alten Herren so stimmungsvoll hineinkomponiert, daß auch der literarisch anspruchsvolle Leser seine Freude daran haben wird. Die Ausstattung ist in Druck und Bild schmuck von der bei den Bänden der Dichter-Gedächtnisstiftung rühmlichst bekannten Güte. E. A.

Tews, J.: Großstadterziehung, 2. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 327.) Leipzig, Teubner, 1921. (128 S.)

Behandelt ein Gebiet, auf dem bis jetzt noch wenig gearbeitet wurde, weshalb vielfach nur Fragen aufgeworfen werden, an deren Lösung jeder mitwirken kann. In vieler Hinsicht eine Materialsammlung, ist das Büchlein für Stadt- und Landbewohner gleich anregend, in erster Linie für Eltern und Lehrer. v. H.

Voltaire, Jean Arouet de: Mein Aufenthalt in Berlin. Herausgegeben und übersetzt von Hans Jacob. München, O. C. Recht, 1921. (84 S.) Geb. 14,50 M.

Diese bisher der breiten Öffentlichkeit entzogene Schrift faßt alle Schmähungen zusammen, die Voltaire auf seinen einstigen Gönner Friedrich II. zu häufen hat. Der große König erscheint hierin als ein Ungeheuer von Selbstsucht, an dem nichts Gutes bleibt: so verleumderisch geschickt weiß Voltaire Wahres und Unwahres in seinem Kopfe zu verbinden, während er von seiner eigenen Ehrlichkeit wie kein anderer überzeugt ist und sich unverstanden fühlt in dem Gedanken der Menschlichkeit. Dies Büchlein ist somit weniger für Friedrich den Großen und seine Zeit als für das Denken eines Mannes wie Voltaire charakteristisch — und hierin ist es, allerdings nur für den kritischen Leser, ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Psychologie des politischen Denkens überhaupt. W.

Weber, Leopold: Asgard. Die Götterwelt unserer Ahnen. Stuttgart, Thienemann, 1920. (130 S.) 15 M.

Eine leicht lesbare, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Darstellung des Inhalts der Edda, die alt und jung Freude macht. Durch geschickt angebrachte Zitate bekommt der Leser gleichzeitig einen Begriff von der Schönheit der germanischen Dichtung und wird durch Hinweise auf den Ursprung der Mythen zu eigenem Nachdenken angeregt. Bei weitem die beste volkstümliche Darstellung der germanischen Sagenwelt, die ich kenne. v. H.

Wolff, Odilo: O. S. B. Mein Meister Rupertus. Ein Mönchleben aus dem 12. Jahrhundert. Freiburg, Herder, 1920. (202 S.) 6,80 M., geb. 8,80 M. u. Zuschläge.

Eine warmherzige Schilderung des Lebens des Rupertus von Deutz, die in ein Lob des Mönchlebens ausklingt. Obwohl die meisten der angeführten Zitate übersetzt sind, ist doch eine gewisse Kenntnis des Lateinischen erwünscht. Größeren katholischen Volksbüchereien zu empfehlen. Sch.

Ergänzung zur Ganghofer-Sammelbesprechung. Während des Druckes dieser Besprechung kündigt der Verlag Bonz an, daß die 4. Serie von Ganghofers Gesammelten Schriften demnächst erscheinen wird. Sie enthält: Ochsenkrieg. Berg und Tal (Erzählungen). Das Kind und die Million. Das große Jagen. Die liebe Kreatur. Die Trutze von Trutzberg. Lebenslauf eines Optimisten. Die Serie erscheint im Gegensatz zu den drei ersten geheftet (150 M.) und gebunden (217,50 M.). Auch sie enthält wenig wertvolles.

Kleine Mitteilungen.

Am 15. und 16. September hat zu Berlin die erste **Tagung deutscher Volksbibliothekare** stattgefunden. Sie war von führenden Männern des Faches einberufen. Die über das ganze Reich sich erstreckende und die Landesgruppen umschließende Arbeitsgemeinschaft gab sich eine feste Organisation unter dem Namen **Büchereiverband.** Dieser umfaßt die Büchereien, die provinziellen Beratungsstellen und die Einzelmitglieder. Im nächsten Heft soll ein ausführlicher Verhandlungsbericht erscheinen.

Das **„Einkaufshaus für Volksbüchereien"** hat im Anzeigenteil des vorigen Heftes eine Entgegnung gegen die „Erklärung" der Schriftleitung in Heft 6—7. veröffentlicht. Wir halten demgegenüber die Behauptungen der „Erklärung" voll aufrecht. Im übrigen verweisen wir auf die Entgegnung, die ein ähnlicher Protest Herrn Leffers in den „Heften für Büchereiwesen", Bd. 6, Heft 3, gefunden hat, wo die Angelegenheit sachlich erschöpfend behandelt ist.

Eine Nordmarkbücherei in Flensburg. Die preußische Regierung hat erfreulicherweise anfangs dieses Jahres für die Bildungspflege in der zweiten Zone von Schleswig-Holstein 5 Millionen ausgeworfen, von denen drei Millionen für das dortige Volkshochschulwesen, zwei Millionen für ein von Flensburg aus die ganze zweite Zone bedienendes Büchereiwesen bestimmt sind. Damit ist zum ersten Male in großzügiger Weise versucht, der für die Wiedergewinnung Nordschleswigs so erfolgreichen dänischen Volksbildungspolitik in friedlichem Wettstreit zu begegnen und zu verhüten, daß noch weitere Nordschleswiger ihrer deutschen Muttersprache und damit dem deutschen Volkstum entfremdet werden. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen für diesen Wettstreit liegen allerdings infolge der Verschiedenheit der Währung in den beiden Nachbarländern so ungünstig für Deutschland, daß wir durch doppelte Rührigkeit, Planmäßigkeit und Zähigkeit jenen materiellen Nachteil auszugleichen suchen müssen. Von hier aus gesehen sind die zwei Millionen für das Büchereiwesen, von denen zunächst nur die Zinsen verwendet werden sollen, bei sachverständiger Verwendung und im Falle der Deckung eines erheblichen Teiles der laufenden Ausgaben (besonders für Räume und Personal) aus anderen Mitteln (der Provinz usw.) als geldliche Grundlage für eine wirkungsvolle Büchereiarbeit gerade ausreichend. Die Verfügung über diese Mittel, sowie die Wahl des neuen Büchereileiters ist örtlichen Instanzen, nämlich dem durch seine bildungspflegliche Tätigkeit rühmlichst bekannten „Wohlfahrts- und Schulverein für Nordschleswig" anheimgestellt worden. (Doch hat sich die Regierung die Bestätigung jener Wahl und die Genehmigung einer etwaigen Antastung des Kapitals vorbehalten.*) Eine solche Wahrung der Bodenständigkeit der neuen bildungspfleglichen Organisation war und ist nicht nur im Hinblick auf die ausgesprochene stammestümliche Eigenart und Freiheitsliebe der Nordschleswiger notwendig, sondern vor allem auch im Hinblick auf die schwere völkische Verantwortung, die gerade mit dieser Büchereiaufgabe verbunden ist. Es erschien daher den verantwortlichen Männern in Schleswig-Holstein bedenklich, in einer Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, die im 7. Heft des laufenden Jahrganges des „Zentralblattes für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen" veröffentlicht wurde, Richtlinien für ihre Arbeit gezogen zu sehen, die eine volle Berücksichtigung jener Forderungen der Bodenständigkeit in Frage stellten. Insbesondere

*) Inzwischen ist Dr. Schriewer, bisher Hilfsarbeiter an der Stadtbibliothek Stettin, gewählt und von der Regierung bestätigt worden.

beunruhigte sie die Ankündigung einer maßgeblichen Zentralstelle für das gesamte deutsche Büchereiwesen in Leipzig, der auch die neue Nordmarkbücherei angeschlossen werden und der dafür ein Teil ihrer Mittel zufließen sollte. Bei einer Sitzung im Flensburger Kreishause am 11. Juni d. J., der die maßgebenden schleswig-holsteinischen Persönlichkeiten beiwohnten, wurde in Gegenwart von Dr. von Erdberg, dem Referenten für Volksbüchereiwesen im preußischen Kultministerium, und auf Grund von gutachtlichen Vorträgen von Walter Hofmann (Leipzig) und Erwin Ackerknecht (Stettin) die Sachlage dahin geklärt, daß von einer bildungspfleglichen Bevormundung der Nordmarkbücherei, sei es von Berlin, sei es von Leipzig aus, völlig abgesehen werden soll, daß nichts von den zu ihrem Ausbau bestimmten Mitteln zur Finanzierung der Leipziger Zentralstelle abgelassen werden soll, daß das Hofmannsche Bücher- und Leserauswahlverfahren, da es der nationalen Tragweite des Nordmarkbüchereiwesens verhängnisvoll werden müsse, hier nicht angewandt werden soll und daß bei der Wahl des für die bildungspflegliche wie nationale Ausnutzung der Mittel entscheidend wichtigen Büchereileiters die örtlichen Instanzen freie Hand haben sollen. Diese Verständigung begrüßen wir im Interesse einer freien Entwicklung nicht nur der so wichtigen Nordmarkbücherei, sondern weiterhin des gesamten deutschen Büchereiwesens um so freudiger, als sie uns auf eine Büchereipolitik des preußischen Kultusministeriums hoffen läßt, die mit wahrhaft paritätischer Hilfsbereitschaft auch die Arbeitsgemeinschaft der nicht an die Leipziger Zentralstelle angeschlossenen Büchereien in großem Stil fördert. Es ist stets unser lebhaftester Wunsch gewesen, daß man beide Richtungen unter denselben Entwicklungsbedingungen und ohne Zwang zu polemischer Kraftvergeudung „ihrer unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nacheifern“ lassen. Dann wird sich ganz von selbst zeigen, wo die größere Kraft der Entwicklung ist.

Der bisherige Studienrat Dr. Winker vom Gymnasium in Berlin-Zehlendorf ist zum 1. Oktober 1921 nach Düsseldorf zum Direktor der städtischen Bücherhallen als Nachfolger von Prof. Dr. Lausberg berufen worden.

„Die Volksbücherei in Oberschlesien“, Zeitschrift des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien, eröffnet nach einer durch die schwierigen Zeitumstände hervorgerufenen Unterbrechung von einem vollen Jahre ihren 14. Jahrgang (Juni 1921). Als Herausgeber zeichnen K. Kaisig und Wilh. Schuster. Wir beglückwünschen die Zeitschrift, die so viele Jahre hindurch bereits von einem Stück wertvollster Kulturarbeit weit über die Grenzen Oberschlesiens hinaus Kunde gegeben hat, zu ihrem Wiedererscheinen und hoffen, daß trotz der politischen und nationalen Erregungen der letzten Zeit die von ihr verfolgten Bestrebungen weiter ausgebaut und zu fruchtbarer Arbeit zurückgeführt werden können. Das erste vorliegende Heft des neuen Jahrganges gibt u. a. einen Überblick über die mannigfachen der Bildungspflege in Oberschlesien gewidmeten Organisationen.

Das Lichtspiel im Dienste der Jugendpflege. Im Rahmen von 4 Jugendpflegerkursen, welche im August und September d. J. auf Veranlassung des Wohlfahrtsministeriums an den Züllchower Anstalten stattfanden, veranstaltete der Bilderbühnenbund Deutscher Städte E. V. Stettin im Hörsaal der Stettiner Stadtbücherei Lehrfilmvorführungen, um den Teilnehmern der Kurse die Bedeutung des Lichtspiels für die Jugendpflege vor Augen zu führen. Es wurden Filme aus den Beständen des Bilderbühnenbundes, der Deutschen Lichtspielgesellschaft Berlin, sowie der Ufa-Kulturabteilung Berlin gezeigt. Den Begleitvortrag hielt der Geschäftsführer des Bilderbühnenbundes, Studienrat Dr. Warstat.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 10

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege“** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 10

Büchereitagung und Büchereiverband.

Am 15. und 16. September fand im Charlottenburger Rathause eine Büchereitagung statt, zu der sich über 40 Vertreter und Vertreterinnen von größeren deutschen Büchereien eingefunden hatten. Es befanden sich darunter die Leiter der Stadtbüchereien von Berlin, Charlottenburg, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt a O., Guben, Halberstadt, Kiel, Memel, Schöneberg, Spandau, Steglitz und Stettin, der städtischen Bücherhallen in Düsseldorf, der Kruppschen Bücherhalle in Essen, der Nordmarkbüchereien in Flensburg, der öffentlichen Bücherei und Lesehalle in Lübeck und der öffentlichen Lesehalle für ethische Kultur in Berlin, sowie der Leiter der staatlichen Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen in Bayern. Die Einberufung war von Ackerknecht und Fritz ausgegangen, nachdem sie beim letzten Bibliothekarstag in Wernigerode bei den dort anwesenden Vertretern volkstümlicher Büchereien die einhellige Überzeugung festgestellt hatten, daß es angesichts der gegenwärtigen büchereipolitischen Lage höchste Zeit sei, die Büchereitagung, die schon vor dem Kriege immer wieder geplant wurde und nie stattfand, nunmehr endlich abzuhalten.

Es wurde denn auch zu Beginn der Tagung von Fritz, der die Tagung eröffnete, und dann eingehender von Ackerknecht, der am ersten Verhandlungstage den Vorsitz führte, darauf hingewiesen, daß die Versammlung einer ganz besonderen, sehr ernsten Sachlage gegenüberstehe, welche namentlich durch die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über „die freie Volksbildungspflege in Schleswig-Holstein (2. Zone)" vom 17. Januar 1921 und durch die von seiten unserer Arbeitsgemeinschaft daran anschließenden Abwehr- und Verständigungsversuche gekennzeichnet sei. Dieser Sachlage müsse dadurch Rechnung getragen werden, daß die Aussprache sich streng konzentriere auf diejenigen Grundforderungen, in denen wir alle einig seien und die es jetzt in freudiger Unterordnung unter das gemeinsame Berufsideal und mit einem Minimum von Polemik herauszuarbeiten und dem Ministerium, dem Städtetag und der bildungspfleglich interessierten Öffentlichkeit gegenüber tatkräftig zu vertreten gelte. Diese erste Büchereitagung müsse eine konstituierende sein, die endlich unserer Arbeitsgemeinschaft in Gestalt eines festen Verbandes den planmäßigen Ausbau im Innern und die nötige Stoßkraft nach außen gewährleistet. Regelmäßige jährliche Volksbüchereitagungen vor oder nach dem deutschen Bibliothekarstage sollen folgen.



Es wurde dann im Laufe des ersten Verhandlungstages folgende Tagesordnung durchberaten:

1. Ausbau der Berliner „Zentrale für Volksbücherei" zu einer Geschäftsstelle (auch Auskunfts- und Vertrauensstelle) unserer Arbeitsgemeinschaft, insbesondere bezüglich der Sammlung von büchereistatistischem und büchereitechnischem Material, bezüglich der Arbeitsteilung unseres Besprechungswesens (im Zusammenwirken mit der Schriftleitung der „Bücherei und Bildungspflege") bezüglich des gemeinsamen Büchereinkaufs und bezüglich der Ausbildung und des Nachweises von gründlich und vielseitig vorgebildetem Personal.
2. Organisation der „Beratungsstellen".
3. Vorbildung und Ausbildung.
4. Vertretung der Volksbibliothekare im „Verein deutscher Bibliothekare" und in der Diplomprüfungskommission.

(Der 5. Punkt der Tagesordnung. „Volksbücherei und Volkshochschule", wurde, wie vorgreifend bemerkt sei, aus Zeitmangel zurückgestellt für die Tagesordnung des nächsten Büchereitages.)

Zu Punkt 1 der Tagesordnung berichtete Ackerknecht, wobei er folgende Leitsätze zugrunde legte:

1. Die deutschen Büchereien brauchen eine Zentralstelle, in der ihre Arbeitsgemeinschaft sich verkörpert. Diese Zentrale hat, getragen von dem Vertrauen und gespeist durch die Erfahrungen sämtlicher ihr angeschlossener Büchereien, alle Sammelaufgaben zu leisten, die von den einzelnen Büchereien nicht bewältigt werden können, und sie hat ferner eine zweckmäßige Arbeitsteilung auf den Gebieten anzubahnen und im Gang zu halten, wo nur ein planmäßiges Zusammenwirken der Volksbüchereipraktiker zu neuen, die Gesamtentwicklung unseres Büchereiwesens fördernden Ergebnissen führen kann.
2. Die Sammelaufgaben, auf die sich wiederum der größte Teil der Auskunftstätigkeit einer solchen Zentralstelle (Auskünfte an Büchereien, Behörden und Private) aufbaut, wird sich vor allem auf verwaltungsstatistisches und büchereitechnisches Material beziehen müssen, sowie auf den gemeinsamen Büchereinkauf.
3. Die Arbeitsteilung wird zunächst vor allem beim Besprechungswesen einsetzen müssen, das seinerseits wieder für die Tätigkeit der Einkaufsstelle von größtem Wert sein wird.
4. Eine Sonderaufgabe der Zentralstelle, bei der ebenso ihre Bedeutung als Sammel- und Auskunftsstelle wie ihre Bedeutung als Vertrauensstelle für eine planmäßige, wenn auch örtlich begrenzte Arbeitsteilung in die Erscheinung tritt, ist die Schaffung einer vielseitigen und gründlichen Ausbildungsgelegenheit für Büchereipersonal.

5. Zu allen diesen Einrichtungen sind Ansätze vorhanden in der „Zentrale für Volksbücherei“ in Berlin (besonders in deren Büchereischule), an die anzuknüpfen vom arbeitsökonomischen wie vom büchereipolitischen Standpunkt aus geboten erscheint.

Zu Leitsatz 2 bemerkte der Berichterstatter besonders, daß die Sammlung von büchereistatistischem Material vor allem eine vollständige und stets auf dem laufenden zu haltende Kartothek aller wirklich bestehenden Volksbüchereien Deutschlands enthalten müsse, an deren Aufstellung insbesondere die Beratungsstellen und provinziellen Büchereiverbände mitzuhelfen hätten, da ihnen (im Unterschied von den Regierungsbehörden) zuverlässig bekannt sei, wo öffentlich zugängliche Bücherbestände vorhanden sind, die den Namen einer Bücherei verdienen; ferner müsse diese Sammlung enthalten alle erreichbaren Feststellungen über Gehälter, Zuständigkeit, Titel, Haushaltpläne (besonders über die Mittel für Bücheranschaffung und für Buchbinderei), Bestand und Benutzung. Die Sammlungen des büchereitechnischen Materials müssen alles auf Räume, Mobiliar, Buchstoffe, Kataloge, Systematiken, Kartotheken, Ausleihetechniken und Formulare Bezügliche enthalten.

Zu Leitsatz 3 berichtete Homann eingehender, wobei er seine Meinung über die Zentralisierung der büchereimäßigen Buchkritik in folgende Leitsätze zusammenfaßte:

1. Die Zentralstelle soll keine Zensurstelle sein, sondern sie soll Kritiken sammeln, vermitteln und verarbeiten.
2. Sie sammelt:
   a) originale bibliothekarische Buchkritiken, die in der Zeitschrift der Zentrale erscheinen,
   b) alle besprechenden Listen, Kataloge usw., die innerhalb einzelner Büchereibetriebe entstehen und der Zentrale zur Verfügung gestellt werden müssen,
   c) das brauchbare Kritikenmaterial aus den wichtigsten literarischen und fachwissenschaftlichen Zeitschriften.
3. Für die schöne Literatur wird stets die bibliothekarische Kritik die Grundlage bilden, für die wissenschaftliche können und müssen oft Fachzeitschriften und einzelne Fachwissenschaftler die Grundlage liefern, die von Bibliothekaren überprüft und ergänzt werden sollte.
4. Die Sammelarbeit der Zentrale wäre von den Beratungsstellen zu ergänzen für einige Sondergebiete: Heimatliteratur, vielleicht auch katholische Literatur im engsten Sinne*).
5. Die Mitteilung der Besprechungen geschieht in folgenden Formen:

*) Es wurde bei der Besprechung dieses Leitsatzes dem besonderen Wunsche Ausdruck gegeben, in Arbeitsfühlung mit dem Borromäusverein zu treten.

a) Originalbesprechungen in der Zeitschrift der Zentrale (ihre Zahl müßte etwa auf das 5fache erhöht werden, von 400 auf 1200 jährlich).
b) Sammelbesprechungen aus einzelnen Wissenschaftsgebieten, über besonders wichtige Fragen, Autorensammelbesprechungen usw. (Stets mit Charakteristiken für Leser und Bibliothekar.)
c) Besprechungen der wichtigsten Bücher (eiserner Bestand aller Volksbüchereien) in Kartothekform.

6. Die Zentralstelle für Buchkritik erfordert außer der Besoldung einer Assistentin folgende Mittel:

Zeitschriften und Handbücherei . . .	12000 Mk.
Für Besprechungsexemplare, die die Verleger nicht liefern	3000 „
	15000 Mk.

7. Im Interesse der Buchkritik ist dringend erforderlich, eine Erhöhung des Zuschusses für die Zeitschrift, die eine Erweiterung von 20 Bogen auf etwa 50 Bogen jährlich ermöglicht.

Homanns eingehender Bericht über den Ausbau der bei der Stettiner Stadtbücherei untergebrachten „Einkaufsstelle" der provinziellen Büchereiverbände zu einer allgemeinen Einkaufsstelle deutscher Büchereien gipfelte in der Forderung, die nicht autoritative Form beizubehalten, die Geschäftsstelle vorläufig noch in Stettin zu belassen und die gewünschte Entwicklung dadurch zu ermöglichen, daß sich alle Büchereien durch Vorschläge und Bestellungen rege beteiligen, besonders aber durch vorschußweise Anzahlung von mindestens 10% ihrer reinen Bücheranschaffungsmittel (sozusagen auf genossenschaftlichem Wege), ein hinreichendes Betriebskapital beschaffen, und daß das preußische Kultusministerium von den zur Unterstützung der Volksbücherei ausgeworfenen Mitteln 15% der Einkaufsstelle überweise, damit sie ihre Personalkosten decken kann*).

Zusammenfassend stellte Ackerknecht fest, daß eine solche Zentrale, wie wir sie brauchen — vorausgesetzt, daß sie die Erbschaft der bereits bestehenden Berliner „Zentrale für Volksbücherei" (einschl. ihrer Schule) übernehmen kann und zugleich als Träger der Einkaufsstelle gelten soll — zum mindesten im Rahmen folgenden Haushaltplanes wirtschaften müsse:

Sächliche Ausgaben.

Lehrmittelsammlung und Handbücherei (einschl. Zeitschriften) einmalig 30000.— Mk., laufend	20000.— Mk.
Bureaumaterial, Postgebühren usw.	15000.— Mk.
Inventar	3000.— Mk.
Reisefonds	3000.— Mk.
Miete	3000.— Mk.
Beleuchtung und Heizung	12000.— Mk.
Material für Hausbuchbinderei	7000.— Mk.
Übertrag	63000.— Mk.

*) Wer über die Einkaufsstelle und ihre wirtschaftlichen Vorteile Näheres zu erfahren wünscht, der wende sich brieflich an die Schriftleitung unserer Zeitschrift.

Übertrag 63000 Mk.

Persönliche Ausgaben
(nach Berliner Ortsklasse zu veranschlagen).

Leiter, 11. Gehaltsstufe .	13 700 + 93 % = rund 27 400.—	Mk.
Buchhändlerischer Sekretär, 8. Gehaltsstufe mit Aufrückung in 9	9800 + 93 % = rund 19 600.—	Mk.
Sekretärin, 7. Gehaltsstufe mit Aufrückung in 8 .	9200 + 93 % = rund 18 400.—	Mk.
Assistentin, 7. Gehaltsstufe	9200 + 93 % = rund 18 000.—	Mk.
Wissenschaftl. Hilfsarbeiter, nach Tarif bezahlt	rund 18 000.—	Mk.
Hilfsarbeiterin (zugleich Schreibhilfe), nach Tarif bezahlt	rund 15 000.—	Mk.
2 Laufjungen (14—16 Jahre), nach Tarif bezahlt	rund 15 000.—	Mk.
Scheuerfrau, nach Tarif bezahlt	rund 4 500.—	Mk.
Hausbuchbinder, nach Tarif bezahlt . . .	rund 18 000.—	Mk.
	214 300.—	Mk.

Die Schule würde sich insofern selbst tragen, als bei einer Höchstzahl von 35 Schülerinnen, die künftig nicht mehr überschritten werden dürfte, die Einnahmen aus Schulgeldern bei einjährigem Lehrgang 35000.— Mk.: bei zweijährigem Lehrgang (also zwei nebeneinander herlaufenden Klassen) 70000.— Mk. betragen, während die Dozentenhonorare im 1. Fall ungefähr 25000.— Mk., im zweiten ungefähr 45000.— Mk. ausmachen. Im 2. Falle könnten also aus diesen Einnahmen noch alle Ausgaben, die aus der Hausbuchbinderei entstehen, mitbestritten werden.

Die Versammlung erklärte sich mit allen Richtlinien und Forderungen einverstanden, die von den beiden Berichterstattern aufgestellt worden waren.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung berichtete Ackerknecht an der Hand folgender Leitsätze:

1. Die Beratungsstellen für das Volksbüchereiwesen einzelner Landesteile sollen grundsätzlich nur von Leitern größerer volkstümlicher Büchereien verwaltet werden. Deren Hauptpflichten sind: Fühlungnahme mit den Büchereien und Büchereiverwaltern ihres Landesteils durch persönlichen Besuch, beratender Schriftwechsel mit Büchereien und Behörden (Anregungen in Gestalt von Rundschreiben, individuelle Auskünfte und Gutachten, bes. auch über Verteilung der Zuschüsse, über Kreiswanderbüchereien usw.), Vermittlung des Einkaufs von Büchern und Büchereimaterials und Veranstaltungen von Lehrgängen.
2. Der Leiter der Beratungsstelle, dessen Tätigkeit in der Regel ehrenamtlich sein wird, hat für die Zuziehung vollwertig besoldeter Hilfskräfte und für Einführung des biblio-

thekarischen Nachwuchses auch in diese Geschäfte zu sorgen.

3. In den preußischen Provinzen (Ostpreußen, Grenzmark, Hessen-Nassau), bzw. Regierungsbezirken (Potsdam, Berlin, Liegnitz, Magdeburg, Erfurt, Köln, Aachen, Koblenz, Trier) und in den deutschen Bundesstaaten, die noch keine Beratungsstellen besitzen, sollen solche baldigst eingerichtet werden.

4. Überall soll vom Leiter der Beratungsstelle ein Verband seiner Büchereien gegründet werden, durch den diesen ihre Arbeitsgemeinschaft und ihr wirtschaftliches Zusammenwirken gesichert wird.

Die Versammlung schloß sich diesen Leitsätzen an.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung berichtete Ackerknecht, bezugnehmend auf die Leitsätze, welche Rothhardt auf dem Bibliothekarstag in Wernigerode aufgestellt und über welche seinerzeit auf Antrag Ackerknechts eine Aussprache nicht stattgefunden hatte. Es zeigte sich, daß diesmal die Zeit nicht hinreichte, um die Forderungen zu formulieren, die an Stelle der Rothhardtschen Leitsätze dem nächsten Bibliothekarstag zur Kenntnis gegeben werden können. Das Thema soll auf die Tagesordnung des nächsten Büchereitages gesetzt und inzwischen kommissionsweise weiter bearbeitet werden. Als gemeinsame Überzeugung der Versammelten kann jedoch jetzt schon angemerkt werden, daß von jedem Anwärter auf feste Anstellung im Dienst einer volkstümlichen Bücherei der Nachweis einer erfolgreichen Lehrzeit an mindestens einer qualifizierten Bücherei gefordert werden müsse und daß bei der Frage nach dem Erfolg jener Lehrzeit vor allem maßgebend sein solle:

Menschliche Reife und Hingebungsfähigkeit,
Verständnis für die volkserzieherische Aufgabe der Bücherei,
Geschicklichkeit in der Menschenbeurteilung und Menschenbehandlung,
Literarische Urteilsfähigkeit und Belesenheit,
Sinn für die organisatorischen und technischen Forderungen des einzelnen Büchereibetriebes wie des gesamten Büchereiwesens.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung berichtete Nörrenberg. Er hatte durch Rücksprache mit dem Vorsitzenden des „Vereins Deutscher Bibliothekare" unmittelbar zuvor festgestellt, daß die Aufnahme eines Vertreters der volkstümlichen Büchereien in den Ausschuß des Vereins beim nächsten Bibliothekarstage erfolgen soll und auch auf die Angliederung eines Volksbüchereitages an den Bibliothekarstag künftig Bedacht genommen werde. Im übrigen stimmte die Versammlung folgenden Leitsätzen des Berichterstatters zu:

1. Bei Ersatzwahlen für die preußische Diplomprüfungskommission soll künftig der Leiter der Zentrale für Volksbücherei gutachtlich gehört werden. Dieser soll seinerseits zuvor mit dem Ausschuß des Büchereiverbandes die zu machenden Vorschläge beraten.

2. Bei einschneidenden Maßnahmen der Bibliotheksabteilung des preußischen Kultusministeriums oder des Beirates sollen Vertreter des Büchereiverbandes zugezogen werden.
3. Der Beirat für Bibliotheksangelegenheiten (in Preußen) soll ergänzt werden durch Hinzuziehung von Vertretern der volkstümlichen Büchereien nach Anhörung des Büchereiverbandes.

Als wichtigstes büchereipolitisches Ergebnis des 1. Verhandlungstages ist schließlich noch zu buchen, daß sich die Versammlung zu einem **„Büchereiverbande“** zusammenschloß, dem sämtliche Anwesenden — zunächst als persönliche Mitglieder — beitraten. Der Verband wird Beratungsstellen, provinzielle Büchereiverbände und Büchereien als korporative Mitglieder, Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen als Einzelmitglieder aufnehmen und sich nach Bedarf in Landesgruppen gliedern. Der von der Versammlung eingesetzte geschäftsführende Ausschuß (Ackerknecht, Bauernstein, Fritz, Homann, Plage), dem korrespondierende Mitglieder“ (Brunn, Heidenhain, Höpfl, Kaisig, Nörrenberg, Sulz) zur Seite stehen, wird demnächst die Geschäftsordnung ausarbeiten und bekanntgeben.

Am 2. Verhandlungstage beteiligten sich vormittags dankenswerterweise auf Einladung der Versammlung als Vertreter des preußischen Kultusministeriums der Fachreferent Dr. v. Erdberg und als Vertreter des deutschen Städtetages der Syndikus der Zentralstelle des deutschen Städtetages Beigeordneter Dr. Meyer-Lülmann. Ihnen wurden die Ergebnisse der bisherigen Verhandlungen mit der Bitte um Stellungnahme vorgelegt.

Dem Ministerialreferenten galten vor allem die oben skizzierten Forderungen zu Punkt 1 der Tagesordnung. Leider war er nicht in der Lage, irgendwelche konkreten Mitteilungen über die neuerlichen Absichten des Ministeriums bezüglich der Schaffung von zentralen Arbeitshilfen für das preußische Volksbüchereiwesen zu machen; er konnte nur feststellen, daß der in jener Denkschrift über die Volksbildungspflege in Schleswig-Holstein mitgeteilte Plan einer Reichs-Zentrale in Leipzig aufgegeben sei und daß er bereit sei, sich über unsere Vorschläge weiter mit den Vertretern des Büchereiverbandes zu besprechen. Der Vertreter des Städtetages äußerte seine Sympathie für unsere Absicht, die Einkaufsstelle in der geplanten Weise weiter zu entwickeln, und hielt eine vorschußweise jährliche Beisteuer zum Betriebskapital aus den Anschaffungsmitteln der einzelnen Stadtbüchereien angesichts der großen wirtschaftlichen Vorteile, welche die einzelnen Büchereien genössen, wohl für möglich. Der Städtetag werde gegebenenfalls einer weiteren Erörterung der Angelegenheit gerne Raum gewähren.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung wurden dem Ministerialreferenten die in den obigen Leitsätzen enthaltenen Forderungen vorgelegt, zu denen noch folgende hinzukamen: endlich eine Versammlung aller Leiter von preußischen Volksbücherei-Beratungsstellen ins Ministerium einzu-

berufen, im Haushalt der einzelnen Beratungsstellen die regelmäßige Veranstaltung von Lehrgängen (alle 2 Jahre) vorzusehen, die bisher den einzelnen Provinzen, bzw. Regierungsbezirken zugeflossenen Mittel zur Unterstützung der ländlichen Büchereien auch weiterhin zu gewähren und der gutachtlichen Verteilung durch die Beratungsstellen, wo solche bestehen oder eingerichtet werden können, zu überantworten und durch eine Anweisung an die Kreiswohlfahrtsämter dafür zu sorgen, daß diese auf das Vorhandensein und auf die Bedeutung der Beratungsstellen hingewiesen werden und ihnen zur Pflicht gemacht wird, bei der Einrichtung bzw. Neuordnung von Kreiswanderbüchereien die zuständige Beratungsstelle gutachtlich zu hören. Der Ministerialreferent versicherte, daß auch ihm diese Forderungen sehr am Herzen lägen und er für ihre Durchführung (bezüglich der Anweisungen an die Kreiswohlfahrtsämter durch Fühlungnahme mit dem Wohlfahrtsministerium) eintreten werde.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung wurde dem Vertreter des Städtetages dargelegt, der Büchereiverband lege allergrößten Wert darauf, daß der Städtetag die von uns aufzustellenden Richtlinien für die Vorbildung von Volksbibliothekaren und Volksbibliothekarinnen seinen Mitgliedstädten seinerzeit offiziell empfehle und daß er sie insbesondere darauf hinweise, daß eine die Besetzung von leitenden Büchereistellungen mit büchereitechnisch und büchereipädagogisch unerprobten Außenseitern heute nicht mehr zu rechtfertigen sei (so wenig wie die Einstellung von Dilettanten in andere Gebiete der städtischen Verwaltung — etwa das Gesundheitswesen oder das Schulwesen —, zu deren verantwortlicher Leitung besondere Fachkenntnisse notwendig sind). Die Berechtigung dieser Forderung wurde von dem Städtetagsvertreter anerkannt und anheimgestellt, seinerzeit einen förmlichen Antrag an den Städtetag zu stellen.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung legte Nörrenberg dem Ministerialreferenten die oben mitgeteilten Forderungen vor. Dieser verwies darauf, daß sie, soweit sie sich auf die Diplomprüfungskommission und auf den Beirat bezögen, dem Referenten für das wissenschaftliche Bibliothekswesen vorgelegt werden müßten; er sei bereit, mit diesem vorläufig im Sinne unserer Wünsche zu sprechen.

Der Nachmittag des 2. Verhandlungstages brachte zunächst eine zwanglose Aussprache über die Ausbildung der Volksbibliothekarinnen, bei der viele lehrreiche Erfahrungen zur Sprache kamen, die aber auch bewies, wie nötig es ist, daß über dieses wichtige Thema auf künftigen Büchereitagen weiterverhandelt wird. Der Rest der Zeit war der Besprechung des weiteren taktischen Verhaltens des Büchereiverbandes dem preußischen Kultusministerium gegenüber gewidmet. Es trat dabei eine ziemlich allgemeine Enttäuschung darüber zutage, daß es von seiten des Ministerialvertreters im wesentlichen wieder bei allgemeinen Beteuerungen seines guten Willens zu paritätischer Hilfsbereitschaft geblieben war. Hoffentlich gelingt es der sehr starken preußischen Landesgruppe des Büchereiverbandes, mit dem Ministerium

endlich zu praktischen Ergebnissen bezüglich der auf diesem ersten Büchereitag verhandelten Lebensfragen des deutschen Büchereiwesens zu gelangen!

Die künstlerische Figurenbühne der Stadt Aschersleben.

Von Stadtbaurat Dr. Heckner.

Aschersleben hat 28 000 Einwohner. Im Monat April 1920 hat das Proletariat der Stadt nachgewiesenermaßen 33 000 Mk. nach den beiden Kinos getragen, täglich also mehr als 1000 Mk. Rund 15 500 Kinder besuchten im April die beiden Filmtheater.

Solche Zahlen, im Zusammenhang mit dem dimensionslosen Schund, den Kinos bringen, haben es den städtischen Behörden der Stadt Aschersleben verhältnismäßig leicht gemacht, auf Vorschlag des Verfassers 20 000 Mk. für eine künstlerische Figurenbühne (Marionettentheater) anzulegen. Als die Stadt München seinerzeit einer gleichen Bühne ein eigenes Theatergebäude errichtete, hat sie ganz gewiß nicht ihre schlechteste Geldanlage getätigt.

Figurenspiele kennen die Kulturvölker aller Zeiten. Das Puppenspiel von Dr. Faust entstand z. B. schon vor Jahrhunderten auf deutschem Boden. Der Engländer Marlow, der Vorläufer Shakespeares, bearbeitete „Life and death of Dr. Faustus" schon um 1588. Das Spiel kam ganz früh durch Überlieferung auf uns und ist dann im 17. Jahrhundert zum erstenmal niedergeschrieben worden. Heute verfügt jeder Puppenspieler über seinen eigenen Faust. Auch Goethes Werk „Faust", das auf dem Puppenspiel sich aufbaut, entzieht sich nicht der Mitwirkung des Hanswurstes, dieses parodistischen Gegenbildes faustischen Strebens. Denkt keinesfalls kindisch über unser Unternehmen! Goethes Puppentheater wird heute noch gezeigt. In seinen Werken hält er es für wichtig genug, mehr als einmal eingehend davon und von seinem Entzücken über solche Einrichtungen zu sprechen; Theaterstücke für die Figurenbühne sind uns von ihm erhalten. Auch Stendhal unterzieht in seinem Werke „die Reise nach Italien" die italienische Figurenbühne einer eingehenden Würdigung. In helles Entzücken gerät er besonders über ein Ballett von verblüffender Wirkung. Die Oper „Bastien und Bastienne" des 12jährigen Mozart und ähnliche kleine Singspiele lassen sich auf der Figurenbühne entzückend wiedergeben. Graf Pocci hat für Figurenbühnen etwa 100 Stücke geschrieben. Solche urdeutsche Bühnenkunst — um eine solche handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes — wird heute nur noch von wenigen Künstlern und von einem Völkchen fahrender Leute gepflegt. Diese Kunst darf keinesfalls aussterben. Sie muß aus dem Winkel, in den sie sich geflüchtet hat, gerade heute wieder hervorgeholt werden. Es ist erfreulich, daß jetzt wieder unsere besten Bildhauer, wie z. B. Wackerle, zum Schnitzen der Charakterköpfe der Puppen bereit sind und anerkannte Bühnenkünstler wieder Figurenbühnen ausstatten, genannt sei nur Stern, der führende Bühnenkünstler des Deutschen Theaters zu Berlin.

Unsere Ascherslebener Bühneneinrichtung ist in allen Teilen aus Künstlerhänden hervorgegangen. Auf ihr ist oft im Münchner Künstlerhaus gespielt worden; wir haben sie im gebrauchten Zustand erworben.

In bezug auf die Einrichtung, Beleuchtung, Ausstattung und Personal kann sie sich mit großen Bühnen messen. Natürlich alles maßstäblich verkleinert. Die Figuren, über 50 Personen, das Viehzeug ungerechnet, sind 40 cm hoch. Die Illusion für den Besucher ist vollständig. Neben den Erwachsenen werden natürlich ganz besonders die Kinder bedacht. Wer hat bisher den angeborenen Drang der Kinder auf diesem Gebiete ausgelöst oder auch nur beachtet? Wer hat auf diesem Gebiete belehrt oder sich um das Kind auch nur gekümmert? Und wie fesselnd wirken die Märchenstoffe auf der kleinen Bühne, die guten alten Volksmärchen vom Blaubart und Dornröschen, von den drei Wünschen, vom gestiefelten Kater, vom Menschenfresser, Drosselbart und wie sie alle heißen mögen. Unsere Kleinen werden nun alles das sehen, wovon sie schon soviel nur gehört haben. Welch ein Auslösen phantastischer Kräfte ist da möglich! Und dazwischen immer der gute Kasperl Larifari. Über ihn könnte man allein Bände schreiben. Er sorgt dafür, daß nur Gesundes und Frisches geboten wird; so kann er es ruhig wagen, mit lachendem Munde manch treffende Wahrheit zu sagen, und Kasperl, der lachende Moralist, wirkt sicherer als die schönste Moralpauke. Viel Gutes und Wahres bekommt die kleine Welt zu hören, und sie läßt es sich in dieser Form gern gefallen. Die uralte Aufgabe der Komödie ist ja erzieherisch. Unser kleiner Kunsttempel, in der Aula des Gymnasiums eingerichtet, ist uns deshalb in erster Linie ein Erziehungsmittel, das seine Aufgabe um so sicherer erfüllt, je weniger der Betreffende merkt, daß er hier erzogen werden soll. Und weil die Großen außerdem die Freude haben, sich an der kindlichen Zuschauer lebendiger Anteilnahme zu weiden, so haben sie davon doppelten Genuß.

Viele konnten nicht begreifen, wie eine Stadt für eine Marionettenbühne 20000 Mk. ausgeben könne. Ich meine, daß selten ein gleich großer Betrag besser angewendet worden ist. Relativ gesprochen war das Theaterchen der gewinnbringendste unter den werbenden städtischen Betrieben; nach 10monatigem Betrieb mit 90 Vorstellungen buchten wir einen Gewinnüberschuß von 6730.— Mk. neben vielem moralischen Erfolg, der sich nicht buchen läßt. Wir hatten in der Spielzeit 15929 Personen als Besucher, also durchschnittlich 160 pro Vorstellung. An Theaterstücken ist kein Mangel, weder für die Großen noch für die Kleinen.

Organisation ist Kleinarbeit, beim Puppentheater ganz besonders. Die Sache fällt und steht mit der Begeisterung der treibenden Kraft, die hinter dem Ganzen steht. Der Lorbeer wird auch hier keineswegs mühelos errungen.

Nach einer Sommerpause haben wir den Kunsttempel zum zweitenmal geöffnet. Der Erfolg: Hunderte müssen umkehren wegen Platzmangels. Er ist und bleibt unwiderstehlich der gute, tapfere, nie besiegte Kasperl Larifari.

Aus Hessen.

Im Aprilheft 1920 der „Bildungspflege" hatten wir bereits einmal Gelegenheit, über die Volksbildungsarbeit in Hessen zu berichten. Es geschah an der Hand einer großen Flugschrift der „Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen", an deren Spitze Direktor Heinrich Hassinger steht. Wir begrüßten damals das entschlossene Vorgehen des hessischen Staates, das eine gesündere Entwicklung und frühere Früchte verspreche als die Wirksamkeit vieler privater Bildungsorganisationen. Wir billigten das hochgesteckte Erziehungsziel der hessischen Zentrale und vermerkten mit Genugtuung ihre genaue Übereinstimmung mit dem Arbeitsfeld unserer Zeitschrift. Mit Recht war auch, wie wir besonders erwähnten, dem volkstümlichen Büchereiwesen ein Hauptplatz unter den Erziehungsmitteln eingeräumt, und der „Südwestdeutsche Büchereitag" in Darmstadt unter der Leitung Walter Hofmanns (Sept. 1920) hat ja dann noch deutlicher zum Ausdruck gebracht, mit welchem Ernst, welch tiefem Verantwortungsgefühl man die Arbeit auf diesem Gebiet anzugreifen gewillt war. Wir schlossen unseren Bericht in der freudigen Hoffnung, auch weiterhin in Zielen und Wegen der bildungspfleglichen Kleinarbeit mit Hessen zusammenzutreffen.

Eine Frucht solcher Kleinarbeit liegt uns heute vor. Es ist ein „Verzeichnis hessischer Heimatliteratur", herausgegeben von der genannten Zentralstelle und bearbeitet von dem Darmstädter Bibliothekar Ph. Weber (Darmstadt, Roether 1921, 15 S., 2.25 M.). Eine hochgestimmte „Kundgebung" (endlich ein artiger Ersatz für „Waschzettel"!) aus der Feder Hassingers begleitet das Heft. Sie gibt aufs neue Zeugnis von dem Arbeitseifer und der großzügigen und gewandten Werbetätigkeit in Hessen. Sie ist zugleich ein warmes Bekenntnis der Liebe zur Heimat, der das Verzeichnis seine Entstehung verdankt, ja zum ganzen deutschen Vaterland: „Die antäische Berührung mit der geistigen Heimaterde ist dazu berufen" (!), Vertrauen auf die Tüchtigkeit unseres Volkes zu geben. „Die Zauberkräfte frischen Heimatgefühls" brauchen wir zum Wiederaufbau usw. Kurz, wir durften nach dieser Kundgebung mit Sicherheit erwarten, hier einen „zuverlässigen Führer" durch „das Gute und Brauchbare" des hessischen Schrifttums vorzufinden, der sich den schon bekannten Literaturverzeichnissen für andere Gaue würdig anschließen würde. Ja, wir durften sogar auf eine Musterleistung gespannt sein.

Wir schlagen auf. Das Vorwort, gleichfalls von Hassinger, klingt etwas gedämpfter. Danach handelt es sich nur um ein „einfaches Verzeichnis", das zunächst dem praktischen Bedürfnis der Darmstädter Zentrale dient. Es soll ihre Beratungsarbeit durch generelle Auskunft auf die zahlreich einlaufenden Anfragen erleichtern helfen. Im übrigen wiederholt sich der Verfasser, nur weniger glücklich. Es ist eine ziemlich wirre, redselige Gedankenkneterei unter fortwährender Benutzung der gleichen Wendungen. „Gebabbel" nennt man das in Hessen. Die Zeit zum Diktat und dann zur Korrektur muß furchtbar knapp gewesen sein, sonst wären wohl nicht solche Sächelchen unterlaufen wie „die Wahl über", „zu behaupten, ob", „so zusammengestellt, daß man . . . kann und um . . . zu haben" und andere Hemdsärmeleien. Vielleicht verschafft sich der Verfasser gelegentlich Morgensterns trefflichen Aufsatz „Sprachwirtschaft", veröffentlicht in der auch sonst recht lesenswerten Zeitschrift „Die Bücherhalle" (gel. von W. Hofmann u. a., Leipzig, Dietrich).

Die Hoffnung, für den unschönen Vorgeschmack durch eine um so gediegenere Arbeit von seiten des Bibliothekars Weber entschädigt zu werden, wird leider auch enttäuscht. Man sieht sich vor einer langen, öden Liste von rund 600 Titeln in durchlaufender alphabetischer Folge, gegen die nebenbei mindestens einmal auf jeder Seite verstoßen ist, und oft recht kräftig. Mit geringer Mühe hätte man einige Sondergruppen bilden können für die Gedichte, Bühnenwerke und belehrenden

Schriften, die ein gutes Drittel des Ganzen ausmachen, ebenso für die zahlreichen Jugendschriften und Märchen. Erläuternde Bemerkungen fehlen bedauerlicherweise. Vereinzelte wackere Anläufe wie „Alles wertvolle historische Romane" oder „Modern" sollen indes nicht verschwiegen werden. Hinter den meisten Titeln war Platz für ein paar aufschlußreiche Worte, ohne daß der Umfang des Heftchens hätte zu wachsen brauchen.

Bei solcher Dürftigkeit hält man sich natürlich desto enger an die bibliographischen Angaben. Allein dem Bearbeiter gefällt es nur zu häufig, ein Buch als „Erzählung" auszugeben, wo es sich um „Erzählungen" handelt. Statt „Novelle", „Erzählung", „Geschichte" setzt er gern die stattlicher wirkende Bezeichnung „Roman". Es ist zu fürchten, daß er für diese souveräne Behandlung nicht allerseits dem nötigen Verständnis begegnet. Wenn der Bearbeiter jene Bücher nicht kannte, so hätte er lieber die andere, auch mehrfach versuchte Methode beibehalten sollen, nämlich den Benutzer einfach am blanken Titel herumraten lassen. Hiernach ist es kaum verwunderlich, wenn man auch unter den Verfassernamen und Titeln auf allerlei Zwanglosigkeiten stößt. Gleich obenan tritt ein gewisser G. Amynter mit einem Roman „Frauenlob" auf (G. v. Amyntor, falls der Mainzer historische Roman gemeint sein sollte). Karrillons „Sechs Schwaben und ein halber" haben sich um einen weiteren ganzen Schwaben im Titel vermehrt. Die Erzählung von Knies „Servez Dustigs Frühlingswoche" heißt hier „Servaz Duftige Frühlingswoche", was ja auch ganz nett klingt. Und so fort in fröhlichem Gewimmel.

Doch wie steht es mit der Auswahl? 600 „gute" Werke sind für Hessen eine überraschend große Zahl. Und dazu hat die Zentrale gleich noch einen Nachtrag angekündigt. Nun, die Perlen werden jedenfalls restlos verzeichnet sein. Also z. B. die Märchen der Brüder Grimm, die ja meist im hessischen Volk gesammelt sind und in unübertrefflichen Ausgaben mit Bilderschmuck von heimischer Künstlerhand vorliegen. Doch siehe, die Namen der beiden größten Hessen des vorigen Jahrhunderts fehlen! Und wo sind Friedrich Stoltze und Wilhelm Heinrich Riehl? Wo der köstliche, auch im übrigen Deutschland nicht unbekannte „Prinz Rosa Stramin" von Ernst Koch? An seiner Statt winkt uns — die Henny Koch! Ein süßer, aber schwacher Trost. Der geringere Nährwert der „Surrogate" aus dieser Küche wird durch die Reichhaltigkeit des Menüs (10 Platten) nicht ganz ausgeglichen.

Umsonst suchen wir weiter die Erzähler der Schwalm, des Westerwaldes, Niederhessens, die guten Schriften der „Hessischen Lesestube", herausgegeben von Zitzer, das „Hessenbuch" von B. Strecker, und merken allmählich: Was uns hier so anspruchsvoll als „Verzeichnis hessischer Heimatliteratur" vorgetäuscht wird, hält sich mit zwei, drei Zufallsausnahmen peinlich an die Grenzen des „Freistaates Hessen, was sowohl die Vorrede wie „Kundgebung" verschweigt. Das nicht minder echte Hessenland, das heute zu Preußen gehört, und Nassau, die geographisch, stammlich, kulturell und größtenteils auch wirtschaftlich aufs engste mit jenem zusammenhängen, sind einfach ignoriert.

Dafür ist man aber mit der Mobilisierung der „Darmhessen" (freilich auch hier nicht ohne bedauerliche Lücken) bis zum allerletzten Aufgebot gegangen, namentlich bei den Verfassern von Dramen, Festspielen, Possen, Epen und lyrischen Erzeugnissen. Einerlei, ob der Dichter seinen Stoff der Heimat entnahm oder nicht — er mußte dran glauben, wenn er nur ein Landeskind war. Da tritt der unvermeidliche Herr Müller auf mit der fast ebenso unvermeidlichen Tragödie „Fausts Kampf und Sieg"; da finden wir die Dramen „Andreas Hofer" und „Chlodwig", begrüßen gerührt die freundliche „Nähterin von Stettin", machen kleinere und größere Ausflüge in den Schwarzwald, nach Köln, Weimar, Italien, Ungarn, auf den Ozean, nach Amerika, Asien und in das Aegypten des Altertums. Eine derartige Weltläufigkeit wirkt etwas grotesk, wenn man daneben den Kantönligeist gegenüber dem benachbarten

hessischen Bruder sieht. Der Herausgeber sucht sich mit der Behauptung zu salvieren: „Oft läge das Heimatliche mehr in Sinnesart und Darstellungsweise des Verfassers als in den vorgeführten Personen und Örtlichkeiten.“ Das mag hie und da zu beweisen sein, in den meisten Fällen aber kaum, ohne daß man dabei in lächerliche Künsteleien verfällt. Auch entstände vermutlich manch bedenklicher Konflikt mit der heute so heftig propagierten Lehre von der „Erlebensnähe“.

Seien wir indessen gegenüber Hessen-Darmstadt weniger kleinlich als dieses gegenüber Hessen-Cassel! Wir begreifen, daß bei der Aufstellung eines solchen Verzeichnisses allerlei Rücksichten persönlicher und örtlicher Natur obwalten können, die nur der Einheimische versteht. Möge also die Liste mit einigen nichthessischen Büchern von Wert geschmückt bleiben, z. B. denen der Christaller, wobei man freilich wieder nicht einsieht, warum Weber ein Drittel davon unterdrückt. Bei einer Rothenburg dagegen hätte man sich auf das Unvermeidliche, d. h. das spezifisch Hessische beschränken dürfen.

Wir sind uns bewußt, bei der Gruppe der Büchereireformer strengster Observanz geringe Gnade zu finden, wenn wir wegen eines Namens wie des letztgenannten überhaupt verhandeln. Aber unsere Toleranz setzt uns dafür auch in die angenehme Lage, doch wenigstens Vereinzeltes an diesem Opus in Schutz nehmen zu können, wo jene restlos verurteilen müßten. Wir lassen auch mit uns darüber reden, daß man bei der Beurteilung von Heimatschriften „nicht ausschließlich nach den großen literarischen Maßstäben“ zu werten braucht. So weit freilich wie Herr Haßinger können wir nicht gehen, der einfach sagt: „nicht werten soll“ (ein so reiches Verzeichnis wie etwa das schleswig-holsteinische kann auf jede Konzeission verzichten!). Gönnen wir also auch einer Anzahl netter Lokalpossen und romantischer Odenwaldgeschichten die seltene Ehrung. Und lächelnd sehen wir auch Herrn Rudolf Stratz, den vielgebannten, auf der Bank der hessischen Heimatdichter Platz nehmen.

Allein auch wir müssen schließlich hinter dem allzu munteren Hessenpferdchen zurückbleiben, das so prächtig aufgezäumt seinen Stall verließ. Es brennt unversehens durch und vergißt der Pfützen zu achten, wobei denn auch allerlei Häßliches kleben bleibt. Mußte der Lokalpatriotismus unbedingt jene trüben Niederungen berühren, wo die Schauermären gedeihen, wo der so preiswerte Kunsthonig für junge Mädchen fabriziert wird und ein blutiger Dilettantismus seine Gelegenheits-Einakter abzusondern liebt? Womit rechtfertigt eine staatliche Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung die Empfehlung von Werken wie „Altar und Kerker“, „Diadem und Maske“, „Liebe im Grab“, „Liebe mit Hindernissen“, „Amor im großen Woog oder die Folgen der Darmstädter Wasserleitung“, „Ersatz oder Schiebung“ und ähnlicher Leckerbissen für „bibliotheksreife“ Leser?

Der vor einem Jahr von der hessischen Zentrale mitveranstaltete „Südwestdeutsche Büchereitag“ in der Hauptstadt Hessens war — wie man las — ein einziges großes Bekenntnis zu den hehren Grundsätzen der „dynamischen“ Büchereiarbeit, die vor jeder anderen „ein reines Instrument im Dienste deutscher Schrifttumspflege“ sein will und den Gedanken der „Werthaftigkeit“ und „Erlebensnähe“ auf ihre Fahne geschrieben hat. Der maßgebende Bericht über die Darmstädter Tagung schließt mit den Worten: „Es ist zu hoffen, daß damit die volkstümliche Bücherei in ihren großen Grundzielen wieder ein Stück der Verwirklichung näher gekommen ist und daß es noch mehr wie bisher unter einheitlicher Organisation möglich sein wird, mit allen Mitteln das Afterschrifttum, den Kitsch und den Schund unwirksam zu machen und, was so dringend zu wünschen ist, weiteste Volkskreise wieder zum echten Buch zu führen“. —

Ja, ja! Die „einheitliche Organisation“ — — Dr. Hanns Bauer.

Besoldungsreform und mittlere Bibliotheksbeamte im rheinisch-westfälischen Industriebezirk.

Schade, daß diese Frage nicht 1 Jahr früher in diesen Blättern angeschnitten worden ist, — manch harter Kampf und manche Enttäuschung wäre uns dann vielleicht erspart geblieben. — Daß die Bibliotheken Stiefkinder in jedem städtischen Etat sind und die Bibliotheksbeamten Leute, die in keine Gehaltsgruppe „passen" wollen, das ist eine alte Erfahrung, die wir aber in den „Besoldungskämpfen" des letzten Jahres immer von neuem haben machen müssen. — Darum: Klarheit in unsern Besoldungs-Ansprüchen und unsern Besoldungs-Möglichkeiten, das ist das erste, was wir verlangen müssen, nicht nur von unsern vorgesetzten Behörden, sondern auch von allen Bibliotheksbeamten selbst.

Der „überaus gangbare Weg" der Stadt Essen, von dem Herr Dr. Dicke in der Nr. 7/8 der „Bücherei und Bildungspflege" spricht, erscheint mir offen gestanden durchaus nicht nachahmenswert. — Zunächst sei einmal festgestellt, daß die Essener Stadtbibliotheken eine Ausnahmestellung unter den Bibliotheken des rhein.-westfäl. Industriebezirks einnehmen, weil ihr Leiter, Herr Dr. Sulz, für seine mittleren Beamten besondere Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen hat, die aber natürlich nur für die Tätigkeit in Essen berechnet sind, und deshalb wohl von andern Bibliotheken kaum in der gleichen Art gewertet werden können. Hoffentlich bleibt dieser Fall vereinzelt, denn in einer Zeit der Normalisierung auf allen Gebieten verbaut uns diese Einrichtung jeden Weg zu einer einheitlichen Besoldungsmöglichkeit. — Also, eine Norm kann der gangbare Weg Essens mit seiner Verteilung in 4 Gehaltsgruppen nicht bedeuten. — Wie sollte es nun sein? Die sogenannten Essener Beschlüsse vom Juni 1921 sehen für Bibliotheksbeamte die Gehaltsgruppen 5, 6 und 7 vor, dabei bleibt aber die Ausführung dieser Bestimmungen der Loyalität der einzelnen Kommunen überlassen, so daß die Verteilung der mittleren Bibliotheksbeamten in den Städten rhein.-westfäl. Industriebezirks sich tatsächlich, soweit ich unterrichtet bin, innerhalb der Gruppen 3 bis 8 bewegt. 6 Gruppen also! Das ist natürlich ein Unding. Der Grund ist klar und ist einmal zu suchen in der Einschätzung des Berufs im allgemeinen, dann aber auch in der verschiedenartigen Vor- und Ausbildung der Bibliotheksbeamten. Hier sei einmal nachdrücklichst der Wunsch ausgesprochen, daß alle Bibliotheksleiter in Zukunft nur mittlere Beamte mit der vorgeschriebenen Berufsausbildung einstellen, d. h. nach dem preußischen Erlaß vom 24. März 1916: 4 Jahre Ausbildung, halb theoretisch, halb praktisch, und staatliches Diplom-Examen. Ganz gewiß bietet das Diplom-Examen mit seiner oft recht grauen Theorie keine unbedingte Gewähr und Sicherheit für gute praktische Arbeit, aber die Nur-Praxis tut es auch nicht, und wo ein einheitlicher Vorbereitungsdienst eingerichtet ist, müßte man auch unter allen Umständen diesen Ausbildungsweg fordern. — Die 2. Forderung heißt also: tunlichste Gleichmäßigkeit in der Ausbildung und Bevorzugung der nach den preußischen Bestimmungen ausgebildeten Kräfte. — Dann erscheint unsere 3. Forderung auch ohne weiteres gerechtfertigt: Gleichmäßige Besoldung aller mittleren Bibliotheksbeamten — bei staatlichen und städtischen Bibliotheken — nach Gehaltsgruppen 7 und 8, mit der Möglichkeit des Aufrückens nach 9. wie das preußische Diensteinkommens-Gesetz vom 17. Dezember 1920 vorschreibt.

Was die Titelfrage angeht, so ist sie wohl kaum so wichtig, wie es nach Herrn Dr. Dickes Artikel den Anschein haben könnte. Leider ist es aber so, daß sich die Besoldungsregelung in den Städten sowohl wie in Reich und Staat oft nach Titeln gerichtet hat, so daß also in vielen Fällen die Besoldungsfrage zugleich eine Titelfrage wurde.

Marie Hasselhoff-Düsseldorf.

Entgegnung.

Der im Heft 7/8 von „Bücherei und Bildungspflege“ veröffentlichte Aufsatz über Besoldungsreform und mittleres Bibliothekspersonal des Herrn Dicke in Essen veranlaßt mich zu einer kurzen Entgegnung.

Es würde hier zu weit führen, auf alle Punkte, die nach meiner Ansicht einer Richtigstellung bedürften, insbesondere die Besoldungsfragen selbst, einzugehen — hier soll nur berührt werden, was der Herr Einsender vom Reichsverband deutscher Bibliotheksbeamten sagt. Er nennt diesen Verband, wie vor kurzem auch das Zentralblatt für Bibliothekswesen, die Interessenvertretung des mittleren Personals. Es sei hier zu allgemeiner Kenntnisnahme vermerkt, daß der naturgemäß nur kleine Verband doch eine ganze Reihe von bibliothekarisch tätigen Persönlichkeiten mit Diplomprüfung in leitender Stellung umfaßt. Bekanntlich ist die Diplomprüfung ein Befähigungsnachweis nicht für den „mittleren“ Dienst an Volksbibliotheken, sondern für den Dienst an Volksbibliotheken überhaupt. Daher auch der vom Verband mit Bedacht angenommene Name.

Nun zur Hauptsache: Der Herr Dicke findet es eigenartig, „daß der R. d. B. eine seiner Hauptaufgaben darin zu erblicken scheint, für das gesamte mittlere Personal die Amtsbezeichnung Bibliothekar bzw. Bibliothekarin zu erlangen“ und tut dann dieses Bestreben ab als „unschöne deutsche Titelsucht“. Hierzu ist zu sagen, daß schon vor Jahren, lange vor Eintritt der heutigen Revolutionsverhältnisse, leitende Männer des Bibliothekswesens den Amtstitel Sekretär als sachlich falsch bezeichnet haben. Man vergleiche auch nur die Stellung des Bibliotheks-„Sekretariats“ (= Verwaltungsbureau, das an großen Bibliotheken mit Verwaltungsbeamten besetzt, an kleinen nebensächlich ist) mit der bibliothekarischen Tätigkeit der Sekretäre. Mittlerweile ist hinzugekommen, daß sämtliche ehemaligen Sekretäre im Staatsdienst, die sogenannten Mittelbeamten I. Klasse, nach Inkrafttreten der neuen Besoldungsordnung eine andere Amtsbezeichnung erhalten haben; sie heißen jetzt zum kleineren Teil Obersekretäre, zum größeren Inspektoren, Oberinspektoren, Amtmänner, Direktoren usw.

Allein den Bibliothekssekretären ihre alte Amtsbezeichnung aus der Vorkriegszeit, die schon damals als Ungerechtigkeit allgemein empfunden wurde, zu lassen, wäre ganz und gar unangebracht. Da ein akademisch-bibliothekarischer Fachverband für seine Angehörigen eine Titeländerung seit langem mit Nachdruck anstrebt und die seinerzeit öffentlich noch gar nicht verfochtenen Wünsche der Mittelbeamten in seinem eigenen Interesse ausdrücklich gut hieß und stützte, da ferner viele diplomierte Bibliotheksbeamte bereits die Amtsbezeichnung Bibliothekar führten, lag nichts näher, als diese vermutlich ganz freiwerdende Bezeichnung beim Ministerium und den Besoldungsausschüssen auch für die Staatsbeamten zu beantragen; jedoch hätten sich auf dem Verhandlungswege auch wohl andere, beiden Teilen passende Amtsbezeichnungen leicht gefunden. Über diese Gesuche hinaus wurde nichts unternommen, vielmehr ließ man mit großer Ruhe und Geduld die überaus schlechte, nur in Württemberg zufriedenstellende Einstufung (dort in Gruppe 8—10) sowie überhaupt die Ungunst der Verhältnisse über sich ergehen. Jetzt allerdings wird es unbedingt Zeit zu einer Verschiebung der Besoldungsstufen wie der Amtsbezeichnungen. Die Bezeichnung Sekretär ist bei den Staats- und Kommunalbehörden jetzt üblich nur noch für die Beamten der Gruppen 4—6. Der Ausnahmezustand im Bibliothekswesen muß gebrochen werden, er ist irreführend und würde in der Zukunft die nachteiligsten Folgen auch in Besoldungsfragen unzweifelhaft herbeiführen. Der „Verzicht“ der Essener Bibliothekarinnen wird in der Geschichte des deutschen Beamtentums wohl einzig dastehen.

Die temperamentvolle Form der Einsendung des Herrn Dicke will ich lieber unbesprochen lassen. Bruno Haas (Münster i. W.)

Erwiderung.

Auf die „Entgegnung" des Herrn Bruno Haas habe ich nur zu erwidern, daß ich seine Ausführungen lediglich als Bestätigung dafür ansehe, daß mein Vorwurf der Titelsucht vollauf begründet war. (Vergleiche seine Mittleren Beamten I. Klasse, Obersekretäre, Inspektoren, Oberinspektoren, Amtmänner, Direktoren usw.!) Daß ich für die Sucht nach neuen Titeln, an der in einer Zeit demokratischer Entwicklung leider so viele Beamten-Organisationen kranken, kein Verständnis habe, wird mir hoffentlich Herr Haas nicht übelnehmen. Darf doch in seinem Fall angenommen werden, daß die bei ihm so plötzlich ausgebrochene Titelwut nur eine akute Krankheitserscheinung darstellt. (Vergleiche seine soeben erschienene, überaus anmutende Broschüre „Anrede, Titel und Gruß", worin er jedwede Titelsucht — oder vielleicht nur die geheimrätliche, Herr Haas? — bekämpft und lächerlich macht).

Sachlich sei bemerkt, daß die Behauptung „ein akademisch-bibliothekarischer Fachverband strebe seit langem mit Nachdruck für seine Angehörigen eine Titeländerung an", nur insofern richtig ist, als es sich nicht um den „Verein Deutscher Bibliothekare", sondern um den „Verband der deutschen wissenschaftlichen Beamten" handelt. Herr Haas müßte doch wohl wissen, daß dieser Verband außer Bibliothekaren auch Archivare und Museumsbeamte umfaßt, mithin kein rein akademisch-bibliothekarischer Fachverband ist. Was den Reichsverband Deutscher Bibliotheksbeamten anbelangt, so tut Herr Haas gerade, als bestehe dieser Verband aus lauter Inhabern leitender Stellen. In Wirklichkeit verhält es sich jedoch so, daß sämtliche dem Verband angeschlossenen Beamten an wissenschaftlichen und Stadtbibliotheken dem mittleren Dienst angehören, von den an Volksbibliotheken tätigen aber (wo allein der Unterschied zwischen höherem und mittlerem Dienst in Einzelfällen fließend ist) mindestens 95 Prozent — wenigstens habe ich im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken, das die bedeutenderen Volksbibliotheken mit aufführt, nur 8 nicht wissenschaftlich gebildete Leiter(-innen entdecken können.

Im übrigen mag darüber, ob meine durchaus sachlich gehaltenen Ausführungen „temperamentvoll" zu nennen sind, ruhig der unbefangene Leser entscheiden. Ich persönlich bin nur darauf gespannt, in welcher Weise Herr Haas meine nur auf Essener Besoldungsverhältnisse Bezug nehmenden Ausführungen „richtigstellen" wird. Auf Wunsch stelle ich ihm gern Material über die soeben genehmigte neueste Besoldungsordnung[1]) der Stadt Essen, soweit das Bibliothekspersonal in Frage kommt, zur Verfügung. Dr. Heinrich Dicke.

[1]) Als Ergänzung zu seinem Aufsatz im vorigen Heft teilt uns Herr Dr. Dicke mit, daß die neue Essener Besoldungsordnung große Änderungen nicht vorgenommen, sondern nur die Gehaltssätze den staatlichen angepaßt habe. Die in Essen angestellten Damen (Bibliotheksgehilfinnen, Bibliotheksassistentinnen und Bibliothekssekretärinnen) werden nach Gruppe 3, 5, 6 und 7 (mit Aufrückungsmöglichkeit nach 8) besoldet. Die Amtsbezeichnungen sind die alten geblieben. Die Schriftleitung.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Unsere älteste deutsche Literatur in den Volksbüchereien.

Von Dr. Max Wieser.

Unsere älteste deutsche Literatur, von der Völkerwanderung bis zum ausgehenden Mittelalter, ist nicht in dem Maße gekannt und geschätzt, wie sie es verdient. Weshalb wohl? Nun, die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Sprache, in der diese Literatur geschrieben ist, wird heute nicht ohne Studium und ohne Übersetzung verstanden. Man braucht hier nur an den Bedeutungswandel der Wörter zu denken, etwa an das mittelhochdeutsche Wort „liebe", das den Sinn von Freundlichkeit hatte, während unser Wort „Liebe" mittelhochdeutsch „minne" hieß. Und wie wir von mittelhochdeutschen Wörtern vielfach veränderte Vorstellungen haben, so besitzen wir von althochdeutschen Wörtern überhaupt keine unmittelbaren Vorstellungen mehr. Wie soll man da an sich so lebensvolle Dichter wie Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach oder Walther von der Vogelweide verstehen ohne klare Vorstellungen von den gesellschaftlichen und politischen, den musikalischen und literarischen Zuständen des 12. und 13. Jahrhunderts? Oder wer wird das Hildebrandlied, die älteste uns erhaltene Dichtung, zu schätzen wissen, der es nur in Übersetzung gelesen hat und nie die Wucht dieser Poesie, ihre Sprache, ihren Rythmus und ihren Klang durchfühlt hat? Sollte er wohl eine Ahnung haben von dem Geiste dieser Poesie, wenn er nur die moderne Tragik kennt, die nichts zu tun hat mit der überpersönlichen, naturhaften Schicksalsfügung der älteren Völker, von der Notwendigkeit, mit der — wie es im Hildebrandliede kalt erzählt wird — ein Vater seinen Sohn erschlagen muß? Und man bedenke weiter die Kluft, die das Gefühl des heutigen Menschen vom vergangenen scheidet. Was hat der heutige Romanleser mit den bleibenden Werten jener Dichtung zu schaffen? Vielen von uns sind schon unsere Klassiker fremd geworden, weil sie eine freie, klare Luft atmen. Storm und Raabe, die sich noch als ihre Nachfolger fühlten, sind den Hastigen dieser Zeit zu geruhsam geworden. Noch weniger fühlt der heutige Leser sich in die alte deutsche Dichtung ein, die ihm so fremd ist wie die ewig-menschlichen Gestalten Homers. Eine Dichtung, die bleibende Verhältnisse darstellt, wie den schlichten, ergreifenden Abschied Hektors von Andromache, ist den heutigen Menschen langweilig.

Und soll man nun unsere älteste deutsche Dichtung nicht mehr lesen und genießen, weil ihre Sprache sich verändert hat, weil die Zeitalter und die Menschen andere geworden sind? Verliert sie für uns ganz ihren Wert? Ist es nicht vielmehr so, daß der Mensch den Maßstab für das, was ist und sein wird, nur aus der Vergleichung mit dem Alten gewinnt?

Wer sich nicht auf psychologische Eindringlichkeit allein verläßt, gewinnt aus der geschichtlichen Kenntnis der Vorzeit den Abstand zu den Erscheinungen seiner Zeit: sei es zu ihrem Vorteile oder Nachteile. Und diese stetige Loslösung von dem, was uns umgibt, ist eine wichtige Vorbedingung aller Bildung. Auch durch sie und nicht durch gluttrunkenes Einsaugen allein gewinnt der heutige Mensch erst das richtige Verhältnis zur modernen Literatur. Man muß nur einmal die Kraft der alten Poesie auf sich haben wirken lassen, um an der modernen Dichtung heute schwach zu finden, was einem gestern stark erschien. So kann es geschehen, daß wir gegen das Hildebrandlied den ganzen Dehmel hingeben, dem die besten unserer neuesten Dichter so viel verdanken. Indem wir Dichtungen verschiedener Zeitalter gleich-

zeitig auf uns wirken lassen, läutert sich unser Geschmack. Ohne Einarbeit freilich wird uns das für die alte Poesie, selbst wenn ihr dauernder Wert unangefochten ist, nicht gelingen. Hierzu aber seien einige Handhaben geboten.

Von den Literaturgeschichten, die knappen und guten Überblick über die ältesten Zeiten unserer Literatur geben, nenne ich Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“, die jetzt mit Walzels Ergänzung schlecht gedruckt vorliegt, daneben W. Wackernagels „Geschichte der deutschen Literatur“. Wackernagel gibt weniger Persönliches, ist stofflich aber reichhaltiger, in den Anmerkungen hingegen ärmer. Scherers Literaturgeschichte ist in ihrer Art gerade auch für die älteste deutsche Literatur unentbehrlich. Indem ich hier diese Literaturgeschichten an erster Stelle anführe, soll nicht gesagt sein, daß nicht eine einfache Literaturgeschichte mit ausführlichen Inhaltsangaben (wie der 1. Band von Vogt und Koch oder Leixner) im gegebenen Falle zur Einführung in die älteste deutsche Literatur besser diene. Nur wird der fortgeschrittene Leser wiederholt besonders zu Scherer zurückgreifen, selbst dann, wenn er sich bereits eingehender mit den literarischen Denkmälern beschäftigt hat.

Hierzu aber bieten ihm Joh. Kelles „Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des elften Jahrhunderts“ und G. Ehrismanns „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters“ (bisher nur erschienen der Band über die althochdeutsche Literatur) eine Handhabe. Ehrismann ist an Verarbeitung der neusten Forschung und übersichtlicher Gruppierung des Stoffes Kelle bei weitem vorzuziehen. Er gibt einleitend eine Übersicht der Grundzüge der ältesten Literatur (einschließlich der lateinischen) und zergliedert dann eingehend die Denkmäler nach Sprache, Ort, Zeit, Inhalt, Form und dergleichen mehr. Man zieht ihn gern zu Rate, wenn man die Dichtungen selber auf sich wirken läßt.

Wozu greift der Laie aber, wenn er diese selber lesen will? Man darf ihm nicht zumuten, die althochdeutschen Denkmälersammlungen oder Lesebücher von Wackernagel, Scherer-Müllenhof und Braune zu benutzen, von denen Braune ihm höchstens ein Wörterverzeichnis bietet. Ohne Zuhilfenahme von Literaturgeschichten, ohne Beherrschung von Braunes „Abriß der althochdeutschen Grammatik“ und der Grammatik von Ehrismann oder Paul für die mittelhochdeutsche Zeit (welch letzter das Mittelhochdeutsche vom Neuhochdeutschen aus zu verstehen sucht) hat die Benutzung dieser Werke für den, der sich nicht eingehend mit der Literatur beschäftigt, keinen Zweck. Wer als Laie in die mittelhochdeutsche Sprache eingeführt sein will, dem sei die mittelhochdeutsche Grammatik von Martin, die „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten“ von Zupitza, sowie die einfachste „Einführung in das Mittelhochdeutsche“ von Blümel aus der „Deutschkundlichen Bibliothek“ (Preis 1.50 Mk.) empfohlen.

Von Denkmälersammlungen, die weit über das Mittelalter hinausreichen, aber für den Laien eher in Betracht kommen, sind zu nennen die „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller“ von Heinrich Kurz (3 Bde.) und die betreffenden Bände von Kürschners schätzbarer Nationalliteratur. Beide bereiten den Leser auf das Verständnis der Dichtungen vor; sie erzählen von dem Leben der Dichter und bringen Proben oder die wesentlichsten Denkmäler von ihnen. Allgemein sei hier auf die Bände 1, 10, 22, 23, 28, 79, 137 der Sammlung Göschen hingewiesen. Sie bringen gotische Sprachdenkmäler und ausgewählte Dichtungen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur z. T. mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen.

Tieferen Einblick in den Wert der einzelnen Literaturdenkmäler gewinnt man freilich erst, wenn man sie im Zusammenhange der Literaturentwicklung betrachtet.

Unsere Literatur beginnt erst Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, im 8. Jahrhundert. Was vor dieser Zeit gedichtet oder besser gesungen wurde — denn alle älteste Poesie ist mit Gesang verbunden — lebte nur im Munde der Sänger fort. Das poetische Leben der literarischen Vorzeit können wir uns reichhaltig denken. Wir entnehmen aber die Anhaltspunkte hierfür nur solchen poetischen Aufzeichnungen, deren Entstehung in frühere Zeiten weist, den Angaben det Geschichtschreiber oder erschließen sie. Denn wie sollten die Taten nnd Schicksale der Helden und Völker zur Zeit der Völkerwanderung, welche die Poesie bis auf den heutigen Tag und nicht bloß seit dem großen Dichter des Nibelungenliedes mannigfaltig gespeist hat, nicht schon zu ihrer, noch so chaotischen Zeit besungen worden sein? Schon vor der ungeheuren Auflösung, die Europa in der Völkerwanderung durchlebt hat, gab es Götterlieder, Schlachtgesänge, Streitlieder, Heldenlieder, Liebeslieder, Braut- und Hochzeitslieder, Totenlieder, sonstige Festlieder, Zauberlieder, Lehrgedichte und Rätsel. Wer die unserer ältesten Poesie zugrunde liegenden kulturellen Verhältnisse kennenlernen will, wird sich an Tacitus' „Germania" halten. Weder der Staatsmann, noch der Politiker, der Volkswirtschaftler, der Kenner der deutschen Seele, dem ihr Sein und Werden am Herzen liegt, darf an dem dünnen, von Gelehrten fast bis zum Überdruß durchdachten Büchlein des Tacitus vorbeigehen: Tacitus' „Germania" bildet auch die Grundlage für das Verständnis der ältesten deutschen Literatur. Die Volksbüchereien besitzen von Ludwig Wilser eine verhältnismäßig gute Übersetzung der „Germania" mit kurzer Einleitung, einer Anzahl Anmerkungen und einigen Bildern. Wilsers „Germania" ist das Buch, das man einem jungen Freunde der alten deutschen Zeit zuerst in die Hand gibt. Wer weiter zurückgeht in die deutsche Vorzeit, der greife zu Wilsers „Deutscher Vorzeit" oder Otto Schraders „Indogermanen" (77. Bd. der Sammlung „Wissenschaft und Bildung"). Wilsers zweibändiges Werk „Die Germanen" kommt dann für eingehende Studien der deutschen Vorgeschichte in Frage; es setzt bereits sprachliche Kenntnisse voraus.

Die sind nun freilich notwendig, wenn man sich gründlicher mit der ältesten deutschen Literatur beschäftigen will. Wer einen Überblick über die indogermanische Sprachverzweigung, die für unsere Betrachtung mit der Scheidung von Niederdeutsch und Hochdeutsch endet, und die im Althochdeutschen klar gesonderten Mundarten gewinnen will, der werfe einen Blick in Loewes „Germanische Sprachwissenschaft" (238. Bändchen der Göschen-Sammlung) und lese das neu erschienene Buch von Kluge „Deutsche Sprachgeschichte" (an Behagels „Deutsche Sprache" sei bei dieser Gelegenheit erinnert). Die Sprache allein, einzelne erhaltene alte Wörter (wie das winileod für gesellige oder Liebeslieder) gestatten sichere Schlüsse auf die Gestaltung der deutschen Urpoesie, die sonst bis zum 8. Jahrhundert im Dunkeln bliebe.

Nur Wulfilas gotische Bibelübersetzung gibt uns Einblicke in die Ausdruckskraft der urdeutschen Sprache. Schade, daß einer breiteren Öffentlichkeit die Einsicht in die Genialität der Westgoten verschlossen bleibt. Diese bedeuten für die Zeit der Völkerwanderung an Geist und Kultur, was die Ostgoten, die Zertrümmerer des römischen Reiches, an Kraft und Macht. So speicherten die Goten die inneren und äußeren Kräfte europäischen Lebens in den Zeiten der Verheerung auf; und ohne sie gäbe es in dem Europa des 3. und 4. Jahrhunderts weder eine Kultur noch eine Universalmacht; denn Griechenland und das alte Rom waren tot, und was von ihnen fortlebte, hauste erbärmlich in Konstantinopel. Schöpferisch war in diesen Zeiten nur das Gotenvolk — und es ist einem genialen Menschen zu vergleichen, wie es Byron oder Otto Braun war, der frühgereift ist an Klarheit und Schönheit des Geistes und Lebens, um so schneller aber verfällt, und wie Euphorion im „Faust" nur einen Schleier in den Händen der Phorkyas zurückläßt. Die Epoche der Völker-

wanderung ist um der Goten willen glücklich zu nennen. Uns hat sie nur Wulfilas gotische Bibel hinterlassen, deren Wert leider nur der einzelne Denker erkennt. Auf die gotischen Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterung von H. Jantzen (Göschen-Sammlung Bd. 79) sei wenigstens hingewiesen. Der vollständige Wulfilas ist von Heyne herausgegeben. So leicht die gotische Sprache in wenigen Wochen mit Hilfe von Braunes gotischer Grammatik erlernt werden kann, so müssen sich die Meisten leider versagen, mehr von der nur Wyclif und Luther vergleichbaren Leistung des Wulfilas zu wissen, als daß dieser ein Denkmal vollendeter Klarheit und Blüte der Sprache schuf, aus sich heraus, ohne Überlieferung, ohne Schrift, ohne Vorarbeit. Welcher Entschluß: mit solch einem Schriftwerk den Trumpf auf ein Volk zu setzen, das bei aller geistigen Begabung weder schreiben noch lesen konnte, dem man das Wort „lesen" mit „singen" verdeutlichen mußte! Nun, unsere Volksbüchereien können nicht so in Könneckes „Literatur-Atlas", als in manch minderwertiger Literaturgeschichte mit farbigen Abbildungen, wie der von König, jenes Purpurblatt bewundern mit den silbernen Lettern darauf: Wichnai namo thein.

Im 5. Jahrhundert lösen die Franken die Goten als Kulturträger in Europa ab. Damit erhält die deutsche Kultur und Literatur in vierfacher Hinsicht ein neues Gepräge: religiös durch die Überführung des Heidentums in das Christentum, staatlich durch die Umwandlung des Volksstaates in den Lehnsstaat, sprachlich durch die althochdeutsche Lautverschiebung, die das Hochdeutsche vom Niederdeutschen trennt, endlich kulturell durch die Abrechnung der germanischen Kultur mit dem klassischen Altertum. Diese Umwandlungen, die über ein Jahrtausend, ja noch heute wirksam sind, vollziehen sich bereits in der vorliterarischen Zeit.

Zwar das Beowulf-Epos aus dem 6. Jahrhundert zeigt noch wenig christliche Einflüsse: es gibt wertvolle Einblicke in die heidnische Poesie der vorliterarischen Zeit. Aber es stammt auch aus dem Norden, von den Angelsachsen. Wer es inhaltlich kennenlernen will, der greife zu der Übersetzung in Reclams Bücherei (No. 430). Hingegen der „Heliand", der in der freien Übersetzung des Furche-Verlages bereits in die Volksbüchereien gedrungen ist, gehört nicht bloß zeitlich, sondern auch seinem Charakter nach in der eigentümlichen Mischung von Germanentum und Christentum in die neue, mit der Scheidung von Hoch- und Niederdeutsch beginnende Zeit.

Der „Heliand" ist außer der „altsächsischen Genesis" lange hin das einzige niederdeutsche Dichtwerk, das wir besitzen. Alle deutsche Literatur der ältesten Zeit ist somit hochdeutsch (auf Nadlers eigenartige Literaturgeschichte der deutschen Stämme sei an dieser Stelle hingewiesen).

Wer die althochdeutsche Literatur verstehen will, hat sich den alleweil geltenden Unterschied zwischen urwüchsiger und bewußt ausgeübter Dichtung vor Augen zu halten. Die Unterscheidung von Volkspoesie und Kunstpoesie sei ausdrücklich vermieden, weil eine vollendete Dichtung sie aufhebt. So stehen sich bis zur mittelhochdeutschen Literatur volkstümliche und gelehrte Dichtung, jene meist in deutscher, diese meist in lateinischer Sprache gegenüber — und kaum wird dieser Gegensatz durch die vielen lateinischen Prosaübersetzungen der althochdeutschen Zeit aufgehoben.

Die „ältesten deutschen Dichtungen" in deutscher Sprache sind den Volksbüchereien in der einzigartigen Ausgabe von Wolfskehl und von der Leyen (Insel-Verlag) zugänglich. Hier findet man das Hildebrandlied, das Wessobrunner Gebet und das Muspillilied, die wertvollen poetischen Zaubersprüche, die ersten Tanz- und Liebesliedchen, das Ludwigslied, das Gedicht „Christus und die Samariterin" und Dichtungen, die bereits auf die Zeit der Kreuzzüge hindeuten, wie „Himmel und Hölle", „Gedenket des Todes", Mariendichtung und Teile des Pilatusliedes, des Anno- und Ezzoliedes. Und stets, wo es das Verständnis erfordert, ist die deutsche Übersetzung dem Urtext gegenübergestellt. Die Übersetzung freilich läßt stellenweise zu wünschen

übrig. Sie bestrebt sich, auf der einen Seite genau zu sein, weicht dabei auf der anderen Seite willkürlicher ab als eine freie Nachdichtung. Doch jede Übersetzung aus der alten deutschen Sprache bleibt unvollkommen, weil die neue an Kraft und Ausdruck verloren hat. Lobenswert ist die frische Einführung in die gebotenen Dichtungen am Schlusse des Buches. Im übrigen sei für die Worterklärung des „Hildebrand-, des Muspilli- und des Ludwigsliedes" auf einen Band der „deutschkundlichen Bibliothek" hingewiesen, die im Verlage von Quelle & Meyer erschienen ist.

Von den lateinischen Dichtungen der althochdeutschen Zeit besitzen die Volksbüchereien ausgezeichnete Übersetzungen von Paul von Winterfeld in dem durch Hermann Reich herausgegebenen Buche „Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters" (München, Beck, 1917. Preis noch heute etwa 20 M.). Darin findet man unter anderen die Dichtungen von den klassisch gebildeten Mönchen der Klöster Reichenau und St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert, wie von Walafried, Notker, dem größten unter ihnen, und dem kaum weniger bedeutenden Ekkehard I., der durch Scheffels unvergleichlichen Roman, freilich in dichterisch erlaubter Verwechselung mit Ekkehard II., bekannt ist. Ekkehards „Waltharius" ist unser erstes und vielleicht sogar letztes großes Nationalepos, herausgeboren aus der Not der Ungarnkriege des 10. Jahrhunderts. Bei Notker überrascht das horazisch-weltmännische Feinempfinden, das mit dem Leben ernst und froh, sarkastisch und humoristisch spielt. Notkers „Franke von Byzanz" kann noch heute, wie ich festgestellt habe, wirkungsvoll vor einfachem Publikum vorgelesen werden. Hroswitha, die nun erste und lange Zeit letzte Dramatikerin Europas, ist mit zwei Dramen vertreten — und der Ruodlieb und des sogenannten Archipoeta geniale Dichtung führen bereits in das wirkliche Leben und die Spielmanns- und Vagantenpoesie ein. So erfährt man in der Einleitung durch Winterfeld selber und im Anhange durch seinen Herausgeber von dem Leben der mittelalterlichen Dichter und gewinnt auch Einblicke in die sonst schwer faßbaren Unterströmungen der mittelalterlichen Literatur aus den Abhandlungen über den Mimus des Mittelalters. Der Mimus und seine Verwandten, die Goliarden, Vaganten und Spielleute, sind das Bindeglied zwischen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur.

Die Kräfte, die zur ersten Blüte deutscher Dichtung in den letzten Jahrzehnten des 12. und den ersten des 13. Jahrhunderts führten, sind die Normannen, die Kreuzzüge, die Troubadours und die deutschen Ritter niederer Herkunft, endlich die Spielleute. Die geistlichen Dichter weichen den ritterlichen oder werden selber weltlich; die höfischen Sitten und ritterlichen Ideale verdrängen die lateinische Gelehrsamkeit; die Epik macht der Lyrik Platz. All das ist in den einzelnen deutschen Landesteilen sehr verschieden. Aber alle Gattungen: Volksepos, ritterliche Dichtung und Minnesang vollenden sich aufs höchste.

Das Volksepos, das seit der Völkerwanderung im Munde der Sänger fortlebt, wird erst im 13. Jahrhundert in Bayern oder Österreich von einer Dichterpersönlichkeit gestaltet, weil hier die Gegensätze von Spielmann und Gelehrter oder Spielmann und Ritter nicht vorherrschen, wie in anderen Teilen Deutschlands. Das „Nibelungenlied" und das „Gudrunlied" sind in so viel Übersetzungen wie Bearbeitungen verbreitet. Ich hebe für die Volksbüchereien die Übersetzung von Kamp im Verlage Voigtländer und die Übersetzung des Gudrunliedes von L. Freytag im Verlage Friedberg, Berlin, hervor. Über Nibelungensage und Nibelungendichtung unterrichten einfach G. Holtz im 6. Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" und fast erschöpfend Andreas Heusler in dem neuerschienenen wundervollen Buche „Nibelungensage und Nibelungenlied"; über das „Nibelungenlied" selber als Kunstwerk handelt Kröner im 591. Bd. der Sammlung „Natur- und Geisteswelt". Die Sprache der Volksepen ist verhältnismäßig so leicht verständlich, daß in jede Volksbücherei

wenigstens vom Nibelungenliede auch ein Urtext (am besten Lachmanns Ausgabe) gehört. Zweckmäßig für den Anfänger ist auch die alt- und neudeutsche Nibelungen-Ausgabe des Tempel-Verlages (übertr. von Simrock, neu hrsg. von A. Heusler, 2 Bde.).

Schwieriger wird das Verständnis der mittelhochdeutschen Sprache bei den ritterlichen Epen. Hartmann von Aue erzählt zwar (besonders im „Iwein") einfach, wird aber ohne Übersetzung nicht gelesen werden können. Wer sich nicht durch Lachmanns „Iwein"-Ausgabe an Hand seiner kulturgeschichtlich und sprachlich so wertvollen Anmerkungen ins Mittelhochdeutsche ernsthaft einführen lassen will, der verschafft sich wenigstens aus der Übersetzung bei Reclam ein Bild von dem gequälten Büßer „Gregorius" oder vom „Armen Heinrich", den auch die Brüder Grimm 1813 übersetzt haben (1905 im Gutenberg-Verlag neu und groß gedruckt herausgegeben). Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" wird nur in der freien Übersetzung von Wilhelm Hertz verstanden werden. Dabei liegt Gottfried dem modernen Menschen mit seinem zügellosen Empfindungsleben näher als andere mittelhochdeutsche Dichter. Er reicht aber an reiner Gesinnung, Größe und Tiefe des Geistes nicht an Wolfram von Eschenbach heran, dessen scharfer Gegner er war. Wolframs breit angelegten und dunkelsprachigen „Parsifal" hat am besten wiederum Wilhelm Hertz übersetzt. Und das ist nun eine Dichtung, die so geschätzt sein sollte wie Goethes „Faust", denn sie ist ewig-menschliche Dichtung: Die Darstellung des kindlichen Menschen, des Gottsuchenden, des Zweiflers, des Reuigen, der zu seliger Gemeinschaft gelangt. Aber es darf nicht Wagners „Parsifal" die Grundlage für das Verständnis von Wolframs Dichtung bilden. Ein moderner Musiker wie Wagner läßt sich mit einem Dichter wie Wolfram nicht vergleichen.

Die dritte Art der mittelhochdeutschen Dichtung, der Minnesang, wird in der wundervollen Nachdichtung von Wilhelm von Scholz lebendig (München, Georg Müller, 1917). Darin ist u. a. vertreten: der Kürenberger, Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldecke, Dietmar von Aist, Bligger von Stainach, Heinrich von Morungen und Herr Reimar, der Lehrer Walthers von der Vogelweide. Die Minnesänger im Urtext nehmen die Volksbüchereien lieber in der Auswahl von Bartsch (7. Aufl. besorgt von Golther), als in der wissenschaftlich grundlegenden Ausgabe von Lachmann und Haupt. Zur Einführung in die Welt des Minnesangs kann das 404. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" dienen. Besser aber wird die Zucht der Form und die Feinheit der Empfindung im Minnesang, die Luft, welche die mittelhochdeutschen Dichter atmen, nachempfunden in einer Novelle wie Gottfried Kellers „Hadlaub", obwohl sie fast zwei Jahrhunderte später spielt. Auch Romane wie Kotzdes „Wolfram" oder Ginzkeys „Der von der Vogelweide" können dem modernen Leser die mittelhochdeutsche Zeit näher bringen.

Walther von der Vogelweide hat Töne angeschlagen, die die konventionellen Weisen seiner Zeit sprengen und urmenschliche Empfindung wiedergeben. Aus Walthers Liedern und Sprüchen ersteht seine Persönlichkeit und sein Leben, von dem wir sonst fast nichts wissen. Und den mühseligen Forschungen insbesondere Wilmanns (Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide) und Burdachs (Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide) ist es gelungen, an der Hand von Walthers Dichtungen seine Persönlichkeit und sein Leben so klar herauszuarbeiten, daß mit ihrer Hilfe Schönbach (in der Sammlung „Geisteshelden" Bd. 1) eine ungelehrte, zusammenhängende Darstellung von dem Dichter und dem Menschen Walther geben durfte. Eine Reihe Dichtungen Walthers sind hierin fließend übersetzt und geben dem schlichten Leser unmittelbare Eindrücke von einem der größten deutschen Lyriker. So gewinnt er auch aus Schönbachs Buch ein anschauliches Bild von der Zeit Walthers und von dem Menschen Walther: dem temperamentvollen, dem wiederum reuigen, dem einfältigen und kindlich-frohen, dem zürnenden und scheltenden, wenn es sich um Deutschlands Wohl und Wehe gegen den Papst, die Fürsten oder einen

Kaiser handelt; und schließlich erblickt er den alten Walther, der sein Leben mit dem frommen Spruche ergeben beschließt:

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr?

Enthält doch dieser Spruch die ergreifenden Verse:

diu werlt ist ûzen schoene, wîz gruen unde rôt,
und innan swarzer varwe, vinster sam der tôt.

Nun, man greife selber zu den Dichtungen Walthers „in der Urschrift mit der Nachdichtung" Adalbert Schröters (Amelangs Verlag, Leipzig 1919. 6 M.). Diese kleine, geschmackvoll gebundene Ausgabe von Walthers Gedichten sollte jeder Deutsche, der Goethes Gedichte besitzt, sein eigen nennen. Aus der Masse der vielen übrigen, sei es schulmäßigen (wie Heisterberghs), sei es grundlegend wissenschaftlichen Ausgaben (wie Lachmanns) von Walthers Gedichten, hebe ich die Ausgabe von F. Pfaff in Kürschners „Nationalliteratur" und von Pfeiffer in der Sammlung „Deutsche Dichter des Mittelalters", sowie die Ausgabe von H. Paul hervor, weil sie knappe, doch gründliche Einleitungen, ferner Anmerkungen und z. T. Wörterbücher zu Walthers Sprache bringen. Doch kommen sie für bereits erfahrene Leser in Frage, die sich der Ausgabe von Wilmanns noch nicht bemächtigen können.

Walther und Wolfram bilden die Blüte der deutschen Dichtung des Mittelalters, die ebenso schnell verfiel, wie sie aufwuchs, und hierin der gotischen Literaturblüte ähnelt. Und über die erste Blütezeit der deutschen Literatur, der wohl ohne Frage erst im 18. Jahrhundert eine zweite folgte, soll diese Darstellung nicht hinausgehen. Die Verfallzeit der mittelhochdeutschen Dichtung, die Walther schon gespürt hat und die in die Reformationszeit hinüberreicht, ist für die Literaturgeschichte lehrreich: für das Genießen der alten deutschen Dichtung spielt sie keine Rolle. Dafür halte man sich ohne Deutschtümelei um so mehr an jene Blütezeit, im Sinne eines Epigonen der mittelhochdeutschen Dichtung, des Hugo von Trimberg, des „Renner"-Dichters, der von Walther von der Vogelweide sagt:

swer des vergaeze der taete mir leide!

B. Wissenschaftliche Literatur.

Bube, Wilhelm: Die Ländliche Volks-Bücherei. Ein kritischer Wegweiser und ein unter fachmännischer Mitwirkung bearbeiteter Führer durch die Heimatliteratur. 7. neubearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1921. (359 S.) 50 M.

Wenn ein Werk wie das vorliegende in 7. Auflage erscheint, hat es seine Brauchbarkeit praktisch erwiesen. Der Verfasser hat festgehalten an den bewährten Grundsätzen für die Anordnung des Stoffes und für die Auswahl der Bücher. Er gibt zunächst Winke für den Bücherwart (die Eindeutschung vieler Fremdwörter ist bezeichnend für die 7. Aufl.), trifft die Auswahl der Bücher in fünf Gruppen und stellt endlich „Heimatbüchereien" zusammen. Die Ratschläge für Gründung und Verwaltung von Büchereien, für die er 12 Seiten Platz in der 6. Auflage nötig hatte, beschränkt er hier auf 3 Seiten. Auch das ist vielleicht noch zu viel. Denn unnötig erscheint mir eine genaue Vorschrift über die Farbe der Rückenschilder; für unwirtschaftlich halte ich es, für den alphabetisch zu ordnenden Verfasserkatalog in Zettelform das Schneiden starker Pappe(!) zu empfehlen. Der Normalzettel wird sich, wenn erst alle ländlichen Büchereien vom Vorteil des gemeinsamen Bezuges von Büchern und Büchereimaterial überzeugt sind, sauberer und billiger beschaffen lassen, als starke Pappe. Buch- und Leserkarte halte ich für praktischer, als die hier empfohlene Lese- und Leserliste. Daß Ratschläge nicht für alle Zeit gelten, beweist der Verf. selbst, der noch in der 6. Auflage den Ausbau der Jugendbücherei

zur ländlichen Volksbücherei als natürlich ansieht, während er jetzt fürchtet, daß dieser Ausbau verhängnisvoll werden könne — eine Befürchtung, die ich nicht teile. — Die Auswahl der Bücher ist erfolgt nach klar ausgesprochenen Grundsätzen des Verfassers. Jedes Buch ist durch eine kurze Inhaltsangabe charakterisiert, oft auch kritisch gewertet. In der Abteilung „Schöne Literatur" ist außerdem ein biographischer Abriß des Schriftstellers beigefügt. So führt Bube 976 Werke auf (in der 6. Aufl. waren es 999). Dazu kommen noch 1855 Nummern (1856) in den Heimatbüchereien. Außerdem wird jedes Werk nach Schwierigkeitsgraden für Anfangsleser, für geförderte oder reifere Leser bezeichnet, ob es auch für die Jugend, für die reifere Jugend oder „für die reifere Jugend unter günstigen Verhältnissen" verwendbar ist. — Dadurch bekommt Bubes Werk ein durchaus subjektives Gepräge. Kein Beurteiler wird in allen Einzelheiten mit ihm übereinstimmen, sondern hier Abstriche machen, dort Lücken füllen wollen. Dafür nur einige Beispiele: Ganghofer „schildert und beschreibt, was er sieht, mit dem Geiste eines echten Dichters". Das wird vielerorts bestritten. Die schriftstellernden Frauen Lenk, E. v. Maltzahn, H. v. Meerheimb, A. v. Rothenburg u. v. a. kann ich nicht so hoch werten, als es hier geschieht. Warum sind von Enking nur 2, von Vose aber 13 Werke (darunter „Der Muttersohn") eingestellt? Von Liliencron fehlt fast alles, auch seine „Kriegsnovellen". Timm Kröger ist spärlich vertreten. (Die Neuauflage seiner sämtlichen Werke muß bei jeder Gelegenheit wieder gefordert werden!) Janssens „Gudomi" fehlt; dafür finden wir Lüppers' frisierte Nacherzählung, die dem alten Epos durchaus nicht gerecht wird. Die pädagogische Einstellung scheint mir nicht immer zutreffend: Freytags „Ahnen" und „Soll und Haben" werden erst für reifere Leser zugelassen. Gerechtfertigt finde ich Bubes Vorsicht, die der Jugend die Bücher nicht zu früh zuweist. Unter den Sammelwerken fehlt neben den „Bunten Büchern" u. a. die „Deutsche Jugendbücherei". Das war schon in der 6. Auflage ein Mangel. Ich vermisse auch die „Plattdütschen Volksböker" und die „Quickborn-Bücher". — Die für 25 Landschaften, zum Teil von Mitarbeitern Bubes zusammengestellten Heimatbüchereien sind an sich erfreulich. Die Auswahl erscheint mir nicht immer ausgeglichen. Während Hannover, das mit 180 Bänden vertreten ist, einen besonders eifrigen Beurteiler seines stammestümlichen Schrifttums gehabt zu haben scheint, sind für Schleswig-Holstein und Hamburg zusammen nur 150 Werke (ich vermute, von Bube selbst) ausgewählt worden. — Trotz der mancherlei Ausstellungen im einzelnen halte ich Bubes Werk für einen brauchbaren Führer für ländliche Büchereien. Vorsicht, Sachkunde und Fleiß des Verfassers verdienen volle Anerkennung. Es ist in hohem Maße wünschenswert, daß durch Zusammenschluß und Ordnung der an mittleren und größeren Büchereien in ähnlichem Sinne geleisteten Arbeit ein Werk entsteht, das auch hier Auswahl und Ausleihe erleichtert. Jungclaus.

Finckh, Ludwig: Ahnenbüchlein. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1921. (76 S.) Geb. 9 M.

Wer dieses eigenwüchsige, vollsaftige, von vielen kernigen Betrachtungen und heiteren Anekdoten überrankte Werklein von Ludwig Finckh zu lesen vermag, ohne daß ihm sein familienkundliches Gewissen schlägt und er von Begeisterung für die Ahnenforschung ergriffen wird, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Der Dichter-Genealoge weist überdies in der anschaulichsten Weise das Handwerkszeug für diejenigen nach, die er mit seiner Leidenschaft ansteckt, und leitet zu dessen Benutzung an. Das Schwabentum, von dem die ganze Darstellung durchtränkt ist, wirkt diesmal nicht, wie sonst gelegentlich bei Ludwig Finckh, forciert, abseitig und krähwinklig, sondern nur, wie in seiner prächtigen „Reise nach Tripstrill", als besonders scharfe und ausdrucksvolle Prägung gemeindeutscher Art: weltoffen, aber heimatselig. Besonders bezeichnend hierfür ist die Widmung des Büchleins an die Auswanderer: „Ihr Buben und jungen Auswanderer", heißt es darin, „vergesset im Ausland Eure

Heimat nicht! Wo Vater und Mutter lebten, wo Ihr die ersten Frühlingssträuße gebrochen und die jungen Vögel habt singen hören, wo Ihr herumgesprungen seid als Kinder, barfuß und barhaupt in Gassen und auf dem Waldboden, da ist die Wurzel Eures Seins. Gehet hinaus in die Länder, machet uns Ehre und bleibet Deutsche!" Aber auch für den Teil des Volkes, der in der alten Heimat bleibt, hat dieses Büchlein und sein Evangelium eine hohe erzieherische Bedeutung. Auch ihnen gilt das Dichterwort: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" — Finckh's Ahnenbüchlein gehört in jede Volksbücherei. Ackerknecht.

Maync, Harry. Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. München, Beck, 1921. (627 S.) 66 M.

Wer kennt heute noch Immermann? Es ist leider so, daß er außerhalb der wissenschaftlich interessierten Kreise als einer der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts gilt, auf die sich der Staub der Vergessenheit am dichtesten gesenkt hat. Gelesen wird heute höchstens noch der „Oberhof", aber gerade dieser trägt eher noch dazu bei, seinen Verfasser dem Publikum vollends zu entfremden, da die aus ihrem Zusammhang herausgerissene Geschichte wohl den meisten inhaltlich unverständlich bleibt. Das Buch von Harry Maync, eine neue der ausgezeichneten Biographien des Beckschen Verlages, kommt zur rechten Zeit, um einem viel zu wenig Bekannten die wohlverdiente Ehre zurückzugewinnen. Maync zeigt in schöner Eindringlichkeit, was wir an Immermann haben: den Dichter, der am meisten dazu beigetragen hat, den modernen Realismus in die deutsche Literatur einzuführen. Sein Schaffen erweist sich als typisch für das Schwanken der Zeit zwischen einer verblasenen Romantik, wie sie etwa in Fouqué zum Ausdruck kommt, und dem herandrängenden neuen Geist, den die Anfänger des jungen Deutschland bezeichnen. Auch Immermann steht noch in seiner Jugendperiode im Schatten der zu Grabe gehenden Romantik, aber es ist bezeichnend für ihn, daß allen seinen Versuchen, sich im romantischen Drama auszuzeichnen, nur Mißerfolge beschieden gewesen sind, und daß er erst zu seiner wahren Bedeutung gelangt, als er zur Form des realistischen Romans greift und in den „Epigonen" und im „Münchhausen" seiner Zeit den Spiegel vorhält. Zumal dem „Münchhausen" widmet Maync eine umfangreiche Betrachtung, er bezeichnet ihn als den bedeutendsten humoristischen Roman, in seiner Art so vollkommen wie der „Don Quixote", und wer das freilich schwer zu lesende Buch kennt, wird ihm gern beipflichten. Auch die „Epigonen" wertet Maync sehr hoch, vielleicht allzusehr als wichtigen Markstein in der Entwicklung des deutschen Romans; die Abhängigkeit von Goethes „Wilhelm Meister" schlägt er doch wohl etwas zu gering an. Äußerst wohltuend ist das Schlußkapitel, in dem der Mann und sein Werk zusammenfassend gewürdigt werden. Die strenge, herbe Persönlichkeit Immermanns wird aus seiner norddeutschen Abstammung erklärt, er ist der echte Sohn der Tiefebene, in seiner ernsten Verschlossenheit der Vertreter des geistig tätigen preußischen Beamtentums. Für sein Werk gibt es keine bessere Kennzeichnung als Immermanns eigene Worte: „Es gibt etwas Höheres als die Form und das ist der Gehalt." Das gilt, wie Maync hervorhebt, für den ganzen Immermann, wie es für die ganze deutsche Literatur im Gegensatz zu den romanischen gilt. Und so müssen auch wir Heutigen Immermann zu begreifen suchen. Dazu müssen wir ihn vor allem wieder lesen, in erster Linie sein Meisterwerk „Münchhausen". Mayncs Buch hat seinen Zweck aufs beste erfüllt, wenn es dazu die Anregung gibt. Größere Büchereien sollten keinesfalls an ihm vorübergehen. Kemp.

Obst, Georg: Volkswirtschaftslehre. Eine gemeinverständliche Einführung. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Carl Ernst Poeschel, 1920. (343 S.) Geb. 32 M.

Nachdem „der Obst" zum Kummer aller examensschwitzenden Studenten und

mancher anderen volkswirtschaftlichen Praktiker nahezu zehn Jahre lang vergriffen war, ist er nunmehr in gänzlicher Umarbeitung neu erschienen und hat in seiner sachlichen, die Dinge nüchtern, aber vollständig aufreihenden Art, die Fülle der kriegs- und revolutionswirtschaftlichen Tatsachen zum alten Bestande hinzugefügt und damit das Buch bis auf die jüngsten Tage ergänzt und brauchbar gemacht. Aus dem Buche spricht seine Praxis. Nirgends wird auch nur versucht, in die Tiefe einer Theorie hinabzusteigen, aber keine Theorie, auch nicht die allermodernste, ist darum vergessen. In besonderer Ausführlichkeit und ausgezeichneter Klarheit sind die verwickelten Geschäfte der Banken und Börsen dargestellt. Das ganze Buch ist voller praktischer Wegweiser für die Anfänger. Dovifat.

Pesch, Heinrich, S. J.: Lehrbuch der Nationalökonomie, II. Bd. Allgemeine Volkswirtschaftslehre I, volkswirtschaftliche Systeme, Wesen und disponierende Ursachen des Volkswohlstandes. (2. und 3. neubearbeitete Aufl.). Freiburg i. B., Herder, 1921. (737 S.) Geb. 75 M.

Als kurz vor dem Kriege das große dreibändige „Lehrbuch der Nationalökonomie" erschien, fand auch bei den Gegnern der Weltanschauung Heinrich Peschs eins uneingeschränkte Anerkennung: die disziplinierte Geschlossenheit des Systems, die bis in die kleinste Einzelheit die sozialphilosophische Verknüpfung der Dinge zu einem moralisch-organischen Solidarismus im Sinne der christlichen Weltanschauung durchführt. Der Jesuitenpater Heinrich Pesch kommt auf diese Weise zu einer Vermittlung zwischen den beiden Extremen der sozialwirtschaftlichen Weltanschauungen, zwischen dem atomistischen Individualismus und dem kollektivistischen Sozialismus. Ersterer ist die schrankenlose Ausbeute der individuellen Betätigungsfreiheit, die einseitige Übersteigerung der individuellen Verantwortlichkeit, letzterer hingegen will an die Stelle der Selbstverantwortlichkeit des einzelnen die gesellschaftliche Verantwortlichkeit setzen. Das sozialwirtschaftliche System Peschs hingegen hebt die privatwirtschaftliche Selbstverantwortung nicht auf, aber es umhegt und beschränkt die wirtschaftliche Freiheit, die Konkurrenz, nach den Forderungen der Gerechtigkeit, es regelt und ergänzt sie durch das Prinzip der gegenseitigen Hilfeleistung und durch „berufliche Organisation". Schließlich stellt es an die Seite der privaten Selbstverantwortlichkeit die sozialrechtliche Verantwortlichkeit der Staatsgewalt und die Mitverantwortung der Staatsbürger und ihrer Verbände. Das Ganze ist zu einem guten Teil die moderne Wiederhebung des alten deutschrechtlichen Genossenschaftsgedankens. — Über dieses System, soweit es Ausfluß einer ganz bestimmten Weltanschauung ist, kann und soll hier nicht gestritten werden. Das ganze Buch aber ist auch vom volkspädagogischen Standpunkte zu werten. Und da meinen wir: Es ist für den Lernenden und zumal für den Anfänger um vieles besser, er greift zu einem Buche, das in einem Guß, von einer Stelle aus gesehen die gewaltige Materie umschreibt, gliedert und anschaulich macht, als er verfällt auf ein Werk, das in treuer Synthesis die Mannigfaltigkeiten des Stoffes mit der Lupe sucht und zusammenträgt, das aber nie erkennen läßt, wohin der Weg geht, und das trotz alles wertvollen Spezialistentums bis an das Ende einen Gesamteindruck gar nicht übermittelt. — Das Lehrbuch Heinrich Peschs bleibt diesen Gesamteindruck in keiner Weise schuldig. Auf jeder Seite weiß es die Beziehung zu dem Ideengang seiner sozialwirtschaftlichen Überzeugung immer wieder herzustellen. Es scheint nicht ohne bestimmte Absicht zu sein, daß nach den großen sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre gerade der 2. Band des Lehrbuches, in dem die Idee des solidaristischen Arbeitssystems entwickelt wird, neu erschienen ist. Die Fülle des Anschauungsmaterials, das zumal die Nachkriegszeit bietet, ist im ganzen Umfange verwertet und in die Darstellung eingeordnet worden. Sie ist

infolgedessen selbst nicht ohne aktuelles Interesse, denn sie deduziert die theoretischen Grundlagen, auf denen die Gewerkschaftspolitik der zweitgrößten Arbeiterorganisation, der Christlichen Gewerkschaften, sich entwickelt. — Aber auch die übrigen Abschnitte des Bandes sind stofflich bis in das Jahr 1920 fortgeführt und ergänzt. Ihre Gliederung ist, nach der Anschauung des Verfassers, daß Volkswirtschaft die Verwirklichung der materiellen Volkswohlfahrt bedeutet, dadurch gegeben, daß zunächst das Arbeitssystem, dann das Territorium und schließlich die Bevölkerung selbst in ihren Beziehungen zur Volkswohlfahrt dargestellt werden. Dabei sind die bevölkerungspolitischen Darlegungen, wie das die Einstellung des Verfassers mit sich bringt, wieder stark weltanschaulich gebunden, mit der Einschränkung jedoch, daß die gesamte Literatur zum Teil sogar durch ausführliche Exzerpte eingehend berücksichtigt ist. Ein erfreuliches Verfahren, das neben schärfster Verfechtung der eigenen Überzeugung dem Gegner in liberaler Weise ständig das Wort gibt. Dovifat.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Eastman, Charles A.: Ohijesa. Jugenderinnerungen eines Sioux-Indianers. Deutsch von Elisab. Friederichs. Buchschmuck und Anmerkungen von Fr. Weygold. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 10.—24. Tausend. 1920. (167 S.) Geb. 14 M.

— Winona. Indianergeschichten aus alter Zeit. Deutsch von Elisab. Friederichs. Buchschmuck und Anmerkungen von Fr. Weygold. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1921. (212 S.) Geb. 14 M.

Die Hoffnung der Großmutter des Verfassers hat sich erfüllt, wenn auch in etwas anderer Form: ihr Enkel, der kleine Ohijesa, ist ein „Medizinmann" geworden, nicht bei seinen Stammesgenossen zwar, sondern bei den „weißen Männern", nach deren Forderungen und Gesetzen. Er erzählt in beiden Bänden „Indianergeschichten", die er erlebt hat, oder die ihm durch Familiengenossen überliefert worden sind. Alle machen den Eindruck des Wahrhaften, Echten. Was die an Cooper oder seinen Nachahmern gebildeten Leser an aufgelegter oder frisierter Romantik vermissen, wird reichlich aufgewogen durch den frischen Hauch ungeschminkter Natürlichkeit und Einfachheit. Nichts ist ins Übermaß gesteigert, um Spannung auf jeden Fall zu erzeugen. Doch fehlt es der schlichten Darstellung des bunt bewegten Lebens dieses Naturvolkes nicht an spannenden Momenten. Ungezwungen vermitteln die Bücher wertvolle kulturhistorische Kenntnisse, die durch den vorzüglichen Buchschmuck und die Anmerkungen Weygolds noch vertieft werden. So viel echten Familiensinn, gesunde Grundsätze über Kinderzucht, so viel zarte Rücksichtnahme auf Frauen und Schwache, so viel sittliche Reinheit, religiösen Sinn — neben gewiß vorhandenem dunklen Aberglauben — kurz so viel Kultur, wie Eastman bei seinem Stamm aufzeigt, haben die meisten Leser bei den Indianern nicht vermutet. Der Verf. sieht auch Schatten im Charakter seiner Volksgenossen; sie verschwimmen aber fast im Halbdunkel glücklicher Kindheitserinnerungen. — Dreizehnjährige schon werden gern zu den Büchern greifen, wenn sie nicht durch K. Mays schillernde, unechte Art verbildet sind. Sicherlich gehören die Indianergeschichten in die Jugendabteilungen unserer Büchereien. Jungclaus.

Heubner, Rudolf: Peter Paul. Roman. Leipzig, Staackmann, 1920. (224 S.) 15 M., geb. 21 M.

Das Buch schildert, ohne eigentliche Handlung aufzuweisen, das idyllische Leben, das Rubens im Kreise der Seinen auf seinem Landgut führt. Künstlerromane sind ja heute an der Tagesordnung, — warum soll man also nicht auch einmal die gran-

diose Gestalt des flämischen Malers in den Mittelpunkt eines Romans stellen? Freilich gehört dazu ein Verständnis für die feierliche Pracht des katholischen Barock und seines größten Künstlers, das allein erst das respektlose Nachspüren in den Familienangelegenheiten von Persönlichkeiten, die für uns schon zu Gestalten von mytischem Wert emporgewachsen sind, rechtfertigen könnte. Heubners sonst unverächtliche Fähigkeit versagt hier in peinlicher Weise. Was er gibt, ist nichts als eine süßliche Spießbürgerei mit etwas Lenbach drapiert. Das Buch würde eine schroffe Ablehnung verdienen, wenn es nicht so harmlos wäre, daß es selbst als Textunterlage für eine Operette nicht in Frage kommt. Kemp.

Johansson, Adolf: Die Rotköpfe. Die Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis. Aus dem Schwedischen von Carla Hoffmann-Sylwan. Jena, Eugen Diederichs, 1921. (278 S.) Br. 20 M., geb. 28 M.

Droben im Nordland, wo der Wassersturz den granitenen Sockel des Urwalds zerschneidet, fegt der Neusiedler den Windbruch mit der roten Flamme, belagert die Wildnis mit Büchse und Schneide und setzt ihr das Blockhaus auf den Nacken. Sie aber wehrt sich mit dem Brausen der Wipfel, dem Krachen des glasharten Frostes, der roten Stirn des Felsens und dem Trug des Moors. Am lichten Lenzmorgen lockt sie ihn mit dem Ruf der Drossel, narrt ihn im Dämmerschein mit dem Meckerlaut der Bekassine, glüht ihn an zur Nacht aus gelben Raubtieraugen, schickt ihm das huschende Wiesel über den Weg und hetzt den Wolf an seine Kehle. — Während nun droben Stamm auf Stamm seine dunkle Krone in die lichte Schwende legt, steigt mitten in der Sippe der Rodebauern aus vergessenen Tiefen germanischen Bluts ein rotköpfiger Sproß auf, der nicht seßhaft werden kann. Er, der schweifende Jäger, erjagt sich die Tochter des Wildschützen mit der feuergelben Mähne, und so entsteht ein Geschlecht von Rotköpfen, das die Scholle nicht zu binden vermag. Abgesprengt von allen Familienbanden, hält sie die Hausung nicht. Der Wald ist ihre Heimat, die Nacht ihr Vertrauter. Dunkle albenhafte Triebe ziehen sie zu der Einsamkeit des Dickichts, wo die Katzeneule pfeift, der Kehlgesang des bärtigen Luchses die Nacht zerstöhnt, wo der Schrat haust und die Waldfrau leuchtend schwebt. Arglos und dennoch gewalttätig, unstet und dennoch treu, so irren diese Jäger durch die Einöden, und leichtherzig gibt ihrer Einer Haus und Acker hin für das Jagdrecht im Moorbruch, bis ihn auch von hier Landgier und Gesetz vertreibt. Der letzte Moorbub flüchtet hinauf zu dem dunklen Volk droben im Norden und wandert durch seine Hütten mit der Tochter des Bärenjägers. Und nun verschwindet das rötliche Ringelhaar; die feurige Mähne unter den Kurzschädeln wird zur Sage, zum Troll. Als nach Jahren unter ihnen das Weib des Elchschützen Harju einen Rotkopf zur Welt bringt, treibt er sie in den Wald mit dem Kinde, und der verschlingt sie wie das Meer den Groschen. Lars Olsson, der alte Köhler, findet den Jungen in den Armen der toten Frau. Und wieder wächst einer auf in der zerschlissenen Torfhütte, hungernd, jagend und gejagt, der Spott des Dorfes und doch der Herr der Wälder: Alf Warg, der Letzte. Ihm aber muß der Forsfallbauer die blonde Brita und den Großhof geben; denn er hat ihn mit Gefahr seines Lebens vor einem Rudel Wölfe gerettet. Aber Alf wird kein Bauer. Er bleibt der Oedmark untertan, flieht das weiche Lager im weiten Steinhause und hockt nachts droben auf dem Hochsitz in der Tannenwölbung. Da taucht im Mondlicht ein frostweißer Widerrist unter ihm auf. Ein Sprung von der Kanzel, und er sitzt auf dem Rücken des sagenhaften weißen Elchstiers, der ihn nun in wahnwitziger Flucht dahinträgt über das Eis des Sees und in der schwarzen Wacke des Stroms mit ihm verschwindet. Britas Knäblein aber trägt schwarze Locken wie Rabengefieder. Erfüllt und gesühnt ist der Fluch des rotgemähnten Wildschützengeschlechts, bis es wieder auftaucht aus schlum-

mernden Keimen und sein Kampf von neuem beginnt gegen die, die da zusammengedrängt hausen und hasten, graben und geizen. — In den „Rotköpfen" beschenkt uns ein Kenner mit dem Erlebnis des unberührten Bergwaldes. Er schildert nicht fachmännisch wie Löns, er beseelt nicht wie Svend Fleuron; aber sein Wald und seine Tiere leben in ihres Wesens Strom und Wahrheit. Seine Tierwelt steht vor uns auf, Wildheit im Auge, und doch in Schrei und Klage, in den Tiefen ihrer Triebe Menschlichem urgründig verwandt. — Kaum Märchen und doch voll tiefer Mystik, geschehenskundig und doch romantisch durchglüht, ist dieses nordische Wald- und Tierbuch ein Labsal nach all den gequälten Zeitromanen und als wertvoller Zuwachs unseres Schatzes an volkstümlichen Werken zu begrüßen. Die sprachliche Leistung der Übersetzerin verdient alles Lob. Plage.

Werfel, Franz: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Eine Novelle. München, Kurt Wolff, 1920. (270 S.) Etwa 15 M.

In der Form des Ich-Romans schildert Werfel die Leiden eines jungen österreichischen Leutnants, der den verhaßten Beruf des Vaters, eines höheren Offiziers, ergreifen muß, nachdem schon seinen Kinderjahren durch den lieblosen harten Drill des Elternhauses und der Kadettenschule aller Sonnenschein geraubt worden ist. Angewidert von dem Militärleben der öden Garnison und dem Vaterhaus nach und nach völlig entfremdet, bäumt sich der Nervös-Gereizte mit aller Kraft gegen seine Todfeinde, die Autoritätsgewalten, auf. Er gerät in den Bann eines Revolutions-Geheimbundes. Als Verschwörer wird er dem Vater und Vorgesetzten zur Verurteilung vorgeführt. Die Tragödie Vater und Sohn erreicht ihren Höhepunkt. Es ist das alte Laïos-Ödipus-Problem, das der Dichter in seinen Tiefen zu fassen versucht hat: der Gegensatz zwischen der nach eigenem Leben ringenden, geknechteten Jugend und dem herrschsüchtigen, für seine Ideen fürchtenden Alter. Mit starken Mitteln und mit grellen Lichtern, wie es der Expressionismus liebt, hat Werfel diese Konflikte in einem typischen Beispiel zur Anschauung gebracht. Die wuchtige Herausarbeitung des Problems ist ihm die Hauptsache. Weiche Milieutöne liegen ihm nicht. Die Gestalten wirken wie an eine hellfarbige Wand gestellt, scharf umrissen in ihrer Eigenart. Das morsche Alte läßt Werfel mitleidlos zusammenstürzen, für seinen schuldbeladenen und doch entschuldbaren Jugendhelden findet er einen Ausweg in die Freiheit der Neuen Welt jenseits des Ozeans. Die Leser, die bisher nur den Lyriker Werfel gekannt haben, werden zugeben müssen, daß auch der Epiker stark und eindringlich zu wirken versteht. Kohfeldt.

D. Kurze Anzeigen.

Soziale Arbeit im neuen Deutschland. Festschrift zum 70. Geburtstag von Franz Hitze. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.-Gladbach, 1921. 18 M.

Es ist der Kreis der Männer der Gesellschaft für Soziale Reform und der christlichen, besonders der katholischen Sozialpolitik, der sich um Franz Hitze schart. Vom Freiherrn von Berlepsch bis auf Giesberts, Franke und Adolf Weber sind alle vertreten, die innerhalb dieser Gruppe sich einen Namen erwarben. Die Kampfstellung gegen den Sozialismus einerseits und gegen den schrankenlosen Individualismus des Manchestertums andererseits geben die sozialpolitische Orientierung sämtlicher Beiträge, deren größerer Teil jene erhebende und geklärte Sonntagsstimmung atmet, die den Kampf der Meinungen emporhebt und adelt, wie die Gelegenheit das erforderte. D.

Brandenburg. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege. Amtliches Organ Brandenburgischer Museen. Herausgeber Rudolf Schmidt, Eberswalde, Michaelisstraße 8. Jg. 1. Heft 1. (Oktober 1921.) Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.

Verlag der „Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur“, Neuhof, Kreis Teltow. Vierteljährlich 15 M.

Die überaus reichhaltige, gut illustrierte Zeitschrift sei auf das wärmste empfohlen. Lange Zeit fehlte für die Provinz Brandenburg ein Organ, das heimatliche Geschichte und Vorgeschichte, Heimatschutz, Wohlfahrts- und Jugendpflege, Kunst und Industrie, Handwerk, Natur- und Volkskunde im Sinne der Erweckung und Verbreitung von Heimatsinn und Heimatpflege einem weiteren Leserkreise näherzubringen geeignet ist. Ausgezeichnete Mitarbeiter bieten mit ihrem Namen Gewähr dafür, daß die Zeitschrift die hohe und schöne Aufgabe, vor die sie gestellt ist, erfüllen wird. G. F.

Im Weihnachtsland. 22 Weihnachtserzählungen, Märchen und Erinnerungen von A. Schmitthenner, K. Söhle, Ch. Niese, H. Villinger, G. Schroer, W. Lobsien, K. H. Caspari, Frieda Jung u. a. Mit 17 Textbildern. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. [1920.] (164 S.) Geb. 8,75 M.

Außer den im Titel genannten Verfassern sind in der hübschen Sammlung noch vertreten: Ad. Stifter, Fritz Reuter, Th. Fontane, C. H. Andersen u. a. Über den Gehalt des Buches erübrigt es sich unter diesen Umständen also wohl nähere Ausführungen zu machen. Für Jugendbüchereien und für Geschenkzwecke paßt es aufs beste. Ko.

Messer, August: Fichte. Eine Einführung in seine Schriften. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. (156 S.) 4.40 M., geb. 6.40 M.

Ein vortreffliches Buch für jedermann, der nicht imstande ist, die Werke von Kuno Fischer und Fritz Medicus zu lesen. Wären solche Darstellungen wie Messers Fichte über jeden großen Philosophen im Volk verbreitet, dann hätten die Menschen ein ganz anderes inneres Verhältnis zur Philosophie und würden weit häufiger zu den Werken der großen Denker selbst greifen. Allen Büchereien aufs wärmste zu empfehlen. v. H.

Meyer-Eckhardt, Victor: Der Bildner. Gedichte. Jena, Dieterichs, 1921. (127 S.) 15 M., geb. 23 M.

Das erste Gedichtbuch eines Lyrikers von hoher, manchmal etwas überladener oder auch verzwungener Feierlichkeit. Das eigentlich Liedhafte tritt ganz zurück und auch die Bildlichkeit ist meist so esoterisch, daß das Buch trotz seines literarischen Wertes auch für größere Volksbüchereien kaum in Betracht kommt. Das sehr schöne letzte Gedicht des Bandes, „Die Heimsuchung“, das dem Andenken eines gefallenen Freundes gewidmet, aber kein „Kriegsgedicht“ ist, wird hoffentlich bald in modernen Anthologien übergehen. E. A.

Niebergall, Friedrich: Evangelischer Sozialismus. Tübingen, Mohr, 1920. (229 S.) 21 M.

Keine gelehrte Forscherarbeit, sondern eine Zusammenfassung des allgemein Wissenswerten, das mit großem Fleiß und Verständnis verarbeitet wurde, was bei dem bekannten Heidelberger praktischen Theologen selbstverständlich ist. Ein in unserer Zeit doppelt willkommenes Buch für die Gebildeten, besonders aber für die unter ihnen, die andere aufklären oder anregen sollen. v. H.

Richter, Ludwig: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Mit vielen Holzschnitten. München-Dachau, Einhornverlag. [1919.] (236 S.).

Jede neue Ausgabe dieser volkstümlichen Erinnerungen ist zu begrüßen. Zu dem Text der 1909 im Verlag von Hesse & Becker, Leipzig, unter Mitwirkung des Dürerbundes erschienenen Fassung bringt der Einhornverlag über 100 — darunter 16 ganzseitige — Wiedergaben von Richters innigen und stimmungsreichen Zeichnungen, Illustrationen und Vignetten. Durch das Auge unterstützt wird der Leser in die liebenswürdige Gemütstiefe des Verfassers mühelos eindringen können. A. Re.

Sohnrey, Heinrich: Fürs Herzbluten. Dorfjugendgeschichten. Mit Bildschmuck von F. Müller-Münster. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung (1920). (292 S.) Pappbd. 18 M.

Ein reichliches Dutzend kleiner Geschichten, die schon früher in anderen Sammlungen des Verf. veröffentlicht worden sind. Sie bedürfen keiner Empfehlung mehr: die Leser dieser Blätter wissen, wie warmherzig, wie wirklichkeitstreu und doch zugleich wirklichkeitsvergoldend der Dichter-Volksfreund von dem ihm von Jugend her vertrauten niederdeutschen Dorfmenschen zu erzählen versteht. Ko.

E. Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege.

Einschlägige Drucksachen und Hinweise sende man an den Direktor der Lübeckischen Stadtbibliothek und Büchereiberatungsstelle Dr. W. Pieth.

1. Allgemeines und Volkshochschule. Volkskunstpflege.

Bildungsausschuß der Katholiken Kölns, e. V.: Volksbildungsarbeit. Ergebnis der Rheinischen Volksbildungswoche 4.—8. Okt. 1920 zu Köln. Hrsg. v. B[ernhard] Marschall. Köln, Gonski, 1921. (190 S.) 8°.

Breinig: Zur Tagung deutscher Volkshochschulen. Lübeckische Blätter 1921, Nr. 27.

Elsner, W.: Der Stand der Volkshochschulbewegung in Schleswig-Holstein. Rendsburger Tageblatt 269. (20. Nov. 1920.)

— Die Kulturaufgabe der Volkshochschule. Rendsburger Tageblatt 288 u. 290. (14. u. 16. Dez. 1920.)

Deputation für Kunst und Bildungswesen der Gemeinde **Groß-Berlin**. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 8.

Hellrigel, Herm.: Zur Kritik der idealistischen Volksbildung. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 8.

Henningsen, A., Rendsburg: Volkshochschulgedanken in der Fortbildungsschule. Preuß. Lehrerzeitung. 12. (27. Jan. 1921.)

— Was lehrt uns die deutsche Volkshochschule? Preuß. Lehrerztg. 13. (29. Jan. 1921.)

— Zur Gründung einer Volkshochschulgemeinschaft Kreis Rendsburg. Rendsburger Tageblatt 91. (20. April 1921.)

Lützenkirchen, F., Kiel: Deutsche Kulturarbeit für Nordschleswig. Schleswigsche Grenzpost 49. (6. April 1921.)

— Grenzschulen. Hamburger Nachrichten 365. (7. Aug. 1921.)

— Volkshochschule u. Nachschule im Grenzgebiet. Lübeckische Anz. 357. (3. Aug. 1921.)

— Volkshochschulgeist. Schleswigsche Grenzpost 110. (13. Mai 1921.)

— Was wir für Nordschleswig tun. Hamburger Nachrichten 199. (30. April 1921.)

Rörig, Fritz: Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. Leipzig, Voigtländer, 1921. (Schriften der Fichtegesellschaft; Deutscher Geist, 2.)

Schultze, Ernst: Die Kunst volkstümlicher Darstellung. Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 35, Nr. 4.

Steltzer, Rendsburg: Die Volkshochschule und der Weg zum deutschen Volkstum. Vortrag auf dem deutschen Bauerntag. Rendsburger Tageblatt 129.

Tagung deutscher Volkshochschulen in der Nordischen Woche zu Lübeck. [Bericht. Verlag d. Lübecker Volkshochschule 1921.]

— Lübecker Generalanzeiger 1921, Nr. 207/08. Lübecker Volksbote 1921, Nr. 209,

— Lübeckische Anzeigen 1921, Nr. 413—415.

Tonnesen, Rendsburg: Volkshochschule und Erziehung zum deutschen Volkstum. Rendsburger Tageblatt 129.

Der Film in der Nordischen Woche. Lübeckische Blätter 1921, Nr. 27.
Haupttagung des Theaterkulturverbandes. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 8.
Lampe, F., u. P. Hildebrandt: Das stehende und laufende Lichtbild. Bericht über die Bildwoche 4.—9. Okt. 1920. Berlin, Lichtbild-Bühne, 1921. (102 S.)
Lichtspielgesetz nebst den ergänzenden reichsrechtlichen und landesrechtlichen Bestimmungen, ausführl. erl. von Albert Hellwig. Berlin, G. Stilke, 1921. (263 S.) (Stilkes Rechtsbibliothek Nr. 2.)
Nestriepke: Volksbühne, Proletarisches Theater und Weltanschauungsgemeinde. (Volksbühne I, 6.)

---

2. Bücherei und Bildungspflege.

Die Bibliothekarkonferenz der Arbeiterbibliotheken vom 3. bis 5. Juli im Schloß Tinz b. Gera (Reuß). Der Bibliothekar Jg. 13, H. 7/9
Das Einkaufshaus für Volksbibliotheken des Deutschen Volkshausbundes. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 8.
Hefte für Büchereiwesen. Geleitet von Walter Hofmann. Bd. 6, H. 3: Büchereipolitik.
Mühlenfeld, Johanna: Heimatkunst in der Kreisbücherei Hoya. (Volksbücherei u. Volksbildung in Niedersachsen, Beilage zu „Niedersachsen", Jg. 2, Nr. 4).
Pieth, W. Die kulturelle Bedeutung der frühen Presse, insbesondere der Lübecker Frühdrucker. Lübeckische Blätter 1921, Nr. 27.
— Lübisch-nordische Ausstellung [Führer] 1921. T. 1: Stadtbibliothek. T. 2: Staatsarchiv. (Hrsg. zus. mit G. Fink). Lübeck, Max Schmidt, 1921. (39 S., 2 Taf.)
Theissen-Köln: Der Bibliothekar des Borromäusvereins als Volksbildner. Die Bücherwelt, Jg. 18, H. 7.

Kleine Mitteilungen.

Nordische Woche in Lübeck. 1.—11. September 1921. Von den zahlreichen Veranstaltungen und Ausstellungen, die in der alten Hansestadt stattfanden und über die eine reich illustrierte Festschrift (Lübeck, H. G. Rahtgens) Kunde gibt, sei an dieser Stelle die Lübisch-Nordische Buchausstellung erwähnt, die von Dr. Pieth zusammengestellt, ebenso wie die Ausstellung des Staatsarchivs im oberen Chor der Katharinenkirche zu sehen war. Die Bedeutung Lübecker Drucke, besonders niederdeutscher, vornehmlich für die nordischen Länder wurde durch eine Reihe hervorragender Schaustücke, die der Stadtbibliothek entstammten, ins Licht gerückt. — Auch eine Tagung deutscher Volkshochschulen fand gelegentlich der Nordischen Woche statt. Als Hauptreferenten waren gewonnen der bekannte dänische Volkshochschulmann Frederik Schröder aus Askov, der über das dänische Volkshochschulwesen sprach, und Dr. R. von Erdberg vom preußischen Kultusministerium, dessen Vortrag die Grundlinien der deutschen Volkshochschule zum Gegenstande hatte. Im Verlaufe der Tagung wurden außerdem folgende Fragen durch Referate und Diskussion eingehend behandelt: Arbeitsbereich der Volkshochschule und Arbeiterschaft; die ländliche Volkshochschule; Zusammenschluß der ländlichen Volkshochschulen. Mit der von etwa 120 auswärtigen Vertretern besuchten Tagung waren eine Ausstellung von Volkshochschulliteratur, sowie eine Verkaufsabteilung und Ausstellung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung verbunden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 11

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege“** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis jährlich M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.



Bücherei und Bildungspflege
Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 11

Die Krisis der Kultur und der Bildung.

Von Dr. Max Wieser (Spandau).

Es gibt wohl wenige Menschen, denen nicht auf diese oder jene Art einmal zum Bewußtsein kommt, in welcher ungeheuren, langwährenden Krisis sich unsere heutige Kultur befindet. Der Einzelne mag sich von der zukünftigen Gestalt unserer Kultur Vorstellungen machen, welche er wolle: er kann nicht vorübergehen an der Tatsache der Unübersichtlichkeit unseres Lebens, welche die gegenwärtige Welt durch die Wissenschaft, die Technik, die Wirtschaft, die Vielheit der Interessen erhalten hat, — und er muß sich sagen, daß unserer Zeit das geistig-kulturelle Band fehlt. Scheinen sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse manchmal zu bessern, so bleibt doch die Ungewißheit des Geistes und die innere Unruhe der Seele bei dem Einzelnen wie bei der Gesamtheit als das Kennzeichen der Zeit, in der wir leben. Es mag sich jeder einmal in stillen Stunden eingestehen, daß wir alle Suchende sind. Wir suchen, jeder auf seine Art, nach einer Form, in der sich Welt, Staat, Mensch neu bildet. Die edelsten und besten Absichten, unserer Bildung einen neuen Inhalt zu geben, schlagen fehl. Wer es gewissenhaft mit sich nimmt, wird zugeben, daß wir heute nicht wissen, wie wir unsere Kinder erziehen sollen. Wir lassen sie wohl „wachsen" und wirken auf sie durch unser Vorbild; aber eine Erziehungsform, die allgemein verbindlich wäre, gibt es heute nicht. Alles, was bisher unternommen worden ist, sind doch nur Versuche, gemessen an der Form, die unser aller Drang, unser beinahe kosmisches Gefühl ihnen zu geben verlangt. Niemand kann heute sagen, was allgemeine Bildung ist, während z. B. das 18. Jahrhundert sie sehr wohl kannte und dem Worte Bildung sogar frische Anschauung gab. Die altgriechische Kultur in ihrer Blütezeit besaß jeder Grieche. Jeder hatte an Homer Teil. Die altägyptische Kultur war eine Gemeinkultur kolossalen Maßstabes, deren Ausdruck die Pyramiden sind. Analoges fehlt unserer Kultur. Sie ist exklusiv, statt gemeinverständlich, tief, wo sie flach, flach, wo sie tief sein sollte. Das ist die Krisis unserer Bildung.

Würde sich doch heute der Professor auf dem Universitätskatheder lächerlich machen, wollte er von sich behaupten, er sei der Vertreter der Bildung der Zeit. So sehr haben sich die Begriffe von Bildungsform und Bildungsgehalt voneinander entfernt. Kein Fachgelehrter kann als solcher heute mehr den Anspruch auf Bildung erheben. Wer heute ein Leben braucht, um die feinsten Entdeckungen auf den Spezial-

gebieten zu machen, mag zehnmal der Menschheit einen guten Dienst damit erweisen: ihn trennt aber eine Kluft von dem, was man die Bildung, die Kultur oder den Geist einer Zeit nennt.

Und auf der anderen Seite: Hat nicht das Scheitern der organisierten (nicht der organisch gewachsenen) Volkshochschule in Deutschland gezeigt, daß man bisher nicht verstanden hat, die Masse der Arbeiter an einer umfassenden geistigen Kultur zu beteiligen, die sie im Einzelnen besitzen mögen? Bildung ist doch nicht bloß Aneignung von Wissen, sondern ein lebendiges Gefühl für den Abstand und zugleich für die Zusammengehörigkeit alles Lebendigen: Distanz- und Solidaritätsgefühl. Der besitzt Bildung: der sich selber kennt, der über sich steht, und in diesem Geiste sich mit den Menschen verbunden fühlt, der über seiner Zeit steht und doch mitten in ihr, im Absoluten lebt und zugleich in der Gegenwart. Zwischen Bildungsgehalt und Bildungsform sollte man immer unterscheiden. Die vornehmste Aufgabe der Volkshochschule ist die Weckung des Bildungsgehalts. Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn jedermann durch sie lernt: dauernd in sich das Gefühl wach zu halten, daß es noch etwas anderes gibt, als wir selber sind und als uns täglich umgibt. Und doch stolpert die Zeit schon daran, daß man nicht weiß, welchen Bildungsstoff man dem Arbeiter geben soll. So stark ist die Krisis unserer Kultur.

Man kann diese Krisis überwinden, indem man das Gefühl hochhält, das neue Formen verspricht; man trägt auch bei, sie zu überwinden dadurch, daß man sie scharf ins Auge faßt. Das Bildungsproblem unserer Tage aber ist dieses: *Wie kann man allgemein sein, ohne alltäglich und flach zu werden?* Wie wirken wir im Großen, indem wir zugleich vertiefend wirken? Denn Bildung ist Verwurzelung im Absoluten. Die Krisis unseres Geistes hat es demnach mit der Soziologie des Absoluten zu tun: wie ist dem Tieferfühlten, dem Tieferdachten, Tieferfahrenen, Tieferlebten des Einzelnen die kulturelle Unterlage in dem Erleben Vieler zu geben?

Wie eine griechische Statue erst freistehend zur Geltung gelangt oder gute Musik lediglich in geeignetem Raume Gestalt gewinnt, gibt es Kultur nur dann in einer Zeit, wenn der Raum, der die Verwirklichung des Geistes ausmacht, auf den absoluten Bildungswert gestimmt ist. Ob die Masse der Menschen tätigen oder leidenden Anteil an der Ausdehnung der Bildung nimmt, ist dabei von untergeordneter Bedeutung.

Die Kultur unserer Klassiker hatte einen verhältnismäßig engen Bildungsraum. Aber die Kultur der Klassiker war autokratisch und esoterisch, d. h. sie beschränkte sich auf einen kleinen Kreis erlesener und wirklich im Ewigen verwurzelter Geister, während die Masse der Menschen ihr passiv gegenüberstand. Die Eigentümlichkeit des Vorhandenseins einer dienenden Schicht erleichterte den Klassikern, eine hohe Kultur darzustellen. Der Bildungsraum des 16. Jahrhunderts war bedeutend größer. Man erinnere sich der Beteiligung der Zünfte an der Bildung der Zeit und der breiten Gefolgschaft, die der junge Luther,

Hutten oder Hans Sachs um sich hatte. Hunderte von Menschen — das will vor 400 Jahren viel besagen — wirkten im 16. Jahrhundert bei den Volksschauspielen auf dem Markte mit.

Aber dieser Bildungsraum des 16. Jahrhunderts ist auch noch autokratisch und esoterisch zu nennen, gegenüber demjenigen, den unser kolossal gesteigertes dynamisches Gefühl erfordert. Unserer Kultur steht keine der Kultur dienende Schicht zur Verfügung. Die Masse der Menschen will selber an der Kultur beteiligt sein. Der Arbeiter — ob Kopf- oder Handarbeiter ist dabei Nebensache — will wieder fühlen, daß er einen geistigen Zweck erfüllt. Der Handwerker will nicht mehr Diener der Maschine, sondern ihr freudiger Beherrscher sein, der Kopfarbeiter kein Stubengelehrter und unfruchtbarer Wissenschaftler mehr. Eine so umfassende und von aller Sehnsucht erlösende Kultur braucht ganz andere soziologische Räume, als sie bisher da waren; und von dieser Struktur des künftigen Geisteslebens wissen wir jetzt noch herzlich wenig. Wir können sie ahnen an der einheitlichen Wirkung, die heute noch die Musik auf die Menschen auszuüben vermag. Bislang ist zu einer solchen Allgemeinbildung, zu einer solchen Kultur allergrößten Maßstabes nur unser lebhaftes Gefühl da.

Uns bleibt inmitten der ungeheuren Geisteskrisis, die noch Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte die Welt erfüllt, nur übrig, mit Hilfe dieses vertieften und geweiteten Gefühles nach allen Richtungen hin zu suchen und zu tasten, wo sich Ansätze zu einem großen O r g a n i s m u s d e r B i l d u n g, weitab von aller Organisation der Bildung, zu einer Gestaltwerdung dieses urlebendigen, in uns allen wachsamen Gefühles werden. Wir ahnen hier das Phänomen einer nicht mehr bloß abendländischen Kultur. Das ist der Sinn, wozu wir heute, in dieser Krisis, auf die Jahrhunderte und Jahrtausende losschaffen.

Die künftige Kultur — das können wir wohl voraussehen — stellt an den Volksbildner heroische Anforderungen. Er soll im Absoluten nicht weniger, als zu allen Zeiten verwurzelt sein, ja im Lebendigen und Ewigen noch viel mehr als früher leben — und er muß doch ein starkes dynamisches Gefühl für die Masse und ihre Bewegung besitzen. Er darf Bildung nicht bloß selber besitzen, sondern muß sie auch lebendig machen. Er muß eine gründliche Innenschau und einen großen Weitblick haben und nach Innen ein ebenso tiefes, wie nach Außen lebhaftes Empfinden besitzen. Stille und faustische Unruhe hat sich in seiner Seele zu paaren.

Die Zukunft wird Anforderungen an den einzelnen Volksbildner stellen, denen er als Einzelner nicht voll gerecht werden kann. So wird man sich in Gruppen zusammenschließen. Und in der Tat haben wir in den nicht willkürlich, sondern organisch jetzt entstehenden A r b e i t s g e m e i n s c h a f t e n vielfacher Art die ersten primitiven Lösungsversuche der Bildungs-, Kultur- und Geisteskrisis unserer Zeit zu erblicken. Die G r u p p e n b i l d u n g e n, noch oft sehr starrer Art, sind die Anfänge der neuen soziologischen Räume, in die vertiefte, erweiterte, der Zeit angemessene Bildung wie von selber einströmen wird. Es kann angesichts

dieser Tatsache nicht genug davor gewarnt werden, die Geisteskrisis dadurch voreilig überwinden zu wollen, daß man „etwas macht". Alles muß „werden", aus dem Menschen herauswachsen, wie alles Lebendige, das dem Urgrunde entstammt und zum Lichte drängt. Ohne Organismus, ohne gewachsene Formenwelten gibt es keine Kultur. Dazu gehören freilich bei einer Krisis von dem Umfange Europas und der Welt nicht bloß Jahrzehnte: Jahrhunderte sind angesichts dieses kosmischen Werdens noch allzu geringe Zeitspannen. Das soll aber nicht unser Gefühl und unsere Tat bei den nahen Aufgaben trüben. Im Gegenteil werden sie so nur sinnvoll erfüllt werden; und die abendländische Kultur kann ihre schicksalhafte Vollendung nicht als restlose Zivilisation, als gemachte, bewußte Natur, sondern als eine neue Kultur, die einer Seele, einem Werden, einer organischen Natur entstammt, erhalten.

Brief an einen jungen Kollegen.

Mein lieber junger Freund! Sie melden mir entmutigt, daß Sie bei der engeren Wahl in N. den kürzeren gezogen haben, nachdem man Ihnen dort vor versammeltem Büchereiausschuß die Vokabeln abgehört hat, wobei Sie auf die Frage: „Wie stehen Sie zu der Marlitt, Adlersfeld-Ballestrem und Ganghofer?" sich augenscheinlich nicht unter allen Zeichen des Entsetzens bekreuzt haben, sondern versucht haben, den „Dorfapostel" für den von Ihnen demnächst aufzustellenden Katalog zu retten. Das ist schade! Nicht um den Ganghofer, aber um Sie, lieber Freund, den ich als einen wohlbeschlagenen und arbeitsfreudigen jungen Fachgenossen kenne, und dem ich von Herzen einen verantwortungsreichen Wirkungskreis gönne und wünsche. Damit Sie aber nicht zum zweiten Male auf ein hinterlistig geschärftes Schlagwort gespießt werden, falls Sie wieder in die Lage kommen, ein bibliothekarisches Glaubensbekenntnis ablegen zu müssen, so möchte ich Ihnen nicht vorenthalten, was ich in dem gleichen Falle den Herren in N. geantwortet haben würde, wenn sie mir eine solche Frage vorgelegt hätten; ich würde ihnen gesagt haben:

„Meine Herren! Ich erblicke in der Frage, die Sie mir hier augenscheinlich auf fremde Einflüsterungen hin stellen, eine Falle. Sie ist gelegt von Personen, die mich nicht kennen, die aber ein Interesse daran haben, auf jeden Fall meine Bewerbung auszuschalten, um die Bücherei in N. ihrem Einfluß zu unterwerfen. Diese Stelle sucht ihre Absichten durch die politischen Parteien oder andere Machtfaktoren zu erreichen, nachdem maßgebende bibliothekarische Fachkreise ihr Dogma abgelehnt haben. Ich bin überzeugt, daß Sie keine Ahnung haben, daß Sie von dieser Stelle als Werkzeug gebraucht werden, und daß Ihnen eben daher eine Antwort von mir vorausgesagt wurde, die meine Berufsgesinnung von vornherein als abwegig oder minderwertig kennzeichnen und verdächtigen soll. Ich will Sie daher nicht darüber im Zweifel lassen, daß meine Berufsauffassung dem genannten Dogma

widerspricht. Denn eine Theorie, die große Teile des bestehenden Proletariats von der Bücherei ausschließt, ist in meinen Augen unsozial wie keine andere. Bücherei ist nicht in erster Linie Pflege des Schrifttums, sondern Dienst an geistig hungernden Menschen. Sind diese Menschen erziehbar und bildungsfähig, so werde ich Sie mit allen Mitteln zu fördern suchen, die mir die besten Werke der Literatur und meine Fachbildung an die Hand geben. Aber in der Bücherei gilt ‚Gleiches Recht für alle'! Darum werde ich Menschen, deren geistige Entwicklung noch in die Gartenlaubenzeit zurückreicht, nicht von der Schwelle weisen und ihnen nicht sagen: ‚Hängt euch auf oder geht ins Kino, wenn euch die Muße in elenden Wohnungen oder bei der Küchenlampe bedrückt, denn ich habe die Marlitt nicht, die ihr unter dem Ausschluß alles anderen von mir verlangt; meine Bücherei ist nur für ‚bibliotheksreife' Leser da!' Denn die so Zurückgewiesenen werden nicht verstehen, daß dieselbe Stadt, die ihrem Theater gestattet, etwa ein Rührstück oder eine wertlose Posse zu spielen, sie aus der Erinnerung an ihre Kleinbürgerjugend verstoßen will, und werden sich mangels anderer geistiger Betätigung dem Klatsch auf der Treppe zuwenden. Es gibt Schlimmeres als die Marlitt, und Schund werde ich auch in der Bücherei nicht einstellen. Wo aber die Bücherei versagt, ist dem Schund Tor und Tür geöffnet. Alle Versuche der literarischen Zwangsernährung führen zur Entvölkerung der Bücherei und machen sie zu einer Einrichtung für sozial Bevorzugte. Erwachsene Menschen lassen sich nicht durch erzieherische Machtworte regieren, sondern nur durch erziehlichen Takt. Die Bücherei ist eben neben anderem auch eine Wohlfahrtseinrichtung; erziehen kann sie nur, wo es etwas zu erziehen gibt. Es ist eben gerade Sache des gewissenhaft wägenden Bibliothekars, die Fälle zu erkennen, wo er eine erziehliche Aufgabe und wo er eine Aufgabe der Wohlfahrtspflege vor sich hat, und diese Fälle nicht miteinander zu vermengen. Daß er dabei und nicht nebenbei, sondern in erster Linie das bildungsfähige Geschlecht mit allen Mitteln fördert, und daß ihm hierbei das Beste gerade gut genug ist, ist selbstverständlich.

Ich werde also, falls Sie mir nach dem Gesagten die Leitung der Bücherei noch anvertrauen wollen, im Sinne sozialen Pflichtgefühls und sozialer Hilfsbereitschaft mein Amt versehen und alle Schichten der Bevölkerung zu fördern suchen, aber in einer Weise, die der Entwicklungsstufe des Einzelnen angemessen ist. Ob ich dabei den Ganghofer und die Marlitt brauche, das weiß ich heut noch nicht, da ich die Bevölkerung noch nicht kenne. Jedenfalls betrachte ich mich meinen Mitbürgern verpflichtet und nicht irgend einer anfechtbaren Lehrmeinung. Wer immer den Weg zur Bücherei findet, hat ein Recht darauf, daß ich mich seiner annehme, wo er auch nach seinen Bedürfnissen einzuordnen sein möge. Dabei wird weder unser Schrifttum, noch die Bevölkerung dieser Stadt zu kurz kommen. Wenn Sie mir daher Ihr Vertrauen schenken wollen, so haben Sie auch freundlichst Vertrauen zu meinen fachlichen Mitteln, und machen Sie die Antwort auf die

mir gestellte Frage nicht zum Gradmesser meiner beruflichen Eignung, die ich durch die Lösung ganz anderer Fragen zu erweisen gedenke."

Wenn nun nach solchen Worten die jeweiligen Herren Ihres Schicksals die Aufrichtigkeit Ihrer beruflichen Absichten nicht anerkennen, so kann Ihnen allerdings an dieser Stelle zunächst nicht geholfen werden, der Stadt selber aber auch nicht. Und nun lieber junger Freund, fröhlich weiter: Zuversicht und blanke Waffen!

Ihr getreuer F. Plage.

Ein amtliches deutsches Lehrfilmverzeichnis *).

Von Studienrat Dr. Warstat,
Geschäftsführer des Bilderbühnenbundes Deutscher Städte, E. V.

Nach einem vollständigen Verzeichnis der in Deutschland vorhandenen und leihweise oder käuflich beziehbaren Lehrfilme ist unstreitig bei allen für belehrende Filmvorführungen interessierten Stellen, vor allem bei den Schulen und ihrer Lehrerschaft, sicher aber auch bei einem großen Teil der privaten Kinobesitzer, ganz abgesehen von den Kreisen der Filmindustrie selber, ein sehr dringendes Bedürfnis vorhanden. Jeder, der auf dem deutschen Lehrfilmmarkt einigermaßen Bescheid weiß und die Lieferungsverhältnisse kennt, weiß aber auch, wie schwer es ist, ein wirklich zuverlässiges und brauchbares allgemeines Lehrfilmverzeichnis herauszugeben. Die Reichsfilmstelle hat es nun unternommen, die hier vorliegende Aufgabe zu lösen und hat ein „amtliches" Verzeichnis der deutschen Lehrfilme zusammengestellt, um darin einen Überblick über das in Deutschland vorhandene Lehrfilmmaterial zu geben, anscheinend jedoch, ohne sich über die Schwierigkeiten dieser Aufgabe und über die Anforderungen, die man an ein brauchbares Lehrfilmverzeichnis stellen muß, auch nur in den Umrissen klar zu sein.

Was man von einem solchen Verzeichnis verlangen muß, ist in erster Reihe Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und Anpassung an das praktische Bedürfnis, d. h. es soll möglichst auch alle Fragen nach Preis, Verleihbarkeit und vor allem nach inhaltlicher und technischer Beschaffenheit der aufgeführten Filme zuverlässig beantworten.

Wir wollen das Verzeichnis der Reichsfilmstelle unter den eben angeführten Gesichtspunkten einmal auf seinen Wert prüfen.

Da müssen wir zu unserem Bedauern feststellen, daß bereits jetzt, im Augenblicke des Erscheinens, das Lehrfilmverzeichnis nicht mehr vollständig ist. Dabei braucht gar nicht so sehr starkes Gewicht darauf gelegt zu werden, daß versehentlich vielleicht dieser oder jener Einzelfilm nicht mitaufgeführt ist, als vielmehr darauf, daß die Gesamtbestände einzelner Firmen wie z. B. der „Neuen kinematographischen Gesellschaft" in München sowie der einzelnen Vertreter der Ufa-Kulturabteilung in den einzelnen Verleihbezirken überhaupt nicht mit berücksichtigt sind. In vielen Fällen verfügen diese letzteren außer den Ufa-Filmen auch noch über eine beträchtliche Anzahl von Lehrfilmen anderer Herkunft. Außerdem ist es für die Entleiher in den einzelnen Leihbezirken sehr wertvoll zu wissen, ob sie wegen des Bezuges eines bestimmten Ufa-Filmes sich an die Ufa-Kulturabteilung selbst oder an den Vertreter in ihrem Verleihbezirk zu wenden haben.

---

*) Amtliches Verzeichnis der deutschen Lehrfilme. Herausgegeben von der Reichsfilmstelle. Berlin, Flemming u. Wiskott, 1921. (149 S.) 12.50 M.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist es ferner, daß sämtliche, seit der Zusammenstellung des Kataloges von den deutschen Lehrfilmfirmen nunmehr neu herausgebrachten Lehrfilme fehlen, und da anscheinend von der Zusammenstellung des Kataloges bis zu seinem Erscheinen eine ziemliche Zeitspanne verflossen ist, so ist diese Anzahl nicht unbeträchtlich. Zwar verspricht die Reichsfilmstelle, diesem schließlich ja allen gedruckten Katalogen mit Notwendigkeit anhaftenden Mangel durch Nachträge abzuhelfen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß diese Nachträge die Übersichtlichkeit des Kataloges nicht erhöhen, sondern beeinträchtigen werden. Über die Art, wie man schon bei Anlage des Filmkataloges diesen Mangel auf ein möglichst geringes Maß herabdrücken könnte, soll hier nicht geredet werden.

Beeinträchtigen die angeführten Umstände die Vollständigkeit des amtlichen Lehrfilmverzeichnisses, so ist es mit seiner Zuverlässigkeit fast noch schlimmer bestellt. Es ist z. B. nirgends mit einem Wort erwähnt, daß die Firma „Weltkinematograph-Freiburg", deren Filme einen nicht unbeträchtlichen Raum in dem Katalog füllen, nur Negative führt und auf Verleih von Kopien sich überhaupt nicht einläßt, sondern nur auf Verkauf. Ferner waltet ein unglücklicher Stern über den betreffenden Angaben des Kataloges auch insofern, als der weitaus größte Teil der Negative dieser Firma vor einiger Zeit verbrannt ist, so daß sie aus dem Lehrfilmverzeichnis kurzweg gestrichen werden müssen. Ferner finden sich in dem Verzeichnis eine Anzahl von Filmen verschiedener Firmen, die von diesen zwar geplant und bereits in ihre Filmlisten aufgenommen worden sind, aber nicht oder noch nicht zur Ausführung gelangten. Gleichwohl sind sie aus den betreffenden Firmenlisten in das amtliche Verzeichnis gelangt, z. B. der Film über die Relativitätstheorie, der Witterungsfilm der Stettiner Reform-Film-Gesellschaft m. b. H. u. a. Es liegt hier ein grundsätzlicher Fehler bei der Zusammenstellung des Verzeichnisses vor, dadurch begangen, daß den Verzeichnissen der Firmen vom Zusammensteller ohne weiteres gefolgt worden ist.

Nach unserer Kenntnis wird der Benutzer des Filmverzeichnisses aber bei Bestellungen, die er auf Grund desselben macht, dadurch auf Schwierigkeiten stoßen, daß ein großer Teil der angeführten Filme, namentlich soweit es sich um ältere Kopien von Pathéfilmen handelt, überhaupt nicht mehr verleihbar, sondern schon verbraucht ist. Bei dieser Lage der Dinge gibt das Verzeichnis ein viel zu günstiges Bild von der Menge der in Deutschland vorhandenen Lehrfilme. Die Auswahl an wirklich brauchbaren Lehrfilmen in Deutschland ist ganz bedeutend geringer, als es nach dem amtlichen Lehrfilmverzeichnis scheinen muß.

Und damit sind wir bei der Brauchbarkeit des Verzeichnisses für die praktische Lehrfilmarbeit angelangt. Man hätte mindestens erwarten müssen, Angaben darin zu finden, ob es sich bei den angeführten Filmen um Negative oder Positive handelt, ob die Kopien nur verkauft oder auch verliehen werden, zu welchem Preise und in welchem Monopolbezirke das letztere geschieht. Die in der Einleitung des Kataloges enthaltene Angabe, der Leihpreis für die Lehrfilme betrage 18—20 Pf. je Meter und Tag, genügt bei weitem nicht zur Klärung der doch erheblich verwickelter liegenden Preisverhältnisse auf dem Lehrfilmmarkt.

Ferner müssen Angaben über die technische Beschaffenheit der Filme, die in dem Katalog völlig vermißt werden, unbedingt vom Lehrfilmpraktiker verlangt werden, genau so wie kurze Angaben über ihre pädagogische und unterrichtliche Eignung. Die von der Bildstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht unterrichtlich begutachteten Filme sollen nach den Angaben des Vorwortes durch einen Stern im Verzeichnis kenntlich gemacht sein. Leider ist das nicht durchweg geschehen. Der Alpenfilm, der Geschlechtskrankheitenfilm und der Säuglingspflegefilm tragen diese Kennzeichnung nicht. Und mit dem Stern allein ist es nicht getan. Es müssen auch die Angaben über den Verwendungskreis der Filme innerhalb der

Schulen (höhere, mittlere und Volksschulen, Volks-, Mittel-, Unterstufe usw.), die die Bildstelle macht, wiedergegeben werden.

Wenn man alle diese Ausstellungen überblickt, so bleibt schließlich nicht mehr viel Gutes übrig, was man von dem amtlichen Lehrfilmverzeichnis sagen könnte. Anscheinend ist es entstanden aus der Kartothek von Lehrfilmen, die seinerzeit von der Provinziallichtspielgesellschaft seligen Andenkens zusammengestellt und nach deren Liquidierung mehreren für das Lehrfilmwesen interessierten Stellen, u. a. auch dem Bilderbühnenbunde Deutscher Städte zum Kauf angeboten wurde. Die Reichsfilmstelle hat offenbar die Mängel jenes Verzeichnisses nicht erkannt und ist auch nicht imstande gewesen, sie durch eine gründliche, sachverständige Bearbeitung zu beseitigen, obgleich ihr wahrlich auf Wunsch sachverständige Mitarbeiter genug zur Verfügung gestanden hätten.

So sehr man an sich einen ersten Versuch, ein deutsches Lehrfilmverzeichnis zu geben, mit Freude begrüßen muß und so gern man sich auch angesichts der Schwierigkeiten der Aufgabe mit kleinen Unzulänglichkeiten abgefunden hätte, so sehr ist es zu bedauern, daß dieses mit hohen Kosten hergestellte amtliche Verzeichnis so unzureichend ausgefallen ist.

Noch einmal die Nordmarkbücherei.

In ihrem neunten Hefte dieses Jahrganges bringt die „Bücherei und Bildungspflege" einen Beitrag „Eine Nordmarkbücherei in Flensburg", der in einigen Punkten einer Richtigstellung bedarf. Der Verfasser schreibt: Es erschien „den verantwortlichen Männern in Schleswig-Holstein bedenklich, in einer Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, die im 7. Heft des laufenden Jahrganges des „Zentralblattes für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen" veröffentlicht wurde, Richtlinien für ihre Arbeit gezogen zu sehen, die eine volle Berücksichtigung jener Forderung der Bodenständigkeit in Frage stellten. Insbesondere beunruhigte sie die Ankündigung einer maßgeblichen Zentralstelle für das gesamte deutsche Büchereiwesen in Leipzig, der auch die neue Nordmarkbücherei angeschlossen werden und der dafür ein Teil ihrer Mittel zufließen sollte".

Dazu ist zu bemerken: Ob eine solche Bedenklichkeit bei den „verantwortlichen Männern in Schleswig-Holstein" bestanden hat, weiß ich nicht. Mir ist sie, insbesondere bei den eingehenden Besprechungen im Ministerium am 11. Februar 1921, denen die genannte Denkschrift zugrunde lag, nicht entgegengetreten. Hätte sie bestanden, dann wäre sie jedenfalls durch die Denkschrift, zum mindesten soweit die „Wahrung der Bodenständigkeit" in Frage kommt, nicht zu begründen gewesen. Denn diese Denkschrift, die von der Notwendigkeit einer Reichszentrale für das Büchereiwesen ausgeht, fordert ausdrücklich, daß für die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Landesteile Ausschüsse in diesen Landesteilen einzusetzen seien, die im engsten Zusammenhange mit einer größeren Bibliothek zugleich die Beratungsstelle für den betreffenden Bezirk bilden sollten und denen die Ausbildung von Leitern solcher Büchereien zu übertragen sein würde, die einen Leiter mit vollgültiger bibliothekarischer Fachausbildung nicht anstellen können. Von den Beratungsstellen sollten nach der Denkschrift auch jährlich einmal die Bibliothekare ihrer Bezirke für einige Tage versammelt werden, um sie immer wieder auf die Grundforderungen einer intensiven Bibliotheksarbeit hinzuweisen und mit ihnen alle Fragen ihrer praktischen Arbeit besprechen zu können. Zu dem besonderen Fall der Nordmark sagt die Denkschrift ausdrücklich, daß die Bibliothek in Flensburg auch das Wanderbibliothekwesen zu regeln haben würde, und daß sie den Mittelpunkt nicht nur für die Bibliothekarbeit des gesamten Gebietes, sondern für die wissenschaftliche Volksbildungsarbeit in ihm überhaupt zu bilden haben würde.

Ich wüßte nicht, wie sicherere Garantien für eine bodenständige Arbeit gegeben werden könnten, als es hier geschehen ist. Ich sehe auch nicht, daß diesen Forderungen gegenüber eine Reichszentrale die Bodenständigkeit der Arbeit gefährden könnte. Denn ihr sollte ja nur eine vorläufige Auswahl von Büchern nach volksbildnerischen Gesichtspunkten zugesprochen werden, bei der sie ausdrücklich an die Mitarbeit von Ausschüssen aus allen Landesteilen und von Vertretern aller weltanschaulichen Richtungen gebunden sein sollte. Die endgültige Entscheidung, welche Bücher er in seiner Bibliothek führen muß, kann dem Leiter keiner Bibliothek abgenommen werden. Und es hat niemals die Absicht bestanden, sie ihm abzunehmen. Auch bei der Ausbildung der für die verschiedenen Verhältnisse geeigneten Ausleiheverfahren war für die Reichsstelle die Sammlung und Verarbeitung aller Erfahrungen gefordert.

In der Tat, die bezeichneten Bedenken lassen sich nicht aus dem in der Denkschrift entwickelten Plan herleiten, sondern nur aus einer falschen Vorstellung von der Art, in der er hätte zur Durchführung kommen sollen, aus der Annahme einer vielleicht versteckten Diktatur, die mit der Reichszentrale hätte errichtet werden sollen, und die über alle auf dem Papier gegebenen Zusicherungen mit einem Federstrich hinweggegangen wäre. Daß bei den führenden Männern in Schleswig-Holstein diese falsche Vorstellung oder diese Annahme bestanden hätte, ist mir nicht bekannt geworden. Wenigstens habe ich in der Flensburger Sitzung vom 11. Juni weder von ihr noch von einer Furcht vor den Gefahren für eine bodenständige Arbeit auf Grund der Denkschrift etwas gemerkt. Umgekehrt ist immer, und wohl mit vollem Recht, anerkannt, daß das Ministerium für die Durchsetzung bodenständiger schleswig-holsteinischer Arbeit Erreichbares erreicht hat, und für den Kenner der Vorgänge berührt es eigenartig, wenn Dr. Ackerknecht und seine Freunde Schleswig-Holstein gegen Ministerialdirektor Kaestner verteidigen zu müssen glaubten.

Was nun die Unterstützung einer Reichszentrale durch die provinziale Zentralstelle anbetrifft, so sollte es sich dabei doch nur um einen Entgelt für entsprechende Leistungen handeln, die von einer Zentrale eben besser und billiger durchgeführt werden können als von einer großen Anzahl isolierter provinzieller Stellen. Um diese Leistungen wird Flensburg, wenn es gut arbeiten will, nicht herumkommen. Es wird sich dabei auch auswärtiger Hilfen bedienen müssen, und es wird dabei Arbeitskraft verbrauchen müssen, die es bei Benutzung einer systematisch arbeitenden Reichszentrale im Interesse der Bodenständigkeit seiner Arbeit hätte verwenden können. Das sind freilich Dinge, die in Kürze nur vor einem Kreise bibliothekarischer Fachleute hätten erörtert werden können. In der Flensburger Versammlung vom 11. Juni waren aber, von zwei oder drei Ausnahmen abgesehen, Fachleute nicht zugegen. Ich habe vor der Versammlung ihrem Leiter kein Hehl daraus gemacht, daß ich die Gegenüberstellung von Ackerknecht und Hofmann vor dieser Versammlung zum Zwecke einer Entscheidung für den einen oder den anderen für höchst unglücklich hielte. Ausschlaggebend konnte dabei natürlich nur sein, wer die größere Überredungsgabe hatte. Und wenn der Verfasser behauptet, in der Versammlung sei „die Sachlage dahin geklärt, daß von einer bildungspfleglichen Bevormundung der Nordmarkbücherei, sei es von Berlin, sei es von Leipzig aus, völlig abgesehen werden soll, daß das Hofmannsche Bücher- und Leserauswahlverfahren, da es der nationalen Tragweite des Nordmarkbüchereiwesens verhängnisvoll werden müsse, hier nicht angewandt werden soll, und daß bei der Wahl des für die bildungspflegliche wie nationale Ausnutzung der Mittel entscheidend wichtigen Büchereileiters die örtlichen Instanzen freie Hand haben sollen", so muß ich offen bekennen, daß ich dieses Ergebnis als eine Klärung nicht anzusehen vermag. Für seine Formulierung trägt übrigens der Verfasser die Verantwortung. Der Leiter der Versammlung faßte das Ergebnis so zusammen, daß man nun beide Teile gehört habe und sich nach bestem

Gewissen entscheiden werde. Wurde doch sogar erwogen, einen Leiter für die Nordmarkbücherei zu wählen, der nach keiner Seite hin festgelegt sei, ihn zur gründlichen Information nach Leipzig und nach Stettin zu schicken und die Entscheidung, auf welche Seite er treten wolle, ihm zu überlassen*). Es war also keineswegs alles geklärt. Ich trete den Männern in Schleswig-Holstein, vor deren aufopfernder Arbeit im Dienste der Nordmark ich die allergrößte Hochachtung habe, nicht zu nahe, wenn ich ehrlich ausspreche, daß in ihrem Kreise, die selbst ihren Laienstandpunkt immer wieder betonten, eine Klärung dieser z. T. sehr schwierigen Fragen auch gar nicht möglich gewesen wäre. Wie hätte sie auch erfolgen sollen, nachdem Ackerknecht es abgelehnt hatte, sich mit Hofmann in eine Auseinandersetzung über die grundlegenden Fragen einzulassen. Mit Recht, denn in einer Nachmittagssitzung wäre ja auch unter günstigeren Umständen kein Raum dafür gewesen.

Die oben zitierten Sätze sind also nicht so aufzufassen, als gäben sie eine Entschließung der Versammlung vom 11. Juni wieder. Daß in der Denkschrift der Anspruch einer „bildungspfleglichen Bevormundung der Nordmarkbücherei" enthalten sei, dem hätte ich auf das allerentschiedenste widersprochen, und ich tue es auch jetzt noch mit der Bitte, diese Behauptung zu begründen. Daß die Hofmannsche Büchereipolitik der nationalen Tragweite des Nordmarkbüchereiwesens verhängnisvoll hätte werden müssen, auch dafür erbitte ich die Begründung. Die Wahl des Büchereileiters stand den örtlichen Instanzen schon vor dem 11. Juni frei.

„Diese Verständigung"**), so schreibt der Verfasser, „begrüßen wir im Interesse einer freien Entwicklung nicht nur der so wichtigen Nordmarkbücherei, sondern weiterhin des gesamten deutschen Büchereiwesens um so freudiger, als sie uns auf eine Büchereipolitik des preußischen Kultusministeriums hoffen läßt, die mit wahrhaft paritätischer Hilfsbereitschaft auch die Arbeitsgemeinschaft der nicht an die Leipziger Zentralstelle angeschlossenen Büchereien im großen Stil fördert." Dieser Satz hat nur Sinn, wenn er besagen soll, daß diese „wahrhaft paritätische Hilfsbereitschaft" bisher nicht bestanden habe. Darum überrascht mich dieser Satz in einer Zeitschrift, die Dr. Ackerknecht herausgibt Ich habe Dr. Ackerknecht in Gegenwart von Professor Fritz und zweier meiner Kollegen bewiesen, daß diese paritätische Hilfsbereitschaft in der Tat bisher nicht bestanden hat, aber zuungunsten der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu Leipzig. Sämtliche dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zur Förderung des öffentlichen Büchereiwesens zur Verfügung stehenden Mittel sind bisher ausschließlich solchen Büchereien zugeflossen, die sich zum System Ackerknecht bekennen, oder haben zur Unterstützung der Bestrebungen Dr. Ackerknechts gedient. Die Deutsche Zentralstelle in Leipzig hat nicht einen Pfennig erhalten. Ich habe weiter auf die große Unterstützung hingewiesen, welche die Büchereizentrale des Zentral-Instituts für Erziehung und Unterricht erhält. Ich habe nachgewiesen, daß auf den staatlichen Kursen für Leiter von Volkshochschulen Anhänger von Ackerknecht öfter über das Verhältnis der Volkshochschule zur öffentlichen Bücherei gesprochen haben als Anhänger von Hofmann. Ich habe festgestellt, daß die staatliche Subvention der Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege" erhöht worden ist, während ich für meine eigene Zeitschrift noch keinen Pfennig Subvention erbeten hatte. Trotzdem hörte ich, daß gelegentlich der Tagung deutscher Bibliothekare in Charlottenburg am 15. September die wildesten Gerüchte umgingen über eine ganz einseitige Bevorzugung der Deutschen Zentralstelle in Leipzig. Daraufhin habe ich meine Anwesenheit bei dieser Tagung

*) Der betreffende Kandidat hat ja auch später zur engsten Wahl gestanden und ist seinem Gegenkandidaten nur mit einer Stimme Minorität unterlegen.

**) Daß es sich um eine solche gar nicht gehandelt hat, geht aus dem Gesagten zur Genüge hervor.

am 16. September benutzt, um diese Gerüchte durch Mitteilung der Tatsachen noch einmal zu widerlegen.

Das Erstaunen, die „paritätische Hilfsbereitschaft" des Ministeriums trotzdem nun sogar öffentlich angezweifelt zu sehen, ist also genügend begründet. Es ist um so mehr begründet, als das Ministerium durch die Bestätigung Dr. Schriewers zum Leiter der Nordmarkbücherei einen nicht mißzuverstehenden Beweis dafür gegeben hatte, daß es weder Bevormundungsgelüste hätte, noch einer Wahl entgegenstehen wolle, weil sie den Wünschen Dr. Ackerknechts entsprechend ausgefallen war, wenn auch nur mit einer Stimme Mehrheit. Denn Dr. Schriewer war nicht nur nicht der Kandidat des Ministeriums, sondern hatte gegen die vielgenannte Denkschrift eine Gegendenkschrift verfaßt und den führenden Männern in Nordschleswig zur Verfügung gestellt, von der in der Flensburger Versammlung der Leiter behauptete, sie entwerfe ein Bild der Hofmannschen Büchereipolitik, die selbst für den Fachmann als Entstellung unverkennbar sei, und selbst Dr. Ackerknecht versuchte diese Gegendenkschrift nicht zu verteidigen, sondern nur durch die Erregung, welche die Denkschrift des Ministeriums vom 7. Januar hervorgerufen hätte, zu entschuldigen.

Im Interesse einer sachlichen Berichterstattung, nicht aus Freude an „polemischer Kraftvergeudung" erschien es mir notwendig, diesen Verlauf der Ereignisse festzustellen. Möchte das Ergebnis, zu dem es geführt hat, der Nordmarkbücherei zum Segen gereichen. Dr. R. v. Erdberg.

* * *

Als Verfasser des Berichtes über die Flensburger Sitzung vom 11. Juli d. J. habe ich zu den obigen Ausführungen des Herrn Dr. von Erdberg folgendes zu bemerken:

Mein Bericht ist bald nach der Sitzung auf Anregung eines meiner Herren Mitherausgeber niedergeschrieben und der Sicherheit halber gleich nach seiner Fertigstellung mehreren Sitzungsteilnehmern mit der Bitte um kritische Nachprüfung vorgelegt worden. Anlaß zu Änderungen hat sich dabei nicht ergeben, vielmehr wurde mir ausdrücklich bezeugt, daß er klar und objektiv sei. Ich habe daher keine Veranlassung, auf Dr. von Erdbergs abweichende Auffassung von den Beweggründen und dem Verlauf jener Sitzung hier näher einzugehen, insbesondere hier zu wiederholen, was nicht nur von mir, sondern von jedem der schleswig-holsteinischen Versammlungsteilnehmer, der zu dieser Frage das Wort ergriff, eingewandt wurde gegen die Möglichkeit, mit Hilfe des Hofmannschen Bücher- und Leserauswahlverfahrens eine Büchereiaufgabe erfolgreich durchzuführen, bei der es in erster Linie darauf ankommt, mit allen bildungspfleglich (nicht literarisch!) einwandfreien Mitteln möglichst viele zweisprachige Nordschleswiger deutscher Sprachgemeinschaft und damit, wenigstens der Voraussetzung nach, deutscher Kulturgemeinschaft zu erhalten.

Ich begnüge mich vielmehr mit folgenden Feststellungen:

1. Die Befürchtungen der Herren, die meine Berufung zu dem gutachtlichen Vortrage in Flensburg veranlaßt hatten, bezüglich der Wahrung der völligen Freiheit ihrer Volksbüchereiarbeit traten besonders am Schlusse der Besprechung deutlich hervor in Gestalt der zusammenfassenden Fragen, die dem Herrn Ministerialreferenten von verschiedenen Seiten vorgelegt wurden; Befürchtungen, die übrigens nicht das mindeste mit der Person des Herrn Ministerialdirektor Kästner zu tun haben.
2. Dr. von Erdberg fand die Gegenüberstellung von Hofmann und mir sehr unglücklich, weil so die „größere Überredungsgabe" habe ausschlaggebend sein müssen. Damit unterschätzt er entschieden Hofmann nicht weniger als die Männer, die sich in jener Sitzung auf Grund der beiden Gutachten ein Urteil bilden wollten. Wenn es auf die größere Überredungsgabe an-

gekommen wäre, hätte Dr. von Erdberg für seinen Gutachter unbesorgt sein können, zumal ich an jenem Tage nicht gut bei Worte war. Es kam aber auf die größere Überzeugungskraft an, und da war freilich die agitatorische Schlagworttaktik Hofmanns, so suggestiv sie sonst wirken mag, ziemlich machtlos. Die Vergleichung alles literarisch minderwertigen Schrifttums, einerlei ob Kitsch oder Schund, mit Surrogaten, mit Rauschgiften, mit den Genüssen von Lunaparks und Kaschemmen hätte auch, wenn Dr. von Erdbergs Bemühungen um Hofmanns alleinige Berufung erfolgreich gewesen wären, diese Hörer schwerlich überzeugt.

3. Eine „Auseinandersetzung mit Hofmann über die grundlegenden Fragen" habe ich weder grundsätzlich abgelehnt, noch auch nur tatsächlich vermieden. Ich habe bloß immer wieder die rein theoretische Polemik, auf die es Hofmann ankam, zugunsten einer Aussprache über die besonderen organisatorischen Aufgaben der Nordmarkbüchereien, deretwegen wir doch vor allem als Sachverständige geladen waren, zurückzudrängen gesucht, zumal dabei die grundlegenden Fragen ohnedies genugsam zur Sprache kommen mußten und auch tatsächlich kamen. Und dieses Bestreben wurde kräftig unterstützt von mehreren, mir übrigens persönlich bis dahin unbekannten Versammlungsteilnehmern, denen die von Hofmann angestrebte „prinzipielle" Auseinandersetzung als ein Mönchsgezänk erscheinen mußte, mit dem man die kostbare Zeit unnütz vertat.

4. Wie wenig Anlaß ich hatte, die Schriewersche Denkschrift als solche zu „entschuldigen", das mag man aus der Versicherung ersehen, daß ich damals — wenn wir Herausgeber nicht noch immer gehofft hätten, die Abwehrpolemik gegen Hofmann der „Bücherei und Bildungspflege" fernhalten zu können — jederzeit bereit gewesen wäre und es noch heute bin, sie wörtlich, wie sie damals dem Vorsitzenden vorlag, in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen; wobei ich nur wünschen könnte, daß Dr. von Erdberg bezüglich der Denkschrift, die Hofmann in letzter Stunde eingereicht hatte und aus der nichts verlesen wurde, dasselbe zu tun bereit wäre. Was ich damals zu bedenken gab, war lediglich dies, daß der polemische Ton, den der Vorsitzende an der Schriewerschen Denkschrift unter Verlesung einiger Zitate gerügt hatte, als Widerhall des polemischen Tones jener ministeriellen Denkschrift betrachtet werden müsse.

5. Daß der in der ministeriellen Denkschrift skizzierte Plan einer Reichszentrale für das Volksbüchereiwesen, falls er „im Geiste Walter Hofmanns" (vgl. Volksbildungsarchiv 1921 S. 204 unten) ausgeführt würde, auf eine bildungspflegliche Bevormundung nicht nur der Nordmarkbüchereien, sondern des gesamten deutschen Volksbüchereiwesens, soweit es auf staatliche Hilfe angewiesen ist, hinausliefe, davon ist die Mehrzahl der leitenden Volksbibliothekare Deutschlands, die nicht der Leipziger Zentralstelle angehören, überzeugt. Das weiß Dr. von Erdberg, seit wir uns mit ihm in diesem Frühjahr über unsere Absicht, eine gemeinsame Erklärung gegen jene ministerielle Denkschrift zu veröffentlichen, ausgesprochen haben, und bei der Büchereitagung in diesem Herbste konnte er sich selbst überzeugen, daß dem so sei. Es gibt nur einen Weg, uns zu vertrauensvoller Zusammenarbeit mit dem Ministerium heranzuholen*): Tatbeweise dafür

*) Daß das Ministerium diesen Weg zu beschreiten nunmehr ernstlich begonnen hat, geht erfreulicherweise aus der eben erfolgten Gewährung einer Nothilfe für unsere Einkaufsstelle hervor. Hier ist zum erstenmal eine Einrichtung gefördert worden, deren Dasein bei der Durchführung jenes ursprünglichen Zentralisierungsplanes hätte negiert werden müssen.

zu erbringen, daß alle Zentralisierungspläne aufgegeben sind, denen eine abschätzige Bewertung der nicht „im Geiste Walter Hofmanns" geleisteten Büchereiarbeit zugrunde liegt, und daß an ihre Stelle getreten ist die nun schon sprichwörtlich gewordene paritätische Hilfsbereitschaft zunächst gegenüber der Arbeitsgemeinschaft preußischer Büchereien, die dringend zentraler Hilfseinrichtungen sowohl für die einzelnen Landesteile als für ganz Preußen bedarf.

Und damit komme ich auf den letzten und wichtigsten Punkt der Ausführungen Dr. von Erdbergs, von dem wir nach der Büchereitagung annahmen, er sei nun endgültig aus dem Zustand des wunden Punktes erlöst. Denn wenn Dr. von Erdberg glaubt, er habe mir vor zweien seiner Kollegen bewiesen, daß er, geradezu unter Gefährdung seiner Paritätspflicht, die zum „System Ackerknecht" sich bekennenden Büchereibestrebungen amtlich ganz besonders gefördert habe, so glaube ich dagegen, ihm vor mehr als zwei Dutzend meiner Kollegen bewiesen zu haben, daß die amtlichen Hilfen, die er den nicht zu Hofmann sich bekennenden preußischen Büchereien hat zuteil werden lassen, so dankenswert und unentbehrlich sie an sich sind, teils noch nicht einmal das Maß dessen erreichen, was ohne weiteres auf Grund der verfügbaren Mittel vom Kultusministerium erwartet werden kann (z. B. Einberufung der Beratungsstellenleiter ins Ministerium zu einer planmäßigen Durchberatung ihrer Erfahrungen und Wünsche, ministerielle Verfügungen an die Provinzen über die gutachtliche Verteilung der Mittel für die ländlichen Büchereien durch die Beratungsstellenleiter), teils daß sie geringfügig erscheinen müssen neben der schwerwiegenden moralischen Förderung, die Dr. von Erdberg den Hofmannschen Bestrebungen in Wort und Tat angedeihen ließ (z. B. durch Veranstaltung gemeinsamer Tagungen außerhalb Preußens, durch sehr entschieden werturteilende Berichte über sie im „Volksbildungsarchiv" und in der „Arbeitsgemeinschaft", vgl. besonders das nun glücklicherweise aufgegebene Schlagwort von der alten und neuen Richtung), hauptsächlich aber neben der geplanten pekuniären Förderung der Leipziger Zentralstelle. Und was die „wildesten Gerüchte" betrifft, von deren Dasein Dr. von Erdberg schon bei der Büchereitagung sprach, so ist ihm damals in aller Form versichert worden, daß von keiner Seite, auch von mir nicht, etwas anderes behauptet worden war, als daß er geplant habe und vielleicht noch plane, die bisher zur Unterstützung des ländlichen Büchereiwesens der preußischen Provinzen verwandten Mittel künftig einer von Hofmann oder wenigstens in seinem Geiste geleiteten Zentrale in Leipzig zuzuführen, eine Behauptung, deren Berechtigung nicht bezweifelt werden kann angesichts der in jener ministeriellen Denkschrift entworfenen Zentralisierungsskizze, sowie angesichts des ministeriellen Erlasses an die Oberpräsidenten vom Januar d. J., in dem angekündigt wurde, daß die bisher zur Verteilung an die notleidenden Büchereien überwiesenen Mittel künftig anders verwendet werden sollen, eines Erlasses, der bis heute durch keinen neuen Erlaß überholt ist. Auch wird Dr. von Erdberg nicht bestreiten können, daß er über die Ausführung dieser Pläne mit Vertretern anderer Bundesstaaten, wenn auch vergeblich, verhandelt und so Hofmann zu der von ihm mehrfach ausgesprochenen Erwartung Anlaß gegeben hat, daß Preußen seinen Zentralisierungsbestrebungen mit bedeutenden Geldmitteln zu Hilfe kommen werde. Es wird nun also höchste Zeit, daß die im Kultusministerium immer noch sozusagen amtlich umgehende Lesart, wir hätten die Ministerialvertreter einer nicht ordnungsgemäßen Verwendung preußischer Volksbüchereimittel verdächtigt, auch von Dr. von Erdberg endgültig ins Reich der Sage verwiesen wird. Wir haben nichts getan, als über die Bedenklichkeit von Plänen gesprochen, zu deren Bearbeitung wir im Gegensatz zu Hofmann nicht zugezogen worden waren und durch deren Verwirklichung bzw. endgültige Festlegung wir eines Tages überrascht zu werden fürchten mußten.

Zum Schluß übrigens noch eine persönliche Bemerkung: Ein „System Ackerknecht" hat es, im Gegensatz zu einem System Hofmann, nie gegeben und wird es, soweit es dabei auf mich ankommt, nie geben. Ich habe mich, namentlich im Interesse unseres jungen Nachwuchses, dem ich seinen beruflichen Entwicklungsspielraum zu wahren mich verpflichtet fühle, in diesem Jahre als Wortführer brauchen lassen. Es wäre traurig, wenn die Kollegen, als deren Vertrauensmann ich sprach, annähmen, ich hätte sie dadurch gewissermaßen auf meinen Namen vereidigen wollen. Dr. von Erdberg wird es mir vielleicht nicht glauben, daß mir alles an unserer Sache, gar nichts an der Nennung meines Namens liegt. Ich hoffe jedoch, daß er und alle etwaigen Interessenten bald Gelegenheit haben werden, sich selbst davon zu überzeugen, daß die Gemeinschaft der an einer freien Entwicklung unseres Büchereiwesens interessierten Büchereien stark und zielbewußt genug ist, um sich für diese Entwicklung Bahn zu brechen, auch wenn ich selbst in Reih und Glied zurückgetreten bin. Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Neuere Jugendschriften.

Von Johanna Mühlenfeld.

1. Märchen.

Bürgel, Bruno: Die seltsamen Geschichten des Dr. Ulebule. Ein Volks- und Jugendbuch. Berlin, Ullstein, 1920. 231 S.

„Märchen nur der Form nach. Der Kern besteht aus leicht faßlichen naturwissenschaftlichen und technischen Erkenntnissen und Erfahrungen" sagt der Verfasser im Vorwort. Ein alter Doktor in Goslar erkauft sich von den Kindern die Straßenruhe dadurch, daß er ihnen einmal wöchentlich naturgeschichtliche Märchen erzählt. Der Stil dieser „Märchen" ist papieren, der Vortrag trocken und unkünstlerisch. Trotzdem versteht es Bürgel, Kinder, vor allem größere Knaben, zu fesseln. Seine Geschichten vom Wassertropfen, dem Diamanten, der Pest, dem Taucher, dem Weltall, dem Eisberge bieten ihnen stofflich so viel, daß sie willig folgen und dabei wirklich eine Menge lernen, wie der Verfasser es wünscht.

Ewald, Karl: Meister Reinecke und andere Geschichten. 1919. 264 S.
— Das Sternenkind und andere Geschichten. 1921. 4. und 5. Bd. der naturgeschichtlichen Märchen. Deutsche Gesamtausgabe von E. Kiy. Stuttgart, Franckh. 286 S.

Beide Bände des dänischen Erzählers bringen wie seine früheren Werke eine Menge feinen Naturbeobachtens und belehrenden Stoffes. Daß die meisten Kinder sich nur schwer in die Bücher hineinlesen, liegt daran, daß stets zu viel geredet und zu wenig gehandelt wird. Die Monotonie der Dialoge ist in beiden Bänden gleich stark. Im ersten kommt die Erzählung „Der Fuchs", im zweiten „Das Gold" am meisten dem Wunsche nach wirklichem Geschehen entgegen. Geeignet für Kinder mit naturwissenschaftlichen Neigungen vom 11. Jahre an.

Grötzsch, Robert: Muz der Riese. Ein heiteres Abenteuermärchen. Bilder von Erler. Dresden, Kaden & Co., 1913. 160 S.

Ein Vierzehnjähriger gerät auf einem Flugzeuge zur Zwergeninsel, wird dort als Erlöser der bedrückten Arbeiterzwerge begrüßt und in Klassenkämpfe, Krieg und Revolution hineingezogen. In seiner Dummerjungenhaftigkeit erwirbt er sich keinen Glorienschein und wird als unbrauchbar in die Heimat abgeschoben. Dies

Vorkriegsbuch eines verkappten Pazifisten fesselt dank der lebhaften Handlung und der märchenhaften Phantasie die Kinder sehr stark.

Haedicke, Lotte: Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenwald. 2 Bde. Berlin, Schneider, (1920.) 109 u. 118 S.

Die vorliegende ausgezeichnete Sammlung schwedischer Märchen enthält Werke von A. Wahlenberg, J. Oterdahl, Björk, Nordin, Nylom Smedberg. Die Übersetzung ist bis auf einige Entgleisungen gut. Eine Einleitung führt geschickt in das Wesen der nordischen Märchenwelt und das unseren Kindern Fremde ein. Stofflich fesseln die Märchen durchweg stark, ihr innerer Gehalt ist sehr wertvoll. Mehr als bei uns findet man Berührungen zwischen der heidnischen und christlichen Welt. Die Ausstattung ist gut. Für Märchenleser jeden Alters vom 10. Jahr an geeignet.

Harten, J. v. und Karl Henniger: Niedersächsische Volksmärchen und Schwänke. Mit Zeichnungen von Edmund Schäfer-Bremen. 2 Bde. Bremen, Schünemann, 1919. 152 u. 136 S.

Henniger, Karl und J. v. Harten: Aus Niedersachsens Märchenschatz. Mit Zeichnungen von Olms. Hildesheim, Lax, 168 S.

Beide Sammlungen, die sich ergänzen, sind gut und geschmackvoll zusammengestellt. Wie stark sich das Wesen eines Volksstammes in seinem Märchen widerspiegelt, zeigt sich hier in auffallender Weise. An derbkräftige alte Holzschnitte wird man beim Lesen erinnert. Alles ist knapp und klar herausgearbeitet. Nebensächlichkeiten fallen fqrt. Das Schwankartige überwiegt. Alles wurzelt im Bauerntum, und selbst Könige, Prinzessinnen und Fabelwesen tragen Züge niedersächsischer Bauern. Die Märchen sind größtenteils hochdeutsch erzählt, aber plattdeutsch gedacht, und daher wirken die plattdeutschen künstlerisch am vollendetsten. Kinder haben große Freude an den Geschichten. Geeignet vom 9. Jahre an.

Köhler, M.: Perlguckchen und Weißmäuschen. Ein Märchen aus dem Tierleben. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. 3. Aufl. (1920.) 87 S.

Kindlich erzählte Erlebnisse einer Mäusefamilie. Mit lustigen Bildern. Schon für das jüngere Kindesalter geeignet.

Kugler, Emil: Hausmärchen der Kuglerkinder. Berlin, Furche-Verlag, (1920.) 122 S.

Das in der Ausstattung gute und im Stil gepflegte Buch läßt merkwürdig kalt. Die Motive, meist aus Tiroler Märchen entnommen, häufen sich, ohne verarbeitet zu werden. Ausgezeichnet ist der Rhythmus der Geschichten, die stark aus musikalischem Empfinden heraus komponiert sind. Einige, wie „Der Mäusedoktor", sind ganz unkindlich. Alle setzen häusliche Kultur voraus.

Mühlhof, G. v.: Der fliegende König. Ein Märchen für Kinder von 8—12 Jahren. Mit freier Benutzung eines Werkes von M. Craik. Bilder von Joseph Strey. Straubing, Attenhofer. 76 S.

Einfach und gut erzähltes, Kinder stark fesselndes Märchenbuch von einem verkrüppelten Königskinde, dem die Fee die Gabe des Fliegens verliehen hat. Der englische Ursprung macht sich durch reichlich dick aufgetragene Moral kenntlich. Durch die großflächigen Farbenbilder und den deutlichen Druck wird das Buch auch äußerlich schon den Jüngeren zugänglich.

Reuper, Julius: Deutsche Volksmärchen. Berlin, Löwen-Verlag, (1920.) 94 S.

20 kurze, meist wenig bekannte Märchen, den Sammlungen der verschiedenen deutschen Volksstämme entnommen. Inhaltlich durchweg fesselnd, im Stil etwas farblos. Kräftige bunte Bilder. Vom 9. Jahre an geeignet.

Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Bildern von Ludwig Richter. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1918. 172 S.

Das Wiedererscheinen der alten, schwarzen Tante, der einst Ludwig Richter seine Kunst zur Verfügung gestellt hat, muß begrüßt werden. Die meist kurzen,

ganz altmodischen, aber durchweg lebendigen Märchen sind in ihrer leichten Verständlichkeit vor allem für die Kleinen vom 6. Jahre an geeignet.

Wahlenberg, Anna: Der Sonnenbaum und andere Märchen. (Schwedische Märchen. Bd. I.) Übers. von Pauline Klaiber-Gottschau. Berlin, Schneider, (1921). 125 S.

Eine Fülle neuer Motive, die in märchenhaft einfacher Form gut durchgeführt werden. Mancherlei Töne werden angeschlagen, soziale im „Sonnenbaum", balladenhafte im „Seltsamen Mönch", schalkhafte im „Butterkübel". An Andersen könnte das „Puppenhaus", eine „Geschichte vom Aprilwetter" erinnern. Alle Märchen sind gut erzählt und haben etwas durch sich selbst moralisch wirkendes. Die Ausstattung: Scherenschnitte von Käte Wolff, Druck und Papier sind hervorzuheben. Die Märchen eignen sich für alle Kinder vom 10. Jahre an.

2. Sagen und Schwänke.

Dorenwell, Karl: Schwank und Scherz für Haus und Herz. Mit Bildern von F. Müller-Münster. Reutlingen, Enßlin & Laiblin, (1920.) 224 S.

Gute Sammlung von Schwänken aus alter und neuer Zeit. Neben einer Auswahl aus Eulenspiegel, Faust, Münchhausen, Hebel, Auerbacher viele niedersächsische Schwänke, Anekdoten von Friedrich dem Großen, Wrangel, Wilhelm I. u. a. Die meisten Beiträge sind kurz, ein großer Teil schon für Kinder vom 10. Jahre an geeignet. Auch für Erwachsene passend.

Düsel, Friedrich: Deutsche Volkssagen. (Lebensbücher der Jugend.) Braunschweig, Westermann, 1918. 241 S.

Der Band enthält eine geschickte Auswahl aus alten und neuen Sammlungen deutscher Volkssagen. Vom 10. Jahre an.

Harten, Julius v. und K. Henniger: Niedersachsens Sagenborn. Eine Sammlung der schönsten Sagen und Schwänke aus dem südöstlichen Niedersachsen. Buchschmuck von Busch-Breslau. Hildesheim, Lax. 175 S.

Ältere Werke und mündliche Überlieferung boten den Stoff für diese Sammlung, von der neuerdings auch ein Auswahlband von 50 Sagen und Schwänken im gleichen Verlage erschienen ist. Die im gedrängten Sagenstil erzählten Geschichten wissen Kinder zu fesseln. Die vielen Harzsagen werden besonders willkommen sein. Das Mundartliche tritt stark zurück. Der Buchschmuck ist gut. Geeignet vom 10. Jahre an.

Lohre, Heinrich: Märkische Sagen. Leipzig-Gohlis, Eichblatt-Verlag, 1921. 199 S.

Das Werk bietet eine fleißige Arbeit und geschickte Auswahl aus Sagensammlungen von 1843 bis zur Gegenwart. Auch aus Zeitschriften wurden Beiträge zusammengesucht. Die Sagen sind systematisch eingeteilt nach dem Stoff, wie: Hausgeister, Irrlichter, Pflanzen usw. Die reiche Sammlung ist älteren Kindern und Jugendlichen warm zu empfehlen. Den Erwachsenen werden die Quellenangabe und das gute Register willkommen sein.

3. Erzählungen.

Brauneck, Agnes: Das Lottekind und seine Brüder. Gotha, Perthes, 1920. 72 S. — Vom Franzl und seinem Ahnele. Gotha, Perthes, (1919). 36 S.

Beides Kindergeschichten aus den Bergen, sentimental und unkünstlerisch, oft gesucht kindlich und dadurch unwahr wirkend. Wir haben viel Besseres bei Johanna Spyri.

Gieselberg, Helene: Die lustige Sechs u. a. Geschichten. Gotha, Perthes, 1920. 87 S.

Anekdotenhafte Kindergeschichten und unbedeutende Tiererzählungen. Wenig gut im Stil. Die Bilder von Mauder ansprechend. Der Druck sehr klein.

Hertel, Betty: Das Geheimnis des alten Stadttores. Gotha, Perthes, 1919. 161 S. — Lebensfahrt der Ameisenkönigin Juliane. Bilder von M. Seeland. Gotha, Perthes, 1920. 120 S.

In der Kleinmalerei dieser Tiergeschichten finden sich manche Feinheiten. Nicht sehr unterhaltend und nicht sehr wertvoll, aber in ihrer anspruchslosen Art wohl lesbar. Die lustigen Umrißzeichnungen in der „Lebensfahrt" sind recht kindlich.

Klausener, Hanna: Die Wuppermännchen und ihre Freunde. M.-Gladbach, Volksverein, 1920. 101 S.

Anspruchslose Geschichte aus dem Kinderleben in einem wohlhabenden Bürgerhause, in dem die Kinder bei fester Erziehung ihr gut Teil wohlbedachter Freiheit haben. Das Buch besitzt eine in sich begründete ganz unaufdringliche Moral. Vom 9. Jahre an.

Krämer, Philipp: Buben. Berlin, Furche-Verlag, 1920. 210 S.

Obwohl das Buch nur von heranwachsenden Knaben, ihren Streichen, ihren Nöten und Leiden handelt, ist es wohl kaum für diese geeignet. Um so mehr aber für den Erzieher und Führer, dem sich hier der Blick weitet zum Verständnis für das, was ein Knabe zwischen 10 und 15 durchlebt. In seiner tiefreligiösen, Leben bejahenden, verstehenden und klar schauenden Art weiß der Verfasser mit großer Gestaltungskraft und sprachlicher Kunst in den sechs Erzählungen Knabenschicksale lebendig zu machen, die jeden Leser erschüttern und zur Selbsteinkehr bewegen müssen.

Kröger, Timm: Eine Novellenauswahl. Hrsg. von J. Bödewadt. (Lebensbücher der Jugend.) Braunschweig, Westermann, 1919. 282 S.

Die ganz ausgezeichnete Auswahl aus dem Werke des großen Holsteiner Dichters, die u. a. „Hein Wiek" und „Um den Wegzoll" bringt, ist, wie die meisten Dichtungen dieses beschaulichen Künstlers, für die Jugend zu schwer. Um so mehr sei der Band Volksbüchereien empfohlen, die auf sein Gesamtwerk verzichten müssen.

Ulienfein, Heinrich: Wie der Uz das gelobte Land fand. (Deutsche Zeiten.) Stuttgart, Thienemann, 1921. 124 S.

Ein Zeit- und Lebensbild aus dem 30jährigen Kriege. Ein Bauernbub aus der schwäbischen Alb, durch Not und Abenteuerlust in die Kriegswirren getrieben, findet nach vielerlei Erlebnissen als Troßbub, Page, Soldat schließlich das gesuchte gelobte Land daheim bei der Mutter. Die fesselnde Handlung, der klare Stil, die gute Schilderung des Kriegslebens mit seinen Härten, seiner Verräterei und Unehrlichkeit, in dem aber auch Güte und Menschlichkeit im Verborgenen leben, machen das Werk zu einem wertvollen Buch für Kinder vom 12. Jahre an.

Lobsien, Wilhelm: Die Holstenritter. (Deutsche Zeiten.) Stuttgart, Thienemann, 1920. 132 S.

Erzählung aus der Zeit des Dänenkönigs Waldemar des Großen. Behandelt die Freiheitskämpfe der Holsteiner. Das Buch gibt kein gutes Bild der Zeit. Auch die Charaktere sind ganz farblos. Es wird viel mit den Schwertern gerasselt, und wenig ist gestaltet.

Lohß, Hedwig: Arche Noah. Geschichten für große und kleine Leute, die Tiere lieb haben. Mit Bildern von Mauder. Gotha, Perthes, 1920. 113 S.

Ohne irgendwie künstlerisch durchgeführt zu sein und ohne einen kindertümlichen Ton zu haben, gewinnen diese Geschichten durch die große, ehrliche Tierliebe, die aus ihnen spricht, eine gewisse Bedeutung für alle die Leser, die von einer gleichen Liebe beseelt sind. Vom 10. Jahre an.

Müller, Elisabeth: Theresli. Eine Geschichte für Kinder. Mit Bildern von P. Wyß. Bern, Francke, 1918. 253 S.

Ein Buch im Spyri-Stil. Theresli ist das bekannte, kleine Mädchen, das

voller Dummheiten und Unarten steckt, aber tapfer gegen seine Fehler ankämpft. Seine Erlebnisse in Pfarrhaus und Dorf werden frisch erzählt, ebenso die aufregenden Zwischenfälle, wie Krankheit und ein Brand. Geeignet besonders für Mädchen vom 10. Jahre an.

Sarwey, Dore: Klein Wunzig. Mit Bildern von Mühlmeister. Stuttgart, Union. 1920. 170 S.

Die Nähsophie hat dem Mariechen vom Heinzelmännchen Klein Wunzig erzählt. Seitdem verschwindet dieser nicht aus seinen Träumen. Er übt sogar einen starken Einfluß auf sein Handeln aus. Die Verwischung von Traum und Wirklichkeit führt zu keiner Verwirrung. Die Verfasserin versteht es gut, sich in Klein-Mädchenseelen hineinzudenken. Sie weiß anspruchslos und schlicht zu erzählen. Immer ist sie kindertümlich und hat lustige Einfälle. Das Buch fesselt Kinder, besonders Mädchen sehr. Vom 9. Jahre an.

Siebe, Josephine: Feriengäste im silbernen Stern. Eine heitere Geschichte. Buchschmuck von E. Kutzer. Stuttgart, Levy & Müller, 1920. 222 S.

— Kasperle auf Reisen. Eine lustige Geschichte. Mit Bildern von K. Purrmann. Stuttgart, Levy & Müller, 1921. 191 S.

Die unheimlich fruchtbare Schriftstellerin weiß auch mit diesen neuen Erzählungen wohl zu unterhalten, bleibt aber immer mehr im Oberflächlichen stecken. Die Feriengäste stellen die 2. Fortsetzung von „Rosa, Linde und silberner Stern" dar. Das Buch ist noch schwächer als sein Vorgänger. Die Kinderstreiche wirken hin und wider peinlich. Kinder lesen die neuen Erlebnisse der ihnen liebgewordenen Löwengäßler gern.

Das Kasperle auf Reisen (von dem auch schon Fortsetzungen angekündigt werden) ist ein Mischmasch von Märchen und Erzählung, spielt vor hundert Jahren und hat ein lebendiges Kasperle zum Helden. Die Flucht dieses Kasperle, seine Verfolgung, seine tollen Erlebnisse bei Bauern, Grafen und Bürgern werden Kindern von 9—11 Jahren gefallen. Der Erzieher wird das Buch ein wenig bedenklich betrachten. Irgend welche künstlerischen Werte sind nicht vorhanden.

Storm, Theodor: Märchen und Erzählungen in Auswahl. Hrsg. von Fr. Düsel. (Lebensb. d. Jugend.) Braunschweig, Westermann, 1919. 248 S.

Die Auswahl kommt durch die Aufnahme der inhaltlich schwierigen Novelle „Das Fest auf Haderslevhuus" erst für Reifere in Frage, während die übrigen Beiträge, unter denen der wundervolle „Hinzelmeier" hervorragt, schon von älteren Kindern gelesen werden können.

Thompson-Seton, Ernest: Monarch der Riesenbär. Stuttgart, Franckh, 1920. 102 S.

— Rolf der Trapper. Stuttgart, Franckh, 1920. 263 S.

Ein Grislybär, gutmütig in seiner Jugend, wird in der Gefangenschaft durch die Menschen unerträglich gequält. Nachdem er die Freiheit erlangt hat, wächst er sich durch Klugheit und Kraft zum gefürchteten Monarchen der ganzen Gegend aus und fällt erst nach vielen vergeblichen Versuchen durch List wieder in Menschenhände. Die innere Entwicklung dieses Tierhelden, sowie seine äußeren Erlebnisse sind mit psychologischer Feinheit und großer Spannung dargestellt. Leider manchmal amerikanisches Deutsch. Für Knaben vom 11. Jahre an.

In „Rolf der Trapper" werden die Jagdabenteuer zweier Pelzjäger, eines Weißen und eines Indianers, erzählt. Da der Geschichte jede Steigerung fehlt, vermag sie nicht durchweg zu fesseln, kann aber immerhin, zumal sie vielerlei Land- und Naturkundliches bringt, als Ersatz für Indianerbücher angesehen werden. Für Knaben vom 12. Jahre an.

Weitbrecht, Wolfgang: Der aus dem Schattenwinkel. Stuttgart, Thienemann, 1920. 175 S.

Die Entwicklungsgeschichte eines Lehrersohnes, der durch unglückliche häus-

liche Verhältnisse auf Abwege gerät, schließlich aber dank der Hilfe seiner Jugendfreundin sich durchringt und ein großer Ingenieur wird. Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen, den glücklichen Stoff glücklich zu gestalten. Das Buch ist spannend, die Handlung ergibt sich nicht folgerichtig, und eine große Sentimentalität macht sich breit. Es wird gern gelesen. Gewisse erzieherische Werte sind ihm nicht abzusprechen.

4. Bücher belehrenden Inhalts.

Lerche, Julius: Arbeiter unter Tarnkappen. Stuttgart, Thienemann, 1919. 131 S.

In Form von Erzählungen soll in das innere Räderwerk der technischen Betriebe geführt werden. Das, was beim äußeren Anschauen nicht als Arbeitsleistung erkannt wird, soll gewürdigt werden. Leider ist der Stil dieser Erzählungen unerträglich, und der Darstellung fehlt jede Bildhaftigkeit. Weder der in diesen Techniken Erfahrene, noch der Unerfahrene kommen auf ihre Kosten.

Linke, Karl: Meine Stube. Mit Bildern von A. Hartmann. Braunschweig, Westermann, 1919. 106 S.

Erzählung von einem Wiener Jungen, der sich sein Heim selbst einrichtet. Da er aber nicht, wie man vermuten möchte, sich die Möbel selbst herstellt, sondern den größten Teil zusammenbettelt, fällt damit der Hauptreiz für unsere Jungen fort. Einzig das Kapitel über das Aquarium wird ihnen gefallen. Was die genaue Beschreibung einer zahnärztlichen Behandlung in dem Buche zu suchen hat, ist nicht ganz klar.

Schlipköter, G. und F. Pferdemenges: Am Quell der Arbeit. Eine Wirtschaftslehre für Schule und Haus Mit Abb. von P. Rehm. Stuttgart, Steinkopf, 1920. 280 S.

In über 60 Beiträgen, deren Verfasser größtenteils Lehrer sind, will das Buch den Menschen bei seiner Arbeit zeigen, die er für die Gesamtheit leistet. Es soll zur Schätzung und Gleichwertung aller Arbeit führen und somit der Klassenversöhnung dienen. Die Einteilung in: Ernährung, Kleidung, Wohnung und Verkehr ist nicht ungeschickt, wenn auch manchmal etwas erzwungen. Die meisten Beiträge sind in Form einer kleinen Erzählung oder der Beschreibung eines Besuches in dem Betriebe gehalten. Recht viele leiden an einer trockenen Lehrhaftigkeit. Größere Knaben werden aber durch die Vielseitigkeit der Aufsätze manches finden, das sie fesselt.

Schulz, Chr.: Auf Großtierfang für Hagenbeck. Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis. Mit 80 Abb. nach Originalen. Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1921. 184 S.

Eine gute Ergänzung zu Hagenbecks Buch, dessen Lebendigkeit allerdings nicht erreicht wird. Nicht nur der Fang der Tiere, sondern vor allem ihre Behandlung in der Gefangenschaft und beim Transport wird geschildert, und gerade das liebevolle Eingehen auf die Natur der gefangenen Tiere macht das Buch wertvoll. Da es nicht an aufregenden Begebenheiten beim Fange fehlt, kommen auch die Stoffhungrigen zu ihrem Recht. Vom 13. Jahre an.

Weber, Dora: Ein Sommerbuch. Eine Garten- und Wandergeschichte deutschen Knaben und Mädchen erzählt. Stuttgart, Franck, 1919. 191 S.

In Form einer ansprechenden Erzählung wird von der Arbeit an einem eigenen Hausgärtchen erzählt, und den Kindern wird Gelegenheit gegeben, ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erweitern und dabei von den Mühen und Freuden eines kleinen Gärtners zu erfahren.

Hier sei noch die dreibändige Geschichte von den „Höhlenkindern", Stuttgart, Franckh, erwähnt, die in reichlich schwerfälliger Sprache, aber recht glücklicher Einkleidung eine Kulturgeschichte für die Jugend darstellt. (Bd. 3 wurde in dieser Zeitschrift, lfd. Jahrg., H. 7/8, besprochen.)

Desgleichen sei hingewiesen auf die bei Brockhaus unter dem Titel „Reisen und Abenteuer" erschienenen Auswahlbände großer Reisewerke, die durchweg für Kinder vom 12. Jahre an geeignet sind.

Ferner sei an die bei Franckh, Stuttgart, erschienene Zeitschrift „Mußestunden" erinnert, die neben Unterhaltendem viel Naturkundliches, sowie Basteleien bringt. (Als Jahrbuch unter dem Titel „Jugendkosmos" erschienen. Jahrg. 1922. (192 S.) mit dem Anhang: Ernest Seton Thompson: Monarch der Riesenbär.) Leider ist der Inhalt neuerdings sehr verringert worden.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Apel, Max: Philosophisches Wörterbuch. Allgemeinverständliche Erläuterung der philosophischen Fachausdrücke. (Volkstümlich-wissenschaftliche Lehr- und Lernbücher, No. 10.) Charlottenburg, Volkshochschulverlag, 1921. (70 S.) 4 M.

Dieses Hilfsbüchlein für Volkshochschulbesucher ist nun einmal ausnahmsweise vollberechtigt. Denn es handelt sich hier nicht um eine der üblichen, gerade durch die Volkshochschul-Konjunktur wieder in die Mode gekommenen „Eselsbrücken" mit gebrauchsfertigen Urteilen, sondern um ein billiges Handwörterbüchlein, das jeder braucht, der sich mit den Originalwerken der großen Philosophen, namentlich auch der deutschen, befassen will und dem nicht durch fachliche Vorbildung bereits ihre teilweise so eigensinnige Terminologie geläufig ist. Trotz des geringen Umfanges enthält das Apelsche Wörterbuch sehr viele Ausdrücke; auch sind die Erklärungen meist vielseitig genug. Immerhin könnten diese da und dort eine Ergänzung vertragen (z. B. ist bei „Kontinuität" Stetigkeit nicht ausreichend, namentlich wenn der Ausdruck „Kontinuum" ganz fehlt), wofür manche gottlob auch in den Werken der philosophischen Klassiker so gut wie nie gebrauchte, völlig entbehrliche fremdwörtliche Wortbildung wegbleiben könnte. Ackerknecht.

Arbeitsrecht und Arbeiterschutz. Die sozialpolitische Gesetzgebung des Reiches seit dem 9. November 1918. Dargestellt von Glaß, Kaphahn, Kerschensteiner u. a. Berlin, Reimar Hobbing, 1921. (467 S.) 40 M.

Bei der modernen Entwicklung und juristischen Durchbildung des neuen Arbeitsrechtes, die namentlich in den letzten beiden Jahren so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, fehlte es an einer Zusammenfassung dieser umfangreichen Gesetzgebung mit ihren zahlreichen auf dem Verordnungswege erlassenen Ergänzungen. Das letzte Werk, auf das man in dieser Beziehung angewiesen war, war die bekannte, für die Nationalversammlung im Sommer 1919 abgefaßte Denkschrift des damaligen Reichsarbeitsministers Bauer. Als eine Fortsetzung dieses Buches ist das vorliegende Werk gedacht. Erfreulicherweise gibt es nicht nur eine trockene Zusammenstellung der zahlreichen Gesetze usw., sondern bringt eine organische redaktionelle Verknüpfung der verschiedenen Einzelgebiete unter genauem Zitat der in Frage kommenden Gesetzesbestimmungen, deren wichtigste zudem im Wortlaut in dem 467 Seiten starken Bande enthalten sind. Die einzelnen Abschnitte sind von den maßgebenden Referenten und Abteilungsleitern im Reichsarbeitsministerium zusammengestellt, geben also für genaueste Sachkunde die beste Gewähr. Für jeden, der im Wirtschaftsleben oder in der wissenschaftlichen und publizistischen Arbeit mit dem Arbeitsrecht zu tun hat, ist das Buch eine Notwendigkeit. Man täte gut daran, es nicht nur als Nachschlagewerk zu benutzen. Dovifat.

Blümlein, Carl: Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. Oldenburg 1918. (120 S.) Geb. 5 M.

In 8 Abschnitten: Befestigungswesen, Siedlungswesen, Wasserversorgung und Entwässerung, Heizung und Beleuchtung, Bauwesen und Bildnerei, Bewaffnung, Geräte, Kulturwesen, bringt das wertvolle Buch eine große Anzahl von Abbildungen, Plänen und Rekonstruktionen mit knappem aber ausreichendem Text. Es muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, gründlich studiert werden und lohnt die Mühe. Die Anordnung und Auswahl ist glücklich; daß das Militärische einen großen Raum einnimmt, entspricht der Bedeutung, die es für Römer und Germanen hatte; ebenso liegt es in der Natur der Sache, daß das Römische stark über das Germanische überwiegt. Als Ergänzung nach der deutschen Seite hin kann Fischers deutsche Altertumskunde empfohlen werden; vielleicht ist es dem Verfasser auch möglich, in einer 2. Auflage seine Sammlung nach dieser Seite hin auszugestalten. Das Buch setzt einige historische, archäologische und technische Vorkenntnisse voraus.

Hartmann.

Diebold, Bernhard: Anarchie im Drama. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt, 1921. (479 S.) 30 M., geb. 40 M.

Diebolds sehr bedeutendes Buch hat seinen Titel von der Einstellung her, mit der er, von hohen Gesichtspunkten aus, seine Betrachtung des zeitgenössischen Dramas unternimmt. Er zeigt, was „die Klassiker der Moderne: Strindberg und Wedekind" für das moderne Drama bedeuten, und wie durch sie und ihren Einfluß eine formale und ethische Anarchie im Drama sich ergeben mußte. Ist Wedekind schon sehr gerecht und tief erfaßt, so hat bisher noch niemand so scharf zupackend und begründend die schwächliche Ethik Strindbergs dargestellt, der, ein „Genie des Leidens", ein „Lebensuntüchtiger" zum Führer der jungen Dichtergeneration ganz unbrauchbar war. Von hier aus gibt Diebold sehr eindringende, kluge und feine Charakterisierungen der modernen Dramatiker, unter denen zwar standpunktgemäß Gerh. und Carl Hauptmann, Eulenberg, Burte, P. Ernst, W. v. Scholz u. a. fehlen, unter denen man aber keinen irgendwie „expressionistischen" Dramatiker der Jetztzeit vergebens suchen wird.

H. Knudsen.

Edschmid, Kasimir: Die doppelköpfige Nymphe. Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart. Berlin, Paul Cassirer. 1920. (238 S.) 15 M.

Wer sich der volltönenden — jetzt vergessenen — Kampfschriften erinnert, in denen die Bleibtreu, Conrad, Alberti vor einem Menschenalter alle nicht-realistische Dichtung zu Tode kritisierten, wird auch die Fassung nicht verlieren, wenn ein neuer Stürmer jetzt wieder aller Welt verkündet, daß es in Deutschland seit der Romantik keinen Dichter gegeben habe, daß zwischen Bayern — wo in den Bergen noch ein wenig mystischer Saft existiere — und Stockholm nur Unkultur herrsche, daß zwischen Balzac und Dostojewski, also zwischen Rhein und Weichsel, von Kunst keine Rede sein könne, daß den genialen Riesen der Franzosen, Russen, Skandinavier und noch vieler andrer Völker von den Deutschen durchaus nicht gegenüber zu stellen sei, daß z. B. der „dumme" Liliencron, G. Hauptmann, Th. Mann Winzigkeiten neben A. France, d'Annunzio, Chesterton seien, daß Keyserling als der einzige Nenner in der neudeutschen Literatur figuriere usw. Man weiß, daß solche Ergüsse nicht auf die Goldwage gelegt werden dürfen, um so weniger, als diese temperamentvollen Kritiker ja wenn's paßt auch mal wieder andere Register ziehen können. So verschlägt es z. B. Edschmid nichts, an anderen Stellen seines Buchs Wedekind, Däubler, Sternheim u. a. — immerhin deutsche — Dichter in den höchsten Tönen zu feiern oder den Grafen Pückler, den deutschen Casanova Fröhlich, den Darmstädter Datterich-Dichter Niebergall — alles Geister von europäischer Weite! — als leuchtende Kunstvorbilder aufzustellen. Kritik heißt

nach Edschmid Aufbau, Liebe, nicht Haß. Er versteht es meisterhaft, nach diesem Grundsatz zu verfahren. Man darf seinen Aufbau nicht stören. Handelt es sich doch um den Aufbau eines genialen Mannes, der — obgleich noch weit vom Schwabenalter entfernt — die Dichtung, die bildende Kunst, die Philosophie, die Geschichte und Politik aller Zeiten und Völker von vornherein beherrscht! Zeugnisse von der umfassenden Kulturkenntnis E.s sind Sätze wie die folgenden: „Sage ich expressionistisch, meine ich Cheops so gut wie Roswitha, Däubler, den Baalschem, den William Shakespeare." „Man ist unter sich, Cervantes, Christian von Troies, Tomas Kempis und Hutten, Heine und Hölderlin, Zola und Maupassant!" Auch die Politik ist ihm kein fremdes Gebiet: er redet von dem „armen mechanisierten Ludendorff", er tut Hindenburg und Scheidemann als „platte Mittelmäßigkeiten" ab und so fort. Schade! Die geistvolle und anschauungsstarke Art E.s, die in der ungemein saftvollen und bilderreichen, wenn auch bisweilen allzu bilderreichen Sprache ihren starken Ausdruck und in manchen satirischen Ausführungen den Weg in die Zielmitte findet, wäre wohl imstande gewesen, dem Leser tiefere Einblicke in das Wesen der Dichtung auch der deutschen Dichtung zu geben, wenn er seine Gedanken hätte ausreifen und wenn er sich von seiner ausgesprochen „europäischen" Einstellung nicht zu einer allzu einseitigen Kritik hätte verführen lassen. Kohfeld.

Fischer, Otto. Albrecht Dürers Leben und Werke. Dachau, Gelber Verlag, (1919). (95 S. Mit vielen Abb.) 3,50 M., geb. 5,50 M.

Fischer gibt eine im besten Sinne volkstümliche, dabei recht gehaltvolle Darstellung von Dürers Leben unter Betonung der künstlerischen Elemente seines Schaffens und klarer Herausarbeitung seiner Stellung in der deutschen Kunst seiner Zeit. Dabei hat er nicht außer acht gelassen, gelegentlich auf die uns heute bereits fremd anmutenden Züge der Dürerschen Kunst hinzuweisen, die er hauptsächlich in einer oft zu weit gehenden Zerstückelung der Komposition sieht. Fischers Darstellung geht mit besonderer Liebe der Leistung Dürers auf dem Gebiete der Graphik nach, die Dürer in die Sphäre der großen Kunst erhoben hat. Die zahlreichen Abbildungen sind gut ausgewählt, kommen aber auf dem nicht besonders schönen Papier leider wenig vorteilhaft zur Geltung. Für Leser, die ein erstes Verständnis für Dürer gewinnen wollen, sei das Buch empfohlen. Kemp.

Meisel-Heß, Grete: Die Ehe als Erlebnis. 2. Aufl. Halle, Diekmann, 1919. (238 S.) Geb. 7 M.

Zell, Th.: Das Tier im Erlebnis des Menschen. 2. Aufl. Halle, Diekmann, 1919. (376 S.) Geb. 7 M.

In der richtigen Erkenntnis von dem erziehlichen Wert eines gelebten Lebens wie es in biographischer Literatur festgehalten ist, hat Grete Meisel-Heß den Versuch gemacht, das Eheproblem durch Dokumente der Jahrhunderte zu beleuchten und so nachzuweisen, daß auf der bürgerlichen Verbindung „der Anfang und Gipfel der Kultur" steht. Wenn sie allerdings auf diese Weise jedem Leser die „Ehe als Erlebnis" nahebringen will, so kann man nicht ohne weiteres zugestehen, daß sie ihr Ziel ganz erreicht habe. Die Fülle des Stoffes hat ihr in Auswahl und Anordnung Hindernisse bereitet. Im ersten Teil gibt sie chronologisch angeordnete „Zeugnisse und Bekenntnisse über die Ehe aus Selbstbiographien, Tagebüchern und Dichtungen", ohne daß ihr ein rechtes Zusammenschweißen gelungen wäre. Auch der zweite Teil: „Über die Ehen bedeutender Persönlichkeiten und deren Auffassung von der Ehe" gibt ebenso wie der kürzere dritte: „Urteile bekannter Schriftsteller und ihr Wesen" eine lose Aneinanderreihung von wörtlichen Quellenzitaten, wobei man bisweilen zu unmittelbar vor den Auszug gestellt wird. Darauf beschränkt sich die Wirkung des Buches (leider, muß man sagen, bei dem heiligen Ernst, mit dem es gemacht ist), da das volle Nacherleben der geschilderten Ehen aus den Bruchstücken heraus

nur dem möglich ist, der mit bereits vorhandener literarischer Erfahrung eine Ergänzung derselben vornehmen kann. Als Leser kann sonach der einfache Mann nur dann in Frage kommen, wenn er in biographischer Lektüre schon etwas heimisch ist; auch dann wird das Buch bei der stilistischen Buntheit, die bei einer solchen Vielheit von Verfassern eintreten muß, keine ganz leichte Lektüre sein.

Die Schwierigkeit, der Grete Meisel-Heß nicht ganz Herr geworden ist, hat Zell bei seiner allerdings leichteren Aufgabe: „Das Tier im Erlebnis des Menschen" glücklich überwunden und so, obwohl das Buch auch fast nur aus Zitaten besteht, ein lebendiges, innerlich verbundenes Ganzes geschaffen. Er läßt auf die Zeugnisse der Alten, wie sie in Mythos und Dichtung enthalten sind, manch interessantes Schlaglicht fallen durch solche neuerer Forscher oder durch eigene Beobachtungen. So beweist Zell z. B., wie gut Homer den Löwen gekannt haben muß. Wenn er auch in der Deutung der Mythen bisweilen zu rationalistisch vorgeht, so ist doch manches sehr ansprechend, wie das Kapitel „Geieranni-Ganymedesmythos". Wissen und Erleben vermittelt das Werk in reicher Fülle. Mit Alexander von Humboldt durchstreifen wir die Urwälder am Orinoko, mit Nansen lassen wir uns von den Polarhunden durch die Eiswüste ziehen, spannende Jagdabenteuer in allen Weltteilen halten uns in Atem. Und während wir so erlebend und forschend zugleich mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde dahinwandern, sehen wir, daß sie der lebenden Wunder voll ist. Diese 376 Seiten ziehen wie ein guter Lehrfilm am Leser vorüber und sind darum so recht geeignet, Verständnis und Liebe zur Tierwelt zu erwecken.

Schriewer.

Stöhr, Adolf: Heraklit. Wien, Ed. Strache, 1920. (66 S.) Geb. 10 M.

Von den Fragmenten des Heraklit, den schon das Altertum den Dunklen nannte, gilt das Sprichwort: „Im Dunkeln ist gut munkeln". Immer wieder bemühen sich neuere Denker, aus einzelnen seiner sibyllinisch vieldeutigen Urworte ein systematisches Ganzes zusammenzudeuten. Die vorliegende, trotz ihres geringen Umfanges wissenschaftlich außerordentlich schwerwiegende Schrift des ebenso geistvollen wie eigenwilligen Wiener Philosophen, der hoffentlich jetzt nach seinem Tode endlich die verdiente Beachtung finden wird, nimmt Heraklit ganz als „Religionsstifter, der mit seiner Lehre Trost und Hoffnung bringen wollte", und legt deshalb das Hauptgewicht auf den Zusammenhang seiner Lehre vom Urfeuer mit seiner Seelen- und Gotteslehre. Indem Stöhr mehrere der wichtigsten Fragmente, deren Bedeutung längst festzustehen schien, überraschend neu auslegt, gibt er in den 5 Kapiteln „Die Weltentstehung", „Die Seelen", „Gott Logos", „Das Weltschauspiel" und „Die Erlösung" die Skizze einer esoterischen Kultsprache, die Heraklits Lebenswerk als eine Art „originelle Gegenschöpfung zur Zarathustra-Religion" erscheinen läßt. Mich hat dieser Versuch nicht überzeugt, so bestechend (und übrigens auch fruchtbar) vor allem in einzelnen Fällen die Hinweise auf die echt griechische Freude Heraklits an Wortspielen sind. Die erkenntnistheoretische Kühnheit Heraklits, die neben seinem religiösen Feuergeist doch gewiß grundwesentlich für sein philosophisches Schaffen war, kommt mir hier entschieden zu kurz. Aber ich wüßte keine Abhandlung, die den Kenner der vorsokratischen Philosophie so eindringlich zur Prüfung des eigenen Urteils über Heraklit nötigte. — Die Schrift kommt nur für große Büchereien in Betracht.

Ackerknecht.

Ziegler, Leopold. Gestaltwandel der Götter. (Berlin, S. Fischer, 1920.) (562 S.) Jetzt: Darmstadt, Reichl. Etwa 120 Mk.

Leopold Ziegler sollte den Volksbüchereien als einer der eigenartigsten Denker unserer Zeit bekannt sein aus den Sammelbändchen „Der deutsche Mensch" (1915) und „Volk, Staat und Persönlichkeit", zwei Büchlein, die ausgezeichnete kulturpsychologische Einzelheiten enthalten. In dem neuen umfangreichen Werke „Gestalt-

wandel der Götter" gibt uns Ziegler eine groß angelegte Religionsgeschichte des Abendlandes in Spenglers Art. Aber Ziegler ist vielleicht der einzige Spengler ebenbürtige Denker, der seine eigenen Wege geht und über Spengler hinausweist, indem er das Evolutionäre in der Geschichte des Mythos oder der „Göttergestaltungen" aufweist. Die Fülle des Wissens tritt bei Ziegler nicht so hervor wie bei Spengler, weil er sich an einzelne Mythenbildner, wie Homer, die griechischen Tragiker, Socrates, Plato, Aristoteles, Paulus, Plotin. Franz von Assisi, Buddha, Meister Ekkehardt, Luther, Galileo Galilei u. a. hält. An ihrer Hand führt er uns den Weg von der Weltheiligung der Griechen zur Religion der Seele im Christentum, weiter den Heilsdreiweg des Christentums im mittelalterlichen Katholizismus bis zur Reformation. Mit philosophischer, mathematischer und physikalischer Einsicht zieht er der modernen Wissenschaft als der Vorläuferin der Irreligion der Gegenwart und Zukunft zuleibe, wobei er nicht versäumt, drei neue Grundformen der europäischen Wissenschaft, Mechanik, Organik, Axiomatik aufzustellen. Und er führt uns schließlich nach diesem schwierigsten Teile seines Werkes in den Sinn des Buches, „Die Mysterien der Gottlosen" ein, sich entpuppend als der Schüler Eduard von Hartmanns und Nietzsches. So anregend Zieglers Ausführungen für den tiefbohrenden Denker sind, der Herzensmensch wird ihm doch nicht beipflichten können an den Stellen, wo sein glühendes Temperament die kühle Betrachtung durchbricht. Ich meine die Stellen über den Irrsinn des Weltkrieges und über den Buddhismus, dessen Bedeutung für Europa er mir doch zu überschätzen scheint. Das Buch ist geeignet, grüblerischen Menschen in der Frage, ob Urchrist oder Gottloser, den Kopf, reilich nicht das Herz, zu klären. Aber Ziegler möchte den Suchenden unserer Zeit den erommen Zug eines großen Wohlwollenden in dem Vorbilde Buddhas verschaffen. Und eben in dieser rationalistischen Behandlungsweise, deren wir Europäer halbwegs müde sind, und in der wenn auch noch so berechtigten Mißachtung der religiösen Tiefen der europäischen Kultur liegen meiner Meinung nach die Schwächen des ohne Frage denkerisch sehr bedeutsamen Werkes. Man muß anerkennen, daß Ziegler vermöge seiner überraschenden Sprachgewalt — die mich an den großen Sprachschöpfer des 16. Jahrhunderts, an Fischart mit seinem Sprudeln von bildhaften Wörtern, zrinnert — wohl imstande ist, uns ein lebendiges Gefühl von dem schier Unsagbaren zu vermitteln. Sollte aber weniger grüblerisch veranlagten Menschen nicht schon eine Dichtung wie Brögers „14 Nothelfer" oder Jakob Kneips „Der lebendige Gott" mehr besagen? Wieser.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Der Abenteuer-Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
O. von Hanstein: Die Feuer von Tenochtitlan. 1920. (331 S.) Geb. 18 M.
— Die Sonnenjungfrau. 1921. (308 S.) Geb. 20 M.
F. R. Nord: Ker-Ali. 1920. (340 S.) Geb. 15 M.
— Das Land ohne Lachen. 1921. (419 S.) Geb. 22 M.
Sophus Bonde: Atavara. 1920. (300 S.) Geb. 18 M.

Diese Sammlung vermag das starke Verlangen der Volksbüchereien nach guten Abenteuerbüchern nicht zu befriedigen, obwohl man vielleicht keinen der Bände ganz zu verwerfen oder gar der Schundliteratur zuzurechnen braucht. Sie sind durchweg — von Kleinigkeiten abgesehen — sprachlich einwandfrei, sauber und flüssig geschrieben, und doch kann man ihre Anschaffung nicht empfehlen. — Weitaus die besten Bände der Sammlung nach Aufbau, Schreibweise und stofflichem Gehalt sind die beiden von v. Hanstein. Leider sind grade sie dem Verständnis der Jugendlichen,

für welche die Abenteuerbücher zumeist angeschafft werden, dadurch ein wenig entzogen, daß die Liebe zu stark in den Vordergrund gerückt ist als treibendes Moment der Handlung; der erste Band: „Die Feuer von Tenochtitlan" bringt außerdem allzu krasse Schilderungen der blutigen Menschenopfer der Azteken. Der andere: „Die Sonnenjungfrau" ist friedlicher gehalten; er kann größeren Büchereien wegen seiner vortrefflichen kulturhistorischen Schilderungen, durch welche die klar und spannend aufgebaute Handlung bereichert wird, empfohlen werden, muß aber an Jugendliche vorsichtig ausgegeben werden. — Auch die Romane von Nord enthalten viel stofflich Interessantes über Land und Leute wenig bekannter Gegenden Asiens. Sie sind aber geradezu langweilig. Schwer übersehbare, verwickelte Ereignisse werden in kleine Episoden zerteilt und diese durch lange Milieuschilderungen unterbrochen. Einige schlimme Folterszenen machen die Bücher für Jugendliche ungeeignet. — Bonde flickt in „Atavara" in die recht tendenziös erzählte Geschichte eines unehelichen Kindes, das sich mit Energie und Glück zu angesehener Stellung emporarbeitet, eine kurze, abenteuerliche Episode ein, in der der Held in die peinliche Lage kommt, Oberhaupt eines menschenfressenden Insulanervölkchens zu werden. Unter Bondes im Werte sehr ungleichen Werken ist dies eins der schwächsten. Homann.

Eberhardt, Paul: Wohin der Weg? Das Jahr einer Seele. Gotha, Fr. A. Perthes, 1920. (344 S.) 12 M.

In einer schön ausgestatteten Neuausgabe wird uns hier ein Roman vorgelegt, der, bei seinem ersten Erscheinen wenig beachtet, als ein reifes Werk einer tiefinnerlichen, religiösen Dichterseele hoffentlich jetzt in vielen Herzen den rechten Widerhall findet. Es ist die Geschichte eines Gottsuchers, eines jungen Grüblers, der irgendwo hinten in der Heide am Meer ein einsames Jahr im Kampfe um sein Selbst verbringt, bis ihm nach mannigfachen Enttäuschungen als Lohn für unausgesetztes Ringen mit den dämonischen Gewalten in seinem Innern schließlich der rechte Weg gewiesen wird, der Weg zu tätiger Menschenliebe und Arbeit. Weniger als auf die etwas dürftige Fabel, eine Geschichte von Liebe und Entsagung, kommt es auf die in dem Buche niedergelegten Bekenntnisse an, die zusammen mit Naturbildern unmittelbarsten Erlebens in ihrer Tiefe und auch in ihrer norddeutschen Schwerblütigkeit ihm einen Gehalt geben, der weit über den Alltag hinaus weist. Von der eingestreuten Lyrik erheben sich manche Gedichte zu großer Schönheit in ihrer vollendeten Form und ihrem gedanklichen Reichtum. Der Verfasser des „Buches der Stunde", wohl des besten Erbauungsbuches, das je zusammengestellt ist, und anderer religiöser Schriften, hat in dem vorliegenden Romane sich zwar nicht als einen geborenen Epiker erwiesen, wohl aber als ein von dichterischer Inbrunst erfülltes Gemüt, dem es gegeben ist, die Seelen anderer in gleichem Rhythmus wie die eigene mitschwingen zu lassen. Fritz.

Hesse, Hermann: Demian. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. Berlin, S. Fischer, 1919. (156 S.) Geb. 25 M.

In der Ichform erzählt Hesse die Entwicklungsgeschichte des Menschen, der „sich nicht mehr belügen will", der den Sinn des Lebens einzig darin sieht, „zu sich selber zu kommen", frei von Konvention und Sitte, durch „Unsinn, Verwirrung, Wahnsinn und Traum" hindurch das — eisern verpflichtende — Recht zu erringen, nach eigenem Gesetz zu leben. Emil Sinclair fühlt die ersten Regungen seines Selbst schon als zehnjähriger Knabe; ihr zersetzender Einfluß verdüstert ihm seine Kindheit, trennt seine Umwelt verhängnisvoll in die lichte, reinliche Welt des elterlichen Heimes und in eine „heftige", unbekannte, rätselhaft-lockende andere Welt. Beide liegen dicht beieinander, doch vermag er sie nicht zu vereinigen. Aus diesen bitter-schweren Kämpfen wird der Knabe von Demian, dem geheinisvollen Schulkameraden, befreit. Demian verkörpert die mahnende Stimme im Innern des Menschen, seinen guten

„Dämon", der immer da auftaucht, wo seine Seele bedroht wird, durch Äußerlichkeiten vom Wege zu sich selber abgelenkt zu werden. Er ist unerbittlich, oft peinigend unbequem, Schwerstes fordernd, dabei doch voll milder Güte. Er steht auch neben dem Knaben und Jüngling, hilft ihm in seinen religiösen und menschlichen Nöten, bewacht zuwartend seine erste Liebe und Freundschaft und begrüßt ihn schließlich als Bruder und Freund in der Gemeinschaft der wahrhaften, freien und duldsamen Menschen, von denen es heißt: „Aus euch, die ihr euch selber auswähltet, soll ein auserwähltes Volk erwachsen!" Die Führergestalt des Demian verschwindet im Dunkel, als der Geführte seiner nicht mehr bedarf. Die Schlußworte des Buches lauten: „Wenn ich manchmal den Schlüssel finde und ganz in mich selbst hinuntersteige, da wo im dunkeln Spiegel die Schicksalsbilder schlummern, dann brauche ich mich nur über den schwarzen Spiegel zu neigen und sehe mein eigenes Bild, das nun ganz Ihm gleicht, Ihm, meinem Freund und Führer." — „Demian" ist ein Bekenntnisbuch, aus der eigentlichen innerlichen Not unserer Zeit heraus geschrieben, das jeden entwicklungsfähigen Menschen bis in die Seele hinein aufrütteln sollte. Daß ein solches Buch voll von Eigenwilligkeiten und Erlebnissen persönlichster Art ist, wozu z. B. auch die nicht jedem gemäße Anlehnung an Freudsche Theorien gerechnet werden muß, nimmt bei einem Dichter wie Hermann Hesse nicht wunder; selbst daß die künstlerische Gestaltungskraft im letzten Drittel stark nachläßt, fällt gar nicht ins Gewicht gegen das, was in den beiden ersten Dritteln bewältigt worden ist, vor allem nicht gegen die restlose Ehrlichkeit, die Schicksalsbereitschaft und den freudigen Mut, die aus dem Buche sprechen. „Wahrlich, zum Räuber an allen Werten muß solche schenkende Liebe werden; aber heil und heilig heiße ich diese Selbstsucht." Dies Nietzsche-Wort könnte dem schlichten Motto zum „Demian" bestätigend und ergänzend an die Seite gestellt werden, dem Motto, das wie aus der dankbaren Müdigkeit eines nach banger Qual Genesenden erklingt: „Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so sehr schwer?"

Frida Endell.

Jammes, Francis: Almaide oder Der Roman der Leidenschaft eines jungen Mädchens. Übertragen von Felix Grafe. Hellerau, Jakob Hegner, 1920. (114 S.) Geh. 14,40 M.

Almaide, die heißblütige und melancholische Südfranzösin, läßt sich in einen überschwellenden Frühling gleiten, taucht in die sanfte Liebkosung des Wassers und strömt ihre ziellose Sehnsucht hin in nachtverlorenen Liedern zur Laute. Im Schlosse Percival ist sie zu Gaste, nun schon bei der sechsten Hochzeit jüngerer Gespielinnen; sie sieht deren Glück und fühlt sich ausgeschlossen, weiß sich schön wie die andern und betrachtet voll Bitterkeit das Ebenmaß ihrer bronzenen Arme. — Einige Tage nach der Hochzeit wandelt Almaide dem Walde zu und begegnet — zum zweiten Male! — dem jungen Berghirten Peter, der seine Flöte bläst. Im Tal von Gavarnie hat er Sandalen geflochten und Fremde auf den Berg geführt. Jetzt sitzt er zu Almaidens Füßen im duftenden Kraut der roten Minze und staunt mit maulbeerfarbenen Augen zu ihr empor. Da streift der Batist ihres Ärmels die brennende Wange des Knaben, und seit jenem Tage findet sie das Gelächter enteilender Bäche wieder und wieder umschlungen zwischen den hohen Weinstöcken oder unter den reglosen Buchen am Rande der mittagglühenden Heide. Almaide wird wissend in den Armen des knabenhaften Fauns. — Aber der arkadische Sommer verblutet zum Herbst, und im Februar zieht man die Leiche Peters aus einer Gletscherspalte; er hat als Führer den Bergtod gefunden. Almaiden jedoch zerbricht das reifende Schicksal nicht. Sie findet eine Zuflucht bei dem greisen Marquis d'Astin, dem eine mit allen Lastern gesättigte Welt Teures geraubt hat und der mit bittrem Leid heimgekehrt ist von allen ihren Urteilen und Vorurteilen. Er weiß, daß ein einsames Herz, gequält von

dem Anblick fremder Freuden, der geringsten Lockung erliegt, die ihm die Gewißheit kommenden Glückes verspricht. Und Almaide d'Etremont ist stolz und stark; sie wird den Ziegenhirten aus dem Tal von Gavarnie in ihrem Kinde nicht verleugnen. Denn seine Stirne war rein, sein Blut erfüllt vom Ozon des Bergwaldes, und seine Lippen blühten in der Farbe des rötlichen Gaisblatts. — Der Roman ist ein Stück vollendeter, aber entrückter und ganz ungallischer Erotik, erhaben über den Verdacht niederer Zweckhaftigkeit. Ebenso glücklich kommt er an der Klippe des bürgerlichen Tendenzstückes vorbei, die gegen den Schluß hin angesteuert wird. Lief er hier auf, so war seine kostbare romantische Fracht verloren. Stofflich bleibt er möglich dadurch, daß alles Gegenständliche zurücktritt gegenüber den seelischen Vorgängen und ihrer Herleitung. Die Schilderung ist beherrscht und doch von südlicher Farbigkeit und Lichtfülle. — Es werden kaum erzieherische Bedenken bestehen, den Roman urteilsfähigen Lesern in die Hand zu geben, den Ernst aller Beteiligten vorausgesetzt. Das Buch bildet aber einen jener Grenzfälle, in denen sich die eigne Verantwortlichkeit nicht auf einem fremden Urteil ausruhen darf, wenn über seine Einstellung zu entscheiden ist. Plage.

Kolbenheyer, Erwin Guido: Das Gestirn des Paracelsus. (Paracelsus II.) Roman. München, Georg Müller, 1922. (478 S.) 48 M., geb. 58 M.

Von allen Freunden der schwerblütigen und doch lebensprühenden Erzählungskunst Kolbenheyers wurde der nun vorliegende zweite Band seiner Paracelsus-Trilogie, „Das Gestirn des Paracelsus", mit hochgespannten Hoffnungen erwartet, und mancher Leser des ersten Bandes, der „Kindheit des Paracelsus", wird vielleicht für den Dichter bange gewesen sein, ob es ihm gelingen werde, die Darstellung der tiefbewegten Zeit des sinkenden deutschen Mittelalters und der inneren Entwicklung seines vom Hauch verzerrender Philisterlegende umwitterten Helden auf der bisherigen Höhe zu halten, ja, den inneren Forderungen des Romans gemäß, zu steigern; insbesondere war dies auch bezüglich der ungeheuren sprachlich-rhythmischen Aufgabe zu besorgen, die sich Kolbenheyer gestellt und gleich durch die sinnbildschweren Einleitungskapitel (denn auch der neue Band beginnt mit einer Begegnung zwischen Wotan und Christus) von vornherein mit unerbittlichem Wagemut festgelegt hat. Wir dürfen solchen Lesern des ersten Bandes dankbar und froh verkünden, daß ihre Befürchtungen sich als vergeblich erwiesen haben. Das neue Werk ist sprachlich noch reicher instrumentiert und noch kühner und eigenartiger kontrapunktisch zusammengefaßt als die „Kindheit des Paracelsus", und unsere Teilnahme für die Entwicklung des Helden ist dadurch noch unendlich vertieft, daß es Kolbenheyer gelungen ist, den Durchbruch des Genies in Paracelsus mit seinen epischen Kunstmitteln zu gestalten und so den Leser die innere Notwendigkeit seiner tragischen Vereinsamung unmittelbar miterleben zu lassen. Was aber schließlich das Zeitbild angeht, so ist die Fülle der Gesichte hier nicht weniger hinreißend als dort, nur daß jetzt, der pyramidenartigen Anlage des Gesamtwerkes gemäß sich alles strenger um die Gestalt des Helden konzentriert. Ob wir in die geheimnisvolle Weisheit alchimistischer Mönche Einblick gewinnen oder in die Fuggerschen Laboratorien bei den Bergwerken zu Villach, ob wir eine echt mittelalterliche Disputation zwischen der Adlerburs und der Pfauenburs zu Tübingen miterleben oder das heißblütige Treiben im Hause der schönen Agnesina zu Ferrara, zusamt dem schauerlichen Kehraus, den Pest und Hexenwahn durch diese Welt des prächtigsten Genusses tanzen, ob wir mit König Christiern dem Tyrannen gegen Stockholm ziehen und die frumben Landsknechte in der Schlacht oder — beim Feldgericht — in der Gasse der eigenen Spieße sterben sehen, ob wir in die ersten Wirbel des Bauernkrieges hineingeraten oder mit den großgünstigen Ratsverwandten von Salzburg zum Aderlaß in der Stube

des Baders sitzen, ob wir bei dem Baseler Druckherrn Froben die Gesellschaft der Brüder Amerbach und des großen Spötters Erasmus genießen oder beim Theatrum Anatomicum die gelehrte Ignoranz der damaligen Kathedermedizin bestaunen — immer ist all das lebendige Geschehen auf Paracelsus, die lebendigste Gestalt des Buches, bezogen. — Es versteht sich von selbst, daß wir allen Lesern, die von der „Kindheit des Paracelsus" berührt worden sind, auch „Das Gestirn des Paracelsus" schuldig sind. Schon mittlere Büchereien werden bei richtiger Einstellung ihrer Ausleihepädagogik genug solche Leser herausfinden, um die Anschaffung des in jeder Hinsicht schwerwiegenden Gesamtwerkes verantworten zu können. Ackerknecht.

Schaeffer, Albrecht: Der göttliche Dulder. Leipzig, Insel-Verlag, 1920. (435 S.) Geb. 22 M.

Das große Wagnis, neben eine ewige Dichtung wie die „Odyssee" ein neues Werk über den gleichen Stoff zu stellen, konnte nur gelingen bei einer im Wesen neuen Auffassung und Formung des Stoffes. Das Verhältnis zwischen dem „Göttlichen Dulder" und der „Odyssee" kann man vergleichen mit dem zwischen der Musik zu einem Drama, etwa Mendelssohns Musik zum „Sommernachtstraum", und dem Drama selbst. Schaeffer bringt keine zusammenhängende Nacherzählung der Fahrten des Odysseus, sondern er gibt eine lyrische Begleitmusik zu den Höhepunkten der Handlung, die den Stimmungsgehalt zu unerhörter Eindringlichkeit verstärkt und die das Geschehen wundervoll einbettet in farbige Landschaft und Atmosphäre, in Dunst von Meer und Himmel. Nach moderner Art wird die alte naive Dichtung sentimentalisch umgedeutet, der Schwerpunkt auf die Schilderung des Seelischen verlegt, ein menschlicher Typus zum Symbol erhoben. Odysseus, zunächst der durch den Trojanerkrieg aus seinem Mutterboden gerissene Urmensch und Bauernkönig, wird nach seiner Rückkehr zum ruhelosen, heimatflüchtigen, ewig sehnsüchtigen Wanderer, den der Dichter, mit dem Ende der „Odyssee" nicht schließend, nach neuen end- und ziellosen Fahrten erst im Hades' Ruhe finden läßt: ein Gegenbild zum Faust und Ahasver. — Den Wert der „Odyssee" und des „göttlichen Dulders" gegeneinander abzuwägen, bleibt Späteren vorbehalten; wir Heutigen empfinden in Schaeffers Werk mit immer neuem Glück einen überfließenden Reichtum des Gefühls und ein unermeßlich weites Herz, das allem Menschlichen offen steht. Schaeffers Sprache, deren Vielfältigkeit aus anderen Werken bekannt ist, zeigt hier vielleicht mehr Sorglosigkeit als sonst, aber auch einen wundervollen, leuchtend warmen Glanz.

Homann.

Schaffner, Jakob: Die Weisheit der Liebe. Roman. Leipzig, Grethlein (1919). (478 S.) 9 M., geb. 17 M.

— Kinder des Schicksals. Roman. Ebenda, (1920), (238 S.). 12 M., geb. 20 M.

„Die Weisheit der Liebe" ist der reichste aber auch der zwiespältigste unter den Romanen des Schweizer Dichters. Die einfache Handlung spielt in Berliner Kleinbürger- und Arbeiterkreisen. Der Fabrikmeister Emil Felgentreu, ein schwungvoller, gedankenreicher Mann, wird an einem schönen Frühlingsmorgen trotz seiner warmen Liebe zu seiner einige Jahre älteren ruhig-klaren und reifen Frau, von plötzlicher Leidenschaft zu seiner jungen Pflegetochter ergriffen. Er macht sie, wenn auch unabsichtlich, nur durch die Wirkung seiner lebensvollen Persönlichkeit, ihrem Verlobten, einem Arbeitersohne, abspenstig, verläßt seine Frau und gründet sich mit dem Mädchen ein neues Heim. Beide aber finden kein Glück und keine Ruhe; sie fühlen sich schuldig daran, daß die Familie des verlassenen Verlobten, die viel Hoffnung auf die vorteilhafte Heirat gesetzt hatte, nun verkommt. Das Mädchen stirbt infolge einer unglücklichen Geburt, im Grunde aber an ihren dunklen Ängsten und ihrem Schuldbewußtsein, der Mann folgt ihr, freiwillig. Dieser Schluß be-

endet die zunächst fast alltäglich und doch irgendwie schicksalsträchtig scheinende Handlung auf überraschend düstere Weise. Erst am Schluß tritt das Sinnbildliche der Handlung klar hervor. Felgentreu ist der naturhafte, innerlich freie, der Welt und den Menschen überlegen aber verantwortungsbewußt gegenüberstehende Mensch. In der Familie des verlassenen Bräutigams, besonders in dem alten Vater Lippke, der im Trunke endet, sind dagegen die unfreien, in Phrase und Konvention erstickenden, leistungsunfähigen aber anmaßenden Menschen verkörpert. Da sie vom Schicksal dem natürlich-starken Manne Felgentreu in den Weg geführt werden, müssen sie ihm zunächst unterliegen. Aus dieser Niederlage aber — und hier entfernt sich der Roman aus der Wirklichkeitssphäre, in der er vorher gegründet war, hier beginnt auch, wie mir scheint, eine Überspitzung des Problems — aus der Niederlage entwickelt sich bei den unterlegenen Lippkes ein solcher rachsüchtiger Haß gegen den wertvolleren Sieger Felgentreu, und in dem Sieger entsteht aus dem Verantwortungsbewußtsein ein so quälendes Mitgefühl mit den Unterlegenen, daß auch er seinen Untergang findet. Die Symbolik ist hier so auf die Spitze getrieben, daß die Personen teils grotesk, teils unbehaglich idealisiert wirken. In die unübertrefflich anschaulichen Schilderungen bürgerlichen Alltagslebens kommt dadurch ein störender Ton hinein. Und noch ein anderer Mangel des Romans darf nicht verschwiegen werden: Dem Schweizer Dichter ist die Schilderung des äußeren Berliner Milieus im allgemeinen wohl geglückt, auch die meisten Personen passen ganz gut in den Rahmen, wenn sie auch zum Teil einen geradezu karikaturistisch übertriebenen Berliner Dialekt sprechen, aber die Hauptperson Felgentreu ist nach seiner Denk- und Sprechweise in diesem Milieu geradezu unmöglich. Es bereitet stets neues Unbehagen, ihn in diesem Milieu seine schwungvollen Reden über letzte Fragen des Menschentums halten zu hören, und es ist oft fast eine Qual, diese ruhige und doch gehobene Sprache durch einige Eigentümlichkeiten des Berliner Dialekts verletzt zu sehen, dem sie nach Rhythmus und Wortwahl ganz und gar wesensfremd ist. Felgentreus Reden wirken dadurch unnatürlich und dem Berliner Dialekt, der seine Vorzüge in anderer Richtung, in seiner Drastik und Schlagkraft, sehr wohl hat, geschieht auch keine Gerechtigkeit. — Aber trotz dieser Ausstellungen möchte ich den Roman zum Schluß allen großen und mittleren Büchereien aufs wärmste empfehlen. Sein großer Wert allein rechtfertigt die breite Behandlung an dieser Stelle und zwingt zu ausführlicher Begründung der Aussetzungen. Er beruht in dem Reichtum an einzelnen dichterischen Schönheiten, an lauterer Lebensweisheit und in der reifen Menschlichkeit, die alle Mängel des Buches vergessen machen.

Den Roman „Kinder des Schicksals“ hat Schaffner im Gegensatz zu dem erstgenannten frei gehalten von schwerer Problematik oder sie wenigstens ganz in den Hintergrund gerückt. Eine junge Witwe, köstlich gezeichnet in sanfter Fraulichkeit und natürlicher Anmut, sucht, als die geringe Hinterlassenschaft ihres Gatten verbraucht ist, sich und ihre Kinder mit Schreibmaschinenarbeiten durchzubringen. Einen Dichter, dessen menschliche und künstlerische Bedeutung ebenso groß ist wie seine Armut, gewinnt sie als einzigen Kunden und verliert sogleich ihr Herz an ihn. Des Dichters Freund, Deutschamerikaner, Tenor und Schieber (der Roman spielt in Berlin zur Zeit des Weltkrieges) bereitet dem Paar noch einige Prüfungen; er stellt der jungen Witwe auf rücksichtslose Weise nach, rüttelt dadurch aber den Dichter aus seiner äußeren Schlaffheit auf und verhilft beiden zu ihrem Glück. Die Form des Werkes kann vollendet genannt werden. Ungemein geschlossener, wirksam auf Spannung gerichteter Aufbau, stets überzeugend wahre, eindringliche Seelenschilderung, überlegen-ironische und doch liebevolle Erzählungsweise vereinigen sich in diesem liebenswürdigsten, anmutigsten Roman Schaffners. Größere und mittlere Büchereien dürfen ihn sich nicht entgehen lassen, kleinere werden ihn seltener anschaffen können, da er der Volkstümlichkeit im üblichen Sinne etwas entbehrt. Homann.

Wagner, Hermann: Schießl, der Roman eines Gauners. Berlin, Fleischel, 1919. (288 S.) 6 M., geb. 8,50 M.

Schießls Vater war „ein Lump und Millionär", und er selbst, unehelich geboren, fühlt keine andere Verpflichtung als denselben Lebensberuf zu ergreifen. Ehrlich oder unehrlich sind Begriffe, die er nicht kennt. Vom Lümpchen der kindlichen Schlauheit wird er zum Lump der großen Geste. Kann man bei dem Einen das Lächeln nicht lassen, so darf man dem Andern die Großzügigkeit, die jeder konsequente Mensch entwickelt, nicht absprechen. In einem Zug führt der Verfasser die Charakterentwicklung durch, Spannung auf Spannung setzend. So ist das ein Buch, das den Leser ohne weiteres mitnimmt. In dem bildungspfleglich Interessierten aber wird bei der Lektüre die Frage laut: Welche seelischen Auslösungen bewirkt dieser Roman? Da er weiß, daß es im Aufnehmen eines Buches eine Entwicklung gibt vom Verschlingen des Stofflichen bis zum rein formal ästhetischen Genuß wird er diese Fragen verschieden beantworten. Derjenige, der ein Buch nur als Kunstwerk liest, wird den Unterton der Satire und das unausgesprochene moralische Urteil deutlich hören und sich so, die Kunst der Charakterisierung und des Aufbaues bestaunend, mit einer zwar nicht tiefen, aber doch spannenden Lektüre gut unterhalten. Dagegen ist die Klasse der andern, die nur den Inhalt aufnehmen, in Gefahr, sich von der Nützlichkeit, wenn auch nicht gerade der Lumpenhaftigkeit, so doch mindestens des Egoismus zu überzeugen. Denn Schießl macht seine Sache doch gar zu fein und hat es nicht nur zu Millionen, sondern auch zu bürgerlichem Ansehen gebracht. Daß ihm, nach der kurzen Andeutung am Schluß, von seinem unehelichen Sprößling dieselben Plagen bevorstehen, wie er sie seinem Vater bereitet hat, wird auf dieser Stufe kaum genug beachtet werden. Entweder läßt man diesen Gauner überhaupt nicht auf die Leser los oder nur auf solche, die sich mit geistiger und sittlicher Reife dagegen wahren können. Schriewer.

D. Kurze Anzeigen.

Boßdorf, Hermann: Der Postinspektor u. andere Humoresken. Hamburg, Hermes, 1920. (188 S.) 7 M.

— Der Schädel von Grasbrook und andere kuriose Geschichten. (Niederdeutsche Bücherei 90. 95.) Ebenda 1920. (152 S.) 6 M.

B., der durch seine viel aufgeführten Dramen mit einem Schlage einer der volkstümlichsten niederdeutschen Dichter geworden ist, versteht es auch, in kleinen Geschichten gemüt- und humorvoll von Welt und Dingen zu plaudern. In dem ersten der beiden vorliegenden Bändchen erzählt er von allerlei drolligen Persönlichkeiten und Situationen, wie sie ihm seiner Postbeamtenzeit begegnet sind. In dem zweiten vereinigt er eine Anzahl von kleinen novellenartigen Dichtungen, die mit ihrem historischen Hintergrund und mit ihrer Vorliebe für die Gebiete des Traumlebens und des Unterbewußten durchweg auf einen ernsteren Ton gestimmt sind. Ko.

Fichte, Joh. Gottl.: Briefe an seine Braut und Gattin. Herausg. von Emil Engelhardt in Verbindung mit der Fichte-Ges. Leipzig, Matthes, 1921. (168 S.)

Bietet eine überaus wertvolle Ergänzung zu den wissenschaftlichen Werken des Denkers, ist aber gleichzeitig eine schöne Lektüre für jedermann, daher allen Büchereien warm zu empfehlen. v. H.

Klosterleben im deutschen Mittelalter, nach zeitgenössischen Aufzeichnungen herausg. von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. (528 S.) Geb. 32 M.

Gibt dem, der das Klosterleben bisher nur vom Hörensagen kannte, unmittelbare

Einblicke, die ihn oft genug wie Offenbarungen anmuten werden, dem, der bereits tiefer geforscht hat, willkommene Bereicherung und selbst dem Kenner Anregung und wohl auch manchen Hinweis auf etwas, das ihm entgangen war. Trotzdem das Buch keine wissenschaftlichen Zwecke verfolgt, kann es nur gebildete Leser fesseln. v. H.

Classen, Walther: Die Germanen und das Christentum. Das Werden des deutschen Volkes. 4. Heft. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1921. (184 S.) 8 M.

Ein Volksbuch im besten Sinn des Worts, das jeder gern liest, das der Lehrer und Pfarrer im Unterricht, der Hausvater in der Familie verwenden kann, und das auch der heranwachsende Mensch, wenn er richtig erzogen ist, jedem Schmöker vorzieht. v. H.

Mogk, Eugen: Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. 2. umgearb. Aufl. Sammlung Göschen, Nr. 15. Berlin, Vereinigung wissenschaftl. Verleger, 1921. (144 S.) 6,20 M.

Gibt einen Überblick über das, was wir auf Grund der neueren religionsgeschichtlichen Forschungen über den Götterglaub'en und Kultus unsrer Vorfahren wissen. Aber wenn es auch eine populäre Darstellung ist, wird die Fülle des Gebotenen den nicht geschulten Leser verwirren. v. H.

Engelen, Paul, Düsseldorf: Gedächtniswissenschaft und die Steigerung der Gedächtniskraft. 1920. (142 S.) 10 M.

— Geistesschulung. Heft 43. Der Arzt als Erzieher. München, Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin. 1921. (56 S.) 7,50 M.

Beide Bücher ergänzen sich. Das erste ist eine populäre Gedächtnispsychologie, die das praktische Ziel verfolgt, die Gedächtniskraft zu steigern und das Lernen zu erleichtern. Das zweite geht von dem gesunden Körper aus und erzieht daher zunächst zur richtigen Haltung, Körperübung und Atmung, um dann vom Wollen, Fühlen und Denken zu reden. Beide Bücher wenden sich an die Allgemeinheit. v. H.

Groddeck, Georg: Der Seelensucher. Ein psychoanalytischer Roman. Wien, Internationaler psychoanalytischer Verlag, 1921. (314 S.) 25 M.

Eine magere Handlung gibt den Rahmen ab für viele endlose Gespräche und Reden des „Seelensuchers" Thomas Weltlein, den der Verfasser auf die schmale Grenze zwischen dem weisen Grübler und dem Narren gestellt hat, um ihn recht ungestört alles zwischen Himmel und Erde durcheinanderquirlen lassen zu können. Meist haben diese lustig-ironischen Reden irgendeinen Zusammenhang mit der Psychoanalyse, oder sind mindestens in ihrem scharfen Witz nur für ihre Kenner genießbar. Für öffentliche Büchereien ist das Buch wegen seines Übermaßes an Zynismus in erotischen und religiösen Dingen unbrauchbar. Ho.

Kliche, Franz: Das Kreuz auf roter Erde. Roman. Barmen, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes, 1918. (501 S.) 7,50 M., geb. 10 M.

Im Mittelpunkt dieses etwas breit, aber doch gut erzählten Geschichtsromans steht die Bekehrung des Sachsenherzogs Wittekind. Der Wert des Buches liegt in der kulturhistorisch anschaulichen Schilderung; es ist besonders für die reifere Jugend geeignet. Fritz.

Laotse: Sprüche, deutsch von Klabund. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder, 1921. (32 S.)

Dies kleine Heftchen, das man früher in keine Bücherei gestellt hätte, darf bei der jetzigen Not seiner Billigkeit wegen empfehlend genannt werden; es vermag einem aufmerksamen Leser mit seinen 30 Sprüchen wohl eine Ahnung von der weltentsagenden Weisheit Laotses zu vermitteln. Ho.

Sauter, J. A.: Mein Indien. Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren. Leipzig. Koehler, 1921. (260 S.) 30 M.

Gibt Einblicke in das indische Leben, die ich sonst nicht gefunden habe, weil der Verfasser fast zum Inder geworden ist und auf diese Weise durch Türen ging, die dem Europäer sonst verschlossen sind. Es ist aber keine wissenschaftliche Abhandlung, sondern eher eine äußerst fesselnde Novellensammlung zu nennen, die jeder Erwachsene gern lesen wird. Trotz der fast zu großen Vorliebe für Indien hat der Verfasser, wie das Schlußkapitel zeigt, die Liebe zu seiner schwäbischen Heimat nicht verloren. v. H.

Stockmann, Alois S. J.: Die deutsche Romantik. Ihre Wesenszüge und ersten Vertreter. Mit einem bibliogr. Anhang. Freiburg, Herder, 1921. (218 S.) 22 M., geb. 27 M.

Eine Schilderung und Bewertung der romantischen Bewegung und ihrer Führer vom streng katholischen Standpunkt aus. Als Wertmaßstab gilt die größere oder geringere Entfernung vom kirchlichen Katholizismus. Für streng katholische Büchereien auch mittlerer Größe ist das Büchlein wegen seiner klaren verständlichen Schreibweise zu empfehlen, für freie Büchereien ist es belanglos. Ho.

Wille und Gestaltung. Almanach auf das Jahr 1921. Zum 25. Jahr des Verlages Eugen Diederichs in Jena. (213 S.) 5 M.

Ein Almanach, der es verdient, hier angezeigt und empfohlen zu werden. Eine Übersicht über die 25jährige Tätigkeit des bedeutendsten deutschen kulturpolitischen Verlages, die eine bewundernswerte Geschlossenheit scheinbar vielfältiger Bestrebungen zeigt; dazu eine reiche Auswahl von interessanten Proben aus den neueren Verlagswerken. Ho.

Kleine Mitteilungen.

Alle Praktiker des Büchereiberatungswesens wissen, wie wenig sachverständig vielfach von seiten der neuen Wohlfahrtsämter und Jugendpflegeämter an Büchereiaufgaben herangetreten wird. Als ein besonders krasses Beispiel geben wir folgende Anfrage eines Stadtjugendpflegers zur Kenntnis, der wir nur die Bemerkung hinzuzufügen haben, daß es sich um eine Stadt von 25000 Einwohnern handelt, deren städtischer Büchereibestand bei der Beratungsstelle nicht als bekannt vorausgesetzt werden konnte, da bisher lediglich das von einem Verein unterhaltene, sehr rührige Volkslesehcim jener Stadt einen Druckkatalog besitzt:

„Ich habe von der Stadt den Auftrag erhalten, ihre Bücherei neu zu ordnen. Ich wäre außerordentlich dankbar, wenn ich von Ihnen einige Anregung erhalten könnte, nach welchen Gesichtspunkten ich die Neueinordnung vorzunehmen hätte.

Sehr ergebenst N. N."

In der Zeit vom 3.—11. Oktober fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 26. (24.) **Diplomprüfung** statt. Es hatten sich 26 Bewerber gemeldet und zwar 7 männliche und 19 weibliche. Eine Bewerberin trat während der Prüfung zurück, 2 weitere bestanden sie nicht. Von den übrigen 23 bestanden die Prüfung 8 mit „Gut", 15 mit „Genügend".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1921

1. Jahrgang / Heft 12

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Herstellungskosten der Zeitschrift sind im Laufe des vergangenen Jahres mehrmals gestiegen. Ein Ausgleich dafür kann angesichts der zahlreichen und umfassenden Aufgaben der „Bücherei und Bildungspflege" nicht durch eine Verminderung des Umfanges geschaffen werden. Deshalb haben Herausgeber und Verlag sich zu einer Erhöhung des Bezugspreises gezwungen gesehen. Dieser beträgt für das 1. Halbjahr (Januar-Juni) 1922 M 20.—.

Abonnenten, die die Zeitschrift direkt vom Verlage zugesandt zu erhalten wünschen, werden gebeten, den Betrag von M 20.— zuzüglich M 1.50 für Postüberweisungsgebühr mit einliegender Zahlkarte an Otto Harrassowitz in Leipzig, Querstr. 14, einzusenden. Die Hefte werden ihnen stets pünktlich mittels Postüberweisung zugehen.

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege
Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Jahrgang 1 1921 Heft 12

Die Aufgaben der Zentrale für Volksbücherei.

Von F. Plage (Frankfurt a. d. Oder).

Gesamtaufgabe: Die Zentrale soll ein Mittel sein zum fachlichen Studium des Volksbüchereiwesens nach Stand und Entwicklung. Sie faßt die Erfahrungen der Büchereiberatungsstellen zusammen und bildet die Spitze der Arbeitsgemeinschaft der Volksbüchereifachleute. Sie sammelt und ordnet das Fachwissen und leitet eine zweckmäßige Arbeitsteilung auf den Gebieten in die Wege, in denen nur ein planmäßiges Zusammenwirken aller Volksbüchereipraktiker zu Ergebnissen führen kann. Ihre Aufgabe ist eine sechsfache:

I. Eine Sammelaufgabe.
II. Eine Lehraufgabe.
III. Erteilung von Rat und Auskunft.
IV. Kritische Sichtung des gesamten Schatzes der volkstümlichen Literatur belehrender und unterhaltender Art. (Archiv für Buchkritik.)
V. Zusammenfassung der wirtschaftlichen Einzelkräfte aller Büchereien.
VI. Eine Wohlfahrtsaufgabe. (Beamtenschutz und Fürsorge.)

I. Sammelaufgabe: Die Zentralstelle sammelt:

A. Die erreichbare Fachliteratur und vereinigt sie zu einer planmäßig geordneten Fachbibliothek. Insbesondere werden gesammelt:

a) Einzelwerke,
b) Zeitschriften,
c) Einzelne Drucksachen,
d) Manuskripte.

a) und b) Fachschriften: In den bibliographischen Hilfsmitteln, Büchern und Fachzeitschriften ist Vollständigkeit anzustreben. Erwünscht ist das baldige Erscheinen einer Bibliographie. c) und d) An Einzeldrucksachen werden gesammelt: einzelne Aufsätze, Sonderabzüge, Verhandlungsberichte, Jahresberichte aller Art, auch Manuskripte. Die Jahresberichte werden nach Städten und Verbänden chronologisch geordnet. Zur Sammlung der einzelnen Drucksachen gehört noch die Sammlung der in den verschiedenen Büchereien gebrauchten Vordrucke und Merkblätter für den Dienstgebrauch. Diese Sammlung wird in zwei Stücken angelegt, und zwar einmal als Modellsammlung der einzelnen Büchereien nach Städten geordnet und zum andern als synoptische Sammlung, in der alle Benutzungsordnungen, Lesekarten, Zählformulare, Merkblätter usw. beieinander liegen. Es

wird ferner in Form einer Chronik eine Sammlung von solchen Zeitungsausschnitten angelegt, die zweckdienliche Angaben zur Geschichte des volkstümlichen Büchereiwesens und ihrer Zentrale enthalten.

Eine besondere Sammlung bildet das Gesamtmaterial über Berufsausbildung, Wahlfähigkeit, Anstellung und Besoldung der Beamten und Angestellten der volkstümlichen Büchereien. Ein Personalkataster sämtlicher Beamten und Angestellten der öffentlichen Büchereien wird geführt.

Endlich sammelt die Zentrale auch Verlagsanzeigen, Verlagsberichte, Verlagsverzeichnisse und buchhändlerische Werbeblätter. Soweit die einzelnen Drucksachen nicht in Sondersammlung festgehalten werden, werden sie auf ein planmäßig geordnetes Kastenarchiv verteilt. Der Nachweis erfolgt durch eine Kartei, die jedes Stück verzeichnet.

B. Die Zentrale legt an: Eine Stoffsammlung: diese erstreckt sich auf:

a) Klassierte Papierproben mit Bewertung.
b) Eine Sammlung der im Handel gebräuchlichen Papierformate einschließlich des Weltformats.
c) Materialien zur Papierprüfung.
d) Binde- und Umschlagsmaterial, Vorsatzpapier usw.
e) Druckproben in den verschiedenen Schriften. (Von den Schriftgießereien zu beschaffen.)
f) Proben und Alphabete der verschiedenen Schrifttechniken (Schnurschrift, Plakatschrift) nebst dazugehörigem Schreibgerät und den Gebrauchsanweisungen.
g) Probebände in verschiedenen Heft- und Bindetechniken und eine Sammlung historischer Einbände.
h) Proben aller Reproduktions- und graphischen Verfahren.
i) Klebestoffe, Lacke, Chemikalien für Büchereien.
k) Stempel, Werkzeuge, Kartothekkästen, Kartenproben.

C. Die Zentrale legt an: Eine Sammlung von Büchereigerät in Probestücken: Regale, Kästen, Bücherstützen, Ordner, alle tunlichst im Gebrauch. Als Ergänzung zur Stoff- und Gerätesammlung wird ein sachlich geordnetes Bezugsquellenverzeichnis geführt.

II. Die Lehraufgabe: 1. Die Zentrale bietet ihre Bibliothek und ihre Sammlungen zum freien Studium für Anwärter des bibliothekarischen Berufs aller Grade dar und unterhält 2. ein Seminar mit einjährigem Lehrgang. Die Bedingungen für die Aufnahme werden durch besondere Satzungen geregelt. Die Aufnahme kann nur erfolgen nach Ableistung von 2 Jahren praktischen Dienstes. Das Lehrjahr schließt mit der Diplom-Prüfung, diese ist durch eine neue Ordnung unter Mitwirkung der Beratungsstellen zu regeln.

3. Für Lehrzwecke ist außerdem anzulegen und fortzuführen eine besondere Sammlung der besten Schriften der volkstümlichen Literatur unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Die Sammlung dient als Lehrbücherei und wird als solche besonders verwaltet. Die Aus-

leihe erfolgt an die Schüler des Seminars auf Grund einer besonderen Benutzungsordnung und in einem mustergültigen Ausleihverfahren.

Im Lehrplan des Seminars kommen folgende Fächer zur Behandlung:

1. Papierkunde, Papierprüfung, Bindetechniken.
2. Druck- und graphische Techniken, Drucklegung.
3. Organisation des Buchhandels und Verlagskunde.
4. Material- und Gerätekunde.
5. Grundzüge der Büchereiverwaltung, der Verwaltungsbuchführung und des Kassenwesens.
6. Die wichtigsten Fragen des Büchereirechts. (Geschäftsfähigkeit der Jugendlichen, Gebührenanspruch der Büchereien, Rechtsverbindlichkeit der Benutzungsordnung usw.)
7. Geschichte der volkstümlichen Büchereien und Übersicht über ihre Betriebsformen.
8. Übersicht über die allgemeine Bildungspflege und die Grundsätze det Volkserziehung.
9. Übersicht über die Geschichte der Deutschen und Weltliteratur.
10. Deutsche Stillehre.
11. Buchkritik.
12. Fakultativ: Sprachunterricht für Berufszwecke: Französisch, Englisch, Latein.
13. Technischer Unterricht: Repetitorium des bürgerlichen Rechnens, Büchereischrift, Kurzhand, Schreibmaschine, Heften und Binden.

Die Abtrennung des technischen Unterrichts und des Sprachunterrichts von dem Seminarjahr ist zu erwägen.

III. Erteilung von Rat und Auskunft: Die Zentrale ist — im Rahmen ihres Betriebsumfangs — verpflichtet zur Erteilung von Auskunft an alle Büchereien, an staatliche und gemeindliche Körperschaften. Sie erteilt Rat in allen Fragen der Büchereibegründung, -Einrichtung, -Verwaltung und -Bewirtschaftung, soweit die bereits bestehenden Beratungsstellen nicht berufen sind, diese Aufgabe in abgegrenzten Gebieten zu lösen. Wenn ihr das diesbezügliche Material nicht ungerufen zufließt, sammelt sie die nötigen Angaben durch Umfragen.

IV. Archiv für Buchkritik. Die Zentrale sammelt die buchkritischen Arbeiten der Fachgenossen und ordnet sie nach den Verfassern der besprochenen Werke.

Für die Sammlung handschriftlicher Besprechungen ist tunlichst ein gemeinsames Muster anzustreben.

Es werden nur solche Besprechungen gesammelt, die in Hinblick auf die Verwendung der Bücher in der volkstümlichen Bücherei abgefaßt sind.

Die Zentrale versucht Neuerscheinungen zur Besprechung von den Verlegern zu erhalten und leitet sie zu den betreffenden Fachkritikern, soweit deren Mitarbeit gesichert ist. Die Hauptergebnisse der Buchkritik werden in der Fachzeitschrift veröffentlicht.

V. Zusammenfassung der wirtschaftlichen Einzelkräfte der einzelnen Büchereien. Die Zentrale richtet eine Haupteinkaufsstelle für Bücher und Büchereibedarf ein nach dem Vorgang und dem Muster der Stettiner Einkaufsstelle, gegebenenfalls unter Übernahme dieser. Die Einkaufsstelle nimmt günstige Einkaufsgelegenheiten wahr. Sie hält sich an die gesicherten Ergebnisse der fachmännischen Buchkritik und berücksichtigt die angemeldeten Wünsche der einzelnen Büchereien, soweit dadurch nicht ihre Wirtschaftlichkeit oder die Grundsätze ihrer Stoffwahl gefährdet werden.

VI. Die Wohlfahrtsaufgabe. Neben dem oben genannten Personalkataster oder in Verbindung mit ihm sammelt die Zentrale statistisches Material über Berufsausbildung, Prüfungsvorschriften, Einkommen, Anstellungsbedingungen und Arbeitsverhältnisse der bibliothekarischen Angestellten und Beamten und erteilt hierüber Auskunft auf Verlangen. Sie richtet eine gemeinnützige Stellenvermittlung ein und befördert die öffentliche Geltung des bibliothekarischen Berufs. Sie veranstaltet mindestens jedes zweite Jahr einen Büchereitag und lädt dazu die Berufsgenossen innerhalb ihres Amtsbereichs ein.

Nebenaufgabe der Zentrale: Die Zentrale hat der Schriftleitung unseres Fachblattes räumliche Unterkunft zu gewähren. Ihre Sammlungen dienen zugleich als Archiv der Schriftleitung. Ob der Schriftleiter dem Stabe der Zentrale einzugliedern ist, bleibt weiteren Erwägungen vorbehalten.

Das Personal der Zentrale: Erforderlich ist ein Leiter und ein wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, ein Sekretär oder Sekretärin, sowie Bureaukräfte für Registratur, Maschine, Rechnungswesen und Kanzlei, dazu die erforderlichen Kräfte für Reinigung und Hausverwaltung.

Vor Besetzung der leitenden Stelle ist die Berufsvertretung der Fachgenossen zu befragen. Für die Stelle des Leiters und des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters kommen nur Fachleute in Frage, die eine angemessene Zeit im praktischen Dienst gestanden haben. Für beide wird Beamtenqualität gefordert.

Der Etat der Zentrale ist in allen Teilen neu festzusetzen und so zu gestalten, daß die Zentrale ihre Gesamtaufgabe so erfüllen kann, wie es der Bedeutung des volkstümlichen Büchereiwesens im Rahmen des staatlichen Volkserziehungsplans und dem Stande seiner bisherigen Entwicklung entspricht. Bei der Festsetzung des Etats sind die Leiter der bestehenden Beratungsstellen gutachtlich zu hören.

Die medizinische Volksaufklärung in der Volksbücherei.

Von cand. med. v. Witzleben (Bonn).

Die medizinische Volksaufklärung ist zweifellos eine der dringendsten und ernstesten Aufgaben nicht nur der zeitgemäßen Wohlfahrtspflege, sondern auch der modernen Bildungspflege. Mens sana in corpore sano — lautet eine klassische Regel. Wohl gibt es Mediziner, die grundsätzlich

von einer solchen Aufklärung nichts wissen wollen, nicht etwa aus fachwissenschaftlicher Engherzigkeit, sondern in der Befürchtung, damit das Kurpfuschertum zu unterstützen. Sie sind jedoch meines Erachtens im Unrecht. Vielmehr muß uns gerade das neuerliche, höchst gefährliche Anschwellen des Kurpfuschertums Anlaß geben, das Thema erneut zur Diskussion zu stellen. Es kann ja leider nicht geleugnet werden, daß die medizinische Wissenschaft im Volk in Mißkredit gekommen ist, ob und mit welcher Berechtigung, gehört nicht hierher. So kann es doch nur im Interesse der Heilkunde liegen, wenn das Vertrauen zu ihr gestärkt wird und so den Kurpfuschern Patienten entzogen werden.

Das ist aber unmöglich, wenn man dem Laien jede Kunde aus diesem Reiche ängstlich fernhält. Die manchmal so lächerliche Angst vor dem Arzt wird dadurch geradezu begünstigt. Es handelt sich nicht darum, das Volk zu selbständiger Krankheits*behandlung* anzuleiten — das hieße allerdings geradezu der Kurpfuscherei Vorschub leisten —, sondern ihm einen Begriff zu geben vom Wesen der Krankheit, von den elementarsten Grundbegriffen der Anatomie und Physiologie, vor allem von den Seuchen und der Hygiene. Das darf natürlich nur mit dem denkbar größten Taktgefühl geschehen, unter Vermeidung von allem, was die Heranbildung von Hypochondern bewirken könnte. In den Sprechstunden kann man von Patienten Erzählungen und Ansichten zu hören bekommen, die geradezu in das Gebiet der Fahrlässigkeit gegen sich selbst gehören.

Was soll man sagen, wenn die Lehrerin eines Mädchengymnasiums ihren Oberprimanerinnen in allem Ernste erzählt, der Blinddarm säße auf der linken Seite, und sich durch eine an stark gegenteiliger Erfahrung leidende Schülerin korrigieren lassen muß! Wenn solche Entgleisungen unter „Gebildeten" vorkommen, kann man sich über keine gesundheitspfleglichen Mißgriffe der „Ungebildeten" mehr wundern. Der Begriff „Volksaufklärung" ist also hier sehr weit zu fassen und auch die sogenannten besseren Stände sind einzubeziehen. Durch das Elend der Kriegsjahre haben die Seuchen, wie z. B. die Tuberkulose, einen Umfang angenommen, von dem sich einstweilen nur die Wenigsten einen Begriff machen. Fallen solche Leute dem Kurpfuscher in die Hände, so ist das nicht nur für sie selbst ein Unglück, sondern kann sich in späteren Geschlechtern noch rächen.

Die medizinische Aufklärung würde sich also etwa in folgendem Rahmen bewegen: sie wird zunächst einen allgemeinen Überblick zu geben haben über Bau und Verrichtung des menschlichen Körpers, wird dann das Wesen der Krankheiten, besonders der Ansteckungskrankheiten, zu erörtern haben und dann die Frage aufwerfen, durch welche Vorsichtsmaßregeln im täglichen Leben sich Krankheiten verhüten lassen. Dieses Kapitel, die Gesundheitspflege im engeren Sinn, dürfte das wichtigste sein. Es fragt sich nun, in welcher Weise Volksbüchereien an der Erreichung dieses Zieles mithelfen können.

Die Aufgabe ist nicht so einfach wie sie im ersten Augenblick scheinen mag. Durch das Buch, auch das beste, kann — zumal auf

diesem Gebiet — das Wort nicht ersetzt werden*). Von einem einmaligen Besuch einer Ausstellung, wie der großen Dresdener Hygieneausstellung, hat man mehr, als von einem Dutzend Bücher. Aber solche Ausstellungen gibt es nicht immer, während die Bücherei täglich geöffnet ist. Man braucht sich nicht zu hetzen, sondern kann mit Ruhe an die Sache herangehen.

Es ist selbstverständlich, daß der Leiter der Bücherei bei seinen Anschaffungen einen Arzt zu Rate zieht. Soll dem Zweck in möglichst idealer Weise entsprochen werden, so gilt es, nicht nur einwandfreien Text zu bekommen. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, dem Leser an Hand von guten Abbildungen das Verständnis zu erleichtern, und beides in gleicher Güte vereint zu finden, ist nicht immer einfach. Selbstverständlich ist mit Lehrbüchern, die für Studenten geschrieben sind, gar nichts anzufangen. Ich glaube, daß sich für unsere Zwecke die bekannte Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" recht gut eignet. Die Bändchen über Anatomie sind von dem kürzlich verstorbenen hervorragenden Anatomen K. v. Bardeleben verfaßt und bieten mit guten Abbildungen das Beste. In der Arbeit von Dr. Sachs findet sich das Nötige über Physiologie. Andere Bände behandeln Sinnesorgane, Nervensystem usw. (Hansemanns „Aberglauben in der Medizin" sollte keine Bücherei versäumen anzuschaffen.) Dieselbe Sammlung bringt einige gute Werke über Krankheiten und ihre Erreger. Es ist für Jeden lehrreich und interessant zugleich, sich über die Krankheitsbegriffe, die wir seit R. Kochs grundlegenden Entdeckungen haben, zu unterrichten. Sehr wichtig ist Schumburgs Büchlein über die Tuberkulose. Auf die Geschlechtskrankheiten komme ich noch besonders zu sprechen. Natürlich gibt es noch andere vortreffliche Werke, die erwähnten sollen nur als richtunggebendes Beispiel dienen. Insbesondere sind die Werke über Hygiene so zahlreich, daß hier nicht einmal die hervorragendsten alle genannt werden können. Auch in diesem Punkt leistet die Teubnersche Sammlung Vortreffliches. Hinweisen darf ich wohl auch auf die ausgezeichnete kleine Schrift von C. Hirsch über „Wohnungselend und Tuberkulose".

Besonders einzugehen ist noch auf das Kapitel der Geschlechtskrankheiten, das traurigste neben dem der Tuberkulose. Welche Verheerungen diese Seuche unter unserem Volk anrichtet, ist bekannt genug, besonders seit Tausende von kranken Soldaten ohne Kontrolle entlassen wurden. Es ist für Büchereien eine besonders wichtige Frage, wie sie in dieser Beziehung aufklärend wirken können. Während meiner Soldatenzeit habe ich verschiedentlich in großen Lazaretten für Geschlechtskranke gearbeitet und im Umgang mit den Kranken allerhand Erfahrungen gesammelt. Ich kann mich nur dem Urteil von Kollegen und Kameraden anschließen, daß diese Art Kranke zu den unangenehmsten, ja gefähr-

---

*) In der Tat fällt die bildungspflegliche Hauptaufgabe hier der Volkshochschule zu, deren Wirkung dann die Bücherei planmäßig zu befestigen und zu vertiefen hat. Die Schriftleitung.

lichsten gehört. Die Patienten waren meist in einer seelischen Verfassung, die sich in Gereiztheit, Disziplinverletzungen usw. äußerte. Eine Erklärung ist nicht schwer; sie liegt einfach in der grundverkehrten Art, in der viele den Kranken gegenüberstehen. Es gibt keinen größeren Fehler als diese Leute mit Moralpredigten zu „behandeln". Wir haben Kranke vor uns und keine Verbrecher. Man sollte lieber erklären, wie sich eine Ansteckung vermeiden läßt. Deshalb muß in Bücherbeständen alles fehlen, was irgendwie nach Sittenpredigt aussieht, soll bei der Empfindsamkeit des Publikums nicht jeder Erfolg in Frage gestellt werden. Gute Bilder sind hier natürlich besonders wichtig. Vorbeugende Aufklärung kann nur erreicht werden durch sachgemäße Darlegung über Entstehen, Fortentwicklung der Krankheit und Aufdecken der durch sie verursachten Schäden (auch Vererbung usw.). Gute Bilder sind hierbei natürlich besonders wichtig.

Zum Schluß noch ein Wort über erste Hilfe bei Unglücksfällen. Dementsprechende Literatur muß vorhanden sein, jeder muß die einfachsten Handgriffe bei Blutungen, Brüchen usw. kennen. Durch den Druck auf die richtige Stelle des Armes kann ein Leben gerettet werden.

Mit gutem Willen und einigem Geschick wird jede Bücherei sich hier Verdienste erwerben können, die tausendfältige Frucht tragen.

Der Kampf gegen die Schundliteratur

ist seit längerer Zeit immer planmäßiger ausgestaltet und geführt worden. Aber es herrscht noch die Meinung, er sei eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Da mag es angebracht sein, einmal darauf hinzuweisen, daß man bereits vor fast 150 Jahren gegen die schädlichen Bücher und ihre Verbreitung einschritt oder Warnungen laut werden ließ. In der zu ihrer Zeit viel gelesenen und einflußreichen „Berlinischen Monatsschrift", die F. Gedike und J. E. Biester herausgaben*), findet sich in dem Oktoberhefte von 1785 ein Aufsatz, der die Überschrift führt: „Über die Mittel, bessere Bücher in die Hände der niedrigern lesenden Menschenklasse zu bringen".

Der nicht genannte Verfasser wirft die Frage auf: Wie soll man der wirklich lesenden und lesebegierigen niedrigen Menschenklasse statt der albernen, unnützen und schädlichen Bücher, womit sie ihren Geist nährt, bessere und zweckmäßigere Schriften in die Hände bringen? Er erzählt, daß der „gemeine Mann" nicht Bücher aus Buchläden, sondern Broschüren von den Tischen der Bücherhändler, z. B. in Berlin im Durchgange des Schlosses und auf dem Mühlendamm, für einige Dreier oder Groschen kaufe. Dann stellt er ein „wenigstens bis zur Hälfte vollständiges" Verzeichnis solcher Bücher zusammen, die der „Büchertischler" führt und der gemeine Mann liest. Es ist ganz lehrreich, diese Schriften kennenzulernen; die Bemerkungen, die der Verfasser dazu macht, zeugen von dem einseitigen Urteile, das in dem Zeitalter der Aufklärung vornehmlich auf das Nützliche sah. Es werden genannt: Reineke Fuchs, Till Eulenspiegel, der gehörnte Siegfried, die Schildbürger, Claus Narr, die schöne Magelone, die schöne Melusine, Geschichte vom Doktor Faust, Historie vom Kaiser Octavianus, Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, Geschichte Herzog Heinrichs des Löwen, der ewige Jude, Historie von Herzog Ernst.

---

*) Vgl. R. Prutz, Literarhistor. Taschenbuch V (1847), S. 151 ff.

Man sieht, es sind die alten Volksbücher mit den Geschichten, die Jahrhunderte lang erzählt und gelesen wurden. Weiter nennt der Verfasser noch 32 verschiedene Bücher, wie den hundertjährigen Kalender, das große und vermehrte Kochbuch, ein neu erfundenes Kunstbüchlein, eine vollständige Haus- und Landapotheke, das neue Freierbüchlein, neu aufgelegtes Glücksrädlein, Traumbuch, Planetenbuch, Viehbüchlein, Brandweinbuch, Krämerbuch usw., ferner Schriften mit vielversprechenden Titeln: der Aufschneider, der edle Finkenritter, Albertus Magnus von Weilerm, Riesengeschichte, Was ist der Papst? u. a. m.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß es mehrere Volkslesebücher gebe, die aber zu umfangreich seien, und schlägt vor, eine patriotische Gesellschaft solle zunächst 2 Volksbücher, jedes zu 5 Bogen, in 2000 Exemplaren drucken lassen und an die Büchertischler verteilen, entweder umsonst oder gegen Auslieferung von Exemplaren der gewöhnlichen schädlichen Volksbücher. Diese werde man dem Volke nicht ganz nehmen können, deshalb verbessere man sie allmählich. Vor Moralisieren warnt er. Wenn von den neuen Büchern Einnahme erzielt werde, so rät der Verfasser, den Plan allmählich zu erweitern.

Der Vorschlag ist sicherlich ganz verständig und ähnlich den Versuchen, die in neuerer Zeit gemacht worden sind. Ob damals der Aufsatz einen Erfolg gehabt hat und der Gedanke in die Tat umgesetzt worden ist, kann ich zur Zeit nicht feststellen. M. Wehrmann.

Bücherschau.

A. Autoren-Sammelbesprechungen.

Wilhelm Raabe.

Von G. Fritz.

Wenngleich Raabe längst zu dem eisernen Bestande auch der kleineren Volksbücherei gehört, so legt doch der Reichtum seines Schaffens und die Verschiedenheit seiner Werke der gewissenhaften Beratung von Lesern, die dem Dichter noch fernstehen, nicht geringe Schwierigkeiten in den Weg. Ist es verhältnismäßig leicht, zu der Welt eines Gottfried Keller, Storm, Hermann Hesse Zutritt zu gewinnen, so haben wir in Raabe einen Erzähler weit spröderer Art vor uns. Neben Romanen und Novellen aus der Frühzeit, die von einem schlichten, kräftigen, fast reflektionsfreien Realismus erfüllt sind, stehen solche des Übergangs und der Vollendung, Schöpfungen einer nur ihm eigentümlichen humoristischen Weltauffassung, vielfach durchsetzt von herber Tragik, gegen die sich trotz allem ein innerlicher, sieghafter Optimismus zu behaupten weiß, Dichtungen, die in Stil und Komposition zu dem Schönsten, aber auch manchmal zu dem Absonderlichsten gehören, was jemals aus der Tiefe der deutschen Seele an das Licht getreten ist. Für das Eindringen in den Geist solcher Werke sind eine bestimmte Reife und Feinfühligkeit unerläßliche Voraussetzung. Fehlt die richtige Einstellung bei dem Leser, der etwa eine gradlinige Erzählung mit zutage liegender starker stofflicher Spannung erwartet, so sind Enttäuschung und Abkehr von weiterer Raabe-Lektüre unvermeidlich. Der Raabische Stil, der eine durchaus von innen geschaute Welt mit erstaunlicher dichterischer Phantasie, Kunst der Menschendarstellung und der Verknüpfung der Begebenheiten meistert, erschließt sich nicht jedem ohne weiteres. Dazu tritt als ein besonderes Hemmnis für den elementar oder wenigstens nicht literarisch-humanistisch gebildeten Leser die Fülle von Zitaten und Anspielungen, denen aber keineswegs ein antiquarisch-gelehrter Beigeschmack anhaftet, die vielmehr, mit reifstem Kunstverstand verwendet, sich restlos in das Ganze einfügen

und der Darstellung den farbigen Glanz eines geistreichen Spiels verleihen So dürfte bei Raabe in ganz besonderem Maße Veranlassung gegeben sein, den Leser in einer gewissenhaften und verständigen Weise zu beraten, ihm aus dem Reichtum dieses großen Dichters eine unversiegbare Quelle seelischer Erhebung und Vertiefung neben der Freude an der unerschöpflichen Laune dieses großen Humoristen zugänglich zu machen.

Die Volksbücherei wird, wenn sie auf die Anschaffung der heute sehr teuren „Sämtlichen Werke“ (Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Hermann Klemm, 18 Bände in 3 Serien zu je 200 M. geb.) verzichten muß, neben einer Auswahl aus den im gleichen Verlage einzeln erschienenen Romanen und Novellen, von den gesammelten Erzählungen (Berlin, Janke, 4 Bde.), wenigstens Bd. 1—3 besitzen müssen, die eine Reihe vortrefflicher geschichtlicher Novellen der Frühzeit, aber auch der späteren Periode enthalten. Als spannende, auch der reiferen Jugend zugängliche Erzählungen können in erster Linie gelten: Aus Band 1: „Die schwarze Galeere“ (auch in den Wiesbadener Volksb.), eine Episode aus den niederländischen Freiheitskämpfen, „Das letzte Recht“ (Wiesb. Volksb.), eine Begebenheit aus einer süddeutschen Kleinstadt, 17. Jahrhundert. Aus Band 2: „Else von der Tanne“, eine ergreifende Erzählung aus dem 30jährigen Kriege, ferner die exotische Abenteurergeschichte „Sankt Thomas“ und „Der Marsch nach Hause“, eine humorvoll erzählte Begebenheit aus der Zeit des Schwedeneinfalls unter dem Großen Kurfürsten (auch in Bd. 3 der „Hausbücherei“ der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung), „Des Reiches Krone“, aus dem Nürnberg des 15. Jahrh., eine der besten Novellen Raabes voll erschütternder Tragik.

Band 1 umfaßt dann noch die folgenden, ebenfalls wertvollen Erzählungen: „Die alte Universität“, eine Erinnerung ehemaliger Studenten der 1809 aufgelösten Alma mater Helmstedt an verklungene Jugendtage (II)*), „Der Junker von Denow“ (I), Schilderung abenteuerlichen Kriegslebens vom Ende des 16. Jahrhunderts, „Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michael Haas“ (II), „Wer kann es wenden?“ (II), eine ergreifende Schilderung sozialen Elends aus dem Kinderleben (II), „Ein Geheimnis“ (I), eine Goldmachergeschichte aus dem Paris Ludwigs XIV., „Eine Grabrede aus dem Jahre 1609“ (II), ein Charakterbild des Dichters Rollenhagen, sowie „Hollunderblüte“ (II), eine besonders schöne, wehmütig ausklingende Erzählung, deren Schauplatz der alte Judenkirchhof in Prag ist.

Aus Band 2: Die humorgesättigte, an gelehrten Anspielungen reiche Geschichte „Die Gänse von Bützow“ (III), der Bericht über eine um 1790 in Mecklenburg spielende Kleinstadtrevolution, „Gedelöcke“ (III), eine sonderbare Begebenheit aus dem Kopenhagen des 18. Jahrhunderts, „Die Hämelschen Kinder“ (II), das tragische Geschick der waffenfähigen Jugend von Hameln im 13. Jahrhunderts, „Im Siegeskranze“ (I), eine schlichte Erzählung aus der Not des Jahres 1812, in zweiter Linie: „Keltische Knochen“ (III), ein Reiseerlebnis zweier Altertumsforscher, nicht ohne burleske Züge, „Deutscher Mondschein“ (III), eine die Zeitverhältnisse streifende Geschichte aus dem Jahre 1867, und „Theklas Erbschaft“ (III), ebenfalls von geringerer Bedeutung.

Band 3 (auch unter dem Titel „Krähenfelder Geschichten“ erschienen) zeigt Raabe durchweg auf der Höhe in Meisternovellen, die zum Teil ein reiferes Verständnis voraussetzen, wie die unheimliche Züge aufweisende, am Harz spielende Novelle „Zum wilden Mann“ (II) (auch bei Reclam), die verhängnisvolle, das Glück harmloser Menschen vernichtende Rückkehr eines gewissenlosen Aben-

*) Mit der Bezeichnung von Lesestufen (I, II, III) wird versucht zu bestimmen, ob das betreffende Werk für die kleine, mittlere oder größere Bücherei geeignet ist.

teurers, „Eulenpfingsten“ (III) (Hesses Volksb.), eine Novelle mit zeitgeschichtlichem Hintergrund aus dem Frankfurt des Jahres 1858, „Frau Salome“ (III) (Hesses Volksb.), eine an symbolischem Gehalt, wie an bewegter Handlung reiche Novelle, die Erweckung hilfsbereiter Nächstenliebe im Herzen einer reichen Jüdin, „Die Innerste“ (II), eine an Spannung reiche Episode aus der Zeit nach dem 7jährigen Kriege, ferner die ebenfalls im 18. Jahrhundert spielende geschichtliche Erzählung „Höxter und Corvey“ (II) und zuletzt die barock-phantastische Geschichte eigenwilligsten Humors „Vom alten Proteus“ (III).

Band 4 enthält als Mittelstück den unvergleichlichen, tragikomischen „Wunnigel“ (II), ein meisterliches Charakterbild eines Sonderlings auf dem Grunde eines entzückenden Kleinstadtidylls, eingerahmt vom „Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten“ (III), herbe Lebensschicksale schildernd, und von der Novelle „Deutscher Adel“ (III), in welcher Raabe uns stilles Heldentum und wahre Vornehmheit auf dem Hintergrunde des Krieges von 1870/71 vorführt.

Von den größeren Romanen und Erzählungen seien zuerst die historischen erwähnt, eine Gattung, die Raabe von bescheidenen Anfängen zur vollendeten Meisterschaft entwickelt hat. Aus Raabes Frühzeit, ohne den besonderen humoristischen Einschlag, der die späteren Werke kennzeichnet, stammen: „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (I), aus dem Magdeburg der Nachreformationszeit, und „Der heilige Born“ (I), eine abenteuerlich-farbige Geschichte, ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert. Auch die in der Sammlung „Halb Mär, halb Mehr“ (I) vereinigten historischen Novellen erschließen sich in ihrer frischen Lebendigkeit und Gegenständlichkeit leicht dem allgemeinen Verständnis, auch der reiferen Jugend. Größere Anforderungen stellen dagegen „Das Odfeld“ (II) und „Hastenbeck“ (II), beides Romane aus der Zeit des 7jährigen Krieges, Meisterwerke kühn gestaltender Phantasie und Charakteristik sowie sieghaft durchbrechenden Humors. Zuletzt sei in diesem Zusammenhange erwähnt der romantische Züge aufweisende Briefroman „Nach dem großen Kriege“ (1816/17) (II).

Die große Reihe der Romane, die außerhalb der eigentlichen historischen Sphäre liegen, eröffnet chronologisch „Die Chronik der Sperlingsgasse“ (I), trotz ihres lockeren Gefüges und einer gewissen Verschwommenheit eines der liebenswertesten Jugendwerke des Dichters, ein „Berliner Roman“ von starker Lokalfarbe, wie sie ebenfalls in andern Werken („Villa Schönow“, „Im alten Eisen“, „Hungerpastor“, zuletzt in den „Akten des Vogelsangs“) anzutreffen ist. Jugendlich-liebenswürdig ist auch die mit humorvoller Stimmung durchsetzte, jetzt auch in der ursprünglichen Fassung vorliegende Geschichte „Ein Frühling“ (II), idyllisches Leben schildernd wie „Die Kinder von Finkenrode“ (II). Den Übergang zu den Romanen höchster Reife und Vollendung bilden „Die Leute aus dem Walde“ (I), nicht unbeeinflußt von dem älteren Zeitroman, zum Teil bitter-satirisch, ein Erziehungsroman voll gütiger Weisheit und warmer Menschenliebe. In den „Drei Federn“ (II) hat Raabe als echter Realist mit unerbittlicher Schärfe die menschliche Bosheit und Niedertracht bloßgelegt. Mit diesem Werk beginnt (1865) ein Aufstieg der in den ihres inneren Zusammenhanges wegen gern als „Trilogie“ bezeichneten, aber doch im Stil sehr verschiedenen Romanen „Der Hungerpastor“ (I), „Abu Telfan“ (III) und „Der Schüdderump“ (III) herrlich hervortritt. Sie zeigen in erschütternden Schilderungen die Überwindung einer Welt, in der das Gute und Wertvolle sich verkriechen muß oder roh zertreten wird, durch die Gewinnung eines von oben kommenden inneren Friedens, einer Seelenstimmung, die das Reich des Gemeinen weltenweit hinter sich läßt; die schließliche Überwindung eines düsteren Pessimismus auf einer höheren Ebene seelischen Erlebens. In reinen lebensfreudigen Humor getaucht ist dagegen „Der Dräumling“ (II), der die Schillerfeier einer norddeutschen Kleinstadt von 1859 zum Gegenstande hat, sowie

trotz des ernsteren Hintergrundes der „Horacker“ (II), worin menschliche Güte und echte soziale Hilfsbereitschaft einem verstoßenen dörflichen jugendlichen Liebespaar gegenüber allen Widerständen zum Trotz den Sieg behalten. Verwandte Züge weist auf „Villa Schönow“ (II), worin uns ein Stück tatkräftiges Berlinertum bester Art nahegebracht wird. Auch der Roman „Im alten Eisen“ (II), das Schicksal zweier verwaister Kinder, ist auf einen ähnlichen, freilich weit ernsteren Ton gestimmt. Jugend- und Heimatglück schildern in breitausladender Darstellung „Alte Nester“ (III). Raabeschen Humor feinster Prägung vereint mit überaus kunstvollem Aufbau zeigt „Das Horn von Wanza“ (III), eine Kleinstadt- und Ehegeschichte von besonderem Reiz, doch nicht jedem ohne weiteres zugänglich, ebenso wie der Roman „Unruhige Gäste“ (III), das seelisch ungemein vertiefte einer von echter, wenn auch asketischer Frömmigkeit und praktischer Nächstenliebe erfüllten holden Mädchengestalt. Unter den sechs von 1890—1900 entstandenen Romanen befindet sich der prachtvolle „Stopfkuchen“ (II), von Raabe mit schalkhaftem Humor als „See- und Mordgeschichte“ bezeichnet, eine Kindheitsgeschichte voll Laune, Phantasie und ebenso bewunderungswürdig wegen des kunstvollen Aufbaus, „Die Akten des Vogelsangs“ (III), gewissermaßen eine Steigerung der in den „Alten Nestern“ angeschlagenen Motive ins Tragische hinein, vielleicht die tiefste und bedeutendste Schöpfung des Dichters, der in seinem letzten absichtlich unvollendet gelassenen Werk „Altershausen“ (III) Abschied von dem von ihm so oft geschilderten Paradies der Kindheit nimmt, das er hellen zuversichtlichen Blicks ohne Bitterkeit im Herzen verläßt.

Außer den erwähnten wäre noch eine Reihe von Romanen und größeren Novellen zu nennen, die nach meinem Urteil und nach den in den Büchereien gemachten Erfahrungen in die zweite Linie zu stellen sind, wenigstens für Leser, die mit Raabe gar nicht oder noch wenig vertraut sind. Dahin gehören „Pfisters Mühle“, die Flitterwochen eines jungen Paares in einer idyllisch gelegenen, dem Abbruch verfallenen Mühle, „Gutmanns Reisen“, eine Geschichte mit politischem Hintergrund aus der Zeit des Zollvereins, „Der Lar“, eine Liebes- und Ehegeschichte, worin das Trivial-Stoffliche durch höchste humoristische Kunst verratende Behandlung überwunden ist, „Fabian und Sebastian“, eine Sühnung durch reine Menschlichkeit einer in das Vaterhaus zurückkehrenden Tochter, „Christoph Pechlin“, eine prachtvolle Schilderung des schwäbischen Stammescharakters, „Prinzessin Fisch“, die Zurückführung eines jungen Menschen zu sich selbst, der in Gefahr war, sich an eine durch erotische Herkunft interessante Frau zu verlieren. „Kloster Lugau“ geißelt mit humoristischer Laune akademisches Strebertum, das einer unbefangenen Mädchenseele gefährlich zu werden droht. — Auch auf die zum Teil sehr wertvolle Lyrik Raabes und auf seine geistvollen Aphorismen (Ges. Ausg. III, 6) sei zum Schluß hingewiesen.

Aus der in den letzten Jahren ziemlich umfangreich gewordenen Raabe-Bibliographie erwähne ich: das 1897 erschienene, aber noch immer brauchbare Buch von Gerber, Wilh. Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. — Wilh. Brandes, W. Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. 2. Aufl. 1916. — H. Spiero, Das Werk Wilhelm Raabes. 1913. — Raabe-Gedenkbuch. Hrsg. von Const. Bauer und H. M. Schultz. 1921. — Für den, der tiefer in das Verständnis des Dichters eindringen will, sind unentbehrlich die „Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde Wilh. Raabes“ (1911 ff.), die aber, soviel ich weiß, nur an Mitglieder*) abgegeben werden. — Die Literaturgeschichten versagen Raabe gegenüber mit Ausnahme der von Alfred Biese völlig.

*) Anmeldungen an Studienrat Dr. C. Bauer, Wolfenbüttel. Jahresbeitrag 25 M.

„Vom Bau und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers."

(Ursprünglich erschienen als „besprechendes Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule".)

1. Kurze, allgemein verständliche Werke über den Bau des Körpers und seine Verrichtungen.

Horn, H.: Der menschliche Körper (Anatomie). Berlin und Leipzig 1906. 159 S.
Siebert: Anatomie des Menschen. Leipzig 1912. 198 S.
Ludwig, E.: Bau und Leben des menschlichen Körpers. Leipzig 1913. 124 S.
Dies sind drei knappe Einführungen mit gut ausgewählten Abbildungen.
Zehden, G.: Der Bau des menschlichen Körpers. Berlin und Leipzig 1906. 100 S.
— Die Organe des menschlichen Körpers in ihren Verrichtungen. Berlin und Leipzig 1907. 84 S.
Beide Heftchen geben das Nötigste zum Verständnis.
Brieger-Wasservogel, L.: Grundzüge der Physiologie. Eßlingen 1908. 178 S.
Etwas genauere Darstellung. Auf erläuternde Abbildungen zu den Hauptlehren ist Wert gelegt.
Sachs, H.: Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. 4. Aufl. Leipzig und Berlin 1916. 146 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Will „Einführung in die Physiologie" geben. Die Anatomie wird nur nebenbei berührt. Abbildungen sehr anschaulich.
v. Bardeleben: Die Anatomie des Menschen. Teil 1—4. 3. Aufl. Berlin und Leipzig 1918—19.
— dasselbe, Teil 5—6. 2. Aufl. 1918—19.
In diesem 6teiligen Werk der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ist die Anatomie gemeinverständlich, doch eingehend und in gründlich belehrender Weise behandelt.

2. Werke, welche Anatomie und Physiologie im weiteren Zusammenhang der Gesundheitslehre oder Heilkunde behandeln.

Baade, F.: Der menschliche Körper nach Leben, Bau und Pflege. 2. Aufl. Halle 1902. 124 S.
Kurz, abrißartig.
Bock: Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. 17. Aufl. Neu bearb. von Camerer. Stuttgart 1904. 990 S.
Die Lehren der Anatomie und Physiologie sind kurz vorausgeschickt, dann folgt die Krankheitsbehandlung als Hauptteil.
Menzer, A.: Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Leipzig 1909. 159 S. (Wissenschaft und Bildung.)
Kürzere inhaltreiche Darstellung.
Broesike, G.: Die Anatomie, Physiologie und Hygiene des menschlichen Körpers, für den Schulgebrauch gemeinverständlich dargestellt. Leipzig 1906. 127 S.
Sehr brauchbare Einführung, mit besonders gut ausgeführten Abbildungen.
— Der menschliche Körper. Sein Bau, seine Verrichtungen und seine Pflege. 2. Aufl. Berlin 1899. 470 S.
Die Grundlehren der Anatomie und Physiologie werden in kundigster Weise gegeben. Besonders ist auf die fürs Turnen erforderlichen Kenntnisse abgezielt.
Schmidt, Ferdinand August: Unser Körper. Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen. 4. Aufl. Leipzig 1913. 661 S.
Ausführliche gute Darstellung der gesamten körperlichen Grundlagen für die Sportbetätigung, mit reichlichen Abbildungen.

Müller, Johannes: Die Leibesübungen. Ihre Anatomie, Physiologie und Hygiene. Leipzig und Berlin 1914. 374 S.
Etwas kürzere, doch ähnlich allseitige Behandlung.

Die Gesundheit, ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung. Ein Hausbuch, herausg. von R. Koßmann und J. Weiß. 2. Aufl. Stuttgart 1919. 2 Bde.
Sammelwerk von Bearbeitern, welche gründliche Kenner der einzelnen Gebiete sind und in dankenswerter Weise zuerst in die Grundlagen, dann besonders in die Krankheitslehre einführen.

3. Das Leben des menschlichen Körpers unter allgemeineren biologischen Gesetzen betrachtet.

Biologie des Menschen. Herausg. von Sarl und Rudinger. Berlin 1910. 338 S.
Verschiedene Abhandlungen, die zusammen nahezu ein System der Biologie und Physiologie des Menschen bilden.

Minot: Moderne Probleme der Biologie. Jena 1913. 111 S.
Gemeinverständliche Vorträge eines amerikanischen Austauschprofessors.

Daiber: Aus der Werkstätte des Lebens. Stuttgart 1907. 223 S.
Der Inhalt ist nach Angabe im Buche selbst: der Wechsel des Stoffes im Lichte der Forschung.

Dennert, E.: Die Zelle ein Wunderwerk. Godesberg 1909. 31 S.
Kurze Darlegung der Haupttatsachen.

Dekker, H.: Lebensrätsel. Der Mensch biologisch dargestellt. 2 Teile. Stuttgart 1910.
Lebhafte, äußerst belehrende Darstellung.
Die 2. Aufl. davon heißt:
— Der Mensch biologisch dargestellt. In einem Teil. Stuttgart 1913. 432 S.
— Vom sieghaften Zellenstaat. Stuttgart 1913. 108 S.
Ebenfalls sehr hübsche, anregende Vorführung.
Alle Schriften von Dekker (s. auch unten) sind geeignet, ein lebendiges Verständnis zu erwecken.

Kahn, F.: Die Zelle. Stuttgart 1919. 68 S.
Ähnlich dem „Zellenstaat" von Dekker. Schriftstellerisch nicht ganz so glücklich.

4. Einzelgebiete der Biologie des Menschen, besonders: Sinnenleben, Tod, Vererbung.

Mangold, E.: Unsere Sinnesorgane und ihre Funktion. Leipzig 1909. 147 S. (Wissenschaft und Bildung.)
Erörtert alle wichtigen Vorgänge der Sinnesempfindungen unter Zurückgehen auf die genauen anatomischen Grundlagen.

Kreibig: Die Sinne des Menschen. 3. Aufl. Leipzig und Berlin 1917. 116 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Streng begründete Ableitung der Sinnesvorgänge, doch für das Allgemeinverständnis eingerichtet.

Dekker, H.: Auf Vorposten im Lebenskampf. Biologie der Sinnesorgane. 1. Fühlen und Hören. 2. Sehen, Riechen und Schmecken. Stuttgart 1910.
Ausführlichere Behandlung in 2 kleinen Bänden in sehr ansprechender Darstellung.

Boruttau: Die Arbeitsleistungen des Menschen. Leipzig und Berlin 1916. 88 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Eine „Einführung in die Arbeitsphysiologie", gründlich, mit Berechnungen und Tabellen.

Nothnagel: Das Sterben. 2. Aufl. Wien 1908. 55 S.
Hoche, A.: Vom Sterben. Jena 1919. 31 S.
Die erste Schrift ist ein lehrreicher älterer Vortrag, die zweite ein Kriegsvortrag.
Lipschütz, A.: Warum wir sterben. Stuttgart 1914. 88 S. Gute, faßliche Auseinandersetzung.
— Allgemeine Physiologie des Todes. Braunschweig 1915. 184 S. (Die Wissenschaft, Bd. 57.)
Eingehendere wissenschaftliche Begründung.
Dies und das Vorige mit vielen Abbildungen.
Schleich: Das Problem des Todes. Berlin 1920. 49 S.
Diese Schrift rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung das Weiterleben der kleinsten Körperbestandteile (Zellen).
Ribbert, H.: Der Tod aus Altersschwäche. Bonn 1908. 85 S.

Plate, L.: Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen. Leipzig 1913. 519 S.
Gründliches, zum Studium bestimmtes Werk mit Figuren und Tafeln.
Baur, E.: Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. 2. Aufl. Berlin 1914. 401 S.
Verständliches und sehr gut ausgestattetes Werk.
Teichmann, E.: Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens. Stuttgart 1908. 94 S.
Kleinere einführende Darstellung.
Sommer, G.: Geistige Veranlagung und Vererbung. Leipzig und Berlin 1916. 118 S. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Erfordert Aufmerksamkeit und Eindringen.
Haecker: Allgemeine Vererbungslehre. 2. Aufl. Braunschweig 1912. 405 S.
Neben guter Zusammenfassung des Ganzen erfahren hier bestimmte Einzelfragen (Weismannsche Theorien) eine besondere Besprechung.
Semon: Das Problem der Vererbung „erworbener Eigenschaften". Leipzig 1912. 203 S.
Befaßt sich eigens mit solchen Sonderfragen.

Muckermann: Die Erblichkeitsforschung und die Wiedergeburt von Familie und Volk. 2. Aufl. Freiburg 1920. 24 S.
Wendet sich den praktischen Seiten der Vererbungsfrage zu.
Krankheiten und Ehe. Bearb. von Senator und Kaminer. Volksausg. von R. Fischer. Berlin 1908. 767 S.
Auch dieses Werk gibt Belehrung über die praktischen Fragen dieses Gebietes, da es aus wissenschaftlichen Vorlagen für ein breiteres Verständnis eingerichtet ist.
Des deutschen Volkes Wille zum Leben. Hrsg. von Faßbender. Freiburg 1917. 836 S.
Ernste und genaue Erörterungen der biologischen und sozialen Bedingungen für Aufzucht eines tauglichen Nachwuchses, von mehreren Fachgelehrten.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Argentarius: Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn. 2 Bde. Berlin, Bank-Verlag, (1921). (124 S.) 12,50 M.

Die Briefe eines Bankdirektors an seinen Sohn, die Argentarius (Alf. Lansburgh) in den Jahren 1908—11 für den „Tag" schrieb, und die damals anknüpfend an aktuelle finanzpolitische Ereignisse in gewandtem Plauderton allgemein volkswirtschaftliche Erkenntnisse entwickelten, sind in ihren wertvollsten Stücken neu heraus-

gegeben worden. Die in diesen Briefen besprochenen Ereignisse liegen freilich weit zurück und sind zum größeren Teil ausgeträumte Träume (Bagdadbahn, Marokkointeressen); gerade darum aber ist der Rückblick von heute aus um so interessanter. Die Briefe dienen vor allem der Belehrung über das Bank- und Börsenwesen und lassen hier einen sehr aufklärenden Blick hinter die Kulissen tun. Auch die Sumpfpflanzen illegalen Börsenjobbertums, die Unsauberkeiten der Terrainspekulation usw. tun sich auf; nicht der moralischen Predigt, sondern der vernunftgemäßen Überlegung des Lesers ist die Verurteilung dieser Erscheinungen überlassen. Das ist die Stärke des Buches, dessen lebhafte und spannende Sprache es im übrigen zu einer nutzbringenden volkswirtschaftlichen Lehnstuhllektüre machen. — Diese Frische der Formgebung hat leider in dem zweiten Bande der Briefe, die „Vom Gelde" handeln, etwas gelitten; immerhin werden die außerordentlich schwierigen Inflationsprobleme darin in einer Art gemeistert, die bedeutend leichter und faßlicher ist, als das ähnlichen Veröffentlichungen bisher gelungen ist. Auch diese Ausführungen dienen im wesentlichen zur Vorbereitung der Lehre vom Bank- und Börsenwesen, Lausburghs ureigenstem Gebiete. Man darf mit Spannung weiteren Briefen entgegensehen, die uns hoffentlich eine Besprechung des modernen Börsen- und Bankbetriebes in der Art der ersten Briefe bringen wird. Die heutigen Zustände geben weiß Gott die allerbeste Veranlassung dazu. Dovifat.

Bartels, Adolf: Die deutsche Literatur der Gegenwart: Die Jüngsten. Leipzig, Haessel, 1921. (248 S.) 18 M., geb. 23 M.

Vor diesem Buche können die Volksbüchereien, insbesondere die kleineren, denen ihre wenigen literaturgeschichtlichen Werke oft als Ratgeber bei ihren Anschaffungen dienen müssen, nur gewarnt werden. Und das nicht der antisemitischen Tendenz wegen; mit der könnte sich jeder Büchereileiter auseinandersetzen und abfinden. Allerdings hat die tendenziöse Urteilsweise in diesem jüngsten Buche von B. so sehr überhandgenommen, daß es nicht mehr als wissenschaftliches Werk angesehen werden kann. Eine wissenschaftlich begründete Ablehnung der von Juden geschriebenen deutschen Literatur könnte durchaus wertvoll sein; aber davon ist hier nicht die Rede. Die Frage, ob das Jüdische (und auch das Ausländische) nicht auch Werte aufweist, wenn sie auch von denen des engherzig als deutsch Aufgefaßten verschieden sein mögen, diese Frage wird gar nicht untersucht. Überhaupt bietet das Buch fast nirgends eingehende Untersuchungen, oder Charakterisierungen, die sich Mühe geben, ihrem Gegenstand gerecht zu werden, sondern es gibt entweder kurze Urteile ab, oder es begnügt sich gar mit Rubrizierungen. Die Beurteilungen, zumeist Verurteilungen, geschehen von erhabenem Standpunkt aus, der selbstverständlich diesen Dingen gegenüber, die noch im Werden sind und deren Vielfältigkeit für keinen Mitlebenden klar überschaubar sein kann, zum mindesten eine Selbsttäuschung bedeutet. Den Verurteilungen fehlt es vollends an Gewicht, weil sie nur höchst selten durch Charakterisierung des Gegenstandes begründet werden; sie können niemanden überzeugen, der nicht B.s Urteil als seines Literaturpapstes als bindend anerkennt. Die größere Hälfte des bibliographischen nicht nur, sondern auch des Textteiles bilden Rubrizierungen: Nationalisten (Dichter, die B. anzuerkennen geneigt ist), Sensationalisten, Erotisten (hier muß Frenssen mit seinem „Hilligenlei" als Muster herhalten!), Expressionisten u. a. m. In diesen Gruppen werden sehr viele, allzu viele Dichter angeführt mit ihren Werken, Lebensdaten und manchmal mit kurzen Bemerkungen, wie daß dies oder jenes Werk besonderen Beifall beim Publikum gefunden habe, daß dieser Dichter ihm (B.) noch unbekannt sei, daß jener schon ausführlich im „Literarischen Echo" besprochen sei (für B. ein Grund zur Ablehnung oder mindestens zum Argwohn!) usw. Es ist hier viel biographisches und bibliographisches Material zusammengetragen, aber die ernstliche literarhistorische Verarbeitung fehlt. Homann.

Engelhardt, Emil: Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph. Berlin, Furche-Verlag, 1921. (447 S.) (Preis der neuen Kl.-8⁰-Ausg. jetzt geb. 60 M.)

Wer in diesem Buche viel Interessantes über indisches Leben, über Entwicklung und Wirken eines Dichters in Bengalen zu finden hofft, der wird enttäuscht werden. Engelhardt bringt nur kärgliche biographische Nachrichten, und doch erzählt er wohl alles Erzählenswerte. Charakteristisch für Tagore ist eben seine selbstverständliche, hemmungslose Entwicklung und sein äußerer Ereignisse entbehrender Lebensgang. Ebenso sind Einfachheit und Innerlichkeit schlechthin und nicht irgendwelche besonderen Eigentümlichkeiten bezeichnend für seine Dichtung. Ihre Beschreibung macht neun Zehntel des Buches aus. Engelhardt stellt keine kritischen Untersuchungen an, wie wir es gewohnt sind, seine Betrachtung führt nirgends über Tagores Gedankenwelt hinaus, er sucht nur als ein begeisterter Jünger in ausführlicher Darstellung ein vollständiges Bild von der Dichtung und Weltanschauung seines Meisters zu entwerfen. Er geht hier oft zu weit und ermüdet durch Wiederholungen und Häufung von Belegstellen. Andererseits beruht aber gerade in den vielen Belegstellen ein besonderer Wert seines Buches, denn er gibt stets eigene Übersetzungen, die sich, zumal in den metrisch und gereimt geformten Versen, von den bekannten Übertragungen aus dem Englischen sehr wesentlich unterscheiden. Wenn also hier auch sicher noch nicht das letzte Wort über Tagore gesagt ist — dazu wäre mindestens eine Gegenüberstellung mit den großen Geistern unserer Kultur notwendig —, so werden große und mittlere Büchereien das Buch doch gern einstellen wegen dieser sorgfältig gesammelten Zitate, die Tagores Dichtung und Philosophie vollständig darstellen. Homann.

Hase, Karl von: Dein Alter sei wie deine Jugend. Briefe an eine Freundin. Leipzig 1920. (114 S.) 18 M., geb. 28 M.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und zugleich seines Lebens richtete der vor allem als Kirchenhistoriker bekannte Theologe K. A. von Hase diese Briefe an seine junge Freundin Jenny von der Osten. Die liebende Freundschaft dieser beiden um mehr als fünfzig Jahre in ihrem Lebensalter getrennten Menschen hat etwas Rührendes. „Seinen Abendstern" nennt er das fromme Weltkind, „den schönsten Teil seines hohen Alters". Der eigentliche Inhalt der Briefe wird wenig allgemeines Interesse erwecken; denn der alte Jenenser beantwortet in ihnen oft die gelehrten theologischen Fragen seiner „kundigen und sinnigen Teilnehmerin" und berichtet ihr ebenso häufig von seiner Arbeit, „aus dem gelehrten Schulbuch von 1834 eine wirkliche (Kirchen-) Geschichte zu schreiben". Flüchtig nur geht er auf Jugenderinnerungen, befreundete Theologen, verwandtschaftliche Beziehungen und auf kleine Erlebnisse seines einsamen Stillebens ein, so daß uns manches unklar bleibt. Wohl zwingt die unermüdliche Schaffenskraft des frohtätigen Greises zur Achtung, aber eine Bereicherung erfahren wir durch diese Briefe nicht, da sie weder nachdenkliche Betrachtungen enthalten, noch ein Zeitbild bieten, noch freundlich humorvoll zu scherzen wissen und zudem in einem ganz unpersönlichen Stil geschrieben sind. Die Einleitung des Herausgebers ist so unklar, daß sie nur verwirrt. — Das Buch wird in den großen Bibliotheken, in welchen des Theologen „Ideale und Irrtümer" und seine schönen „Briefe aus Italien" nicht ungelesen am Platze stehen, als biographische Ergänzung anzuschaffen sein. Hildegard Lohmann.

Hedin, Alma: Arbeitsfreude. An Stelle eines Vorworts: Sven Hedin, Der 9. November! Leipzig, Brockhaus, 1921. (178 S.) 16 M., geb. 28 M.

Die Schwester Sven Hedins berichtet in dieser Schrift über ihre Eindrücke während eines 2 Monate dauernden Aufenthaltes in Amerika. Sie hat in dieser

kurzen Zeit nicht gerade sehr viel von Amerika gesehen, ihre knappe Darstellung beschränkt sich auf die Schilderung des Treibens in New York, der Niagara-Fälle und einiger charakteristischen Fabrikbetriebe. Viel Neues erfährt man daraus nicht. Die Absicht der Verfasserin ging auch weniger dahin, als auf eine Herausarbeitung der Bildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen, die den geschäftlichen Betrieben angegliedert sind. Sie hat hierüber manches Interessante zu berichten, aber sie zeigt sich für den echt amerikanischen Grundsatz „Alles macht sich bezahlt", den sie unablässig als für diese Bildungseinrichtungen maßgebend betont, doch wohl allzusehr eingenommen. Sven Hedin schickt dem Buch an Stelle eines Vorworts einen Gruß an das deutsche Volk voraus, der in der Aufforderung gipfelt: „Deutscher, schweige und arbeite und hadere nicht!" Beide Beiträge des Buches sind gut gemeint, bedeuten an sich aber zu wenig, als daß man die Einstellung in die Volksbücherei befürworten könne. Dazu kommt, daß der recht hohe Preis in gar keinem Verhältnis zu der außerordentlich geringwertigen Ausstattung des Buches steht. Kemp.

Lange, Konrad. Das Kino in Gegenwart und Zukunft. Stuttgart, Enke, 1920. (373 S.) 60 M.

Seinen früheren Schriften über die Kinoreform läßt Lange in dem vorliegenden Werk, das die letzte größere Publikation des verdienten Mannes sein sollte, eine zusammenfassende Darstellung des Lichtspielwesens folgen. Er behandelt in größter, beinahe allzu breiter Ausführlichkeit ethische und ästhetische Fragen des Kinos, gibt dann einen Ausblick auf die Zukunftsmöglichkeiten des Films und erörtert in der zweiten Hälfte des Buches die Stellung des Kinos in Staat und Gemeinde, also Konzessionspflicht, Steuer, Zensur, Gemeindekino, Kommunalisierung und Sozialisierung. Langes Stellung zur Kinoreform ist bekannt; auch hier macht er aus seiner schroffen Ablehnung des Filmdramas kein Hehl. An die Stelle des unkünstlerischen Filmdramas will er die Pantomime gesetzt wissen, im übrigen schwebt ihm als Ideal eines Unterhaltungsfilms das Kinomärchen als neue und stilvolle Kunstgattung vor. Der Naturfilm soll von der Produktion nachdrücklicher gepflegt werden. In den Bestrebungen des Bilderbühnenbundes sieht er von seinem Standpunkt aus eine Abschwächung des Reformgedankens, da hier dem Filmdrama zu viel Raum gelassen sei; aber auch er kommt letzten Endes nicht um das Eingeständnis herum, daß mit dem Kinodrama nun einmal zu rechnen ist und daß man wohl oder übel den Weg des Kompromisses beschreiten muß, wenn man den Boden unfruchtbarer Erörterungen verlassen will. Wichtiger als dieser theoretische Teil ist der zweite, der die praktischen Fragen der Reform zur Erörterung bringt. — Über mancherlei schief gesehene Einzelheiten, die vor allem aus der Überschätzung des ästhetischen Standpunktes hervorgehen, ist es zu spät, sich mit Lange auseinanderzusetzen, da er wenige Monate nach Veröffentlichung seines Buches gestorben ist. Als Gesamtwürdigung des Werkes darf indessen gesagt werden, daß es einem dringend gefühlten Bedürfnis nach einer umfassenden Darstellung des Lichtspielwesens allerdings in ausgiebigster Weise entgegenzukommen sucht, daß es aber doch nicht als das Handbuch gelten darf, das als geistige Grundlage jeder weiteren Reformbewegung in Frage kommen könnte. Um das sein zu können, fehlt es dem Buche an realpolitischem Weitblick. Lange rechnet zu wenig mit den wirklichen Verhältnissen, er ist ein Theoretiker, kein Praktiker der Reform. Er hat vielleicht niemals wirklich mit dem Kinokapital zu kämpfen gehabt. Als Materialsammlung, als gründliche Diskussion der meisten augenblicklich umstrittenen Probleme wird das Werk erheblichen Wert behalten. Aber wir brauchen nach wie vor eine Darstellung, die allen Fragen vom Standpunkt des Bildungspolitikers gerecht zu werden sucht. Hoffen wir, daß die in Aussicht gestellte Neubearbeitung von Ackerknechts Lichtspielbuch diesen Wunsch aller Freunde der Reformbewegung erfüllen wird. Kemp.

Ludwig, Emil: Goethe. Geschichte eines Menschen. Stuttgart, Cotta, 1920. 3 Bde. (XII, 415, 352, 483 S.) 69 M., geb. 105 M.

Seit dem Erscheinen der 1855 von Lewes verfaßten Biographie sind nach Überwindung eines bis in die siebziger Jahre reichenden Tiefstandes der Goetheforschung namentlich in jüngster Zeit eine Reihe von Darstellungen erschienen, teils vorwiegend biographischen Charakters, wie die von Heinemann, Meyer, Bielschowsky und Bode, teils im Sinne einer das Schaffen des Dichters nach Form und Inhalt seiner Werke großzügig behandelnden Synthese, wie sie Simmel, Chamberlain und Gundolf versucht haben. Ist das Werk des zuletzt Genannten auf dem Leitmotiv der Gegensätzlichkeit von Urerlebnis und Bildungserlebnis bei Goethe aufgebaut, so stellt sich Emil Ludwig die Aufgabe, die innere Welt dieses Menschenlebens aus allen Symptomen neu darzustellen, aus der Gegenwirkung von Genius und Dämon, einer Antithese, die bei aller Fruchtbarkeit doch die Gefahr in sich birgt, die an bedeutenden Epochen reiche Entwicklung des Dichters nicht ohne eine gewisse Zwangsläufigkeit der Darstellung aufzuzeigen. Mit diesem Vorbehalt wird man die außerordentliche Leistung des Verfassers unumwunden anerkennen müssen: mit erstaunlicher Beherrschung des gewaltigen von der Goetheforschung bereitgestellten Materials enthüllt er mit einer geradezu visionären Sicherheit das geistig-seelische Wachstum des Dichters. Die Kindheitsgeschichte wird nicht erzählt, da es für sie an echten inneren Dokumenten fehlt, auch die Kenntnis der Goetheschen Werke sowie der Zeitumstände werden als bekannt vorausgesetzt. Was Ludwig schildert, ist (nach seinen Worten) der sechzigjährige Kampf, den der Genius mit einer höchst gefährdeten Seele führt, das tragische, dämonische Ringen nicht des „glücklichen" Goethe, sondern eines Menschen, der erst auf mühevollen Umwegen die für ihn entscheidenden Erkenntnisse erlangt. Zwölf große Stufen langsamen naturhaften Werdens treten hervor und bilden die äußere Gliederung des Werkes, das nicht zuletzt den Vorzug einer meisterlich lebendigen Darstellung aufweist, deren bestechende Glätte und Gewandtheit man meines Erachtens zu Unrecht als einen Rest journalistischer Schreibart getadelt hat. Eine gewisse Vertrautheit mit dem Leben und Schaffen Goethes vorausgesetzt, ist das Buch wie kaum ein anderes geeignet, dem Leser die große Persönlichkeit des Dichters in ihrer Weite und Tiefe zu einem eindrucksvollen Erlebnis werden zu lassen. Fritz.

Mahlau, L.: Geschichte der Freien Stadt Danzig. Ostdeutsche Heimatbücher, Bd. 1. Danzig, Danziger Verlags-Gesellschaft, 1921. (119 S.) 10 M., geb. 12.50 M.

Der Plan einer Sammlung ostdeutscher Heimatbücher verdient alles Lob. Wieviel könnte im Rahmen einer solchen Sammlung für die Pflege des Heimatsgefühls, wie überhaupt des deutschen Gemeinschaftsgefühls im weitesten Umfange gewirkt werden! Wie fruchtbar ist allein schon der Gedanke volkstümlich gehaltene Städtegeschichten herauszugeben! Leider muß die als erster Band der Sammlung vorliegende Geschichte der freien Stadt Danzig als eine recht enttäuschende Ouvertüre bezeichnet werden. Das geschichtliche Bild kommt in keiner Weise klar heraus, ja man hat gelegentlich den Eindruck, daß manches absichtlich im Dunkeln gelassen ist, was bei näherer Beleuchtung der bei Abfassung der Schrift maßgebenden und gewiß ja sehr guten Absicht allzu wenig gedient hätte. Die Darstellung ist nicht volkstümlich, sondern seicht, bisweilen, wie bei der garnicht hierher gehörenden Erörterung über die Gründe des unglücklichen Kriegsergebnisses, muß sie als geradezu schülerhaft bezeichnet werden. Einwandfrei sind beinahe nur die beigefügten Abbildungen, aber auch hier vermißt man mit Bedauern eine Karte über den Gebietsstand der Stadt in früherer Zeit, aus der ein lehrreicher Vergleich mit den heutigen Verhältnissen zu entnehmen wäre. — Die weiteren Veröffentlichungen der Reihe werden hoffentlich dem Zwecke des Unternehmens besser entsprechen. Kemp.

Reicke, Ilse: Die neue Lebensform. (Die neue Welt. Eine Sammlung gemeinverständlicher zeitgemäßer Schriften. Hrsg. von Alfr. Manes.) Berlin, K. Siegismund, 1921. (156 S.) 8 M., geb. 10 M.

Ließen sich all die schönen Anregungen, die die Verf. gibt, unmittelbar in die Tat umsetzen: eine Lust wäre es dann wohl, zu leben, und alle die vielen, die von der Häßlichkeit des Gierens und Gaunerns der Kriegs- und Nachkriegszeit fast erdrückt werden, würden wieder den Weg zur Wirkensfreudigkeit und -frische zurückfinden. Leider besteht kaum Aussicht, daß der Gesundungsprozeß des allzu stark durchrüttelten Volkskörpers ein schnellerer sein könnte. Trotzdem wird man jede Bemühung, diesen Prozeß zu fördern, aufs lebhafteste begrüßen müssen. Auch die Bemühungen der Verf., deren Gedanken und Wünsche immer nur auf das eine Ziel gerichtet sind: ein gesundes, gesittetes Volk im neuen Deutschland. Möchte deshalb all das Tiefdurchdachte und Warmempfundene, was sie den Lesern ans Herz legt, weithin auf fruchtbaren Boden fallen. Und möchte man wenigstens den Anfang dazu machen, ihre vorurteilslos und weitherzig aufgestellten Forderungen einer zeitgemäßen Reform der Häuslichkeit, der Kleidung, der Ernährung, der Bildung, der Arbeit, der Geselligkeit, der Vergnügung und der Erholung — soweit es die allgemeine Not und Dürftigkeit zuläßt — zu verwirklichen. Kohfeldt.

Sagen aus Schlesien (mit Einschluß Österreichisch-Schlesiens). Gesammelt und herausgegeben von R. Kühnau. (Eichblatt's Deutscher Sagenschatz. Bd. 4.) Berlin-Friedenau, Eichblatt, 1914. (182 S. m. Abb.) 6 M., geb. 8 M.)

Am Quell der Wunder. Isergebirgische Volksmärchen von Wilh. Müller-Rüdersdorf. (Zeitgenössische Erzähler. Hrsg. v. Brepohl. Bd. 2.) 2. Aufl. Nassau, Winnenden, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, 1921. (142 S.) Geb. 4.20 M.

Die Sagen aus Schlesien, eine reichhaltige Auswahl aus dem vierbändigen Sagenwerk Kühnaus, wurden dem Volksmund abgelauscht, aber hochdeutsch — bis auf einige charakteristische Stellen — wiedergegeben. Schlicht und anschaulich in der Ausdrucksweise, die der Gemütlichkeit und einer gewissen Umständlichkeit der Schlesier entspricht, klingt der echte, Vergangenheit atmende Sagenton aus ihnen. Sie sind nach inhaltlich zusammengehörigen Gruppen geordnet; Quellen und Anmerkungen bringt der Anhang. Den zuerst vorgeführten Gespenster- und Geistergeschichten folgen u. a. Sagen über Tod und Pest, über Zauberer und alle solche Leute, „die mehr konnten, als Brot essen" und einige geschichtliche und Ortssagen. Gemütstiefe Züge, Sehnsucht und verzehrendes Menschenleid treten in den Erzählungen hervor, wie auch das sittliche Empfinden des Volkes, das Gutes und Böses gerecht vergolten zu sehen wünscht. Das Bild der schlesischen Landschaft wird durch die Sagen erst lebendig: das Riesengebirge als Rübezahls Zauberreich, die düsteren Bergwerke Oberschlesiens und viele andere dem Volksgeist unheimlich und anziehend zugleich erscheinende Stätten. Nicht nur den schlesischen Bibliotheken und Schulen als wertvolles Heimatbuch, sondern auch den Büchereien außerhalb Schlesiens kann diese Ausgabe für weitere Kreise, in denen sie dem schon so oft heiß umstrittenen Land neue Freunde gewinnen wird, warm empfohlen werden. — In den Märchen des Isergebirges werden alte schlesische Sagenstoffe anmutig und mit poetischer Ausschmückung erzählt. Für Jugendbibliotheken für Kinder vom 11. Jahre an ist das mit ansprechenden kleinen Bildern versehene Büchlein sehr geeignet. Erna Borinski.

Säuberlich, Otto: Buchgewerbliches Hilfsbuch. 4. Aufl. Leipzig, Otto Brandstetter, 1921. (164 S.) Geb. 20 M.

Diese „Darstellung der buchgewerblich-technischen Verfahren für den Verkehr

mit Druckereien und buchgewerblichen Betrieben" ist aus kleinen Abhandlungen entstanden, die zunächst im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" veröffentlicht wurden. Sie läßt alle reine Theorie beiseite und dient der Praxis aufs beste durch zahlreiche Hinweise auf die günstigste Verwertung der verschiedenen Druck- und Reproduktionsverfahren und wird besonders jeden, der nur gelegentlich Druckarbeiten zu vergeben hat, vor manchem Fehler bewahren können. Besonders hervorgehoben sei der Abschnitt über Musikaliendruck, wogegen der über Buchbinderei kaum als Notbehelf dienen kann. Das Schlagwortverzeichnis ist in sehr nachahmenswerter Weise zu einem erklärenden Wörterbuch der häufigsten buchgewerblichen Fachausdrücke erweitert worden. Beigelegt sind dem Buche: Papierproben, Korrekturzeichen-Tabelle, Zeilenzähler und — zu Unterrichtszwecken auch den Büchereien sicher willkommen — ein Beutelchen mit Typen, Zeilenguß-Maschinensatzprobe u. a. Einige Hinweise im Text auf die Brandstettersche Buchdruckerei in Leipzig beeinträchtigen die Objektivität nicht und werden gern in Kauf genommen, da ihnen wohl der billige Preis des Buches zu danken ist. Homann.

Tönnies, Ferdinand: Marx, Leben und Lehre. (Sozialist. Büch. Bd. V.) Jena, Erich Lichtenstein, 1921. (148 S.) 18 M., geb. 24 M.

Die Hochflut sozialistischer und antisozialistischer Schriften für und wider Marx ist vorüber. Dies Buch kommt insofern etwas verspätet. Es stellt sich auf die Seite derer, die in der Marxschen Lehre, wie sie wissenschaftlich festzulegen ist, nicht den Anlaß zu jener radikalsten Ausprägung sehen, die ihr besonders ausgesprochen Lenin gegeben hat („In den drei starken Bänden des ‚Kapital' kommt der Ausdruck ‚Diktatur des Proletariats' nicht vor"). Mit größter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit legt Tönnies in der nicht grade wohlgeordneten titanischen Gedankenarbeit von Karl Marx diese Linie bloß. Viel menschliches Verständnis für den geistigen Vater des modernen Sozialismus wird dabei vermittelt. Leider leistet die formelle Gliederung der Arbeit dem Verständnis eines Neulings keine Hilfe. Nicht, daß allzuviel vorausgesetzt wäre: aber die stoffliche Anordnung sowohl wie die Häufung erforschter Einzelheiten erschließt das Buch gewinnbringend nur dem, der das Marxsche System in großen Linien bereits kennt und übersieht. Dovifat.

Volz, Wilhelm: Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. Breslau, Ferdinand Hirt, 1921. (112 S.) Geb. 15 M.

Diese äußerst ansprechenden Skizzen aus dem Urwald von Süd-Sumatra mit seinem ewig grünen Dämmer, seiner unerbittlich kämpfenden Pflanzenfülle, seinen Menschenaffen und Tigern, seinen Bewohnern — den durch alte indische Kolonisation kulturell gehobenen Malaien und den mühselig-urmenschlich umherschweifenden Kubus — legen den Nachdruck nicht auf einzelne Reiseabenteuer, sondern auf das „Erlebnis des Urwaldes". Sie sind daher in einer impressionistisch-belebten, meist recht stimmungsvollen Weise erzählt, die freilich nirgends an die dichterische Kraft und Eigenwüchsigkeit der Urwaldimpressionen Hermann Hesses (in seinem Indienbuch) oder Jürgen Jürgensens (vor allem in „Christian Svarres Kongofahrt" und in der „Großen Expedition") heranreicht, die aber dem nicht ausgesprochen künstlerisch interessierten Leser ebenso lieb sein wird. Besonders erwähnt seien einige hübsche malaiische Sagen, die an geeigneter Stelle eingefügt sind. Bei einer neuen Auflage wäre zu wünschen, daß der Verfasser gelegentliche Wiederholungen beseitigte, die vielleicht von einer erstmaligen, getrennten Veröffentlichung der einzelnen Kapitel herrühren, und die einen aufmerksamen Leser stören müssen. — Mittlere und größere Volksbüchereien werden sich das Bändchen, das übrigens auch in Druck- und Bildschmuck recht befriedigend ist, nicht entgehen lassen dürfen. Ackerknecht.

Wolff, Max J.: Goethe. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 497.) Leipzig, Teubner, 1921. 12 M.

An Goethe-Darstellungen ist wahrlich kein Mangel! Daß die bewährte volkstümliche Sammlung sich das Buch nicht von einem Goethe-Philologen schreiben ließ, nimmt Wunder, ist aber kein Vorwurf, obschon die völlig zufällige, im Vorwort angeführte, benutzte Literatur doch etwas mißtrauisch macht. Gerade als „erste Einführung" scheint mir das Buch deswegen nicht geeignet, weil es eine große Fülle schiefer Urteile vermittelt, nicht tief genug gefaßt ist und im ganzen die freilich ungeheuer schwere Aufgabe, auf 125 Seiten das Wesen Goethes darzustellen, nicht erfüllt. Es genügt dafür nicht, daß man sich halbwegs aus der Affäre zieht; dazu ist die Angelegenheit zu wichtig. Ich kann das nicht mit allen Einzelheiten belegen. Man sollte endlich aufhören, von den Schnüffeleien einer Goethe-Philologie zu reden (S. 7), die längst überlebt ist. Ganz unnötig kämpft W. (S. 28 u. f.) gegen die „heutige Theorie", nach der das Erlebnis sich unmittelbar in Poesie umsetzt. So sagt es niemand, und so ist es im Grunde doch richtig. Die Ablehnung (S. 30) des späterhin doch auch gebrachten Wortes „Titanismus" ist unbegründet. Ich kann nicht finden, daß der Sturm und Drang kein „wirkliches Drama" hervorgebracht und nur ein „dramatisches Streckbett" angewandt habe; aber jedenfalls heißt der Verfasser des „Ardinghello" nicht Gerstenberg, sondern Heinse (S. 55). Clärchens Verklärung im Egmont-Schluß soll die „freie Liebe feiern" (S. 38). Den Humanitätsgedanken heute als bedeutungslos hinstellen (S. 64) kann nur jemand, der der zeitgenössischen Literatur völlig fern steht. Aber es liegt nicht bloß an solchen ganz leicht vermehrbaren Einzelheiten, wenn man sagen muß, daß der Verlag mit dem Buche (an dem natürlich manches andere gelungener ist, etwa die Einschätzung von „Hermann und Dorothea" oder das „Schlußwort") keine glückliche Hand gehabt hat. Knudsen.

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Burk, Walther: Der Herr der Reichen-Au. Historischer Roman vom Bodensee. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1921. (215 S.) Geh. 12 M., geb. 18 M.

Am Bodensee mit seiner reichen historischen Vergangenheit, auf dem Gebiet des Klosters Reichenau, ist der Schauplatz dieses neuen Romans von Walther Burk. Den Kern der Handlung bildet eine Legende vom heiligen Pirmin mit dem Sinn, „daß wir auch für Ungewolltes verantwortlich sind, sofern es in unserer Macht lag, es nicht geschehen zu lassen." „Wache und bete, daß niemand aus deiner Herde Unheil anrichte. Denn der Herr wird es an dir strafen, wo du am empfindlichsten bist." Diese Warnung legt Diethelm v. Kastell, Abt und Herr der Reichenau, seinem Nachfolger, Eberhard v. Brandis, als Lebenserfahrung ans Herz. Eberhard bemüht sich ernstlich, in den Spuren seines Vorgängers zu wandeln. Aber als er einmal in schwacher Stunde ein begangenes Unrecht nicht zu bestrafen wagt, aus Furcht, es könnte ihm das einzige, woran seine Seele in dieser Welt noch hängt, entrissen werden, und nachdem er durch sein Schweigen eine Gewalttat gebilligt hatte, deren Verhütung in seiner Macht gelegen hätte, da erfüllt sich die Warnung seines Vorgängers. Der Herr straft ihn, wo er am empfindlichsten ist. Er verliert seinen Sohn und zerstört dadurch zugleich das Lebens- und Liebesglück der seinem Schutze anvertrauten Jung-Diemuth. Der Verlust des Sohnes bricht die ganze Willenskraft des Herrn von der Reichenau. Ungestraft duldet er Raub und Gewalttat, und schweigend läßt er es geschehen, daß das St.-Pirmin-Kloster das berüchtigte Raubnest des sinkenden 14. Jahrhunderts wird. Die Handlung ist einfach und ungezwungen komponiert. Das tragische Verhängnis, das über dem Herrn der Reichenau schwebt,

das gewaltsame Hineingezwängtsein einer durch und durch weltlichen Kampfnatur in das priesterliche Gewand und der daraus sich ergebende Konflikt sind jedoch nicht scharf genug herausgearbeitet. Besondere Beachtung verdient das tiefe, innige, beseelende Naturgefühl in den Landschaftsschilderungen. Das Interesse, das der Roman erwecken wird, wird wohl im wesentlichen auf den Schauplatz der Handlung, die Gegend um den Bodensee, beschränkt bleiben. Koch.

Claudius, Matthias: Des Wandsbecker Boten Gedichte. Gotha, Fr. A. Perthes, (1921). (144 S.) geb. 15 M.

Die schöne, würdig ausgestattete Ausgabe sei allen Volksbüchereien empfohlen. Die Mehrzahl unseres Volkes, soweit es überhaupt Bücher kauft, muß sich heute mit einigen Anthologien, etwa den beiden Bänden der „Ernte" und vielleicht einem Balladenbuch, begnügen. So sollten auch kleinere Volksbüchereien Wert darauf legen, gute Sonderausgaben der Gedichte unserer besten Autoren zu besitzen (neben den Gesamtausgaben!). Dabei darf Claudius nicht fehlen. Ein sehr fein empfundenes, in der Sprache schlicht und verständlich gehaltenes Nachwort führt trefflich in das Wesen seiner Kunst ein, an die auch für Vorlesestunden erinnert sei. — Vielleicht darf hier der Wunsch nach einer Zusammenstellung guter und preiswerter Gedichtausgaben geäußert werden, wie sie die kleinere und mittlere Volksbücherei besitzen sollten. Schuster.

Couperus, Louis: Xerxes oder der Hochmut. Übertr. von Else Otten. Berlin, Borngräber, [1920]. (276 S.) 12 M., geb. 15 M.

— **Babel.** Übertr. von Else Otten. Berlin, Rowohlt, 1920. (207 S.) 12 M., geb. 15 M.

— **Aphrodite in Ägypten.** Übertr. von Else Otten. Berlin, Rowohlt, 1920. (256 S.) 12 M., geb. 15 M.

Drei historische Romane von Couperus. Die Einfühlung in die Vergangenheit ist nicht stark, auch ist die Kenntnis des Altertums dem Verfasser nicht Führerin beim Schaffen gewesen. Beides war dem Dichter — denn es handelt sich um dichterische Schöpfungen — offenbar nebensächlich. Vielmehr durchglüht die drei Werke modernes Fühlen, modernes Leben. Ereignisse und Zustände des Altertums greift er nur auf als willkommenes Motiv, die Gegenwart — oder auch Zukunft — anschaulich und eindringlich vorzuführen. — In Xerxes erleben wir mit das gewaltige Menschenmassentreiben großer Kriege der Jetztzeit, die erstaunliche Tatsache, wie Millionen und aber Millionen von Menschen durch einen Willen in Bewegung und ins Handeln nach einem Ziele hin gezwungen werden. — In Babel fühlen wir den fabelhaften Rhythmus der Gegenwartsmenschenmassenarbeit, wie sie in großen industriellen oder architektonischen Unternehmungen zutage tritt, ähnlich wie in Kellermanns Tunnel. — Aphrodite in Ägypten ist ganz anderer Stimmung: reine Verinnerlichung, zarter Duft, Liebesseligkeit und — Schmerz, — Sehnsucht. Einem vornehmen römischen Jüngling ist seine Geliebte durchgegangen; er glaubt, sie sei ihm wider Willen geraubt, und sucht sie nun in der ganzen Welt, namentlich in Ägypten, mit der Zähigkeit und Verzweiflung moderner Dekadenz, der die gesunden Hemmungen des Gefühls verlorengegangen sind. — Die Übersetzungen von Else Otten sind gut. Ihrer ausgesprochen literarischen Haltung wegen kommen die drei Romane nur für größere Büchereien in Betracht. R. Oehler.

Diehl, Ludwig: Suso. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1921. (353 S.) Geb. 27 M.

„Der Roman eines deutschen Seelenmenschen", wie der Untertitel verheißt, und, was mehr ist, ein seelisch wirklich gehaltvolles Werk. Heinrich Suso, der deutsche Mystiker, der Asket und Gelehrte aus dem Konstanzer Kloster, seiner Seele Gott-

suchen, allen irdischen Lockungen zum Trotz, seiner tiefen Gedanken Kraft, die zur Lösung des Rätsels Mensch und Welt hinstreben, wird uns hier lieb und vertraut gemacht. Wie schwärmerisch Susos Gemüt recht eigentlich war, wie tief ein heiliger Durst nach Poesie und Schönheit in ihm lag, zeigt uns vor allem seine innige Freundschaft mit Elsbeth Stagel, der Gattin eines wohlhabenden Zürichers. Sie wird seine beste und vertrauteste Schülerin; sie schreibt eine Darstellung seines Lebens und verbreitet Sonnenschein um ihn, den er so sehr liebt und in dem er hochbetagt, allseitig verehrt und geliebt, zum ewigen Frieden eingeht. — Das Werk ist frisch und lebendig geschrieben, von einem köstlichen Humor durchzogen und durch prächtige Schilderungen von Land und Leuten belebt. Als edelste Unterhaltungslektüre sei es mittleren und großen Büchereien empfohlen. Dahrmann.

Dörfler, Anton: Einige Wunder und Feste aus der Schule zu Wunnentor. Leipzig, Matthes, 1920. (Zweifäusterdruck 36.) (128 S.) 3 M.

„Wie ein deutscher Schwarmgeist Schule hält“, könnte als Untertitel auf dem ersten Blatt dieses hübsch gedruckten und mit Federzeichnungen geschmückten Büchleins stehen. Und damit wäre seine Stärke und seine Schwäche und die besondere Zeitgemäßheit beider am knappsten bezeichnet. Denn es ist kein Zweifel, daß wir hier demselben Drange nach neuen Selbstdarstellungsformen eines naturfrommen, zuweilen geradezu weltbrünstigen Lebensgefühles gegenüberstehen wie in der freideutschen Jugendbewegung, nur daß hier das bei aller Leidenschaftlichkeit weiche, Jean-Paulische, schlackenlose Temperament Dörflers mehr die Gefahr schönheitsseligen Verschwelgens als die revolutionärer Zuchtlosigkeit sichtbar werden läßt. Das schönste und weiseste Kapitel, in dem Dörflers Dichtertum sich am glücklichsten pädagogisch auswirkt, scheint mir das zu sein, in welchem er aus dem Leben der Pflanzen heraus zeigt, wie begnadet der Mensch ist, daß er sich mit Bewußtsein als dem Weltgeschehen urverwoben erleben kann. Aber gerade hier ist auch am deutlichsten, daß nur ein Dichter so lehren kann. Jedenfalls aber sollten großstädtische Büchereien für pädagogisch interessierte Leser, die an dem kleinen Format des Bändchens keinen Anstoß nehmen, das liebenswürdige Werkchen anschaffen. Ackerknecht.

Gabelentz, Georg von der: Die Verführerin. Leipzig, Staackmann, 1921. (314 S.) Geb. 27 M.

Der Roman erzählt von dem Zug der Landsknechte unter Frundsberg und dem Konnetable von Bourbon und gipfelt in der Eroberung Roms durch die kaiserlichen Truppen. In den Mittelpunkt der buntbewegten Handlung sind die Schicksale von vier Waffenbrüdern aus Deutschland gestellt, die die alte deutsche Sehnsucht nach der Verführerin Italien aus der Heimat getrieben hat. Leider ist dieser recht fruchtbare Gedanke nicht nachdrücklich betont, allerhand romanhafte Züge mischen sich herein und verwirren die ursprüngliche gute Anlage des Buches. Man würde den ganzen Frauenkram, all das recht unklare Hexen- und Zauberwesen und die dunklen Hindeutungen auf die Geheimnisse der schwarzen Magie gern gegen eine sorgfältige Herausarbeitung der vier Hauptgestalten eintauschen. Weniger Geheimniskrämerei und mehr Individualcharakteristik hätte das Buch zu einem recht sympathischen historischen Roman etwa in der Art wie Jegerlehners „Marignano“ gemacht, mit dem es stofflich viel Verwandtschaft zeigt. Immerhin kann es auch so für Volksbüchereien zur Anschaffung empfohlen werden, die nicht darauf angewiesen sind, sich lediglich auf den Kauf von Meisterwerken zu beschränken. Kemp.

Holz, Arno: Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Dresden, Sibyllen-Verlag, (1921). (327 S.) 14 M., geb. 20 M.

— Die Blechschmiede. Ebenda, 1921. (4°. 515 S.) 60 M.

Arno Holz läßt von seinem im Jahre 1885 zum ersten Male erschienenen „Buch der Zeit“, das damals wenig Beachtung und fast nur Gegner fand, eine

„endgültige", um etwa ein Drittel vermehrte Ausgabe erscheinen. Mit Erstaunen fast und mit Bewunderung für den männlichen, eigenwilligen Dichter bemerkt man, daß diese nahezu vier Jahrzehnte alten Gedichte trotz aller Umwälzungen, die diese Zeit in Gehalt und Form der Dichtung brachte, noch heute frisch und echt wirken. Die Zeitkritik dieses Cholerikers ist heute so „modern" wie damals; weniger zeitgemäß — nicht zum wenigsten dank seinen unermüdlichen Angriffen — seine Literaturkritik, denn mit seinem Wirken begann tatsächlich, wie wir heute übersehen können, eine „Revolution der Literatur", wenn auch von dem Neuen, was sie brachte, nicht vieles lange Bestand gehabt hat. — Für alle Büchereien, die mit einem Interesse für die neuere Literaturentwicklung rechnen, ist dieses lyrische Programm- und Musterbuch des Naturalismus unentbehrlich. — Seine „Blechschmiede" hat Holz für die neue Ausgabe viel stärker umgeformt und erweitert. Aus dem dünnen Bändchen von 1902 ist ein umfangreicher Wälzer geworden, aus der witzigen kleinen Literatursatire ein parodistisches Panorama der Weltliteratur im größten Stil (als Gegenstück zu dem Bild der Welt an sich im großen „Phantasus") und zugleich ein Sprachmagazin, wie es sonst vielleicht nur noch in Fischarts Werk zu finden ist. Von dem Umfang der Literatursatire erhält man einen Begriff, wenn man das 15 Quartseiten in fortlaufendem engem Druck umfassende Verzeichnis der „handelnden Menschen, Götter, Stimmen, Chöre, Allegorien, Abstraktionen" usw. usw. dieses Narrenspiels durchsieht. Holzens unerhörte Meisterschaft in der Nachahmung fremder Dichtweisen und der wirklich grenzenlos erscheinende Umfang seines Schatzes an Wort- und Sprachformen (dessen bedenkenlose Ausschüttung hier allerdings gelegentlich ebenso lästig wird wie im großen „Phantasus") lassen sich nicht in Kürze darstellen. — Keine größere Bücherei sollte sich das einzigartige, übrigens fast prunkvoll gedruckte Literaturwerk entgehen lassen. Homann.

Keller, Gottfried: Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schroeder, 1921. (189 S.) Geb. 13 M.

Diese von Theodor Klaiber vorzüglich ausgewählte und gruppierte und mit eindringlicher Knappheit und wohltuender Schlichtheit bevorwortete Sammlung Kellerscher Gedichte hat der bekannte Münchener Graphiker Bruno Goldschmitt mit neun kräftigen und originellen Holzschnitten geschmückt, und der Verlag hat alles auf schönes, holzfreies Papier gedruckt. So hat diese ebenso preiswerte wie preisenswerte Ausgabe alle Aussicht, dem noch viel zu wenig bekannten und geschätzten lyrischen Schaffen Meister Gottfrieds neue Freunde zu werben und seinen alten Freunden zur bevorzugten Taschenausgabe, zu einem wahren Vademecum zu werden, aus dem ihnen draußen zwischen Korn und Wald oder am rauschenden Strand in tausend Abwandlungen die Gewissensfrage des „Spielmannsliedes" aufklingen mag:

„Was bist Du für ein Ackerfeld?"

Mittleren und größeren Volksbüchereien ist diese Ausgabe besonders zu empfehlen. Ackerknecht.

Kinau, Rudolf: Strandgoot. Hamburg, Quickborn-Verlag, (1921). (124 S.) Geh. 8 M., geb. 13 M.

Die Neigung des Niederdeutschen zu „gemütlicher" Vertiefung tritt bei diesen 10 Erzählungen und 5 Gedichten, die unter dem Titel „Strandgoot" zusammengelesen sind, stark hervor. Das sprachliche Stilmerkmal dieses Lebensgefühls, das Wort „finnig", ist hier von Kinau mehr als sonst verwandt. Dieses sein Lieblingswort gibt so recht nur dem Ohr des Plattdeutschen seinen vollen Stimmungsreichtum her, es faßt nämlich nicht nur zarte Verträumtheit in sich, sondern auch den feinen Humor und die stille Besinnlichkeit einer kraftvollen Natur. Mit diesem Sprachmerkmal ist das Wesen dieser Sammlung, in der Kinau wie sonst Ernstes und Scherzhaftes bringt, am besten gekennzeichnet. Der kurze Lebensabriß „Mien Weeg un mien Weg" mit

der warmen Schilderung der Kinderzeit und des Fischerjungenlebens wird dem Kinderfreund besonders willkommen sein. Daß der sonst anspruchslose Erzähler auch in seelische Tiefen hinabsteigen kann, zeigt die Kriegsgeschichte „De Letzte". Das humoristische Stück aus dem Jahrmarktsleben, überschrieben „Elefanteneier", ist sehr gut zum Vorlesen geeignet. — Im großen und ganzen ein Buch, das mit seiner Schlichtheit und seinem gesunden Empfinden den einfachen Leser ansprechen wird, wenn er an plattdeutsche Lektüre herangeht. Von Großstadtmenschen wird es sicher weniger geschätzt werden als von unverbildeten Benutzern kleiner Büchereien. Darum ist es diesen besonders zu empfehlen. Schriewer.

Knies, Richard: Servaz Duftigs Frühlingswoche. Erzählung. Berlin, Fleischel, 1920. (223 S.) 10 M., geb. 15 M.

In sieben Stationen durchschreitet Servaz Duftig seine vergangene Liebe, als er sie sich in ebensoviel Tagwerken von der Seele schreibt. Den Anstoß dazu gibt das Zusammentreffen mit der Jugendfreundin des von ihm geliebten Mädchens, die am Werden dieser Liebe und ihrem tragischen Ende beteiligt war. Der Zufall führt sie in Servazens verträumtes Fachwerkhaus zu Miltenburg. Für kurze acht Tage sprießt draußen wie im Herzen dieses Romantikers, dessen Liebling Eichendorff ist, ein duftiger Frühling auf, bis der Nachtfrost notwendigen Geschicks die Hoffnungsblüte knickt. Es ist eine wunderbare Idee, aus Rückerinnerung und Gegenwartsleben ein innerlich schicksalhaft verbundenes Ganzes zu machen. Die kompositionstechnisch und stilistisch feine Durchführung dieses Gedankens gibt Knies Gelegenheit, seine eigene romantische Seele zu öffnen. Weit auf steht sie für die Natur, in der er am zitternden Grashalm wie in der Unendlichkeit farbenprächtiger Landschaften das Weltall erlebt. Innig ist die Verbindung von Naturbild und Innenwelt. So manches altgeheiligte Motiv der Romantik erklingt, stark verinnerlicht, mit neuen Tönen. Doch mangelt ihm nicht die Stärke. Von wahrhaft shakespearescher Kühnheit und Kraft ist die Szene, wo die beim Mainzer Karneval verführte Eva sich das Volkslied von der Frau Haselin vorsingen läßt. Romantisch ist auch das tiefe Versenken in die Welt des Seelischen. Knies weiß sie ganz meisterhaft in das Mienenspiel zu projizieren. Ein Erbe hat er jedoch von seiner geistigen Verwandtschaft nicht empfangen, den leichten Fluß der Satzmelodie. Aber das hin und wieder brockige Geschiebe, das durch gedrängte Bildmassen entsteht, beeinträchtigt kaum den Genuß dieses feinen Buches, das den Leser von zartester Innigkeit durch erschütternde Tragik zu verklärter Reife führt oder doch führen kann. Schriewer.

Lilienfein, H.: Und die Sonne verlor ihren Schein . . . Drei Erzählungen aus dem Dreißigjährigen Krieg. Heilbronn, Salzer, 1919. (120 S.)

Daß die Sonne ihren Schein uns wiederschenke, dazu will Lilienfein nach den einleitenden Versen an seinem Teil mithelfen, indem er an die viel dunklere und dennoch überstandene Nacht des Dreißigjährigen Krieges erinnert. Der Schauplatz der drei Geschichten, die sich dem Dichter aus alten Chroniken zu tief erschautem und empfundenen Leben gestaltet haben, ist die Maingegend am Spessart. Am stärksten sowohl durch sein Motiv, den Ort der Begebenheit und die besondere Kürze und Plastik der Schilderung wirkt das erste Stück „An Gottes Statt", die Befreiung eines Mädchens vor ein paar schwedischen Schandbuben durch die ergreifende Geschichte eines alten Fährmanns. Die Erzählung tritt Schmitthenners Friede auf Erden würdig zur Seite. Sie eignet sich gut zum Vorlesen. An verschiedenen Stellen seines Büchleins vergißt der Verfasser die sonst wohl getroffene und maßvoll gehandhabte archaische Sprache auf Kosten moderner Ausdrucksweise, die man hier als fremd empfindet. Für größere und mittlere Volksbüchereien kommt die Anschaffung des gefälligen Bändchens in Frage. Hanns Bauer.

Märchen der Weltliteratur. Hrsg. v. Friedrich von der Leyen u. Paul Zaunert. Jena, Diederichs. Geb. je 20 M.
— Indianermärchen aus Südamerika, hrsg. v. Theodor Koch-Grünberg. 1920. (324 S.)
— Kaukasische Märchen. Ausgew. u. übers. v. A. Dirr. 1920. (294 S.)
— Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Ausgew. u. übers. v. Else Lüders. 1921. (377 S.)

Von den neuen Bänden der „Märchen der Weltliteratur" ist der erstgenannte wohl am interessantesten. Diese „Indianermärchen" bilden den äußersten Gegensatz zu den innigen stimmungsvollen deutschen Märchen. Sie sind von sonderbar grobem Humor, schweifen oft ins Komische, häufiger noch ins Groteske aus und sie zeigen die Verwachsenheit des primitiven Menschen mit der Natur in überraschender Deutlichkeit. Sie machen gar keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier; beide leben oft in einer Familie zusammen; Verwandlungen vom Menschen zum Tier vollziehen sich ebenso häufig, wie die umgekehrten, und beide haben keinen anderen Sinn als den einer Gestaltveränderung; der Mensch fühlt sich hier kaum als höheres Wesen. So bleiben diese Märchen unserem Empfinden sehr fremd und schwer zugänglich, sind aber ungemein fruchtbar für jede völkerpsychologische Betrachtung. Dieser Band kann auch den Büchereien empfohlen werden, die nicht in der Lage sind, die ganze Sammlung anzuschaffen. — Die „Kaukasischen Märchen" bringen nicht so viel Fremdes; ihre Eigenart ist im Gegenteil darin begründet, daß Kaukasien, mitten zwischen Europa und Asien gelegen, seit Urzeiten den Einflüssen vieler Kulturkreise ausgesetzt, okzidentalische und orientalische Märchen in seltsamer Mischung erhalten hat, daß man dort oft altbekannte Märchen in fremdem Gewande antrifft. — Der letztgenannte Band bringt eine Auswahl aus den 500 Geschichten der altindischen Dschatakasammlung, in der alte Märchenstoffe zu religiös-didaktischen Erzählungen aus den Lebensgängen des Buddha vor seiner Vollendung umgeformt sind. Die Buddhisten verfolgten mit der Sammlung praktische Ziele der Erbauung und religiösen Belehrung. Dem Europäer, der als harmloser Leser an die Erzählungen herantritt, werden sie zumeist etwas eintönig erscheinen; um so wertvoller sind sie für den Forscher, der hinter der Einkleidung die eigentlichen Märchenstoffe zu finden weiß. Sie gehören zu den ältesten, die überhaupt bekannt geworden sind. Deshalb durfte eine reiche Auswahl dieser Dschatakas nicht fehlen in der Sammlung der „Märchen der Weltliteratur", die nun wirklich schon Märchen aus allen Teilen der Erde und von allen Stufen der kulturellen Entwicklung enthält. Homann.

Schieber, Anna: Das Opfer und andere Erzählungen. Heilbronn, Salzer, 1920. (76 S.) 6 M., geb. 10 M.

Sechs Geschichten der gemütvollen Erzählerin, die aufs neue beweisen, wie reif ihre Darstellungskunst in den Kriegsjahren geworden ist. Drei davon haben einen mystischen Einschlag, wie wir ihn aus vielen Erzählungen ihrer Landsmännin Auguste Supper gewohnt sind. Am wertvollsten erscheinen mir die beiden Geschichten „Die Laute" und „Das Schmiedefeuer". In jener wird von einer seelenstarken Frau erzählt, die in ihrer Todesstunde den langersehnten Gruß ihres verstorbenen Mannes zu vernehmen glaubt, als drei Saiten an seiner Laute springen, und die nun versöhnt hinübergeht; diese erzählt von einer anderen, nicht minder seelenstarken Frau, die den aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Mann aus seiner inneren Starre erlöst, indem sie ihm sein Schmiedefeuer wieder anzündet. Das Bändchen kommt für alle, namentlich auch die kleineren Volksbüchereien in Betracht. Ackerknecht.

Schreckenbach, Paul: Eiserne Jugend. Ein Burschenschaftsroman aus Jena. Leipzig, Staackmann, 1921. (382 S.) 18 M., geb. 25 M.

Wir werden mitten hineingestellt in die Burschenschaft nach den Befreiungsjahren von 1813—14 mit ihren hochgespannten Hoffnungen und begeistert verfochtenen Idealen. Das heiße Sehnen der Jugend nach kraftvoller Reichseinheit, unter Führung eines deutschen Kaisers, durchpulst das ganze Werk. Eine bunte Fülle von Gestalten der Studentenschaft zieht an uns vorüber. Die tragischste Erscheinung unter ihnen ist der Schwarmgeist Sand, Kotzebues Mörder. Er spielt eine bedeutende Rolle in den Geschicken des Helden Reimar, welcher sich längere Zeit zu Unrecht als Karl Augusts natürlichen Sohn ansieht und in seiner männlichen Frische, voll Edelsinn, Tapferkeit und Idealismus, als Sinnbild des heiligen Wollens dieser Jugend wirkt. Oken und Luden, die ewig jugendlichen, begeisterungsfähigen Professoren, sind mit Liebe gezeichnet. Goethes vornehme Besonnenheit und seines großherzoglichen Freundes urwüchsiges Temperament treten uns verschiedentlich entgegen. Auch sonst fehlt es nicht an Originalen und seltsamen Begebenheiten, sowie mehreren Herzenskonflikten. Ehern und unerbittlich aber schreitet die Zeit weiter und bringt uns zum Schluß noch einen Ausblick auf unseren Aufstieg unter Kaiser Wilhelm I. Ohne in die Tiefe zu gehen, zeigt das Buch ein festes Vertrauen zum sinnvollen Geschehen im wechselnden Auf und Ab der Ereignisse. Es entrollt für breite Kreise der Leserschaft ein belebtes Bild unserer Vergangenheit von vor kaum mehr als hundert Jahren, die trotz Reuters schwerer Erlebnisse vielen wenig vertraut ist. Siefert.

Tagore, Rabindranath: Das Heim und die Welt. Roman. München, Kurt Wolff, 1921. (376 S.) 12 M., geb. 20 M.

T. hat für seinen Roman die eigenartige Form von Bekenntnissen und Erzählungen der Hauptpersönlichkeiten der Dichtung gewählt. Seiner Vorliebe für das Gedankliche und Beschauliche kommt diese Form besonders zustatten. Wie ihm die Reinheit der Seele höher steht als alle Schätze der Welt, so ist ihm auch das seelische Erleben wichtiger als das äußere Tun und Treiben. In den beiden Hauptfiguren seines Romans stoßen allerdings diese von ihm so verschieden gewerteten Weltauffassungen hart aufeinander, und ihr Konflikt gibt zugleich ein Abbild der beiden großen Triebkräfte in dem heutigen indischen Volksleben: der Strömung, die sich aller Gewalt und Ichsucht, auch der völkischen entgegenstellt, und der andern, die alles zum Sturm auf die verhaßte Fremdherrschaft hinreißen möchte. Auch in diesem neuen Werk lernt man T. nicht bloß von der Seite des Moralisten und Weltweisen, sondern auch von der des einfühlungs- und ausdrucksstarken Dichters kennen. Kohfeldt.

Tremel-Eggert, Kuni: Die Rotmansteiner. Roman aus dem Frankenland. München, Langen, 1921. (258 S.) 18 M., geb. 26 M.

Tremel-Eggert, von echter Heimatliebe beseelt, erzählt uns in seiner schlichten, herzlichen Art aus dem Leben des fränkischen Städtchens Rotmanstein. Gute Beobachtungsgabe, liebevolles Sich-Versenken in die Menschen, Freude an der Natur und feiner Humor stehen seiner Erzähler- und Charakterisierungskunst gleichwertig zur Seite. Das Sonnige und Lebensfrohe der süddeutschen Art bringt er hier recht lebendig und anschaulich zum Ausdruck. Wie herzerfrischend wirkt auf den Leser das Leben im „Schwalbennest", dem baufälligen Häuschen des Korbflechters Siemersweit. In keinem Hüttchen herrscht so bittere Armut wie hier, aber nirgends versteht man sich besser auf das Fröhlich- und Zufriedensein. Und wie urwüchsig die Gestalt des lebenserfahrenen Hausierers, der dem Heiner durch seine weisheitsvolle Rede von der „gesetzten Höhe" den Weg ins Leben zeigt! Lebenswahr ist auch der reiche, geizige Burgbergbauer und sein Schicksal gestaltet. — Das Buch weist manche dichterischen Schönheiten auf. Volksbüchereien sei es warm empfohlen. Wegen seiner erzieherischen Momente ist es im besonderen für junge Leser geeignet. Elisabeth Klewe.

D. Kurze Anzeigen.

Arbeiterdichtung. Hrsg. von Fritz Droop. (Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 47.) Hamburg-Goßborstel (1921). (79 S.) Geh. 5 M.

Die Frage danach, inwieweit die Arbeiterdichter, die sich in dem „Nyland"-Kreise zusammengefunden haben, entscheidenden Einfluß auf die gesunde Gestaltung unserer deutschen Literatur haben, ist später einmal eingehender und ernster Behandlung würdig. In diesem Bändchen ist zunächst nur, wie mir scheint, eine fürs erste vortreffliche Auswahl aus den Dichtungen von Bröger, Barthel, Petzold, Engelke, Lersch u. a. getroffen. Dem Wesen der Sache nach ist bei der Auswahl die Tatsache stark berücksichtigt, daß die Arbeiterdichter aus dem Erlebnis des Krieges hervorgewachsen sind. Das dürfte aber der weiten Verbreitung dieses Büchleins besonders in den Kreisen der werktätigen Bevölkerung keinen Abbruch tun. Man wird gute Erfahrungen damit machen. Ws.

Bibliothek, Deutschkundliche. Leipzig, Quelle & Meyer.

Lauffer, Otto: Deutsche Sitte. (47 S.) 3 M. — Böckel, Otto: Das deutsche Volkslied. (103 S.) 1,60 M. — Mogk, Eugen: Deutsche Heldensage. (48 S.) 1,20 M. — Kluge, Friedrich: Hildebrandlied, Ludwigslied und Merseburger Zaubersprüche. (83 S.) 2.80 M. — Blümel, Rudolf: Erste Einführung in das Mittelhochdeutsche. (27 S.) 1,20 M. — Leyen, Friedrich von der: Das deutsche Märchen. (40 S.) 1,20 M. — Lauffer, Otto: Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte. (45 S.) 1,60 M. — Kluge, Friedrich: Deutsche Namenkunde. (43 S.) 1,20 M. — Mentz, Ferdinand: Deutsche Ortsnamenkunde. (114 S.) 4 M. — Blümel, Rudolf: Kleine deutsche Verslehre. (71 S.) 2 M. — Bremer, Otto: Deutsche Lautkunde. (82 S.) 2,40 M.

Das Höchste, was eine Sammlung volkstümlich-wissenschaftlicher Bücher bieten kann, ist Gediegenheit bei leichter Verständlichkeit, knappe und übersichtliche Behandlung des Stoffes und Billigkeit. Diese Forderungen erfüllen diese Bändchen der deutschkundlichen Bücherei in außerordentlicher Weise. Für ihre wissenschaftliche Gediegenheit sprechen die Namen ihrer Verfasser. Es ist nicht leicht, völlig Uneingeweihte in z. T. so schwierige Gebiete, wie die oben angeführten, mittels Bändchen von 27 oder 114 Seiten einzuführen. Und doch ist das fast sämtlichen Verfassern so gut gelungen, daß sich jedermann durch sie zu weiterem Studium angeregt fühlt. Den Eingeweihten, insbesondere den Lehrern, muß es eine Freude sein, zu sehen, wie hier eine Auswahl des Wesentlichen zum allgemeinen Verständnis getroffen ist. Die Büchlein (die übrigens ohne Numerierung erscheinen) sind außerdem so billig, daß sie die kleinste Volksbücherei anschaffen kann; und der gute Druck ist ebenfalls hervorzuheben. Ws.

Bierbaum, Otto Julius: Briefe an Gemma. München, Georg Müller, 1921. (226 S.) Geh. 35 M.

Bierbaum, der Dichter des heiteren Lebensgenusses, erscheint in diesen Briefen als ein höchst labiler, fast stets von Stimmungen, Mißmut, Hypochondrie und kleinen Unpäßlichkeiten geplagter Mensch. Als eine Entschädigung für diese kleine Enttäuschung empfängt man fast wie ein Geschenk die wundervolle Gestalt seiner Frau, der fast 18 Jahre jüngeren Florentinerin Gemma Pruneti Lotti. Ho.

Fleury, Graf: Memoiren der Kaiserin Eugenie. Nach Mitteilungen, privaten Urkunden, Briefen, Gesprächen des Kaisers Napoleon III., hinterlassenen Papieren von . . . Gliedern der Hofgesellschaft des zweiten Kaiserreiches. Leipzig, Brockhaus, 1921. 2 Bde. (438 u. 557 S.) Geb. 100 M.

Der Titel des Buches ist irreführend: es handelt sich darin im wesentlichen nicht um Niederschriften der Kaiserin, sondern um eine Monographie des zweiten Kaiserreiches, für die dem zum engsten Hofkreise gehörenden Verfasser allerdings eine

Fülle wertvollsten Materials zur Verfügung stand. Für deutsche Leser sind freilich nicht alle Teile des umfangreichen, hier und da etwas weitschweifigen Werkes gleich anziehend, im Mittelpunkte des Interesses stehen selbstverständlich die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71, sowie die Schilderungen, die auf die Politik und Persönlichkeit Napoleons, sowie anderer bedeutender Persönlichkeiten des politischen und literarischen Frankreichs ein bezeichnendes Licht werfen. Alles in allem, ein trotz seines subjektiven Charakters bedeutendes Buch, das für die Kenntnis und Beurteilung einer uns noch immer nah genug gerückten Zeit viele Aufschlüsse zu geben vermag. Fr.

Goldschmidt, Alfons: Moskau 1920. Berlin, Rowohlt, 1920. (130 S.)

Reiseskizzen, flott hingeworfen. Ob die Verhältnisse des bolschewistischen Rußland richtig gesehen sind, bleibt mindestens zweifelhaft. Fr.

Heller, Wolfgang: Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre. (Samml. Wissenschaft u. Bildung.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1921. (104 S.) Geb. 8 M.

Das Buch erläutert und erklärt die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe samt den daran anknüpfenden wichtigsten literarischen Kontroversen. Bei dem aus allem anderen eher als reiner Wissensfreude hervorgerufenen, neuerdings so starkem Interesse am volkswirtschaftlichen Fache wird dieses kleine aber gründliche Buch im Kampfe gegen die Verflachung einer jetzt so oft zu rein praktischen Zwecken studierten Disziplin eine gute Wirkung tun. Als Einführung in die Lektüre der ökonomischen Klassiker wird er die besten Dienste leisten. D.

Jacob-Friesen, K. H.: Mensch und Tier im Eiszeitalter. 2. erg. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1921. (86 S. mit 3 Kt.-Skizzen und 52 Abb.) Geb. 8 M.

Ein Volksbuch im besten Sinn des Wortes, denn es gibt die Ergebnisse der nur Fachgelehrten zugänglichen Werke in allgemein interessanter, verständlicher und belehrender Form wieder, jedoch so, daß jeder sehen kann, wo die Sicherheit aufhört und die Wahrscheinlichkeit beginnt. v. H.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1919—1920. 31. Jahrg. Hrsg. von J. Plaßmann. Mit Abb. u. Tafeln. Freiburg, Herder, 1921. (394 S.) Geb. 40 M.

Wie die früheren, so zeichnet sich auch der vorliegende Jahrgang durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit der einzelnen Beiträge aus, die sich auf die verschiedenartigsten Techniken, auf Forst- und Landwirtschaft, Anthropologie, Medizin, Luftfahrt und Erdkunde beziehen. Anhangsweise sind einige größere Abhandlungen beigefügt, darunter „Das Eigenheim der Volkswohnung" von Fritz Reuter, ein sehr fesselnder Beitrag. Fr.

Jahrbuch, Schleswig-Holsteinisches, 1921. Hrsg. von Ernst Sauermann. Hamburg, Paul Hartung. (16, 116, XXVIII S.) 25 M.

In gediegenster schönster Ausstattung schließt sich dieser Kunstkalender seinen Vorgängern an. Nach einem prächtigen mehrfarbigen Kalendarium mit zwölf plattdeutschen Psalmen bringt er eine lange Reihe von Aufsätzen, die den viel umstrittenen und z. T. nun verlorengegangenen nordschleswigschen Landesteilen gewidmet sind. Auch ein reicher Bilderanhang mit Proben nordschleswigscher Stil- und Volkskunst belebt diese Ausführungen. Über die Kunstangelegenheiten der ganzen Provinz während der Jahre 1914—1920 gibt dann noch ein sorgfältiger Bericht Auskunft. Mit wie lebhafter Freude man auch den schönen diesjährigen Kalender begrüßen möchte, man kann ihn nach den Ereignissen der letzten Zeit nicht ohne Wehmut in die Hand nehmen, und der Spruch, den der Herausgeber auf das Titelblatt gesetzt hat „Mien Hert blött vör Gram", gibt dem Ausdruck, was alle Freunde des Landes empfinden. Ko.

Kuh, Anton: Juden und Deutsche. Berlin, Reiß, (1921). (114 S.) 15 M.

Will Abschließendes sagen und tut es vielleicht auch vom jüdischen Standpunkt aus, zeigt aber im übrigen den ungeheuren Unterschied zwischem jüdischem und deutschem Empfinden um so deutlicher. v. H.

Lehmann, Richard: Die Einführung in die erdkundliche Wissenschaft. Sammlung Wissenschaft und Bildung.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1921. (174 S.) 9 M.

In erster Linie für Lehrer der Erdkunde und solche, die es werden wollen, bestimmt. Es regt überall zum Selbstudium an und weist auf die Quellen hin, setzt also wissenschaftliche Interessen voraus. v. H.

Mages, M.: Franziskus, ein Friedensgesang. Freiburg, Herder. 1920. (247 S.) Geb. 14 M.

Der hl. Franz, den wir alle lieben, hat dieses Epos nicht verdient. Doch da der Demutvolle in tiefster Schmach die reinste Freude fand, so hoffen wir, daß er seinem Dichter verzeihen wird. Sch.

Nexö, Martin Andersen: Stine Menschenkind. Vierter Teil: Das Fegefeuer. Roman. München, Langen, 1921. (195 S.) Geh. 15 M.

Der neue Band dieses Romans schließt sich eng an die 3 ersten, in Heft 5/6 besprochenen an. Sein Wert beruht allerdings etwas mehr als bei jenen, in den ungemein reizvollen Einzelheiten. Der Aufbau des Ganzen hält nicht recht zusammen, das Buch zerfällt in Episoden: Der Dichter läßt Stine als Dienstmädchen das „Fegefeuer" vieler mehr oder minder schlimmer Dienststellen durchwandern. Leider ist der Humor des Werkes viel herber und bitterer geworden; aber wer dürfte mit einem Dichter und Menschen wie Nexö darüber rechten. Ho.

Nolde, Boris: Lenins Räte-Republik. Aus dem Französischen. Berlin, Mittler, 1920. (44 S.) 6 M.

Eine wertvolle Schilderung der Ereignisse, die sich 1917—1919 in Rußland zugetragen haben, von einem Augenzeugen. Fr.

Praetorius, Johannes: Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weltberufenen Gespenste dem Rübezahl ... Leipzig, Insel-Verlag, 1920. (134 S.) Geb. 20 M.

135 Geschichten von Rübezahl, neugedruckt nach ihrer ältesten schriftlichen Aufzeichnung in der etwas schwerfälligen und ungefügen Fassung, die ihnen der Magister Praetorius 1662—68 gab. Die Ausstattung entspricht in der Auswahl des Papieres und der Schrift, in der Anordnung des Satzes mit den zahlreichen kleinen Holzschnitten ganz dem Stil des 17. Jahrhunderts. Dadurch wird das Büchlein besonders wichtig für alle Büchereien geringeren Umfangs und Alters, die nicht über alte Originaldrucke als Anschauungsmaterial verfügen. — Nicht für Kinder! Ho.

Raabe-Gedenkbuch. Im Auftrage der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes zum 90. Geburtstage des Dichters hrsg. v. Const. Bauer und Hans Martin Schultz. Berlin-Grunewald, Herm. Klemm, 1921. (156 S. 4°). Geb. 25 M.

Von den Schriften und Aufsätzen, die dem Raabe-Gedenktage ihr Entstehen verdanken, ist dieses überaus schön ausgestattete Werk sicherlich das wertvollste, schon wegen der darin zum erstenmal veröffentlichten Gespräche und Briefe des Dichters sowie der zahlreichen nicht minder interessanten Abbildungen. Mitarbeiter, die zum Teil aus dem Kreise der Angehörigen und Freunde R.s stammen, wie sein Schwiegersohn P. Wasserfall, Wilhelm Brandes, H. M. Schultz, haben das ihrige getan, unsere Kenntnis von der Persönlichkeit des großen Humoristen mit ihrer Unerschöpflichkeit an geistvollen, nicht selten bitter satirischen Einfällen näher zu bringen. Als eine schätzenswerte, weiteren Kreisen zugängliche Ergänzung zu den „Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" (1911 ff.) verdient das Buch besondere Beachtung. Fr.

Sauer, Joseph: Die ältesten Christusbilder (Wasmuths Kunsthefte H. 7.) Berlin, Wasmuth. (8 S., 13 Taf.) 4,50 M.

Eine streng wissenschaftliche Arbeit über die Entwicklung der Christusdarstellungen aus dem 2.—6. Jahrhundert, die ein bisher wenig durchforschtes

Gebiet der älteren Kunstgeschichte recht glücklich durchleuchtet. Auch weniger zu exakter Forschung neigende Leser werden das Werkchen mit Genuß und Gewinn durchblättern, da die Entwicklung der Christusfigur vom Symbol zum Porträt geistesgeschichtlich von allergrößter Bedeutung und für die Entstehung der künstlerischen Form so aufschlußreich ist wie wenig andere Beispiele. Zu bedauern ist, daß die inhaltlich so vorzüglichen Wasmuthschen Kunsthefte sich äußerlich in einer Aufmachung darbieten, die dem, was wir heute unter geschmackvoller Buchausstattung verstehen, in schmerzlicher Weise widerspricht. — Für größere Büchereien ist das Heft warm zu empfehlen. Kp.

Schmidt, Alfred: Deutsches Heldenbuch. Vier altdeutsche Heldenlieder nebst einigen altgermanischen Sprüchen der Jugend erzählt. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Klinkhardt, 1919. (95 S.) Geb. 3 M. und Zuschlag.

Enthält das Hildebrandlied, Waltherlied, Nibelungenlied und das Gudrunlied in gekürzter Form. Hervorzuheben sind die hübsche Ausstattung und der dauerhafte Einband. Fr.

Seelenbuch der Gottesfreunde. Perlen deutscher Mystik. Von Dr. A. Heilmann. Freiburg, Herder, o. J. (359 S.) 18.60 M., geb. 22.60 M.

Das Buch bildet den ersten Band der Bücher der Einkehr, die A. Heilmann im Herderschen Verlag herausgibt. An seelische Vertiefung und Erbauung allein dachte der Herausgeber bei der Auswahl. Volksbüchereien katholischer Gegenden werden es gern für ihre Abteilung religiöser Schriften erwerben. Druck und Ausstattung verdienen alles Lob. Sch.

Wartenweiler-Haffter, Fritz: Aus der Werdezeit der dänischen Volkshochschule. Das Lebensbild ihres Begründers Chr. M. Kold. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag. 1921. (93 S.) Ungeb. 3 Fr.

— Von der dänischen Volkshochschule. Ein Erlebnis. Ebenda 1921. (76 S.) Ungeb. 3 Fr.

Beide Schriften enthalten fesselnde, von innerer Teilnahme erfüllte Schilderungen, die als ein wertvoller Beitrag zur Volkshochschulliteratur zu begrüßen sind. Sie ergänzen das vortreffliche Buch von Hollmann (Die Volkshochschule) auf das beste. Fr.

Zu neuen Ufern. Ein Jungmädchen- und Frauenbuch unserer Zeit. Hrsg. von Adelheid Jastrow und Paul Gärtner. Leipzig, Franz Schneider [1920]. (230 S.)

Das mit zahlreichen guten Federstrichzeichnungen geschmückte Buch enthält, abgesehen von einigen Gedichten, eine Reihe von Aufsätzen, die teils der Frauenfrage gewidmet sind, teils andere soziale und künstlerische Gegenstände behandeln. Von den Beiträgen seien genannt: Reinh. Strecker, Henr. Fürth, Pfarrer D. Grane, Wilhelm Bölsche, W. C. Gomoll und Auguste Supper. Fr.

Kleine Mitteilungen.

Lübeckische Landeswanderbücherei. In Lübeck wurde von Bibliotheksdirektor Dr. Pieth im April d. J. eine Landeswanderbücherei für die Landgemeinden und Enklaven sowie für versprengt liegende eingemeindete Stadtteile Lübecks der Benutzung übergeben. Diese Landeswanderbücherei ist der Stadtbibliothek angegliedert. Die Ausgabestellen sind in zentral gelegene größere Landgemeinden gelegt, die z. T. schon einen kleinen festen Stamm von Büchern besaßen. Jede Orts-Ausgabestelle der Landeswanderbücherei behält die im Einvernehmen mit ihr zusammengestellte Sendung auf ein Jahr; mit Beginn des Sommers werden die Bücher nach der

Zentralverwaltungsstelle wieder zurückgeleitet, um hier durchgesehen, ausgebessert oder ersetzt zu werden. Im Spätsommer werden die neuen Sendungen den Ortsstellen wieder zugesandt. Es ist selbstverständlich, daß den besonderen Verhältnissen der Ortsstellen (Industrieorte oder an der See gelegene Gemeinden oder reine Landorte) und den Wünschen der einzelnen Lesergemeinschaften bei der Auswahl weitgehend Rechnung zu tragen ist. Um einerseits dieses Ziel möglichst zu erreichen, und um anderseits die Leser selbst an der Büchereifrage tätigen Anteil nehmen zu lassen, wird von der Lesergemeinschaft jedes Bezirks für dessen Ortsstelle der Landeswanderbücherei ein Leserbeirat gewählt, dessen Obmann dem Verwalter zur Seite steht; die Verwaltung liegt in der Regel in der Hand eines geeigneten Bezirksschullehrers. Beide nehmen mit gleichen Rechten an den Konferenzen der Beratungsstelle (Stadtbibliothek) teil. Diese Demokratisierung der Verwaltung bewährt sich und schafft die nötige Atmosphäre des Vertrauens, die heute nötiger ist als je; sie gewinnt vor allem auch die Arbeiterschaft für das Büchereiwesen. Größere Gemeinden haben oder erhalten neben den periodischen Sendungen der Landeswanderbücherei noch einen festen Stamm von Büchern, für dessen Finanzierung sie allein sorgen, während die wirtschaftlichen Grundlagen für die Weiterführung der Landeswanderbücherei vom Stadtstaat, von den Gemeinden oder Betrieben und von den Lesergemeinschaften zusammen bereitgestellt werden. Die hier gewählte Lösung der finanziellen Frage zeigt, daß selbst das Problem der Dorfbücherei auch heute durchaus zu lösen ist. Jede Ortsstelle der Landeswanderbücherei erhält auch eine kleine Jugendbücherei.

Aus: W. Pieth, Bildungspflegliche Bekämpfung der Schundliteratur.
Neue Erziehung, Jg. 3, Heft 11.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. Die nächste Prüfung findet am Montag, den 27. März 1922, und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Da diesmal eine besonders große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wahrscheinlich nötig werden, die Prüfung in 2 Teile zu zerlegen. Die zweite Prüfung würde dann am Montag, den 24. April 1922, beginnen.

Gesuche um Zulassung für beide Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 27. Februar 1922 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine muß ich mir vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur Maschinen der Systeme Adler und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 27. Dezember 1921.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Kaiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Namen- und Sachregister.

Bücherschau.

A. Wissenschaftliche Literatur.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 22. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz u. R. Oehler

1922

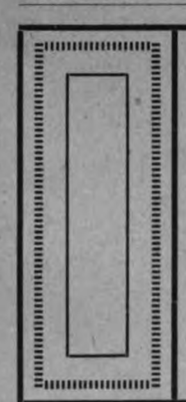
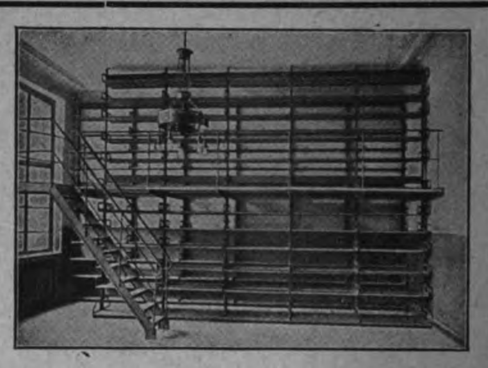
2. Jahrgang / Heft 1/2

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:


Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

2. Jahrgang
Leipzig Otto Harrassowitz
1922

Inhaltsverzeichnis.


Sieben seltsame Historien



(Kopfleiste des Märchens „Im Hasenheim“)

Deutsche Tageszeitung: Es ist nicht leicht, nach Grimm, Hauff und Bechstein noch deutsche Märchen zu schreiben ... Der Märchendichter muß immer ein echter Weiser sein, ein Grübler, der es versteht, seine Erkenntnisse in packende, schöne Geschichten umzugießen. Reulecke versteht es. Er erzählt wie ein echter Plauderer, der zum Miterleben zwingt ... Reulecke weiß den Schleier des Geheimnisvollen über die Geschehnisse zu legen und so langsam zu lösen, daß der Leser mit ungehemmter Spannung folgen muß. Es geschehen Wunder in diesen seltsamen Historien, Märchenwunder, und darum muß dieses Buch eine Freude für die deutsche Jugend sein.

Literarischer Handweiser, Freiburg: Das sind gut erfundene und packend erzählte Märchen, deren Eigenart in der Kinder- und namentlich in der Bubenphantasie haften wird. Reulecke öffnet die Märchenpforte gelegentlich gleich hinter unserem gegenwärtigen Alltag, versteht es dann aber, den Übertritt vom modernen Leben ins märchenhafte Sein recht anschaulich und begreiflich zu machen. Das spricht für die Fähigkeit des Erzählers, dessen Fabulierlust über die Schattenseiten der Wirklichkeit hinausgreift ins Reich des Wunderbaren ...

Ev.-luth. Volksblatt: Neue Märchen, die wirklich mit deutschem Gemüt geschrieben sind.

Königsberger Hartungsche Zeitung: Man kann nur sagen: Kommt her und lest! Lest, um zu schauen. Denn all diese Gestalten und wundersamen Geschehnisse sind plastisch greifbar gesehen, sind erlebt. Alfred Uebels lebendige Schattenrisse werden mit ihrer Launigkeit helfen, Reuleckes einfache weisheitsvolle Kunst einzubürgern.

Düsseldorfer Nachrichten: Bei dem reichen Schatz an unvergänglich köstlichen Märchen, den wir Deutsche besitzen, ist es schon ein Unterfangen, neue zu verfassen. Gleichwohl erscheinen Jahr um Jahr ungezählte neue Märchenbücher. Solche zu schreiben, ist fast zu einer Art Handfertigkeit geworden. Von dieser Flut hebt sich nun aber August Reulecke mit seinem Bande auf das vorteilhafteste ab. Ein geborener Märchenerzähler, bereichert er den deutschen Märchenschatz um wertvolle Stücke ... Sie werden zweifellos ihren Weg machen.

Kasseler Neueste Nachrichten: Ein neuer Märchenerzähler ... Reulecke schüttelt sie nicht nach bestimmtem Schema dutzendweise aus dem Ärmel. Nein, das Leben mit und unter Kindern trug sie ihm zu ... Diese Märchen werden das Herz der Kinder packen. Alfred Uebels dazu gezeichnete Schattenrisse sind voller Launigkeit und Vielfalt.



An die Buchhandlung ....

Ich bestelle aus dem Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig:

.... Ex. **Reulecke, Sieben seltsame Historien.** Märchenstrauß
in Halbleinen gebunden 30 Mark

Durch Nachnahme zu erheben – wird gleichzeitig eingesandt
(Nichtgewünschtes bitte durchstreichen)

Ort und Datum: ....

Name und genaue Anschrift: ....

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 1/2

Zum neuen Jahrgang.

Die Hoffnung auf eine Erweiterung des Umfanges der Zeitschrift hat sich infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse leider nicht verwirklichen lassen. Die Erhöhung des Bezugspreises (zunächst auf 20 M. für das erste Halbjahr 1922) deckt kaum die gesteigerten Unkosten, ermöglicht jedenfalls keine Erweiterung. Dennoch beabsichtigen die Herausgeber, im neuen Jahrgang dem Nachrichtenwesen mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie bitten alle Freunde und Leser der „Bücherei und Bildungspflege" um Unterstützung durch Übermittlung von Nachrichten über volkstümliche Büchereien und allgemeine Bildungspflege. Leider verbietet es der Raummangel, die üblichen Jahresberichte der Büchereien auch nur auszugsweise abzudrucken, sie werden jedoch von der Schriftleitung gesammelt und periodisch in zusammenfassenden Berichten verarbeitet werden. Alle Nachrichten über Neueinrichtungen, Umorganisationen, über Wechsel in den leitenden nicht nur, sondern in allen bibliothekarischen Stellen und über bibliothekarische Versammlungen und Veranstaltungen werden besonders willkommen sein.

Die „Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege", welche bisher Bibliotheksdirektor Dr. W. Pieth führte, wird mit dem neuen Jahrgang von der Schriftleitung übernommen. Die Herausgeber bitten auch für dies Gebiet um die Unterstützung der Mitarbeiter und Leser ihrer Zeitschrift. Insbesondere bitten sie um Übermittlung aller in der lokalen Presse erscheinenden oder sonst schwer zugänglichen Aufsätze und Publikationen (womöglich stets in 2 Exemplaren).

Alle Zusendungen für das Nachrichtenwesen und die Bibliographie sind zu richten an den Schriftleiter, Dr. H. J. Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei, Wilmersdorfer Straße 166/67

Einfaches Ausleihverfahren für kleinere Büchereien.

Von F. Plage.

Büchereien von geringem Betriebsumfang, die in der Regel von einem einzigen Beamten im Nebenamt versorgt werden, brauchen ein einfaches Ausleihverfahren, das möglichst wenig Buchungen erfordert und doch die notwendigsten Feststellungen ermöglichst. Das im folgenden beschriebene Verfahren erfordert nur eine Buchung und erlaubt Beantwortung folgender Fragen:

Welche Bücher sind verleihbar?
Welche Bücher hat der Leser entliehen?
Wann muß der Leser seine Bücher zurückgeben?
Wer hat das Buch zuletzt gelesen?
Wann hat er es entliehen, und wann hat er es zurückgegeben?

Zu diesem Ausleihverfahren gehören folgende Einrichtungen:

1. Jeder Leser wird in eine Leserliste eingetragen und erhält eine ein für allemal abgekürzte Bezeichnung: die Lesermarke, die an der Hand der Leserliste jederzeit in seinen vollen Namen und seine Anschrift übersetzbar ist. (Vergleiche „Bildungspflege", 1. Jahrgang, Heft 7, Seite 221/222, Beispiel: 3, 4, 5.)

2. Für jedes Buch wird eine Buchkarte ausgeschrieben; diese enthält den Raum für Buchmarke und Titel, sowie Raum für etwa 50 Entleihungsbuchungen. Jede Leihspalte besteht aus drei Abschnitten, von denen der erste bestimmt ist zur Eintragung der Lesermarke, der zweite zur Eintragung des Tages, an dem die Leihfrist abläuft (Fälligkeitsdatum), und der dritte zur Eintragung des Tages, an dem die Rückgabe tatsächlich erfolgt (Rückgabedatum). Die Eintragung im ersten Abschnitt geschieht mit Tinte, die Eintragung im zweiten und dritten Abschnitt am besten mit Stempeln und zwar Fälligkeitstag mit schwarzer, Rückgabetag mit roter Farbe. Die Buchkarten werden systematisch geordnet in einem besonderen Kasten aufgestellt: Leihkasten. Wird ein Buch vorübergehend aus dem Regal entfernt, z. B. wenn es umgebunden wird, so ist dafür Sorge zu tragen, daß auch die Buchkarte aus dem Kasten genommen wird. Die Regel ist, daß nur diejenigen Karten im Kasten stehen, von denen die zugehörigen Bücher in verleihbarem Zustand auf dem Bord sich befinden.

3. Eine Leserkarte in Taschenform: Leserumschlag. Sie läßt sich am einfachsten herstellen durch Benutzung eines kräftigen Briefumschlags (Manila) von der Größe der Buchkarte. Dieser Briefumschlag wird fest zugeklebt und mit einem scharfen Messer an der Längsseite wieder aufgeschnitten. Die glatte Vorderseite wird benutzt zur Eintragung der Lesermarke und aller den Leser betreffenden Angaben über Namen, Wohnung usw. Am saubersten läßt sich das mit Hilfe eines Vordrucks bewerkstelligen; aus Mangel an Mitteln macht man den Vordruck selbst mit Hilfe einer hektographischen Platte, die für etwa 10 M. in jedem besseren Papiergeschäft erhältlich ist; auch der Liniensatz

der Buchkarten kann mit einer solchen hektographischen Platte hergestellt werden.

4. Die Entleihung erfolgt auf Grund der Übersicht, welche der Leihkasten gewährt über die vorhandenen Bestände. Die Karte des zu verleihenden Buches wird gezogen; in der ersten Rubrik wird die Lesermarke, in der zweiten das Fälligkeitsdatum eingetragen; sodann wird die Karte in den Umschlag geschoben. Der Umschlag enthält so viel Karten, als der Leser Bücher entliehen hat.

5. Die Leserumschläge werden nun nach Rückgabedaten und innerhalb des gleichen Rückgabedatums alphabetisch nach den Lesermarken im Terminkasten geordnet.

6. Bei der Rückgabe werden die Buchkarten aus dem Umschlag genommen; das Rückgabedatum wird eingestempelt, und dann wird die Buchkarte vorn in das Buch gelegt, bis eine Durchsicht des Buches auf Beschädigungen und Flecke erfolgt ist. Ist dies geschehen, so wandert die Buchkarte von dem vorderen Deckel zum hinteren Deckel, und damit ist das Buch als „durchgesehen" gekennzeichnet. Es darf ins Regal gestellt werden; gleichzeitig wandert die Buchkarte wieder in den Leihkasten.

Bei dem ganzen Verfahren ist nur die eine Buchung auf der Buchkarte nötig. Es darf allerdings hierbei nicht vergessen werden, daß dieses Verfahren nur dort anwendbar ist, wo eine einzige Person zur Bewältigung der Ausleihe genügt, und dann, wenn aus örtlichen Gründen (im Kleinbetrieb!!) darauf verzichtet werden kann, den Leser mit einer besonderen Erkennungskarte auszurüsten, die ihrerseits wieder eine Zuweisungsbuchung und das Rückgabedatum trägt: Leserkarte oder Leseheft. Es ist ferner dabei zu beachten, daß bei diesem Verfahren etwaige Gebühren nur in Form von Bandgebühren oder Zeitgebühren eingehoben werden können, nicht aber in Form von Sammelgebühren für eine größere Anzahl von Entleihungen, da für diese Zählung eine Rubrik auf dem Leserumschlag fehlen würde. (Über die Zweckmäßigkeit dieser Gebühren vergleiche: „Bildungspflege", 1. Jahrgang, Heft 4, Seite 126.)

In größeren und lebhaften Betrieben bewährt sich dieses vereinfachte Ausleihverfahren nicht. Die Möglichkeit einer schnellen Übersicht über die jeweilig verfügbaren Bücher, die das beschriebene Leihverfahren gewährt, muß im Großbetriebe durch andere Mittel sichergestellt werden.

Die Bücher des Lesesaals.

Von Dr. Wilhelm Braun (Stettin).

Die Volksbücherei pflegt mit Recht zunächst als reine Ausleihebücherei zu entstehen. Die Mittel, die überhaupt verfügbar sind, entsprechen oft kaum dem Bedarf, den die Ausleihe immer wieder an neuen Büchern für den Leihverkehr hat, so daß es verfehlt wäre, durch gleichzeitige Einrichtung eines Lesesaals die Vermehrung des Bücherbestandes für den Leihverkehr weiter zu erschweren oder gar in Frage zu stellen. Zudem ist Einrichtung und Unterhaltung des Lesesaals nicht gerade billig; sie bleibt also — von der Frage des Aufsichtspersonals abgesehen —

unmöglich, solange im Leihverkehr nicht einigermaßen ein Stillstand eingetreten ist. — Auch ist es wichtiger, daß das Buch zunächst in das Heim des Lesers dringt, denn das Verhältnis des Lesers zum Buch vermag sich dort viel enger zu gestalten, wo der Leser nicht durch die Gegenwart des Aufsichtsbeamten und fremder Menschen befangen ist.

Und doch kommt früher oder später die Zeit, wo der Lesesaal zur Ergänzung der Ausleihe nötig wird. Sobald die Bücherei zu einer gewissen (nur nach den örtlichen Verhältnissen bestimmbaren) Größe angewachsen ist und einen festen Stamm von Lesern gewonnen hat, wird sich immer häufiger das Bedürfnis nach größeren und teureren Werken einstellen, die für die Ausleihe eben wegen ihres Umfanges und ihres Wertes nur bedingt geeignet sind. Und noch dringender wird oft der Wunsch nach dem Lesesaal, wenn in der Leserschaft und bei der Büchereileitung das Bestreben zunimmt, durch Zeitung und Zeitschrift mehr in unmittelbaren Zusammenhang mit den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Strömungen der Gegenwart zu gelangen.

Und gegenwärtig, in der Zeit der Wohnungsnot und der Kohlenteuerung, kommt besonders in größeren Städten dem Lesesaal eine erhöhte Bedeutung hinzu: erst der behagliche warme Lesesaal gibt für viele die Möglichkeit ungestört zu lesen und geistig zu arbeiten.

Sobald der Lesesaal dann erst geschaffen ist, wird er aber über die Erfüllung eines Bedürfnisses hinaus selbst wieder eine bedeutende Anziehungskraft auf viele ausüben, die noch gar nicht zur Leserschaft der Bücherei gehören. So kann der Lesesaal geradezu zum vornehmsten Werbemittel der Bücherei werden; auch kann er einen ganz besonderen Einfluß auf die Leserschaft dadurch ausüben, daß durch sein Vorhandensein ganz andere Möglichkeiten der Leserberatung gegeben sind.

Ergänzung der Ausleihe und Werbemittel für die Bücherei überhaupt, diese beiden Gesichtspunkte werden maßgebend sein müssen für die Auswahl des im Lesesaal als Standbücherei zu vereinigenden Büchermaterials. Bei der Auswahl dieses Büchermaterials wollen die folgenden Zeilen behilflich sein.

Die hier gegebene Auswahl wird sich, dem Charakter der Volksbücherei als Förderin allgemeiner Bildungsinteressen der Gesamtheit entsprechend, auf solche Bücher beschränken müssen, die nicht für die Fachinteressen einzelner Berufskreise gedacht sind, oder die doch wenigstens gleichzeitig den Interessen weiterer Kreise angemessen sind. — Nach Möglichkeit ist auch daran gedacht, den Bedürfnissen solcher Leser Rechnung zu tragen, die ohne Vorkenntnisse an ein Wissensgebiet herantreten; auch gerade dem einfachen Leser gegenüber muß der Lesesaal als Werbemittel brauchbar sein, auch Bücher rein anregenden Charakters werden im einzelnen Falle nicht entbehrt werden können.

Daß der Lesesaal Gelegenheit geben muß, verhältnismäßig schnell Auskunft über die verschiedensten Fragen aller Wissensgebiete zu erhalten, ist selbstverständlich; gerade in dieser Möglichkeit liegt ja nicht zuletzt seine Werbekraft. — Aber trotzdem ist in der folgenden Auswahl mit Bedacht vermieden worden, Nachschlagewerke lexikalischer Art in den Vordergrund zu drängen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Benutzer hier und da einmal etwas länger suchen muß, ehe er zur Antwort auf eine Frage kommt, mit der er etwa den Lesesaal betreten hat. Und dies deshalb, weil jede Antwort, die nicht automatisch erteilt wird, sondern die vom Fragenden selbst — und sei es nur durch kurzes Suchen in einem systematisch angelegten Werk — erarbeitet wird, in erziehlicher und bildungspfleglicher Hinsicht eine viel größere Bedeutung hat. Der Fragende kommt hierbei immer wieder auf andere Fragen, die der von ihm gestellten benachbart sind, und auf die Beziehungen der Über- und Unterordnung; so kann hier leicht immer wieder die Möglichkeit

gegeben werden, die Wissenszusammenhänge überhaupt zu erleben und beständig weiter zu fragen.

Selbstverständlich darf man auf das lexikalische Werk niemals ganz verzichten; dieses ist vielmehr in Tausenden von Fällen, in denen es auf knappes Tatsachenwissen ankommt, durchaus unentbehrlich. Aber das Vorherrschen alphabetisch angeordneter Enzyklopädien ist gefährlich, weil ihre reichliche Benutzung kümmerliches Zufallswissen erzeugt, dem jedes geistige Band fehlt. — Auch dort können Enzyklopädien nicht entbehrt werden, wo sie selbst gerade durch gediegenen Inhalt und gut volkstümlichen Charakter ausgezeichnet und eben deshalb unersetzlich sind; nur wird man dann möglichst dafür Sorge tragen, daß daneben auch ein Werk zur Stelle ist, das denselben Stoff dem inneren Zusammenhange nach, eben im „System" verarbeitet darbietet.

Werke allgemeinen Inhalts*): Das große Meyersche oder Brockhaussche Konversationslexikon werden wegen des hohen Preises für die kleinere Bücherei heute kaum noch beschafft werden können. Der Große Brockhaus (14. Aufl. von 1908 ff., insges. 17 Bde.) liegt im Neudruck von 1920 vor; eine Neuauflage ist vom Verlag vorläufig nicht beabsichtigt. Im Erscheinen begriffen ist eine erweiterte Auflage des früher zweibändigen Kleinen Brockhaus unter dem Titel: Brockhaus' Handbuch des Wissens in 4 Bänden, von dem Bd. 1 vorliegt (Subskr.-Preis 140 M., später mindestens 160 Mk., Preis der folgenden 3 Bände noch unbestimmt); dies Werk bildet gleichzeitig eine Ergänzung zum Großen Brockhaus. — Vom Großen Meyer (letzte Aufl. 1902 ff., insges. 24 Bde.) ist eine neue Auflage angekündigt, unter dem Titel: Meyers Lexikon in 12 Bänden (beginnt Anfang 1922 zu erscheinen, Preis noch unbestimmt). — Erinnert sei auch noch an das Kleine Meyersche Konversationslexikon (letzte Aufl. 1914, 7 Bde.). — Das einbändige Meyersche Handlexikon (8. Aufl. 1921, 114 M.) ist für den Lesesaal zu dürftig.

Die bibliographischen und biobibliographischen Handbücher, die schon für die Büchereiverwaltung gebraucht werden, stelle man möglichst in den Lesesaal, sofern Doppelstücke für den Verwaltungsgebrauch nicht beschafft werden können. Zu denken ist vor allem an: Degener, Wer ist's? (Leipzig, Degener, Neuaufl. 1922, etwa 120 M.); Kürschner, Deutscher Literaturkalender (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., Neuaufl. 1922, Preis geb. 70.— M.); Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur deutschen Literaturgeschichte (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., 2. Aufl. 1919, 34 M.); Literarischer Ratgeber des Dürerbundes (München, Callwey 1919 und Nachtrag 1920, 80 M.).

Geschichte. Als Nachschlagewerk für kurze Auskunft über geschichtliche Tatsachen ist Ploetz' Auszug aus der Geschichte brauchbar (Dortmund, Horstmann, 19. Aufl. 1920, 30 M.). — Von den Weltgeschichten kleinen Umfangs ist die zweibändige von Weber-Rieß zu nennen (Leipzig, Engelmann, 1918, 120 M.), die trotz aller Beschränkung doch stofflich lückenlos und auch zuverlässig ist. — Brauchbare Weltgeschichten mittleren Umfangs sind die von Weber-Baldamus (ebenda, 22. Aufl., 1914 f., 4 Bde. und Reg., in Ganzleinen 400 M.), Jägers Weltgeschichte, die jetzt in neuer Bearbeitung von W. Schäfer erscheint (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1921 ff.; von 5 Bdn. bisher erschienen Bd. 1, 75,60 M., leider sehr schlecht gebunden). — Empfehlend genannt sei die von L. v. Hartmann herausgegebene Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung (Gotha, F. A. Perthes, 1920 ff.); sie ist auf 12 verhältnismäßig schmale Bände berechnet, von denen Bd. 1—5 (Altertum und Mittelalter) erschienen

---

*) Die Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare; sie entsprechen im allgemeinen dem Stand von Mitte Dezember; die heutigen Preise sind z. T. erheblich höher.

sind (geh. 245 M.; 1—3 zus. geb. 150 M.). Ihre Eigentümlichkeit liegt darin, daß sie auf Kosten der kriegsgeschichtlichen und diplomatischen Einzelheiten die wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen hervortreten läßt. — Sehr schön mit Bild- und Kartenmaterial ausgestattet ist die von Pflugk-Harttung herausgegebene Weltgeschichte (Berlin, Ullstein, 2. Aufl. 1920, 6 Bde., in Ganzleinen 1850 M.). — Umfangreicher ist die große Webersche Weltgeschichte, bearbeitet von Rieß, die in 3. Aufl. erscheint (Leipzig, Engelmann, 1920 f.; von 16 beabsichtigten Bänden liegen Bd. 1—3 vor; je 100 M.). — Nicht übergangen sei das ältere, immer noch äußerst wertvolle Monumentalwerk Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen; hrsg. von W. Oncken (insges. 45 Bde.; im ganzen nur noch antiquarisch erhältlich). — Als historisches Kartenwerk genügt bei bescheideneren Ansprüchen der sehr gute historische Schulatlas von Putzger (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 42. Aufl. 1920, 24,80 M.).

Für die deutsche Geschichte wird man eine besondere Darstellung bereitstellen. Volkstümlich sind die von Jäger (München, Beck, 5. Aufl. 1919, 2 Bde., 90 M.) und die etwas größere von Heyck (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905—06, 3 Bde., 207,90 M.), die gute und zahlreiche Abbildungen hat. — Dietrich Schäfers Deutsche Geschichte (Jena, Fischer, 8. Aufl. 1921, 2 Bde., 96 M.) behandelt nur die politische Geschichte und ist für den einfacheren Leser nicht ganz leicht verständlich; sie kann also nur neben einer anderen Darstellung Verwendung finden. — In viel höherem Maße gilt das letzte von der auf die gesamten Kulturverhältnisse in weitestem Umfang eingehenden Darstellung der deutschen Geschichte von Karl Lamprecht (Berlin, Weidmann, 12 Bde. und 2 Erg.-Bde.); für die kleinere Bücherei wird sie kaum erschwinglich sein; für die größere Bücherei freilich ist sie unentbehrlich. — Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte (Stuttgart, Union, 6. Aufl. 1922, 2 Bde. etwa 300 M.) ist neben einer anderen Darstellung sehr erwünscht, es weist vor allem auf die Geschichtsquellen hin und unterrichtet über den letzten Stand der Forschung.

Die deutsche Kulturgeschichte ist wohl am besten vertreten durch Steinhausens zweibändiges Werk (Leipzig, Bibl. Institut, 2. Aufl. 1913, vergriffen). Gute Bilder zur Kultur des deutschen Mittelalters insbesondere bringt Herre in einem Sonderband der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (1913, 16 M.). — Sehr schön sind auch die bei Diederichs erschienenen 12 Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hrsg. von Steinhausen, die die einzelnen Berufsstände, das Judentum, das Kind und die Frau behandeln; sie sind mit guten zeitgenössischen Bildern reichlich versehen (je 45 M.). — Im Anschluß hieran sei als bestes Werk für die deutsche Volkskunde E. H. Meyers Buch gleichen Titels genannt (nur antiquarisch); daneben wäre vor allem zu empfehlen das gleichfalls leider nur noch antiquarisch erhältliche Deutsche Volkstum, hrsg. von Hans Meyer (Bibl. Institut).

Die Geschichte der engeren Heimat bedarf im Lesesaal auch der kleinen Bücherei besonderer Pflege; neben der Landes- und Provinzialgeschichte auch die Stadtgeschichte. — Die Veröffentlichungen der heimischen Geschichts- und Altertumsvereine wird man meist ohne besondere Kosten für die Lesesaalbesucher zur Verfügung stellen können, da die Städte stets Mitglied dieser Vereinigungen sind oder doch sein sollten.

Deutsche Sprache. Nirgends fehlen sollten die beiden Büchlein von Wasserzieher: Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (Berlin, Dümmler, 4. Aufl. 1920, 13 M.) und Leben und Weben der Sprache (ebenda, 3. Aufl. 1921, 22 M.). Beide kleinen Werke sind für die weitesten Kreise bestimmt; auch das erste ist nicht nur zum Nachschlagen brauchbar, sondern es gibt

auch Anregung zum fleißigen selbständigen Betrachten der Sprache; das zweite führt etwas weiter, indem es einen Teil des in „Woher?“ gebotenen Stoffes einer eindringlicheren Betrachtung unterzieht. — Von größeren Wörterbüchern sind besonders hervorzuheben: das altbewährte Etymologische Wörterbuch von Fr. Kluge (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., 9. Aufl. 1921, 40 M.), das auch höheren Ansprüchen genügt; das deutsche Wörterbuch von Herm. Paul (Halle, Niemeyer, 3. Aufl. 1921, 100 M.), das weniger Wert auf Etymologie legt, dafür aber die geschichtliche Entwicklung der Umgangssprache und die Wortbedeutung berücksichtigt. · Etwas umfangreicher ist das weitverbreitete Wörterbuch von Sanders (Leipzig, Bibl. Institut, 8. Aufl. 1910, 90 M.). — Das sehr reichhaltige Wörterbuch von Moriz Heyne (Leipzig, Hirzel, 2. Aufl. 1905—06, 250 M.) ist auch für weitere Kreise berechnet. — Ferner wird auch ein Handbuch der Etymologie für den Lesesaal von Nutzen sein; in erster Linie wäre etwa zu denken an Herm. Hirts Etymologie der neuhochdeutschen Sprache (München, Beck, 2. Aufl. 1921, 62 M.); dies Werk ist auch dem Laien bei einigem Ernst durchaus zugänglich; daß es auch die Berufssprache, sowie Orts- und Personennamen behandelt, ist sehr erwünscht. — Nachdrücklichst empfohlen sei Fr. Kluges neues Werk: Werden und Wachsen unserer Muttersprache (Leipzig, Quelle & Meyer, 1921, 40 M.). — Die Namenkunde, die in allen Schichten der Bevölkerung immer mehr Freunde findet, ist im Lesesaal am besten vertreten durch Heintze-Cascorbis Deutsche Familiennamen (Halle, Waisenhaus, neue Aufl. im Erscheinen); das Buch behandelt die Entwicklung, Verbreitung und Deutung der Namen, enthält auch eine lexikalische Zusammenstellung der gebräuchlichsten Namen und ihrer Bildungselemente. — Für kleinere Verhältnisse genügt vielleicht: Bähnisch, Die deutschen Personennamen (Aus Natur und Geisteswelt). — Unbedingt erforderlich ist selbstverständlich ein Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung, etwa das von Duden (Bibl. Institut, 30 M.) oder das von Erbe (Stuttgart, Union, 4. Aufl. 1918, 9,50 M.); ebenso ein Fremdwörterbuch, etwa das von Heyse-Lyon (Hannover, Hahn, 20. Aufl. 1919, vergriffen, zuletzt 30 M.), von dem es auch eine kleine Ausgabe (8. Aufl. 1920, 18 M.) gibt. — Ganz besonders hingewiesen sei noch auf Sarrazins Verdeutschungs-Wörterbuch (Berlin, Ernst & Sohn, 5. Aufl. 1918, 18 M.), das auch neben einem Fremdwörterbuch nicht entbehrlich ist; es gibt für jedes Fremdwort möglichst viel Verdeutschungen, die im einzelnen Fall meist viel treffender sind als das Fremdwort selbst; dem Takt des Benutzers bleibt die Auswahl überlassen, und so schärft seine Benutzung das Sprachgefühl. — Von eigentlich sprachpfleglichen Büchern muß man mindestens Wustmanns Sprachdummheiten haben (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., 8. Aufl. 1920, geh. 11 M.).

Wörterbücher für fremde Sprachen. Wenigstens für die englische und französische Sprache sind Wörterbücher nötig. In erster Linie mögen empfohlen sein die Hand- und Schulausgaben der Wörterbücher von Muret-Sanders für Englisch und von Sachs-Villatte für Französisch (Berlin, Langenscheidt, je 2 Bde., zusammen je 270,60 M.). — Für andere Sprachen, soweit Bedarf vorhanden ist, werden, von Grenzgebieten abgesehen, meist die kleinen Langenscheidtschen Wörterbücher genügen (34,20 M. jeder Bd., 61,20 M. der Doppelband). Von den etwas umfangreicheren Lateinischen Wörterbüchern sei empfohlen das von Georges (Hannover, Hahn, 10. Aufl. 1914, 2 Bde., je 36 M.).

Literaturgeschichte. Aus mehr als einem Grunde wird man besonders die Geschichte der deutschen Literatur pflegen; mögen auch gerade durch die Dichtung viel Brücken von Volk zu Volk geschlagen werden, das wichtigste bleibt für jedes Volk doch, sich selbst in seiner eigenen Dichtung zu suchen und zu finden. Für die kleinsten Verhältnisse genügt deshalb meist zunächst eine Geschichte der deutschen Literatur; es wird sich empfehlen, auch für die kleinste Bücherei sofort eine größere

Darstellung der deutschen Literaturgeschichte zu beschaffen, da man hiermit dem Interesse, das die Benutzer unserer Büchereien an der schönen Literatur durch die hohe Ausleiheziffer von Werken der Dichtung beweisen, entgegenkommt. — Am beliebtesten ist immer noch die deutsche Literaturgeschichte von Eduard Engel (Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky, letzte Aufl. 1920, 2 Bde., je 54 M.), trotzdem sie im Urteil nicht immer zutreffend ist, und für die Literatur der jüngsten Vergangenheit bedenkliche Lücken hat; aber eine völlig einwandfreie Literaturgeschichte ist immer noch ein unerfüllter Wunsch. Sodann sei genannt die Geschichte der deutschen Literatur von Vogt und Koch (Bibl. Institut, 4. Aufl. 1919, 3 Bde., je 105 M.); die ältere Zeit (von Vogt) ist ungleich besser behandelt als die neuere (von Koch). — Ähnliches gilt auch für Bieses Literaturgeschichte (München, Beck, 18. Aufl. 1921, 3 Bde., je 55 M.). — Als Nachschlagewerk wird vorteilhaft benutzt Ad. Bartels Handbuch zur deutschen Literaturgeschichte (Leipzig, 2. Aufl. 1909), dagegen kann seine Literaturgeschichte wegen ihres blinden Antisemitismus und ihres Stiles kaum empfohlen werden; ähnliches gilt auch für den vergriffenen Sonderband „Deutsche Dichtung der Gegenwart", dessen letzter Teil „Die Jüngsten" jetzt in Neubearbeitung als besonderer Band erschienen ist (Leipzig, Haessel, 1921, 25 M.); gerade diese letzte Veröffentlichung ist selbst bibliographisch nicht zureichend. — Äußerst wertvoll ist die Literaturgeschichte von Scherer, bis auf die Gegenwart fortgeführt von Walel (Berlin, Askan. Verl., 3. Aufl. 1921, 80 M.), die allerdings dem einfachen Leser nicht leicht zugänglich ist. — Ähnliches gilt für das zweibändige Werk von R. M. Meyer (Berlin, Bondi, 70 M.). — Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte ist der Könneckesche deutsche Literaturatlas (Marburg, Elwert, 1912, vergriffen; beginnt vielleicht 1922 neu zu erscheinen), der über 2000 Abbildungen mit kurzem Text enthält; für kleinere Büchereien genügt die kleine Ausgabe (ebenda, 1909, 30 M.).

Für die außerdeutsche Literatur kann man sich vielfach mit einer Geschichte der Weltliteratur begnügen. Ganz gut orientiert die kleine Darstellung von Wiegler (Berlin, Ullstein, 2. Aufl. 1920, 56,25 M.), die für die weitesten Kreise bestimmt ist. — Erwähnt sei ferner O. Hausers Weltgeschichte der Literatur (Bibl. Institut, 1910, 2 Bde., vergriffen), die bei kürzester Fassung sehr viel Material verarbeitet; sie bevorzugt die indogermanische Literatur. — Schließlich möge auch Bartels Einführung in die Weltliteratur angeführt werden (München, Callwey, 1913, 3 Bde., 120 M.), die den Versuch macht, in unmittelbarem Anschluß an Goethes Bildungsgang und Schaffen mit den fremden Literaturen bekannt zu machen; das Werk ist allerdings wenig zum Nachschlagen geeignet, da die Anordnung des Stoffes nicht recht übersichtlich und oft gezwungen ist; auch des Verfassers einseitiger Standpunkt macht sich geltend. — Die Geschichten der gesamten Weltliteratur werden mit der Zeit vielfach nicht genügen, da man gerade für die uns besonders nahestehenden Literaturen des Auslandes doch etwas weniger summarische Darstellungen nötig hat. Für die französische Literaturgeschichte wird dann etwa das zweibändige Werk von Suchier und Birch-Hirschfeld (Bibl. Institut, 2. Aufl. 1913, vergriffen) anzuschaffen sein, oder die kleinere Darstellung von Ed. Engel (Leipzig, Fr. Brandstetter, 9. Aufl. 1920, 42 M.); für die englische Literatur die entsprechenden Darstellungen von Wülker (Bibl. Institut, 2. Aufl. 1906/07, vergriffen), oder gleichfalls von Ed. Engel (Leipzig, Fr. Brandstetter, 9. Aufl. 1921, 55 M.). — Für die russische Literaturgeschichte ist wohl immer noch Brückners Werk (Leipzig, Amelang, 2. Aufl. 1909, 84 M.) das beste; genannt sei auch die kleine Russische Literaturgeschichte von Friedrichs (Gotha, F. A. Perthes, 1921, 20 M.). Die skandinavischen Literaturen haben leider immer noch keinen Bearbeiter gefunden, obwohl diese uns besonders nahestehen, und gerade die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart eine ganze Reihe von bedeutenden

Dichterpersönlichkeiten gebracht hat. — Für die übrigen Literaturen wird selbst im Lesesaal größerer Büchereien eine Geschichte der Weltliteratur ausreichen.

Manchem Leser wird das Schauspielbuch von R. Kraus sehr erwünscht sein, das jetzt in zwei selbständigen Teilen vorliegt: das moderne Schauspielbuch und das klassische Schauspielbuch (Stuttgart, Muth, 6. Aufl. 1921, 25 M. bzw. 1. Aufl. 1920, 18 M.).

Religion. Sehr geeignet für den Lesesaal sind einige Bände des von P. Hinneberg herausgegebenen Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart" (Leipzig, Teubner): Die Religionen des Orients (2. Aufl. 1913, 84 M.); Geschichte der christlichen Religion (neue Aufl. in Vorbereitung), die in der Einleitung auch die israelitisch-jüdische Religion behandelt; Systematische christliche Religion (2. Aufl. 1909, 84 M.). Der Band über die altgermanische Religion ist leider noch nicht erschienen. — Diese Sammelbände bringen Einzelarbeiten hervorragender Fachwissenschaftler und wenden sich an alle Gebildeten. — Kurze empfehlenswerte Übersichten über sämtliche Religionen sind O. Pfleiderers Religion und Religionen (München, J. F. Lehmann, 1911, 16 M.), K. P. Tieles Kompendium der Religionsgeschichte, bearb. von Söderblom (Berlin, Biller, 5. Aufl. 1920, 35 M.) und etwa Eberhardts Religionskunde (Gotha, F. A. Perthes, 1920, geh. 20 M.). — Für die größere Bücherei ist unentbehrlich das lexikalische Sammelwerk Die Religion in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Schiele und Zscharnack (Tübingen, Mohr, 1909—13, 5 Bde., 750 M.); durchaus für einen weiteren Kreis bestimmt und gemeinverständlich gehalten. — Zweckmäßig wäre auch P. Zellers Biblisches Handwörterbuch (Calwer Bibellexikon, Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung, 3. Aufl. 1912, vergriffen). — Eine Ausgabe der Bibel darf natürlich nicht fehlen; die von Kautzsch herausgegebene Textbibel des Alten und Neuen Testaments (Tübingen, Mohr, 2. Aufl. 1914) ist nur noch antiquarisch zu haben.

Philosophie. Von den philosophiegeschichtlichen Werken kleineren Umfangs ist zweifellos das beste: Windelbands Lehrbuch der Geschichte; jetzt bearb. von Rothacker (Tübingen, Mohr, 9./10. Aufl. 1921, 80 M.). Doch wird dies Buch allein im Lesesaal selbst der etwas größeren Bücherei nicht genügen, da es immerhin nicht elementaren Charakters ist; zudem will der einfache Benutzer in den weitaus meisten Fällen Auskunft haben über einen einzelnen Philosophen, während das Windelbandsche Buch im wesentlichen eine Geschichte der philosophischen Probleme und der zu ihrer Lösung hervorgebrachten Begriffe geben will. Man muß deshalb nach einer möglichst einfachen Darstellung in mehr chronologisch-biographischer Anordnung suchen. Trotz ihres ehrwürdigen Alters (sie erschien erstmalig vor 70 Jahren) wird Schweglers Geschichte der Philosophie manchen Bedürfnissen der kleinen Bücherei immer noch einigermaßen gerecht werden; z. Z. ist sie nur in der Sternfeldschen Bearbeitung (Reclam) erhältlich. — Uneingeschränkt kann auch empfohlen werden J. E. Erdmanns Grundriß der Geschichte der Philosophie (4. Aufl. 1896, 2 Bde., nur antiquarisch). Die größere Bücherei, die eine Geschichte der neueren Philosophie benötigt, wird am besten das Buch dieses Titels von Falckenberg anschaffen (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., 8. Aufl. 1921, 64 M.). — Namentlich für die kleinere Bücherei ist auch sehr wertvoll das Werk von Rud. Eucken: Die Lebensanschauungen der großen Denker (Berlin, Vereinigung wissensch. Verl., 15./16. Aufl. 1921, 62 M.); es hebt aus der großen Zahl der Philosophen die besonders markanten Persönlichkeiten heraus und gibt unter Betonung der großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge eine Geschichte des Lebensproblems von Plato bis zur Gegenwart. Allerdings will das Buch nicht als Nachschlagewerk benutzt, sondern gelesen sein, es kann deshalb nur neben einer Geschichte der Philosophie stehen. — Empfehlenswert ist es, auch ein

Buch in den Lesesaal zu stellen, das objektiv über Wesen, Probleme und Ziele der Philosophie überhaupt orientiert; in erster Linie ist zu denken an Külpes Einleitung in die Philosophie (Leipzig, Hirzel, 7. Aufl. 1921, 45 M.). — Ausschließlich Nachschlagewerke sind: Eislers „Philosophenlexikon" und das dreibändige „Handwörterbuch der Philosophie" (Berlin, Mittler, 1911 bzw. 1913, vergriffen); beide Werke setzen Fachkenntnisse voraus.

Kunst. Von den großen Kunstgeschichten eignet sich für den Lesesaal sehr gut die Springersche (Stuttgart, Kröner, letzte Aufl. 1920, 5 Bde., je 90 M.), die das reichste Bildmaterial und noch dazu in guter Ausführung hat; so wird dies Werk gerade für den Leser, der an einer Kunstgeschichte auch ästhetischen Genuß haben will, besonders geeignet sein. — Wissenschaftlich gründlich, mit reichlichen Literaturangaben am Schluß jedes Bandes, aber nicht so volkstümlich ist die Woermannsche Geschichte der Kunst aller Völker und Zeiten (Bibl. Institut, 2. Aufl. 1915 ff., 6 Bde.; erschienen Bd. 1—5, je 125 M.); die Darstellung ist etwas trocken, hat aber den großen Vorzug von nur einem Verfasser herzurühren. — Sehr gut ist auch die Kunstgeschichte von Lübke-Semrau (Eßlingen, Neff, 15.—17. Aufl. 1921 ff., 5 Bde., je 68 M.; Bd. 2 3. H. vergriffen, erscheint Ostern 1922 neu); ihr besonderer Vorzug liegt darin, daß sie durch Literaturangaben zu jedem Abschnitt das Studium einzelner Fragen und Gebiete erleichtert. — Für kleinere Verhältnisse eignet sich auch die Zimmermann-Knackfußsche Kunstgeschichte (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 2./3. Aufl. 1914 ff., 3 Bde., je 56,70 M.; Bd. 2 erscheint demnächst neu). — Von Darstellungen kleinen Umfangs seien genannt die von Wickenhagen (Eßlingen, Neff, 13. Aufl. 1919, vergriffen, zuletzt 48 M., Neuaufl. Frühjahr 1922) mit verhältnismäßig reichen Bildbeigaben sowie mit einem kurzen Abriß der Musikgeschichte; sodann die noch knapper gehaltene aber durchaus lesbare kleine Kunstgeschichte von Bergner (Stuttgart, Kröner, 50 M.) — Die größere Bücherei wird auch die vergriffene Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, hrsg. von Lehnert, zu erwerben suchen (Berlin, Oldenbourg, 1908/09, 2 Bde.). — Die engere Heimat berücksichtige man nach Möglichkeit; sollte ein Buch über ihre Kunstdenkmäler fehlen, so werden die amtlichen oder halbamtlichen Werke der Provinz oder des Landes, die meist mit guten Abbildungen versehen sind, viele und dankbare Benutzer finden; zumal in der größeren Bücherei sind diese Veröffentlichungen unentbehrlich. — Auch gutes Bildmaterial zur Kunstgeschichte wird man nach Möglichkeit bereitstellen, zum mindesten etwa einige Kunstmappen des Kunstwarts, oder einige Seemann-Mappen. Mit Hilfe von Wechselrahmen kann man diese gut auswerten.

Musik. Als Nachschlagewerk wird in erster Linie das allgemein eingeführte Riemannsche Musik-Lexikon anzuschaffen sein (Berlin u. Leipzig, Hesse, 8. Aufl. 1916, 120 M.), das über alle Fragen des Musiklebens gute Auskunft gibt. Daneben ist eine Geschichte der Musik erwünscht; volkstümlich ist die von K. Storck (Stuttgart, Metzler, 4. Aufl. 1920, 2 Bde., 160 M.); gründlicher die von Batka (Stuttgart, Grüninger, 1909—1916, 3 Bde., 236, 60 M.). Gut verwendbar für alle Kreise der Musikfreunde ist auch Naumanns Illustrierte Musikgeschichte, bearb. von E. Schmitz (Stuttgart, Union, 3. Aufl. 1918, 140 M.). — Für den Lesesaalgebrauch eignet sich ferner Kretzschmars Führer durch den Konzertsaal (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3./5. Aufl. 1915—19, 3 Bde., je 75 M.), der allerdings sehr viel bringt und darüber oft im einzelnen doch wieder zu kurz ist. — Auch Storcks Opernbuch (Stuttgart, Muth, 21.—23. Aufl. 1921, 25 M.) wird nicht zu entbehren sein, da es viele wissenswerte Mitteilungen, Inhaltsangaben u. dgl. m., wenn auch nichts eigentlich Musikalisches bringt. — Als Nachschlagewerk für kleine Verhältnisse sei noch genannt Spemanns Goldenes Buch der Musik (Stuttgart, Spemann), das 3. H. vergriffen ist, von dem jedoch eine Neuaufl. vorbereitet wird.

Erdkunde. Von den Werken über die gesamte Erdkunde eignen sich als Nachschlage- und Studienbehelf besonders: Seydlitzs Handbuch der Geographie, bearb. von Oehlmann (Leipzig u. Breslau, Hirt, letzte Aufl. 1914 vergriffen, Neuaufl. voraussichtlich 1922), und das größere von Scobel herausgegebene Geographische Handbuch (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 5. Aufl. 1909, 2 Bde., 91,80 M.). — Lediglich die Länderkunde mit Ausschluß der allgemeinen Erdkunde behandelt in klarer übersichtlicher Anordnung W. Sievers Allgemeine Länderkunde (Kleine Ausg., Bibl. Institut, 1907, 2 Bde., vergriffen), mit zahlreichen Karten, Profilen und Tafeln ausgestattet. — Von kleineren Atlanten war besonders empfehlenswert Velhagen & Klasings Kleiner Handatlas (2. Aufl. 1912, vergriffen), von dem keine Neuaufl. angezeigt ist. — Die großen Atlanten von Andree (Velhagen & Klasing, 7. Aufl. 1921, 750 M.) und von Stieler (Gotha, J. Perthes, 10. Aufl. im Ersch., etwa 54 Lief. zu je 7,50 M.) können wegen des hohen Preises oftmals selbst für größere Büchereien kaum noch angeschafft werden. — Für die kleinere Bücherei sei deshalb noch genannt der in Neuausgabe von 1920 vorliegende Meyersche Kleine Handatlas (Bibl. Institut, 85 M.), der 42 Haupt- und 26 Nebenkarten enthält, aber nur ein bescheidenes Format hat (17 × 26 cm).

Für Deutschland insbesondere sei empfohlen Ules Deutsches Reich (Leipzig, Brandstetter, 1915, 30 M.), eine geographische Landeskunde für einen weiteren Kreis. — Auch die engere Heimat vergesse man nicht; manche Länder und Provinzen besitzen ganz vorzügliche landeskundliche Darstellungen. Auch Karten der engeren Heimat dürfen nicht fehlen; nötigenfalls benutze man die von der staatlichen Landesaufnahme herausgegebenen neuen „Umgebungskarten" und „Kreiskarten", die durch den Buchhandel zu beziehen sind (Maßstab 1 : 100000). — Adreßbücher, soweit Bedarf vorhanden ist, sind gleichfalls nötig. Reiseführer (Bädecker oder Meyer in erster Linie) wird man gleichfalls in bescheidenem Umfange anschaffen.

Geologie. Empfehlenswert ist Neumayrs Erdgeschichte (Bibl. Institut, 3. Aufl. 1920, 2 Bde., erschienen Bd. 1, 135 M.), die sowohl die allgemeine wie die besondere Geologie umfaßt. — Als Einführungswerk für den Lesesaal auch geeignet ist Walthers Vorschule der Geologie.

Für Deutschland insbesondere sei Walthers Geologie von Deutschland empfohlen (Leipzig, Quelle & Meyer, 3. Aufl. 1921, 50 M.). — Man denke auch hier an die engere Heimat; es gibt eine große Anzahl zum Teil recht guter geologischer Wanderbücher für einzelne Teile Deutschlands; und gerade die Geologie findet leicht ihre Freunde, wenn sie Landschaften betrachtet, die jedem vertraut sind und deren Formen vielleicht schon hier und da zu Fragen Anlaß gegeben haben.

Naturwissenschaften. In dem Handbuch der Naturwissenschaften (Jena, Fischer, 1912—15, 10 Bde., in Halbleinen 1800 M.) besitzen wir zwar eine ganz vorzügliche Bearbeitung des gesamten Gebietes, nur setzt das Werk beim Benutzer manche Kenntnisse voraus, auch wirkt die lexikalische Aufteilung nicht gerade anregend. So unentbehrlich das Werk für die große Bücherei ist, die kleinere kann es entbehren, zumal der Preis auch nicht niedrig ist. Im folgenden seien einige mehr volkstümliche Werke über die einzelnen Gebiete der Naturwissenschaften angegeben:

Sternkunde. Das Interesse für Astronomie ist besonders bei jüngeren Lesern häufig recht lebhaft, wenn auch manchmal zunächst auf die Kenntnis der Sternbilder beschränkt. Man komme diesem Interesse entgegen durch Anschaffung einer drehbaren Sternkarte, wie sie im Kosmos-Verlag erschienen ist. — Von Sternatlanten seien genannt: Littrows Atlas des gestirnten Himmels, hrsg. von Plaßmann (Berlin, Dümmler, 2. Abdr. 1920, 11 M.), trotz kleinen Formates für kleine Büchereien ausreichend. — Etwas größer (31 : 25,5 cm) ist R. Schurigs Himmels-

atlas (Leipzig, Gaebler, 4. Aufl. 1921, 24 M.). — Von volkstümlichen Darstellungen der Astronomie sei an erster Stelle genannt Newcomb-Engelmanns Populäre Astronomie, hrsg. von Ludendorff (Leipzig, Engelmann, 1921, 95 M.); ohne mathematische Kenntnisse vorauszusetzen führt dies Buch durchaus ernsthaft in die Fragen der Astronomie ein, mit das beste Buch dieser Art. — Empfehlenswert sind auch: Plaßmanns Himmelskunde (70 M.), Diesterwegs Populäre Himmelskunde, hrsg. von Schwaßmann, und Bürgel, Aus fernen Welten (61,25 M.), die auch sämtlich in neuen Auflagen vorliegen; Plaßmanns Buch setzt allerdings einfache mathematische Kenntnisse voraus.

Für die Astrophysik insbesondere besitzen wir ein ausgezeichnetes volkstümliches Werk in Scheiners Buch dieses Titels (Leipzig, Teubner, Neuaufl. im Ersch., etwa 120 M.).

Physik. Das beste der Bücher, die ganz allgemeinverständlich geschrieben sind und schlechthin nichts voraussetzen, ist Pfaundlers Physik des täglichen Lebens (Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst., 4. Aufl. 1919, 36 M.); doch ist für den Lesesaalgebrauch etwas störend die Einteilung in „Lektionen". — Sehr gut ist auch das schon umfangreiche Werk von L. Graetz, die Physik mit Berücksichtigung ihrer Anwendungen (Leipzig, Verl. Naturwissenschaften, 1917, 84 M.); es führt schon ziemlich weit in die Einzelheiten ein und ist besonders deshalb wertvoll, weil es gerade die Verwertung der Theorie in der Praxis ziemlich eingehend behandelt und so den engsten Zusammenhang mit dem Leben wahrt. — Das Gleiche gilt von Graetz Elektrizität und ihre Anwendungen (Stuttgart, Engelhorn, 20. Aufl. 1921, 80 M.).

Chemie. Ostwalds Schule der Chemie (Braunschweig, Vieweg, 4. Aufl. 1919, 28 M.) ist wohl das beste, allen Kreisen zugängliche Werk über Chemie, das für kleinere Büchereien einstweilen ausreicht, denn im allgemeinen ist die Nachfrage nach chemischen Werken nicht gerade groß.

Botanik. Nicht zahlreiche aber sehr gute Pflanzenbilder nebst kurzen textlichen Erläuterungen bieten Schmeil-Fitschens Pflanzen der Heimat (Leipzig, Quelle & Meyer, 2. Aufl. 1913, 80 Taf., 1 Bd., 26 M.). Eine willkommene Ergänzung hierzu sind Grambergs Pilze der Heimat (ebenda, 3. Aufl. 1922, etwa 90 M.); die farbigen Abbildungen zeigen die Pilze in ihrer natürlichen Größe und in verschiedenen Ständen ihrer Entwicklung; der sehr gut orientierende Text gibt nebenbei auch Anweisung zur Bereitung von Pilzgerichten. — Ein guter Pflanzenatlas etwas größeren Umfangs ist Hoffmann und Dennerts Botanischer Bilderatlas (Stuttgart, Schweizerbart, Neudruck im Ersch., Preis steht noch nicht fest); er hat 613 Abb. auf 74 Taf. und enthält auch Bestimmungstafeln, wodurch er gleichzeitig eine „Flora" ersetzt; die Einleitung gibt einen kurzen Überblick über Anatomie, Morphologie und Physiologie der Pflanzen. — Will man ein Pflanzen-Bestimmungsbuch bereitstellen (unbedingt nötig ist es wohl nicht, da diese Bücher am besten am Fundort der Pflanze selbst gebraucht werden), so wird man vor allem an Boerners Flora für das deutsche Volk denken (Leipzig, Voigtländer, 1912, 3. Z. leider vergriffen); sie gewährt dem Laien eine willkommene Erleichterung insofern, als sie zunächst ohne jede Rücksicht auf das wissenschaftliche „System" nach dem Aussehen leicht kenntliche Pflanzengruppen bildet, und dann erst zum Bestimmen einzelner Arten und Gattungen schreitet. — Ein sehr schönes pflanzenbiologisches Werk für den Lesesaal ist Kerner von Marilaun, Pflanzenleben (Bibl. Institut, 3. Aufl. 1913—16, in Halbleinen je 125 M.); dies altbewährte Werk hat in der neuen Hansenschen Bearbeitung eine Erneuerung erfahren, die es auch als wissenschaftlich zuverlässig erscheinen läßt; besondere Vorzüge sind übersichtliche Anordnung und gute Bildausstattung, sowie lebendige Darstellung. — Gleiche Vorzüge hat War-

burgs Pflanzenwelt, die die einzelnen Pflanzen verzeichnet und beschreibt (Bibl. Institut, 1913—21, 3 Bde., in Halbleinen je 135 M.).

Zoologie. Das bekannte zoologische Werk Brehms Tierleben, das in der Neubearbeitung von O. zur Straßen die neueren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung verwertet hat, wird selbst von etwas größeren Büchereien wegen des hohen Preises heute kaum erworben werden können (Bibl. Institut, 4. Aufl. 1911 ff., 13 Bde., in Halbleinen je 125 M.). Vielfach wird man sich mit der Volksausgabe, dem sogen. Kleinen Brehm (ebenda, 3. Aufl. 1913 ff., 4 Bde., in Halbleinen je 125 M.) begnügen müssen, der für die kleinere Bücherei vollauf genügt, zumal er gerade die deutsche Tierwelt besonders berücksichtigt und immerhin schon einen erheblichen Geldaufwand verlangt. — Neben dem Brehm ist zu empfehlen Hesse und Doflein, Tierbau und Tierleben (Leipzig, Teubner, 1910/14, 2 Bde. Beim Verlag nur noch die Luxusausg., 400 M.). Bd. 1 betrachtet den Tierkörper als selbständigen Organismus, Bd. 2 das Tier als Glied des Naturganzen. Es ist ein durchaus allgemeinverständliches Werk, das gute Illustrationen enthält und bei lebendiger Darstellung die Resultate vieler äußerst interessanter Beobachtungen vermittelt, und zu selbständiger Beobachtung anzuregen vermag. — Empfehlenswert wird es sein, neben diesen großen Werken auch noch je eins der zahlreichen Vogel-, Schmetterlings-, Käfer- und Aquarienbücher bereitzuhalten.

Menschen- und Völkerkunde. Größter Beliebtheit erfreut sich mit Recht immer noch das volkstümliche Werk von Joh. Ranke, Der Mensch (Bibl. Institut, 3. Aufl., 1911/12, 2 Bde., in Halbleinen 250 M.), das beides, Menschen- und Völkerkunde, in ausreichendem Maße bringt. Eine kleine Ausgabe (2 Bde. 86 M.) ist neuerdings erschienen. — Wegen seines vorzüglichen Bildmaterials ist für den Lesesaal hervorragend geeignet Konrad Günther, Vom Urtier zum Urmenschen, ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. (Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 2. Aufl. 1912. 2 Bde. Vergr.) — Angeschlossen mögen hier einige volkstümliche Bücher medizinischen Inhalts genannt werden, die sich für den Lesesaal eignen: Bock, Das Buch vom gesunden und kranken Menschen (Stuttgart, Union, 18. Aufl. 1920. 78 M.); es gibt einleitend die Lehren der Anatomie und Physiologie wieder und enthält im Hauptteil Krankheitsbeschreibung und -behandlung. — Ganz vorzüglich ist auch das umfangreichere Sammelwerk Die Gesundheit, ihre Erhaltung, ihre Störungen, ihre Wiederherstellung, hrsg. von Koßmann und J. Weiß (Stuttgart, Union. 2. Aufl. 1919. 2 Bde. 160 M.), in dem gründliche Kenner der einzelnen Gebiete besonders in die Krankheitslehre einführen. — Wertvoll ist für den Lesesaal auch ein Werk über die Bedeutung der Leibesübungen, etwa F. A. Schmidt, Unser Körper, Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen (Leipzig, Voigtländer. 5. Aufl. 1920. 70 M.), oder das kleinere Buch von Joh. Müller, die Leibesübungen, ihre Anatomie, Physiologie und Hygiene (Leipzig, Teubner. 1914. 36 M.).

Recht. Eine gute, wirklich volkstümliche Darstellung des Rechts fehlt. — Wo das Bedürfnis vorliegt, ein das Gesamtgebiet umfassendes Werk im Lesesaal zu haben, wird man am besten die Holzendorff-Kohlersche Enzyklopädie der Rechtswissenschaft (Berlin, Verein. wiss. Verl., 7. Aufl. 1913—15. 5 Bde. 180 M.) anschaffen; es sei aber darauf hingewiesen, daß dies Werk natürlich in sehr vielen Teilen infolge Weiterbildung und Änderung des Rechts in Krieg und Revolution praktisch veraltet ist. — Eine knappe, aber gute Übersicht über die wichtigsten Gebiete des Rechts gibt auch der Band Systematische Rechtswissenschaft der „Kultur der Gegenwart" (2. Aufl. 1913. 84 M.). — Sehr praktisch für den täglichen Gebrauch ist das auch viele rechtliche Fragen beantwortende Buch von Johnson „Was willst du wissen?" (Leipzig, Engelhardt. Neuaufl. 1922. 120 M.); es gibt

sonst Auskunft über alle Fragen des geschäftlichen Lebens und ersetzt für die kleinsten Verhältnisse zugleich ein Buch über Handelswissenschaften.

Von einzelnen Gesetzen sind bei allerknappster Bemessung des Nötigen unbedingt bereitzustellen: Das Bürgerliche Gesetzbuch; die beste der kleinen kommentierten Ausgaben ist die von Achilles-Greiff aus der Guttentagschen Sammlung deutscher Reichsgesetze (Letzte Aufl. 1920. 50 M.), doch ist die Art der Erläuterung für den Benutzer ohne Sachkenntnisse wenig geeignet; insofern ist vorzuziehen die gemeinverständlich erläuterte Ausgabe von Rosenfeld (Schneidemühl, Roethe. Neuaufl. in Vorb. Preis unbestimmt). Will man auch eine systematische Darstellung des bürgerlichen Rechts im Lesesaal haben, so ist zunächst an die 5 Bändchen von Bernhöft zu denken: Das neue Bürgerliche Recht (Stuttgart, Moritz, 45 M.), die allerdings nicht gerade anregend geschrieben sind. — Von größeren Werken wären zu empfehlen: Engelmann, Das bürgerliche Recht Deutschlands (Berlin, Verein. wiss. Verl. 6. Aufl. 1913. 48 M.), das zudem auch das Handelsrecht mitbehandelt; für noch weitergehende Bedürfnisse Cosacks Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts (Jena, Fischer. 7. Aufl. im Erscheinen.) Beide Werke sind indessen nicht mehr volkstümlich; doch hat Cosacks Buch den Vorteil, daß es sehr klar geschrieben ist und viele praktische Beispiele bringt.

Vom Strafgesetzbuch mag die von Liszt und Delaquis erläuterte Ausgabe (Guttentagsche Sammlung. Letzte Aufl. 1920. 23 M.) ausreichen; eine gute volkstümliche Ausgabe gibt es kaum.

Von der Reichsverfassung liegt eine gut erläuterte, immerhin auch noch für weitere Kreise brauchbare Ausgabe von Giese vor (Berlin, Heymann. 3. Aufl. 1921. 18 M.), von demselben auch eine Ausgabe der Preußischen Verfassung (Ebenda. 2. Aufl. 1921. 18 M.).

Vom Betriebsrätegesetz ist eine gute und verhältnismäßig einfach erläuterte Ausgabe im Vorwärts-Verlag erschienen (1921. 15 M.).

Weitere Gesetzesausgaben wird man je nach Bedarf einstellen können; vor allem sei das Gebiet der sozialen Gesetzgebung zur Berücksichtigung empfohlen.

Unbedingt nötig ist eine **Bürgerkunde**, am besten die von A. Giese (Leipzig, Voigtländer, 10. Aufl. 1921, kart. 15 M.), die sich seit langem bewährt hat als Führer durch das gesamte Staats-, Rechts- und Wirtschaftsleben; das Buch besitzt auch ein einigermaßen gutes Schlagwortverzeichnis und ist so auch zu schneller Orientierung brauchbar. — Das früher für ähnliche Zwecke, namentlich aber auch für den Nachweis der für die einzelnen Staatseinrichtungen und für alle Lebensverhältnisse einschlägigen Gesetze und Verordnungen sehr bequeme „Handbuch der Verfassung und Verwaltung" von Hue de Grais liegt leider in einer den veränderten Verhältnissen angepaßten Bearbeitung nicht vor.

Volkswirtschaft. Eine gute volkstümliche Volkswirtschaftslehre ist die von Karl Jentsch, jetzt bearb. von A. R. Rose (Leipzig, Grunow. 6. Aufl. 1920. 32 M.). — Gut ist der Conradsche Grundriß der politischen Ökonomie (Jena, Fischer. Letzte Aufl. 1920/21), der im ganzen wohl trocken geschrieben ist und ganz den Charakter eines Lehrbuchs hat; er bringt aber recht viel Tatsächliches, auch Zahlenmaterial. Im allgemeinen genügen die drei ersten Bände: Nationalökonomie (60 M.), Volkswirtschaftspolitik (beim Verlag z. Z. vergr.) und Finanzwissenschaft (48 M.). — Sehr zu empfehlen ist auch das Elstersche Wörterbuch der Volkswirtschaft (Jena, Fischer. 2. Aufl. 1910/11), von dem in absehbarer Zeit keine Neuauflage zu erwarten ist.

Für die **Handelswissenschaft** sei vor allem das alle Gebiete dieses Wissenszweiges umfassende Werk von G. Obst empfohlen: Das Buch des Kaufmanns (Leipzig, Poeschel. 5. Aufl. 1920. 120 M.). — Ähnlich ist L. Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute. Hrsg. von Eckert. (Leipzig, Gloeckner. 58 Aufl. 1920. 120 M.)

Technik. Eine kurze, äußerst lebendig geschriebene Geschichte der großen technischen Leistungen ist Feldhaus' Buch: Ruhmesblätter der Technik (Leipzig, Fr. Brandstetter. Neue Aufl. 1922. Preis noch unbestimmt.) Doch ist es für den Lesesaal reichlich knapp. — Das umfangreiche 10bändige Buch der Erfindungen (Leipzig, Spamer) ist wohl vielfach noch vorhanden, allerdings doch schon stark veraltet. — Sehr gut ist das von Geitel herausgegebene Werk „Der Siegeslauf der Technik" (Stuttgart, Union, 2. Aufl. 1913/14. 3 Bde. Vergr. Neuaufl. in Vorbereitung.) — Genannt sei auch das von Miethe herausgegebene Sammelwerk: Die Technik im XX. Jahrhundert (Braunschweig, Westermann 1911—20. 4 Bde. und 2 Erg.-Bde. — Bd. 1—4 vergr. Erg.-Bd. 1. 2. 65 M. u. 95 M.), das sehr sachlich und gediegen, jedoch nicht so volkstümlich ist. — Geeignet für den Lesesaal ist auch das sehr schön illustrierte Werk von A. Fürst: Die Welt auf Schienen (München, Langen. 1918. 120 M.), das alles Wissenswerte über die Eisenbahn in guter Darstellung zusammenfaßt.

Gartenbau und Landwirtschaft werden am besten durch folgende Werke im Lesesaal vertreten sein: Böttners Gartenbuch für Anfänger. (Frankfurt a. O., Trowitzsch. 14. Aufl. 1921. 50 M.), daneben das alle Gebiete des Gartenbaues berücksichtigende Illustrierte Gartenbau-Lexikon (Berlin, Parey, 3. Aufl. vergriffen.) Je nach örtlichen Sonderbedürfnissen wird man etwa noch Böttners Gemüsegärtnerei oder Böttners Lehrbuch des Obstbaues (Frankf. a. O., Trowitzsch, 10. bzw. 7. Aufl. 33 bzw. 48 M.) dazustellen müssen. — Für die Landwirtschaft sei vor allem empfohlen das Illustrierte Landwirtschafts-Lexikon (Berlin, Parey. 5. Aufl. 1920. 160 M.), das über alle einschlägigen Fragen zuverlässige Auskunft erteilt.

Zur Bildung unserer schriftsprachlichen Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit.

Kürzlich ist im Teubner'schen Verlag eine von Studienrat Wilhelm Schneider herausgegebene Sammelschrift „Meister des Stils über Sprach- und Stillehre"*) erschienen, in der sich 36 deutsche Dichter und Schriftsteller (doppelt so viele waren gefragt) mehr oder weniger ausführlich und eindringlich zu der Frage äußern, ob und wie man guten Prosastil lehren, bzw. lernen könne. Selten hat eine solche Umfrage ein für die Beurteilung der fraglichen Sache wie für die Beurteilung der Befragten gleich wertvolles Material eingebracht und nie — gerade in dieser doppelten Hinsicht — ein Material, von dem wir Büchereibeamte so viel Nutzen ziehen können. Da ich mich in meinen „buchkritischen Übungen" an der Berliner Büchereischule während der letzten 6 Jahre in der von den gewichtigsten Stimmen unseres Büchleins geforderten Richtung selbst bemüht habe, sei mir gestattet, zur Erschließung jenes Nutzens eigene praktische Erfahrungen wenigstens andeutungsweise heranzuziehen.

Alle 36 Zeugen stimmen darin überein, daß die schriftsprachliche Ausdrucksfähigkeit unserer Jugend durch die Schule nicht so gebildet werde, wie es im Interesse einer deutschen Volkskultur durchaus notwendig sei, ja daß sie gerade dort, in die spanischen Stiefel ungemäßer, namentlich literarischer und moralischer Aufsatzthemen geschnürt, in öde Redensartlichkeit verbildet werde. Bei den vielfachen Reformvorschlägen kehrt dann am häufigsten die Forderung wieder, den zu Schulenden sich zunächst in der mündlichen Ausdrucksfähigkeit üben zu lassen und

*) Beiträge zeitgenössischer Dichter u. Schriftsteller zur Erneuerung des Aufsatzunterrichts. VIII, 138 S. 15 Mk.

ihm sowohl für diese als für die daran anschließenden schriftlichen Ausdrucksübungen Aufgaben zu stellen, bei denen es überhaupt nicht auf „Stil" ankomme, sondern auf eine klare und eindringliche Mitteilung von Tatbeständen, die der Schüler selbst mit Interesse beobachtet hat; wobei er dann rasch dahinterkommen werde, daß Sprachrichtigkeit und sachliche Genauigkeit in engster Verbindung miteinander stehen. Stil im engeren Sinne aber, meinen viele der Beiträger, sei nicht lehrbar, denn er sei „Ausdruck des Persönlichen", ja geradezu „das persönlichste Eigentum des Schriftstellers"; wir brauchen jedoch nur hinzuzufügen: also etwas Organisches, nicht etwas Mechanisches, ein Gewächs, nicht ein bloßes Fabrikat, um zu erkennen, daß jene ablehnende Folgerung bloß den rationalistischen Aberglauben an die Möglichkeit mechanischer Übermittlung fertiger Lebensresultate, dinghafter Persönlichkeitswerte trifft, nicht aber den Glauben an die stilentwickelnde Wirkung einer planmäßigen „handwerklichen" Pflege unseres schriftsprachlichen Eindrucks- und Ausdrucksvermögens, an die Belebung, Reinigung und Verfeinerung unseres durch neuzeitliche Sprachliederlichkeit schwer gefährdeten Sprachinstinktes, an die in sinngemäßer Ein- und Ausschaltung von Hemmungen sich betätigende „Erziehung" des in jedem Menschen wurzelhaft vorhandenen sprachlichen Gestaltungstriebes. Wer mit Kolbenheyer (siehe dessen psychologisch äußerst fruchtbaren und eigenwüchsigen Beitrag) der Meinung ist, der eigentliche Prosastil fange erst dort an, wo die Rede zur „Schreibe" werden muß (vgl. Fr. Th. Vischers vielmißbrauchtes Wort: „Eine gute Rede ist eine schlechte Schreibe"), denn bei der schriftsprachlichen Mitteilung müßten alle Feuerzeichen der Seele aus dem geschriebenen Worte selbst hervorbrechen, müsse dieses also in höchstem Maße mit Persönlichkeit geladen sein — ja gerade wer so dem schriftsprachlichen Ausdruck ein höchstes künstlerisches Ziel setzt, wird die Bildung des „Sinnes für Prosastil" als eine der wichtigsten Lehraufgaben zum mindesten der höheren Schule anerkennen (erst recht aber natürlich aller Lehreinrichtungen die geradezu literarischen Berufen dienen). Und zwar liegt die Sache nicht so, daß sich der Lehrende dabei im Wesentlichen auf die Erfolge verlassen müßte, die er oder seine Mitlehrenden auf dem Gebiet der eigentlichen Charakterbildung oder gar der ethischen Belehrung ihrer Schüler erzielen, daß also bei der Erziehung zum Prosastil eine Art mittelbaren Bildungsverfahrens stattfinden müßte. Vielmehr ist eben die Weckung und Verfeinerung des schriftsprachlichen Stilgefühles selbst eines der mächtigsten Mittel zur Entwicklung bewußter Persönlichkeit. Daher denn auch der rechte „Erzieher zum Prosastil" tief durchdrungen sein wird von der Überzeugung, „daß kaum eine andere Schulung geeignet ist, die Gabe innerer und äußerer Beobachtung zugleich mit der Selbstzucht in der Erfahrung eigener Grenzen und der Ehrfurcht vor dem Können anderer so sehr zu wecken und zu fördern, wie der bemeisterte Kampf mit der Unvollkommenheit des eigenen Ausdrucksvermögens einem tiefen Erlebnisse gegenüber." (Kolbenheyer).

Wo aber braucht ein Beruf dringender und in weiterem Ausmaße als der unsrige Erziehung zum Prosastil und Erziehung zu fester, bewußter Persönlichkeit, die sich als ruhender Pol in der literarischen Erscheinungen Flucht behauptet? Was ist kläglicher, als wenn ein Verwalter deutscher Erzählungskunst in seinen eigenen ästhetischen und pädagogischen Werturteilen von der wetterwendischen, „weitherzigen" Massensuggestion des literarischen Tageskurses oder von der anmaßenden Ausschließlichkeit eines einzelnen literaturkritischen Turmhahnes abhängig ist? Wie viel wert ist es namentlich für den Anfänger, der sich noch leicht durch einen Literatentrick tiefere Bedeutungen vortäuschen läßt, wenn er ein Werk neuester Erzählungskunst wenigstens auf seine „handwerkliche" Gediegenheit hin zuverlässig prüfen kann; und dazu eben gehört außer der Einsicht in die Beherrschung der epischen Kunstmittel durch den Dichter (über die Anleitung zu ihr vielleicht später

einmal) die Erfassung seines Stiles*). Ja wir dürfen getrost weitergehen und verlangen, daß jeder Büchereibeamte von dem, was er an dem Stil eines Erzählers, bzw. eines Werkes erlebt hat, in knapper, klarer, auf die berufliche Nutzanwendung abgezielter schriftlicher Darstellung („Kritikenapparat") Rechenschaft abzulegen lerne, daß er also selbst seine (als Vorübung äußerst wichtigen) mündlichen Gelegenheitsäußerungen über Werke deutscher Prosakunst steigern lerne in — wenn eine sprachlich kühne Zusammenfassung erlaubt ist — Verwortung einer Hochspannung seiner Persönlichkeit.

Dieser Aufgabe kämen wir in Erziehung und Selbsterziehung viel leichter bei, wenn die Schule wenigstens so weit vorgearbeitet hätte, daß sie das Verständnis für den Satz als Funktion weckte. Aber sie bleibt gerade im deutschen Unterricht fast überall stehen bei der „Grammatik" im Sinne einer Anatomie der Sprache, anstatt sie auszuwerten in eine Physiologie der Sprache. (Daß bei den Absolventinnen unserer Lyzeen selbst der Sinn für jene elementarste Sprachrichtigkeit oft verwahrlost ist — vgl. die falsch bezogenen Partizipialkonstruktionen, die nicht oder falsch flektierten Appositionen usw. — lasse ich hier beiseite.) Wo bleibt der Sinn für die Spannkraft und die Spannweite eines Satzes, für seine jeweilige Belastungsmöglichkeit durch relativische oder parenthetische Einschaltungen und Zusätze, für seine Verstrebung durch Mittel- oder Endstellung (gegebenenfalls durch Teilung) seines Zeitwortes, für die Schrägheitswirkung der Konjunktive**), für die Signal-

*) Von den Beispielen aus der neueren deutschen Erzählungsliteratur, welche ich in dieser Hinsicht bei buchkritischen Übungen besonders fruchtbar gefunden habe, seien folgende Romane und Novellen genannt (deren literarischen Wert ich jedoch selbstverständlich damit nicht gleichsetze, daß ich sie alle als didaktisch vollwertige Stilbeispiele bezeichne): Berend: Frau Hempels Tochter. Böhlau: Kußwirkungen. Böhlau: Sommerseele. Dauthendey: Raubmenschen. Dreyer: Ohm Peter. Grimm: Der Ölsucher von Duala. Grimm: Die Olewagen-Saga. Hesse: Knulp. Fr. Huch: Der Gast. Kolbenheyer: Meister Joachim Pausewang. Kolbenheyer: Montsalvasch. Kolbenheyer: Parazelsus I u. II. Mühlau: Hauptmann Hamtiegel. Nabl: Das Grab des Lebendigen. Paquet: Kamerad Fleming. Schäfer: Anekdoten (besonders: Die Béarnaise, Die Gräfin Hatzfeld, Vom Schwarzversiegelten, Beethoven und das Liebespaar, Der Brief des Dichters, Das fremde Fräulein und Der Cellospieler). Schäfer: Lebenstag eines Menschenfreundes. Schieber: Ludwig Fugeler. Schmitthenner: Friede auf Erden. Schussen: Medard Rombold. Spitteler: Die Mädchenfeinde. Storm: Im Sonnenschein. Strauß: Der Engelwirt. Strauß: Freund Hein. Supper: Der Heß und sein Buch. Supper: Die Schachtel der alten Mine. L. Thoma: Bismarck. L. Thoma: Kabale und Liebe.

**) Wenn nicht wenigstens noch die irreale Redeweise den Konjunktiv der Vergangenheit unentbehrlich machte (man liest heutzutage allerdings auch schon Indikative in Als ob-Sätzen!), wären längst unsere meisten deutschen Landsleute so weit, daß sie zwar keineswegs im Französischen oder im Lateinischen, sofern sie diese Sprachen auch nur einigermaßen „können", wohl aber in ihrer Muttersprache ganz ohne Konjunktive auskämen. Es bedarf keines Beweises, daß durch solche Abstumpfung des Sprachgefühles nicht nur der logische Reichtum unserer Sprache leichtfertig verschüttet wird, sondern vor allem die unersetzliche, bildhafte Tiefenwirkung preisgegeben wird, die in der Kunst der „indirekten Rede" (vgl. besonders Keller!) zu einem außerordentlich feinen Mittel epischer Spannungsabwandlung entwickelt werden kann. — Sehr schlimm ist auch die Gedankenlosigkeit, mit welcher der Konjunktiv der Vergangenheit sinnentstellend, weil irreal wirkend, für den Konjunktiv der Gegenwart gebraucht wird „er sagte, daß er käme" statt „daß er komme", oder „daß er gekommen wäre" statt „daß er gekommen sei"). Diese Lässigkeit findet

und Pausenwirkung der Satzzeichen*), kurz für alle die dynamischen Fragen, von deren teils instinktiver teils absichtlicher Beherrschung jene geheimnisvoll „freie“ Rhythmisierung abhängt, welche dem Leser als dichterische Beseelung eines Stückes Prosa zum Bewußtsein kommt. Früher, als man noch eine große Zahl von „Sprüchen“ in Luthers unvergleich rhythmisierter Sprache jedem sozusagen ohrenfällig machte, indem man sie ihn auswendig lernen ließ, war wenigstens die Möglichkeit allgemein gegeben, durch ein großes, der Erinnerung eingeprägtes Vorbild den eigenen Sinn für die Dynamik „prosaischer“ Sätze lebendig zu erhalten. Jenes „Memorieren“ ist abgekommen — vom religiösen Standpunkt aus wohl weithin mit Recht — aber nichts ist an seine Stelle getreten, was seine sprachbildnerischen Nebenwirkungen ersetzen könnte. Denn für den deutschen Unterricht war Prosa immer, „nehmt alles nur in allem“, das Gegenteil von Dichtung. Für die schriftsprachliche Selbsterziehung ist daher die erste Vorbedingnug, um allmählich wieder Prosa lesen und Prosastil beurteilen zu lernen: alle Prosa, die Anspruch auf künstlerische Geltung macht, mindestens so lange grundsätzlich laut zu lesen, bis nach Jahr und Tag das Auge auch beim äußerlich stummen Lesen, zu dem man dann zurückkehren kann, die feinste Klangwirkung mit auflieſt. Auch versäume man gerade bei den großen Prosakünstlern nicht, sich gelegentlich zu überlegen, wie ein Schreiber minderen Ranges, also z. B. man selbst, einen ihrer rhythmisch vollendeten Sätze gestaltet hätte, wobei dann die Selbsterkenntnis nicht ausbleiben kann, daß uns Rhythmus und Melodie und meist überdies alle Feinheit der Bildlogik zum Teufel gegangen wäre**).

---

sich sogar bei bedeutenden, sonst sprachlich sorgfältigen Erzählern der Gegenwart. (Es ist übrigens ungemein interessant, zu sehen, wie unser Sprachgefühl in den seltenen Fällen, in denen sich der Indikativ und der Konjunktiv der Gegenwart nicht voneinander unterscheiden lassen, ausnahmsweise den Konjunktiv der Vergangenheit verlangt, trotz des entstehenden irrealen Scheines, nur um den konjunktivischen Klang nicht entbehren zu müssen, z. B. „er sagte, ich hätte ihn getreten“, dagegen „er sagte, sie habe ihn getreten“).

*) Besonders sei auf den Strichpunkt (das Semikolon) hingewiesen, diese „Taille des Satzes“, wie ihn D. Fr. Strauß in seiner reizenden kleinen Stilsatire „Der Papierreisende“ genannt hat. Er stirbt immer mehr aus und wird nächstens nur noch in sprachlichen „Naturaliensammlungen“ ausgestopft zu sehen sein.

**) Z. B. wenn der herrliche Satz aus Kellers Legende „Die Jungfrau und die Nonne“: „Innen war es (das Kloster) voll Frauen, schöne und nichtschöne, welche alle nach strenger Regel dem Herrn dienten und seiner jungfräulichen Mutter“ geheißen hätte: „Darinnen aber befanden sich viele Frauen, sowohl schöne als häßliche, die alle dem Herrn und seiner jungfräulichen Mutter nach strenger Regel dienten“. Aus welchem Beispiel man übrigens gleich noch zwei andere Dinge ersieht, nämlich einmal, was für grammatikalische Härten (das unflektierte „schöne und nichtschöne“) ein solch wallender Rhythmus zu verhüllen vermag, und zum anderen, daß Keller wie andere bedeutende Prosaiker der neueren Literatur ruhig das von Wustmann (später) geächtete „welche“ gebraucht, wo es klanglich hingehört oder wo „der, die, das“ dem ersten Blicke als Artikel erscheinen müßten. — Ein solchermaßen „gereinigtes Ohr“ wird dann auch im eigenen Stil jede Anwandlung von Superlativismus sofort bemerken und also meist deutlich spüren, in welchen Fällen z. B. „ein schönes Wort“ mehr ist als „ein sehr schönes Wort“. Und die Erkenntnis, daß nicht durch bloße Summierung von Ausdruckmitteln, sondern vielmehr durch ihre knappste, aber multiplizierende Wahl und Zusammenstellung Ausdrucksstärke entsteht, wird dann langsam aber sicher „stilisierend“ wirken.

Ja vor allem auch der Bildlogik! Denn hier versäumt die Schule am allermeisten. Sonst wäre es auch einfach nicht möglich, daß sich ein an schauender Phantasie und an ordnendem Verstande so hochbegabtes Volk wie das deutsche von sogenannten Schriftstellern (um von den Zeitungs- und Kanzleischreibern ganz zu schweigen!) eine solche Verwüstung der Bildlichkeit seiner Sprache gefallen ließe. Und gerade hier hätte die Schule mehr Nothelfer zur Verfügung, als sie je brauchte: In den letzten zwei Menschenaltern ist uns Deutschen eine Fülle bedeutender Erzählungen geschenkt worden, unter denen sich viele befinden, deren sprachliche Bildkraft durch hingebende und kluge Führung auch den 16—18jährigen schon wesentlich erschlossen werden kann. (Bei fortschreitender Reife des Denkens und Erlebens läßt sich dann der Kreis dieses Lehrstoffes immer mehr erweitern; besonders auch dadurch, daß nun philosophische Schriften, z. B. Nietzsches 2. und 3. „Unzeitgemäße Betrachtung" in ihrer tiefen und reichen Bildlichkeit, herangezogen werden können.

Da diese Zeilen nichts sein wollen und auf so beschränktem Raum auch nichts sein können als eine Anregung, bzw. ein Mahnruf, muß ich es mir versagen, die didaktischen Ratschläge der einzelnen „Meister des Stiles" hier aufzuzählen und mit meinen eigenen Lehrgepflogenheiten und Lehrerfahrungen zu konfrontieren. (Am dankbarsten wäre ein solches Verfahren hinsichtlich des Beitrages von Josef Ponten, mit dem meine Praxis zu meiner freudigen Überraschung in fast allen Einzelheiten völlig übereinstimmt.) Ich möchte für heute den obigen grundsätzlichen Erörterungen und Forderungen nur noch den Rat hinzufügen, daß jeder junge Büchereibeflissene außer der Schneiderschen Sammelschrift auch noch die „Deutsche Stilkunst" von Eduard Engel und „Die Kunst des Schreibens" von Broder Christiansen (vgl. Plages Besprechung in der „Bildungspflege" S. 228 f.), jene um ihrer wertvollen Stoffsammlung willen, diese wegen ihrer ausgezeichneten Unterrichtsmethode, zum mindesten einmal gründlich durcharbeite, im übrigen aber die großen Meister deutscher Prosa von Luther und Grimmelshausen bis Keller und Nietzsche (um hier von den Lebenden abzusehen) immer wieder, „durchs Ohr", schauend und denkend erlebe und, mit seinem so immer wieder neu belebten und gereinigten „Instinkt zur Prosakunst" als mit einem unbeirrbaren Kompaß ausgestattet, unermüdlich zu eigenen Entdeckungen hinausfahre auf die hohe See der Gegenwartsliteratur. Ackerknecht.

Bibliotheks-„Sekretär" oder Bibliothekar?

An Hrn Heinrich Dicke in Essen.

Mein Herr.

Ein längerer Aufsatz, den ich der Schriftleitung eingesandt hatte, um die Auffassung der Mittelbeamten darzulegen, wurde wegen des leidigen Platzmangels zurückgewiesen. So bin ich gehalten, mich hier ganz kurz zu fassen und Nebensächlichkeiten überhaupt aus dem Spiel zu lassen, so vor allem Ihre Diagnose auf eine bei mir plötzlich ausgebrochene „Titelwut" und Ihre vermeintliche Entdeckung von Unstimmigkeiten zwischen meinen Ausführungen an dieser Stelle und den Vorschlägen meiner kürzlich erschienenen Werbeschrift zur Anredereform. — Zur Sache: Unzutreffend ist Ihre Behauptung, meine Angabe bezgl. vorgebrachter Titelwünsche der Oberbeamten wäre nur insofern richtig, als es sich nicht um den Ver. d. Bibl., sondern lediglich um den Verb. d. d. wiss. Beamt. handelte. Ich erinnere Sie, Hr Dicke, daran, daß außerdem noch ein Pr. Land.-Verb. d. Staats- u. U.-Bibliothekare und eine Akad.-Bibl.-Anwärt.-Vereinigg auf den Plan getreten sind. Ich hatte in meiner Entgegnung vor allem ein Rundschreiben an die preuß. UB vom

August 1920 aus Göttingen im Auge gehabt, welches also doch wohl jedenfalls von einem rein akad.-bibliothekar. Fachverband ausging. Daß aber auch Mitglieder des Ver. d. Bibl. als solche ihre Titel-„Forderungen" öffentlich vertreten haben, ersehen Sie leicht aus dem Bericht über die letzte Tagung in Wernigerode (Ref. Udendahl). — Was die Art der Mitglieder des R. d. B. angeht, so habe ich mit keinem Wort so getan, als ob sich dieser aus lauter Inhabern von leitenden Stellen zusammensetzte. Er enthält „eine ganze Reihe" von solchen Persönlichkeiten, heißt es in meiner Entgegnung; daß es über 50 sind, weiß ich bestimmt. Die Anzahl der diplomierten Inhaber von leitenden- und selbständigen Stellen an sich, ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zum R. d. B., ist noch weit höher. Wenn Sie, mein Herr, trotz aller gegebenen Hilfsmittel nur bis 8 zählen können, so ist dies Ihre eigene Angelegenheit, von der Sie am besten nicht allzuviel Aufhebens machen. — Unzutreffend ist weiterhin Ihre Angabe, nur in den Volksbibliotheken, und dort nur in einzelneu Fällen, wären die Grenzen zwischen oberem und mittlerem Dienst flüssig. Ich empfehle Ihnen hierzu die Lektüre eines Aufsatzes über die Selbständigkeit des volksbibliothekarischen Berufs auf S. 50ff. vom Jg. 1920 der Hefte f. Bücherei-Wes. In den wissenschaftlichen Bibliotheken liegen die Verhältnisse ganz ähnlich, was man, wenn eigene Erfahrungen fehlen, aus der Schrift von P. A. Mayer über den mittleren Dienst (1914) zum Teil ersehen kann. — Mag nun immerhin Ihre Kundgebung der Ausdruck einer nicht vereinzelten Meinung sein, und mag sie auch uns den Weg zur Annäherung an unsere Ziele erschweren wollen: Ihre Beweisführung steht auf recht schwachen Füßen. — Noch eins zu Ihrer und zu allgemeiner Beruhigung. „Gefährlich", wie er auch im Z. B. genannt wurde, ist der Reichsverband keineswegs. Wir sind im Laufe der Zeit als „Sekretäre" sowohl in Gehalts- als auch in Ehrenansprüchen längst sehr bescheiden geworden. Wird uns die Amtsbezeichnung Bibliothekar amtlich nicht zugebilligt — außeramtlich wird sie niemand beanstanden können —, so werden wir auch mit Geringerem zufrieden sein. Etwa Folgendes wäre ein Ersatz: Assistenz-Bibliothekar, Kustos, Bücher(ei)-Wart. In letzter Linie kämen die Amtsbezeichnungen der Verwaltungs-Beamten entsprechender Gruppen in Frage: Ober-Sekretär, Inspektor, Ober-Inspektor. Daß trotz der offensichtlichen Billigkeitsgründe Alles beim Alten bleiben wird, in Ihrem Sinne, kann leicht sein. Denn wer sollte sich um unser Wohl kümmern, außer uns selbst, und das ist wenig.

Mit Hochachtung Bruno Haas (Münster i. W.)

*

Schlußwort.

An den Bibliotheks-Sekretär Herrn Bruno Haas.

Junger Freund!

Es tut mir leid, daß meine „Diagnose", die ich übrigens aufrecht erhalte, so böse Wirkungen hervorgerufen hat. War es nötig, in der Frage, ob „Bibliotheks-Sekretär" oder „Bibliothekar" eine derartige Animosität zu entwickeln? Ich bin tatsächlich von der Wucht all des Materials, das Sie in so heißen Titelwehen zusammengetragen haben, überwältigt und gestehe gerne, daß mir dieses Gebiet so eingehender Beschäftigung bisher unwert erschienen ist. Offenbar läßt Ihnen Ihre mehr bibliothekstechnische Tätigkeit hinreichend Zeit für geistigen Aufwand einem derartigen „Problem" gegenüber — was ich von mir, der ich meine freie Zeit wissenschaftlichen Problemen zu widmen habe, keineswegs sagen kann. Tant de bruit pour une omelette —. So viel Aufwand einer Äußerlichkeit wegen! Fassen Sie die Sache doch mit etwas mehr Humor auf und Sie werden sehen, Sie fahren besser damit!

Zur Sache selbst sei bemerkt, daß, falls die Bestrebungen nach Einführung neuer Amtsbezeichnungen zum Ziele führen sollten, es m. E. selbstverständlich ist, daß diese für die mittleren und oberen Bibliotheksbeamten auf Grund ihrer verschiedenen Vorbildung und andersartigen Betätigung (mittlerer Dienst: technisch, höherer: wissenschaftlich) verschieden sein müssen. Hoffen wir, daß dann die von Ihnen erstrebte, so schön verallgemeinernde Amtsbezeichnung, hinter der sich im vorliegenden Fall schamhaft ein Titelwunsch verbirgt — käme nämlich nur die klare Kennzeichnung der jeweiligen Amtsbetätigung (hier „technischer Bibliotheksbeamter") in Frage, würde der Drang nach Titeln wie „Inspektor", „Ober-Inspektor" usw. minder groß sein! — den Beifall sämtlicher Bibliotheksbeamten finden wird. Sollte diese unsere Auseinandersetzung mit geholfen haben, zwischen den verschiedenen Auffassungen einen Ausgleich zu schaffen, brauchte einem die hierfür verwandte Zeit nicht leid zu tun. Dr. Heinrich Dicke.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Die Bedeutung der Naturwissenschaft in der Bildung der Weltanschauung.

(Ursprünglich erschienen als „besprechendes Fachschriftenverzeichnis" der Stettiner Volkshochschule.)

A. Naturwissenschaftliche Abhandlungen:

1. historischen Inhalts.

Whewell, W.: Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik usw. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Engl. mit Anm. v. J. v. Littrow. T. 1—3. Stuttgart 1840/41.

Für die ältere Zeit ist dies Werk eine immer noch wertvolle Darstellung der Entwicklung aller auf Beobachtung und Experiment gegründeten Wissenschaften.

Dannemann, F.: Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. 4 Bde. Leipzig 1910.

Das umfangreiche Werk will eine Geschichte der Naturwissenschaften im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte, mit der allgemeinen Geschichte geben. Es bietet eine Einführung in das Studium der älteren und neueren naturwissenschaftlichen Literatur. Dem 4. Bde. ist für eingehendere Studien ein Literaturverzeichnis aus allen Gebieten beigefügt.

Heiberg, J.: Naturwissenschaft und Mathematik im klassischen Altertum. Mit 2 Fig. Leipzig 1912. 102 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 370).

Das gedrängte Schriftchen gibt eine ausgezeichnete Übersicht über die Leistung der Griechen in den exakten Wissenschaften.

La Cour, P. und Appel, J.: Die Physik auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung für weitere Kreise in Wort und Bild dargest. Übers. aus dem Dän. v. G. Siebert. 2 Bde. Braunschweig 1905.

In erzählender Weise wird die Forschungsarbeit geschildert, die im Laufe der Jahrhunderte das Gebäude der Physik errichtet hat.

Dannemann, Fr.: Aus der Werkstatt großer Forscher. 3. Aufl. des 1. Bds. des „Grundriß einer Gesch. d. Naturwissenschaften". Mit 62 Abb. u. einer Spektraltaf. Leipzig 1908. 403 S.

Das allgemein verständlich gehaltene Buch bringt Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten.

Mach, E.: Die Mechanik in ihrer Entwicklung. Historisch-kritisch dargest. 257 Abb. 6. Aufl. Leipzig 1908. 576 S.

In diesem wichtigen Buch, das sich gegen die Metaphysik in der grundlegenden physikalischen Wissenschaft wendet, werden die Fragen nach dem Inhalte der Mechanik, nach den Quellen und der gesicherten Tragweite ihres Inhaltes betrachtet. Die Kenntnis der Mathematik wird vorausgesetzt.

Mach, E.: Die Principien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt. Mit 105 Fig. und 6 Portr. 2. Aufl. Leipzig 1900. 484 S.

Entsprechend der Untersuchung der Mechanik wird hier die Lehre von der Wärme historisch-kritisch dargestellt. Die Kenntnis des physikalischen Apparates ist zum Verständnis erforderlich.

Günther, L.: Die Mechanik des Weltalls. Eine volkstümliche Darstellung der Lebensarbeit Joh. Keplers, besonders seiner Gesetze und Probleme. Mit 13 Fig., 1 Taf. und vielen Tab. Leipzig 1909. 156 S.

Das Buch versucht die Leistung des großen Mathematikers ohne mathematische Kenntnisse verständlich zu machen.

Günther, S.: Kepler, Galilei: Mit 2 Bildn. Berlin 1896. 233 S.

Eine Lebensbeschreibung der beiden führenden Geister und Darstellung ihrer wissenschaftlichen Leistung.

Troels-Lund: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Übers. v. L. Bloch. 3. Aufl. Leipzig 1908. 270 S.

Wie die Weltanschauung des Menschen in allen Zeitaltern bestimmt wird durch die Auffassung von Tag und Nacht, wie das Verhältnis zwischen Erde und Himmel durchschlagenden Einfluß hat auf moralische und religiöse Haltung, das schildert der Verfasser in geistvoller Art. Er spricht von astronomischen Dingen ohne Astronomie zu treiben.

Oppenheim, S.: Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Mit 24 Abb. Leipzig 1912. 164 S. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 110.)

2. theoretischen Inhalts.

Volkmann, P.: Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften und ihre Beziehungen zum Geistesleben der Gegenwart. Allg. wissenschaftl. Vorträge. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1910. 454 S.

In einer für weitere Kreise verständlichen Weise versucht hier ein Physiker auseinanderzusetzen, in welchen Formen sich das naturwissenschaftliche Denken bewegt.

Planck, M.: Die Stellung der neueren Physik zur mechanischen Weltanschauung Vortrag. Leipzig 1910. 33 S.

Rey, A.: Die Theorie der Physik bei den modernen Physikern. Dtsch. v. R. Eisler. Leipzig 1908. 371 S.

Hier wird u. a. die Kritik der gewöhnlichen mechanischen Weltanschauung bei Mach, Oswald usw. behandelt.

Stallo, J.: Die Begriffe und Theorien der modernen Physik. Übers. v. H. Kleinpeter. 2. Aufl. Leipzig 1911. 328 S.

Nach der Ansicht des scharfsinnigen Deutschamerikaners ist die Naturwissenschaft, die im gewissen Sinne Grundlage und Stütze aller übrigen genannt werden kann, die Physik, voll versteckter Metaphysik. Diese Elemente will er durch eine erkenntnistheoretische Kritik entfernen.

Poincaré, H.: Der Wert der Wissenschaft. Übers. v. E. u. H. Weber. Leipzig 1906. 252 S.

Der berühmte Mathematiker gibt hier eine tiefgehende Untersuchung der Grundlagen der Mathematik und Physik. Für die nicht ganz leichte Lektüre werden jedoch mathematische Kenntnisse nicht vorausgesetzt.

Mach, E.: Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Mit 73 Abb. 4. Aufl. Leipzig 1910. 508 S.

Außer speziellen physikalischen Fragen von allgemeinem Interesse werden auch solche von grundlegender Bedeutung behandelt, so daß häufig Berührungspunkte mit der Philosophie hervortreten.

B. Abhandlungen aus dem Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Philosophie.

Rickert, H.: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Tübingen und Leipzig 1902. 743 S.

Das Buch enthält scharfsinnige Untersuchungen über die Unterschiede der naturwissenschaftlichen und historischen Forschungsweise.

Du Bois-Reymond, E.: Über die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträtsel. 2 Vorträge. Leipzig 1882. 111 S.

Diese beiden Reden des berühmten Naturforschers sind als Marksteine einer bestimmten Stufe der naturwissenschaftlichen Weltanschauung von bleibendem Interesse.

Rickert, H.: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Tübingen 1910. 151 S.

Das Buch gibt eine Abgrenzung der Naturwissenschaften gegen die anderen Wissenschaften, die wohl als „Geisteswissenschaften" bezeichnet werden. Für sie wird der Versuch gemacht, sie als „Kulturwissenschaft" zu begreifen.

von Helmholtz, H.: Vorträge und Reden. 2 Bde. 5. Aufl. Braunschweig 1903.

In einer sprachlich meisterhaften Weise behandelt der große Physiker hier mehrfach Fragen aus dem Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Philosophie.

König, E.: Kant und die Naturwissenschaft. Braunschweig 1907. 233 S. (Sammlung „Die Wissenschaft" Bd. 22.)

Der Verfasser sucht durch Darlegung der Beziehungen der Kantischen Lehre zur Naturwissenschaft die Methode und die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit für die schwierige Behandlung der Grundfragen nutzbar zu machen.

Mach, E.: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. Mit 36 Abb. 4. Aufl. Jena 1903. 294 S.

Das Werk enthält die philosophischen Anschauungen des Physikers Mach.

Kant, J.: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neu herausg. mit einem Nachwort: Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik von A. Höfler. Leipzig 1900. 104 und 168 S.

(Veröffentlichung d. philos. Gesellsch. a. d. Universität zu Wien Bd. III.) Es ist eine Erörterung der Kraft, der Materie, der Masse, der Trägheit, des absoluten Raumes, der absoluten Bewegung. Die Lektüre ist nicht ganz einfach und leicht.

Liebmann, O.: Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 3. Aufl. Straßburg 1900. 722 S.

Der verstorbene Jenenser Philosoph behandelt in lebhafter und verständlicher Weise eine Reihe von Hauptfragen, die auf dem Grenzgebiet zwischen Naturwissenschaft und Philosophie liegen.

C. Rein philosophische Abhandlungen.

Riehl, A.: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 8 Vorträge. 3. Aufl. Leipzig 1908. 274 S.

Das schöne Buch behandelt bei der Darstellung der neueren Philosophie in glänzender Weise ihr Verhältnis zu den exakten Wissenschaften und gibt auf Kantischer Grundlage eine Auseinandersetzung mit der rein naturwissenschaftlichen Weltanschauung.

Schwarz, H.: Grundfragen der Weltanschauung. 2. Aufl. der Schrift „Der Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprincip und das Gottesproblem." Leipzig 1912. 298 S.

Das nicht leicht zu lesende Buch will die philosophischen wie überhaupt die wissenschaftlichen Schwächen des Materialismus aufzeigen.

Frischeisen-Köhler, M.: Wissenschaft und Wirklichkeit. Leipzig und Berlin 1912. 478 S.

Das Buch, das eine gewisse Vertrautheit mit abstrakt-philosophischer Gedankenführung voraussetzt, will das Problem der Wirklichkeit behandeln ohne einseitig die Erkenntniskritik auf den mathematisch begründeten Wissenschaften aufzubauen.

Poincaré, H.: Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Ausgabe mit erl. Anm. v. F. u. L. Lindemann. Leipzig und Berlin 1904. 342 S.

Lange, Fr. A.: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 2 Bde. 7. Aufl. Leipzig 1902.

Eine gründliche Auseinandersetzung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, vor allem der Kantischen Philosophie. Mit gewisser Einschränkung stellt das Werk zugleich (im 2. Bd.) eine ausgezeichnete Einführung in die Kantische Lehre dar.

Cassirer, E.: Zur Einsteinschen Relativitätstheorie. Erkenntnistheoretische Betrachtungen. Berlin 1921. 134 S.

Eine philosophische Behandlung der Probleme, die durch Einsteins Lehre aufgeworfen werden.

Jahrbücher der Philosophie: Hersg. v. Frischeisen-Köhler. Jahrg. 1. Berlin 1913.

Hierin sind Aufsätze über Naturphilosophie, das Relativitätsprincip und das Zeitproblem enthalten.

Fedor und Hanns von Zobeltitz.

Fedor und Hanns von Zobeltitz sind neben Ompteda und Stratz die begabtesten Vertreter jener Gruppe von Romanschreibern, die mit achtenswertem Erzählertalent und naturalistisch geschultem Blick für das Zuständliche meist das Leben der vornehmen Gesellschaft schildern. Ohne tieferes Bemühen um die Lösung der großen Fragen Glaube, Sitte und Staat, sind sie wahre Lieblinge der lesehungrigen Masse. Da sie deren Geschmack vielfach Zugeständnisse machen, besteht die Notwendigkeit einer strengen Auswahl, die bei der Fülle von Romanen beider Brüder nicht leicht ist. Im allgemeinen könnte Fedor, der ältere, auch das geschrieben haben, was von seinem Bruder Hanns herrührt, und umgekehrt, obwohl Hanns von Haus aus literarisch stärker begabt ist und ursprünglich ernster schafft. Beider Werke darf man daher zugleich besprechen. Methodisch ist die folgende Sammelbesprechung so angelegt, daß sie alle Werke mit Stillschweigen übergeht, deren Aufnahme in volkstümliche Büchereien aus Gründen literarischer Bewertung überhaupt nicht in Frage kommt. Aus der großen Anzahl abzulehnender Werke sind nur solche genannt, vor denen Zweifel entstehen könnten, ob sie nicht vielleicht doch zur Aufnahme in die Bücherei geeignet seien.

In der kleinen Bücherei wird Fedor von Zobeltitz vor allem mit dem märkischen Dorfroman „Der gemordete Wald" (Engelhorns allg. Roman-Bibl., 28. Jg. 13. u. 14. Bd., geb. je 4.50 Mk.) vertreten sein müssen. Steht das Werk auch weit unter Polenz „Büttnerbauer" und Roseggers „Jakob der Letzte", so ist doch eine tüchtige Gestaltungskraft in ihm nicht zu verkennen. Auch die internationale, fast abenteuerlich aufgeputzte Liebesgeschichte „Eine Welle von drüben" (Engelhorns Rom.-Bibl. 35. Reihe, 13. u. 14. Bd. geb. je 4.50 Mk.) sollte nicht fehlen. Frisch

und lebhaft geschrieben, liest sie sich zum Teil wie das Tagebuch einer Mittelmeerreise.

Von Hanns von Zobeltitz wird die kleine Bücherei vor allem den Roman „Arbeit“ (Jena, Costenoble, geb. 18.— Mk.) besitzen müssen. Es ist die Geschichte eines vermögenslosen Mannes, der sich durch Tatkraft zu einem deutschen Großindustriellen emporzuschwingen weiß. Ebenso beachtenswert ist der Roman aus dem Weimar der Lisztperiode „Die Frau ohne Alltag“ (Berlin, Fleischel, geb. 21 Mk.). Deutsche Kultur und deutsches Geistesleben um die Mitte des 20. Jahrhunderts werden darin in feinsinniger Weise widergespiegelt. Reichen die Mittel aus, so möge noch der vor allem das Berlin der sechziger Jahre schildernde Roman „Auf märkischer Erde“ (Berlin, Fleischel, geb. 12 Mk.) angeschafft werden.

Der mittleren Bücherei darf von den Werken Fedors ferner der „Roman von glücklichen Leuten“, „Drei Mädchen am Spinnrad“ (Berlin, Fleischel, geb. 30 Mk.) empfohlen werden; es ist psychologische Vertiefung darin angestrebt; selbst in nicht ganz anspruchslosen Lesern vermag er, als Echo seines Inhalts, ein reines Glücksgefühl zu erwecken. Düstere Stimmungen dagegen löst der märkische Dorfroman „Aus tiefem Schacht“ aus (Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, 3. Zt. vergr.), in dem die niedrige Spekulationswut nach Entdeckung einer Heilquelle zum Gegenstand genommen ist. Auf einen märkischen Edelsitz in der Nähe von Frankfurt an der Oder führt der Lustspielroman „Das Heimatsjahr“ (Engelhorns allg. Rom. Bibliothek, Liebhaber-Ausg., 8 Mk.), harmlos und voll prächtigen Humores. Dagegen ist der internationale Künstler- und Diplomatenroman „Trude Alberti“ (1903), der zu Rom spielt, als seichtes, völlig bedeutungsloses Werk abzulehnen. — Von Hanns von Zobeltitz ist hier außer dem bei Reclam erschienenen Novellenband „König Pharaos Tochter“ vor allem der Bohème-Roman „Großlichterfelderstraße Nr. 1“ (Engelhorns allg. Rom.-Bibl., 27. Jg. 16. Bd., geb. 4.50 Mk.) zur Anschaffung vorzuschlagen. Er galt eine Zeitlang für sein reifstes Werk.

Die große Bücherei wird das Bild, welches ihr Bestand an Werken Fedors von Zobeltitz von diesem Verfasser gibt, noch durch den modernen Frauenroman „Eva, wo bist Du?“ (Engelhorns allg. Rom.-Bibl. 26. Jg. 13. u. 14. Bd., geb. je 4,50 Mk.) ergänzen, worin der Werdegang eines starken, eigenen Frauencharakters geschildert wird. Als flach und ohne Sorgfalt geschrieben sind dagegen die gleichfalls „modernen“ Romane „Das nette Mädel“ (1909), „Die Spur des Ersten“ (1911), „Der Herr Intendant“ (1911) abzulehnen. Ebenso wenig kommen der ältere Roman „Die Pflicht gegen sich selbst“ (1894) und der tragikomische Roman „Höhenluft“ (1906) für die Anschaffung in Frage. In größeren Büchereien, namentlich der Provinz Brandenburg, wird Fedor ferner mit dem Bändchen „Berlin und die Mark Brandenburg“ (15. Bd. der „Monographien zur Erdkunde“: „Land und Leute“, Bielefeld, Velhagen u. Klasing, geb. 12 Mk.) vertreten sein müssen, das freilich eine Neubearbeitung wohl vertragen könnte. Auch die von ihm herausgegebenen „Briefe deutscher Frauen“ (Berlin, Ullstein, 3. Zt. vergr.) werden nicht fehlen dürfen. — Von seinem Bruder Hanns seien der großen Bücherei noch der treffliche, preußische Offiziersroman „Der Alte auf Topper“ (Berlin, Fleischel, geb. 14.— Mk.) sowie die besten Bände aus der von Hanns in Verbindung mit anderen herausgegebenen Sammlung „Frauenleben“ (Bielefeld, Velhagen u. Klasing) zur Anschaffung empfohlen, namentlich Bd. 1. „Königin Luise“ (v. Petersdorff), Bd. 6 „Charlotte von Schiller“ (v. Wychgram), Bd. 12 „Frau Rat“ (v. Höffner) und Bd. 16 „Caroline von Humboldt“ (v. Wien). (Jedes Bändchen kostet jetzt etwa 12 Mk.) — Von Hanns' älteren Werken sind abzulehnen der seichte Backfischroman „Die ewige Braut“ (1904), so „spannend“ er sein mag, „Krach“ (1904), dem ein wenig erfreulicher Bankskandal zugrunde liegt, und der in der Zeichnung der Charaktere nicht ganz gelungen ist, sowie die „Rivalin“ („Die Stärkere“ — 1907),

der eine mariage a trois behandelt. Von den jüngeren Werken seien von der Anschaffung namentlich ausgeschlossen „Das Redaktionskind" (1910), „Die herbe Gräfin" (1911) und „Der Mann seiner Frau" (1913), glatte Gesellschaftsromane, die keinem tieferdringenden literarischen Bedürfnis zu genügen vermögen.

Die dramatischen Werke Fedors können unberücksichtigt bleiben.

H. Dahrmann.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Bab, Julius: Das Leben Goethes. Eine Botschaft. Stuttgart, Meyer-Ilschen (jetzt Deutsche Verlagsanstalt), 1922. (120 S.) Geb. 18 M.

Wie der Titel schon andeutet, ist es Bab darum zu tun, im Sinne der Geschichtschreibung, welche Nietzsche die monumentalische nennt und von der er meint, daß sie am unmittelbarsten dem Leben diene, Goethes Leben in seiner einzigartigen inneren und äußeren Spannweite und in seiner vollkommenen, alle Gegensätze überwindenden Spannkraft darzustellen und so die Botschaft, welche uns Gottnatur in diesem Menschen gesandt, auch denen vernehmlich zu machen, die sozusagen keinen Weitwinkel besitzen, um die ganze Riesenlandschaft des Goetheschen Lebens und Werkes zusammenzuschauen. Gewiß ist Bab nicht der erste, der das versucht hat; auch nicht der erste, der es in einem eigenwüchsigen, edlen und lebendigen Stil versucht hat. Aber noch keiner hat auf so knappem Raum die Fülle dieses Lebens so anschaulich zusammengedrängt und sie ohne die mindeste schulmeisterliche Gewaltsamkeit oder ästhetenhafte Geistreichelei so klar und selbständig rhythmisch gegliedert. Und kaum einem ist es so zum Heile gediehen, daß er dem Genius Goethes ganz als „Liebhaber" — in der schönen alten Bedeutung des Wortes — gegenübertrat. Hat er sich doch dabei völlig frei zu halten gewußt von jenem unmännlichen Verschwelgen, jener götzendienerischen Maßlosigkeit, der man gerade in der Goetheliteratur so häufig begegnet. Mit Recht sagt er: „Wenn man in die Betrachtung Goethes eintritt, gibt es keine tiefere Warnung, als die er selbst uns hinterlassen hat mit seinen Worten: Denn da Gott Mensch geworden, damit wir armseligen Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zum Gotte zu machen." — Schon um seiner großen seelsorgerlichen Bedeutung willen verdient dieses mit 10 gut ausgewählten Goethebildnissen geschmückte, sehr wohlfeile Buch einen Ehrenplatz in der Volksbücherei.

E. Ackerknecht (Stettin).

Brod, Max: Heidentum, Christentum, Judentum. Ein Bekenntnisbuch. 2 Bde. München, Kurt Wolff, 1921. (319 u. 359 S.) 60 M.

Eine Auseinandersetzung eines Juden, des Dichters Max Brod, mit dem Christentum und eine Aufrichtung des echten, religiösen Judentums gegenüber den Verleumdungen und Verfälschungen, die es nach Brods Meinung von christlicher und auch von jüdischer Seite vielfach erleiden muß. Die Grundgedanken sind etwa folgende: Das Judentum nimmt das Weltunglück nicht als unvermeidbar und unveränderlich hin, wie Heidentum und Christentum es tun, sondern teilt es in zwei Sphären, „edles" und „unedles" Unglück; es duldet das edle in Demut, bekämpft aber das unedle in sittlicher Freiheit. Beide Verhaltungsweisen sind jedoch an sich unvereinbar, heben sich gegenseitig auf. Sie finden ihre Einheit nur durch Gottesgnade, die jeder in individuellem Erlebnis, seinem „Diesseitswunder" empfängt, nicht aber alle Menschen schematisch im gleichen Erlebnis, wie die Christen in dem des Opfertodes Christi. — Vielleicht werden die Gedanken in dieser terminologischen Zuspitzung nicht ganz klar, doch ist hier nicht der Ort zu ausführlicher Darlegung und auch nicht zu eingehender Kritik. Einige Bedenken gegen das im ganzen Bau

sehr eindrucksvolle Werk tauchen bald auf. So scheint Brods Kritik des Christentums zu einseitig seine Dogmatik, zu wenig seine Lebensformen zu beachten. Der Begriff des Heidentums ist zu dürftig rein historisch aus griechischen, ja fast nur aus homerischen Äußerungen entwickelt. Und schließlich muß grundsätzlich eingewandt werden, daß Brod doch wohl zu Unrecht Religiosität überhaupt mit dem Erlebnis der Erlösung durch göttliche Gnade gleichsetzt, also von vornherein eigentlich nur Christentum und Judentum als Religionen ansieht. Doch diese Einwände besagen im Grunde nichts gegen den hohen Wert des Buches. Brod nennt es ein Bekenntnisbuch und betont damit sein Recht zur Subjektivität, das man ihm bei diesen Problemen auch sonst nicht abstreiten dürfte. Der Ernst der Auffassung und die Strenge seiner Beweisführungen zwingen jeden, sei er nun Christ, Jude oder keins von beiden, sich ihm mit gleichem Ernst zu stellen. Das ist wohl das beste, was ein solches Buch wirken kann. — Das Werk setzt gute geistige Schulung voraus. Es ist überall da am Platze, wo religiöse Probleme ernsthaft erörtert werden, und da, wo eine Gegenwirkung gegen stumpfsinnigen und urteilslosen Antisemitismus not tut. H. J. Homann (Charlottenburg).

Eberhardt, Paul, und Rudolf Steglich: Blätter der Stunde. 1. Reihe, Heft 1—15. Gotha, Fr. A. Perthes [1921]. In Pappkarton 30 M.

Was uns P. Eberhardt in seinem unvergleichlich schönen „Buch der Stunde", gegeben hat, das Erbauungen für jeden Tag des Jahres, gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung bringt, will das vorliegende Sammelwerk ausbauen und zu innerer Vollendung bringen: dem Text eines jeden Blattes ist eine Notenbeilage hinzugefügt, Auserlesenes aus Tonsätzen unserer großen deutschen Meister wie Bach Händel, Beethoven, Schubert, Wagner, Reger usw. enthaltend. So bietet z. B. das erste Heft den Gesang der drei Erzengel, Hebbels „Weihe der Nacht", „Wo der Geist ohne Furcht ist" von Tagore und als musikalische Beigabe die Einleitung der Ouvertüre zum Messias, eine Arie von Händel und einen Tonsatz aus der Bachschen Matthäuspassion. Zur Umrahmung ernsterer Vorträge wie in gleicher Weise zu einer in sich geschlossenen Hausandacht geeignet, entfaltet sich in ihnen ein religiöser Reichtum, den erschlossen zu haben, den Herausgebern aufrichtiger Dank gebührt. Möchten viele aus dem Quell seelischer Erquickung schöpfen, deren wir in unserer schweren Zeit besonders bedürfen. G. Fritz (Charlottenburg).

Ermatinger, Emil: Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. Leipzig, Teubner, 1921. 2 Bde. (443 u. 311 S.) 23 M., geb. 33 M.

Die Gefahr für eine Darstellung, die sich die Entwicklung der deutschen Lyrik von dem großen Entdecker des Dichterischen überhaupt, von Herder, bis in unsere Tage zur Aufgabe macht, wird darin bestehen, daß durch eine zusammengedrängte Über-Fülle die große Linie verdeckt wird. E. hat diese Gefahr bewußt vermieden und erstrebt statt jeglicher Anhäufung, statt der Wiedergabe entbehrlicher lebensgeschichtlicher Einzeltatsachen eine Heraushebung und Betonung der entscheidenden Züge und eine Beschränkung auf nur irgendwie „symbolische" Lyriker. Gehalt und Wesen dieser Dichter wird herausgearbeitet, immer im Abschreiten einer weiten Grenzlinie und mit dem Bemühen, vom Menschlichen her den Künstler zu erläutern. Aus der Anschauung heraus, daß absterbende Kultur und aufstrebende Zivilisation auch die schöpferische Kraft der Lyrik beeinträchtigt, wird E. gegen manche Erscheinung ungerecht; so z. B. gelingt es ihm keineswegs, eine Erscheinung wie Stefan George zu würdigen. Mit dem „Ausblick" könnte man überhaupt rechten. Aber im ganzen ist ihm eine wertvolle und ergebnisreiche Schilderung gelungen, die für das Verständnis deutscher Lyriker förderlich ist. H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Haiser, Franz: Im Anfang war der Streit. Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung des Altertums. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1921. (175 S.) 20 M., geb. 26 M.

Die Lektüre des Buches setzt voraus, daß man den Zarathustra ganz genau kennt oder ihn nebenher liest. Dennoch ist es nicht ein Zarathustra-Kommentar im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Der Verfasser will vielmehr die ihm für unsere Zeit wichtigsten Gedanken Nietzsches ganz klar hinstellen, um dadurch zu zeigen, daß wir nur dann aus dem gegenwärtigen Elend herauskommen, wenn wir das Altertum mit Nietzsches Augen betrachten lernen und zu ihm zurückkehren. Dieses Zurück, so meint Haiser, ist tatsächlich ein Vorwärts, weil es uns die Grundlage bietet, auf der wir den Neubau aufführen können. So hoch aber Haiser einerseits Nietzsche wertet, ist er doch weit davon entfernt, in jeder Hinsicht auf die Worte des Meisters zu schwören. Das Buch ist besonders solchen zu empfehlen, die nicht davon abzubringen sind, ohne Vorkenntnisse den Zarathustra zu lesen. Sie merken dann, daß sie dazu nicht fähig sind, werden aber gleichzeitig durch Haiser auf den rechten Weg gewiesen. Außerdem wird ihnen klar, wie weit Nietzsche seiner Zeit vorausgeeilt ist, und daß das richtige Verständnis seiner Gedanken erst anfängt.

von Hauff (Berlin-Steglitz).

Humboldt, Wilhelm von: Briefe an eine Freundin. Hrsg. von Dr. Huhnhäuser. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiserverlag, 1921. (511 S.)

Als neuesten Band seiner zweiten Jahresreihe hat der trotz seiner Zehntausende aon Mitgliedern noch viel zu wenig bekannte „Volksverband der Bücherfreunde" soeben eine (wie alle von ihm herausgegebenen Bücher) vorzüglich ausgestattete Ausgabe der Humboldtschen „Briefe an eine Freundin" herausgebracht. Zum Lob der Briefe selbst ist nichts Neues mehr zu sagen, nachdem sich schon drei Menschenalter an ihrer seelsorgerlichen Größe und Würde und an ihrer wahrhaft klassischen Sprachschönheit erbaut haben. Die Gelegenheit sei jedoch wahrgenommen, um auf die aufgezeichneten Leistungen und Absichten des Volksverbandes (Berlin W 50, Rankestraße 34) nachdrücklich hinzuweisen. Der Verband bringt Originalwerke von lebenden Dichtern und Neudrucke wertvoller älterer Werke der Weltliteratur in künstlerisch und wissenschaftlich mustergültigen Ausgaben heraus, und zwar ausschließlich für seine Mitglieder (sie sind also im Buchhandel nicht zu haben). Die Mitgliedschaft ist kostenlos, verpflichtet jedoch zur Abnahme von 4 Bänden im Jahre zum Preise von je 12.80 M. Daneben erhalten die Mitglieder vortreffliche Auswahlangebote, aus denen sie nach Belieben beziehen können. Aus der Reihe der bisherigen Publikationen dürften besonders wertvoll sein: die von E. G. Kolbenheyer besorgte, durch ein prachtvolles, zeitstimmungsschweres Gedicht eingeleitete Ausgabe des Grimmelshausenschen „Simplizissimus", die zum erstenmal in deutscher Übersetzung dargebotene Geijerstamsche Sammlung „Alte schwedisch Volksmärchen" und die ebenso schönen wie wohlfeilen Neuausgaben von Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit", von Dickens dämonischem Roman aus der französischen Revolution „Zwei Städte" und von Dostojewskis „Spieler". Von den nächsten Jahresgaben erscheint besonders willkommen der Roman „Der neue Daniel" von Willy Seidel, dem Bruder Ina Seidels. Dieser ausgezeichnete junge Erzähler, der vom Krieg auf einer Südseeinsel überrascht wurde und bis zum letzten Jahre über See hatte bleiben müssen, hat sich schon in seinen ersten Werken als einen bedeutenden Gestalter, namentlich fremdländischer Stoffe, erwiesen, und man darf seinem neuen Werke mit Spannung entgegensehen. — Mittleren und größeren Büchereien ist dringend zu empfehlen, die Mitgliedschaft des „Volksverbandes der Bücherfreunde" zu erwerben; nicht zuletzt, um

auch auf diese Weise an der Erziehung ihrer Leser zum Eigenbesitz wertvoller Literaturwerke mitzuarbeiten. E. Ackerknecht (Stettin).

Jahn, G.: Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Teubner, 1921. (123 S.) 12 M.

Unter den zahlreichen Schriften volkstümlich-belehrender Art, die in den Tagen der Hochkonjunktur volkswirtschaftlichen Interesses herausgekommen sind, ist das vorliegende Buch eines der besten. Wenn etwas daran auszusetzen ist, so wäre es vielleicht die Tatsache, daß etwas allzuviel auf diesen engen Raum zusammengedrängt ist, wodurch zuweilen, namentlich in den ersten Abschnitten, die organische Ideenverbindung leidet. Aber nur zuweilen; dafür ist aber auch, zumal in den Kapiteln über die Gütererzeugung, den Güterumlauf und den Verbrauch, allerneuestes Material beigebracht und außerordentlich anschaulich verarbeitet. Daß der gesamten Nationalökonomik der Güterverwendung soviel Platz eingeräumt ist, und daß gerade dort die Ausführungen durch interessant ausgewähltes Tabellenwerk unterstützt ist, entspricht der Neigung und den Interessen der Zeit. Wer sich treu durch das Büchlein durcharbeitet, wird zuverlässig in die verwickelten volkswirtschaftlichen Zusammenhänge eingeführt und nimmt zudem eine Fülle sachlichen Wissens mit hinweg.

E. Dovifat (Berlin).

Kruse, Uve Jens, und Broder Christiansen: Die Redeschule. Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag, 1920. (210 S.) 30 M.

Broder Christiansen hat uns bereits eine anerkannt gute Stilschule geboten, die ich im Heft 5/6 der Bl. f. V. 1920 gewürdigt habe. Nun bringt uns derselbe Verfasser in Gemeinschaft mit Uve Jens Kruse eine Schule der Rede. Wird ihm das ebenso gut gelingen? Droht nicht seine Methode in Manier auszuarten? So fragt man bei dem neuen, dünneren Werke Broder Christiansens, ehe man es aufgeschlagen hat. Sieht man aber hinein, muß man sagen: Broder Christiansen bietet uns doch wieder Lebendiges darin. Die Methode, in der er uns jedes Reden zu lehren versucht, ist zwar dieselbe: sie dringt in ihrer persönlichen Art auf die Weckung der Kräfte, die in jedem Menschen schlummern. Wie soll das bei einer lebendigen Lehre anders sein? Mit dem Vertrauen auf die Selbstschulung seines Zöglings versäumt er jedoch kein Mittel, ihn körperlich und seelisch zur wirksamen Persönlichkeit durchzubilden: denn Rede bedeutet Macht über die Menschen. Und dabei spricht die Haltung des Redners, seine Stimmbildung, sein Atmen ebenso mit, wie die Wahrheit des Gesagten: seine Einfachheit, Echtheit, Ruhe und Sachlichkeit. Zu beiden bietet Broder Christiansen uns wiederum Aufgaben und Übungen. Auch wer sich nicht die Zeit nimmt, diese Übungen gründlich an sich selber durchzumachen, wird vom Lesen des Buches Gewinn haben. Wir haben wenige gute, lebendige Redeschulen. Und doch sind sie heute mehr denn je für jedermann wichtig, ob man nun ein Freund der Politik, ihr Gegner oder Vervollkommner ist. Broder Christiansen hat uns aber eine gute Redeschule geliefert: sie sollte zum eisernen Bestande jeder öffentlichen Bücherei gehören. M. Wieser (Spandau).

Moszkowski, Alexander: Einstein. Einblicke in seine Gedankenwelt. Gemeinverständliche Betrachtungen über die Relativitätstheorie und ein neues Weltsystem. Entwickelt aus Gesprächen mit Einstein. Hamburg, Hoffmann & Campe, und Berlin, F. Fontane, 1921. (240 S.) Steif brosch. 18 M., geb. 24 M.

Das Buch enthält mehr als der weitschichtige Titel erkennen läßt. Stellt es im wesentlichen einen mit viel Glück — was sich besonders im Hinblick auf zahlreiche ähnliche gerichtete Broschüren sagen läßt — unternommenen Versuch dar, dem Laien die überaus schwierige Gedankenwelt der Relativitätstheorie einigermaßen

nahezubringen, so werden darin auch zahlreiche andere wirtschaftliche und soziale Probleme älterer und neuerer Zeit erörtert, und zwar in der Form von ungezwungenen Äußerungen des großen Forschers, zu dessen Persönlichkeit der Verfasser mit Liebe und Verehrung emporblickt. M. verfügt nicht nur über ein ungemein großes Wissen, er besitzt auch als Meister des Feuilletons die Fähigkeit, schwierige Dinge gleichsam spielend zu behandeln in einer geistvollen, immer fesselnden Schreibweise. Somit kann das Buch allen Büchereien unbedenklich empfohlen werden.

G. Fritz (Charlottenburg).

Nötzel, Karl: Einführung in den russischen Roman. Versuch einer Deutung der russischen Geistigkeit und der russischen Formgebung. München, Musarion-Verlag, 1920. (239 S.) Ungeb. 18 M.

Eine Einführung in den russischen Roman in der genannten Problemstellung kann wohl des Interesses weiter Kreise gewiß sein. Ist nicht unsere Kenntnis der russischen Geistigkeit und ihrer Ausdrucksfähigkeit noch sehr unvollkommen? Scheuen wir nicht das russische Denken und Trachten, weil es dem unsrigen fremd ist? Aber würden wir nicht der Eigenart unserer Kultur ungetreu, wenn wir nicht auch an der russischen Geistigkeit unser altes Verlangen befriedigten, uns in die Seele fremder Völker zu vertiefen, um hierdurch unsere Eigenart nicht zu verlieren, sondern zu bereichern? Das sind Fragen, die Nötzels Büchlein in uns aufs neue erweckt, und allein durch diese Fragestellungen könnte es uns wertvoll sein. Außerdem verleiht die sachliche und tiefgründige Art Nötzels, uns an die Probleme des russischen Romans und der russischen Geistigkeit heranzuführen, ihm einen besonderen Wert. Man wird sich an seine komplizierte Denkart und Ausdrucksweise gewöhnen müssen; die Schwierigkeit liegt z. T. in der Sache selber und nicht in ihrer Behandlung. Nötzel hatte hier Neuland, in dem nur er selbst mit anderen Büchern schon vorgearbeitet hatte, zu betreten: um so mehr überraschen uns seine Entdeckungen und Erkenntnisse. Das Buch bietet auch kulturgeschichtlich Interessantes über Rußland und ist nicht allein in literarischer Absicht geschrieben. Nötzel zeigt gerade, wie in dem russischen Roman die russische Geistigkeit ihren typischen Ausdruck gefunden hat. Deshalb läßt sich der russische Roman in nichts mit dem vergleichen, was wir unter dem Worte Roman zu verstehen gewohnt sind; er verdiente eher die Bezeichnung „Russan". In diesem Sinne gibt sich Nötzels Buch mit den geschichtlichen Grundlagen, den Bestandteilen, dem Wesen des russischen Romans ab und schließt daraus auf seine Kulturbedeutung, sowie auf die Kulturbedeutung Rußlands überhaupt.

M. Wieser (Spandau).

Prümer, Karl: Daseinshumor eines alten Buchhändlers aus seinen Wanderjahren. Dortmund, Ruhfuß, 1920. (184 S.) 15 M., geb. 18 M.

An einer Stelle seines Buches sagt der Verf. von sich und einem Freunde: „Wir waren eben beide so veranlagt, daß wir uns noch über uns selbst lustig machen konnten. Zudem besaßen wir beide die Genußfähigkeit, die uns das Unscheinbarste zum Erlebnis werden ließ." Aus dieser Stimmung heraus sind die Wandererinnerungen aufgezeichnet. Die Schauplätze der Handlung sind Elberfeld, Hamburg, Graz, Rom, Wien, die Zeit etwa die Jahre 1864 bis 1872. Von Interesse sind die Schilderungen nicht bloß wegen der engen Beziehungen, die P. zum Volks- und Wirtschaftsleben hat, sondern auch wegen seiner Begegnungen mit zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten, von denen er allerlei kleine Züge zu erzählen weiß. P. Lindau, Klaus Groth, Hamerling, Anastasius Grün, Rosegger, Anzengruber, Ad. Wilbrandt sind so einige von den Berühmtheiten, die den Lebensweg des berufsfreudigen und intelligenten Buchhändlers kreuzten. G. Kohfeldt (Rostock).

Schäfer, Heinrich: Von ägyptischer Kunst. Leipzig, Hinrichsen, 1919. (251 S., 54 Taf.) 24 M., geb. 30,40 M.

Von dem Direktor der ägyptischen Abteilung an den Berliner Museen liegt ein Buch vor, das in erster Linie eine Analyse der ägyptischen Zeichenkunst unternimmt, die bisher viel zu wenig gewürdigt ist. Schäfer bringt sehr bedeutungsvolle Aufschlüsse über die Entwicklung der ägyptischen Linienkunst, die sich durch Vergleiche mit den entsprechenden babylonischen, mexikanischen und japanischen Leistungen, sowie durch Anlegung der aus Zeichnungen von Kinderhand gewonnenen Maßstäbe zu einer Erörterung über die Entwicklung der graphischen Körper- und Raumdarstellung überhaupt erweitern. Er weist nach, wie auch die ägyptische Zeichenkunst weniger vom optischen Eindruck als von dem Wissen um die wiedergegebenen Dinge ausgeht. Die Darstellung ist klar gehalten, setzt aber doch mancherlei kunsthistorisches Wissen voraus, so daß das Buch mit rechtem Erfolg schließlich doch erst von Fachleuten benutzt werden kann. Recht erschwert wird die Lektüre durch die reichliche Verwendung von Anmerkungen sowohl unter dem Text wie in dem Erläuterungsband. Der Text ist mit linearen Abbildungen reich durchsetzt, der zweite Band bringt außerdem noch eine Fülle von größtenteils ganzseitigen Tafeln, die überraschend gute Wiedergaben zeigen. — Das Buch dürfte nur für großstädtische Volksbüchereien geeignet sein.
G. Kemp (Memel).

Specht, Richard: Richard Strauß und sein Werk. 2 Bde. Wien, Tal, 1921. (358 u. 39, 389 u. 50 S.) Ungeb. 120 M.

Nicht oft wird einem Künstler eine von so reiner enthusiastischer Liebe erfüllte Biographie zuteil, wie sie Richard Strauß in diesem Werke von Specht empfangen hat. In kurzer Einleitung, die alles rein biographische unter Verweisung auf Max Steinitzers ausgezeichnete Lebensbeschreibung bei Seite schiebt, wird die ruhig stetige, durch äußere Ereignisse wenig gestörte oder bestimmte Entwicklung von Richard Strauß geschildert und ein Bild seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit entworfen, das von bestrickendem Reiz und von bezwingender Größe ist. Den Hauptteil füllt dann eine ausführliche Beschreibung und musikästhetische Erläuterung fast aller Straußschen Werke. Der Grundzug dieser Beschreibung ist eine tiefe Dankbarkeit des Empfangenden gegen den Künstler, eine begeisterte Hingabe an seine Werke. Der Musiktheorie steht Specht mehr als Eklektiker, denn als Dogmatiker gegenüber; das ist in seiner ungewöhnlichen Genußfähigkeit und Sensibilität begründet. Er scheint allen Phasen der Entwicklung höchst anpassungsfähig zu folgen und nur die allerjüngsten Verfechter eines extremen Atonalismus mit einiger Skepsis zu betrachten. Ohne Schwanken und Zweifeln folgt er Strauß auf allen Wegen seiner Entwicklung, bis auf den Höhepunkt seiner zum Atonalen neigenden Musik (in der „Salome") wie auch der Rückentwicklung zur Diatonik (besonders in der „Elektra" und der „Frau ohne Schatten"), stets die absolute Meisterschaft (nicht Virtuosität!) preisend, mit der Strauß seine Absichten verwirklicht. Die Gefahr der Kritiklosigkeit liegt bei solcher Haltung gewiß nahe, aber Specht ist ein viel zu empfindsamer und klarer Kritiker, als daß er in diesen Fehler verfallen könnte. Die wenigen Schwächen, die Straußens Werke (für den, den seine Musik grundsätzlich anerkennt!) aufweisen, bespricht er ungeschminkt. Und diese Mischung aus Enthusiasmus und kleinlichkeitsferner Skepsi sbedeutet sicher die richtigste Haltung des Kritikers einem Großen wie Richard Strauß gegenüber. Durch seine Versenkung in diese Musik verschafft Specht auch dem, der sie schon genau zu kennen glaubt, viele neue Aufschlüsse und neue Freude. — Spechts Schilderungsgabe ist bewundernswert. Allerdings muß gesagt werden, daß eine gewisse Schwelgerei in diesem Können, eine zu häufige Wiederholung gewonnener Einsichten in immer neuen Worten das Buch gelegentlich so überlädt, daß die Lektüre in einem Zuge

dadurch recht erschwert wird. Doch das bleibt immerhin eine unwichtige Äußerlichkeit. Spechts Werk dürfte auf lange Zeit hinaus das grundlegende Buch über Richard Strauß bleiben. H. J. Homann (Charlottenburg).

Tagore, Rabindranath: Sādhanā. Der Weg zur Vollendung. München, Kurt Wolff, (1921). (224 S.) 12 M., geb. 20 M.

Von manchen Seiten wird es beklagt, daß in den heutigen Notzeiten Tausende von deutschen Lesern ihr Heil nicht bei den großen Denkern des eignen Volks, sondern bei einem fremdstämmigen „Modeschriftsteller" suchen. Im Fall Tagore sollte man derartigen Bedenken aber keine besonders große Bedeutung beilegen. Denn was dieser indische Weise in uns zum Bewußtsein bringen möchte, ist und war auch dem deutschen Menschen im Grunde wohl keine eigentlich fremde Welt. Sind doch alle seine Ausführungen auf das eine große Ziel gerichtet, den Menschen in all seinem Denken und Handeln in eine immerwährende Beziehung zu dem Göttlichen zu bringen. Auch in seinem Handeln, denn — wie auch immer der Kern der Brahma- und der Buddhalehre sein mag — Tagore ist so weit von tatloser Askese entfernt, daß er vielmehr in dem selbstlosen, in Harmonie mit dem Göttlichen befindlichen Wirken des Menschen ein wesentliches Moment der Selbstverwirklichung des Unendlichen und eine Quelle der Freude für Gott zugleich und Mensch erblickt. Eine Berührung der Gedankenwelt Tagores mit derjenigen der großen westlichen Mystiker ist auf jeden Fall unverkennbar. Kaum von irgendeinem dieser religiösen Genies dürfte aber Tagore übertroffen werden in der Stärke des Gottempfindens, in der Reinheit des Wollens und in dem Zauber seiner bilderreichen und ausdrucksstarken Darstellungskunst. — Eine Kritik im einzelnen wäre bei einer so sehr auf Gefühl und Intuition aufgebauten Weltanschauung ein Schlag ins Wasser. Mag jeder Leser so viel Honig aus diesen indischen Blüten saugen, wie er kann. Eine Zeitlang in der reinen, klaren und warmsonnigen Gedankenwelt dieses Weisen verbracht zu haben, dürfte schwerlich jemand, der in der Berührung mit dem Ewigen einen Gewinn sieht, bereuen. G. Kohfeldt (Rostock).

Weinbrenner, Friedrich: Denkwürdigkeiten aus seinem Leben von ihm selbst geschrieben. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein. Potsdam, Kiepenhauer, 1920. (278 S.) Geb. etwa 50 M.

Von den zuerst 1829 erschienenen Denkwürdigkeiten des hervorragenden Karlsruher Baukünstlers hat E. jetzt einen hübschen mit Architekturbildnissen versehenen Neudruck besorgt, dem noch Mitteilungen über Leben und Kunst Weinbrenners angehängt worden sind. In der Lebensbeschreibung nimmt die Schilderung Roms und Italiens einen besonders breiten Raum ein, aber auch Wien, Dresden, Berlin spielen eine Rolle in der Bildungsgeschichte des Künstlers. Die ein wenig auf das Anekdotenhafte eingestellten Erzählungen W.s gewinnen doch durch seine Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen — zu Greff, Genelli, Carstens, Fernow, Angelika Kauffmann, Thorwaldsen, Levahr, Goethe u. v. a. — eine erhöhte Bedeutung, aber auch dadurch, daß W. und seine Bauschule gerade in neuester Zeit wieder besondere Anerkennung und Würdigung gefunden haben. G. Kohfeldt (Rostock).

Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert bis zum Beginn des Weltkrieges. 7. Aufl. Volksausgabe. Berlin, Bondi, (1921). (606 S.) 24 M., geb. 36 M.

Über das vorliegende, nach dem Tode des Verfassers in nahezu unveränderter Form neu aufgelegte Werk mehr als ein kurzes Wort der Empfehlung zu sagen, erübrigt sich. Die außerordentliche klare Gliederung und der Fluß der Darstellung

machen es vor anderen besonders geeignet, in die Geistesgeschichte des Zeitraums einzuführen, der uns die Bausteine für den Wiederaufbau unseres Kulturlebens liefern muß, wenn wir nicht im Chaos versinken sollen. Trotz seiner gemeinverständlichen Schreibweise setzt dem Buche eine bestimmte geistige Reife, mindestens eine elementare Vertrautheit mit den wichtigeren Tatsachen der Kulturentwicklung im abgelaufenen Jahrhundert voraus. Leider lassen Papier und Druck manches zu wünschen übrig. G. Fritz (Charlottenburg).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bruun, Laurids: Vanda. Roman. Berlin, Gyldendal, (1920). (277 S.) 24 M., geb. 30 M.

Laurids Bruun führt uns hier noch einmal, leider nur in einem kurzen Einleitungskapitel, in die Welt seiner schönen Südseebücher, auf van Zantens Insel. Doch ein innerer Trieb führt Vanda, das Kind europäischer Eltern, das in dieser reinen unschuldigen Welt aufgewachsen ist, von dort fort in die zivilisierte Welt. Wie sie in New-York alle Schrecken und Scheußlichkeiten des in Konvention erstickten Lebens, der skrupellosen Ausnützung der Vielen und der Ärmsten durch die hartherzigen Gewaltherrscher der Großindustrie erlebt, wie sie dennoch in unbeirrbarer Menschenliebe einen Ausweg zu finden scheint, das will der Roman zeigen. Aber es bleibt bei der guten Absicht. Die Ausführung ist so papieren geraten, daß ihr alle Überzeugungskraft fehlt. Die Personen sind gedankliche Konstruktionen geblieben, welche die Theorien des Verfassers vorzuagieren haben, die Handlung ist im höchsten Maße unwahrscheinlich, das Ganze ohne Stimmung und ohne Reiz, obwohl die obligate Liebesgeschichte mit viel Sentimentalität ausgestattet ist. Wer an Bruuns poetisch reichen Südseedichtungen Freude gehabt hat, sei besonders gewarnt vor diesem mißglückten, wenn auch vielleicht aus allzu guter Absicht mißglückten Werk. H. J. Homann (Charlottenburg).

Die Entfaltung. Hrsg. v. Max Krell. Novellen an die Zeit. Berlin, Rowohlt, 1921. (288 S.) Pappbd. 30 M.

Wir sind von objektiver Wertung der neuesten, gemeinhin unter dem Namen „Expressionismus" zusammengefaßten Dichtung noch so weit entfernt, daß die Büchereien, wenn auch oft ungern, auf diesem Gebiet die allergrößte Zurückhaltung üben müssen. Um so nachdrücklicher muß auf das vorliegende Werk hingewiesen werden. Es versucht einen Überblick über die wesentliche neue Prosa nach dem Kriege zu geben. Es kann als vortreffliche Einführung in dies Gebiet dienen, in dem mehr als irgendwo sonst in unserer Literatur die ernsthafte Mitarbeit des Lesers Vorbedingung des Verständnisses ist. Die Arbeit wird dem Leser in dieser Einführung nicht leicht gemacht. Nicht leicht verständliche Werke sind zusammengestellt, sondern Werke hohen Wertes und höchster Prägnanz in der Ausarbeitung ihrer Eigenart. Nur darin kann vielleicht eine Erleichterung gesehen werden, daß Gewicht darauf gelegt wurde, die Verbindungen mit den fortgeschrittensten Geistern der Vorkriegszeit, die immerhin noch eng mit den impressionistischen Bewegungen zusammenhingen, deutlich gezeigt wurden. Auch die Einleitung ist nicht auf Verständlichkeit sondern auf Schärfe der Einstellung angelegt. Die manchem übertrieben erscheinende Hervorhebung der Extremisten des Geistes und Stils erhält so ihren Sinn. Die Sammlung erhält u. a. Werke (z. T. Erstdrucke) von Döblin, Brod, Däubler, H. Mann, Schickele, Kafka, Adler, Sack, Lehmann, Werfel, Edschmidt. Besonders den mittleren städtischen Büchereien sei die Anschaffung des reichhaltigen Bandes dringend empfohlen. — Bei dieser Gelegenheit sei noch hingewiesen auf

die in gleichem Verlag erschienene lyrische Anthologie „Menschheitsdämmerung", herausgegeben von Kurt Pinthus (in Pappbd. geb. 25 M.) die bisher beste und vielseitigste Sammlung jüngster, „expressionistischer" Lyrik, die ein unentbehrliches Gegenstück zu Krells Prosa-Sammlung bildet. Ebenfalls für mittlere und große Büchereien. H. J. Homann (Charlottenburg).

Frenssen, Gustav: Der Pastor von Poggsee. Roman. Berlin, Grote, 1921. (632 S.) 50 M.

Der Roman schildert die Entwicklung eines holsteinischen Pfarrers, einer aufrechten, klarblickenden, von tiefer Religiosität und tatkräftiger Menschenliebe erfüllten Vollnatur, eines Menschen, in dessen glückliches Berufs- und Familienleben der Weltkrieg und der ihm folgende Zusammenbruch in grausamster Weise hineingreift, dem es jedoch nach schwerem seelischen Ringen gelingt, sich zu behaupten und auch der ihm anvertrauten Gemeinde neuen sittlichen Halt zu geben. Unbestreitbar hat Frenssen in dem Buche sein Bestes gegeben: selten ist ihm eine Charakterzeichnung von solcher Geschlossenheit und Größe gelungen wie die des Pfarrers Helmold, auch die übrigen Gestalten des figurenreichen Romans weiß er uns ebenso wie die uns aus seinen anderen Büchern längst vertraute heimische Umwelt in bewunderungswürdiger Weise näher zu bringen. Der Weltkrieg und das Chaos von 1918 werden mit den Schicksalen der Poggseer Gemeinde zu einem Gemälde von erschütternder Eindruckskraft verwoben. Es sind Schilderungen, die neben ihrem künstlerischen Wert als Kulturdokumente von unverlierbarer Bedeutung sich behaupten werden. Neben dem schlichten, ruhigen Erzählungsstil, der Frenssen auszeichnet, sind als Schwächen anzumerken eine an manchen Stellen hervortretende breite Redseligkeit und das Vorwiegen einer Erotik, die den Roman in mancher Beziehung an Hilligenlei heranrückt. Trotz alledem ist das Buch so wertvoll, daß keine Bücherei auf die Anschaffung verzichten sollte. G. Fritz (Charlottenburg).

Geibels Werke. Hrsg. von Wolfg. Stammler. Leipzig, Bibliographisches Institut, [1921]. 3 Bde. 63 M.

Schon allein die Tatsache, daß die angesehene Sammlung von Meyers Klassiker-Ausgaben Geibel aufnimmt und ihm eine (und zwar überhaupt die erste) wissenschaftlich aufgebaute Ausgabe widmet, ist ein Zeichen dafür, daß man das Urteil, das vor 10 und 20 Jahren schroff ablehnend gegen Geibel stand, neu untersucht und offenbar abändert. Namentlich der Krieg hat Geibels nationale Stellung deutlicher hervortreten lassen, und der Herausgeber dieser Auswahl tritt mit viel Wärme für den Dichter ein. Ohne diese und ohne ein bedeutendes Maß persönlicher Verbundenheit hätte Stammler sonst wohl kaum so viel Mühe aufgewandt, um mit schwieriger und vielfacher Arbeit durch Herstellung eines Lesarten-Teils seine Ausgabe auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen zu lassen. Wenn hierbei zwar die Handschriften nicht verwendbar gewesen sind, so hat Stammler doch durch die Vergleichung aller in Frage kommenden Drucke alles nur irgend Mögliche und Notwendige für einen reinen Text getan. Seine Darstellung der Lebensgeschichte und künstlerischen Entwicklung Geibels, seine Einleitungen und Anmerkungen zeigen eine sehr eindringende Stoffbeherrschung und wirken klärend, so daß diese Ausgabe, in der die Lyrik vollständig, die Dramen durch „Brunhild" und „Meister Andrea" vertreten, das „Klassische Liederbuch" ungekürzt, die Übersetzungen aus romanischer Dichtung in Auswahl eingereiht sind, allen Wünschen gerecht wird. Ohne daß man nunmehr Geibel in die ersten Reihen wird rücken dürfen, wird diese Ausgabe eine neue Beurteilungsmöglichkeit schaffen. H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Krane, Anna Freiin v.: Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden. Köln, Bachem, [1921]. (206 S.), geb. 44 M.

Diese Legenden sind nicht gleichmäßig in ihrem Werte. Besonders in den

„Rosen des Himmels“ hat sich die Erzählerin an einen Stoff gewagt, dem sie nicht gewachsen ist. Man lese dagegen die Fassung des alten Passionals in der Heiligen Leben und Leiden von Severin Rüttgers: Von Sankt Dorothea und von Theophilus, dem Schreiber. Stoffe so voll von Blut und Marter sind nur in der naiven, sparsamen Formgebung mittelalterlichen Holzschnittstiles erträglich. Ein großer Künstler mag es wagen, darüber hinauszugehen, die Krane hat hier ihre Grenzen bedenklich überschritten. Gerade da, wo es sich um altes Volksgut handelt, das wir gern zu neuem Leben zu erwecken helfen wollen, müssen wir auf der Hut sein. — Anderes ist besser gelungen, und so kann das ganze Buch, das sehr schön ausgestattet ist, zumal katholischen Volksbüchereien empfohlen werden. W. Schuster (Gleiwitz).

Metzger: Der Gangbutscher. Ein Lübecker Heimatroman. Berlin, Scherl, (1918). (280 S.)

Es lohnt nicht der Mühe, viele Worte zu machen von dem kleinen Gangbutscher Karl Olldorf aus der Lübecker Nebengasse, trotzdem er vor lauter Bravheit aus den Niederungen des Lebens sich zum angesehenen Fabrikherrn emporschwingt, auch im Glück nicht seine Verwandten vergißt und Segen spendet, wohin er auch kommt. Freilich ein Schatten ist ihm aus der engen Gasse nachgezogen, der sein Werk und sein Glück zu ersticken droht. Der Bruder seiner Frau, der blonden Schuhmachertochter, ist durch Arbeitsscheu heruntergekommen und sucht nun sein Parasitenleben bei seinem Schwager fortzusetzen. Alle Versuche, ihn auf den rechten Weg zu bringen, scheitern. Er stört den häuslichen Frieden; läßt schließlich Neid und Haß in sich emporwuchern und zündet in der Zügellosigkeit des Rausches die Fabrik an. Er findet selbst dabei den Tod. Karl Olldorf aber findet die Kraft, ein neues Leben aufzubauen. — In einem „Heimatroman“ sollte man die sonderlich geartete Seele einer Stadt, einer Landschaft, einer Stammesart erleben und die Kraft der Scholle spüren, die seine heimatlich-wurzelhaften Menschen trägt und nährt. Darum muß man nachdrücklichst Verwahrung einlegen gegen die heuer zahlreich emporwuchernden Machwerke, die das Heimatliche als bequemen Deckmantel für Blutleere und Mangel an dichterischer Gestaltungskraft benutzen, Leichtgläubige damit einfangen und echte Heimatkunst diskreditieren. Im vorliegenden Roman wird zwar die alte Hauptstadt Lübeck immer wieder als Ort der Handlung in den Vordergrund gerückt in schulmeisterlich dozierendem Baedekerton. Aber von der Seele Lübecks, der Stadt der Buddenbrooks, spüren wir nicht einen Hauch. Als zufällige Umgebung ist die Stadt um die Menschen herumgestellt; selbst Dialektbenutzung und reichliche Milieuschilderung vermag diese Heimatlosen, marionettenhaft aufgeputzten Gestalten nicht im Lübecker Boden zu verankern. — dem Buch fehlt überhaupt so gut wie alles, was eine Erzählung zu einer Dichtung macht: Komposition und Charakterisierung, Gestaltungs- und Bildkraft innerliches Leben und Motivierung der Handlung. Eine dick aufgetragene moralisierende Tendenz tut ein übriges, den Geschmack an dem Schulmeisterroman gründlich zu verderben. W. Winker (Düsseldorf).

Oeser, Hermann: „Wem Zeit wie Ewigkeit.“ Erzählungen und Skizzen. Heilbronn, Salzer 1919. (127 S.)

Die außerordentlich liebenswürdige, weltanschaulich so reizvolle und aufrichtige, wenn auch nicht eben starke und dichterische eigenwüchsige Persönlichkeit Hermann Oesers durch eine Auswahl aus seinen kleinen nachdenklichen Erzählungen und Sinnsprüchen einem weiteren Kreise vorzustellen, ist an sich eine sehr dankbare Aufgabe. Es ist in seinen verschiedenen Sammlungen, besonders in „Des Herrn Archemoros Gedanken für Irrende, Suchende und Selbstgewisse“ (Heilbronn, Salzer), je einige ganz ausgezeichnete Stücke, die namentlich einem jungen Menschen, falls er nur überhaupt zur Besinnlichkeit Anlage hat, sittliche Eindrücke fürs Leben geben können. Die Herausgeberin der vorliegenden Sammlung hat sich jedoch meiner

Ansicht nach bei ihrer Auswahl weniger an den Maßstab allgemein gültiger, besonders auch dichterischer Bedeutung gehalten, als an ihr eigenes Bedürfnis möglichst intimer Charakterisierung der (historischen) Persönlichkeit des in ihrer Erinnerung schon durch seine vorbildliche pädagogische Lebensarbeit mit Recht verklärten Lehrers (vgl. auch das sehr sympathische Vorwort „Zur Erinnerung"). Dies ist aber natürlich nur ein literarischer Einwand, und es ist überdies auch so eine Fülle von ethischen Kostbarkeiten in dem kleinen Bändchen aufgestapelt, so daß wir es zur ersten Bekanntschaft mit dem hessisch-badischen Seelsorger, Denker und Dichter aufs wärmste empfehlen können. E. Ackerknecht (Stettin).

Raesfeld: Der weiße Hirsch. Eine Romanze aus dem Schwarzwald. Berlin, Parey. Geb. 22 M.

Einer der Jagdromane des Verlages Parey, diesmal in historischer Gewandung. Das Buch behandelt in zwei miteinander nur lose in Verbindung stehenden Abschnitten die Streitigkeiten über Fragen der Jagdhoheit zwischen dem Kloster St. Ulrich und dem Grafen Stauffen zu Beginn des 18. Jh. Das Auftauchen eines weißen Hirsches, um dessen Erlegung sich beide Parteien bemühen, gibt den Dingen eine tragische Wendung, bis der jähe Tode des Grafen den Konflikt beendigt. Die höchst belanglose und bestenfalls kulturhistorisch bedeutsame Handlung ist nicht ungeschickt, aber mit ermüdender Breite erzählt. Über dem Ganzen liegt der Schleier einer antiquarischen Langweiligkeit, den zu heben wohl nur wissenschaftlich interessierte Freunde des Waidwerks gelüsten dürfte. Für Volksbüchereien hat das Buch keine Bedeutung. G. Kemp (Memel).

Reimmichel (Sebastian Rieger): Das Heimwehe. Eine Erzählung. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. (256 S.) Geb. 9 M.

Dieser 9. Reimmichelband erzählt in schlichtem Volkston von den Irrfahrten eines im Jahre 1859 kriegsgefangenen Tyrolers, einer armen Haut, der es von der Geburt an bitter schlecht ging im Leben, die sich indessen in ihrem Idealismus nicht beirren läßt. In den Fährnissen und Demütigungen, denen der Kriegsgefangene und unfreiwillige Amerikafahrer ausgesetzt ist, bleibt das große Heimweh des armen Burschen jene heilige Not, die dem Verschmachtenden und Verfolgten immer wieder neue Kraft verleiht. Auch die bittere Enttäuschung, die ihm bei der endlichen Heimkehr wird, vermag letzten Endes seine Kraft nicht zu brechen. Die Erzählung hat einen ausgesprochen katholischen Charakter. W. Pieth (Lübeck).

Reinacher, Eduard: Die Hochzeit des Todes. Erzählungen und Verse. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1921. (222 S.) 30 M.

Eine chaotische Traumwelt kreist in diesem gestaltenträchtigen Buch eines hochbegabten jungen Dichters. Uraltes Totentanzerbe seines alemannischen Blutes bricht hervor. Aber es ist das Blut eines Enkels; seine Drangfülle mutet zuweilen atavistisch an, seine todesbrünstigen Verzückungen krankhaft. Wo Reinacher die epischen Linien rein und streng durchzuführen, wo er den Schwall seiner Gesichte zu bändigen vermocht hat, sind Stücke von großem, geheimnisvoll fesselnden Reiz entstanden, die unsere Gegenwarts-Literatur um einen tiefen romantischen Ton bereichern. Von den Erzählungen nenne ich vor allem „Die Hochzeit des Todes" und „Elisabeth", welche beide in besonders glücklicher Weise die seltsame Mischung von süßer Schwermut und bitterer sozialer Satire, von mystisch leuchtender Legendenherrlichkeit und von grausam grauen Naturalismen zeigen, die für die rhythmisch außerordentlich starke Prosakunst dieses Buches bezeichnend ist; von den Gedichten seien namentlich erwähnt „Der Tod zum Maler", „Der Tod zum Bauern" und das gewaltige, apokalyptische Finale „Gott und die Toten". — Da diese eigenartige Kunst hohe Anforderungen an die geistige und seelische Bereitschaft des Lesers stellt, kommt das Buch nur für größere Büchereien in Frage. E. Ackerknecht (Stettin).

Richter, Erik: Die Erholungsreise. Mit 8 Steinzeichnungen des Verfassers. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1921. (174 S.) 14 M., geb. 18 M.

Ein durch häusliches Ungemach verstimmter Archivarius begibt sich auf die Wanderschaft, gerät unversehens in das Haus eines Leidensgefährten, eines dörflichen Pfarrers, und verlebt mit ihm auf einer Reise ins Blaue hinein seltsame Dinge, um schließlich nach mancherlei Abenteuern seelisch entspannt und innerlich bereichert in den Schoß seiner Familie zurückzukehren. Die an sich anspruchslose Erzählung ist ein Prachtstück teils idyllischen, teils grotesken Humors, der, unmittelbar aus dem dichterisch geschauten Gestalten und Begebenheiten herauswachsend, bisweilen von weltanschaulicher Tiefe ist. Man fühlt sich durch die ganze Art dieser echt deutsch empfundenen Geschichte an Jean Paul und Mörike erinnert. Nicht minder wertvoll sind die mit dem Ganzen auf das Beste zusammenstimmenden Steinzeichnungen.

G. Fritz (Charlottenburg).

Rosner, Karl: Der König. Weg und Wende. Stuttgart, Cotta, 1921. (299 S.) 10 M., geb. 18 M.

Rosners Buch zeigt die Gestalt des Kaisers in den Tagen des Zusammenbruchs der deutschen Offensive an der Westfront. Er sucht aus der Stimmung in der entscheidenden Krise des Krieges ein Verständnis für die Vergangenheit zu gewinnen, wie auch eine Deutung des Kommenden als eines unabwendbaren Verhängnisses. R. hat gerade im Augenblick der Katastrophe zur nächsten Umgebung des Kaisers gehört, es wäre also berechtigt, in seiner Darstellung ein objektives historisches Zeugnis zu erblicken, wie es vielfach getan worden ist. Man findet dann Widersprüche und Entstellungen, die bedenklich machen. Was er gewollt hat, ist sicherlich mehr als Historie, es kommt ihm nicht auf geschichtliche, sondern auf künstlerische Wahrheit an. Von diesem Gesichtspunkt gesehen, wird man gegen seine liebevolle Analyse eines Menschen, dessen Schicksal sich fast zwangsläufig tragisch vollendet, kaum etwas einzuwenden haben. Er hat die Gestalt seines Helden sehr weich gesehen, er durfte das, weil er ihn als Opfer von Verhältnissen schildert, die zu meistern seine Natur zu romantisch, zu wirklichkeitsabgewandt war. Die Schatten der Größeren, mit denen ihn sein Weg zusammenführte, — Bismarcks, der beiden starren Naturen in der Obersten Heeresleitung — lasten zu schwer auf ihm. Die geschilderten Vorgänge drängen sich auf wenige Tage zusammen, das Vorbild von Molos Fridericus scheint hier die Wahl des künstlerisch fruchtbaren Augenblickes bestimmt zu haben. Die lastende Stimmung der kritischen Stunden ist meisterhaft wiedergegeben, auch die wichtigsten Gegenspieler sind gut gezeichnet, besonders der Kronprinz, der alte Below, Hindenburg. Weniger gelungen ist die Gestalt Ludendorffs, die in ihrer betont schroffen Gegensätzlichkeit zu viel Absicht spüren läßt. Bedauerlicherweise versagt Rosners künstlerische Einfühlung bei der Schilderung der Mitglieder des Großen Hauptquartieres. Das sind Karikaturen, literarische Konstruktionen, wie die gelegentliche Anspielung auf Rosenkranz und Güldenstern beweist. Alles in allem: ein gutes Buch, das in jede Volksbücherei gehört. — Es läßt einen großen Wunsch offen: wir haben nun ein Buch über den Kaiser, also den „höchsten Kriegsherrn", wir haben unzählige schlechte und wenige brauchbare Bücher über die Stellung des Offiziers im Kriege, — wir haben nicht eines über den Soldaten. Sollen wir immer auf das „Feuer" von Barbusse verweisen müssen, wenn der Wunsch nach einem Buch über die Not des namenlosen Kämpfers im Schützengraben laut wird? Leonhard Franks hetzerisches Buch ist kein Ersatz für das, was in der unübersehbaren Flut all der Erzeugnisse schmerzlich vermißt wird, die alles Geschehen nur aus der Perspektive des Reserveoffiziers zeigen. Wer zeigt uns das Volk im Kriege?

G. Kemp (Memel).

Schussen, Wilhelm: Die schöne Witwe. Novellen. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1922. (228 S.) Geb. 20 M.

In den vier neuen Novellen, welche Schussen unter dem Titel der bedeutensten zusammengestellt hat, tritt der Humorist hinter den Freund starker, schwerblütiger Leidenschaft zurück. Fast allzu grell zucken die Blitze dämonischen Menschentums in der ersten und in der letzten Geschichte des Bandes, während die „Schattensonne" und „Die schöne Witwe" für Schussens Erzählweise ungewöhnlich gut gerundete und trotz aller seltsamen Wechselfälle harmonisch ausgewogene Liebesgeschichten sind, die erste auf Dur, die zweite auf Moll gestimmt. Es versteht sich von selbst bei Wilhelm Schussen, daß das ganze Buch, das in seiner Atmosphäre dem „Roten Berg" am nächsten steht, durchpulst ist von einer Naturseligkeit, die nirgends feminin wird, die niemals langweilt, die stets hervorquillt aus dem kraftvollsten, weltallhaften Erleben eines Stückes schwäbischer Landschaft durch alle Sinne. — Für mittlere und größere Büchereien. E. Ackerknecht (Stettin).

Sterneder, Hans: Der Bauernstudent. Leipzig, Staackmann, 1921. (387 S.) Geh. 17 M.

Dieser Entwicklungsroman, der nach eigener Aussage ein gut Teil Wahrheit des Lebens seines Dichters enthält, eröffnet Sterneders vielversprechenden Schaffensweg. Wolf Heß, schon in seiner Geburtsstunde verwaist, durchlebt unter der Obhut der Großmutter eine armselige Jugendzeit: arm an Hab und Gut in einem Häuschen am Ende eines süddeutschen Gebirgsdorfes, selig in ungebundener Freiheit zwischen Feldern und Tieren mit erlebnisfähiger Seele. Von heißer Sehnsucht nach geistigen Schätzen beseelt sitzt er als Knecht in seiner Kammer über den Büchern, um sich für die Aufnahme in eine Stadtschule vorzubereiten. Nachdem der „Bauernstudent" mit zähem Willen alle Widerstände bis zum glanzvollen Abschluß der Schulzeit überwunden hat, treibt es ihn zurück ins bäuerliche Leben. Erst einer seiner Lehrer führt ihn einem Berufe zu, der die reiche Begabung und die Liebe zur Scholle harmonisch zu verbinden vermag. Wolf Heß wird Lehrer. An der Seite eines gemütvollen Mädchens schafft er sich ein sonniges Heim zwischen Blumen und Feldbreiten, verehrt von jung und alt. Sein Pflug wendet wieder die Erde. Und wie die Saat im Acker, so beginnt es auch in seinem Innern zu keimen und zu wachsen. Mit Jubel erlebt er in sich die Gestaltung eines dichterischen Werkes, seines ersten Romans. Die rührende Liebe zwischen Enkel und Großmutter, die Hingabe an die Menschen und die Natur, die trotzige Beharrlichkeit in der Verfolgung von Zielen, die in der eigenen Brust liegen, verleihen dem Buch reiche Bildungswerte. Die schlichte, aber lebensfrohe und frische, vielfach an Rosegger anklingende Erzählungskunst hält das Interesse des Lesers wach und steigert es bis zum Ende. Schon der reifen Jugend wird das Buch Freude bereiten.

H. Horstmannn (Stettin).

Steinmüller, Paul: Der Novellenkranz einer Liebe. 8. Aufl. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, [1920]. (160 S.) 7 M., geb. 10 M.

Der Dichter Wilmund Andresen ist sich bewußt, daß er das Höchste nur durch die Liebeskraft der einen, ihn ergänzenden Frau erreichen kann. Als seine junge Braut ihm und damit sich selbst untreu wird, trachtet er, das Wesen der Verlorenen in allen Frauen zu finden. In 6 Novellen werden uns die Liebeserlebnisse seines sehnsüchtigen Suchens erzählt, und wie der in der Not des Vaterlandes verzagende Mann in der wiedergefundenen und geläuterten Einen die endliche Erfüllung findet. — Die stilistisch guten, sanft dahinfließenden Erzählungen des „Novellenkranzes" lassen kalt, da sie um der Idee willen konstruiert sind und der Farbigkeit und Phantasie entbehren. Man glaubt es nicht, daß der Weichling, der selber nur einmal lieben kann, es nun in seinem Glück jemals zu der erhofften Führerschaft bringen werde.

Einzelne hübsche Züge vermögen nicht hinwegzutäuschen über die Gegenstandslosigkeit und Gesuchtheit der skizzenhaften Erzählungen. Daß der Verfasser der bei der Jugend beliebten, aphoristisch gehaltenen „Rhapsodien"-Büchlein auch als Erzähler nicht unbegabt ist, zeigt die eine Novelle unseres Buches: „In mir ist mehr!", die sich inhaltlich und rhythmisch weit über die bescheidenen andern erhebt. Wie hier der genius loci der alten müden Stadt Brügge, „dieser erstarrten Blüte alter flandrischer Kultur", lebt und sich verkörpert in der „leisesten aller Frauen", die selbst den alten Gärten gleicht, über denen immer „die leise, sorgenschwere Traurigkeit des Abends liegt", das ist künstlerisch. — Als Ganzes wird das spannungsarme Buch schwerlich einen größeren Leserkreis in Volksbüchereien finden.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Thieß, Frank: Der Tod von Falern. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1921. (384 S.) Geb. 25 M.

Auf dem Hintergrund einer belagerten, verhungerten und pestkranken Stadt führt Th. Züge menschlicher Heldenhaftigkeit und Größe und menschlicher Niedertracht und Schwäche vor, die sich dem Leser wuchtig und unvergeßlich einprägen. Dem großen tragischen Stoff ist eine markige Sprache und Darstellung aufs beste angepaßt. Verstärkt wird der Eindruck der Dichtung aber noch dadurch, daß man — wollend oder nichtwollend — in dem Ganzen immer den Unterton mitschwingen hört: das alles ist ja eigentlich nichts anderes und kann nichts anderes sein, als die Geschichte unseres eignen durch tausend Qualen zu Tode gepeinigten, glücklosen Volkes.

G. Kohfeldt (Rostock).

Verkündigung. Hrsg. v. Rudolf Kayser: Anthologie junger Lyrik. München, Roland-Verlag, 1921. (333 S.) Geb. 22 M.

Die Gedichtsammlung will in der Art der früheren Anthologieen von Benzmann und Bethge eine Anthologie der jüngsten Lyrik sein und einen Querschnitt durch das Schaffen der Gegenwart geben, diese mit ihrem Hoffen, Sehnen und Wollen zum Ausdruck bringen. 45 Dichter kommen darin zur Geltung, die durch ihre besten Leistungen in scharfumrissenem Porträt charakterisiert werden sollen. Der Herausgeber sagt: „er weiß, daß die Landschaften dieses Buches, so mannigfaltig und leuchtend sie auch sind, kein Hochgebirge bedeuten; daß die heutige Lyrik ihre Zeit nicht sehr überragt: daß sie problematisch und zerklüftet ist wie sie". Deshalb sieht er auch in dem gemeinsamen Zug dieser jungen Lyrik alles andere eher als Aufstieg und Vollendung, vielmehr Unter- und Übergang. Trotzdem verhehlt er sich nicht, daß diese ganze Epoche nur Vorbereitung und Auftakt zu Größerem ist und daß sich die Zeichen des Bauens und Gestaltens nach den Tagen der Sehnsucht und Zerstörung mehren. So darf man vielleicht diese Sammlung betrachten als interessantes Dokument einer schon abgeschlossenen Epoche, als Morgendämmerung eines neuen Tages voller Sonnenkraft. R. Oehler (Leipzig).

Volkmann-Leander: Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. Dachau, Einhorn [1920]. (127 S.) (Die bunten Einhorn-Bücher Bd. 14.) Kt. 3 M., Pappbd. 3.50 M.

Vor genau 50 Jahren sind diese während der Belagerung von Paris 1870/71 zu Papier gebrachten Märchen zum erstenmal bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen. Der wundervolle, echt dichterische Märchenton, in dem sie erzählt sind, verbunden mit launigem Humor und inniger Gemütstiefe machte sie sofort bei alt und jung beliebt. Es ist daher natürlich, daß sie, nachdem die 30 Jahre Schutzfrist verflossen sind, auch von anderen Verlegern herausgebracht werden, obgleich die bei Breitkopf & Härtel von dem Sohne des Verfassers Hans Richard von Volkmann illustrierte Ausgabe nicht leicht zu übertreffen ist. Der Einhorn-Verlag Dachau bringt als Bd. 14 seiner bunten Bücher als Illustrationen zu den Träumereien Schatten-

risse von Hertha von Gumppenberg. Sie sind jedem Märchen vorangesetzt worden und passen sich dem Hauptinhalt oder der Stimmung des Märchens gut an. Das kleine Format ermöglicht es dem Leser, das Büchlein auf Wanderungen oder auf der Reise mitzuführen. Möchte auch diese hübsche und billige Ausgabe dazu beitragen, die Märchen immer weiter zu einem Gemeingut des deutschen Volkes zu machen. Bei einer Neuauflage würde man dem Verlag für ein Inhaltsverzeichnis Dank wissen. Anna Reicke (Charlottenburg).

Waiblinger, Emma: Die Ströme des Namenlos. Roman. Heilbronn, Salzer, 1921. (259 S.) 17 M.

Ein biographischer Roman in Ich-Form, — der Entwicklungsgang der aus einfachen Kreisen stammenden Agnes Flaig. Das Leitmotiv für all ihr Tun und Handeln ist das Bekenntnis, das sie beim Grab eines Unbekannten ablegt, den sie Namenlos nennt und dem sie ihre erste Liebe weiht: „Es wuchs ein glühender Wille in mir, einmal für einen Menschen alles tun zu dürfen, was man überhaupt konnte." Auch die bittere Erfahrung während ihrer Schul- und Dienstzeit, „daß sie alle, die sie heiß und echt liebte, um die sie Schmerzen litt und Leidenschaften verwürgte", wieder verlieren müsse, vermag nicht diesen Grundsatz ihrer Lebensauffassung ins Wanken zu bringen, läßt im Gegenteil nur um so stärker den Drang in ihr emporflammen, einen Menschen zu suchen, dem sie ihre Liebe schenken könne, bis sie in dem jungen Gottfried, dem Enkel ihrer Dienstherrin, jemand findet, der auch sie mit der ganzen Hingabe seines Herzens liebt. Aber nach kurzem Beisammensein verliert sie ihn durch den Tod. „Sie hat jedoch das Leben zu inbrünstig lieb, als daß sie es in Sack und Asche tun möchte". Das wiedererwachende Lebensgefühl tut sich besonders darin kund, daß der poetische Gestaltungsdrang, der sich schon seit ihren Kinderjahren bei ihr meldete, erneut über sie kommt. Besonders gelingt ihr eine Novelle; das nach ihrer Ansicht hohe Honorar für diese veranlaßt sie, ihre Stellung aufzugeben, um ganz ihren dichterischen Neigungen leben zu können. Aber plötzlich entschwindet ihre poetische Gestaltungskraft. In der Sorge um den Hausstand ihres Schwagers, den sie nach dem frühen Tode ihrer Schwester heiratet, findet sie schließlich volles Genügen. — Die Handlung ist frisch und lebendig mit einem fröhlichen Humor und in gutem Deutsch erzählt. Der Charakter der Agnes Flaig, in dem Züge des schwermütigen Vaters und der aufopfernden aber doch lebenslustigen Mutter vereint sind, ist bis auf den Schluß treu und faßlich dargestellt. Agnes' plötzlicher Eintritt in die Ehe, der ebenso unerwartet wie ungenügend motiviert ist, bricht die Einheit des Charakters. Die bisweilen fast pathologisch anmutende Schwärmerei der Agnes ist aus ihren ererbten Veranlagungen psychologisch verständlich. Die Lektüre kann weltanschaulich anspruchslosen Lesern und besonders Leserinnen stets empfohlen werden.

R. Koch (Stettin).

Whitman, Walt: Gesänge und Inschriften. Übertragen von Gustav Landauer. München, Kurt Wolff, 1921. (60 S.) 9 M., geb. 18 M.

Ein Gefühl wie Neid ergreift uns beim Lesen der Gedichte dieses unbekümmerten Titanen, uns, die wir die lastende Kette einer ungeheuren Vergangenheit hinter uns herschleppen.

Weiten des Lebens, Gluten, Drang und Macht,
Freudig um freieste Tat, erstanden aus Gottes Recht,
Den modernen Menschen sing ich.

Vielleicht geben diese zukunftsgewissen, siegsicheren Verse auch uns den Glauben wieder, daß aus Gottesrecht mit jedem von uns die Welt neu beginnt und wir unsern Willen zum Guten frei und ungehemmt in sie ausströmen dürfen, sie nach unserm Willen zu gestalten. — Landauer hat diese drängend daherflutenden Rhythmen wundervoll nachgebildet. Man fühlt, wie sicher er dem Dichter folgt, wenn er in

Wortwahl und Rhythmus die Zügel scheinbar achtlos schleifen läßt, um sie kurz darauf um so machtvoller zusammenzuraffen. — Nicht allein die große Bedeutung, die Whitman für die Entwicklung unserer neueren Dichtung hat, sondern vielmehr das freie große Ethos, das in ihm lebt, lassen uns wünschen, das auch äußerlich sehr schön ausgestattete Buch in jeder größeren Volksbücherei zu sehen. Eine klare, feinsinnige Einführung des Übersetzers erhöht seinen Wert für unsere Zwecke.

W. Schuster (Gleiwitz).

D. Kurze Anzeigen.

Am Scheidewege. Berufsbilder. Sonderreihe der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften, begründet u. hrsg. von Hans Vollmer. Berlin, Paetel, 1920 f. Brosch. Band 6 M.

Bd. 68. Der Zimmermann. Von H. C. Böge. (78 S.)
„ 69. Der Friseur. (76 S.)
„ 70. Der Jurist. Von R. Deumer. (87 S.)
„ 71. Der höhere Berg- und Hüttenbeamte. Von Fr. Ahlfeld. (63 S.)
„ 72. Der evangelische Geistliche. Von Fr. Niebergall. (80 S.)
„ 73. Der heimische Landwirt. Von K. Lentz. (112 S.)
„ 74. Kindergärtnerin, Hortnerin u. Jugendleiterin. Von M. Boeder. (92 S.)
„ 75. Der Graveur und Ziseleur. Von J. Gröwel. (41 S.)
„ 76. Der Landwirt der Tropen und Halbtropen. Von O. Wohlfarth. (131 S.)
„ 77. Der praktische Chemiker. Von R. Ehrenstein. (76 S.)
„ 87. Die Gärtnerin. Von Luise Niesner. (68 S.)

Diese Sammlung, deren Wert in den lebendigen, unmittelbar in das Berufsleben einführenden Schilderungen besteht, bietet auch in den neuerschienenen Bänden durchweg Gutes. Von ihnen gilt im übrigen, was bereits in den Blättern für Volksb. 1920, S. 303, f. gesagt worden ist. Fr.

Auer, Karl: Herders Botschaft an unsere Zeit. Eine Auslese aus seinen Schriften gesammelt und erläutert. Leipzig, Krüger, 1920. (51 S.)

Nur der Spezialist wird heute Herders gesammelte Werke lesen, darum brauchen wir Auswahlen. Die vorliegende ist für die weitesten Kreise bestimmt und enthält in 4 Abschnitten: Mensch, Vaterland und Menschheit, Staat, Religion Aussprüche Herders, die für unsere Zeit geschrieben sein könnten. v. H.

Friedrich, J.: Deutsche Volkstumpädagogik. Die Notwendigkeit ihrer Begründung nebst Bausteinen und Richtlinien. Gießen, Töpelmann. (58 S.) 2,50 M.

Der Verfasser fordert eine „deutsche Pädagogik", d. h. eine tiefe Verankerung der bisher gepflegten nationalen Pädagogik in das deutsche Volkstum. Nur hierin vermag er eine fruchtbare Weiterentwicklung des Erziehungswesens zu erblicken. Daß damit etwas Neues gefordert würde, kann man nicht gut behaupten; die moderne Pädagogik sucht allenthalben in den Urbereich des Volkstums hinabzudringen und aus ihm für ihre Aufgaben fruchtbringende Kraft zu ziehen. Die Schrift bietet auch sonst kaum etwas Selbständiges, zum großen Teil bringt sie Zitate und Belegstellen aus andern pädagogischen Autoren, die nach bekannter Schulmanier zum Beweis von Behauptungen herangezogen werden, die aus eigener Kraft nur schwach gestützt werden können. Kp.

Greinz, Rudolf: Die Pforten der Ewigkeit. Legenden. Leipzig, Staackmann, 1920. (316 S.)

Redet viel vom Tod, aber von dem Tod, der zum Leben führt. Es geht ein tief religiöser Zug durch die Erzählungen, die uns in ihrer Lieblichkeit an die Blüten der Mystik erinnern. Aber trotzdem tritt uns überall echtes, tapferes Menschentum entgegen. Es klingt aus den Legenden heraus wie Abendglocken,

die den von der Arbeit Müden an das trauliche Herdfeuer rufen, wo er Ruhe findet für Seele und Leib. Ein Buch für die Familie wie für den Lesesaal der Volksbücherei, wo die kurzen in sich abgeschlossenen Legenden z. T. nur ganz wenig Zeit beanspruchen und doch den Genuß eines Kunstwerks bieten. v. H.

Grube, Karl: Bei den deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens. Eine Kundfahrt und Winke für Auswanderer. 2. völlig umgearb. u. erg. Aufl. mit einer Karte von Brasilien. Leipzig u. Berlin, Weicher, 1921. (97 S.)

Ein für die Belehrung von Auswanderern — wofür es doch in erster Linie gedacht ist — unergiebiges Buch, das herzlich wenig von den „Deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens" berichtet. Da es außerdem vor dem Kriege geschrieben ist, vermag es über die heutigen veränderten Verhältnisse keine nennenswerte Aufklärung und praktischen „Winke" zu geben, trotzdem es durch volltönende rassenpolitische Phrasen und poetische Ergüsse „völlig umgearbeitet und ergänzt" worden ist. Von der Anschaffung ist Volksbüchereien abzuraten. Hrst.

Hausenstein, Wilhelm: Zeiten und Bilder. Gesammelte Aufsätze. München, Verlag Der Neue Merkur, 1920. (162 S.)

Neuere und ältere Künstler und Politiker, Napoleon, Naumann, Kurt Eisner und Körner, Hodler, Ensor und Slevogt tauchen vor uns auf. Die Aufsätze, die unter sich keinen Zusammenhang haben, verfolgen das gleiche Ziel, wie die Monatshefte Der Neue Merkur. Die Revolution wird betrachtet als Wegbereiterin für einen neuen Aufbau. v. H.

Jores und Lemke: Grundzüge des Geld-, Kredit- und Bankwesens. 4. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, A. Gloeckner, 1920. (296 S.)

Karl Heinz Lemke hat das vielgenutzte seit 1906 nicht mehr bearbeitete Buch von Jores straff zusammengefaßt und ihm durch eine eingehende und klare Bearbeitung und Darstellung der geldwirtschaftlichen Umwälzungen der letzten sieben Jahre neue Brauchbarkeit verliehen. Das Buch ist als Lehr- und Lernbuch völlig auf die Bedürfnisse der Praxis eingestellt, ohne dafür in der notwendigerweise beigegebenen Theorie die nötige Gründlichkeit und Anschaulichkeit missen zu lassen. Leider erschwert das Fehlen eines Index die Benutzung des Buches. D.

Lebensgeschichte u. natürliche Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg (Ulrich Braeker). Mit 12 Originalholzschnitten von Ernst Wuertenberger, Gotha, Fr. Andr. Perthes (1920). (206 S.) Ppbd. 14 M.

Über den literarischen Wert der Geschichte des alten viel umhergeworfenen Schweizers, der auch eine Zeitlang unter die Rekruten Friedrichs des Großen geriet, bedarf es hier keiner Worte. Das Buch darf natürlich in einer guten Volksbücherei nicht fehlen. Die vorliegende Ausgabe, die nur an wenigen Stellen kleine Kürzungen aufweist, verdient aber wegen ihrer guten Ausstattung und ihrer schönen, kräftigen und druckbelebenden Holzschnitte eine besondere Empfehlung. K.

Lux, Beata: Blumenkranz. Lieder und Märchen. Mit Buchschmuck von Hans Volkert. Berlin-Zehlendorf, Heyder [1921]. (32 S.) Kart. 9 M., geb. 12 M.

Die Absicht von Beata Lux war wohl, einen bunten Kranz von Blumenmärchen in Vers und Prosa zu schaffen, etwa in der Art der Kreidolfschen, nur daß die begleitenden Bilder von anderer Hand hinzugefügt werden mußten. Leider ist sowohl die lyrische als die für die kindertümliche Bedeutung des Buches entscheidende epische Gestaltungskraft der Dichterin ziemlich gering. Dagegen wird der reiche und anmutig bunte Bildschmuck junge und alte Betrachter entzücken, so daß die Anschaffung des sehr preiswerten und trefflich gedruckten Bändchens mittleren und größeren Büchereien für ihre Jugendschriftenabteilung empfohlen werden kann. E. A.

Schnerring, C. A.: Du suchest das Land heim. Geschichtlicher Dorfroman aus einer Teuerungs- und Hungerzeit. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1918. (395 S.) 12 M.

Der Roman hat den Kampf eines Dorfes und darüber hinaus des württembergischen Landes im Hungerjahr 1817 gegen Not und Wucher zum Gegenstand. Höherer Wert eignet ihm nicht. Ein wenig breit angelegt, aber spannend erzählt, ist es ein brauchbares Volksbuch für das schwäbische Land. 153 Anmerkungen belegen recht überflüssiger Weise das Historische und erläutern Mundartliches. Schu.

Schrott-Fiechtl, Hans: Der Bauernsegen. Ein Tiroler Roman aus der Gegenwart. Berlin, E. B. Groß, 1919. (346 S.) 8 M., geb. 10 M.

Mit großer Liebe zur Heimat geschrieben. Der Verfasser kennt die Tiroler Bauern in- und auswendig. Er schildert, wie man sie zu einem rationelleren Betrieb erziehen kann. Die Hauptfigur ist ein Bauernmädchen, das mit männlicher Energie alle Eigenschaften vereinigt, die man bei einer Frau nicht entbehren will. Ein echter Volksroman von katholischem Standpunkt aus, aber ohne jede Polemik. v. H.

Infolge der starken Preissteigerungen, die fast alle Verleger in den letzten Wochen vorgenommen haben, und die in der Regel mindestens 30—50% betragen, sind die Preisangaben der „Bücherschau", die sich zumeist auf veraltete Angaben der Verleger stützen müssen, so ungenau geworden, daß sie nur noch als unsicherer Anhalt für die augenblickliche Preislage benutzt werden können.

E. Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege.

Von Bibliotheksdirektor Dr. W. Pieth.

Drucksachen und Hinweise für diese Rubrik bitten wir in Zukunft zu senden an Dr. S. J. Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei, Wilmersdorfer Str. 166/67.

1. Allgemeines und Volkskunstpflege. Volkshochschule.

Berger, Anton: Über Bildung einst und jetzt. Graz, Wien und Leipzig, Moser, 1921. 39 S. 8°. (Grazer Stimmen, 1.)

Buch und Bild. Jahresrundschau d. Zeitschr. f. Bücherfreunde. Hrsg. v. Georg Witkowski. Leipzig, Seemann, (1921). IV, 156 S. mit Abb. 2 Taf. Gr. 8°.

Zur Frage der Heimatpflege und Volksbildung im Kreise Friedberg (Hessen). Oktober-Bericht 1921 d Geschichtsvereins, d. Museums, d. Stadtarchivs u. d. Stadtbibliothek zu Friedberg i. d. Wetterau. (Friedberg i. Hess., Geschichtsverein, 1921. 20 S. m. Abb.

Humpert: Buch und Bühne. Die Bücherwelt, Jg. 18, H. 8/9.

Rosenstock, Eugen: Die Ausbildung des Volksbildners. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 3, H. 3/4.

Schwiedland, Eugen: Die gesellschaftlichen Schichten als Gestalter der Kultur. Preuß. Jahrbücher, Bd. 186, H. 2.

Themann, Franz: Das Vortragswesen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung von 1871—1914. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 9/10.

Waas, Adolf: Volksbildung und materialistische Geschichtsauffassung. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 9/10.

Engelhardt, Victor: Die Bedeutung der Heimvolkshochschule für den Sozialismus. Die Neue Zeit, Jg. 39, 2. Bd., Nr. 16.

Flatter, Otto Richard: Volkshochschule und Arbeiterschaft. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 3, H. 5.

Friedemann, Traugott. Volkshochschulprobleme. Die Neue Erziehung, Jg. 3, H. 11.
Honigsheim, Paul: Realpolitik und Machtgedanke in Erziehung und Volkshochschule. Die Neue Erziehung, Jg. 3, H. 11.
Koch, Walter: Betriebsräteschulung und Volkshochschule. Sozialist. Monatshefte, Jg. 27 (57. Bd.), H. 26/27.
Rosenstock, Eugen: Die Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt a. M. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 3, H. 5.
Seidel, Richard: Arbeiterschaft u. Volkshochschule. Die Arbeitsgemeinschaft, Jg. 3, H. 5.
Die Volkshochschulbewegung. Allgem. Übersicht. Krit. Materialsammlung. Die Arbeitsgemeinschaft. Jg. 3, H. 3/4, 5.
Warncke, J.: 1. Tagung deutscher Volkshochschulen in Lübeck vom 3. bis 5. Sept. 1921. Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen, Jg. 2, Nr. 8 (Niedersachsen, Jg. 27, Nr. 4, Beiheft).

2. Bücherei und Bildungspflege.

Die Bibliothekarkonferenz der Arbeiterbibliotheken vom 3. bis 5. Juli im Schloß Tinz b. Gera (Reuß). Der Bibliothekar, Jg. 13, H. 7/9.
Bramkamp, Hans: Katholische Jugendzeitschriften. Jg. 18, H. 10.
Büchereiverband. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 9/10.
Frigor. Menschheitsgedanke und Schmutzliteratur. Die Neue Erziehung, Jg. 3, H. 11.
Pieth, W.: Bildungspflegliche Bekämpfung der Schundliteratur. Die Neue Erziehung, Jg. 3, H. 11.
Schuhmacher, Henny: Zur Frage der Jugendliteratur. Die Neue Erziehung, Jg. 3, H. 12.
Waas, Adolf: Konferenz der Arbeiterbibliothekare. Volksbildungsarchiv, Bd. 8, H. 9/10.

Zur büchereipolitischen Lage.

Diese neue Rubrik soll dazu dienen, das büchereipolitische Interesse besonders auch der Leiter unserer Provinzbüchereien vernehmbar und fruchtbringend zu machen. Wir bitten daher, Erfahrungen, Vorschläge, Fragen, welche einer büchereipolitischen Erörterung in der fachlichen Öffentlichkeit zu bedürfen scheinen, hier mit oder ohne Namensnennung des Einsenders zum Drucke geben zu wollen. Es wäre uns sehr erwünscht, dabei, wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrganges, von aller Polemik absehen zu dürfen. Leider aber bringt es die gegenwärtige büchereipolitische Gesamtlage mit sich, daß wir uns diesen Wunsch vorerst nicht erfüllen können. Hoffentlich führt jedoch gerade eine allseitige offene Aussprache an dieser Stelle endlich wieder zu büchereipolitischen Verhältnissen, unter denen jede polemische Kraftvergeudung vermieden werden und die alte Arbeitsfreude zurückkehren kann.

•

Jetzt, wenige Wochen vor Ablauf des Rechnungsjahres sind endlich vom Volksbildungsministerium die Zuschußmittel für die Provinzbüchereien doch noch bewilligt worden, und zwar, wenn ich von unseren pommerschen Verhältnissen aus auf die anderen Provinzen schließen darf, in wesentlich vermindertem Umfange. Auch wenn wir von dieser zuletzt erwähnten Besonderheit absehen, bleibt der Tatbestand äußerst befremdlich. Der zuständige Ministerialreferent mußte wissen, daß schwerwiegende Erhöhungen der Bücherpreise um die Wende des Jahres erfolgen würden, mußte wissen, daß er also die Kaufkraft jener ohnedies geringen Mittel noch bedeutend herabsinken ließ, indem er nicht dafür sorgte, daß sie, unbeschadet aller etwaigen Bemühungen um ihre Erhöhung, wenigstens in der bisherigen Höhe und an diejenigen Provinzen und Regierungsbezirke, in denen ihre Verteilung

durch Gutachten sachverständig geleiteter Beratungsstellen gesichert ist, sofort nach Bewilligung des Etats angewiesen wurden. Wenn das Ministerium, wie es wiederholt betont hat, von der Notlage des ländlichen Volksbüchereiwesens überzeugt ist, dann müßte es in erster Linie dafür sorgen, daß die tatsächlich zur Verfügung stehenden Mittel auch möglichst ausgenutzt werden.

Was übrigens jene gutachtliche Mitwirkung der Beratungsstellen bei der Verteilung der Zuschüsse betrifft, so ist bezeichnend, daß sie auch erst durch die Initiative einzelner Berater von Fall zu Fall (mit Hilfe ihrer Oberpräsidien bzw. Regierung) erwirkt werden mußte und nicht etwa einer generellen Verfügung des Kultusministeriums zu verdanken ist, obwohl der Herr Ministerialreferent bei jeder Gelegenheit sein Mißfallen über den früher allgemein und heute noch in den meisten Provinzen üblichen, rein „verwaltungsmäßigen" Verteilungsmodus der Oberpräsidien und Regierungen, bei dem sich die bewilligten Gesamtsummen in winzige Sümmchen verkrümelten, mündlich zum Ausdruck brachte. Was aber die in dem Ministerialerlaß vom Anfang des Jahres 1921 ausgesprochene Meinung betrifft, daß „bei den heutigen Bücherpreisen usw. mit den auf die einzelnen Bezirken entfallenden Summen eine wesentliche Förderung des Volksbüchereiwesens doch kaum zu erreichen sei", und die offenbar nach wie vor bestehenden Pläne einer „zweckentsprechenderen Verwertung des Volksbüchereifonds" so ist dazu zweierlei zu bemerken: Jede sachverständig geleitete Beratungsstelle kennt aus zuverlässiger Arbeitsfühlung förderns werte Büchereien genug mit einem Etat von wenigen hundert Mark, denen selbst unter den heutigen Preisverhältnissen des Büchermarktes schon 200 bis 300 M. eine wichtige Nothilfe gegen die völlige Verelendung ihres Bestandes sind, insbesondere wenn die Kaufkraft einer solchen Spende durch die Einkaufsstelle der provinziellen Büchereiverbände um mehr als die Hälfte erhöht werden kann. Und zum andern: Wenn die vorhandenen Zuschußmittel auch bei sachkundigster und sorgfältigster Verteilung im Verhältnis zum Gesamtumfang der vorliegenden Büchereinot nur wenig helfen können, so helfen sie doch wenigstens überhaupt noch, wo sonst jede Hilfe wegfiele. Diese Mittel den sachverständig arbeitenden Beratungsstellen ganz zu entziehen, um sie an irgend eine Zentrale — einerlei welche — zu geben (und natürlich ohne gutachtliche Anhörung der Beratungsstellenleiter selbst!), hieße denn doch allzu wörtlich nach dem Spruche handeln: „Wer da hat, dem wird gegeben werden. Wer aber nicht hat, dem wird genommen, was er hat." Ackerknecht.

Seit mehr als einem Jahre wird von den nächstbeteiligten Sachverständigen zugegeben, daß die geltenden Bestimmungen zum mindesten für die Ausbildung zum preußischen „Diplomexamen", vor allem auch bezüglich ihrer wirtschaftlichen Anforderungen, nicht mehr den heutigen Verhältnissen entsprechen. Immer wieder ist namentlich von dem Ministerialreferenten für das Volksbüchereiwesen mündlich betont worden, daß eine Neuordnung im Gange sei. Nun ist der Termin für die Praktikantenanmeldungen zum kommenden Frühjahr wieder verstrichen, ohne daß die neue Praktikantenordnung erschienen wäre, ja ohne daß auch nur die Vertreter des preußischen Volksbüchereiwesens zu Vorverhandlungen eingeladen worden wären. Die Eltern von vielen jungen Anwärterinnen, die nicht in Berlin wohnen, dürfen wieder für ein viertes, auswärtiges Ausbildungsjahr die hohen Aufenthaltkosten aufwenden, bzw. müssen aus wirtschaftlichen Gründen die begonnene Ausbildung aufgeben. Wenn das Kultusministerium fortfährt, diese für die Rekrutierung unseres weiblichen Nachwuchses entscheidende Frage auch weiterhin auf die lange Bank zu schieben, darf es sich hernach nicht wundern, wenn eine Stadtbücherei um die andere dazu übergeht, bei der Anstellung ihres weiblichen Büchereipersonales keinen Wert mehr auf die Erstehung des Diploms zu legen, sondern sich ihren Nachwuchs wieder, wie früher, selbst und ohne Rücksicht auf die staatlichen Wünsche und Bedürfnisse heranzubilden. Ackerknecht.

Die von Exzellenz von Bremen (Frühjahr 1916) begründeten viersemestrigen Büchereilehrgänge der Berliner „Zentrale für Volksbücherei" werden, wie aus einem schriftlichen Bescheid des Zentralinstitutes an Schülerinnen des gegenwärtigen Unterkursus hervorgeht, zum 1. Juli ds. Js. voraussichtlich aufhören. Es scheint also, daß das preußische Volksbildungsministerium diese bis zur kürzlichen Gründung der Büchereischule des Borromäus-Vereines in Köln einzige Büchereischule Preußens, nachdem sie nun sechs Jahre in einer für das deutsche Volksbüchereiwesen segensreichen Weise gearbeitet hat, nicht übernehmen will, obwohl ihre Finanzierung selbst unter den heutigen Verhältnissen keine allzu großen Schwierigkeiten hätte bieten können. Damit würde ein ernstlicher Rückschritt in unserem Ausbildungswesen erzielt. Wir müßten wieder auf eine allseitige, durch planmäßige Arbeitsteilung methodisch hochwertige theoretische Vorbildung unseres weiblichen Nachwuchses verzichten. Denn daß wir unsere Anwärterinnen an die Hofmannsche Büchereischule nach Leipzig schicken, wo ihnen unsere Arbeitsweise als grundsätzlich minderwertig dargestellt wird, kann der preußische Ministerialreferent für Volksbüchereiwesen doch wohl kaum von uns erwarten, auch wenn er jetzt offiziell den Vorsitz in der Hofmannschen Zentralstelle übernommen hat. Ackerknecht.

Kleine Mitteilungen.

• **Ein belgischer Gesetzentwurf, betreffend die Förderung der Volksbibliotheken,** welcher der Kammer durch den Unterrichtsminister im April 1921 vorgelegt ist, befaßt sich mit dem Ausbau der staatlichen, gemeindlichen, sowie derjenigen Büchereien, die sich freiwillig den Bestimmungen des Gesetzes unterwerfen, sowohl wissenschaftlichern wie volkstümlichen Anstalten. Jeder Gemeinde wird die Verpflichtung auferlegt, auf Antrag von mindestens einem Fünftel der Wahlberechtigten eine öffentliche Bücherei zu gründen, und das Recht zugestanden, dafür von den einzelnen Gemeindemitgliedern eine besondere Steuer von je 25 Centimes im Jahre zu erheben. Eine einmal eröffnete Bibliothek darf nur dann wieder geschlossen werden, wenn ein formeller durch die Regierung zu bestätigender Gemeindebeschluß vorliegt. Die Büchereien sollen in Gemeinden bis zu 3000 Einwohnern wöchentlich mindestens einmal, in Orten bis zu 20000 Einwohnern zweimal, in größeren Städten dreimal wöchentlich geöffnet sein. Vorgesehen ist ferner die staatliche Beaufsichtigung der Büchereien. — Dieser Gesetzentwurf, der sich freilich sehr bescheidene Ziele steckt, ist in mancher Hinsicht der neuerdings in der Tschecho-Slowakei eingeführten staatlichen Regelung des Volksbüchereiwesens verwandt. In der ihm beigegebenen Denkschrift wird unter Hinweis auf die Bedeutung und die Ziele moderner Volksbildungspflege, insbesondere der Lektüre, ausdrücklich auf die Wirkungen der englischen Ewart-Bill und der amerikanischen Bibliotheksgesetzgebung hingewiesen. Bei den im Verhältnis zu anderen Ausgaben im Interesse der Förderung des Bildungswesens auch bei uns noch immer sehr geringfügigen Mitteln und bei der Zurückhaltung, die die staatlichen Organe den Fragen der Förderung der außerschulmäßigen Bildungspflege gegenüber einnehmen, wäre es für die Weiterentwicklung des abgesehen von den Großstädten noch immer durchaus ungenügend entwickelten Volksbüchereiwesens zu begrüßen, wenn auch bei uns der Gedanke einer besonderen Bibliotheksgesetzgebung, die besonders in den Vereinigten Staaten die Blüte des öffentlichen Bibliothekswesens gezeitigt hat, an Boden gewänne.

Die Stadtbücherei Memel hat vom Beirat für Bibliotheksangelegenheiten die Berechtigung zur Annahme eines Praktikanten für die Ausbildung im volkstümlichen Büchereidienst erhalten. Außerdem ist sie zur Teilnahme am Leihverkehr innerhalb der preußischen Bibliotheken zugelassen worden.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. — In Stuttgart fand unter zahlreicher Beteiligung von führenden Volksbildungsleuten und Volksbibliothekaren aus allen Teilen Deutschlands die Jahresversammlung der Zentralstelle statt. Der Geschäftsführer, Bibliotheksdirektor Walter Hofmann, Leipzig, konnte über den günstigen Stand der Zentralstelle berichten, der sich in dem immer häufiger erfolgenden Anschluß von Landesregierungen und Landesverbänden an die Zentralstelle und in der befriedigenden Finanzlage der Organisation ausdrückt. Der vom Geschäftsführer entwickelte Arbeitsplan für das neue Geschäftsjahr, der große und wichtige Arbeiten für den Auf- und Ausbau eines leistungsfähigen deutschen Volksbüchereiwesens vorsieht, wurde einstimmig gutgeheißen. Zum ersten Vorsitzenden wurde Dr. R. von Erdberg, der Referent für Volkshochschul- und volkstümliches Büchereiwesen im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. gewählt. Der Sitz der Geschäftsführung bleibt in Leipzig, Zeitzer Str. 28. —

Diesen Bericht entnehmen wir der Nummer 305, 31. Dez. 1921 des „Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel". Für die Teilnehmer unserer Büchereitagung im vergangenen Herbst bedarf er keines Kommentares. Für die anderen Leser unserer Zeitschrift bemerken wir, daß diese Wahl am besten beweist, wie begründet unsere Meinung war, Dr. von Erdberg werfe das moralische Gewicht seiner amtlichen Stellung für die Hofmannsche Büchereipolitik in die Wagschale.

Eine Prüfungsordnung für den mittleren Bibliotheksdienst wird in: „Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger" vom 16. Jan. 1922 veröffentlicht. Wir geben im folgenden einen Auszug der wichtigsten Bestimmungen:

Aus § 2: Für die Prüfung wird ein Prüfungsausschuß aus mindestens drei Mitgliedern bestellt, die von dem Staats-Ministerium für Unterricht und Kultus nach Anhörung der Direktion der Staatsbibliothek ernannt werden.

§ 4. Bedingungen für die Zulassung zur Prüfung sind:

a) Vollendung des 20., Nichtüberschreitung des 30. Lebensjahres;

b) der Nachweis des erfolgreichen Besuches von mindestens 6 Klassen einer höheren Lehranstalt, bei weiblichen Bewerbern der 6. Klasse einer höheren Mädchenschule einschließlich des Wahlfaches der englischen Sprache;

c) der Nachweis einer dreijährigen Ausbildung in den Fächern, auf die sich die Prüfung erstreckt.

Aus § 5: Über die Art der Ausbildung während des ersten Jahres werden bindende Vorschriften nicht gegeben. In Betracht kommt u. a. der Besuch von Vorlesungen und Kursen über deutsche und fremde Sprachen und deren Literatur, über deutsche Geschichte, sowie über Buch- und Bibliothekwesen, ein Aufenthalt im Auslande zu Sprach- oder Literaturstudien, die Beschäftigung an einer Volksbibliothek mit fachmännischer Leitung oder die Ausbildung im Buchhandel.

Außerdem kann schon in dieser Zeit eine praktische Beschäftigung an der Staatsbibliothek, einer der Bibliotheken der drei Landesuniversitäten, der Bibliothek der Technischen Hochschule, der Staats-, Kreis- und Landesbibliothek Augsburg, der Bibliothek Bamberg oder der Pfälzischen Landesbibliothek Speyer stattfinden. Auf

das erste Jahr der Ausbildung kann eine über das angegebene Mindestmaß wesentlich hinausgehende Schulzeit angerechnet werden.

Aus § 6: Die andern zwei Jahre der dreijährigen Ausbildungszeit sind an einer der genannten Bibliotheken zuzubringen . . . Während dieser zwei Jahre werden die Anwärter in die Arbeiten des mittleren Bibliothekdienstes eingeführt. Hierzu zählt die Verwendung in folgenden Dienstzweigen: Büchererwerbung (Kauf, Schenkung, Pflichtexemplare, Verkehr mit den Buchhändlern, Zugangsverzeichnisse), Buchbinderwesen, Katalogisierung (Titelaufnahme für den alphabetischen Katalog), Bücherbestellungen, Ausleihwesen, Lesesaal sowie Grundzüge des Kanzleiwesens.

Aus § 7: An Meldung zur Prüfung ist beizufügen . . .

f) Die Angabe, auf welche Fremdsprachen sich die Prüfung erstrecken soll. Gefordert wird die Bezeichnung von zwei Fremdsprachen, eine davon muß Englisch oder Französisch sein. Über die Wahl der zweiten Fremdsprache wird bei der Zulassung entschieden. Die Bezeichnung einer dritten Fremdsprache wird empfohlen. Dabei wird darauf hingewiesen, daß einzelne Bibliotheken aus dienstlichen Gründen Kenntnisse in Latein fordern.

Aus § 10: Die schriftliche Prüfung umfaßt

a) einen deutschen Aufsatz über einen bibliothek-technischen oder einen allgemeineren Gegenstand, der aus dem Wirkungskreise des mittleren Bibliothekdienstes entnommen ist;

b) den Entwurf von zwei Schreiben aus dem Geschäftskreis der Bibliotheken darunter eins an eine Behörde;

c) die Aufnahme eines Diktates in Kurzschrift nach Gabelsberger und die Übertragung in Maschinenschrift;

d) die Aufnahme von einigen Werken in deutscher und in den zwei zugelassenen Fremdsprachen;

e) die Übersetzung eines Textes aus den zwei zugelassenen Fremdsprachen;

Aus § 11: In der mündlichen Prüfung soll nachgewiesen werden:

a) in der Bibliothekverwaltungslehre: Vertrautheit mit der Führung der Zugangsbücher und der sonstigen in Bibliotheken gebräuchlichen Verzeichnisse Kenntnis des Ausleihedienstes, allgemeine Kenntnis der Einrichtungen des Buchhandels und der Buchbinderei, Kenntnis der Grundzüge des Kanzleiwesens;

b) in der Bibliographie: Kenntnis der wichtigsten Bibliographien und enzyklopädischen Nachschlagewerke;

c) in der Wissenschaft- und Literaturgeschichte: allgemeine Kenntnis der Einteilung der Wissenschaften und der ihnen entsprechenden wissenschaftlichen Bezeichnungen, Überblick über die Hauptwerke der allgemeinen insbesondere der schönen Literatur Deutschlands und des Auslandes;

d) in den Sprachen: entsprechende Kenntnis von Aussprache, Grammatik und Wortschatz der beiden zugelassenen Fremdsprachen . . . — —

Wie man sieht, bezieht sich die Prüfungsordnung nur auf den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken; das Volksbüchereiwesen ist leider unberücksichtigt geblieben. Da sich in Bayern jetzt die Anzeichen von einem Aufschwung des Volksbüchereiwesens mehren, so darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß dem Bedürfnis folgend bald eine ergänzende Regelung der Prüfung für Volksbüchereipersonal nachfolgen wird.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 3

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege“** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 3

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Aus den Kreisen unserer Leser sind uns eine Reihe von Zuschriften zuteil geworden, aus denen wir ersehen durften, daß der Aufsatz über Vorlesestunden in Heft 4 der „Bildungspflege", namentlich auch durch die Darbietung unserer Stettiner Programme, viele angeregt hat und nicht ohne praktische Folgen geblieben ist. Wir erfüllen daher gerne den wiederholt vernommenen Wunsch und geben hier ergänzend in mehreren Raten die Vortragsfolgen der inzwischen verflossenen Winter mit kurzen Randbemerkungen. (Die bei den Quellenangaben mit * versehenen Titel kommen auch für den Verkauf in Betracht.)

Es ist mir Bedürfnis, allen meinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, besonders den Studienräten Dr. Tesch, Dr. Hadlich und Dr. Tacke und den Bibliothekarinnen Frida Endell, Dora Büll, Irene Klar und Margarete Schmeer für ihre opferfreudige Teilnahme an der Vorbereitung und Darbietung der Programme herzlich zu danken.

1.

Gottfried Keller.

Eröffnungsansprache	12 Min.
Hanswurstel [1])	40 „
Der Narr des Grafen von Zimmern. (Gedicht) [2])	3 „
Die Jungfrau und die Nonne [3])	17 „

Aus: [1]) Keller, G.: Der Landvogt von Greifensee, in „Züricher Novellen". Berl. u. Stuttg., Cotta. [2]) *Keller, G.: Ausgew. Gedichte. Cottasche Handbibl. [3]) Keller, G.: *Sieben Legenden. Berl. u. Stuttg., Cotta.

Zum Verkauf kommen besonders in Betracht: Keller, G.: Der Landvogt von Greifensee. Gedichte. Sieben Legenden. (Insel-Bücherei Nr. 321, 320 u. 327.) Außerdem die vielen neuerdings erschienenen preiswerten Einzelausgaben fast aller Kellerschen Novellen, u. a. in der Insel-Bücherei, der Cottaschen Handbibliothek, der Wiesbadener Volksbücherei, der Hausbücherei und der Volksbücherei der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Die Eröffnungsansprache gab anknüpfend an die Vorlesestunden des vorhergehenden Winters (1918/19) eine Charakterskizze von Gottfried Keller. Die Handlung des „Landvogtes von Greifensee" wurde angedeutet. Zwischen der Ballade und der Legende wurden noch einige richtunggebende Worte eingeschaltet über Kellers humoristische

Freiheit auch den überlieferten Formen des christlichen Glaubens gegenüber, eine Freiheit, die nie zu frivoler Zügellosigkeit wird, sondern die aus einer tiefen, schamhaft verhüllten Weltfrömmigkeit, aus einer echten Dichterfreude an allen lebendigen Sinnbildern ewig gerechtfertigt ist.

2.

Herbst.

Storm: Oktoberlied. (Gedicht)[1] . . . . 2 Min.
Münchhausen: Herbstmorgen. (Gedicht)[2] . . . . . . 1 „
Hesse: Herbstbeginn. (Gedicht)[3] . . . . 2 „
Seidel, Ina: Herbst. (Gedicht)[4] . . . . 1 „
Schussen: Herbstbäder[5]) . . . . 8 „
Droste-Hülshoff: Abschied von der Jugend. (Gedicht)[6]) 3 „
Hesse: Daß ich so oft . . . . . (Gedicht)[7]) . . . . . . 1 „
Jacobsen: Frau Fönß[8]) . . . . 40 „

Aus: *[1]) Storm: Gedichte. Insel-Bücherei Nr. 242. [2]) Münchhausen: Balladen und ritterliche Lieder. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. [3]) Hesse: Unterwegs. Gedichte. München, G. Müller. [4]) Seidel, Ina: Weltinnigkeit. Gedichte. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. *[5]) Schussen: Der geadelte Steinschleifer. Leipzig, Hesse & Becker. Zeitbücher Bd. 23. [6]) Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte und Erzählungen. Ebenhausen, Langewiesche-Brandt. Bücher der Rose Bd. 9. [7]) Hesse: Gedichte. (Auswahl.) Berlin, S. Fischer. *[8]) Jacobsen: Erzählung. Insel-Bücherei Nr. 40.

Zum Verkauf: Storm: Immensee. (Insel-B. 246.) Pole Poppenspäler. (Nr. 245.) Aquis submersus. (Nr. 249.) Der Schimmelreiter. (Nr. 152.) Eekenhof. (Nr. 112.) Weihnachtsgeschichten. (Nr. 279.) Hesse: Am Weg. (Zeitbücher Bd. 24.) Die Heimkehr. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 172.) Musik des Einsamen. Gedichte. (Heilbronn, Salzer.) J. P. Jacobsen: Mogens. (Insel-B. Nr. 11.) Erzählungen. (Insel-B. Nr. 40.)

Einige einleitende Worte über den Herbst als Erntezeit und als Zeit der Todesnähe und des Abschiednehmens bereiteten das Verständnis für die Stimmungslinie des Programmes vor.

3.

Das Tier in den Fabeln der Völker.

Vom leichtsinnigen Affen[1]) . . . . 1 Min.
Boner: Von einer Fliege und von einem Kahlkopf[1]) . . 2 „
Die Affen und der Vogel Sutschimukha[1]) . . . . . . 1 „
H. Seidel: Das Huhn und der Karpfen[1]) . . . . . 1 „
Goethe: Adler und Taube[1]) . . . . 3 „
Iwan Krylow: Der Adler und der Maulwurf[1]) . . . 3 „
Der stolze Schmetterling[1]) . . . . 1 „
Das Kamel und die Ratte[1]) . . . . 1 „
Lessing: Die Geschichte des alten Wolfs[2]) . . . . . 8 „
Gellert: Der Hund[1]) . . . . 3 „
Klaus Groth: Wa Swinegel un Matten Has' inne Wett lepen[3]) . . . . 5 „

Klaus Groth: Matten Has'[3]) . . . . 1 Min.
Vom Löwen und dem Hasen[1]) . . . . 1 „
Phädrus: Der Fuchs und der Rabe[1]) . . . . 1 „
Lessing: Der Rabe und der Fuchs[1]) . . . . 1 „
Der kranke Löwe[1]) . . . . 1 „
Hagedorn: Der Fuchs ohne Schwanz[1]) . . . . 1 „
Gellert: Der Tanzbär[1]) . . . . 2 „
Phädrus: Die Frösche, die einen König verlangen[1]) . . 1 „
Otto Ernst: Wahlgeschichten[1]) . . . . 3 „

Aus: [1]) Th. Etzel: Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Leipzig, M. Hesse. [2]) Lessing: Werke. Leipzig, Bibl. Institut. [3]) Klaus Groth: Quickborn. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Programm eines Mitarbeiters, in dem der unerschöpfliche gleichnishafte Humor der Tierfabel in reicher zeitlicher und völkischer Abwandlung zu seinem Recht kam.

4.

Ludwig Thoma.

Einleitung . . . . 15 Min.
Sterben[1]) . . . . 5 „
Kirta[2]) . . . . 7 „
Bismarck[2]) . . . . 15 „
Kabale und Liebe[3]) . . . . 17 „

Aus: [1]) Geschichten von Ludwig Thoma. Ausgew. von W. von Molo. München, Langen. *[2]) Thoma: Kirta; Bismarck. Schatzgräber H. 80. München, Callwey. [3]) Thoma: Kleinstadtgeschichten. München, Langen.

Einleitend wurde bei einem raschen Überblick über die literarische Gesamterscheinung Ludwig Thomas erläutert, daß die unsentimentale Derbheit, mit welcher der Dichter seine oberbayrischen Landsleute darstellt, nicht mit Gemütlosigkeit, seine Satire (namentlich allem „Honoratiorentum" und allem Außerbayrischen gegenüber) nicht mit kleingeistiger Freude am Herunterreißen alles Fremdartigen verwechselt werden darf; daß vielmehr auch in dieser bodenständig rauhen Seele eine tiefe, schöpferische Liebe zu aller echten Menschlichkeit waltet und eine schamhaft verborgene Bereitschaft zur Verehrung heldischer Größe, die doppelt ergreifend wirkt, wo sie sich einmal, wenn auch so unfeierlich wie möglich, offenbart, wie in der herrlichen Skizze „Bismarck".

5.

Hesse: Gegenüber von Afrika. (Gedicht)[1]) . . . . . 1 Min.
Huch, Fr.: Der Gast[2]) . . . . 60 „

Aus: [1]) Hesse: Aus Indien. Berlin, Fischer. *[2]) Huch, Fr.: Der Gast. Schatzgräber H. 103. München, Callwey.

Zum Verkauf: Hesse: Musik des Einsamen. Gedichte. (Heilbronn, Salzer.) Am Weg. (Zeitbücher Bd. 24. Leipzig, Hesse & Becker.)

Die jugendliche Spannkraft der unvergleichlichen Friedrich Huchschen Novelle wird in ihrer anfeuernden Dur-Wirkung noch gehoben, wenn durch die wehmütigen Molltöne des Hesseschen Gedichtes als

Folie eine „Gastnatur“ angedeutet wird, welche die Heimatlosigkeit mehr als Last, denn als Lust, mehr als Fluch, denn als Segen erlebt. Einige ganz knappe Einleitungsworte deuteten diese weltanschauliche Abtönung an.

6.

Die Eisenbahn in Poesie und Prosa.

Achleitner: Verhängnisvolle Wartezeit[1] . . . . 11 Min.
Rosegger: Als ich das erste Mal im Dampfwagen fuhr[2] 15 „
Scherenberg: Eisenbahn und immer Eisenbahn. (Gedicht)[3] 7 „
Brunold: Auf der Maschine. (Gedicht)[4] . . . . . . 3 „
Vischer, Fr. Th.: Auf der Eisenbahn. (Gedicht)[5] . . 1 „
Dehmel: Drohende Aussicht. (Gedicht)[6] . . . . . . 1 „
Liliencron: Blitzzug. (Gedicht)[7] . . . . 3 „
Schäfer, W.: Im letzten D-Zugwagen[8] . . . . 11 „

Aus *[1]) Achleitner: Geschichten aus den Bergen. V. Teil. Leipzig, Reclam. [2]) Rosegger: Als ich noch der Waldbauernbub war. Leipzig, Staackmann. [3]) Scherenberg: Gedichte. Berlin, Hayn. [4]) „Deklamatorium.“ Leipzig, Reclam Nr. 2291/95. [5]) Fr. Th. Vischer: Lyrische Gänge. Stuttg., Cotta. [6]) Dehmel: Hundert ausgew. Gedichte. Berlin, Fischer. [7]) Liliencron: Werke Bd. 3. Berlin, Schuster & Loeffler. [8]) W. Schäfer: 33 Anekdoten. München, G. Müller.

Vortragsfolge eines Mitarbeiters, die namentlich durch ihren tieftönigen Ausklang in die Schäfersche Anekdote von nachhaltiger Wirkung ist.

7.

Hertz, W.: Bruder Rausch[1]) . . . . 65 Min.

Aus: [1]) W. Hertz: Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. Berlin u. Stuttgart, Cotta.

Weggelassen, bzw. durch knapp berichtende Worte ersetzt wurde das dritte Abenteuer (von dem jedoch der Schluß gelesen wurde von den Worten an: „Nur noch ein einz'ger Ton erscholl“), im vierten Abenteuer die Szene von „Lang wütet der gespenst'ge Kampf“ bis „Wie niedrig denkt ihr doch von Geistern!“, das sechste, siebente und das halbe achte Abenteuer (dieses wurde gelesen von den Worten an: „Verzeiht, daß ich Euch plage“) und das neunte Abenteuer. Durchweg wurde bei den einzelnen Abenteuern jeweils ihr weltanschaulicher Sinn zuvor kurz angedeutet: Rauschs heidnische Abkunft; die berauschende Wirkung des vollen, an Formen und Farben reichen Lebens; der Liebesrausch; die Unmöglichkeit einer Verbrüderung zwischen Rauschs „unschuldiger“ Lebensbejahung und der lebensfeindlichen Werkheiligkeit einer unnaiven Zeit und eines dem Sinne der Erde entfremdeten Volkes; Rauschs Entrüstung über die angebotene Anerkennung des allweltlichen (makrokosmischen) „Heidentums“ durch das menschenweltliche (mikrokosmische) Christentum in Form seiner Umwertung ins „Teuflische“; die mißlungenen Versuche Rauschs, unter diesen von der Natur abgefallenen Menschen nach alter Naturgeistersitte zu leben (als neckischer Kobold, als hilfreiches Heinzelmännchen, „Gütchen“, „Holdchen“);

seine Verleugnung durch den gelehrten Philister, dem jeder makrokosmische Sinn fehlt; seine Parodierung im Bierrausch akademischer Rüpel; seine schließliche Resignation und „Bekehrung“ zum versuchenden Teufelchen, als welches er der christlichen Weltordnung als dienstbarer Geist eingegliedert ist. — Es ist so möglich, auch denen, die das anmutig-tiefsinnige Werkchen zum erstenmal hören, einen starken Eindruck von seinem faustischen Geiste zu verschaffen. Dann wird man auch auf verständnisvolle Leser des sonst leider fast unbemerkten Epos rechnen dürfen. — In katholischen Gegenden wird man wohl von diesem Programm absehen müssen.

8.

Totensonntag.

C. F. Meyer: Chor der Toten. (Gedicht)[1] . . . . . 1 Min.
Lagerlöf: Der Tod als Befreier[2] . . . . 20 „
Supper: Der Tod. (Gedicht)[3] . . . . 1 „
„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“ (Gedicht V. 1, 2, 8, 9)[4] 2 „
Claudius: Der Tod und das Mädchen. (Gedicht)[5] . 1 „
D. F. Strauß: Suspirium. (Gedicht)[6] . . . . 3 „
Fr. Huch: Requiem[7] . . . . 20 „
Weitbrecht: Wenn ich Abschied nehme. (Gedicht)[8] . . 1 „
Mörike: Denk es, o Seele. (Gedicht)[9] . . . . 1 „
Goethe: Selige Sehnsucht. (Gedicht)[10] . . . . 2 „

Aus: [1]) C. F. Meyer: Gedichte. Leipzig, Haessel. [2]) Lagerlöf: Gösta Berling. München, Langen. [3]) Supper: Herbstlaub. Gedichte. Heilbronn, Salzer. [4]) Arnim-Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Berlin, Deutsche Bibliothek. *[5]) Claudius: Wandsbecker Bote. Insel-B. Nr. 186. [6]) D. Fr. Strauß: Werke. Leipzig, Kröner. [7]) Fr. Huch: Erzählungen. München, Müller. [8]) Ehrler: Schwäbisches Liederbuch. Stuttg., Strecker & Schröder. *[9]) Mörike: Gedichte. Insel-B. Nr. 75. [10]) Goethe: Gedichte.

Zum Verkauf: Supper: Die neue Methode. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 150). Käuze. (Heilbronn, Salzer.) Vom Wegesrand. (ebda.) Wie der Adam starb. (Schatzgräber H. 64.) Die Hexe von Steinbronn. (Dtsche. Dichter-Ged.-Stiftg., Volksbücher Nr. 32.) Fr. Huch: Der Gast. (Schatzgräber H. 103.)

Der Ton dieser dichterischen Totensonntags-Andacht ist, wie durch einige einleitende und verbindende Worte mit Richtung auf die Schlußworte der „Seligen Sehnsucht“ zart unterstrichen wurde, bei aller Feierlichkeit hell und tröstlich. Es war von bester Wirkung, daß die vier Gedichte zwischen den beiden Prosastücken von einer ziemlich schwachen, aber ungemein seelenvollen Frauenstimme vorgetragen wurden, das übrige Programm aber von einer Männerstimme (wie stets, wenn nichts Besonderes angegeben ist, von mir selbst). Trotzdem hier das literarische Niveau ein allerhöchstes war, konnte eine starke erbauliche Wirkung auch bei den einfachen Hörern bemerkt werden.

9.
Afrikanische Trauerspiele.

Jürgensen: Prinzessin Eugenie[1] . . . . 18 Min.
Hans Grimm: Mordenaars Graf[2] . . . . 30 „

Aus: [1]) Jürgensen: Fieber. Novellen. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. [2]) Grimm, Hans: Südafrikanische Novellen. München, Langen.

Zum Verkauf: Jürgensen: Kongogeschichten. (Deutsche Dichter-Ged.-Stiftg. Hausbücherei Nr. 40.) Grimm: Mordenaars Graf. (Schatzgräber H. 97.)

Die beiden Erzählungen ergänzen sich in ihrer düsteren Tragik vorzüglich, sowohl durch den verschiedenen Tonfall des dänischen und des niederdeutschen Erzählers, als durch die völlige landschaftliche und ethnographische Verschiedenheit des dort mittelafrikanischen, hier südafrikanischen Schauplatzes. „Mordenaars Graf" muß, wie alle Erzählungen von Hans Grimm, ihrem verhaltenen Lapidarstil gemäß sehr langsam und nicht allzu nuanciert gelesen werden. — Ein Gegenstück zu dieser Vortragsfolge brachten wir gegen Ende des Winters (s. unter Programm 21).

10.
Unsere Kleinen und Kleinsten im Spiegel hoch- und niederdeutschen Humors.

Arno Holz: Geburt. (Gedicht)[1] . . . . 1 Min.
Hans Hoffmann: Der neue Herr[2] . . . . 2 „
John Brinckman: 2 Wiegenlieder. Twäschen. (Gedichte)[3] . . . . 5 „
Adolf Ey: Bin ich noch ein Mensch? (Gedicht)[4] . . 2 „
— Mein Gesangunterricht. (Gedicht)[4] . . . . 2 „
— Der dumme August. (Gedicht)[4] . . . . . 2 „
— Fort übers Meer. (Gedicht)[4] . . . . . 2 „
Arno Holz: Mit 5 Jahren war ich mir über alles klar. (Gedicht)[1] . . . . 2 „
Fritz Müller: Das Korsett[5] . . . . 10 „
Frida Schanz: Das Gebet. (Gedicht)[6] . . . . . . 1 „
Falke: Utsichten. (Gedicht)[7] . . . . 1 „
— Wat krappelt dor. (Gedicht)[7] . . . . 1 „
Presber: Die Enkel[8] . . . . 23 „
Dreyer: Nahwerskinner. (Gedicht)[9] . . . . 3 „

Aus: [1]) Holz: Phantasus. Leipzig, Insel. [2]) Hans Hoffmann: Vom Lebenswege. Gedichte. Leipzig, Liebeskind. [3]) Brinckman: Vagel Grip. Leipzig, Hesse & Becker. Volksbücher. [4]) Ad. Ey: Gedichte eines Großvaters. Berlin, A. Hofmann. [5]) Fr. Müller: Vergnügliche Geschichten. Hagen, Rippel. [6]) Schanz: Kinderlieder. Leipzig, Spamer. [7]) Falke: En Handvull Appeln. Braunschweig, Westermann. [8]) Presber: Von Leutchen, die ich lieb gewann. Stuttg., Dtsche. Verl.-Anst. [9]) Dreyer: Nah Huus. Plattdütsche Gedichte. Berlin, Meyer & Jessen.

Zum Verkauf: Hoffmann, H.: Aus jungen Tagen. (Schatzgräber H. 101.) Spätglück, Sturmwolken. (Wiesbadener Volksbücher

Nr. 9.) Der Teufel vom Sande. (ebda. Nr. 100.) Die Teufelsmauer. (Dtsche. Dichter-Ged.-Stiftg., Hausbücherei Nr. 45.)

Programm eines Mitarbeiters, das später (s. unter 20) eine stoffliche Fortsetzung fand.

11.

Advent.

Supper: Heilige Nacht. (Gedicht)[1] . . . . 2 Min.
Heidenstam: Der Messias der Tiere[2] . . . . 3 „
Lagerlöf: Gottesfriede[3] . . . . 25 „
Supper: Wie unsereiner Weihnachten feiert[4] . . . . 25 „

Aus: [1]) Supper: Herbstlaub. Gedichte. Heilbronn, Salzer. [2]) Heidenstam: Der Wald rauscht. München, Langen. [3]) Lagerlöf: Ein Stück Lebensgeschichte. München, Langen. [4]) Supper: Leut'. Heilbronn, Salzer.

Zum Verkauf: Supper: s. Programm Nr. 8. Heidenstam: Schwedische Geschichten. (Schatzgräber H. 74.) Kampf und Tod Karls XII. (München, Langen.)

Die Kontrastwirkung zwischen der Lagerlöfschen und der Supperschen Novelle war vortrefflich.

12.

Weihnachten.

Lagerlöf: Das Gesicht des Kaisers[1]) . . . . 12 Min.
Vierordt: Weihnachtsidylle. (Gedicht)[2]) . . . . 3 „
Schieber: Wie Frau Heilemann auf ihre Kosten kam[3]) . 10 „
Schmitthenner: Der Dickkopf und das Peterlein[4]) . . 25 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Die Wunder des Antichrist. München, Langen. [2]) Vierordt: Meilensteine. Hamburg, Winter. [3]) Schieber: . . . . . und hätte der Liebe nicht. Heilbronn, Salzer. [4]) Schmitthenner: Aus Geschichte und Leben. Leipzig, Grunow.

Zum Verkauf: Lagerlöf: Das Gänsemädchen Asa und Klein Matts. (Schatzgräber H. 40.) Schieber: Amaryllis. (Salzer, Heilbronn.) Der Lebens- und Liebesgarten. (ebda.) Aus Kindertagen. (Schatzgräber H. 76.) Von der stummen Kreatur. (Wiesbadener Volksbücher Nr 177.) Einen Sommer lang; In der Sägmühle (ebda. Nr. 189.) Schmitthenner: Der Ad'm. Friede auf Erden (Wiesbadener Volksbücher Nr. 50.) Die Frühglocke. (Deutsche Dichter-Ged.-Stiftg. Volksbücher Nr. 22.) Treuherzige Erzählungen. (Deutsche Dichter-Ged.-Stiftg. Hausbücherei Nr. 44.) Vier Novellen. (Hamburgische Hausbibliothek Nr. 29.) Die Flut des Lebens u. a. Erz. von A. Stern u. a. (Schaffsteins Blaue Bändchen Nr. 54.)

Der an sich etwas harte Übergang von dem legendenhaften „Gesicht des Kaisers" zu den realistischen Stücken wurde durch einrahmende Einleitungsworte gemildert.

13.

Andersen.

Andersen: Des Kaisers neue Kleider . . . . 11 Min.
— Die Nachtigall . . . . 23 „

Andersen: Der Buchweizen . . . . 5 Min.
— Es ist ganz gewiß . . . . 5 "
— Das häßliche junge Entlein . . . . 21 "

Aus: Andersen: Märchen. 2 Bde. Leipzig, Insel-Verlag.

Zum Verkauf: Andersen: Die Schneekönigin. (Schatzgräber H. 66.) Märchen. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 132.) Bilderbuch ohne Bilder. (Insel-B. Nr. 192.)

Die Märchen wurden von zwei Mitarbeiterinnen gelesen. Es ist darauf zu achten, daß — im Gegensatz zu dem Brauch mancher Vortragsvirtuosen — der epische Fluß dieser liebenswürdigen humoristischen Erzählungen nicht durch effektvolle, dramatisierende Hervorhebung und Nuancierung der Gespräche zerstört wird.

14.
Hölderlin.

Einleitung . . . . 13 Min.
Hesse: Ode an Hölderlin. (Gedicht)[1] . . . . 2 "
— Im Presselschen Gartenhaus[2] . . . . 52 "
Hölderlin:[3] Die Nacht. (Gedicht) . . . . 2 "
— Hyperions Schicksalslied. (Gedicht) . . . 1 "
— Abbitte. (Gedicht) . . . . 1 "
— Menschenbeifall. (Gedicht) . . . . 1 "
— Die Heimat. (Gedicht) . . . . 2 "
— An die Parzen. (Gedicht) . . . . 1 "
— Die Götter. (Gedicht) . . . . 1 "

Aus: *1) Hesse: Musik des Einsamen. Gedichte. Heilbronn, Salzer. 2) Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäb. Literatur und Kunst. Heilbronn, Salzer. Jahrg. 1916. *3) Hölderlin: Gedichte. Insel-B. Nr. 50.

Die Einleitung, die natürlich auch kürzer gehalten werden kann, zumal wenn man nicht mit völlig uneingeweihten Hörern zu rechnen hat, bereitete vor allem auf die in jeder Hinsicht vollendete Hölderlin-Novelle Hermann Hesses vor, um diese auch zugleich für ein tieferes Verständnis Mörikes, ja des lyrischen Genius schlechthin, auszumünzen. Die Wispelstelle muß sehr gut vorbereitet werden, da sie, gerade wenn sie nicht übertrieben erscheinen soll, in ihrem Wortlaut und Tonfall dem Lesenden völlig geläufig sein muß. Überhaupt stellt der ungemein wechselvolle Rhythmus dieser Dichtung an die zusammenhaltende Kraft des Lesenden große Anforderungen. Nicht weniger groß sind, wenn auch aus anderen Gründen, diese Anforderungen bei den Hölderlinschen Gedichten. Eines der schwersten, aber für den, der es bewältigt, auch zugleich dankbarsten Programme.

15.
Die Tücke des Objekts.

Otto Ernst: Die Brüder vom geruhigen Leben[1]) . . . 22 Min.
Fr. Th. Vischer: Aus „Auch Einer" (S. 14—23)[2]) . . 17 "
Hans Grimm: Der singende Wecker[3]) . . . . 20 "

Aus: 1) Otto Ernst: Vom geruhigen Leben. Leipzig, Staackmann. 2) Fr. Th. Vischer: Auch Einer. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 3) Hans Grimm: Der Gang durch den Sand. München, Langen.

Vortragsfolge eines Mitarbeiters. Die Grimmsche Novelle ist die einzige „leichte", die dieser schwerblütige Erzähler geschrieben hat. Sie ist literarisch unbedeutend, wirkt aber als Schlußstück dieses Programmes vorzüglich.

16.

Helene Böhlau: Kußwirkungen[1]) . . . . 70 Min.

Aus: *[1]) Helene Böhlau: Kußwirkungen. Deutsche Dichter-Ged.-Stiftung, Volksbücher Nr. 16.

Die bekannte ausgezeichnete Humoreske aus dem alten Weimar wurde von einer Mitarbeiterin gelesen. Sie stellt in ihrer zwanglosen Plauderhaftigkeit ziemlich große Anforderungen an den Vortragenden, da sie ebenso munter wie beherrscht gelesen werden muß. Gleich die langen Sätze des Anfangs mit ihrer ausgezeichneten Dynamik der Häufung von bezeichnenden Einzeleindrücken verlangen eine sorgfältige Atemtechnik. Auch ist das lyrische Kabinettstück, die erste Abendstunde des Herrn Rat in seinem neuerworbenen Frühlingsgarten, das wie ein romantischer, dunkelstrahlender Edelstein aus dieser messingenen Philistergeschichte herausleuchtet, mit Innigkeit, jedoch ohne alle Sentimentalität zu lesen, wenn es in seiner Bedeutung erkannt werden und doch nicht aus dem Ganzen herausfallen soll.

17.

Exotische Erlebnisse.

Einleitung . . . . 5 Min.
Hesse: An eine chinesische Sängerin. (Gedicht)[1]) . . . 1 „
J. V. Jensen: A Koy[2]) . . . . 38 „
Hesse: Fluß im Urwald. (Gedicht)[3]) . . . . 3 „
J. V. Jensen: Olivia Marianne[4]) . . . . 18 „

Aus: *[1]) Hesse: Musik des Einsamen. Heilbronn, Salzer. [2]) J. V. Jensen: Exotische Novellen. Berlin, Fischer. [3]) Hesse: Aus Indien. Berlin, Fischer. [4]) J. V. Jensen: Olivia Marianne. Berlin, Fischer.

Im fremdesten Kostüm den Menschenbruder zu erkennen, auf diesen besonderen Phantasiereiz wiesen die Einleitungsworte hin. Die zarte, vielsagende Verbindung zwischen den beiden Jensenschen Erzählungen, welche durch das Hessesche Gedicht entstand, brauchte kaum unterstrichen zu werden. Bei „A Koy" muß man dem wortkargen abgebrühten Humor durch gut akzentuiertes, ziemlich hartes Lesen Rechnung tragen, wodurch der brausende Lobgesang des Schlusses erst recht voll und mächtig herauskommt. Bei der „Olivia Marianne" ist gegen den Schluß hin ein äußerst beherrschtes, aber weiches, nur zuweilen verzweifelnd anschwellendes, aber rasch zurücksinkendes Pianissimo am Platze. Die englische Grabschrift ist deutsch zu lesen. Ich habe ihre „traurige Logik", ihren „stammelnden und versagenden Sinn" für meinen Hausgebrauch folgendermaßen zu übertragen versucht:

„O, Du, die nie mein treues Herz
Vergaß, nicht einen Augenblick,
Trennt' uns auch beid' ein streng Geschick,
Dennoch vergiß auch Du mich nicht."

18.

Chinesische Dichtung.

Hesse: Der Dichter [1]) . . . . 15 Min.
Li-tai-pe: [2]) Die geheimnisvolle Flöte. (Gedicht) . . . 1 „
— Ein Frühlingstag. (Gedicht) . . . . . 1 „
— Die Treppe von Jade. (Gedicht) . . . 1 „
— Die rote Rose. (Gedicht) . . . . . . 1 „
Der Traum [3]) . . . . 15 „
Der Richter [3]) . . . . 20 „
Li-tai-pe: [2]) Der Porzellanpavillon. (Gedicht) . . . . 1 „
— Die drei Gesellen. (Gedicht) . . . . . . 1 „
— Das Lied vom Kummer. (Gedicht) . . . 2 „
— In der Herberge. (Gedicht) . . . . . . 1 „

Aus: [1]) Hesse: Märchen. Berlin, Fischer. [2]) Heilmann: Chinesische Lyrik. (Die Fruchtschale.) Jena, Erich Lichtenstein. [3]) Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. Hrsg. von M. Buber. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Zum Verkauf: Li-tai-pe: Gedichte. Nachdichtungen von Klabund. (Insel-B. Nr. 201.)

Das ausgezeichnete Hessesche Märchen ist die beste Vorbereitung auf Li-tai-pe, den wir selbst in deutscher Übersetzung, wenn sie, wie die Heilmannsche, völlig auf Europäisierung verzichtet, als einen „Meister des vollkommenen Wortes" erleben können. Die beiden chinesischen Geistergeschichten bedürfen kaum hie und da einer erklärenden Randbemerkung. Beim „Richter" ist ein kurzer Seitenblick auf das deutsche Volksmärchen sehr aufschlußreich und regt auch einfachere Hörer zu weiterem völkerpsychologischen Nachdenken an.

19.

Kunst und Leben.

Schussen: Der Genius von Hintermichelswaag [1]) . . . 17 Min.
Schäfer: Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns [2]) . . . . 18 „
Mörike: An Wilhelm Hartlaub. (Gedicht) [3]) . . . . . 3 „
Schäfer: Beethoven und das Liebespaar [4]) . . . . . 15 „

Aus: [1]) Schussen: Höschele der Finkler und andere heitere Erzählungen. Stuttg., Strecker & Schröder. [2]) Schäfer: Die begrabene Hand und andere Anekdoten. München, Müller. [3]) Mörike: Du bist Orplid mein Land. Ausgew. Gedichte und Prosa. Ebenhausen, Langewiesche Brandt. [4]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller.

Zum Verkauf: Schussen: Der geadelte Steinschleifer. (Zeitbücher Bd. 23.) Philosophische Kuckuckseier. (Schatzgräber H. 104.) Mörike: Ausgew. Dichtungen. (Dtsche. Dichter-Ged.-Stiftg., Hausbücherei Nr. 16.) Der Bauer und sein Sohn. (Schatzgräber H. 48.)

Diese tiefsinnige Vortragsfolge spielt sich durch den satirischen Ton des sehr originellen ersten Stückes vorzüglich ein. Das leider viel zu wenig bekannte Mörike-Gedicht ist trefflich geeignet, um die

Gefühlsbereitschaft des Lesers nach der Problematik der ersten und für die Problematik der zweiten Schäferschen Anekdote zu klären und zu erfrischen.

20.

Unsere „reifere Jugend" im Lichte hoch- und niederdeutschen Humors.

Fr. Müller: Halifax und Biwifax [1] . . . . 15 Min.
John Brinckman: De Sladenfohrt [2] . . . . 10 „
Karl Prümer: Ulenspeigel lahrt smöken [3] . . . . . . 5 „
Fehrs: Nich to Mark [3] . . . . 14 „
H. Seidel: Sie tun es alle [4] . . . . 10 „
Dreyer: De Opfersteen. (Gedicht) [5] . . . . 2 „

Aus: [1]) Fritz Müller: Kurzehosengeschichten. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. [2]) Brinckman: Kasper-Ohm un ick. Leipzig, Reclam. [3]) Dähnhardt: Heimatklänge aus deutschen Gauen. Bd. 1: Aus Marsch und Heide. Leipzig, Teubner. [4]) H. Seidel: Von Perlin nach Berlin. Stuttg., Cotta. [5]) Dreyer: Nah Huus. Berlin, Meyer & Jessen.

Vortragsfolge eines Mitarbeiters (vgl. Programm 10).

21.

Afrikanische Lustspiele.

Jürgensen: Anatole [1]) . . . . 25 Min.
Hans Grimm: Die Geschichte von Mkulu und Hili und den fünf guten Leuten des zahmen Tiervolkes [2]) . 35 „

Aus: [1]) Jürgensen: Fieber. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. [2]) Hans Grimm: Der Gang durch den Sand. München, Langen.

Zum Verkauf: s. Programm Nr. 9.

Humoristisches Gegenstück zu Programm 9. Vergleiche das dort Gesagte. Zum zweiten Stück ist noch besonders zu bemerken, daß es sich empfiehlt, auf den namentlich für Großstadtmenschen befremdlichen Schluß vorzubereiten, indem man eine Bemerkung vorherschickt, die davor warnt, den Humor dieser Erzählung zu leicht zu nehmen, und dazu anregt, auch hinter den uns „vernünftigen" Kulturmenschen drollig und abergläubisch erscheinenden Versuchen des schwarzen Helden, seinem weißen Freunde zu helfen (vgl. das Gebaren von Kindern), Not und Glauben eines Menschenherzens zu erspüren.

22.

Allerlei Tänze.

Münchhausen: Der Todspieler. (Gedicht) [1]) . . . . 5 Min.
Maupassant: Das Menuett [2]) . . . . 7 „
Schüler: Tanz der Greise. (Gedicht) [3]) . . . . . . 3 „
Strindberg: Der Tanz beim alten Schneider [4]) . . . 19 „
Storm: In Bulemanns Haus. (Gedicht) [5]) . . . . . . 3 „

B o n d e: Matrosentanz [6]) . . . . 5 Min.
K i e l l a n d: Alte Tänze [7]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Münchhausen: Balladen und ritterl. Lieder. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. *[2]) Maupassant: Ausgew. Novellen. Leipzig, Reclam Bd. 1. [3]) Gustav Schüler: Balladen und Bilder. Stuttg., Cotta. *[4]) Schwedische Novellen. Meyers Volksbücher Nr. 1185—1186 (z. Z. vergr.). *[5]) Storm: Gedichte. Insel-B. 242. [6]) Sophus Bonde: Schimannsgarn. Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt. (S. 74/78.) [7]) Kielland, A. L.: Ges. Werke Bd. 6. Leipzig, Merseburger.

Eine der reichsten und ansprechendsten Vortragsfolgen, die von grausiger Totentanzstimmung allmählich hinüberführt zu jugendlichem Übermut. Die drei kleinen Meisterstücke von Maupassant, Strindberg und Kielland habe ich hernach für unsere Hörer und Leser als Manuskriptdruck unter dem Titel „Allerlei Tänze" in ein schmuckes kleines Heftchen zusammendrucken lassen, da sowohl die Strindbergsche als die Kiellandsche Humoreske sehr schwer aufzutreiben sind. Von dem noch vorhandenen Rest der Auflage geben wir Exemplare zum Stückpreis von 1.— M. an Interessenten ab.

23.

Theodor Fontane.

Aus Fontanes Briefen an die Familie und an die Freunde [1]) 25 Min.
Die Poggenpuhls. Kap. 3 u. 5 [2]) . . . . 23 „
Gedichte [3]) Auf der Treppe von Sanssouci.
Siegesbotschaft.
Meine Gräber.
Der Sommer- und Wintergeheimrat.
Was mir gefällt.
Ja, das möcht' ich noch erleben . . . . . . 14 „

Aus: [1]) Fontanes Werke. Serie II, Bd. 6/7 u. 10/11. Berlin, Fontane & Co. [2]) Die Poggenpuhls. Berlin, Fontane & Co. [3]) Gedichte: Werke Serie I, Bd. 1. Berlin, Fontane & Co.

Zum Verkauf: Fontane, Märker (Cottasche Handbibliothek Nr. 183). Ausgew. Balladen (ebenda Nr. 141).

Vortragsfolge eines Mitarbeiters. Von Briefen hatte er gewählt die Briefe F.s über seine Frau vom 25. Juni 89, vom 23. Juli 83 und vom 4. Sept. 93, den Brief über Bismarck vom 5. Aug. 93, dem er das Gedicht „Wo Bismarck liegen soll" folgen ließ, die Briefe über Ibsen und Hauptmann vom 14. Sept. 89 und 22. März 98.

24.

Kolbenheyer; Die Wiedergeburt des alten Daringer . . 60 Min.

Aus: Kolbenheyer: Ahalibama. München, Müller.

Zum Verkauf: K o l b e n h e y e r: Klein Rega. (Schatzgräber H. 92.)

Der Inhalt der Seiten 123—140 und 161—166 wurde knapp zusammenfassend berichtet. — In katholischen Gegenden kommt dieses Programm wohl meist nicht in Betracht.

25.

Volksdichtung aus dem Balkan.

Klaggesang [1]	5 Min.
Jwo und Jeléna [1]	5 "
Wie Jankowitsch Stojan aus der türkischen Gefangenschaft heimkehrt [1]	8 "
Gesang von Milos Cobilitsch [2]	8 "
Die schöne Dolmetscherin [2]	5 "
Der Drache und der Zarensohn [3]	15 "
Vila bleibt Vila [3]	18 "

Aus: *[1]) Serbische Volkslieder. Insel-B. 140. [2]) Herder: Stimmen der Völker in Liedern. Leipzig, Reclam. [3]) Balkanmärchen. Jena, Diederichs.

Völkerpsychologisch reizvolle Vortragsfolge eines Mitarbeiters.

26.

Feierabend.

G. Keller: Abendlied. (Gedicht) [1])	1 Min.
Kolbenheyer: Feierabend. (Gedicht) [2])	1 "
Jna Seidel: Trost. (Gedicht) [3])	1 "
Goethe: Wanderers Nachtlied. (Gedicht) [4])	1 "
Claudius: Der Mond ist aufgegangen [5]) (Gedicht V. 1, 2, 3, 7)	2 "
Hesse: Meine Erinnerung an Knulp [6])	35 "
Hesse: Auf Wanderung. (Gedicht) [7])	1 "

Aus: *[1]) Keller: Ausgew. Gedichte. Insel-Bücherei 320. [2]) Kolbenheyer-Lese. „Lese" Jahrg. 1913. [3]) Jna Seidel: Weltinnigkeit. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. [4]) Goethe: Gedichte. *[5]) Claudius: Wandsbecker Bote. Insel-B. Nr. 186. *[6]) Hesse: Knulp. Berlin, Fischer. [7]) Hesse: Unterwegs. Gedichte. München, Müller.

Die ersten fünf Stücke wurden von derselben Mitarbeiterin gelesen wie die vier Gedichte des Totensonntags (vgl. das dort Gesagte). Das Kapitel aus dem „Knulp" wurde durch einige einleitende Bemerkungen, die zugleich zur Lesung des ganzen Buches anreizen sollten, in seiner Bedeutung für dieses gekennzeichnet. Zum Schluß der Stunde, als der letzten des Wintersemesters 1919/20, sprach ich noch kurz über die Voraussetzung des ganz unzeitgemäß gewordenen „Feiern-Könnens", nämlich über das Verbundenheitsgefühl zwischen Mensch und Mensch, das wir wenigstens auf Stunden wecken und lebendig erhalten können durch gemeinsame Hingabe an „heiligste Güter". Das sei auch der Sinn unserer sonntäglichen Feierstunden.

Die Vortragsfolgen des Wintersemesters 1920/21 und 1921/22 geben wir im Lauf des Sommers bekannt.

Zum Kunst- und Literaturverständnis der Jugendlichen.

Von Dr. Charlotte Bühler, Privatdozentin an der Technischen Hochschule Dresden.

Die folgenden Ausführungen sind mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin und des Verlages dem soeben bei G. Fischer in Jena erschienenen Buche „Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät“ entnommen. Wir empfehlen unsern Lesern nachdrücklich die Lesung des ganzen Buches, das in ebenso sachkundiger als besonnener Weise in dieses schwierige Gebiet der Seelenkunde einführt.

Ein eigentliches spontanes Natur- und Kunstverständnis dürfen wir erst beim Adoleszenten suchen. In der Pubertät bereitet sich die stimmungsvolle Rezeption erst vor. Das schließt nicht aus, daß eine aktive künstlerische Betätigung (Singen, Handarbeit, Werkarbeit, Zeichnen) schon dem Kinde großes Vergnügen bereitet, und es bezieht sich natürlich nicht auf spezifisch Begabte. In frühen Jahren steht die Funktionsfreude in Spiel und Schaffen voran, das Wandern macht größere Freude als die betrachtende Versenkung in eine Naturschönheit usw. Vielleicht erzielt die neue Erziehung auf dem Gebiete frühere Interessen. Mir scheint es ehrlich und bezeichnend, wenn eine Achtzehnjährige in ihrem Tagebuch folgendes schreibt:

„Ich weiß nicht, was in mir die große Schönheitssehnsucht wach gemacht hat. Ich habe niemals dergleichen gesucht, ich hielt mich von Kunst fern, weil ich nichts davon verstand, weil ich wußte, daß ich kein Bedürfnis danach hatte. Dann kam es, daß ich den Chorgesang im Dom kaum noch entbehren konnte und mich danach sehnte von einem zum andern Male. Dann kam es, daß ich jubelnde Freude an der Natur hatte und am liebsten nichts anderes getan, als nur Schönheit daraus aufgesogen hätte. Es überwältigte mich einfach, das Bedürfnis. Dann kam es, daß ich mich brennend nach Zeichnen sehnte, nach genauer Kunstbetrachtung, nach Farbenschönheit und Formstudien. Überall saß ich mit dem Skizzenbuch und schmierte. Dies Ganze kam ungesucht und ist lebendig. Als ich vom Reisen heimkam, räumte ich zunächst mal mein Zimmer gründlich um, denn es gefiel mir nicht mehr.“

Ist die Pubertät vorwiegend ethisch gerichtet und erziehbar, so ist die ästhetische Einstellung gewiß erst Sache der Adoleszenz. Es rührt dies vielleicht letzten Endes von der neuen sexuellen Einstellung her, dem Bedürfnis, sich zu schmücken und schön zu sein, und der damit erwachten Aufmerksamkeit auf die Schönheit überhaupt.

Ein intimes persönliches Verhältnis gewinnt der Jugendliche vor allem zum Buch. Man kann nicht gut sagen: zur Literatur, denn auch hier ist es nicht das Verhältnis zur Kunst und ihrer Gestaltung, sondern zu einzelnen Büchern und ihrem Inhalt, der ein ersehntes, begehrtes oder den Jugendlichen gerade packendes Erleben zeigt. Nach und nach erst erschließt sich ihm die eigentliche Dichtung, das lyrische

Gedicht als Stimmungserleben, das griechische oder germanische Epos in seiner Farbenfreude und Anschaulichkeit, ein Drama voll Leidenschaft und ethischer Kraft, wie es den Jugendlichen begeistert. Bevor ihm hier die Erlebnisweise das eigentlich Künstlerische der Dichtung erschließt, liegt, noch oft lange und unausgeglichen neben diesem, das Lesen aus Neugier, Spannung, Sehnsucht und Sensation. Noch mancher Erwachsene hat neben seinem Kunsterleben Beziehung zu solch einem Buch, das irgendeines jener ganz subjektiven und außerkünstlerischen Bedürfnisse befriedigt. Und künstlerisch unreife und unkultivierte Menschen gelangen bekanntlich nie über dieses Verhältnis zum Buch hinaus. Man hat dieses außerkünstlerische Interesse als ein reines Inhaltsinteresse bezeichnen wollen und ihm das künstlerische als das formale Interesse gegenübergestellt. Das ist sicher keine ausreichende Unterscheidung, denn beim künstlerischen Erleben kommt zwar das Formalinteresse hinzu, aber von einem absoluten Fortfall des Inhaltsinteresses kann meiner Ansicht nach nicht die Rede sein. Ein echtes Kunsterleben erfaßt im Kunstwerk Inhalt und Form zugleich als Gestalt. Aber der Inhalt des Kunstwerks wird in ganz anderer Weise erfaßt als der einer außerkünstlerischen Erzählung. Der Kunstinhalt wird in Beziehung zu seiner Form, wird mit dieser zusammen als Gestalt erfaßt und gewinnt erst als dieses Ganze Beziehung zum Genießenden. Den unkünstlerischen Leser trennt weder Form noch Rahmen von seinem Text; wie eine sinnliche Wirklichkeit tritt der Inhalt direkt zu ihm in Beziehung und wird nur im Hinblick auf die Fruchtbarkeit dieser Beziehung gewürdigt. Er wird nicht Gestalt, die geschlossen dasteht und wirkt, sondert er liefert eine Anzahl einzelner Erfahrungen, Kenntnisse, Sensationen.

So liest der Jugendliche. Lebensersatz oder Lebensversprechen ist ihm, dem Sehnsüchtigen und neugierig Gespannten das Buch. Sein Dasein ist so sehr Erwartung, gleichsam nur Form und Hülle, in die das Buch den begehrten Inhalt hineingibt. Sinne und Süchte, Wissensdurst und Erlebnishunger wollen vom Buch ihre Nahrung empfangen.

Im Literaturbedürfnis des Kindes glaubte ich drei Stadien zu erkennen [1]): das Struwwelpeteralter, das Märchenalter und das Robinsonalter. Im ersten Stadium liebt das Kind kleine einfache Geschichten von Dingen, wie sie in seinem kleinen Dasein auch vorkommen; im Märchenalter läßt sich das Kind weit fort in die Wunderwelt führen, im Robinsonalter kehrt es zurück in die reale Welt. Es liebt zwar auch dann besonders weite Reisen in ferne Länder voll Farbenpracht uud tollen Erlebens, aber sie müssen wirklich sein, genau bekannt und beschrieben und nicht in nebelhafter Ferne und Fabelwelt. Das Märchenalter ist wirklichkeitsfremd. Es kennt weder Wirklichkeit noch Unwirklichkeit und fragt nicht danach. So ist es unbewußt weit künstlerischer eingestellt als das Kind der realistischen

---

[1]) Das Märchen und die Phantasie des Kindes. Beiheft 17 der Zeitschr. f. angew. Psych. Leipzig 1918.

Periode und der Jugendliche der Pubertät. Naturbeschreibungen, Reise-, Schiffahrts- und Tiergeschichten interessieren das Robinsonalter, die Weltgeschichte und das reale Leben der erwachsenen Menschen die Pubertät. Typisch für das Ideal des Robinsonalters ist Robinson, der kluge Erfinder, der sich gewandt und aus eigner Kraft — nicht wie die Märchenmenschen mit wunderbaren Hilfen — in allen Nöten zurechtfindet, Robinson, der Weitgereiste, Lebenserfahrene. Vor ihm erblaßt der Märchenprinz, dem Glückszufälle und hilfreiche Geister beistehen müssen, damit er vorankommt. Er zieht in eine Welt von namenlosen Wäldern und Königreichen — namenlos ist das echte, das deutsche Kindermärchen. So ist es ja im Leben nicht. Klare Tageshelle beleuchtet nüchtern Robinsons Reise. Wunder und Fabelwesen können hier gar nicht mehr eindringen.

Nicht als ob die anschauliche Bildwelt des Märchens nun fortfiele, durchaus nicht. Was „Tausendundeine Nacht" an Pracht der Bilder zu bieten hat, übertrifft ja bei weitem die schlichte Ärmlichkeit etwa der Grimmschen Märchenwelt. Aber nicht mehr die bunten Bilder allein tun es jetzt. Nicht das Bild, wie Morgiane in „Ali Baba" tanzt und wie sie blitzschnell dem entdeckten Räuber den Dolch ins Herz stößt, und wie sie die Türen mit Kreuzen bemalte und wie sie die Räuber im Hofe entdeckt, nicht das Bild davon und die Vorstellung ihres Tuns ist jetzt so besonders, so ausschließlich interessant — sondern wie klug und listenreich sie alles anstellt. Nicht nur, daß Aladin seinen Ring und die Wunderlampe reibt und der Geist mit den herrlichen Gaben erscheint, nicht das allein spannt so atemlos — sondern daß sein Besitz so natürlich erworben wirkt, so möglich in dieser genau beschriebenen Umwelt, so wirklich, und wie klug er sich des Besitzes bedient usw. Der Intellekt ist es, den die spätere Kindheit übt, wie die Vorstellungswelt im frühen Kindesalter geübt wird.

Gefühls- und Willensleben entfaltet vor allem die Pubertät. Ein großer Reichtum von Inhaltsinteressen erwacht. Ich glaube, daß dem Robinson- als erstes das Heldenalter folgt. Aus dem praktisch Tüchtigen wird wieder ein idealer Held, ein Draufgänger, furchtlos und mutig wie Siegfried, weniger klug als edel. Diese Heldenverehrung gewinnt sehr leicht einen ethischen Zug, der sich innerhalb der Pubertät bis zu einem Höhepunkt ethischer Rigorosität entwickelt. Diese Begeisterung für den Helden, für Siegfrieds Lichtgestalt und für Gudruns Treue, für Achill und den Tell und den edlen Drachentöter, die Begeisterung, für die wir so herrliche und gesunde Nahrung in den großen Epen der Völker besitzen, ist doch nur die eine Seite der neuen Sehnsucht, die Tatenlust des Wachsenden und Lebenshungrigen. Ihr steht die stillere Sehnsucht erwachender Liebesbedürfnisse gegenüber oder löst sie ab. Beim Mädchen zuerst, entsprechend seiner früheren Pubertät. Das ist diese unglückselige Zeit, wo die Marlitt und Heimburg einziehen, wo Kino und Detektivroman die herrlichsten Sensationen bilden. Es ist oft besprochen worden, was diese Genüsse so minderwertig und was sie dem Jugendlichen so begehrenswert macht. Sie spiegeln vor,

Leben zu schildern, und betrügen den Unerfahrenen, indem sie seine Spannung und Sensationslust ausnutzen. Sie sind formlos und hohl, aller höheren Werte bar und trügen doch dem Unerfahrenen den Anschein höchsten Idealismus vor.

Schon seit langem ist eine Bewegung im Gange, die um die literarische Kultur des Jugendlichen bemüht ist; Verteilung und billige Herstellung guter Werke gehört dazu, Vorlesen in der Schule und Lesekränzchen, was so außerordentlich das Verständnis für schlichtere Schönheit und Formgestalt weckt usw. Aber nicht immer ist bei dieser höchst verdienstvollen Bewegung die Auswahl des Wünschenswerten von der gleichen glücklichen Hand geleitet. Was den Jugendlichen zu seiner Lektüre trieb, waren persönliche Bedürfnisse erwachender Sinne und Interessen, nicht literarischer Eifer. So wird man bei der Auswahl der jugendlichen Lektüre vor allem die Bedürfnisse des jungen Menschen berücksichtigen müssen. Er will ins Leben vorausschauen, will wissen, was ihm bevorsteht, will begeistert sein, will gespannt sein, will seiner Sehnsucht ein Ziel finden. Hier immer das Rechte zu treffen, ist sicherlich äußerst schwierig. Ich möchte für alle Kunsterziehungsversuche nur einen Grundsatz voranstellen, der sich mir klar aus aller Erfahrung und den vorangehenden Überlegungen ergibt: man gestalte die Erwartung des Jugendlichen zur Sehnsucht, man gebe der Sehnsucht hohe Ziele und übe den Willen in Selbstbeherrschung. Nichts ist verhängnisvoller als früher Intellektualismus oder zu frühe Sinnlichkeit. Beides hemmt die volle Entfaltung. Nicht mit Neugier und Spannung, sondern sehnsüchtig und gläubig soll der junge Mensch das Leben empfangen. Dieser Stimmung muß auch seine Lektüre dienen.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

1. Die neuen Gottfried-Keller-Ausgaben.

Mit dem Freiwerden Kellers kamen Einzelausgaben und Auswahlbände sehr rasch. Der Originalverleger der Gesamtausgabe, Cotta in Stuttgart, hat die alte zehnbändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" in ein neues, sehr ansprechendes Gewand gekleidet und sie als fünfbändige Ausgabe erscheinen lassen. Daneben hat Cotta Einzelausgaben, die auch einzelne Novellen brachten und zur Aufnahme Kellers sehr gut beigetragen haben, namentlich in einer Zeit, als kleine Sonderausgaben noch nicht oder nur vereinzelt, etwa in den Wiesbadener Volksbüchern bestanden. Von der Cottaschen Ausgabe abgesehen, haben die sonstigen Gesamtausgaben länger auf sich warten lassen; und das schadete nicht im Interesse ihrer Brauchbarkeit.

Der Insel-Verlag begnügte sich mit einem einfachen Textabdruck bei seiner Ausgabe der „Gesammelten Werke" in vier Bänden (zur Zeit vergriffen); und man wird zu ihr nur dem gutunterrichteten, genießenden, nicht aber dem suchenden Leser raten können, weil hier nur eine Einleitung gegeben ist; sie stammt von Ricarda

Buch und ist natürlich interessant und von dem hohen Niveau, das man an ihr gewöhnt ist. Aber für den freiwerdenden Keller mußte doch etwas mehr getan werden.

Füglich beginnt man die Würdigung der Neuausgaben mit der Max Nußbergers (Kellers Werke, kritisch-historische und erläuterte Ausgabe. 8 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Halbleinen Mk. 360.—, in Ganzleinen Mk. 440.—). Sie ist die erste und einzige Ausgabe, die, entsprechend den Grundsätzen der bewährten Meyerschen Klassiker-Ausgaben, die Textgeschichte übersehen läßt. Mit jenem Philologenernst, der so sehr viel Entsagung erfordert, hat der Baseler Forscher nicht nur sämtliche Texte bis zur Ausgabe letzter Hand verglichen, sondern er konnte sich auch auf die Schweizer Handschriftenschätze, in der Züricher Zentralbibliothek beisammen, stützen, und das mußte natürlich seiner Arbeit außerordentlich zugute kommen. Nun mag es ja gewiß nicht jedermanns Sache sein, mit diesem Lesarten-Apparat zu verfolgen, wie Keller, nach dem ersten, im großen und ganzen schon gelungenen Wurf, an ein feilendes Überarbeiten und künstlerisches Abwägen heranging; aber das mußte doch einmal gemacht werden und wird dem Keller-Kenner sehr nützlich sein; und wer damit nichts anzufangen weiß, ist in keiner Weise in seiner anderen Benutzung der Bände gehindert. Die Anordnung innerhalb der Ausgabe will im wesentlichen die Reihenfolge der Entstehung erkennen lassen, ergänzt aber das eigentliche „Werk" des Dichters durch seine Aufsätze und Abhandlungen zur Literatur und zur Bildkunst, durch autobiographische Darstellungen und durch eine Nachlese solcher Gedichte, hauptsächlich Jugend- und Gelegenheitsverse, die Keller selbst ausgeschaltet hat. Die Anmerkungen sind auf das Allernötigste beschränkt. Dagegen ist, abgesehen von den kurzen Einleitungen zu jedem einzelnen Werk, in dem umfangreichen Lebensbild Kellers so ziemlich alles das verarbeitet, was man an Einzeltatsachen, Lebensbeziehungen, Würdigungsmöglichkeiten usw. noch braucht. Vielleicht ist das Allerletzte von der Kellerschen Persönlichkeit hier nicht gesagt, aber das tiefe Eindringen und die innige persönliche und sachliche Verbindung mit dem Gegenstande ist allenthalben spürbar. Diese Ausgabe muß, auch nach ihrem äußeren Gewande, dem forschenden wie dem genießenden, dem wissenschaftlichen wie dem suchenden Leser gleichermaßen willkommen sein.

Die „Goldene Klassikerbibliothek" hat das biographische Bild ihrer Ausgabe (Gottfried Kellers Werke. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinr. Amelung und Karl Polheim. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co, 10 Teile in 5 Bänden, in Halbleinen Mk. 325, in Leinen Mk. 400, mit 6. (Brief-)Band Mk. 480) von dem Hauptherausgeber schreiben lassen. Es ist wesentlich kürzer gehalten als die Einführung Nußbergers, und es fehlt ihr manches von seiner bunten Farbenpalette. Aber die Anlage dieser gut eingeführten Sammlung legt einen besonderen Ton auf die Anmerkungen, die ausführlich sind und ins Einzelne gehen. Polheim hat die „Legenden" und das „Sinngedicht" übernommen, Amelung den „Grünen Heinrich" und, für eine erweiterte Ausgabe in sechs Bänden, auch einen sehr willkommenen und nützlichen Auswahlband von Briefen. Auf textkritische Darlegungen verzichtet die Ausgabe; immerhin gibt Polheim in seiner Einleitung gelegentlich ein paar Andeutungen. Der zehnte Teil enthält „Vermischte Schriften", und zwar in reichlicher Auswahl, Autobiographisches, dann Dichtungen, darunter den dramatischen Versuch „Therese" und die jüngst belegte „Mißlungene Vergiftung", dazu Literatur- und Kunstaufsätze und aus der Tätigkeit des beamteten Dichters drei Bettagsmandate. Kellers kunstkritische Leistungen würdigt Paul Schafferer für sich. Die Ausgabe bringt also für die Erkenntnis der Gesamtpersönlichkeit sehr viel Dankenswertes und hat ihre Eigenart; sie wird sich, denke ich, gut einführen.

Sehr reich ist auch die Ausgabe Conrad Höfers (Gottfried Kellers sämtliche Werke in 14 Teilen zu vier Bänden. Leipzig, Hesse & Becker, in 4 Halbleinenbänden

Mk. 180). Man spürt sehr bald im ganzen Ton ein inneres Verhältnis zu Keller, das nicht nur aus seiner Dichtung eine Quelle starker Lebenssteigerung für sich selbst macht, sondern das zu dem Bemühen führt, gerade die im höchsten Sinne erzieherische menschliche Persönlichkeit Kellers herauszuarbeiten und dem Leser zu vermitteln. Dieses pädagogische Moment gibt Höfers Ausgabe eine besondere Note. Vom „Lebensgang" des Dichters wird auf einigen 30 Seiten das Wichtigste abgetan; im übrigen versucht Höfer, nachdem er über Drucke und Ausgaben der einzelnen Werke Rechenschaft gegeben und wege-weisende Literatur genannt hat, an der Hand der eigenen brieflichen Äußerungen des Dichters die innere und äußere Entwicklungsgeschichte der Dichtungen erkennen zu lassen. Das macht er sehr instruktiv und förderlich und geht recht geschickt auf das Wesentliche hinaus. Dabei wird eine letzte Zusammenfassung zwar dem Leser überlassen; aber Höfer gibt den Weg an, das Gedruckte lebendig werden zu lassen. Zudem wird dem Anspruchsvolleren noch durch eine sehr ausführliche Bibliographie die Möglichkeit zur Vertiefung geboten, und es schadet natürlich gar nichts, daß hier an anderen Stellen der Ausgabe Genanntes gelegentlich wiederholt wird, oder daß man Übersehenes (etwa Carl Beck, G. Kellers sieben Legenden, 1919) nachtragen könnte. Außer den nachgelassenen Schriften sind hier auch die Tagebücher Kellers aufgenommen und erhöhen den Wert dieser guten Ausgabe.

Auf die Tagebücher verzichtet mit Absicht die Ausgabe von Carl Enders (Gottfried Kellers gesammelte Werke in 6 Bänden. Leipzig, Phil. Reclam jun. In Halbleinen Mk. 150, in Leinen Mk. 300). Auch diese Ausgabe bringt mehr als die bisherigen Gesamtausgaben des Originalverlegers; zwei selbstbiographische Aufsätze Kellers, etwas von den kritischen und politischen Arbeiten, „Therese", zwei nachgelassene Novellen („Verschiedene Freiheitskämpfer", „Wahltag") und — wie auch in Höfers Ausgabe — die für Keller in Betracht kommenden Stücke aus Kosegartens Legenden, so daß der Leser — er braucht gar nicht „forschen" zu wollen — erkennen kann, was Keller und nach welcher Richtung er den Stoff gestaltet hat. Die Reclam-Ausgabe sieht ab von Fußnoten oder Kommentar; das mag im einzelnen ein kleiner Verlust sein. Aber Enders nennt in einer Bibliographie, Wichtigstes betonend, genug Aufsätze und Bücher; da mag der Wißbegierige ruhig sich einmal umtun und suchend näheren Aufschluß finden. Ganz besonders wertvoll (auch umfangreich) ist hier die einleitende Keller-Bibliographie. (Jeder Band hat noch eine Einführung für sich.) Der bewährte Bonner Literarhistoriker kommt mit bemerkenswerter Eindringlichkeit an das Wesen Kellers heran, zeigt seine Entwicklung als Mensch und Künstler, seine literarische Stellung und faßt dann noch einmal das Letzte seines Persönlichkeitswertes zusammen; in einer gehaltvollen Auseinandersetzung, die wichtig und dankenswert ist, wird des Dichters „Formgebung und Kunststil" untersucht.

Zu sagen: welche der neuen Keller-Ausgaben (unter denen die von Harry Maync im Propyläen-Verlag in Berlin herausgegebene unbesprochen blieb, einerseits weil sie nicht vorlag, sodann weil sie als reichlich teuer hier kaum entscheidend in Frage kommt) die beste ist, geht nicht an. Wäre eine darunter ausgesprochen schlecht und unbrauchbar, so würden sich die anderen herausheben. Hier aber ist so viel gediegene Arbeit geleistet worden, daß man bei einer dieser Ausgaben in jedem Falle gut fährt. Die Nußbergersche stellt sich strenger wissenschaftlich ein als die Zollingersche, deren Kommentierung und Briefband lockt. Die Höfersche ist pädagogisch betont und die Endersche das gute Muster einer volkstümlichen Leseausgabe auf bester wissenschaftlicher Grundlage. Für die Anschaffung wird der Preis oft entscheidend sein. Aber wir dürfen uns freuen, daß in diesen sauren Zeitläuften dem Schweizer Meister so gute Arbeit in immerhin noch wohlfeilen Ausgaben gewidmet ist. Hans Knudsen (Berlin-Steglitz).

B. Wissenschaftliche Literatur.

Ernte. Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das Literarische Echo". Hrsg. von Ernst Heilborn. 3. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1921. (259 S.) Pappbd. 42 M.

Der neue Jahrgang der „Ernte" stellt seinen beiden Vorgängern gegenüber insofern einen Fortschritt dar, als er den Rundschauen über die englische, französische und italienische Literatur des Jahres noch eine solche von Arthur Luther über die russische Literatur hinzufügt. Wie von diesem trefflichen Kenner, besonnenen Beurteiler und guten Darsteller nicht anders zu erwarten war, ist sie (nicht nur literaturgeschichtlich, sondern auch kulturgeschichtlich) wertvoll ausgefallen. Ferner hat der Herausgeber einen gerade für uns Bibliothekare höchst wichtigen Anlauf zur Ermittlung des belletristischen Zeitgeschmackes unternommen. „Das meistgelesene Buch. Eine Anfrage an Volksbüchereien und eine vorläufige Antwort" ist die neue Rubrik überschrieben. Offenbar hat das diesmal zugrunde gelegte Material infolge der methodischen Unzulänglichkeit der Rundfrage nicht genügt, um daraus tiefere Einblicke zu gewinnen. „Die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der eingegangenen Antworten", heißt es in dem erwähnten Artikel, „hat uns davon überzeugt, daß wir das nächste Mal unsere Umfrage auf eine andere Grundlage stellen müssen, so daß unsere Leser erfahren, welche Autoren (bzw. Bücher) von der Leserschaft unserer volkstümlichen Büchereien gegenwärtig am meisten verlangt und welche von den Büchereien selbst am meisten gepflegt werden. Vielleicht ergibt sich dann im Laufe der Jahre auch weiterhin die Möglichkeit, die Büchereien zu einer Materialsammlung zu gewinnen, die einen Einblick in die Erfolge und Nichterfolge ihrer literarisch-pädagogischen Mühe eröffnet, eine Frage, der die literarische Öffentlichkeit in Deutschland noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkt." Wir können diese Absicht nur willkommen heißen, und es darf wohl erwartet werden, daß kein Büchereileiter die Bemühung der Beantwortung scheuen wird, wenn nun eine gut durchgearbeitete Anfrage jene breitere und sichere Grundlage für den nächstjährigen Artikel zu schaffen sucht. Diesmal werden als meistverlangte deutsche Autoren aufgeführt: Herzog, Ganghofer, Heer, Boy-Ed, Lauff, Eschstruth, Stratz, Zahn, Freytag, Viebig, Paul Keller, Löns, Bonsels, Brausewetter, Fedor von Zobeltitz, Hanns von Zobeltitz, Speckmann, Gerstäcker, Voß, Sudermann, Dahn, Frenssen, Schreckenbach. Ferner folgende ausländische Autoren: Tagore, Rolland, Dostojewski, Tolstoi, Strindberg, Dumas. „Als besondere Modebücher traten dabei hervor: Günther, Die Heilige und ihr Narr. Löns, Das zweite Gesicht (infolge des Erscheinens der intim-persönlichen Erinnerungen der Heldin Swaantje Swantenius). Herzog, Die Buben der Frau Opterberg (als „letzte Neuheit"). Rosner, Der König. Freytag, Soll und Haben. Als vielgelesene Autoren erscheinen in den Angaben einzelner Büchereien, zweifellos infolge der Ausleihepädagogik dieser Institute, außerdem noch folgende Autoren: Ebner-Eschenbach, Diers, Niese, Böhlau, Jakobs, Dreyer, Fock, Eyth, Fontane, Hans Hoffmann, Voigt-Diederichs, Gerhart Hauptmann, Hesse, Friedrich Huch, Schäfer, Emil Strauß, Kolbenheyer." — Schließlich ist noch für uns Bibliothekare an dem neuen Jahrgange wichtig und erfreulich, daß unter der Rubrik „Nachrichten" eine besondere Gruppe „Buch- und Bibliothekswesen" eingerichtet worden ist. — Alles in allem: Wir dürfen der weiteren Entwicklung dieses schon jetzt für unsere größeren Büchereien unentbehrlichen Jahrbuches mit den besten Erwartungen entgegensehen.

E. Ackerknecht (Stettin).

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. (204 S.) Ppbd. 30 M.

Simrocks „würdevolle und anmutige" Übersetzung des Heliand ist den Neudruck wohl wert, und in jedem Falle führt sie zum Verständnis einer viel genannten, aber wenig gekannten altdeutschen Dichtung. Sie wird es in dieser neuen Ausgabe in wesentlich erhöhtem Maße tun können, weil ein so ausgezeichneter Kenner wie A. Heusler auf 17 Seiten eine knappe, aber feine, sichere und vielsagende Einleitung dazu geschrieben hat, die eine rechte Würdigung und Einstellung der Dichtung ermöglicht. Ich hätte gewünscht, Heusler hätte etwas mehr über den Stabreim gesagt, über den, genährt z. B. durch R. Wagners äußerliche Anwendung, so verwirrte Ansichten im lesenden Publikum sich festgesetzt haben. Man würde dann seine eigene Genesis-Übertragung noch besser einschätzen können.

H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Hertel, Johannes: Die Weisheit der Upanischaden. Eine Auswahl aus den ältesten Texten, aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert. München, C. H. Beck. 1921. (181 S.) 15 M.

Heute, da die indische Weltanschauung in den eigenartigen Formen, in die Tagore sie kleidet, in Europa immer bekannter wird, hat jeder Mensch, der solche Dinge nicht blindlings zu glauben gewillt ist, den Wunsch, näheren Aufschluß über die Herkunft zu bekommen, er will die Quellen vor sich sehen. Dazu bietet Hertel als unbedingt zuverlässiger Kenner des Sanskrit auch dem Laien in weitgehendem Maße die Möglichkeit. Eine leichte Lektüre ist der Band nicht, aber man wird reich belohnt, wenn man sich mit Ernst hineinvertieft. Die Upanischaden bilden einen Teil der in Sanskrit geschriebenen religiös-philosophischen Literatur Indiens. Es sind die Geheimlehren, die dem älteren Schüler mitgeteilt wurden. Das Wichtigste darin ist die Lehre vom Atman und vom Brahman. Atman (unser deutsches Wort Atem) in der Bedeutung: das Ich, die Einzelseele wird schließlich identisch mit dem Brahman, der Weltseele, der geheimnisvollen Kraft, die überall waltet und alle Einzelwesen durchdringt. Die Lehrer der Upanischaden suchten nichts als Wahrheit. Fürsten und berühmte Priester waren unter ihren Schülern, obwohl sie den Glauben an die alten Götter vernichteten. Ja, sie nahmen diese „Ketzereien" in ihre heiligen Bücher auf, wodurch sie allein erhalten bleiben konnten.

W. von Hauff (Berlin-Steglitz).

Huldermann, Bernhard: Albert Ballin. Oldenburg, Stalling, 1922. (407 S.) Geb. 65 M.

Das wirtschaftliche und politisch bedeutsame Wirken des Begründers der Hamburg-Amerika-Linie wird uns in diesem Buche von einem seiner hervorragendsten Mitarbeiter in überaus klarer, fesselnder Weise geschildert. Neben der ungeheuren Leistung für den Ausbau unserer Weltwirtschaft interessiert besonders die von ihm unmittelbar vor und während des Weltkriegs entfaltete Tätigkeit, sowie seine Beziehungen zum Kaiser. Das Biographisch-Menschliche kommt in dem Buche, das eine Fülle wertvollen Tatsachenmaterials bietet, etwas zu kurz; gleichwohl ist es dem Verfasser gelungen, mit wenigen Strichen ein scharf umrissenes Charakterbild des bedeutenden Organisators und weitsichtigen Handelspolitikers zu entwerfen. Größere Bibliotheken sollten auf diese Anschaffung des für die Zeitgeschichte wichtigen Werkes nicht verzichten. G. Fritz (Charlottenburg).

Humboldt, Wilhelm und Caroline von, in ihren Briefen 1788 bis 1855. Hrsg. von Anna von Sydow. Gekürzte Ausgabe in einem

Bände. Mit 6 Bildern. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. (378 S.) Geb. 40 M.

Der Briefwechsel des Humboldtschen Ehepaars gewährt nicht bloß einen Blick in das Seelenleben zweier geistig hochstehender Menschen, er vermittelt auch, da die beiden Briefschreibenden im politischen und höfischen Leben der Zeit eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben, ein Stück Geschichte von eigenem Wert. Wie hohe Bedeutung man aber auch diesen Dokumenten beilegen mag: Die ganze Briefsammlung, die in sieben starken Bänden alle Mitteilungen der oft jahrelang getrennt und häufig im Ausland lebenden Briefsteller umfaßt, wird natürlich schon ihres großen Umfangs wegen nicht in ein größeres Lesepublikum dringen können. Zu begrüßen ist es deshalb, daß die Herausgeberin, die Urenkelin Humboldts, jetzt noch eine gekürzte Ausgabe, in der die wichtigsten Briefe und Briefstellen in einem Bande vereinigt sind, besorgt hat. Auch diese Auslese macht — mit dem hier und da eingeführten verbindenden Text — durchweg wohl den Eindruck eines lückenlosen Ganzen, wennschon ein Vergleich mit der großen Ausgabe erkennen läßt, daß auch vieles Gehaltvolle der Schere hat zum Opfer fallen müssen. Vielleicht hätte die Hrsg. aber nicht unterlassen sollen, dem Leser wenigstens einen kleinen Hinweis auf die entstandenen Lücken zu geben. Denn auch nur zu wissen, daß z. B. zwischen zwei Daten noch ein paar weitere Briefstücke tatsächlich vorliegen, ist für die Gesamtbeurteilung doch wichtig und wertvoll. Eine Quelle der Bereicherung und der Vertiefung des eigenen Seelenlebens wird aber jedem Leser die vollständige wie die gekürzte Briefausgabe sein können. Volksbüchereien sollten jedenfalls die kleine Sammlung ihren Lesern zugänglich machen. G. Kohfeldt (Rostock.)

Krug, Walter: Die neue Musik. Erlenbach b. Zürich, E. Rentsch, 1920. (124 S. m. 8 Bildn.)

Eine schonungslose Strafpredigt gegen die Musik der letzten Jahrzehnte. In seiner strengen und konsequenten Anschauung vom Wesen der Musik steht Krug den Ansichten des Bruckner-Interpreten Halm sehr nahe und ist, wie er selbst betont, stark durch ihn beeinflußt worden. Leider übertrifft er Halm noch an Engherzigkeit, was in diesem größtenteils negativ kritisierenden Buch besonders unangenehm wird. Krug geht so weit, daß er selbst bei Beethoven eigentlich nur die guten Absichten eines großen Menschen freundlich anerkennt, daß er von allen Neueren keinen anerkennt außer dem mit wenigen fast unverständlichen Andeutungen gepriesenen Pfitzner. Gelegentlich, so bei Grieg und Mahler, artet sein Tadeln in eine üble Schimpferei aus. Strauß wird auf wenigen Seiten mit ein paar Anmerkungen abgetan, die das Wesen seiner Musik nicht einmal berühren. — Unerfindlich ist es, weshalb dem Buche Bildnisse all der abgekanzelten Musiker beigegeben wurden.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Kauffmann, Kurt, und Uve Jens Kruse: Der Kopfarbeiter. Buchenbach-Baden, Felsen-Verlag, 1921. (131 S.) 11 M.

Die Bücher des Felsen-Verlages, die alle unter den verschiedenen Titeln der „Stilschule", „Redekunst", „Gedächtnisschule" u. dgl. m. einen einheitlichen Charakter tragen, haben sich seit ein paar Jahren in der Öffentlichkeit durchgesetzt — und das ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie dem von vielen Menschen heute gefühlten Bedürfnis nach Verinnerlichung entgegenkommen. Sie verlangen vom Leser seelische und geistige Anspannung, festen und andauernden Willen. Dann können sie den ganzen Menschen leiblich und geistig durchbilden. Was Kruse leicht verständlich in seinem Buche „Kopfarbeiter" sagt, hat alles Hand und Fuß; und es dürfte der größte Vorzug des Buches sein, daß es nicht mehr sagt, als gesagt werden darf. Es will nur den selbsttätigen Menschen anregen und ihm zu klarem Bewußtsein über sich verhelfen. Kruses Büchlein scheint mir in seiner Knappheit das beste Buch über die Art des geistigen Arbeitens zu sein. M. Wieser (Spandau).

Neuburger, Albert: Die Technik des Altertums. Mit 676 Abb. 2. verb. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1921. (570 S.) Geb. 65 M.

Unter den im Laufe der letzten Jahre erschienenen Veröffentlichungen, die unsere Kenntnis des alten Orients und der griechisch-römischen Welt in vieler Hinsicht erweitert und vertieft haben, darf das vorliegende Buch eine besondere Stellung in Anspruch nehmen. Stellt es doch den ersten Versuch dar, die Wunderwelt der antiken Technik in erschöpfender Weise aufzuzeigen und uns zum Bewußtsein zu bringen, welch hervorragendes Maß von mathematischer und physikalischer Erkenntnis, das in manchem Betracht dem der Gegenwart nichts nachgibt, in jenen Zeiten zu quantitativ wie qualitativ staunenswerten Leistungen geführt hat. Der Verfasser hat es verstanden, auf Grund eingehender Quellenstudien und daraus hervorgehender sicherer Beherrschung des umfangreichen Stoffes ein Bild zu geben von den Leistungen der antiken Völker auf dem Gebiete des Bergbaus, der Metallurgie, der Holzbearbeitung, des Ackerbaus, der Textil-, Farb- und Maltechnik, der Heizung und Beleuchtung, des Bauwesens, Schiffsbaus und anderer Techniken, alles in einer Weise, die auch dem Nichtfachmann ermöglicht, eine deutliche Vorstellung von den Errungenschaften antiker Zivilisation zu gewinnen, wozu die zahlreichen Abbildungen das ihre beitragen. Den einzelnen Abschnitten sind Literaturnachweise beigegeben. Größere Büchereien sollten nicht darauf verzichten, das Werk für ihren Lesesaal anzuschaffen. G. Fritz (Charlottenburg).

Rein, Wilhelm: Der Sinn der Schule. Berlin-Zehlendorf, Heyder. (27 S.)

In der äußerst gehaltvollen Schrift, die jeder Bücherei auf das wärmste zu empfehlen ist, zeigt der bekannte Pädagoge, wie die deutsche Schule ursprünglich dem kirchlich-religiösen Interesse diente, bis sie infolge der Reformation zu einer Einrichtung des Staates wurde, der ein ganzes System von Schulen aufbaute, so daß jeder wählen kann, wie weit er auf der Bildungsleiter steigen will. Die Schule muß aber eine Ergänzung der Familienerziehung sein und darum muß ihr Streben dahin gehen, alle Kräfte, die im Kind schlummern, zu wecken, was die einseitige Lernschule nicht kann. Daher ist die sogenannte weltliche Schule zu verwerfen, weil sie nur dem Gedankenmaterialismus dient und darum auch auf das Volkstum keinen Wert legt. Der wahre Sinn der Schule besteht aber darin, daß sie das Religiöse, Sittliche und Künstlerische in eine Einheit zusammenfaßt. Die Vollendung kann erst durch den Ausbau der Volkshochschule erreicht werden, die neue Gedanken schöpferischer Art ins Volk trägt. W. von Hauff (Berlin-Steglitz).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Andreas-Salomé, Lou: Das Haus. Familiengeschichte vom Ende vorigen Jahrhunderts. Berlin, Ullstein, 1921. (315 S.) Pappbd. 22 M.

In einer mitteldeutschen Universitätsstadt liegt an der Berglehne das kleine weiße Haus, das eine Fülle von Wärme und Glück in sich birgt. Die in reiffster Liebe miteinander verbundenen Eltern, die das Problem der Ehe in dem zur Wahrheit gewordenen Goetheschen Wort „Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau", also der Verschwisterung ihrer Seelen erkannt haben, versuchen ihre Kinder zu der von ihnen erreichten geistigen und seelischen Höhe zu bringen. Aber „gute Eltern sind tragische Menschen"; das von der ruhelosen Jugendfreundin Frau Anneliesens geprägte Wort scheint sich zu verwirklichen. Beide Kinder

haben einen starken Hang zum Phantastischen, der sich in beunruhigender Weise zur Geltung bringt. Die Tochter schließt eine Ehe mit einem begabten, aus Rumänien stammenden jüdischen Mediziner. Ihr erscheint die Ehe einem Wunderknäuel gleich, „das man abstricken muß, um zu den verborgenen kleinen Wundern zu gelangen". Der Sohn bricht gegen den Willen des Vaters sein Studium ab, er will nur seinen dichterischen Neigungen folgen. Aus dieser einfachen Familiengeschichte weiß die Verfasserin eine Fülle innerlichen Erlebens für alle Beteiligten zu schöpfen. — Verehrer von Lou Andreas-Salomé haben lange auf eine neue Arbeit warten müssen. Dieses Buch bringt die Erfüllung. Es ist reife Kunst, die schon in früheren Büchern gestreifte Probleme vertieft zum Ausdruck bringt: feinste Seelenanalyse junger Menschen. Reiches Gefühlsleben paart sich mit edler und weiser Mäßigung, dabei humorvolle Beobachtung und eingehendes Verständnis auch für kleine Alltäglichkeiten. — Die dichterische Sprache paßt sich überall dem Inhalt dienend an, bei der Darstellung von Gittas Gefühlsverwirrung versteigt sie sich fast zum Expressionismus. Für größere Büchereien ist „Das Haus" eine Bereicherung aller Leser, deren Interesse über das Stoffliche hinausgeht und die Freude an feinpsychologischen Vorgängen haben. Anna Reicke (Charlottenburg).

Arndt, Bruno: Marianne. Roman. Trier, Friedr. Lintz, 1921. (150 S.)

Seine ersten Romane hat A. unter dem Decknamen Bittermann veröffentlicht; lange Jahre hat er geschwiegen, ohne freilich untätig zu sein. (Über einen noch ungedruckten Roman „Tobias Kieckbusch" zu sprechen, solange er nicht allgemein zugänglich ist, steht mir nicht an.) Nachdem vor einiger Zeit seine starke Novelle „Ahasver" in der Sammlung „Die Stillen" erneut nach ihm hat hinhorchen lassen, stellt hoffentlich dieses Buch sein Schaffen abermals zur Erörterung. Wenn A. hier eine Frau nach der sicheren Erkenntnis ihrer Unfruchtbarkeit sich in die Irrungen und Wirrungen des Lebens stürzen läßt, so tut er das offenbar nicht, um einen Abglanz des flutenden Lebens zu geben, sondern nur, um diese Marianne zu den wahren Quellen eines reichen Lebensgefühls zu führen. Es genügt dann zum Schluß die Andeutung, daß Marianne Frauenärztin wird. A.s Form einer eigenartigen Mosaiktechnik, mit der wechselnde Szenen aneinandergereiht werden, ist keine Auflösung der Form, sondern ist dem Sinn des reinen und innerlich wahren Buches recht und angenehm. H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Brandenburg, Hans: Das Zimmer der Jugend. Stuttgart, W. Seifert, 1920. (358 S.) Geb. 45 M.

Ich muß gestehen, daß ich nicht in der Lage bin, auch nur in den wesentlichsten Zügen anzugeben, was den Inhalt dieses Buches ausmacht. Brandenburg erzählt die Schicksale der jugendlichen Generation dreier Familien. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß hier wirklich erlebte Dinge zugrunde liegen. Literarisch ist nichts anderes zustande gekommen als ein formloser Kehrichthaufen, auf dem mit Behagen alles an Anekdoten und Klatsch zusammengetragen ist, was der Verfasser im Lauf der Jahre aufgesogen hat. Die Geister O. J. Bierbaums, des ersten Gönners Brandenburgs, und M. G. Conrads haben bei der Geburt dieser literarischen Abnormität Pate gestanden. Das Buch ist während der Jahre des Krieges entstanden: sollte der Krieg wirklich eine so klägliche seelische Förderung Brandenburgs gebracht haben, daß er auch heute noch eine schwärmerische Verehrung für die kulturschöpferischen Heldentaten der Münchener Bohème an den Tag legt und das erotische Mysterium lediglich nach dem Stil bekannter Schwabinger Pensionen erlebt? G. Kemp (Memel).

Hesse, Hermann: Ausgewählte Gedichte. Berlin, S. Fischer, 1921. (82 S.) Ungeb. 12 M., Lwbd. 25 M.

Die vorliegende Auswahl bringt aus dem reichen lyrischen Werke Hesses 63 Gedichte. Leider fehlen einige seiner schönsten; wenn auch nicht aus dem bei Grote erschienenen Band „Gedichte" und aus der „Musik des Einsamen", welche beiden Sammlungen reichlich bedacht sind, so doch aus dem Indienbuch (vor allem „Gegenüber von Afrika", „Fluß im Urwald", „Kein Trost"), aus der „Wanderung" („Ländlicher Friedhof" und „Magie der Farben", wofür man das unausgeglichene „Abends" entbehren könnte), aus „Klingsors letzter Sommer" das Gedicht an Thu Fu („Trunken sitz' ich des Nachts im durchwehten Gehölz") und aus „Unterwegs" (vor allem „Vorfrühling", „Wanderschaft", „Es ist kein Tag so streng" und „Herbstbeginn"). Die letztgenannten Lücken sind um so schmerzlicher, als — einer bibliographischen Notiz am Schlusse des Auswahlbandes zufolge — die Sammlung „Unterwegs" nicht wieder neu aufgelegt werden soll. Möchte der Dichter wenigstens die erwähnten, jedem Freunde seiner Kunst teuren Stücke aus „Unterwegs" einer neuen Auflage seines Auswahlbandes hinzufügen! Auf alle Fälle aber freuen wir uns dieses Sammelbandes, mittels dessen auch kleine Büchereien, die zur Beschaffung jener Einzelbände nicht die Mittel haben, ihren Lesern einen vollgültigen Begriff von dem hervorragenden lyrischen Können Hermann Hesses und damit einen hohen und reichen Genuß verschaffen können. E. Ackerknecht (Stettin).

Hoechstetter, Sophie: Das Erdgesicht. Ein zeitloser Roman. — Dagmar. Novelle. Dachau b. München, Einhornverlag, (1921). (171 S.) 11 M., geb. 17.50 M.

Dem Anspruch der Zeitlosigkeit wird dieser Roman nicht gerecht; denn weder eignet seinen Erwägungen und Aussprüchen, so reif und geschmackvoll sie sein mögen, gedankliche Tiefe voll Ewigkeitswertes, noch wächst die Handlung selbst ins Sinnbildliche, Typische empor. Ein achtenswertes künstlerisches Können, das sich das Ewig-Menschliche zum Ziel gesetzt, bleibt hier im Alltäglichen stecken. — Ein junger Mann, reicher Aristokrat auch in seinem seelischen Empfinden, geht an der Liebe zu einem seelenlosen Weibe zugrunde. Alles Übrige ist Rankwerk, auch, was zunächst das Wichtigere zu sein scheint, die Auffindung eines Halbirren im Walde sowie die Darstellung seiner seelischen Verfassung und Entwicklung zu einem leidlich gebildeten, leidlich vernünftigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft, für die er doch immer das Phänomen bleibt. In seinem ursprünglichen Wesen, mit der Gabe des zweiten Gesichts und Doppeltsehens ausgestattet, ist er dem jungen Aristokraten leidenschaftlich ergeben, gleichsam sein anderes Ich, sein Gewissen; er muß also sterben, als sich jener in völliger Haltlosigkeit erschießt. Indem seine Fieberphantasien, nicht mehr bloß von instinktmäßigem Feingefühl durchglüht, die tiefsten Beweggründe dieses tragischen Untergangs rein vernunftmäßig erfassen, ist die Charakterschilderung durchbrochen; freilich, und das verdient Anerkennung, in fast unauffälliger Weise. Merklicher ist das Versagen künstlerischer Kraft in der Darstellung des Helden: Die Äußerungen der Nebenpersonen sind voll von Bewunderung für seine geistige und seelische Bedeutung; in seinen Handlungen aber bleibt er völlig unbedeutend. — Wie die angeschlossene Novelle, in der eine düstere Seelenstimmung mit bemerkenswertem Geschick zur Darstellung gebracht wird, ist der Roman wegen seiner fein herausgearbeiteten Schilderungen des Zuständlichen in Natur und Geist wertvoll. Große Büchereien werden dies Buch nicht übergehen dürfen.

G. Dahrmann (Kattowitz).

Johst, Hanns: Kreuzweg. Roman. München, Langen, 1922. (252 S.) Geh. 18 M., geb. 30 M.

Ein junger Assistenzarzt kämpft sich mutig aus den ihm anhaftenden Eier-

schalen wissenschaftlicher und menschlicher Eitelkeit und Enge heraus. Eine Schuld, ein Erlebnis mit einer schönen Frau, ein titanisch-ungebärdiger Freund, ein verstehender Vorgesetzter voll echten Menschentums und einige weniger wichtige Personen sind dazu die Helfer. Sie alle kreuzen den Weg des Arztes. Eine Strecke gehen sie nebeneinander, wohl auch Hand in Hand, dann trennen sie sich und jeder geht den eigenen Pfad „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". Nicht ohne daß Bereicherung und seelisches Wachstum der Begegnung entsprießen; doch bleibt die Tragik, daß wir letzthin alle einsam sind. Nur in der Gewißheit und im Erleben Gottes finden wir Halt. — Es ist viel Weisheit, Verstehen und Güte in dem Buche: „Verzicht ist stählerner als Speer von Wort und Bekenntnis. — Kein Wesen bleibt durch Enge oder Weite gegebener Grenzen bestimmt, sondern die Ergriffenheit und die Treue, die Notwendigkeit und die Überzeugung, der Glaube und sein Beispiel versprechen Wuchs und Wucht für die Zukunft." — Realismus der Menschendarstellung und geistige Reife zeichnen den Roman aus und machen ihn zu einem der ausgeglichensten unter denen, die unmittelbar an die Problematik unserer Tage greifen. Er ist nicht ganz leicht zu lesen und deshalb vielleicht nur für mittlere und größere Volksbüchereien geeignet, die ihn aber unbedingt anschaffen sollten; auch größere katholische Volksbüchereien werden ihn für reife Leser erwerben können. W. Schuster (Gleiwitz).

Nexö, Martin Andersen: Die Passagiere der leeren Plätze. Ein Buch in 14 Erzählungen und einem Vorspiel. Mit 12 Zeichnungen von George Groß. Berlin, der Malik-Verlag, (1921). (77 S. 4°.)

Nexö hat seine große Kunst hier ganz in den Dienst politischer Tendenz gestellt. Viele werden das bedauern, die an den runden lebensvollen Gestaltungen seiner früheren Werke Freude hatten. Zwar bewährt sich auch hier seine scharfe Beobachtungsgabe und die herbe Kraft seiner Sprache; auch wird man bei diesen Schilderungen aus dem Leben der Ärmsten, ein Leben lang nur Geplagten und — wie Nexö meint — ohne Sinn und Zweck und ohne Not Gequälten ihm oft seine Verzweiflung über all den Jammer nachfühlen: und doch ist es schade um seine Kunst. Nexö hat seinen Gesichtswinkel hier so stark verengert, daß er nur noch ein Zerrbild der Welt zu geben vermag. — Die Zeichnungen von George Groß, die zum Teil geradezu wie Pamphlete wirken, verstärken die aufreizende Tendenz des Buches außerordentlich. H. J. Homann (Charlottenburg).

Philippi, Fritz: Weltflucht. Roman einer Siedelung. Leipzig, J. J. Weber, 1920. (255 S.) 16 M., geb. 19 M.

Der Kampf geistig hochstehender Jugend um das Recht eigener Lebensformen, „gegen das nadelfertig vom Schneider gelieferten Dasein", ist ein Vorwurf, der in der Literatur schon oft behandelt ist. In Fritz Philippis neuem Roman ist dieser Grundgedanke mit dem zeitgemäßen wirtschaftlichen und sozialen Problem der Siedelung verknüpft. — Fred, Student, Sohn eines reichen Hamburger Kaufmanns, und Wieb, Tochter einer angesehenen Handelsfirma, beide fest entschlossen, ihren eigenen Weg nach eigenen Anschauungen zu gehen, bauen auf einsamer Nordseeinsel, abgeschieden von aller Welt, selbst von den Bewohnern der Insel, gemeinsam ihr Leben, Fred als Leuchtturmwächter, Wieb in freier selbstgewählter Ehe als seine Hausfrau. Auf die in Hamburg zurückgebliebenen Gesinnungsgenossen wirkt Freds und Wiebs Tun vorbildlich; die, welche so stark sind, mit Eltern und Verwandten zu brechen, kommen herüber auf die Insel. So entsteht in der Weltabgeschiedenheit eine Gemeinschaft, zusammengehalten von den gemeinsamen Ideen der Selbstbestimmung und von ihrer Siedelungsaufgabe, d. h. von der Urbarmachung eines Stück Ödlandes und von seinem Schutz gegen das weitere Vordringen einer Wanderdüne. Das mit großem Eifer angepackte Werk scheitert jedoch schließlich an dem

starren Sinn einiger Querköpfe, die sich der bei jeder Gemeinschaft nun einmal erforderlichen Unterordnung unter einen leitenden Willen nicht beugen wollen. Wieb, die am tapfersten ausgehalten hat und jede leise Andeutung Freds zurückwies, sich des zu erwartenden Kindes wegen standesamtlich trauen zu lassen, gibt schließlich, allerdings etwas überraschend und nicht genügend motiviert, ihren Widerstand hiergegen auf. Da sieht auch Fred ein, gerufen von den Arbeitern der väterlichen Firma „als Führer am Werk der sozialen Versöhnung", daß er einem weiteren Kreise verpflichtet ist. „Nicht Weltflucht und Siedelung kann helfen, sondern der innerliche Mensch." Schon des zuletzt ausgesprochenen Gedankens wegen verdient das Buch, das in gutem Sinne modern, wenn auch in seinen Ideen und in der Darstellung der Charaktere von Vorlagen nicht unbeeinflußt ist, eine weite Verbreitung. Man kann es ohne Bedenken der reiferen Jugend, welche Sinn für die sozialen Probleme hat, in die Hand geben. R. Koch (Stettin).

Seeger, Johann Georg: Der Fremdling aus der Neuen Welt. Roman. Leipzig, Grunow, 1921. (214 S.) Br. 15 M., geb. 22 M.

Kilian Knauth, der einst in Abenteuerlust und jugendlichem Zorn seine Vaterstadt Schweinfurth verlassen hat, kehrt nach langen Jahren 1573 vom Goldfieber geheilt als Jeronimo Aleman, Hauptmann im Dienste Seiner Hispanischen Majestät, von niemandem erkannt, aus der Neuen Welt zurück, findet alles — von den Gassenjungen bis zu den ehrsamen Ratsherren — wie zuvor, läßt sich's ein Weilchen in ihrer kleinstädtischen Alltäglichkeit gut sein, begründet mit seinem Erbe das Glück zweier junger Menschenkinder und reitet eines Tages, als ihn auch seine Jugendliebe nicht mehr hält, davon, ein neues tätiges Leben in der weiteren Heimat zu suchen. Dieser einfache, ganz unproblematische Inhalt, der mit dem Mittelalter nur lose verknüpft ist, wird von Anfang an recht spannend erzählt, bereichert durch Erinnerungsbilder aus der Jugendzeit und den Wanderjahren und vertieft durch nachdenkliche Bemerkungen und unaufdringliche Mahnungen an die Gegenwart. Das Anziehendste und Wertvollste jedoch ist die immer wieder hervorleuchtende Heimatliebe zu dem milden lächelnden Frankenlande, das als eine mit unseren Herzen übereinstimmende Gegend auch über die prächtigsten, doch fremden Naturschauspiele Süd-Amerikas den Sieg behält. — Das in einer schönen, ruhigen und fließenden Sprache geschriebene Buch ist vor allem für einfache und jugendliche Leser warm zu empfehlen. Hildegard Lohmann (Hamburg).

Watzlik, Hans: Aus wilder Wurzel. Roman, Leipzig, Staackmann, 1920. (345 S.) Geh. 17 M.

Unter der Führung eines entschlossenen Mannes zieht eine Reihe von Bauernfamilien während des Dreißigjährigen Krieges in die Gegend des hohen Arbers, des höchsten Berges des Böhmerwaldes. Hier wollen sie sich sicher vor den Greueln des Krieges eine neue Heimat schaffen. Es ist ein gewaltiges Unternehmen, eine fast unbetretene Einöde, wo Wölfe und Bären ihr Unwesen treiben, in fruchtbares Bauernland zu verwandeln. Mit packender Sprache wird der verzweifelte Kampf der trotzig starken Bauernkraft mit den elementaren Gewalten der Natur geschildert, die ihren von tausendjährigen Baumriesen, Wurzelgeflecht und Felsblöcken geschützten Schoß nur widerwillig vom Pfluge aufreißen läßt. Und an den Herzen der Kühnen nagt das abergläubische Grausen vor dem Spuk der Wildnis und die geheime Sehnsucht nach der verlassenen Heimat, die laut durchbricht in Stunden der Not. Als aber schließlich ein Haufe von Mordbrennern das in mühseliger Arbeit Geschaffene vollends vernichtet, da richtet sich die verzweifelte Mutlosigkeit der Heimgesuchten wieder auf an dem harten Willen eines Starken, dessen Seele schon zu fest mit der neuen Scholle verwachsen ist. „Der Wille, die Seele der Welt" hat gesiegt, das Werk wird zu Ende geführt. Jahre vergehen, auf dem „aus wilder Wurzel" gerodeten

Land wogt friedlich das Korn, und den Enkeln erscheinen die Gestalten der mannhaften Ursiedler bereits im Lichte der Sage — In dem von wuchtigem Geschehen erfüllten neuen Buch Watzliks ist die Charakteristik der Menschen gegenüber der farbenreichen Naturschilderung reichlich blaß gehalten. Durch die vielen locker aneinandergereihten Bilder leidet die Linienführung des Ganzen oftmals beträchtlich. Trotzdem sollten größere Volksbüchereien sich diesen Siedelungsroman nicht entgehen lassen. Der Jugend ist das Buch wegen der naturalistischen Darstellung des Mordbrennertreibens noch nicht in die Hand zu geben. H. Horstmann (Stettin).

Werfel, Franz: Spiegelmensch. München, K. Wolff, 1920. (223 S.) 24 M., geb. 34 M.

Die magische Trilogie ist ein großes dreiteiliges Versgebände, in dem auf wunderbare und immerhin spannende Weise ein Mensch den Weg zum wesentlichen Sein findet. Scheinbar in unbestimmte Zeit und in phantastischen, sagenhaften Orient verlegt, stellt der Vorgang schlechthin das Menschliche und seine Überwindung (durch den Tod!) dar. Das Leben, das nur in dem besteht, wie die Welt es widerspiegelt, rollt in amüsant chaotischer Hülle vorüber. Aber so treffend die Bosheiten sind, welche die allgemeinen irdischen Schwächen oder die Verbogenheiten unserer Zivilisation kennzeichnen, als Ganzes ist das Werk nicht groß, bleibt Literatur, macht Effekt und Bluff. Ortwin (München).

Werfel, Franz: Spielhof. Eine Phantasie. München, K. Wolff, 1920. (61 S.) 12 M., geb. 18 M.

Vom Dichter der wundervollen Versbände eine geheimnisvoll dunkle Erzählung, die von einem jungen Mann handelt, der auszieht, seinen Traum zu suchen. Wie unter einem Zwange macht er sich auf Wanderschaft und erlebt die Träume. Vom Heimweh wandert er so über die Sehnsucht zur Liebe und findet als letzte Beglückung und menschlichste Erfüllung den Traum von seiner Kindheit. Aber auch der Spielhof war nur ein Traum, und Alltag umgibt den wieder, der seine Kindheit verlor. Ortwin (München).

Zur büchereipolitischen Lage.

Auf keinem Einzelgebiet der deutschen Bildungspflege ist so viel praktische, bodenständige, hingebende Kleinarbeit in den letzten Jahrzehnten, namentlich auch auf dem Lande, geleistet und so viel „handwerkliche" Überlieferung erarbeitet worden, wie auf dem Gebiet der Volksbücherei; keine andere Volksbildungseinrichtung hat, trotzdem sie von „oben" so gut wie gar nicht gefördert wurde, zum mindesten in Preußen eine solche Verbreitung und Volkstümlichkeit gewonnen. Wie kommt es, daß, im Gegensatz zu diesem Tatbestand, auch im neuen Volksstaate Preußen das neue Volksbildungsministerium zwar für die **Volkshochschulen**, die sich doch ohne Rückhalt an Büchereien für ihre Dozenten und Hörer nicht entwickeln können, zwei Referenten, für die **Volksbüchereien** jedoch nur **einen** Referenten angestellt hat, der überdies auch noch überwiegend auf dem Gebiet der Volkshochschulbewegung tätig ist? Und während von den Volkshochschulreferenten wenigstens einer aus eigener Unterrichtspraxis herkommt, hat der Referent für das Volksbüchereiwesen stets nur in literarischer Fühlung mit diesem gestanden. Dasselbe Mißverhältnis zwischen der Förderung des Volksbüchereiwesens und der des Volkshochschulwesens findet bezüglich der Dotierung von Lehrgängen statt. Dabei befinden sich die meisten kleinstädtischen Volkshochschulen aus inneren Gründen in offenem oder verdecktem Bankrott, während fast alle Volksbüchereien trotz der ungeheueren äußeren Erschwerung ihres Daseins sich vorerst noch halten, ja, soweit ihre Benutzung in Be-

tracht kommt, zu unverkennbarer Entwicklung drängen. Es ist hohe Zeit, daß das preußische Volksbildungsministerium bzw. der Landtag sich des Volksbüchereiwesens endlich in derselben Weise annimmt wie des Volkshochschulwesens, und daß der Reichstag und das Reichsministerium des Innern darin nachfolgen.

Ackerknecht.

Berliner Bibliothekskurse. Gemäß dem abgegebenen Gutachten des Ausschusses der Bibliothekarinnenschule, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 6/7, in der Sitzung vom 15. März d. J., der auch der preußische Referent für das Volksbüchereiwesen beiwohnte, hat sich das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht nunmehr für die vorläufige Weiterführung der Kurse mit einjährigem Lehrgange, und zwar bis Ostern 1923 entschlossen. Es darf angenommen werden, daß sich auch nach diesem Termine Mittel und Wege finden werden, das Weiterbestehen der Kurse zu sichern. Als dringend wünschenswert muß bezeichnet werden, daß noch vorher rechtzeitig in die seit langem notwendige Revision der Diplomprüfungs- und Praktikantenordnung unter Fühlungnahme mit den führenden Volksbüchereileitern eingetreten wird.

Fritz.

Der Ministerialreferent für das Volksbüchereiwesen im preußischen Volksbildungsministerium hat auf unserem Büchereitag im September vorigen Jahres die endliche Einberufung sämtlicher Leiter der provinziellen Büchereiberatungsstellen zu einer Besprechung im Ministerium für die allernächste Zeit in Aussicht gestellt (vgl. auch im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 239f.), nachdem er schon im Sommer bei einer Unterredung mit Professor Fritz und mir seinem Bedauern darüber Ausdruck gegeben hatte, daß diese auch nach seiner Meinung höchst nötige Zusammenkunft immer noch nicht habe stattfinden können. Ich stelle fest, daß jenes Versprechen vom September immer noch nicht eingelöst ist. Inzwischen sind aber wenigstens zwei Beratungsstellen (Westfalen und die neubegründete ostpreußische Stelle) mit Herren besetzt worden, die Dr. von Erdberg und seiner Büchereipolitik nahestehen.

Ackerknecht.

Die ungeheuren und fortlaufenden Preissteigerungen in unserem Wirtschaftsleben während der letzten Monate, zu denen das Reich am Jahresbeginn mit der Erhöhung der Gebührentarife im gesamten Verkehrswesen den Auftakt gegeben hat und die dem dagegen abgestumpften Zeitgenossen allmählich zum Zustand geworden sind, haben auch in der Buchproduktion eine Auswirkung gebracht, die das Maß des bislang Gewohnten bei weitem überschreitet. Erhöhung der Bücherpreise von heute auf morgen um das Doppelte durch den Verlag, der — zu seiner Ehre sei es gesagt — bisher der sprunghaften Preisaufwärtsbewegung nur zögernd gefolgt ist, sind gar nichts Seltenes, und es ist keineswegs übertrieben, wenn Vertreter des Verlagsbuchhandels der Ansicht sind, daß zur kommenden Weihenacht der übliche Romanband nicht mehr unter Mk. 100.— zu haben sein wird. Vergleicht man nun diesen Preis mit demjenigen, der heute schon für „Gegenstände des täglichen Bedarfs" (zu denen ja das Buch noch nicht gehört) gefordert wird, so wird man zugeben, daß das Buch auch dann noch — freilich relativ — billig sein wird (das Zwanzigfache des Friedenspreises). Wo nun, den besonderen Eigenheiten der Organisation des Buchhandels entsprechend, die Ursachen dieser Preisbildung liegen, das ist von allen am Buch Beteiligten in meist fruchtlosen und sehr häufig unsachlichen Erörterungen mannigfaltig dargestellt worden und fast immer aus dem Gesichtswinkel der jeweiligen Interessiertheit. Es wird aber dem Verlag und dem Sortiment unrecht getan, wenn man ihnen die Hauptschuld an der Verteuerung beimißt. Man vergißt dabei nur allzu häufig, daß der erste Preisbildner des

Buches die Papiererzeugung ist, die sich fast ausnahmslos in der Hand des Großkapitals befindet, gegen dessen vertrustete rücksichtslose Preisfestsetzung sogar eine Großmacht wie die Presse einen aussichtslosen Existenzkampf führt. Man vergißt ferner, daß der Buchdrucker heute mit zu den bestbezahlten Arbeitern gehört und daß im Verlage, um ihn überhaupt bei seiner langfristigen Verzinsung des Anlagekapitals leistungsfähig zu erhalten, Betriebskapitalien erforderlich sind, die im Verhältnis zu jeder Geldentwertung beinahe mit Zwangsläufigkeit verdoppelt und verdreifacht werden müssen. Wie dem aber auch sei, rein praktisch muß mit der Tatsache der steigenden Teuerung gerechnet werden, und darum empfiehlt es sich jetzt mehr denn je für alle öffentlichen Büchereien, alle flüssigen Gelder in den zur Zeit auf dem Markt befindlichen Büchern anzulegen, selbst daraufhin, gegebenenfalls jetzt Doppelstücke für einen späteren Verbrauch festzulegen. Das wird ihnen im Augenblick nicht so schwer fallen, da ihnen der Beginn des Etatsjahres die Kassen aufgefüllt hat. Solange der Verbraucherstreik illusorisch bleibt — und er wird ja illusorisch bleiben — ist das die einzige Möglichkeit wirtschaftlich rationeller Betriebsführung unter den heutigen Verhältnissen. Besonders willkommen dürfte dabei die Einkaufsstelle der vereinigten Büchereiverbände in der Stettiner Stadtbücherei sein, die als rein gemeinnützige Unternehmung den öffentlichen Büchereien bei der Beschaffung von Büchern erhebliche wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen in der Lage ist. Rosin.

Kleine Mitteilungen.

Ein Volksbüchereidirektor für Groß-Berlin. Die zum 1. Jan. 1922 neugeschaffene Stelle eines Volksbüchereidirektors, dem innerhalb des Bereiches der Stadtbibliothek als der Zentralstelle für sämtliche gemeindliche Volksbildungsanstalten die Leitung und Beaufsichtigung der Groß-Berliner Volksbüchereien und Lesehallen zusteht, ist vom Magistrat dem Direktor der Charlottenburger Stadtbücherei Prof. Dr. Fritz übertragen worden.

Zwickau in Sa. Die städtischen Körperschaften Zwickaus haben beschlossen, neben der altbekannten Ratsschulbibliothek eine moderne volkstümliche Bücherei und Lesehalle einzurichten; mit der Einrichtung und Leitung derselben ist Herr Dr. Heinrich Kleinebreil beauftragt. Volksbildnerisch interessierte Bürger der Stadt haben bereits eine namhafte Summe zum Ankauf von Büchern zur Verfügung gestellt; weitere Spenden sind noch zu erwarten. Auch die Stadtverwaltung scheut kein Opfer, um die Anstalt großzügig einzurichten und auszubauen. Das vorbildliche Beispiel Zwickaus kann manche größere Stadt beschämen.

Dem Bilderbühnenbund Deutscher Städte E. V., Stettin, Grüne Schanze 8, gehören augenblicklich 104 ordentliche und 87 außerordentliche Mitglieder an. Schullichtspiele in eigenen Theatern oder in Schulkinos oder in einem angemieteten privaten Lichtspieltheater veranstalten 99 Mitglieder. Unterhaltende Vorführungen (Bilderbühnentage) mit von der Geschäftsstelle des Bilderbühnenbundes gelieferten oder als bilderbühnengerecht anerkannten Filmen veranstalten 48 Mitglieder. Im letzten Geschäftsjahr wurden insgesamt ca. 1500 Vorführungen mit etwa 2500000 Meter Film durch die Geschäftsstelle des Bilderbühnenbundes beliefert.

Das Schulfilmarchiv des Bilderbühnenbundes umfaßt augenblicklich ca. 130 schulgerecht bearbeitete, d. h. mit Stehbildern und Vortragstext versehene Schulfilme. In nächster Zeit wird dank der Zuweisung amtlicher Mittel eine bedeutende Vergrößerung des Schulfilmarchivs stattfinden. Filmlisten versendet auf Wunsch die Geschäftsstelle des Bilderbühnenbundes, Stettin, Grüne Schanze 8.

Die Geschäftsstelle des BBB. liefert nicht nur die Filme aus eigenem Archiv, sondern berät die Mitglieder auch bei Bezug sämtlicher sonst auf dem deutschen Filmmarkt erscheinenden Lehr- und unterhaltenden Filme und liefert diese auf Grund von Großabschlüssen an die angeschlossenen Lichtspielbetriebe. Sie übernimmt auch die Beratung beim Ankauf geeigneter Apparattypen und deren Lieferung zu Vorzugspreisen.

Der Vorstand des BBB. besteht aus folgenden Herren:

Oberbürgermeister Dr. Ackermann-Stettin,
Stadtrat Körner-Stettin,
Studienrat Dr. Tacke-Stettin,
Rat Dr. Volger-Lübeck,
Lehrer Hörner-Nürnberg,
Oberstudiendirektor Dr. Breuer-Frankfurt a. M.

Die Leitung der Geschäftsstelle liegt in den Händen von Studienrat Dr. Warstat-Stettin.

Dem Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel vom 8. Februar 1922 Nr. 33 entnehmen wir folgende Notiz:

„Verbotene Jugendschriften." — Wie die Wiener „Reichspost" meldet, ordnet ein Erlaß des Landesschulpräsidenten Glöckel die sofortige Entfernung aller Bücher aus den Wiener Schulbibliotheken an, die als Jugendschriften ungeeignet erscheinen. Fast alle Bücher, die vom Habsburgischen Österreich und dem Weltkrieg handeln, stehen auf der Liste der verbotenen Bücher, ferner alle Schriften von Franz Brentano, Oskar Höcker, Karl May, Gustav Nieritz, Luise Pichler, Frida Schanz, Christoph von Schmid, Tony Schumacher, Spillmann und Ottilie Wildermuth. In dem Erlaß heißt es, daß von der Ausmerzung sämtlicher einer modernen Jugendschriftenkritik nicht mehr standhaltenden Jugendbücher zur Zeit abgesehen werde, da die Bestände der Jugendbibliotheken sonst auf einen völlig belanglosen Bestand zusammenschmelzen würden.

Ein buchhändlerischer Fachmann, dem die „Reichspost" den Glöckel-Index vorgelegt hat, urteilt darüber: „Das Verzeichnis enthält die Namen von 137 Dichtern, Schriftstellern, Historikern und Pädagogen, darunter Autoren, deren Werke zu den beliebtesten und in dem Buchhandel gangbarsten gehören. Schulbibliotheken, die ganze Ausgaben der Schriftsteller besitzen, die hier zum Teil mit dem Verbotsschlagwort „alles" bezeichnet sind, erleiden ungeheure Verluste. Die trefflichen Jugendbücher Spillmanns, die zu den besten neuerer deutscher Jugendliteratur gehören, kosten heute 10 000 Kronen, die 200 Bände Franz Hoffmanns 30 000 Kronen, die 20 Bände Karl Mays 45 000 Kronen, die 12 Bände Herchenbachs 40 000 Kronen, die 7 Bände Ottilie Wildermuths 6000 Kronen .... Das Bücherverbot des Wiener Bezirksschulrats ist so umfassend, daß es beinahe einer Ausleerung unserer Jugendbibliotheken gleichkommt. Die meisten Bibliotheken müssen dadurch mindestens die Hälfte ihres Bestandes verlieren. Rechne ich eine Schulbibliothek nur zu 1000 Bänden, so gäbe dies für die 400 Knaben- und Mädchenschulen Wiens mit ihren gesamten Bibliotheken einen Gesamtverlust von 200 000 Bänden. Dem Altbuchhandel, der darüber sehr froh wäre, wird Herr Glöckel diese Bücher kaum überliefern wollen, also bleibt nur die Vernichtung durch die Papierstampfe oder Feuer. Rechnet man den Einzelmindestpreis der 200 000 Bücher nur auf 300 Kronen — es sind Werke darunter, von denen ein Band das Zehnfache kostet —, so bedeutet dies, gering gerechnet, eine Vernichtung von 60 Millionen Kronen Bücherwerten, eine Massenzerstörung von Bildungsmitteln, die ein Kulturskandal ersten Ranges ist."

Von der volkswirtschaftlichen Seite, die den Buchhandel mit Recht in erster Linie interessiert, abgesehen, ist dieses Vorgehen der Wiener Schulverwaltung für uns vor allem bemerkenswert, weil es zeigt, wie die rationalistische Jugendschriftenpsychologie*), die sich schon bei einigen Wolgastschülern als unfähig erwiesen hatte, wertvolles kindertümliches Erzählungsgut als solches zu erkennen, nun zu einer grundsätzlichen Ächtung aller aus patriarchalischem Wurzelboden erwachsenen Jugenderzählungen durchgedrungen ist. Wenn die modernen Kenner der „Psyche" des Kindes (Seele ist altmodisch) von der Art des Herrn Landesschulpräsidenten Glöckel in ihrer rationalistischen Bildung wenigstens gründlicher wären, dann wüßten sie, daß das biogenetische Grundgesetz auch im geistigen Leben gilt. Sie schlössen daraus, auch wenn sie selbst keine eigenen Jugenderinnerungen als unmittelbares Beweismaterial zur Hand hätten, daß fast alle jene geächteten Erzähler einem gewissen Entwicklungsstadium auch des Großstadtkindes gemäß sind und daß es geradezu dessen ohnedies schon dünnen und ausgesogenen seelischen Humus, seinen eigentlichen Kulturhumus planmäßig abtragen und es der Schundliteratur in die Arme treiben heißt, wenn man ihm diese Erzähler (die wirklich kindgemäß erzählen konnten!) aus der ganz ungemäßen Einstellung der künstlerisch wertenden Erwachsenen heraus einfach abspricht. Daß man einzelne, vor allem den für unsern heutigen Kindergeschmack allzu „erbaulichen" Chr. v. Schmid, gründlich neubearbeiten müßte, versteht sich für uns dabei von selbst. Aber eben um eine solche pflegliche Behandlung handelt es sich (wir sichten ja auch die ges. Werke anerkannter Erzählungskünstler für die volks- und jugenderzieherische Verwendung) und nicht um eine Verwerfung in Bausch und Bogen, die allerdings weder Scharfsinn, noch Liebe, noch Fleiß verlangt. — Wo bleibt übrigens in der obigen Liste die gute Tante Marlitt? Wo der Prügelknabe Karl May erscheint, pflegt sie doch sonst auf der Frauenseite pünktlich zum Kontertanz der Gegenbeispiele anzutreten.

Richtigstellung. In verschiedenen Schriftstücken und Formularen, die in letzter Zeit versandt worden sind, wird der im September 1921 begründete „Büchereiverband" fälschlich mit dem Ausdruck „Deutscher Büchereiverband" oder „Verband deutscher Büchereien" bezeichnet. Er heißt einfach „Büchereiverband" (ohne jeden Zusatz).

*) Für weiteres Eindringen in diese Frage empfehlen wir die Lektüre des Aufsatzes: „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale" in den „Büchereifragen". (Aufsätze zur Bildungsaufgabe und Organisation der modernen Bücherei. Hrsg. von E. Ackerknecht und G. Fritz. Berlin, Weidmann 1914); ferner des Aufsatzes „Jugendbücherei" in der „Öffentlichen Bücherei." (Schriften der Zentrale für Volksbücherei. Erstes Stück. Berlin, Weidmann 1917) und des Aufsatzes: „Zur Psychologie der Schundliteraturwirkung" in der „Bildungspflege". (Monatsschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel. Hrsg. von F. Plage u. E. Ackerknecht. Jg. 1, H. 2, 1919/20. Berlin, Weidmann.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 4

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 4

Berufseignung des Bibliothekars.

Von F. Plage-Frankfurt/Oder.

Wer auf der Suche nach einem eignen Wirkungskreis unser Arbeitsfeld ins Auge faßt, der fragt in der Regel zuerst nach seiner Ertragfähigkeit. Nicht gerade, daß es manchem geeignet erscheinen mag, hier in Ruhe seinen Kohl zu bauen; wohl aber wird gefragt nach dem Ertrage für Geist und Gemüt, vielleicht in der stillen Hoffnung, in den literaturgetränkten Gefilden der Bücherei noch ein Arkadien voll Höhensonne und Beschaulichkeit zu finden. Wen aber der Drang nach Wirksamkeit und Darstellung in den Beruf treibt, wer etwa durch die Bücherei ein Bildungsideal zu verwirklichen hofft, oder wen es auch nur lockt, die literarische Physiognomie einer Stadt in seinem Sinne zu modeln, der wird vor dem entscheidenden Entschlusse Rückschau halten müssen auf die Fähigkeiten und Kenntnisse, die er für den Beruf mitbringt; ja er wird seine ganze Geistigkeit und Willensschulung überprüfen müssen, um abzuwägen, ob ihm der bibliothekarische Beruf liegt, und ob er ihn befriedigen kann, oder ob er hier berechtigte Aussicht hat, als Funktionär oder auf einem toten Gleise zu enden.

Die Frage nach der Berufseignung wird nun nach drei Richtungen hin zu stellen sein: In bezug auf die allgemeine Vorbildung (Kenntnisse), in bezug auf die allgemeine Geistesverfassung und Wesensprägung (Fähigkeiten) und in bezug auf die fachliche Ausbildung (Fertigkeiten).

Als Erstes taucht damit die Frage auf: „Welche Studien können als eine geeignete und zulängliche Vorbereitung auf den bibliothekarischen Beruf angesehen werden?" Nichts würde der Vielseitigkeit des bibliothekarischen Berufs weniger angemessen sein als die Festlegung auf einen schematischen Studiengang. Immerhin wird nicht zu entbehren sein eine gründliche Beschäftigung mit der Kulturgeschichte im weitesten Sinne (Religions-, Kunst-, Literaturgeschichte) und mit der Philosophie (Geschichte der Philosophie, praktische Philosophie, Erkenntnistheorie, Logik, Ethik und allgemeine Ästhetik). Von sehr merkbarem Nutzen erweisen sich dann im Beruf erd- und völkerkundliche Kenntnisse, nicht zuletzt auch ein guter Überblick über die beschreibenden und angewandten Naturwissenschaften.

Nun sind aber dem heutigen Alltagsleben auch Fragen der Staatslehre, der Gesellschaftslehre und der Volkswirtschaft so nahe gerückt, daß eine zielbewußte Vorbereitung des Bibliothekars an der Literatur

dieser Gebiete nicht mehr vorbeigehen kann, wenn er nicht später immer wieder seine Zuflucht zum Fachgelehrten nehmen will.

Sprachlich wird der Germanist am besten gerüstet sein; doch muß die gründliche Beherrschung (nicht grammatische Kenntnis!) mindestens einer Fremdsprache als dringend erforderlich hingestellt werden; denn mit Hilfe eines zweiten Idioms wird eine geistige Pupillendistanz gewonnen, die jedem Urteil in Dingen der Weltliteratur die Überlegenheit des körperlichen Sehens verleiht.

Schon diese Aufzählung von wünschenswerten Kenntnissen läßt erkennen, daß der bibliothekarische Beruf ein vielseitiges Wissen voraussetzt.

Nun wird in der Regel der junge Anwärter nicht z. B. ein wohlbeschlagener Naturwissenschaftler sein und zugleich mehrere lebende Sprachen beherrschen können, wenn nicht ganz besondre Verhältnisse seinen Bildungsgang begünstigt haben. Und doch muß die Allgemeinbildung des Bibliothekars so umfassend sein, daß er in keinem Wissensbezirk gänzlich unbeschlagen und ratlos ist. Er muß soviel wissenschaftliche Einsicht und Urteilsbefugnis besitzen, daß er sich im Stoff- und Arbeitsgebiet jeder Wissenschaft ohne umständliche Vorbereitung zurecht finden kann. Wie der Staatsmann, der Großkaufmann, der Journalist befindet sich der Bibliothekar den Wissenschaften gegenüber in der Rolle des ewigen Fragestellers, der nichts übersehen darf. Alle diese Berufe, die auf die Lebenszusammenhänge zu achten haben und sich in Urteil und Zielsetzung durch die gegenseitige Abhängigkeit aller Lebenserscheinungen bestimmen lassen, müssen ihr Berufswissen einer ganzen Reihe von Wissenschaften entlehnen. Mit ihnen teilt der bibliothekarische Beruf seine *Verpflichtung zur Universalität*.

Der Bibliothekar stellt eben für die Benutzer seiner Bücherei das — nicht mechanische, sondern bewußt zuordnende — *Sammelgedächtnis* dar, von dem aus es in jedem Falle einen Aufstieg in die Stromnetze der einzelnen Wissenszweige geben muß. Er kann nicht alles selbst wissen, aber er muß alles zu finden wissen auf Grund eines ganz persönlichen und ständig zu verfeinernden Registrierapparats. Er hat dazu eine Übersicht über die einzelnen Stoffgebiete nötig, die ihre Lagerung zueinander so festlegt, daß nicht eines einzigen Stellung dem Zufall überlassen bleibt. Darum braucht der Bibliothekar nicht nur eine klare Gliederung (ein System) der Wissenschaften, sondern auch der einzelnen Stoff-, Gedanken-, Zeit- und Literaturkreise; er braucht ein Netz von Richtlinien zwischen festliegenden Richtpunkten, um sich auf dem Meere der Bucherscheinungen nicht kompaßlos zu verlieren.

Der Bibliothekar kann zur Gewinnung dieser Übersicht nun nicht Zelle an Zelle um einen festen Baukern legen wie der Fachgelehrte; sondern er muß einen beständigen Wechsel der Standpunkte vornehmen, muß verknüpfen unter ständiger Wahrung der begrifflichen Grenzen, muß die verschiedensten Wissensgebiete durch Erkenntnisse aus anders gelagerten Fächern und anders gearteten Vorstellungskreisen aufhellen und muß das im Gedächtnis Gebundene nicht einer, sondern den aller-

verschiedensten Gedächtnishilfen zum Abruf durch willkürliche Reproduktion zuteilen. Er hat aber ferner — soweit sein führender und beratender Einfluß reicht — nicht nur Ungeübten einen ersten Zugang zu den Schätzen des buchmäßigen Wissens zu eröffnen und ihnen die Wege für weiteres Vordringen zu ebnen; er hat sie auch von den Irrwegen der Erkenntnis zu bewahren, die beim Selbstsucher so häufig sind, und hat dafür zu sorgen, daß sich ihr Bildungsbestreben nicht in einem Wust von zusammenhangslosen Einzelheiten verliert (Vielleser!), sondern daß jede Zufuhr von Bildungsstoffen zugleich auch ein Zuwachs für sie werde. Darum darf er selbst auch nicht jeder wissenschaftlichen Lockung nachgehen, um sie bald darauf wieder zugunsten einer andern zu verlassen, sondern muß von den Grundzügen und Grundfragen jedes Einzelgebiets ausgehen und immer wieder zum ordnenden Aufbau schreiten. Wer sich verzückt im Säulenwald des Wissens verliert, der darf sich nicht wundern, wenn die Zeit sein Streben höhnt. Der Bibliothekar aber muß auf die Wahrung des organischen Zusammenhangs innerhalb seines Wissens ganz besonders bedacht sein.

Mit diesem Hinweis auf die Methode beruflicher Vorbereitung haben wir bereits die Frage nach den bloßen Kenntnissen verlassen und gelangen zu der Stufe der allgemeinen Berufseignung, auf der die Fähigkeiten entscheidend zu werden beginnen. Schon die oben erwähnte Notwendigkeit, zu einer Übersicht unter stetem Stellungswechsel zu gelangen, erfordert eine gewisse Findigkeit in der Aufdeckung von Beziehungen, erfordert die Gabe, Auseinanderliegendes richtig zu verknüpfen, Analogien aufzudecken in verschiedenen logischen Reihen und richtig Erkanntes nach allen Seiten hin auszuwerten. Diese besondere Gabe der Verknüpfung und des wissenschaftlichen Spürsinns ist vollends für die vermittelnde und beratende Tätigkeit des Bibliothekars fast gar nicht zu entbehren. Geradezu aber produktiv wirkt sie in der Büchereiverwaltung, wenn es sich etwa darum handelt, technische Fortschritte nutzbar zu machen für das Ausleihverfahren, kaufmännische Grundsätze anzuwenden auf die Wirtschaftsgebarung, erzieherische Allgemeinerfahrung mit Erwachsenen zu verwerten für die Leserbehandlung.

Was im Büchereiwesen heut geleistet wird, ist auf keine Weise besser zu erfahren als durch wiederholte Besuche in andern gut geleiteten Büchereien (das sind übrigens keineswegs immer die größten). Es treten auch heute noch fortwährend neue Individualitäten auf den Plan und bringen neue und z. T. fruchtbare Gedanken mit. Ja wir sollten uns darüber freuen, daß wir uns noch nicht dogmatisch zu verkapseln brauchen, sondern daß unsre Anschauungen immer noch im Fluß sind. Wird daher irgend eine Einrichtung der Bücherei als verbesserungsbedürftig erkannt, zeigt sich an irgend einer Stelle die Möglichkeit zu einer Vereinfachung des Apparats, zu einer Vermehrung der Sicherheiten, einer besseren Erschließung des Bücherschatzes, einer Vertiefung der Buchwirkungen, so muß dieser Erkenntnis des Bibliothekars auch die Reform auf dem Fuße folgen. Unerträglich muß ihm

der Gedanke sein, Büchereiarbeit werde an irgend einer Stelle *unter sonst gleichen Verhältnissen* besser, zweckmäßiger und mit größerer Arbeitsökonomie geleistet als an seiner eigenen. Es kommt in der Bücherei darauf an, sich so lange umzustellen, bis die zuverlässigsten und wirksamsten Verfahren erarbeitet sind. Was sich nicht bewährt, verleibe man getrost dem „Museum seiner Irrtümer" ein. Nur der Dünkel ist fertig und irrt nie. Aber diese *Entschlußfähigkeit* braucht der Bibliothekar nicht nur in technischen Dingen. Auch die Verfolgung des Büchermarktes erfordert einen schnellen Zugriff, damit Kaufgelegenheiten sofort benutzt werden können. Neuerscheinungen müssen schnell auf ihren bleibenden Wert hin geprüft und richtig eingeschätzt werden, tunlichst in der wertvollen Erstauflage und in der genügenden Zahl von Stücken beschafft werden. Nun ist Entschlußbereitschaft nicht gleichzusetzen mit Hemmungslosigkeit. Vor jeder Neuerung im Betriebe — etwa unter dem frischen Eindruck einer bestechenden Lösung an andrer Stelle — hat man zu bedenken, daß es in der Bücherei keine alleinseligmachenden Anweisungen und keine überall verwertbaren Normen gibt, und daß ein Verfahren erst dann als zuverlässig angesprochen werden kann, wenn es auch dem eigenen Betriebe, seinem Personalbestande und seinem Umfange angemessen ist. Verläßliche Verfahren sind in der Regel erarbeitet und nicht übernommen. Darum hat sich auch der fortschrittlich gesonnene Bibliothekar den Zügel der *Überlegung* anzulegen. Jeder Schritt ist bis in seine letzten Folgen hin durchzudenken, jede Umstellung bis in ihre äußersten Verzweigungen hin zu erwägen. Ob Wortlaut und Schema für einen Vordruck zu entwerfen ist, ob eine Änderung in der Leihbuchung geplant ist, oder Bezug eines Reihenwerks eröffnet wird: Nichts von alledem ist belanglos; alles ist wichtig; immer bleibt die Tragweite der Entschließung zu berechnen. Auf keine Maschine ist völlig Verlaß, und am wenigsten dann, wenn in ihr Getriebe der Mensch als Rad eingeschaltet ist. Mit einem Versagen muß daher immer gerechnet werden, und auch für diesen Fall sind Vorkehrungen zu treffen, die dann den Betrieb noch im Gleise halten. Wenn es nur Verwaltungs*vorgänge* gäbe, so wäre es immer eine Lust, eine Bücherei zu leiten; die Verwaltungs*zwischenfälle* sind es, bei deren Behandlung die Tätigkeit des Bibliothekars zur unfreudigen Arbeit herabsinkt oder sich zur Verwaltungskunst erhebt. *Gründlichkeit* der Prüfung und *Voraussicht* aller Möglichkeiten wird daher dem Bibliothekar vor allen Dingen vonnöten sein, wenn er Hemmungen und Reibungen vermeiden will. Der zeitliche Fortschritt einer Bücherei ist also nicht bedingt allein durch Schnelligkeit des Entschlusses oder Gemächlichkeit der Überlegung beim Bibliothekar, sondern durch die Dauer und den Rhythmus der Pendelschläge, die zwischen beiden liegen.

Bei allen diesen Anforderungen an die Geistigkeit des Bibliothekars wollen wir nun nicht vergessen, daß sein Beruf ein volkserzieherischer ist und darum ebenso unvereinbar ist mit Herzenskälte wie mit Unduldsamkeit. Erwachsenen Menschen gegenüber entscheidet

nicht das erzieherische Machtwort, sondern der erziehliche Takt, der sich von der erzieherischen Routine eben durch ein Plus von Menschenliebe und Herzenswärme abhebt. Mag psychologischer (auch physiognomischer) Scharfblick auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung zu erwerben sein, das eigentliche Erziehergeschick ist nicht erlernbar, sondern eine angeborene Gabe: Sie wird sich in der Bücherei offenbaren nicht nur in dem gesamten Geist der Benutzungsordnung und Einrichtung, in den Maßnahmen der Buchpflege, der Ordnung des Lesesaals und der Warteräume, sondern vor allem in der liebevollen Vertiefung in die Individualität, die Bildungsabsichten und die Bildungsmöglichkeiten des einzelnen Lesers. Aber der Bibliothekar kann nicht auf jeden einzelnen Leser unmittelbar im persönlichen Verkehr einwirken; er muß auch mit der mittelbaren Beeinflussung durch sein Personal rechnen. Soll dieses unter seiner erzieherischen Verantwortlichkeit in seinem Sinne arbeiten, so hat auch jeder einzelne Beamte einen Anspruch auf eine wohlüberlegte und nachdrückliche Förderung seines Wissens und auf eine Ausbildung seiner Fähigkeiten durch den Leiter der Bücherei. Hier kann dieser in allererster Linie erkennen, ob ihm die Gabe verliehen ist, andere und bereits vorgeschrittene Menschen in ihrem geistigen Wachstum zu beeinflussen. Was also die Bücherei als Gesamtorganismus gegenüber der Leserschaft darstellt, das muß ihr Leiter gegenüber dem Personal sein: Ein Führer, der die Zusammenhänge des geistigen Lebens klar überblickt und andere anzuleiten versteht, in Fragen des Wissens den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten zu finden.

Die Frage nach den Kenntnissen und Fähigkeiten des Bibliothekars ist zu stellen, ehe die Schwelle des Berufs überschritten ist. Nach erfolgter Berufswahl fällt nur noch die fachliche Ausbildung ins Gewicht; freilich ist es nicht belanglos, in welchem Geiste diese erfolgt und welches Idealbild des Berufs über ihr steht. Der Bibliothekar ist letzten Endes Diener an unserm Volkstum und nicht an unserm Schrifttum. Er hat vom Menschen auszugehen und nicht vom Buch. Das Schrifttum ist sein Handwerkszeug und sein Bildungsmittel, und es ist ebenso selbstverständlich, daß das beste Handwerkszeug ihm gerade gut genug ist, wie daß es von der Bildsamkeit des Materials, also in seinem Falle von der Entwicklungsstufe, von dem Bildungsgrad und von den Bildungsmöglichkeiten des einzelnen Lesers abhängt, nach welchem Feinheitsgrade das Werkzeug im einzelnen Falle zu wählen ist. (Vgl. „Bücherei und Bildungspflege“ 1921, Heft 11, S. 269). Das Grundziel unseres Berufs ist die Hebung unseres Volkstums. Als Volkserzieher stehen wir über unserm Werkzeug und entscheiden über seine Anwendung; es beeinflußt unsere Methoden, aber es beherrscht sie nicht.

Bei der eigentlichen Fachausbildung ist nun die Stufe des Fachwissens und die Stufe des Fachkönnens zu unterscheiden. In Heft 12 des vorigen Jahrgangs der „Bücherei und Bildungspflege“ ist die Einrichtung einer „Zentrale für Volksbücherei“ skizziert und angegeben,

welche Verfassung sie haben müßte, um ein planmäßiges Fachstudium im Zusammenhange für die Anwärter des bibliothekarischen Berufs zu ermöglichen. Die Zusammenziehung des Studienmaterials an einer solchen fachlichen Bildungsstätte ist einfach ein Gebot der Zeit, und ich kann nicht glauben, daß sich der Staat, welcher Studienanstalten für alle möglichen Berufe unterhält, auf die Dauer dieser Notwendigkeit verschließen wird, nachdem die volkstümlichen Büchereien in der Reihe der außerschulmäßigen Volksbildungsmittel zu einer beherrschenden Stellung gelangt sind. Nur eine solche Zentralstelle wäre in der Lage, eine einigermaßen vollständige Sammlung der Fachliteratur, der büchereitechnischen Bedarfsstoffe und Geräte, der Vorbilder, Vordrucke und Verwaltungsmodelle zusammenzubringen und sie übersichtlich für Studienzwecke aufzubereiten. So lange eine solche Zentrale noch nicht besteht, bleibt dem jungen Facharbeiter nichts weiter übrig, als diese Kenntnisse von verschiedenen Orten zusammenzutragen, da selbst Büchereien von größerem Betriebsumfang die für unsern Beruf in Betracht kommende Fachliteratur nicht immer fortlaufend und planmäßig gesammelt und ergänzt haben. Ein brauchbares Verzeichnis der für die Ausbildung des Volksbibliothekars wirklich belangreichen Literatur ist nicht vorhanden, und die „Bibliographie der Bücherei und Bildungspflege" in der „B. u. B." reicht nicht weit genug zurück. Sie verdiente übrigens eine umfänglichere und angelegentlichere Mitarbeit und Unterstützung durch alle Fachgenossen; denn ein Einzelner kann diese Arbeit heute kaum noch leisten, da nicht nur die Neuerscheinungen des Büchermarktes und alle fachverwandten Zeitschriften fachlich zu durchforschen und auszubeuten sind; auch die politischen Zeitungen enthalten oft wertvolle Mitteilungen, Tatsächliches und Richtunggebendes über Büchereien. Technische Neuerungen sind oft in Fachblättern beschrieben, die nach ihrer Bestimmung keine Beziehung zur Bücherei erkennen lassen. Ja ihren Vorrat an erzieherischen Ideen muß die bibliothekarische Welt überhaupt dauernd ergänzen aus pädagogischen, philosophischen und ästhetischen Werken von übergeordneter Bedeutung, wenn sie den Zusammenhang mit den großen Zeit- und Menschheitsfragen nicht verlieren will. Am Anfange seiner fachlichen Ausbildung muß der Büchereimann sich also einen Überblick über die literarischen Grundlagen und Hilfsmittel des Berufs zu verschaffen suchen und tut das am besten unter Führung eines bewanderten Fachgenossen. Für das Fachkönnen kommt außer der Büchereipraxis auch die praktische Erfahrung in Betracht, die etwa im Buchhandel, im Buchgewerbe, im Druck- und Verlagswesen erworben worden ist; sie ist nicht zu unterschätzen.

Verbleibt schließlich die eigentliche Büchereitechnik. Keiner ist berufsfähig, der sie — d. h. die gesamte Berufstechnik, nicht eine! — nicht beherrscht, und doch muß vor der maßlosen Überschätzung der Technik, die in der Regel mit Unduldsamkeit gepaart auftritt, immer wieder gewarnt werden. Die Technik ist ein Darstellungsmittel des Berufs von dem Range etwa der Technik der literarischen Kritik und

der Stilkunst des geschriebenen Wortes. Aber Technik allein ist nichts; sie ist bedingt, ortsgebunden und erlernbar und wird wohl je nach Fähigkeiten und Gesinnung als eine handwerkliche, eine künstlerische, ja womöglich als eine kaufmännische betrieben. Jeder Bibliothekar muß einmal hindurch, um später an ihren Werkregeln und Schrauben nicht die Zeit zu verlieren. Aber sie ist eben nur so selbstverständlich notwendig wie die Flinte für den Jäger, der mit der besten Büchse immer noch ein herzloser Totschießer sein kann.

Bei der Berufseignung des Bibliothekars sprechen also Wissen und Können, Eigenschaften des Geistes und Eigenschaften des Herzens in gleicher Weise mit. Seine letzten Entscheidungen werden ebensooft vor der Berufungskammer des Verstandes fallen wie im Kämmerlein des Gemüts. Als Volkserzieher muß er ein ganzer Mensch sein, muß Lebenswerte als Persönlichkeit darstellen, muß aus der Welt der Ideen immer wieder zurückfinden zum Wesen des Menschen und seinen seelischen Bedürfnissen. Zu seinem geistigen Rüstzeug gehört eine universelle Bildung, zu seiner geistigen Schulung Überblick, Arbeitsökonomie, Entschlußkraft in Verbindung mit Gewissenhaftigkeit und Selbstzucht. So bestimmt das Kraftfeld des bibliothekarischen Berufs eine Summe von Belangen, die einen Zug ins Weite haben und nach allen Richtungen auseinanderstreben uud doch alle wieder zurückgebogen werden auf die beiden Pole: Besinnlichkeit und Verantwortung.

Adolf Bartels als Erzieher der deutschen Romanleser.*)

Es ist keine Frage, daß uns Volksbibliothekaren ein Hilfsmittel, wie es der Bartelssche Führer durch die deutsche Romanliteratur sein will, sehr willkommen, ja recht nötig ist, um jeweils unserem Gedächtnis rasch nachzuhelfen. Und in die Hände unserer Leser könnten wir es nur aufs lebhafteste wünschen, wenn — sein kritisches Niveau, sein Stil, seine Auswahl unseren beruflichen Ansprüchen auch nur einigermaßen genügte. Nun besteht aber die leidige Tatsache, daß es einen anderen wohlfeilen Romanführer bis jetzt noch nicht gibt (eigentlich ein Armutszeugnis für die deutsche Volksbüchereibewegung!), woraus es sich auch erklärt, daß der Bartelssche bereits in mehr als 30000 Exemplaren verbreitet ist. Wir können ihn also nicht einfach unter Hinweis auf ein besseres Hilfsmittel dieser Art kurz abtun, sondern müssen uns ausführlich mit ihm befassen, indem wir im Hinblick auf den praktischen Gebrauch vor allem die wichtigsten Romane und Erzählungen (denn Bartels beschränkt sich nicht auf Romane) nennen, welche von Bartels übersehen worden sind.

Zunächst aber noch einiges Allgemeine und Grundsätzliche:

Den besprechenden Titellisten ist eine 59 Seiten lange literaturgeschichtliche Einleitung vorausgeschickt unter dem Titel „Welche Romane muß man als Deutscher

---

*) Adolf Bartels: Die besten deutschen Romane. Elf Listen zur Auswahl. Mit Anhang: Die wichtigsten Romane der fremden Literaturen. Mit einer geschichtlichen Einleitung: Welche Romane muß man als Deutscher lesen? (Kleine Literaturführer, Bd. 1.) 7. Aufl. Leipzig: Koehler & Volkmar, 1921. 138 S.



lesen?" Wenn diese Fragestellung schon kühn ist, so ist die Antwort noch viel kühner. Selbst ein Volksbibliothekar braucht — Gott sei Dank! — nicht den zehnten Teil der Romane gelesen zu haben, die in dieser Einleitung aufgeführt sind; ja er braucht nicht einmal alle die deutschen „Dichter" mit Namen zu kennen, die hier in der bekannten Bartelsschen Manier im Ramsch „charakterisiert" werden. Hier feiert eine Belesenheit wahre Orgien, der jedes Augenmaß für das Wesentliche abgeht und die in ihrer Sammelwut blind ist für bedeutende Neuerscheinungen (z. B. Hans Grimm), sofern diese von „der Kritik" noch nicht beachtet sind.

Ungemein bezeichnend für die psychologische Einstellung von Bartels auf seine Aufgabe ist die Forderung, daß man „im Roman nicht die Aufregung suchen soll, die das Leben verwehrt", daß vielmehr das Romanlesen „bis zu einem gewissen Grade Studium" sein soll. Wenn diese Formulierungen natürlich auch nicht so exklusiv gemeint sind, wie sie hier außerhalb des Zusammenhanges klingen, so weisen sie doch deutlich auf den „toten Punkt" aller Bartelsschen Literaturbetrachtung hin: Er hat kein lebendiges Gefühl dafür, daß unser „romantisches Bedürfnis", unser berechtigtes Verlangen nach „Außerordentlichem", die Gegenwehr unseres irrationalen Dranges gegen unsere geordnete und berechenbare Alltäglichkeit die stärkste und gesundeste Wurzel unseres Verhältnisses zur Kunst ist. Kein Wunder also, daß Bartels die ganze Romankunst der deutschen Romantik (der „Hyperion" ist übrigens im ganzen Büchlein nirgends auch nur erwähnt) degradiert, da ihr „der wahre Lebensernst" fehle. Ja gottlob, Herr Professor, der fehlt ihr, dieser teils banale, teils ressentimenterfüllte Lebensernst, den Sie meinen und der dem Psychologen Nietzsche mit Recht so verdächtig war. Es muß auch solche Käuze geben wie diese Romantiker ohne „Lebensernst". Schon damit man sich an ihnen von den lebensernsten Schulmeistern erholen kann. Und wenn Sie ferner mit der Objektivität eines Schlächtermeisters, der seine Opfer mustert, verfügen: „Man dar[illegible] gewissenhafter Deutscher an dieser Welt (nämlich der jüdischen Literatenromane), und ob sie uns etwas fremd bleibt, natürlich nicht vorübergehen", so können wir nur wünschen, daß gerade Sie weniger gewissenhaft wären. Auch die Tugend der Gewissenhaftigkeit kann zum Laster werden, wenn sie nicht mit der Gabe der Unterscheidung und mit ein klein wenig Humor und Wohlwollen verbunden ist. Sehr dankbar aber sind wir, daß Sie „gegen biographische Romane wie die genannten von Bartsch, Kolbenheyer usw. durchaus nichts einzuwenden haben". Welcher Stein wird Kolbenheyer vom Herzen fallen, wenn er erfährt, daß Sie nichts, aber auch gar nichts dagegen haben, wenn er an seinem 3. Band des „Paracelsus" weiterschafft. Übrigens die „Melange" Paracelsus und Schwammerl — das Schwammerl in allen Ehren! — hat entschieden ihre hohen Reize. Sie sind doch ein Humorist, Herr Professor!

Von dem Anhang über die Auslandsliteratur (während des Weltkrieges war „zunächst von jeder Berücksichtigung ausländischer Romane abgesehen" worden!) möchte ich nur sagen, daß er sicher von mancher jungen Büchereiassistentin besser geschrieben worden wäre.

Nun zu den Listen selbst, und zwar zunächst zu ihrer Einteilung: Die 12 Abteilungen enthalten: „Ältere Geschichtsromane", „Neuere Geschichtsromane", „Ältere Zeitromane", „Neuere Zeitromane", „Heimatromane und Erzählungen", „Entwicklungs- und Erziehungsromane", „Frauenromane", „Humoristische Romane und Erzählungen", „Unterhaltungsromane", „Ausgesprochen moderne Romane", „Sammlungen von Meisternovellen", und „Die wichtigsten Romane der fremden Literatur". Dagegen, daß sich die Einteilungsprinzipien hier vielfach überkreuzen, ist bei einem so ganz auf das praktische Bedürfnis des Nichtfachmannes angelegten Leitfaden nichts Grundsätzliches einzuwenden, aber natürlich muß dann um so sorgfältiger jenes praktische Bedürfnis durch treffende Einreihung und durch planmäßige und reichliche Verwendung von Verweisungen berücksichtigt und geklärt werden.

Beides ist nicht der Fall. Als bezeichnend für die „Zwanglosigkeit", mit der bezüglich der Einreihung verfahren ist, sei erwähnt, daß der harmlos lustige Kolonialroman „Hamtiegel" nicht unter humoristischen Romanen aufgeführt wird, wo er ganz und gar hingehört, sondern unter den — „ausgesprochen modernen Romanen"! Dort steht auch der ewige gestrige Georg Engel, dessen echt imitierte Heimatkunst von der pommerschen Wasserkante sich allerdings erschröcklich modern gebärdet. Auch Hanns Heinz Ewers steht, wenigstens mit seinem „Zauberlehrling", unter den Modernen, die man als gewissenhafter Deutscher lesen muß, freilich nicht ohne die Warnungstafel: „Und im weniger guten Sinne modern ist er natürlich auch". Wenn man nur wüßte, was der im weniger guten Sinne unmoderne Herr Professor eigentlich unter modern versteht! In dieser Abteilung feiert seine transparente Darstellungsweise überhaupt wahre Triumphe. Von der Baronin Heyking, die hier mit nicht weniger als vier Werken aufmarschiert, heißt es — und damit sind alle vier Werke, und Adolf Bartels dazu, allerdings mit unnachahmlicher Kürze nach Inhalt, Schreibweise „und überhaupt" erschöpfend charakterisiert — „Unserer Literatur würde etwas fehlen, wenn wir die Baronin Heyking nicht hätten. Annähernd brachte Rudolf Lindau die Stimmungen ihrer Werke hervor, aber doch nur annähernd. Zu gewissen Dingen gehört die Dame". Sie sind doch ein Humorist, Herr Professor!

Doch da bin ich schon wieder aus lauter Entzücken über den Schmelz des Bartelsschen Stiles ins Zitieren geraten. Das soll mir nun wirklich nicht nocheinmal passieren. Darum gehe ich rasch zur Besprechung seiner Auswahl als solcher über. Zu ihr ist zunächst ganz allgemein zu bemerken, daß im Hinblick auf die Bestimmung des Büchleins gegen die Heranziehung von Unterhaltungsliteratur (im engeren Sinne) an sich nichts einzuwenden wäre. Aber von den Werken der Herren Bloem und Enking hätte es als Kostprobe völlig genügt, wenn man sie überhaupt schon anführen wollte, und „Dichter" vom Range der Max Geißler und A. Karillon waren ganz zu entbehren. Auch müßte, als Gegengewicht gegen die Heranziehung eigentlicher Unterhaltungsliteratur, wenigstens der künstlerisch und weltanschaulich wertvolle Roman nahezu vollständig verzeichnet sein, auch in der Auslandsliste, die, wahrscheinlich weil Bartels seine Belesenheit nur im Notfalle über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes ausdehnt, fast nur klassisch gewordene Stücke (und auch einige ehrwürdige Mumien) enthält. Wenn ich im folgenden, ungefähr der Reihenfolge der Bartelsschen Gruppen gemäß, eine Reihe von Werken anmerke, deren Fehlen ich bei der Durchsicht der Listen festgestellt habe, so halte auch ich dabei nicht durchweg das „hohe Niveau" ein, das vom streng kunstrichterlichen Standpunkt aus zu fordern wäre, steige aber doch nie in das Flachland hinab, in dem sich ein großer Teil der von Bartels empfohlenen „besten deutschen Romane" bewegt. Es fehlen: Raabe: Das Odfeld. Eyth: Das Geheimnis der Cheopspyramide. Knoop: Die Hochmögenden. Auer: Aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant. Federer: Sisto e Sesto. Hans Grimm: Der Ölsucher von Duala. Frenssen: Der Untergang der Anna Hollmann. Kraze: Heim Neuland. Bonde: Schimannsgarn. Moeschlin: Der Amerikajohann. Stoeßl: Das Haus Erath. Lilienfein: Die große Stille. Strauß: Der Engelwirt. Thoma: Der Wittiber. Trotsche: Söhne der Scholle. Kolbenheyer: Montsalvasch. Paquet: Kamerad Fleming. Hesse: Knulp. Hesse: Demian. Schieber: Ludwig Fugeler. Leonhard Frank: Die Räuberbande. Berend: Frau Hempels Tochter. Friedrich Huch: Pitt und Fox. Spitteler: Die Mädchenfeinde. Thoma: Kleinstadtgeschichten. Thoma: Lausbubengeschichten. Thoma: Tante Frida. Nabl: Das Grab des Lebendigen. Ponten: Der babylonische Turm. Hans Grimm: Der Gang durch den Sand. Hans Grimm: Südafrikanische Novellen. Supper: Dahinten bei uns. Supper: Leut. Supper: Holunderduft. Schäfer: Dreiunddreißig Anek-

boten. van Eeden: Der kleine Johannes. Heidenstam: Hans Aliens. Heidenstam: Karl XII. und seine Krieger. Heidenstam: Folke Filbyter. Bengt Berg: Der Seefall. J. V. Jensen: Exotische Novellen. J. V. Jensen: Olivia Marianne. Jürgensen: Die große Expedition. Jürgensen: Christian Svarres Kongofahrt. Jürgensen: Fieber. Coster: Till Eulenspiegel. Rolland: Meister Breugnon. Tillier: Mein Onkel Benjamin.

Und nun schließlich noch ein Wort zum Bibliographischen. Die Titelformen sind äußerst karg. Keine Seitenzahl, keine Verlagsangabe. Dagegen (begreiflicherweise schon beim Erscheinen des Bändchens) veraltete Preisangaben, die dort völlig sinnlos sind, wo es sich um ältere Romane handelt, von denen es mehrere Ausgaben gibt. Bei den Romanen von Alexis und bei Grimmelshausens Simplizissimus wäre doch mindestens eine Notiz über Vollständigkeit, Wert und (im Falle von Kürzungen) Tendenz einzelner Ausgaben nötig, bei den Werken aus fremden Literaturen eine solche über Güte und Vollständigkeit der Übersetzung. Hier hätte Bartels seinen Lesefleiß wirklich nutzbar machen können. Aber gerade hier hat er sich die Sache sehr leicht gemacht.

Alles in allem hoffen wir, daß aus der Praxis der deutschen Büchereien bald ein in jeder Hinsicht besseres Hilfsmittel hervorgehe! Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechung.

Friedrich Huch.

Das Werk des verhältnismäßig jung gestorbenen Dichters Friedrich Huch ist nicht sehr umfangreich. Es umfaßt nur sechs Romane und einige Erzählungen. (Das bei S. Fischer in Berlin erschienene Bändchen „Träume", welches für die Büchereipraxis nicht in Frage kommt, sei hier nur erwähnt als bezeichnend für des Dichters reiches Traumleben, in dessen „willenlosen Regungen der Seele er ein ungetrübtes Zeugnis des Lebens" erblickt.) In seiner Persönlichkeit muß eine eigenartige, fast verhängnisvolle Mischung gewesen sein von unbarmherzig ehrlicher Beobachtung der Wirklichkeit und von träumender Sehnsucht nach Befreiung von diesem Zwang. Aus diesem Zwiespalt erklärt sich Huchs Vorliebe für differenzierte, ans Pathologische streifende Seelenzustände des Erwachsenen und besonders des Kindes. Seine Bücher wurzeln alle im Psychologischen und verzweigen sich entweder mehr nach der einen oder nach der anderen Seite seines Wesens. In der ersten Gruppe, zu der die Romane „Peter Michel", „Pitt und Fox" und „Enzio" gehören, verdichtet sich die Wirklichkeitsbeobachtung zu mehr oder minder scharfer Satire, während in der zweiten Gruppe, zu der die „Geschwister", deren Fortsetzung „Wandlungen" und der Knabenroman „Mao" zu rechnen sind, die Gestalten durch eine verwirrende Fülle traumhafter Gesichte wie in einen Schleier gehüllt erscheinen. Huchs Bücher sind nicht volkstümlich, sondern setzen eine recht beträchtliche seelische Differenziertheit voraus, da es nur mittels dieser möglich ist, die letzten Feinheiten und Stimmungen nachzufühlen.

Am besten abgerundet und in seiner Art geradezu künstlerisch vollendet ist ohne Zweifel „Pitt und Fox", die Liebeswege der Brüder Sintrup (Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt). Das Buch ist voll sprühender Lebendigkeit, voll unübertrefflichen Humors und mit hinreißendem Schwung geschrieben, so daß es Leser der verschiedensten Temperamente immer wieder in seinen

Bann zieht. Allerdings für eine Gattung Leser kommt es — wie übrigens alle überwiegend „realistischen" Bücher Huchs — nicht in Betracht, und das sind solche, die durch ihre moralische Engherzigkeit daran gehindert werden, unbefangenen Blickes und mit heiterem Wohlwollen in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Lebensformen zu schauen. Die bunte Handlung bietet eine Menge von Gestalten dar, die alle — zuweilen auf komische, zuweilen auf tragische und ganz besonders wirkungsvoll auf tragikomische Weise — die Wege der sehr verschieden veranlagten Brüder kreuzen. In den beiden Gegenspielern Pitt und Fox hat Huch mit seiner bedeutenden Charakterisierungsgabe zwei unvergeßliche Typen geschaffen. Der Empfindsame und überaus hemmungsreiche Pitt mit seiner unheilvollen Selbstzergliederung und der skrupellose, von keiner Selbstbesinnung beschwerte Draufgänger Fox mit seinem „spekulativen" Kopf sind jeder in seiner Art gleich echt und lebenswahr. Das ganze Buch ist in einem seltenen frischen und lebendigen Stil geschrieben. Zwischen den Zeilen leuchtet die duldsame, liebevoll-lächelnde Menschlichkeit des Verfassers hindurch, so daß die oft recht kräftige und bittere Ironie dadurch gleichsam in eine sinnendurchwärmte Luftschicht gerückt wird. Für den besinnlichen Leser, der sich nicht mit der zuweilen verblüffenden Komik der Handlung begnügt, ist ferner hinter dieser ein wahrer Schatz an aufschlußreichen, bis in die zartesten Verästelungen hinein verfolgten seelenkundlichen Beobachtungen zu finden. „Pitt und Fox" ist das einzige Werk Huchs — abgesehen von ein oder zwei kleineren Erzählungen, auf die weiter unten noch zurückgekommen werden soll —, das restlos in sich ausgeglichen ist und das kein quälendes Gefühl beim Lesen hinterläßt. Es kann daher als einziges allen Büchereien — großen und kleinen — zur Anschaffung empfohlen werden.

„Peter Michel" (Leipzig: Singer), das Erstlingswerk Huchs, mit dem hinterhältig werbenden Untertitel ein „komischer Roman" ist in der Grundstimmung um vieles kühler als „Pitt und Fox", sein Stil ist ebenfalls leichtflüssig, wenn auch viel nüchterner, seine Komik aber ist so drastisch, daß sie oberflächliche Leser unter Umständen dazu verleitet, den bitteren Ernst darin zu übersehen; denn dieser Roman ist unerbittlich in seiner Folgerichtigkeit und eröffnet bei näherem Zusehen geradezu schauerliche Tiefblicke in die Psychologie der menschlichen Selbsttäuschungen. Er ist überhaupt eine Fundgrube lehrreicher Erkenntnisse aus dem Gebiet der praktischen Lebenskunde. In „Peter Michel" wird die Entwicklungsgeschichte eines feinnervigen begabten Menschen erzählt, dessen ohnehin nicht starke Lebenskraft und dessen ursprünglich reiches eigenwüchsiges Seelenleben aus Mangel an Nahrung und Pflege und auf Grund der sich verhängnisvoll steigernden Ausdrucksgehemmtheit seines Wesens während der Studienjahre und späteren Amtstätigkeit als Lehrer völlig verkümmert, so daß er schließlich im Hafen sattesten Philistertums landet. Das Schlußkapitel, der sogenannte „Epilog" gibt eine so grobe Karikatur des kinderreichen „glücklichen" Familienlebens Peter Michels, wie es sonst nicht Huchs Art ist; aber wenn man bedenkt, daß sich wahrscheinlich mit diesem Buche eine leicht verwundbare Menschen- und Dichterseele von einer sie unerträglich peinigenden Last befreit hat, so kann man trotzdem die große künstlerische Zucht dieses Erstlingswerkes nur bewundern.

Viel weniger durchgestaltet ist Huchs spätestes Werk, der musikalische Roman „Enzio" (Leipzig: Singer). Diese Entwicklungsgeschichte eines jungen schöpferisch begabten Musikers läßt die sonst so sichere Linienführung vermissen und gibt einer gewissen nervösen Zersplitterung einerseits und quälender Länge andererseits Raum. Der Titelheld Enzio scheitert an der Unbeherrschtheit seiner Natur und an der Zuchtlosigkeit seiner Kunst. Durch Anlage und Erziehung gewöhnt, allen Stimmungen und Trieben seines anspruchsvollen Ichs nachzugeben, von aufwallendem Ehrgeiz, doch ohne Ausdauer, wird er als Mensch und Künstler

haltlos hin und her getrieben, bis er schließlich seinem als sinnlos erkannten Leben ein Ende setzt. Das Schönste an dem Roman sind einige zwischen Enzio und seiner Mutter gewechselte Briefe und vor allem die anmutigste und liebereichste Mädchengestalt, die Huch überhaupt je geschaffen hat: das Bienle. Da Huchs Frauengestalten sonst meist viel derber — oder aber nur schemenhaft — gezeichnet sind als seine Jünglings- und Männergestalten, so sei auf dieses schlichte weiblichste Geschöpf, dem der Dichter zum Schluß selber in stiller Ergriffenheit einen Heiligenschein um den Kopf zu legen scheint, besonders hingewiesen. „Enzio" sowie alle weiteren Romane Huchs kommen nur noch für mittlere und große Büchereien in Betracht.

Immer mehr zerfließen die Umrisse der Handlungen und Gestalten und immer mehr zieht uns der Dichter in seine traumhaft romantische Phantasiewelt mit den zusammenhängenden Erzählungen „Geschwister" und „Wandlungen" (beide Berlin: S. Fischer). Behütet und abgeschlossen von einer harten Außenwelt wachsen die Geschwister — in Wirklichkeit nur Halbgeschwister —, ein Knabe und zwei Mädchen, bei ungewöhnlich freiem Spielraum zur Entfaltung ihrer verschieden gearteten Kräfte unter der Obhut der gräflichen Eltern in deren altem Schloß und seinem märchenhaften Parke auf. Im ersten Band wird die Kindheit dieser „Geschwister" erzählt. Man behält den Eindruck eines ungemein fein abgetönten Pastellbildes zurück, das die höchsten ästhetischen Anforderungen befriedigt. Im zweiten Band, der ein wenig ermüdet, wird dann die Entwicklung dieser Menschen weiter verfolgt, doch spielt darin das wenig gute Verhältnis der Eltern zueinander eine immer größere Rolle, so daß die zermürbende Eheproblematik schließlich das übrige Geschehen überschattet.

In dem schwermütigsten Buche Huchs, dem düsteren Kindheitsroman „Mao" (Berlin: S. Fischer wird mit großer dichterischer Schönheit die abgründige, hilflose Einsamkeit einer überempfindlichen, verträumten Knabenseele beleuchtet. Die ganze Heimat- und Knabenseligkeit und Wehmut des Dichters — die Erzählung spielt wohl in einem der alten Stadtviertel Braunschweigs, dem Geburtsorts Huchs — wird in diesem Buche lebendig, das eigentlich ebenso sehr die Geschichte eines alten Stadthauses inmitten eines baumbeschatteten Gartens erzählt, wie die des darin lebenden Knaben, der so fest mit diesem verwachsen ist, daß er nicht länger am Leben zu bleiben vermag, als dieses abgerissen wird.

Zum Schluß sei noch auf den Band „Erzählungen" (München: Langen, eingegangen, der elf an künstlerischem Wert sehr verschiedene Geschichten enthält. Die umfangreichste und am besten durchgestaltete daraus ist „Der Gast"*). Ein freier, entwicklungsfreudiger Mensch und Künstler kehrt nach langen Jahren ruhelosen Umherstreifens von gewisser Sehnsucht getrieben in seine Heimatstadt zurück. Er verbringt einige Tage bei einem ihm aus der Jugendzeit befreundeten Ehepaar; doch begegnet man dort dem Außergewöhnlichen in seiner Natur mit einer Anteilnahme, die unerträglich einengend auf ihn wirkt, weil kein tätiges Miterleben dahintersteht. Er erkennt bald, daß er, sofern er sein Eigentum bewahren will, nur Gast sein darf — wie überall so auch in der Heimat. — In der köstlichen kleinen Satire über die schläfrig-dreiste Dickfälligkeit der sogenannten „Hüter der Kunst" zeigt sich Huchs Humor einmal völlig ohne tragischen Unterton. — Die Erzählung „Die Familie im Walde" veranschaulicht das tragische Erlebnis eines modernen Kulturmenschen, dessen stolze abstrakte Verstandesmoral sich beschämt und demütig vor dem paradiesisch bedenkenlosen Naturtrieb kindlicher Menschen beugt. — In der letzten Geschichte des Buches, dem wunderbar tröstlichen, in tiefem Harmonie-

*) Diese Erzählung ist als Schatzgräberheft Nr. 103 in einer billigen Einzelausgabe erschienen und auch kleinen Büchereien zu empfehlen.

gefühl ruhenden „Requiem“ gibt Huch das Stillste und Reifste seiner musikalischen Kunst. — Da dieser Band aber außerdem auch einige in jeder Beziehung „leichte“ Stücke enthält (die möglicherweise ohne Wissen des Verfassers aus dem Nachlaß mit in die Sammlung aufgenommen worden sind) ist bei der Ausgabe dieses Buches Vorsicht geboten. Frida Endell (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

Bab, Julius: Der Mensch auf der Bühne. Berlin, Österheld 1921. Heft 1—3. (85 u. 61 S.) Je 6 M.

Bab hat seine 1910 zum erstenmal erschiene Dramaturgie für Schauspieler umgearbeitet u. einer wenigstens ansatzmäßigen „Geschichte des Dramas von der Schauspielkunst her“, indem er von praktischer Lehrtätigkeit aus an besonders fein gewählten dramatischen Stellen die schauspieltechnischen Anforderungen erörtert und von hier aus dem Schauspieler den Weg weist zur Erkenntnis der dramatischen Kunstform und zur Würdigungsmöglichkeit vom Wesen und der Bedeutung ihrer Schöpfer. Um für heutige Preisverhältnisse die Anschaffung zu erleichtern, ist das Buch in einzelne Hefte aufgelöst: das griechische Drama, Shakespeare, Calderon und Molière. Eine andere äußere buchtechnische Anordnung wird sich als nützlich erweisen: die Textstellen liegen in einem Sonderheft bei, so daß man sie neben die Darstellung legen kann. Babs Lehrmethode ist außerordentlich instruktiv, klar und unschulmeisterlich. Mag das feine Buch auch in erster Linie für lernende Schauspieler gedacht sein, so kommt diese Art, von einem Punkte aus und vergleichend in das Zentrum etwa der griechischen oder shakespeareschen Dramen hineinzuleuchten, ihre Größe und Unvergänglichkeit und ihre geistesgeschichtliche Stellung darzulegen für jeden in Betracht und jedem zugute, der als Lesender oder als Theaterbesucher an das Drama herangeht. Hoffentlich lassen die weiteren Hefte, die bis zur Gegenwart führen werden, nicht lange auf sich warten.

H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Cohen-Portheim, Paul: Asien als Erzieher. Leipzig, Klinkhardt u. Biermann. 1920. (242 S.), 20 M., geb. 26 M.

Das Buch C.s ist die Frucht jahrelangen Nachdenkens in der Abgeschlossenheit eines Kriegsgefangenenlagers. Dabei ist ihm der Stacheldraht gewissermaßen zum Symbol all der künstlichen Gegensätze im Menschen- und Völkerleben geworden, und immer mehr hat der Gedanke Macht über ihn gewonnen, diese Gegensätze seien auf Mißverständnisse zurückzuführen und durch eine tiefere Erkenntnis zu beseitigen. Das Grundübel erblickt C. in der Überschätzung der verstandesmäßigen Weltauffassung. Der Verstand trenne und unterscheide, das Gefühl aber ahne die Einheit. Aller Widerspruch beruhe darauf, daß der Verstand dort, wo alles in Bewegung sei, Ruhe annehme, und wo alles zusammenhänge, die Vielheit konstruiere. Wer diesem Grundgedanken nicht zustimme, meint C., möge sein Buch ungelesen lassen. Den Zustimmenden legt er dann in lose zusammenhängenden Kapiteln seine Beurteilung der Gegensätze im Leben der Völker, der Kunst und des Geistes vor: Als die wichtigsten seien hier herausgehoben: Nationalismus — Internationalismus, Judentum — Christentum, Aristokratie — Demokratie, Fortschritt — Reaktion, Impressionismus — Expressionismus, Klassik — Romantik, Kunst — Natur, Kunst — Wissenschaft, Kunst — Leben, Körper — Geist, das Männliche — das Weibliche, Vernunft — Irrsinn, Gut — Böse, Leben — Tod, Mensch — Gott. C. sucht in allen diesen Gegensätzlichkeiten das Gemeinsame und das relativ Berechtigte aufzufinden. Der tiefste Gegensatz, der zwischen dem individuellen und dem universalen

Streben, der zugleich im wesentlichen das Unterscheidende des europäischen und des asiatischen Geistes sei, müsse überwunden werden, und schon sei es unverkennbar, daß die östliche immer mehr Einfluß auf die westliche Denkweise gewinne. Daß C.s Buch überall Beifall finden werde, ist nicht anzunehmen. Seine ganze Grundwertung wird schon bei vielen Anstoß erregen, ganz abgesehen davon, daß Einzelnes zum Widerspruch reizt, z. B. daß der indische Kastengeist nicht recht mit dem asiatischen Universalismus und der abendländische Sozialismus nur wenig mit dem europäischen Individualismus in Einklang gebracht erscheint. Dennoch sollten Leser, die für alles Problemhafte Interesse haben, von den geistreichen Ausführungen C.s Kenntnis nehmen. Sie werden sicher zum Weiterdenken dadurch angeregt werden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Francé, Raoul: Die Wage des Lebens. Ein Buch der Rechenschaft. Prien, Anthropos-Verlag (1921), (304 S.). 30 M., geb. 36 M.

Der als geist- und phantasievoller Naturforscher gut bekannte Verfasser betritt mit seinem neuen Buch ein ihm als Biologe vielleicht bisher weniger vertrautes, aber doch naheliegendes Forschungsgebiet: das der Geschichte und Menschheitskunde. Er versucht die Frage zu beantworten: Wie haben die Menschen und Völker der Vergangenheit sich zu den großen Gesetzen, die die Natur vorschreibt, gestellt; was haben sie getan, um die Wage des Lebens, die der Weltrichter in Händen hält, zu ihren Gunsten ausschlagen zu lassen? Die Länder und Völker der Geschichte überschauend, greift er bedeutsame Szenen, die als Verkörperung ganzer Zeitstimmungen gelten können, heraus, stellt sie in ihrer ganzen farbigen Einzelheit wie ein Kunstwerk hin und vermittelt, indem er die Hand so recht an den Pulsschlag des Lebens legt, ein Anschauungsbild von geschulter philosophischer Weite und Tiefe. Seine Wanderung beginnt Francé in dem alten Ägypten. Dort läßt er den Leser eine Gerichtsszene erleben, in der ein Mächtiger des Landes vor den Totenrichtern seine Erdentaten zu rechtfertigen sucht. Jahrhunderte überfliegend macht er im alten Rom Halt, um den Eindruck des „Sterns von Nazareth" zu schildern. Weitere Bilder folgen aus der Zeit der leidenschaftlichen Kirchenstreitigkeiten in Byzanz, aus dem von den Arabern eroberten Babylon, aus dem Reich des Confucius, aus der Studierstube Macchiavellis, vom Hof eines kleinen deutschen Souveräns der Rokokozeit, von den Zuständen nach der französischen Revolution. Das letzte Jahrhundert bringt dann ein paar drastische Szenen, in denen so verschiedene Weltanschauungen aufeinanderstoßen, wie die des alten Geheimen Rats v. Goethe und des jungen Sozialismus und die des Monisten Haeckel und der neuesten materialismusabgeneigten Naturwissenschaft. Zum Schluß wird an dem unscheinbaren unverwüstlichen Moospflänzchen gezeigt, daß alles darauf ankommt, im Einklang mit den Welt- und Naturgesetzen zu leben, um nicht dem Untergang zu verfallen. — Fr. will mit seiner neuen Art von Geschichtschreibung keine Wissenschaft bieten, aber dem Wissen und der Wahrheit will auch sie dienen. „Mit klopfenden Herzen und der Ehrlichkeit reinster Hingabe", erklärt er, habe er sein Buch geschrieben, „für jene, die es nicht mehr vergessen; mit denen es gleichsam wie eine dunkle Gestalt mitgeht auf allen Gängen des Lebens, die bei allem, was man tut, leise aber beständig frägt: Erfüllst du das Gesetz? Wird die Wage des Lebens für dich steigen, wird sie sinken durch das, was du tun willst?" G. Kohfeld (Rostock).

Schmitt, Cornel, u. Hans Stadler: Die Vogelsprache. Eine Anleitung zu ihrer Erkennung und Erforschung. Stuttgart, Franckh. 1919. (92 S.) 3,60 M., geb. 4,80 M.

Die Verfasser sehen in den Stimmen der Vögel Äußerungen ihrer Affekte, sei es, daß sie bei Gefahr kurze Rufe ausstoßen, sei es, daß sie in der Paarungszeit Gefühlswallungen in Liedern kundgeben. Um Vogelruf und Vogellied — die

Vogelsprache — unterscheiden zu lernen, macht diese Anleitung in ihrem ersten Teil unter Zugrundelegung von 15 Vogelliedern mit einzelnen Lautäußerungen der Vögel und der Möglichkeit, sie in Zeichen und Noten wiederzugeben, bekannt. Der 2. Teil will eine Übersicht über die Vielheit der Vogellaute bringen: Ruf, Lied und Strophe, ihre Motive, Tonhöhe und Tonstärke, auch Klangfarbe und Rhythmus, sowie Tempo werden unterschieden, vor allem soll der Leser durch Fragen und Beobachtungsaufgaben zur eigenen Vergleichung und Forschung angeregt werden. Ist doch die Psychologie der Vogelsprache erst in ihren Anfängen. Teil 3 zählt die bekanntesten heimischen Vögel auf mit ihren in Noten wiedergegebenen Strophen, wobei die Fülle der verschiedenen Motive und Variationen in den Melodien der kleinen Sänger überrascht. Mit Hilfe dieses 3. Teils wird so mancher Laie, mit „anständig musikalischem Gehör und der Kenntnis musikalischer Schrift", was die Verfasser voraussetzen, im Frühling die einzelnen Vögel nach ihrem Lied bald bestimmen lernen. Für Büchereien, in denen A. Voigts Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen (Leipzig: Quelle & Meyer, 5. u. 6. Aufl. 1913)) als zu schwierig von Lesern abgelehnt wird, weil ihnen Zeit und Lust fehlt, Forscher zu sein, wird dies Büchlein eine Lücke ausfüllen. Nur dem gänzlich unvorbereiteten und unmusikalischen Leser dürfte ein Unterscheiden der Vogelstimmen auch mit Hilfe dieser eingehenden Anleitung schwer fallen und der am Ende gegebene Schlüssel ein Geheimnis bleiben.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Westheim, Paul: Orbis pictus, Weltkunst-Bücherei. Berlin, Wasmuth, 1920 ff. Preis je 60 M.

Bd. V: Asiatische Monumentalplastik, mit einem Vorwort von Karl With.

Bd. VI: Indische Miniaturen der Islamischen Zeit, mit einer Einleitung von Professor Sattar-Kheiri.

Die ersten vier Bände sind im 9. Heft des 1. Jahrgangs unserer Zeitschrift besprochen worden. Mit Recht ist dort die ganze Sammlung begrüßt worden, die nun auch weniger bemittelten Büchereien die Möglichkeit bietet, sich ein reichliches, gut gewähltes Anschauungsmaterial der Kunst zu beschaffen, die man gewöhnlich in den großen Kunstgeschichten gar nicht oder nur flüchtig gestreift findet. Leider entsprechen die Einführungen der vorliegenden Bände nicht dem, was man von einem Unternehmen, das sich an weitere Kreise wendet, füglich verlangen darf. Gewiß ist es eine verzweifelte Aufgabe, die schwer zugängliche indische Monumentalplastik, die hier im Bilde notgedrungen losgelöst aus ihrer architektonischen und landschaftlichen Umgebung erscheint, auf wenigen Druckseiten dem Laienpublikum nahezubringen, aber ein geistreicher Erguß über die Spannung dieses Kunst- und Lebensgefühls zwischen Nichts und strotzender Sinnlichkeit, der seinen Lohn in sich selbst sucht, anstatt bescheiden dienen zu wollen, ist sicher nicht der Weg dazu. — Viel unmittelbarer sprechen die Miniaturen an und erwecken die lebhafteste Sehnsucht nach der Farbigkeit der Originale. Sattar-Kheiri schreibt dazu eine historische Einleitung, die an sich interessant genug ist, aber über die Herrschaft der Mohammedaner in Indien entschieden zuviel gibt, während die Miniaturen selbst und ihre eigenartige Kunst gar zu knapp wegkommen. Immer wieder müssen wir die bedauerliche Erfahrung machen, daß der beste Teil der möglichen Wirkung derartiger gut und groß gedachter und angelegter Unternehmen dadurch verpufft, daß man fingerfertige Essayisten oder Gelehrte mit ihnen betraut, die von der pädagogischen Aufgabe und den Wegen zu ihrer Lösung keine Ahnung haben und, wenn man ihnen davon spräche, vielleicht mit einem ironischen Lächeln darüber hinweggleiten würden.

W. Schuster (Gleiwitz).

Witkop, Philipp: Heinrich von Kleist. Leipzig, Haessel, 1922. (276 S.) Ungeb. 35 M.

Neben den früheren Biographien Kleists, die wir von Wilbrandt, Brahm, Herzog haben, nimmt dieses Buch einen eigenen Platz ein. Es will nicht mehr erzählen oder analysieren, sondern porträtmäßig darstellen. „Das Biographische ist nur aufgenommen, soweit es ideelle Bedeutung hat: aus den empirischen Einzelheiten des Lebens sind wie bei einem Porträt, die symbolischen ausgewählt." So vermag Witkop — wie es vor ihm Gundolf in seiner Goethe-Darstellung getan hat — das Gesamtbild eines Dichters zu geben, in dem Leben und Kunst in tragischer Verkettung einander bedingen. Diesen Eindruck trägt man stark und rein davon, ebenso ist der Urbegriff des musikalischen Dichters in Kleist schön erfüllt. Aber über dem symbolhaften Wert der Gestalt kommt die Betrachtung des Werkes doch wohl zu kurz; die Deutung und Wertung der Dramen bleibt mager und gelangt über bloße Inhaltsangabe, die sie nach den Sätzen des Vorwortes nur „scheinbar" ist, doch nur sehr spärlich hinaus. Einwandfrei gelungen ist die Einordnung in das Leben des Dichters eigentlich nur bei der Erörterung der Penthesilea und des Kätchen von Heilbronn. Die neuartige Betrachtung des Biographischen ist dagegen alles Lobes wert, besonders der Zusammenbruch nach der Bekanntschaft mit der Philosophie Kants und der tragische Lebensausgang sind mit Meisterschaft erfaßt und dargestellt. Für Leser, die bereits eine volle historische und tatsächliche Kenntnis von Kleists Leben und Schaffen besitzen, sei das Buch aufs wärmste empfohlen.

G. Kemp (Memel).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Bartsch, Rud. H.: Seine Jüdin. Leipzig, Staackmann, 1921. (256 S.) 16 M., Lwbd. 26 M.

Von Jahr zu Jahr hat man das ursprünglich gesunde und heimatfrische Talent Rud. H. Bartschs kränkeln und welken sehen. Es tut doch schließlich ein wenig weh, ihn mit seinem letzten Buche schon so erschreckend weit auf dem Wege fortgeschritten zu sehen, der unfehlbar zu Ullstein führt. Bartsch ist schon nicht mehr imstande, einen Stoff aus einem ihm eigenen Künstlertum herauswachsen zu lassen; er braucht und sucht Reibungsflächen, an denen sich sein selbst nicht mehr phosphoreszierender Geist entzünden kann. Er greift ein Problem auf, das heute aktuellen Reiz wie kaum ein anderes besitzt, — die Rassenfrage, das Verhältnis zwischen Jude und Arier. Er kommt zu der Lösung, die für jeden heute klar ist, der — ohne Antisemit zu sein — sich über die gleichsam metaphysische Gegensätzlichkeit der beiden Rassen Gedanken gemacht hat. Man wird Bartsch auch gern zugestehen können, daß er für die Unüberbrückbarkeit der hier herrschenden Gegensätze, ja für die Sinnwidrigkeit, die in dem Wunsch einer Versöhnung zwischen dem ewig die Welt suchenden Judentum und dem ebenso ewig nach Erlösung von der Welt verlangenden Ariertum liegt, manches gute Wort, manches bildkräftige Gleichnis findet. Aber als literarische Leistung genommen ist das Buch so außerordentlich minderwertig, daß man das robuste Gewissen von Adolf Bartels haben müßte, um in unseren Büchereien für seine Verbreitung einzutreten. Die Ehe eines österreichischen Offiziers mit einer schönen Jüdin — beide als Rassentypen reinster Form gedacht —, die unter dem Eindruck des Krieges sich lockert und beim Zusammenbruch vollends auseinanderfällt, kann als tragfähige Grundlage für die Erörterung der Frage gar nicht betrachtet werden, da die Voraussetzungen so völlig unsinnig, ja komisch sind. Die ganze Nichtigkeit, ja man möchte sagen, die ganze ästhetische Pflichtvergessenheit der modernen Romanschreiberei offenbart sich in einer

erschreckenden Weise hier, wo es sich darum handeln sollte, für ein weltgeschichtliches Problem ein ewiges Symbol zu finden, und wo statt dessen nur eine läppisch erfundene Geschichte steht, eine Geschichte, die zu allem Unglück noch mit den bis zum Ekel bekannten erotischen Eindeutigkeiten Bartschscher „Romankunst" gewürzt ist. Aber gerade deshalb wird das Buch wohl wieder ein Publikumserfolg sein. Vielleicht lockt das dann den Verfasser, Probleme von ähnlicher Tragweite in den Staub der banalsten Alltäglichkeit zu ziehen, wie er es hier in unwürdiger Weise getan hat.

G. Kemp (Memel).

Bienenstein, Karl: Die Worte der Erlösung. Ein Roman der Seelensucht. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1921. (356 S.) 22 M., Ppbd. 28 M.

In unsere aufgeregte, zerrissene, oft so liebelose Zeit tönt der Klang dieses Buches von der befreienden, lebensteigenden Liebe in wohltuender Reinheit. Der Roman hebt im Auftakt mit allzuspürbarer Thematik an, wenn Bienenstein den einen Jungen in eitel Liebe heranwachsen läßt, dem anderen aber einen Vater gibt, dessen Reitpeitschen-Pädagogik beinahe Hasencleversches Gewächs sein könnte. Nach der Darstellung der Jugendjahre gestaltet er die Lebenszeichnung der beiden Künstler, des Musikers und des Bildhauers, freier. Der Sohn des schlichten Organisten überwindet die mannigfachen Hemmungen, die ihm das Leben entgegenwirft, und so gelangt er doch zu dem großen Werk, einer Symphonie, deren Erfolg deswegen so bedeutend ist, weil er von dem überquellenden Grundgefühl seines Herzens, von der unerschütterbaren Liebe zu Welt und Gott und von dem sieghaften Glauben an das Gute in der Welt, den Menschen etwas mitteilen kann. Der Bildhauer hat sich das Herz mit Haß vollgesogen, darum gelingt ihm nur die Verzerrung, die Karikatur und nie ein reines Werk; bis er, zu spät, in sich die Liebe durchbrechen fühlt, sich erwärmend an des Musikers Sohn, der sein Schüler wird. Aber die späte Erkenntnis führt hier nur zum Tode. Mit nicht gewöhnlichem Takt sind die Gefahren der Süßlichkeit und Sentimentalität vermieden und die Probleme des Künstlertums behandelt. Eine reife Darstellungskunst und ein ausreichendes, schlichtes, reiches und reines Werk, ein Zeugnis menschlicher Güte und Lebensfrohheit.

H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Christaller, Helene: Verborgenheit. Stuttgart, Strecker & Schroeder, 1921. (251 S.) Hlwbd. 25 M.

Aus reiffster Lebenserfahrung heraus behandelt die Dichterin hier ein Problem von allgemeiner Bedeutung: die innere Tragik des überfeinerten „Kulturmenschen", dessen „gesundes Lebensgefühl erschlafft ist" unter der Überlast seiner Pflichten. Von der Erkenntnis seiner seelischen Verkümmerung jäh durchzuckt, entsagt ein Mann aus einer alten Kulturfamilie kurz entschlossen der Welt und flüchtet in eine waldumrauschte Einsamkeit. Inmitten der geheimnisvoll schaffenden Natur ganz auf sich selbst gestellt, sucht er aus Urgefühlen primitiven Menschentums und aus tiefsinnigen Erzählungen der Bibel Größe und Einfachheit der Seele wiederzugewinnen. Sein Heilsweg wird überrankt von der wachsenden, aber doch schließlich zur Vaterliebe geläuterten Leidenschaft zu einem Dorfmädchen, das den Einsiedler seit einer Krankheit betreut. Aus dem schweren Kampfe um sein Selbst ringt sich in ihm die Erkenntnis los, daß alles Leben ein Übersich-Hinausleben heißt, ein Opfer, in schenkender Liebe dargebracht auf dem Altare der Gottheit. Mit dieser in der „Verborgenheit" ihm gewordenen Offenbarung kehrt er zurück in die Welt. — Nicht nur die Gemeinde der Dichterin wird mit Dankbarkeit ihr persönlichstes und mit ihrem Bildnis geschmücktes Werk begrüßen. Durch ihre feinsinnige, gleichwohl kraftvolle Erzählungskunst erweckt sie innerste Teilnahme für einen Menschen, der uns sein Ringen nach „unendlichen unbedingten, letzten Werten" in seinen Tagebuch-

aufzeichnungen enthüllt, für den das „Zurück zur Natur" ein Durchgangserlebnis, die erfrischende Quelle neuen Lebensstromes wird. Nur reifste Leser werden den philosophischen Gehalt des Buches ganz zu ermessen vermögen. Frei von jedem pastoralen Unterton gehört es wegen seiner sittlich-religiösen Gedankenfülle in die Reihe aufbauender Bücher, die in keiner mittleren und größeren Volksbücherei fehlen dürfen. H. Horstmann (Stettin).

Flaischlen, Caesar: Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck. Ein Liederbuch von Sehnsucht und Erfüllung. Berlin, Fleischel, 1921. (155 S.) Brosch. 12 M.

Liebe und vertraute Klänge, von einem wahrhaften Dichter angeschlagen auf der Höhe reifen Schaffens. Sein letztes Werk, ein Vermächtnis an die Freunde. Liebeslieder, durch alle Jahreszeiten gesungen, von Frühlingsjauchzen bis zum Winterleide. Die Form ist immer ganz eigen, jedem Inhalt besonders entsprechend; dieser aber geboren aus Eindrücken, die einer feinempfindenden Seele Saiten in wunderbarem Rhythmus erklingen ließen; durchglüht vom Zauber einer reinen Persönlichkeit mit heiterem Gemüt und klarem Lebenswillen: „Fall' es heiter, fall' es trüb" — „laß es dich nicht grämen" — „es wird doch wieder Mai". Etwas von dem Horazischen „Aequam memento rebus in arduis servare mentem" klingt oft an, zuweilen gar zu leicht Trost findend und die in einer bestimmten dichterischen Gelegenheit liegenden Stimmungsmöglichkeiten — hier liegen die Grenzen von Flaischlens Begabung — nicht voll erschöpfend, bis zu bacchantischer Freude oder düster verstummendem Herzeleid. Derselbe liebwerte Mensch, als Spruchdichter sich bewährend, voll Abneigung gegen den prosaischen Alltag und die Politik, tritt uns auch aus den beiden Abteilungen „Kunst und Kritik", „Kunst und Leben" entgegen, die den Minneliedern angeschlossen sind. Der Buchschmuck, Zierstücke nach Schwind, Thoma und Fidus, ist genau nach den Angaben des Dichters besorgt worden, so daß wir uns gleichsam an einer persönlichen Gabe des so früh Entrissenen zu erfreuen vermögen. G. Dahrmann (Kattowitz).

Hammerschmidt, M.: Der Mönch. Roman. Paderborn, Schöningh, 1921. (500 S.) Geb. 27 M.

Das Buch kommt für Volksbüchereien nicht in Frage. Wie ein katholischer Bauernbub die Klosterschule besucht, als Jüngling im Weltkrieg mitkämpft, studiert und endlich Mönch wird, ist der äußere Inhalt des Romans. Mehr wissen wir aber auch nach diesen 58 Kapiteln kaum, in denen wir vergebens nach der Bekanntschaft eines einzigen, dem Leben auch nur angenäherten Menschen suchen. Es fehlt Hammerschmidt jede Fähigkeit zu gestalten. Alles verschwimmt in einem überspannten, unklaren zum Teil unglaublich abgeschmackten Wortgeschwöge, in dem die hohe Feierlichkeit des Katholizismus untergeht. Deshalb ist der Roman nicht nur für Protestanten (die die unfruchtbare bis zum Gipfel getriebene Askese abstoßen muß), sondern auch für Katholiken völlig ungenießbar.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Herzog, Rudolf: Die Buben der Frau Opterberg. Roman. Stuttgart, Cotta, 1921. (396 S.) Geb. 25 M.

Vor Jahresfrist etwa erschienen die „Buben der Frau Opterberg" als neuester Roman eines der „gelesensten und beliebtesten Schriftsteller der Gegenwart". Rudolf Herzog bleibt sich immer treu. Wer einst an den „Burgkindern", einem seiner früheren Werke Gefallen gefunden hat, wird mit innigem Vergnügen verfolgen, wie hier der Typus des rheinischen Burgen- oder Gutsbesitzers, diesmals ins Weibliche abgewandelt, sich mit Menschenbildung befaßt. Frau Christiane Opterberg

sucht mit vielen klingenden Worten alle Erziehungsprobleme bei den Milchbrüdern Martin und Christoph — letzterer ist erst nach seines Vaters Tode von ihr an Kindes Statt angenommen worden — zu lösen. Es gelingt ihr selbstverständlich immer. Zuweilen meint man, die Knabenstirnen der beiden müßten rot werden vor Scham ob dieses hochtönenden, gesuchten Geschwätzes. In den beiden Jungen sind denn nun auch glücklich die guten und weniger rühmlichen Eigenschaften der „Burgkinder" mit peinlicher Gerechtigkeit verteilt. Man kommt also nicht in Gefahr, beim Lesen an einem der Helden auf Kosten des anderen mehr Gefallen zu finden. Auch in den anderen Gestalten des Romans begegnen wir lauter guten alten Bekannten aus den „Burgkindern". Wir können erneut feststellen, daß Rudolf Herzog immer noch der gleiche biedere, vaterlandliebende Rheinlanddichter ist, und können ihn trotzdem von dem Vorwurf veralteter Ansichten freisprechen. Es ist nicht zu leugnen, daß er dem „Zeitgeist" pflichtschuldigst Rechnung getragen hat. Größere Büchereien werden daher ihren Lesern den Gefallen tun müssen, das Buch anzuschaffen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Kaergel, Hans Christoph: Das Marienwunder. Roman. Leipzig, Grethlein, 1922. (340 S.) Geh. 18 M, geb. 28 M.

Ein Mädchen verliert im Felde den Geliebten. Furchtbar quält sie der Gedanke, ihm nicht ihr Höchstes, ihr Magdtum gegeben zu haben, sein Kind nicht gebären zu dürfen. Die verstorbene Mutter stand zwischen ihr und ihm, der Gedanke an sie erhielt ihr die Reinheit. Weibtum und Mutterschaft sind ihr auf ewig verloren, der Geliebte ist um die Seligkeit ihres Besitzes betrogen. Ein Zweifel an die Mutter steht in ihr auf. Ihr Geist verfällt in Schwermut und Irre. Sie zwingt dem Vater das Geständnis ab, daß die Mutter sie schon unter dem Herzen trug, als er sie freite. Ihr Wahnsinn wirrt Tod und Leben durcheinander: Der Geliebte ist dahin und doch sucht er nach ihr, denn „kein Mensch, der liebt, stirbt". — Mit dem Geständnis des Vaters fällt die Schranke, die den Bräutigam ihr fernhielt. Erotische Phantasien beherrschen sie, sie gibt sich, durch eine Ähnlichkeit betrogen, einem Fremden als dem vermeintlichen Geliebten hin. Sie empfängt ein Kind und die aus ihrem Wahn Erwachende findet Trost und Beruhigung in dem durch tiefes Leid gegangenen Vater: „Gotteskinder werden von reinen Müttern geboren, die in Liebe sich hingeben, nichts wollen, nichts wissen, nichts erbitten, nur geben. Wer es jemals in sich erlebte, der begegnete der Maria und beugt sich vor der süßen Keuschheit und weiß, daß der Heiland von Maria geboren unter uns kam, voll einer Liebe war — weil er aus Liebe geboren wurde!" — Das Buch ist reich an Schönheiten, und doch bleibt uns kein reiner Eindruck zurück. Das ist, weil der Dichter seine Lösung des Problems letzten Endes doch an einem kranken Menschen weist. Wie anders empfängt Stine Menschenkind in Reinheit. — Kaergel ist Gottsucher. Nur durch das Leiden kommt der Mensch zu Gott, nur der Überwindende schaut Christus. Seine Menschen sind alle von Gott Geschlagene und doch wunderbar an ihm Aufgerichtete. Sie haben den Blick, der durch die Dinge hindurchgeht in eine Ferne, die jenseits des Irdischen liegt. Am kirchlichen Dogma geht er vorbei, seine bohrende Psychologie dringt in das Zwischenreich, wo Göttliches, Dämonisches und Menschliches sich seltsam verschwistern. Damit ist er ein Kind der Zeit — und seiner schlesischen Heimat. Wir glauben, daß ihn dieser Tribut hindert, das letzte Ziel zu erreichen. — Der Roman leidet an einem Kompositionsfehler (der falsche Bräutigam enthüllt uns sein Vorleben zu spät, vorher mußte er uns als ein anderer erscheinen), wie Kaergel auch sonst im Technischen nicht immer glücklich ist. Für katholische Volksbüchereien ist der Roman nicht geeignet, sonst kann er größeren Büchereien für reife Leser als eine dichterisch hervorragende Leistung empfohlen werden. W. Schuster (Gleiwitz).

Kyser, Hans: Das Aprikosenbäumchen. Novellen. Berlin, S. Fischer, 1920. (160 S.) Geb. 12.50 M.

Trotz des anmutigen Titels: nicht wie zarte Aprikosenblüten sind diese Novellen, sondern wie seltsame unheimliche oder traurige Blumen, aufgeblüht aus der tiefsten Wildnis der menschlichen Seele. Stärkste seelische Erregungen schwingen in ihnen, und das vielgestaltige äußere Geschehen der meisten gibt nur Hintergründe. Viermal ist der Krieg heraufbeschworen: der chinesische Boxeraufstand in der Titelnovelle, in der ein deutscher Hauptmann erzählt, wie er — verstandesmäßig unfaßbar — die Seelentortur der Furcht erlebt; der Weltkrieg in der „Stunde des Thomas“ — dieser Auseinandersetzung des Einzelnen, eitel-bewußt Gebundenen mit der Forderung der sich vergessenden Hingabe — und in dem „Kirchhof von Usdau“ — einem sinnbildhaften Irrengespräch, das rächenden Kampf fordert und Frieden ersehnt, und in dem das erschütternde Wort steht „Tiere sind nicht Brüder, Brüder schlachten sich“; und der russische Bruderkrieg in „Nitschewo“, einer Episode eigentlich, die doch die ganze Grauenhaftigkeit dieses Totentanzes furchtbar lebendig macht. Auf gleicher Höhe mit diesen vier steht die Novelle „Die Gichtige“, die Geschichte einer mit heilwirkenden Kräften begabten Frau, die an dem Fluch ihrer gespaltenen, aufopferndste Selbstverleugnung und unerbittliche Habgier vereinenden Natur zugrunde geht. Den Rest des Buches könnte man — bei mancher Feinheit in „Miß Lurline“, darin wir mit einem jungen Studenten „juppla, juppla, Katharina“ über die Kontrapunktik der hohen Schule der Reitkunst zu Beethovens Sonata quasi una fantasia wandern, — missen, namentlich den an Hanns Heinz Ewers gemutenden „Angelito“. Trotzdem und trotz mancher Überbilderung der sehr farbigen, gleichnisreichen Sprache sei das Buch den größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen. Therese Krimmer (Berlin).

Ludwig, Max: Der Statthalter. Ein Kolonial-Roman. München, Musarion-Verlag, 1920. (247 S.)

Eine kleine Kolonie steht vor der Aufgabe, von der im Hinterland angrenzenden Nachbarrepublik einen kleinen Streifen Landes zu erwerben, um den Engländern zuvorzukommen, die das Landstück ebenfalls brauchen und andernfalls es einfach mit Gewalt nehmen würden. Der alte Statthalter fühlt sich der Aufgabe nicht recht gewachsen, er tritt zurück und, bis sein Nachfolger eintrifft, ersetzt ihn ein jüngerer ehrgeiziger Beamter, der hofft, sich hier die Sporen verdienen zu können. Er macht die Sache mit „Schneid“ und bringt in kurzem alles in schrecklichsten Wirrwarr, bricht einen Krieg mit dem Nachbarstaat vom Zaun, der die ganze kleine Kolonie verwüstet, und kommt schließlich dabei in seinem brennenden Hause um. — Die Satire trifft einen Menschentyp, der im Kriege seinen tragischen Untergang gefunden hat und in dieser Form hoffentlich nicht wieder auflebt. Sie ist darum nicht eigentlich mehr zeitgemäß. Aber sie ist durchaus vornehm gehalten, da sie sich vor Allgemeinerungen hütet, und zeigt so einen bedeutsamen Fortschritt gegen das, was wir in den letzten Jahren auf diesem Gebiete entstehen oder auftauchen sahen. Auch künstlerisch ist das Buch eine starke Leistung. Mit seinem reichen Geschehen ist es sehr geeignet für alle Volksbüchereien. Weltanschauliches wird nicht berührt. Jeder alte Soldat, der im Felde einmal den „Vorzug“ gehabt hat, unter einem der gefürchteten „ausgegrabenen“ Offiziere dieses Typus zu stehen, wird es mit innigem Schmunzeln genießen und am Ende ernst und bewegt aus den Händen legen. W. Schuster (Gleiwitz).

Mikkelsen, Ejnar: Sachawachiak der Eskimo. Ein Erlebnis aus Alaska. Autor. Übers. a. d. Dänischen von Frida E. Vogel. Berlin, Gyldendal [1921]. (180 S.) 16 M., geb. 20 M.

Der bekannte Polarforscher schildert in diesem Roman die Sitten und Ge-

bräuche der Eskimos, ihr entbehrungsreiches einsames Leben im Winter, ihre waghalsigen Jagdzüge im Frühjahr und ihren Freudentaumel bei der sehnlichst erwarteten Ankunft des Handelsschiffes der Weißen im Sommer. Die Weißen bringen ihnen den Zusammenhang mit der großen Welt und die Erzeugnisse der Zivilisation, sie bringen aber auch Krankheit, Mißgunst und Betrug zu dem einfältigen Volksstamm. Durch das ganze Werk zieht als Grundidee der Kampf zweier Weltanschauungen, der nur äußerlich überlegenen europäischen und der primitiven, aber ethisch hochstehenden der Eskimos. Iglurak, ein Halbblut, die abgöttisch geliebte Frau des angesehenen Häuptlings Sachawachiak, wird von einem vom Schiff entlaufenen Weißen verführt und geraubt. Der um sein ganzes Menschentum betrogene Ehemann versucht unter den größten äußeren Hemmnissen, im Stich gelassen von seinen aufgehetzten Stammesgenossen, in tollkühner Verfolgung über das Nordlandeis die Flüchtlinge einzuholen, um sich zu rächen. Wie er sie fast erreicht und doch vor den Augen des höhnenden Paares mit einer Eisscholle fortgerissen wird, ist stofflich der Höhepunkt der Erzählung. Tagelang treibt Sachawachiak ohne Nahrung im offenen Meer, bis er im letzten Augenblick zufällig gerettet wird. Als er nach Jahren die Möglichkeit hat, sich an den Weißen zu rächen, überwindet er seine Todfeindschaft und rettet unter maßlosen Anstrengungen eine ganze Schiffsbesatzung. Später lernt er in den Polarforschern hilfreiche weiße Freunde schätzen. Das Buch zerfällt in zwei Teile, die ganz verschieden zu werten sind und auch verschiedene Liebhaber finden werden. Zuerst die äußerst anschauliche Schilderung von Land und Leuten mit mehr belehrendem als unterhaltendem Einschlag. Dann die eigentliche Romanhandlung, die den Leser mit atemberaubender Spannung der Flucht folgen läßt. Der letzte Teil, in dem sich der Verfasser als Migi selbst in die Handlung einführt, ist am schwächsten. Man würde ihn für kitschig erklären, wenn man nicht annähme, daß tatsächliche Erlebnisse der Erzählung zugrunde liegen. — Auf jeden Fall kann das Buch in allen Volksbüchereien eingestellt werden und als wertvoller Ersatz der beliebten Indianerbücher dienen. Bei der Ausgabe an Jugendliche ist allerdings einiger heikler Stellen wegen etwas zur Vorsicht zu raten.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Molo, Walter von: Ein Volk wacht auf. Roman. München, Albert Langen, 1921. (247 S.) 25 M.

Der Roman schließt Walter von Molos vaterländische Romantrilogie in würdiger Weise ab. Er behandelt die Zeit zwischen dem Niederbruch und der Erhebung Preußens, die künstlerisch bisher auffallend gemieden worden ist. Molo findet in dieser Periode eine Vollendung dessen, was die beiden früheren, für die Friedrich und Luise die bestimmenden Persönlichkeiten waren, vorbereitet haben. Zeigt er im „Fridericus" die führende Rolle des absolut herrschenden Genies, in der „Luise" das Versagen der zur Führung Berufenen, so hier den Augenblick, in dem das Volk die Führung übernimmt und jeder „zu einem Friedrich, einer Luise wird". Für die Darstellung hat er einen eignen Stil entwickelt, der in den früheren Büchern bereits angebahnt wurde. Von einer Handlung kann man nicht sprechen; was geschieht, vollzieht sich in einer Fülle einzelner, unablässig wechselnder Bilder, die miteinander nur innerlich verknüpft sind. Die scheinbar zufällige Vielheit der Äußerungen wird durch die Gemeinsamkeit der Gesinnung doch recht fest zusammengehalten; nur gegen den Schluß zerflattert die Einheitlichkeit ein wenig. Was hier zutage tritt, ist, wenn man es so nennen will, eine neue epische Technik, die des dramatischen Romans. Der nationale Wert des Buches ist unbestreitbar; aus jedem Wort klingt eine leidenschaftlich vorgetragene ethische Forderung heraus. So hebt sich der Roman über die Geltung eines historischen Bildes weit hinaus; denn letzten Endes wird Molo hier zu einem rückwärts gekehrten Propheten: im Spiegel jener Zeit zeigt er das Bild

unserer Tage. — Volksbüchereien sei das Buch warm empfohlen. Die einzelnen Kapitel eignen sich wegen ihres aphoristischen Charakters besonders gut zum Gebrauch in der Vorlesestunde. G. Kemp (Memel).

Nitsch, Mathes: Hans und Hani. Roman der Kindheit aus Deutschungarn. Wien, Prag, Leipzig, Strache, 1920. (400 S.) Geh. 36 M.

Ein Dorfroman, in dessen Mittelpunkt zwei Kinder — eines reichen Bauern Sohn und die Tochter armer Leute aus der Gegend zwischen Neusiedler See und Donau — stehen, zwischen denen der gleiche Geburtstag und die gemeinsame Taufe die erste bedeutungsvolle Beziehung herstellen. Das seinen Eltern eines Tages entlaufende Mädel wird von einer Zigeunertruppe entführt, findet aber nach mehrjähriger Leidenszeit in die Heimat zurück. Aus der Schulzeit erwächst dann zwischen dem „ruhigen besinnlichen" Hans und der leichtblütigen Hani, „die all die andern Kinder übertraf in der ausgelassenen Freude am Springen und Gaukeln", eine durch Versprach zur späteren Heirat gekrönte Zuneigung. Nach der Rückkehr aus der Lehrzeit in einem ungarischen Dorfe muß der Hans jedoch hören, daß die Hani in einer Stadt Tänzerin geworden und verlobt sei. Hier endet der Roman; von den späteren Erlebnissen der beiden soll ein anderes Buch berichten. — Der Dichter verfügt über ein entschiedenes Erzählertalent. In behaglicher Breite fließt der Strom der Darstellung, die auch Alltagsbegebenheiten mit Liebe und feiner Beobachtungsgabe umfaßt, aber die vielen in sich künstlerisch geschlossenen Einzelabschnitte nicht zu einem harmonischen Gesamtbilde abgerundet hat. Etwas unwahrscheinlich erscheint auch die Psychologie der Kinder. Ihr Denken, Sprechen und Handeln ist zumeist doch allzu bewußt und verstandesmäßig. Ferner dürften zahlreiche unerklärt gebliebene Dialektformen störend wirken. Aber dennoch werden beschaulich und besonders volkskundlich interessierte Leser jeder Altersstufe an dem unterhaltsamen und von einem Anflug liebenswürdigen Humors durchseelten Buch sich erfreuen. Größere Volksbüchereien sollten jedenfalls nicht an ihm vorübergehen.

H. Horstmann (Stettin).

Poetzelberger, Oswald: Stefan Layden. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft, 1921. (294 S.) 20 M., geb. 27.50 M.

„Ein Gärtner hatte eine fremde Pflanze in die heimatliche Erde gepflanzt. Aber sie war nicht fähig, in dieser Erde zu leben, und sie konnte nicht Wurzel in ihr fassen. Der Gärtner verwendet alle Kraft darauf, sie am Leben zu erhalten. Er hält alle schädlichen Einflüsse von ihr fern und nährt sie mit künstlicher Nahrung. Sie lebt, ohne Wurzel zu fassen, wie eine Blume im Wasserglas. Der Gärtner wird krank, seine eigene Kraft wird ihm genommen, über Nacht kommt der Frost, und die Pflanze stirbt, weil sie nicht Wurzel gefaßt hat. Nur der Duft bleibt zurück, die unsichtbare Wirklichkeit, die nicht sterben kann." Der Gärtner ist Stefan Layden, von Beruf Physiker, und die Pflanze, Erna, seine Frau, fast unkörperlich zart in ihrer Erscheinung, sie siecht trotz ihres Gatten Fürsorge ohne eigentlich erkennbare Krankheitserscheinungen allmählich dahin. Die niedergedrückte Stimmung Stefans, deren er sich infolge mißglückter Experimente (mit einem Apparat zur Heilung der Tuberkulose) nicht erwehren kann, macht sich in verstärktem Maße in dem Befinden der nur durch ihn lebenden Frau bemerkbar. Kurz vor ihrem Tode lernt Erna ihre ihr bisher unbekannte Halbschwester Melanie kennen. In ihrem Wesen und ihrem Äußeren hat diese viel Ähnlichkeit mit Erna. Wie ein Vermächtnis sind ihre Worte auf dem Sterbebette an Stefan: „Wenn du mich sehen willst, mußt du deine Augen an Melanie gewöhnen. Ich heiße nun nicht mehr Erna, denn ich bin zu meiner Schwester geworden." Mit der Erfüllung von Ernas letzten Worten schließt der Roman, der trotz einiger billiger Zugeständnisse an die Unterhaltungslektüre als ein im ganzen wohlgelungenes Erstlingswerk bezeichnet werden kann. Besonders

hervorgehoben zu werden verdient das innige Zusammenklingen der Naturereignisse mit den Vorgängen der Handlung. Die mut- und kraftlose, krankhaft müde Stimmung, die über der Handlung liegt und auch teils den Personen eigen ist, setzt den Wert des Romans für Volksbüchereien allerdings etwas herab. R. Koch (Stettin).

Ponten, Josef: Die Bockreiter. Novelle. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. (135 S.) Geh. 3 M.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte das Land Übermaas in einem satten Frieden, bot doch die fette Fruchtbarkeit der Scholle alles, was des Menschen Zunge und Sinne erfreut. Aber, „wenn die Üppigkeit die Leute mit den Sporen kitzelt", gibt es immer einige, die Bocksprünge machen müssen, „gerad als ob sie auf einer heißen Ofenplatte lebten". Hier gibt es nun gleich eine ganze Reihe solcher — Bockreiter nennen sie sich —, die aus Übermut und sozialem Empfinden auf höchst ergötzliche Einfälle geraten und dadurch den soliden Bürger aus dem „schweißwarmen Behältnis seiner Nachtmütze" aufjagen. Doch gehen die ideellen Triebkräfte dieses Geheimbundes, der von einem allen unbekannten Hauptmann gelenkt wird, sehr bald in die Brüche, denn „die Ordnung zerbricht wie ein köstliches Gefäß, das kühne Hände aus dem Schrank genommen hatten und das plötzlich in Scherben am Boden liegt". Nun, wo die rohen Triebe der Massen entfesselt sind, bilden sich aus verschlagener Soldateska der friderizianischen Kriege und aus sonstigem Gesindel Räuberbanden, die das Land brandschatzen. Erst durch ein scharfes Polizei- und Militärregiment wird dem Unwesen gesteuert. Noch aber ist der alte fröhliche Bockreitergeist nicht ganz tot, und der alte Bund, der mit diesen Banditengesellschaften nichts zu tun hat, leistet sich wieder einige treffliche Streiche. Doch die Nachsichtigkeit der Regierung hat aufgehört, und so wird eines Tages der Hauptmann, ein überall hochgeschätzter Arzt und Menschenfreund, verhaftet. Die Gerechtigkeit bringt nun alle Bockreiter wie Banditen an den Galgen und „das ganze Übermaas roch nach Menschenmaas". — „Erzählen, das heißt handfestes Geschehen handfest gestalten", läßt Ponten den kraftvollen Doktor sagen. Besser kann seine Kunst nicht auf eine Formel gebracht werden. Prägnante Ausdrucksweise, treffsichere Vergleiche, kernige Wahrheiten und echter Humor machen das Buch zu einer gewinnbringenden Lektüre. Gerade in unserer Zeit, die durch Krieg und Revolution die schlechten Instinkte der Menschen geweckt hat, ist diese Novelle zu empfehlen. Für Jugendliche ist sie allerdings nicht geeignet. Schriewer (Flensburg).

Seidel, Willy: Der Buschhahn. Roman. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. (349 S.) Geh. 10 M., Ppbd. 20 M.

Willy Seidel hat in seinem neuen Roman die Geheimnisse der Rassenpsychologie, an denen er schon früher viel herumgerätselt hatte (in dem Roman „Der Sang der Sakije" und in den Novellen „Der Garten des Schuchan") zum Hauptthema erhoben. Gerhart Ollendiek, ein Sohn bester europäischer Familien, jedoch durch einige Tropfen vom Blut chilenischer Urvölker in seiner inneren Einheit gestört, sucht der Enge seines deutschen Mutterlandes auf einer Weltreise zu entfliehen. Auf Samoa trifft er seinen Gegenspieler: Grothusen, eine jener deutschen Naturen, die aus innerem und äußerem Zwang im Subalternen, in kläglicher Unterwürfigkeit stecken bleiben. Nach bösen Schicksalen ist er einst auf Samoa hängen geblieben ohne Hoffnung auf ein Fortkommen. Er hat ein samoanisches Weib zu sich genommen, glaubt in 20jährigem Leben unter dem Naturvolke mit ihm eins geworden und kraft seines Europäertums doch die Überlegenheit eines Herrschers bewahrt zu haben. Er entpuppt sich aber zuletzt als ein elender Schmarotzer und geht im Delirium zugrunde. Eine Wanderung Ollendieks mit Grothusen durch Samoa bildet die unbedeutende äußere, das langsame Emporkeimen der Erkenntnis von der Kümmerlichkeit Grothusens, der erst als der bewunderns-

werte Kenner und Liebling des Naturvolkes erschien, in Ollendiek die nicht viel beträchtlichere innere Handlung. Hierin liegt eine Hauptschwäche des Buches, wenn man es als Roman nach gewohnten Regeln der erzählenden Dichtung betrachtet, was man aber wohl nicht darf. Die geringe Handlung vermag das Ganze nicht zusammenzuhalten, es zerfiele in Einzelstücke ohne stetigen Fortgang, in Stimmungsbilder: Südseemorgen, Urwaldregennacht, samoanisches Leichenbegängnis, in Verlebendigungen samoanischer Naturmythen und Märchen, wenn nicht der innere Aufbau jener zwei Gestalten doch fast eine Einheit schüfe. Diese Einzelbilder sind unübertreffliche, bezwingende, reine dichterische Kunstwerke, die den Leser völlig versinken lassen in die Südseewelt. Vielleicht suchte Seidel hier eine neue künstlerische Form, wollte eine nur geistige Handlung aufbauen, die langsame Entfaltung des Gerhart Ollendiek vor unseren Augen, die Entwicklung und Aufklärung des Gegenbildes Grothusen. Vielleicht spricht er seine eigene Auffassung vom Sprachkunstwerk aus, wenn er über Gerhart Ollendiek sagt: „Besonders jene Dichterwerke zogen ihn mächtig an, deren Handlung nur Schale ist; deren Worte jenen volleren zweiten Sinn bergen, den das harmlose Hirn des Durchschnittslesers nicht erfaßt." Auch wenn man das Werk unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, bleiben unverkennbare Mängel des Aufbaus bestehen. Ein Herausfallen aus der rein dichterischen in eine wie es scheint selbstbiographische Sphäre im letzten Teil, ein Zuviel an Geheimniskrämerei über die Vorgeschichte Gerhart Ollendieks, eine allzu summarische Aufklärung über Grothusens Lebensschicksale am Schluß. — So wird das letzte Urteil über das Buch verschieden lauten, je nachdem, ob man den vollendeten Bau eines Kunstwerkes oder die ursprüngliche dichterische Kraft der Äußerungen im einzelnen für wesentlicher hält. Ich selbst halte es für ein ungemein wertvolles Buch, das stärkste Erlebnisse zu vermitteln vermag. Seidel wird es im ganzen vielleicht, im einzelnen kaum noch übertreffen können. — Jede größere Bücherei sollte den Roman für ihre der feinen Prosadichtung zugänglichen Leser anschaffen.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Wriede, Hinrich: Sill Külper. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1921. (126 S.) Geb. 16 M.

Wie in seinem Roman „Der Mann im Sturm" hat der Dichter als Schauplatz der beiden vorliegenden Erzählungen, von denen die erste das Buch betitelt, abermals die Niederelbe gewählt. Mit künstlerischer Kraft und psychologischer Einfühlungsfähigkeit zeichnet er die Gestalten zweier junger Mädchen. Über „Sill Külper", eines „Lüttfischers" Tochter, die von der Mutter in strenger Glaubenszucht erzogen ist, bricht nach kurzer Zeit ehelichen Glücks mit jähem Schlage das Geschick so vieler Finkenwärder Frauen herein: Der Mann bleibt im Sturm auf der See. Die Wucht des Schmerzes reißt die Ankerketten ihrer Seele aus dem Grunde der Gläubigkeit; sie verzweifelt an Gott und der Welt „und mit weichen kühlen Armen nahm die Elbe Sill Külpers abgehetzten, verhärmten Körper auf". Einen frohen Ausgang hat die zweite Erzählung, von „Hanken", der schwerblütigen Tochter eines Inselbauern. Von ihrem Herzen, das in Hoffnung und Angst um den Geliebten zittert, schmilzt die Sorge das Eis schamhafter Verschließung ihrer Liebe. Als der Geliebte doch noch heil mit seinem Kutter heimkehrt, „da schlug sie die tränenfeuchten Augen zu ihm auf und blickte ihn groß und glücklich an". — Die beiden packenden Erzählungen vermitteln einen eindringlichen Blick in die wortkarge, aber gemütstiefe Wesensart der durch Not und Leid gehärteten Menschen der Niederelbe. Besonders die erste, auch dramatisch spannende Erzählung würde sich mit einigen Kürzungen gut zur Ausfüllung einer Vorlesestunde eignen. Schon kleinen Volksbüchereien, vor allem Niederdeutschlands, sei das Buch warm empfohlen. Zum Verständnis der in heimischer Mundart gehaltenen direkten Rede dient ein Erklärungsverzeichnis im Anhang.

H. Horstmann (Stettin).

D. Kurze Anzeigen.

Benoit, Pierre: Atlantis. Roman. Übers. v. Felix Vogt. Zürich, Orell Füßli, (1920). (294 S.) Ungeb. 40 M., geb. 50 M.

Die abenteuerliche Geschichte erzählt von dem sagenhaften Königreich Atlantis, das in einem unzugänglichen Gebirge Innerafrikas liegt, und von seiner Königin Antinea, der kein Mann zu widerstehen vermag und die alle ihre Liebhaber nach kurzem Rausch in den Tod schickt. Der Roman kommt, zumal bei seinem hohen Preise, für Büchereien kaum in Frage. Er ist ein interessantes Muster eines französischen, literarisch ungemein geschickt aufgeputzten, stark zur Erotik neigenden Abenteuerromans. Ho.

Brachvogel, Carry: Das heimliche Herz. Roman. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1921. (274 S.)

Ein Gesellschafts- und Liebesroman, der nur zu gut nach dem Geschmack des großen Publikums zugeschnitten ist. Die Jungen wollen nicht so, wie die in Tradition erstarrten Alten es wünschen. Sie lassen sich bald zwingen, doch behält jeder ein „heimliches Herz" für sich, das allerhand Unheil anrichtet. Die Darstellungsweise ist recht geschickt, die Personenschilderung ganz schematisch. Als zeitgemäßer Aufputz dient eine oberflächliche Spielerei mit dem Okkultismus. Ho.

Brehm, Alfred: Kleine Schriften. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1921. (319 S., 26 Abb. auf 8 Taf.) Hlwbd. Geb. 33 M.

Größere Büchereien werden es begrüßen, neben Brehms Hauptwerke nun auch diesen Sammelband kleiner Schriften stellen zu können. Er enthält Aufsätze populärer Art, die vor 50—60 Jahren zuerst in der „Gartenlaube" oder ähnlichen Zeitschriften erschienen sind. In leichtem Plauderton wird eine Fülle von Beobachtungen aus allen Gegenden des Tierreiches mitgeteilt. Die Auffassung vom Seelenleben der Tiere unterscheidet sich von der heutigen durch gelegentliche sentimentale Anthropomorphismen. Ho.

Friedländer, M. J.: Die Radierung. Mit 18 Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer, 1921. (96 S.) 7,50 M., geb. 10 M.

In die Technik und in die Hauptwerke der Radierungskunst führt das kleine, hübsch ausgestattete Heft den Laien aufs beste ein. Aber auch der mit der Graphik Vertraute wird den knappen Urteilen und Ausführungen des hervorragenden Kunstgelehrten Wert beilegen, selbst wenn er in Einzelheiten wie etwa bei Chodowiecki von seiner Auffassung abweichen möchte. Ko.

Huch, Rudolf: Das unbekannte Land. Bücherlese-Verlag. Leipzig, [o. J.]. (267 S.)

Die Hauptperson dieses Spiritistenromans, ein durch und durch künstlerisch veranlagter Baumeister, wird von Gewissensbissen wegen einer Jugendsünde verfolgt. Durch den plötzlichen Tod seiner feinsinnigen spiritistischen Frau wird er zur Beschäftigung mit dem Spiritismus getrieben, weil er hofft, seine Gewissensqualen los zu werden. Aber seine tiefempfindende Natur geht daran zugrunde, daß er im Diesseits die Rätsel des Jenseits nicht lösen kann. v. H.

Sapper, Karl: Mittelamerika, Auslandswegweiser. Herausgeg. v. Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv. Hamburg, Friederichsen, 1921. (124 S.) 22 M.

Für die Auswanderung kommt zur Zeit in erster Linie Süd- und Mittelamerika in Frage. Darum ist ein Ratgeber für diese Länder durchaus angebracht, wenn er, wie der vorliegende, von einem Mann geschrieben ist, der als erster Kenner dieser Gebiete gilt und sie aus vielfacher eigener Anschauung beschreiben kann. Man erhält darin sichere Auskunft über die Bevölkerung, die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie über die Zukunftsmöglichkeiten, alles aufgebaut auf wissenschaftlicher Grundlage, aber mit praktischen Zielen. v. H.

Schussen, Wilhelm: Das war mein Gang. Neue Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder (1922). (105 S.) Geb. 18 M.

Leider fehlt diesem warmherzigen Versbuche die letzte bildliche, sprachliche und rhythmische Zucht, aus der dann erst wieder eine solche „Zwanglosigkeit" entstehen dürfte, wie sie sich der Dichter hier von vornherein gestattet. So ist denn nur in einigen besonders glücklichen Fällen ein vollkommenes Gedicht entstanden (z. B. der in Rembrandtischem Goldbraun leuchtende „Föhnglanz"). Die eigentliche lyrische Ausdrucksstärke und Eigenwüchsigkeit Schussens — das beweist gerade dieser Gedichtband indirekt — liegt in seiner reichen Prosa und nur ausnahmsweise in seinen Versen. E. A.

Spemann, Franz: Die Seele des Musikers. Zur Philosophie der Musikgeschichte. (Stimmen der deutschchristlichen Studentenbewegung, Heft 10.) Berlin, Furche-Verlag, 1921. (71 S.) Ungeb. 6 M.

Die 7 Aufsätze, die unter diesem etwas anspruchsvollen Titel zusammengefaßt sind, bringen Betrachtungen über die Musikgeschichte seit Bach vom streng christlichen Standpunkt aus. Als Gipfel der deutschen Musik werden Bach und Händel angesehen; schon bei Beethoven beginne der Untergang durch die Haltlosigkeit und Verwirrung des unchristlichen, modernen Menschen und Musikers. — Für weitere Kreise entbehrt das Heft wegen seiner Einseitigkeit des Interesses. Ho.

Strecker, Karl: Eine humoristische Tafelstunde. Streifzüge durch die lustige Weltdichtung. Leipzig, Dürr & Weber, 1921. (92 S.) (Zellenbücherei 36.) Geb. 7 M.

Strecker, der Dichter und Kritiker, geht nicht als Neuling an sein Thema heran. Er schöpft aus dem Vollen einer jahrzehntelangen Literatur- und Kunstbetrachtung. Das was er im Plauderton über das Wesen des Humors, über seine Formen in alter und neuer Dichtung erzählt, bleibt deshalb nicht an der Oberfläche und wird so auch anspruchsvolleren Lesern willkommen sein. Volksbüchereien sollten die Anschaffung des kleinen gehaltvollen Buches jedenfalls nicht versäumen. Ko.

Die antike Welt. Ausgewählte Stücke der griechischen und römischen Schriftsteller. In Übertragungen gesammelt und herausgegeben von Gustav Tögel, Reichenberg i. B., Stiepel. (432 S.) 60 M.

Die Auswahl ist nach rein menschlichen Gesichtspunkten getroffen und bietet das noch heute für den modernen Leser Wertvollste aus Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung der Griechen und Römer. Selbst wenn man kein Freund von Anthologien ist, wird man doch in diesem Falle eine Ausnahme machen müssen und dem schlichten Leser nicht vorenthalten, aus dieser dankenswerten Zusammenstellung eine Anregung für Geist und Gemüt zu empfangen, die das Urteil in ihm stärkt, daß alles schon einmal gedacht und empfunden wurde. Unsere Büchereien brauchen solche Kostproben, wenn sie ihre Aufgabe, zwischen Vergangenheit und Zukunft zu verbinden, erfüllen wollen. Wf.

Ziegler, Walter: Nütze die Zeit. Illustrierter Handweiser für Knaben zur Beschäftigung und Fortbildung von Körper und Geist daheim und draußen. Berlin, W. Dobach, 1922. (187 S. m. 280 Abb.) Pappbd. 20 M.

Ein sehr vielseitiges, leider zu seinem Schaden allzu vielseitiges Beschäftigungsbuch. Die Anweisungen zum Basteln bringen viele Anregungen, aber die wenigsten Beispiele sind gründlich durchgearbeitet. Außerdem enthält es noch Gesellschaftsspiele, Rätsel und allerhand bunt zusammengewürfelte interessante Mitteilungen aus aller Welt (in recht schlechtem Deutsch) und schließlich einen kurzen Anhang „Humor und Scherz" von erschreckender Plattheit. Ho.

Zur büchereipolitischen Lage.

In dem kürzlich erschienenen Heft seines „Volksbildungsarchivs" (1/2. 1922) beschäftigt sich Dr. v. Erdberg mit meiner Zurechtrückung seiner Behauptungen in Heft 11, 1921, unserer Zeitschrift. Er tut es mit einer Breite, in der wir ihm schon deshalb nicht folgen können, weil wir — im Gegensatz zu ihm und Hofmann — unseren Lesern *persönliche* Auseinandersetzungen nur in einem angesichts der jeweiligen büchereipolitischen Lage unerläßlichen Mindestumfang bieten zu dürfen glauben. Ich muß mich also mit zwei Stichproben auf die Kampfesweise des Herrn Ministerialreferenten begnügen, zumal diese bereits ein endgültiges Urteil ermöglichen und mir jedes Eingehen auf etwaige neue Versuche Dr. v. E.s, meine Person und dadurch die von mir vertretene Sache und Berufsauffassung zu diskreditieren, erspart werden.

1. Dr. v. E. erklärt, er habe sich niemals um Hofmanns alleinige gutachtliche Berufung nach Flensburg bemüht und bezeichnet meine gegenteilige Behauptung als leichtfertig. Wie er selbst betont, nimmt er damit einen Standpunkt wieder auf, den er schon bei der Charlottenburger Tagung vertreten hatte. Er scheint aus der Tatsache, daß ich damals auf seine Darstellung des Sachverhaltes nicht gründlicher einging, geschlossen zu haben, es sei mir nicht möglich, meine Behauptung zu beweisen. Der Grund dafür, daß ich damals den Sachverhalt zunächst auf sich beruhen ließ, war jedoch gerade der, daß ich hier einen *dokumentarischen Gegenbeweis* führen kann, diesen aber nur in der *Notwehr* und keinesfalls ohne Wissen und Zustimmung des Besitzers des in Betracht kommenden Dokumentes führen wollte.

   Heute ist der Augenblick gekommen, wo ich jenen damals unterdrückten Beweis führen *muß*, und der Empfänger des folgenden Briefes hat mir dessen Veröffentlichung bereitwillig gestattet. Man beachte, daß der Brief am 4. 6. 1921 geschrieben ist, die Flensburger Sitzung aber am 11. 6. 1921 stattgefunden hat. (Alle Eigennamen habe ich, soweit sie nicht für die zur Erörterung stehende Angelegenheit wesentlich sind, durch X Y ersetzt, um keinen Anlaß zu neuen „persönlichen" Erörterungen zu geben.)

Sehr geehrter Herr ...

Herr Dr. X. hat mir über den Inhalt seiner Unterredung mit Herrn Dr. Ackerknecht und seiner Aussprache mit Ihnen Andeutungen gemacht, die mich veranlassen, Ihnen in der Sache persönlich zu schreiben:

Das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat natürlich gar kein Interesse daran, irgendeine bestimmte Persönlichkeit als Führer in der Volksbildungsarbeit nach Flensburg zu bringen. Unser Hinweis auf Herrn Dr. Y. ist nur erfolgt, weil er in unserem Gesichtskreis die geeignetste Persönlichkeit für diesen Posten sein dürfte. Wenn Herr Dr. Ackerknecht einen Fachmann ausgebildet hat, der Schleswig-Holsteiner ist, und wenn dieser sich auch sonst für die Stellung als geeignet erweist, dann würden wir selbstverständlich nichts gegen ihn einzuwenden haben. Ich möchte nur bemerken, daß die Ausbildung allein nicht maßgebend für die Eignung ist. *In wenig anderen Berufen spielt die menschliche Qualität ihrer Träger eine solche Rolle, wie in diesem**), und es ist ein nicht unwesentlicher Teil der Ausbildung, diese menschlichen Qualitäten, die aller-

---

*) Ich habe mir erlaubt, diejenigen Stellen zu sperren, die dem Kenner des Hofmannschen Handels zu kritischer Betrachtung besonders empfohlen werden können.

dings in der Anlage vorhanden sein müssen, zu entwickeln. Darüber hinaus kommt es darauf an, daß der Volksbibliothekar die Technik seines Berufes vollkommen beherrscht. Über diese Technik aber gehen die Ansichten auseinander. Ich weiß nicht, ob es ihnen bekannt ist, daß in volksbibliothekarischen Kreisen ein schroffer Gegensatz besteht. Als Führer dürfen auf der einen Seite Dr. Ackerknecht-Stettin und auf der anderen Walter Hofmann-Leipzig angesehen werden. Ich persönlich stehe auf dem Standpunkt Hofmanns, mit dem ich seit 12 Jahren zusammenarbeite. Dieser Standpunkt ist namentlich in Süddeutschland von den führenden Kreisen allgemein zur Anerkennung gekommen. Er kann kurz dahin charakterisiert werden, daß es darauf ankomme, die Volksbücherei zu einer Vermittlerin zwischen dem Volk und den in dem Schrifttum niedergelegten geistigen Werten auszugestalten und dem einzelnen Leser in einer individualisierenden Arbeit diejenigen dieser Güter zu einem lebendigen Besitz werden zu lassen, die seiner geistigen Lage und seinen Bedürfnissen entsprechen. Demgemäß hat diese Richtung eine besondere Technik ausgebildet, die im weitesten Maß eine persönliche Fühlung des einzelnen Lesers mit dem Ausleihepersonal gewährleistet, die eine Kenntnis des Bildungsganges, der geistigen Lage und der Bedürfnisse des einzelnen Lesers verbürgt. Auf der anderen Seite vertritt Dr. Ackerknecht und sein Anhang den Standpunkt, daß eine Führung des einzelnen Lesers zu bestimmten Büchern hin nicht so notwendig sei, daß sich hier vielmehr alles mehr oder weniger von selbst regele, daß man darum in erster Linie die Bedürfnisse der Leser befriedigen müsse, auch wo sie sich zunächst auf den Kitsch richten.

Es wird nun Hofmann der Vorwurf gemacht, daß er eine Auswahl unter den Lesern treffe und die Masse aus seiner Bibliothek fern halte. Herr Dr. Ackerknecht kennt die Hofmannsche Arbeit aus eigener Anschauung nicht*), ich kenne sie vielmehr sehr genau und weiß, daß das nicht zutrifft. Auch Hofmann will so viele wie möglich als Leser heranziehen, aber nicht indem er ihnen notorischen Kitsch bietet, sondern indem er ihnen Literatur in die Hand gibt, die künstlerischen und literarischen Ansprüchen gerade noch genügt, daneben aber auch die Instinkte befriedigt, die so viele Leser zum Kitsch greifen lassen. Träfe das aber nicht zu, dann würde nach meiner Meinung die wertvollere Arbeit, namentlich in national bedrohten Gebieten, da geleistet werden, wo es gelingt, einen kleineren Teil der Bevölkerung wirklich in eine lebendige Beziehung zum deutschen Schrifttum zu bringen. Denn gerade von diesem kleineren Kreise werden dann die Kräfte ausstrahlen, von denen wir eine Erhaltung und Stärkung des Deutschtums erwarten dürfen. Befriedigt man das Lesebedürfnis möglichst vieler und sucht man möglichst viele heranzuziehen, indem man ihren Instinkten entgegenkommt, dann kräftigt man nach meiner Auf-

---

*) Da Dr. v. E. diese Behauptung mit so großer Bestimmtheit ausspricht, ist anzunehmen, daß sie auf eine ausdrückliche Nachfrage bei Hofmann zurückgeht. Demnach scheint dieser vergessen zu haben, daß ich (vor der Eröffnung der Leipziger Volksbüchereien) einmal eigens auf 2 Tage nach Dresden-Plauen gefahren bin, um mir seine Einrichtungen und seine Arbeitsweise anzusehen. Er selbst war freilich damals verreist, aber seine jetzige Gattin und Leiterin der Leipziger Volksbüchereischule hat mir nicht nur den Betrieb während und außerhalb der Öffnungszeit gezeigt, sondern sich auch über alles Grundsätzliche eingehend mit mir unterhalten. Außerdem habe ich beim Leipziger Bibliothekarstag (Pfingsten 1914) seine Leipziger Musterbücherei bei der offiziellen Führung durch ihn selbst besichtigt. Umgekehrt hat weder Hofmann noch Dr. v. E. jemals meinen Betrieb angesehen, obwohl wenigstens dieser wiederholt in Stettin war, ja sogar 1917 einen dreitägigen Lichtspiellehrgang in unserer „Urania" mitgemacht hat.

fassung diese Instinkte, an die sich dann mit Erfolg auch die wenden können, die keinen anderen Zweck verfolgen, als die Leser zu sich hinüberzuziehen. Ein Leser, der in der Bibliothek Anregung und Spannung sucht, wird, wenn er sie in der deutschen Bibliothek nicht mehr findet, ohne sich irgend welche Gedanken zu machen, in die dänische Bibliothek gehen, wenn sie ihm das Gesuchte gibt. Hofmann hat mit seiner Methode, wie er statistisch nachweisen kann, ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Es ist mir nicht bekannt, daß Ackerknecht irgendwo nachgewiesen hat, in welchem Umfange es ihm gelungen ist, seine Leser vom Kitsch zu einer ernsten Lektüre zu führen.

Hier liegen für die Büchereiarbeit der zweiten Zone schwerwiegende Fragen, die nicht durch die Tatsache beantwortet werden, daß der Führer dieser Arbeit ein Schleswig-Holsteiner ist. Wie gesagt, würden wir es mit Freude begrüßen, wenn sich ein Schleswig-Holsteiner für diese Arbeit fände. Ich bitte Sie aber, doch darauf hinweisen zu dürfen, daß hier die Nationalität der betr. Persönlichkeit nicht in erster Linie nicht in Betracht kommt. Daß er zum Volkstum Schleswig-Holsteins Beziehungen und dafür Verständnis haben muß, versteht sich natürlich von selbst. Ich glaube darum doch, daß wir von dem Plan, den verantwortlichen Männern in der 2. Zone einmal über die Bedeutung und die Aufgaben der Volksbücherei einen Vortrag halten zu lassen, nicht abgehen sollten. Daß ich dafür Walter Hofmann für die geeignetste Persönlichkeit halte, werden Sie nach dem Gesagten verstehen.

Ich habe außerordentlich bedauert, aus S. fort zu müssen und Ihren Vortrag nicht hören zu können. Nach allem, was meine Kollegen mir erzählen, sind die Tage auch weiterhin anregend verlaufen und hat eine gewisse Verständigung doch erzielt werden können.

In der Hoffnung, Ihnen bald wieder zu begegnen

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

gez.: Erdberg.

Konnte ich, dem dieses Schreiben bekannt war, auf der Herbsttagung eine (im Interesse der gewünschten Versöhnung) höflichere und doch den wirklichen Tatbestand nicht verleugnende parlamentarische Form wählen, um Dr. v. E. und denjenigen Kollegen, die im Bilde waren, zu verstehen zu geben, daß jenes Erstaunen Dr. v. E.s über Hofmanns und mein Erscheinen in Flensburg nichts beweise gegen seine Bemühungen um Hofmanns alleinige Berufung? Nun mag der obige Brief an meiner Stelle sprechen.

2. Dr. v. E. berichtet, er habe mir in der Unterredung, die am 13. Juni 1921 zwischen ihm und mir in Gegenwart von Prof. Fritz, Dr. Picht und Dr. Wegener in seinem Amtszimmer stattfand, erklärt, daß er den Darmstädter Kurs nicht subventioniert habe, worauf ich mich zu Prof. Fritz gewandt hätte mit der Bemerkung: „Dann sind wir allerdings falsch unterrichtet." Auch hier kann ich dokumentarisch beweisen, daß seine Darstellung unzutreffend ist, und daß jene Bemerkung, mit der ich allerdings eine für uns ebenso wichtige wie überraschende Mitteilung Dr. v. E.s unterstreichen wollte, vielmehr bei der Erörterung einer ganz anderen Angelegenheit fiel. Ich habe auf der Rückreise von der Berliner Unterredung, also aus der ganz frischen Erinnerung heraus, ein ausführliches Protokoll über sie verfaßt, in dem gerade die in Frage stehende Wendung der Unterredung mit voller Deutlichkeit festgehalten ist. (Dieses Protokoll habe ich schon am übernächsten Tage Prof. Fritz zur kritischen Prüfung und Gegenzeichnung vorgelegt, um so jede Möglichkeit einer Entstellung des Tat-

bestandes durch Erinnerungstäuschungen in aller Form auszuschließen.) Nach jener Niederschrift bezog sich meine Bemerkung zu Prof. Fritz auf die Inkongruenz zwischen dem, was Dr. Winker mir und Prof. Fritz über die Vorgeschichte seiner Teilnahme an dem Hofmannschen Führerlehrgang 1921 erzählt hatte (und übrigens auch nachher bestätigte) und dem, was Dr. v. E. darüber sagte.

Ich glaube es dem unbefangenen Leser getrost überlassen zu können, sich auf Grund dieser beiden Stichproben, sofern ihm der bisherige Verlauf meiner Auseinandersetzung mit Dr. v. E. dazu noch nicht genügende Unterlagen geboten hatte, nunmehr ein endgültiges Urteil darüber zu bilden, warum der Kampf, den Dr. v. E. mit meinem Gedächtnis führen zu müssen glaubt, allerdings aussichtslos ist. Ackerknecht.

Nach meinem „Brief an einen jungen Kollegen" im Heft 11 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift erfahre ich die schärfsten Angriffe Walter Hofmanns und von Erdbergs in den „Heften für Büchereiwesen" und im „Volksbildungsarchiv". Eine Entgegnung auf diese Angriffe hatte ich bereits der Redaktion der „Bücherei und Bildungspflege" übersandt, als heute (20. Mai 1922!) Erklärungen eines Bewerbers um die Zwickauer Bibliothekarsstelle zu meiner Kenntnis gelangen, die mich nötigen, meine bisherige Auffassung der Zwickauer Vorgänge zu berichtigen. Danach kann ich eine unmittelbare Beeinflussung des Zwickauer Büchereiausschusses durch Walter Hofmann nicht als gegeben ansehen. Aber die Natur der dort gestellten Fragen und die Tatsache, daß die Zwickauer Stelle ein Schüler Walter Hofmanns erhielt, werden es vielleicht erklärlich erscheinen lassen, daß mein Gewährsmann und ich mit ihm Vermutungen erlag, die in diesem Falle allerdings unberechtigt waren. Außerdem aber beweist die Vorgeschichte der Wahl in Flensburg (vgl. den Brief von Erdbergs, abgedruckt auf Seite 107 f. dieses Heftes!) daß ähnliche Beeinflußungsversuche stattgefunden haben und gerade darum wieder zu erwarten waren, weil sie mißlangen. Diese Vermutungen waren also nur allzuberechtigt und gar nicht so ungeheuerlich, wie man sie jetzt hinzustellen für gut findet. Zudem sind von Walter Hofmann mit geringerer Berechtigung Zusammenhänge als bestehend angesehen und Behauptungen aufgestellt worden, für die er den Beweis heute noch schuldig ist.

Ich erblicke in den obenerwähnten Angriffen nur den Versuch, den Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit zu verlegen. Denn jedem, der meinen offenen Brief an einen jungen Kollegen ganz gelesen hat, wird es klar sein, daß mir die Zwickauer Vorgänge nur der Anlaß waren, eine bibliothekarische Grundanschauung darzulegen, die von unsern Gegnern dauernd verdreht und verdächtigt wird. Und da Walter Hofmann sehr wohl fühlt, daß seine Theorie gegenüber dieser Berufsauffassung auf die Dauer nicht zu halten ist, bricht er wohlweislich mit dem Abdruck meines Briefes ab, wo das beginnt, was ich bei dieser Gelegenheit der bibliothekarischen Welt positiv zu sagen hatte. Es steht Walter Hofmann schlecht an, über die Vergiftung der bibliothekarischen Atmosphäre zu jammern. Wir wissen wie sie entstanden ist. F. Plage.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Leser haben bemerkt, daß wir immer wieder auf Ausführungen zurückgreifen müssen, die in der „Bildungspflege" gestanden haben. Da es unter den heutigen Verhältnissen unmöglich ist, die dort erschienenen Aufsätze und Mitteilungen aus der Praxis neu zu drucken, haben wir aus den Restbeständen noch einige

Exemplare (mit Titelblatt und Inhaltsverzeichnis) zusammengestellt, bei denen nur das letzte Heft (es hieß seinerzeit Heft 10/12, war aber nur 3 Bogen stark) fehlt, und können sie zum Preise von je 12 M. (ausschließlich der Postgebühr) abgeben. Bestellungen bitten wir zu richten an die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern" Stettin, Grüne Schanze 8.

Alle früheren Schülerinnen der Berliner „Zentrale für Volksbücherei" werden gebeten, ihre jetzige Adresse an Fräulein Lisa Kunstmann in Stettin, Grüne Schanze 8, einzusenden, sofern sie über Drucksachen aus dem Interessenbereich der Berliner Schule, über wichtige Veranstaltungen, über Stellenangebote usw. auf dem Laufenden gehalten werden möchten.

Diplomprüfungen. In der Zeit vom 27. Februar bis zum 3. März 1922 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 27., vom 24. bis zum 29. April die 28. Diplomprüfung statt. An der ersten nahmen 22 Bewerber (2 männliche, 20 weibliche) Teil, von denen folgende 21 die Prüfung bestanden, darunter 4 mit „Gut":

Elisabeth Bassitta	Hildegard Hager	Ilse Marwitz
Käthe Boek	Elfriede Hasse	Gertrud Neumann
Louise Clasen	Frida Kluckhuhn	Anneliese Osterroth
Käte Cohn	Werner Kraft	Katharina Pohl
Grethe Feldmann	Anna Kuckuck	Karla Schmilinsky
Annaliese Groß	Ilse Lau	Erna Schröder
Charlotte Groth	Irmgard Lehmann	Franziska Singelmann.

Zur zweiten Prüfung hatten sich 16 Bewerber (3 männliche, 13 weibliche) gemeldet, von denen folgende 15 die Prüfung bestanden, darunter 7 mit „Gut":

Luise Eckert	Veronika Pfingst	Ferdinand Vogeler
Olga Hallervorden	Irmgard Scheidel	Elisabeth Wernecke
Otto Krzenek	Elisabeth Schwartz	Erna Wiedenfeld
Eugenie Freiin v. Liebig	Mary Stamer	Willy Wilde
Klara Molter	Elisabeth Straßmann	Frida Wittkowsky.

Überblicken wir das im allgemeinen durchaus befriedigende Ergebnis, so müssen wir im einzelnen feststellen, daß die Aufsätze oft noch recht unreif waren, auch in der Bibliographie meist die Anschauung von den Büchern fehlte. Das gedächtnismäßig Gelernte zeigte dagegen fleißige Vorbereitung, auch in den Fächern Stenographie und Geschäftsbriefe genügten jetzt im allgemeinen die Fertigkeiten. Geradezu kläglich aber waren, mit wenigen Ausnahmen, die fast stets durch längere Schulbildung begründet waren, die Leistungen in den Sprachen, und zwar nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Englischen und besonders im Französischen. So spricht alles dafür, daß die Lyzeumsreife nicht die notwendige Vorbildung gewährleistet, daß vielmehr die Forderung eines weiteren Schuljahres günstig wirken würde. Dafür könnte auf eins der beiden Jahre theoretischer Fachbildung verzichtet werden.

Kaiser.

Die nächste **Diplomprüfung** für den mittleren Dienst usw. beginnt voraussichtlich am 5. Oktober 1922. Nähere Mitteilungen folgen später.

Kaiser.

Berichtigung. Das „Volksbildungsarchiv" beschäftigt sich in seinem Januar-Februar-Heft mit der Gründungsversammlung des „Büchereiverbandes" und seinem Rundschreiben an die deutschen Bibliothekare. Es wird dort die Behauptung aufgestellt, man habe im September einen „Schutz und Trutzbund" einer „kleinen Gruppe (!) von gleichgerichteten Bibliothekaren" „gegen die sich um die Leipziger Zentralstelle scharenden Büchereien" gegründet. Demgegenüber muß betont werden: Daß der „Büchereiverband" von vornherein als allgemeiner deutscher Büchereiverband (unter ausdrücklicher Ablehnung seiner Beschränkung auf Preußen) begründet wurde und nicht als einseitige „Kampforganisation", kann schlechterdings nicht besser bewiesen werden, als mit dem Hinweis darauf, daß seine erste öffentliche Kundgebung eben jenes an alle Büchereien gerichtete Rundschreiben war. Ob die im September in Berlin versammelten Bibliothekare nur eine „kleine Gruppe" und nicht vielmehr die Mehrzahl der führenden deutschen Bildungsbibliothekare darstellten, das wird sich kaum objektiv beweisen lassen. Daß Walter Hofmann und seine Anhänger im September nicht eingeladen waren, ist richtig; aber derartige Verbände entstehen doch wohl meist in der Weise, daß sich zunächst Freunde und Gesinnungsgenossen zusammensetzen, über Ziel und Sinn der Gründung beraten und dann erst ihren Kreis der Allgemeinheit öffnen. Wäre man in diesem Fall anders verfahren, so wäre sicher vor lauter grundsätzlichen Erörterungen gar keine Verbandsgründung zustande gekommen. — Zum Schluß will der Artikel des „Volksbildungsarchivs" aus der Teilnehmerliste beweisen, daß auf der Septembertagung Stettin und Berlin mit einem „die Majorität sichernden Gefolge auftraten". Die mitgeteilte Teilnehmerliste scheint das zu bestätigen, gibt aber tatsächlich ein ganz falsches Bild von den Stimmen-Verhältnissen, weil nämlich nicht mitgeteilt wird, daß vor Beginn der Verhandlung in der Geschäftsordnung festgestellt wurde, daß nicht jeder Anwesende, sondern nur jede Bücherei eine Stimme haben solle. Daß danach von einer „Majorität" Berlin-Stettin keine Rede mehr sein konnte, zeigt folgende Gegenüberstellung.

	Anwesend	Stimmberechtigt
Charlottenburg	6	1
Dresden	1	1
Duisburg	1	1
Düsseldorf	2	2
Elberfeld	1	1
Erfurt	1	1
Essen	2	2
Flensburg	1	1
Frankfurt a. O.	2	1
Groß-Berlin (außer Charlottenburg)	9	5
Guben	1	1
Halberstadt	1	1
Kiel	1	1
Lübeck	1	1
Memel	1	1
München	1	1
Oberschlesien	1	—
Stettin	8	1

Homann.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 5/6

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**" erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege
Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 5/6

Der Bildungswert des Kinos.

Von Stadtbibliothekar Dr. Kemp, Memel.

Die Erörterung des Bildungsproblems scheint sich von den letzten rationalistischen Voraussetzungen zu entfernen, die ihm noch aus aufklärerisch gestimmten Zeiten angehaftet haben. Auch die in diesen Blättern unlängst erfolgten Ausführungen Max Wiesers haben das in erfreulicher Weise dargetan. Immer mehr kommt die Erkenntnis zum Durchbruch, daß der Sinn des Bildungsbegriffes in metaphysischen Bedingungen, in der Wirkungskraft absoluter Ideen zu suchen ist, die wir, einem tiefen Wort Hardenbergs folgend, ihrem eigentlichen Wesen nach als religiös geartet bewerten dürfen. Unter dieser Betrachtung erhält auch der Begriff der „Kultur", um dessen Beziehung zur Bildung sich die kulturpolitische Auffassung des „Liberalismus" besonders bemüht hat, erst eine wahrhaft gehaltvolle und schöpferische Bedeutung. Man wird fragen dürfen, wie sich unter diesem Gesichtspunkt der Bildungswert des Kinos verhält, dessen Einschätzung als volkserzieherischer Faktor heute kaum noch auf Widerspruch stoßen, dessen metaphysische Einordnung aber doch wohl einiger Skepsis begegnen wird.

Bei der Prüfung der Sachlage wird man erneut die Frage nach dem Kunstwert des Films aufwerfen müssen. Auch hier wird doch wohl erst eine metaphysische Wertung ein abschließendes Ergebnis bringen können. Wer in der Welt des Films Bescheid weiß, ist darüber unterrichtet, wie geflissentlich eine ernsthafte Diskussion über den Kunstcharakter des Films von den an dieser Frage Meistinteressierten, der Industrie und der Schauspielerschaft, mit dem Hinweis vermieden worden ist, daß hierüber die Akten längst geschlossen und der Kunstwert des Films hinreichend anerkannt sei. Die von der Industrie bestellten Ästhetiker wie Pordes leisten Erkleckliches in der Verherrlichung der Filmkunst. Gerade Pordes bringt es fertig, im Bewegungsmoment, dem Punkt also, der die Filmphotographie von der landläufigen Photographie unterscheidet, das maßgebende Kriterium für die ästhetische Würdigung des Films zu finden. Gegen diese Argumentation hat sich Konrad Lange in seinem letzten Buche „Das Kino in Gegenwart und Zukunft" mit Schärfe ausgesprochen. Die Betonung des Bewegungsmomentes als maßgebend für die künstlerische Einschätzung des Films und damit diese überhaupt lehnt er vom Standpunkt seiner illusionistischen Kunstlehre völlig ab. Das Filmbild erfüllt, wie er ausführt, nicht die Bedingungen, die zum Eintritt der bewußten Selbsttäuschung erforderlich sind. Die Bewegung des Bildes ist ja nicht vorgetäuscht, so daß die Phantasie des Betrachters in einer Weise angeregt werden

könnte, die zum Eintritt der Kunstwirkung gehört, sondern sie ist wirkliche Bewegung, sie ist und bleibt eben Natur.

Dieser Betrachtung, so bestechend sie dem auf dem Boden der Langeschen Kunstanschauung Stehenden erscheinen mag, fehlt die metaphysische Beziehung. Lange spricht nicht von der Kunst, sondern von einem psychischen Vorgang beim Beschauer. Ästhetische Bedeutung erhält seine Kunstlehre nur, wenn man der Überzeugung ist, daß die Wirklichkeit der Natur die einzig mögliche Darstellung der Welt ist. Wenn man das bestreitet, verliert sie jegliche Bedeutung. Diese Theorie legt der Kunst nur einen Sinn im Verhältnis zur Wirklichkeit bei, von einem absoluten Sinn der Kunst weiß sie gar nichts. Vielleicht erklärt sich das daraus, daß sie zu einer Zeit entstand, die zum Kunstwerk als Organismus noch nicht den Zugang besaß wie die heutige, die durch den Expressionismus gegangen ist. Wir sehen oder glauben doch heute zu sehen, daß der Kunst erst dann ihr Recht wird, wenn sie als eine völlig selbständige Formung der Weltinhalte begriffen wird, die — wie Simmel es faßt — „nicht auf Borg von deren anderer Formung lebt, die wir Wirklichkeit nennen". Kunst und Naturwirklichkeit stehen in gar keinem Verhältnis zueinander, auch nicht in dem der Illusion. Beide sind das Gleichnis eines Ewigen, die Welt des Vergänglichen so gut wie die Welt der Kunst. Aber die Wirklichkeit ist die Welt, die wir besitzen und die uns besitzt, die Wirklichkeit sind wir selbst mit aller unserer unerlösten Erdenschwere, — die Kunst ist ein Teil von jener Welt, die wir suchen, wenn wir „Gott" sagen. Und so sind „Religion" und „Kunst" nur zwei Worte verschiedenen Klanges für einen einzigen Sinn von transzendenter Wesenhaftigkeit.

Wenn wir uns nicht scheuen, diese Erkenntnis auf den Film in der Form anzuwenden, wie er heute das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt, so wird festzustellen sein, daß er als Kunst nicht zu bewerten ist. Die Bewegungsphotographie ist nichts als eine andersdimensionale Wirklichkeit, eine Spiegelung der Naturtatsache im Objektiv einer Maschine, nicht im Auge eines Künstlers, eine Technik, kein metaphysischer Akt. Die Projektion der Erscheinungswelt auf die Leinwand hat mit Kunst genau so wenig zu tun wie die Projektion des gesprochenen Wortes durch das Grammophon. Keine Maschine vermag einen Weltinhalt in einer Form zu gestalten, die als symbolhafter Ausdruck einer absoluten Idee gelten könnte. Das Kino ist nie produktiv, immer reproduktiv. Das ist auch dann der Fall, wenn die schauspielerische Leistung an und für sich noch so künstlerisch sein sollte; auch dann liegt hier doch eben nur eine technisch reproduzierte Schauspielerleistung vor. Und mit gutem Grund wird man auch diese als solche nicht für Kunst im wahren Sinne halten können, so lange ihr das Wort fehlt, das die Darstellung des Schauspielers erst mit der geheimnisvollen Kraft der Idee erfüllen kann. Denn die Leistung des Filmschauspielers ist auf eine virtuosenhaft rohe Mitteilungsmimik beschränkt, sie ist unendlich weit entfernt von der künstlerisch gestalteten, rhythmisierten Mimik, wie sie der Tanz als Ausdrucksmittel benutzt.

Wenn gleichwohl von einer „Kunst des Films" gesprochen wird, wie man ja auch von einer „künstlerischen Photographie" spricht, so liegt hier ein willkürlicher Mißbrauch des Wortes vor. Man glaubt einer Illusion der Wirklichkeit gegenüberzustehen — als ob das schon gleichbedeutend mit Kunst wäre — und steht tatsächlich vor einer Illusion der Kunst. Man täuscht Kunst vor, wo keine ist; man zeigt ein Surrogat statt der wahren Form, wie man eine Banknote für Gold ausgibt.

Alles dies gilt für den Film, dessen künstlerische Problematik in unzweideutigster Weise durch das „Filmdrama" dargetan wird, durch diejenige Mischform also von Theater, Literatur und Photographie, die von der Industrie als „Filmkunst" schlechthin ausgegeben wird. Daneben gibt es nun freilich Möglichkeiten der Filmwirkung, die von dem Vorwurf der Kunstwidrigkeit weniger betroffen werden. Das sind die Schattenfilme, die Zeichnungsfilme und die Filme, die, etwa nach dem Muster der nach Entwürfen von W. Ruttmann oder Viking Eggeling erfolgten Aufnahmen, nur gegenstandslose bewegte Form vorführen. Hier liegen tatsächlich Möglichkeiten zur Kunstwendung vor, ja vielleicht entwickelt sich aus dem wahrhaft expressionistischen Formspiel des Eggelingschen Films ein Kunstzweig von ungeahnter Lebensfähigkeit. Der Zeichnungsfilm freilich scheint nur für groteske Wirkungen geeignet zu sein.

Allein das eigentliche Filmdrama werden diese schwachen Möglichkeiten künstlerischer Filmgestaltung nicht zu verdrängen vermögen. Das Filmdrama ist ja nicht deshalb zur Herrschaft gelangt, weil es von Fabrikanten und Schauspielern aus freier Willkür geschaffen wurde, sondern weil es einem bestimmten Geisteszustand der Massen entsprach.

Das Kino hat erst in einer entgötterten, einer religionslos gewordenen Welt festen Fuß fassen können. Der Drang der Massen zum Kino bedeutet nichts anderes als die Bejahung der Wirklichkeit, eine bewußte Einstellung des Blickes auf die gegebene Endlichkeit; hier kommt ein Verlangen zum Ausdruck, die Welt des Tages als eine Tatsache zu empfinden, die dem Leben allein schon sättigenden Inhalt bietet. Die Welt des Kinos zeigt das Leben als Erscheinung ohne das Symbol der Ewigkeit. Daß diese Welt als Inhalt des Erlebens gewollt und gesucht wird, das konnte nur in einer Zeit möglich werden, der das Bedürfnis nach metaphysischen Werten und damit die Fähigkeit der Gestaltung einer religiös durchseelten Kultur verloren gegangen ist. Ein ergreifender Ausdruck für die Kulturlosigkeit unseres Zeitalters zeigt sich ebenso in der Herrschaft des Kinos, das ein kulturschöpferischer Faktor nicht sein kann, da Kino und Kunst, Kino und Religion Dinge sind, die einander ausschließen. In der antiken Schaubühne, im Mysterienspiel des Mittelalters fand eine mit Kulturbewußtsein durchsättigte Zeit Sammelpunkte für diejenigen geistigen Kräfte, die eine Volkheit unter einem absoluten Wert gemeinschaftsbildend zusammenfaßten, — damals ein Suchen nach Gott, ein sehnsüchtiges Verlangen nach Erlösung von der Welt durch die Kunst, heute im Kino die

Vergötzung der Wirklichkeit, die so wie sie ist ohne Gott ist. Nicht mehr vom Theater geht heute die soziologische Wirkung aus, die imstande ist, in einer von der Gewalt der Idee beherrschten Menge den Gemeinschaftsgedanken so nachhaltig zu wecken, daß die Bühne zum Mittelpunkt eines ganz großen Zeit und Raum überspannenden Kulturorganismus würde. Eine soziologische Wirkung als Massenfaktor übt heute nur noch das Kino aus. Aber es gehört der ganze Zynismus eines Filmfachmanns dazu, in dieser Tatsache einen unschätzbaren Vorzug des Kinos zu sehen, das damit das Theater und alle gemeinschaftsbildenden geistigen und künstlerischen Faktoren in den Schatten stellt, ja letzten Endes überflüssig macht. Es wird dabei geflissentlich übersehen, daß dieser soziologischen Wirkung jede metaphysische Beziehung fehlt, daß das Kino gerade hierdurch nicht einen Ausdruck der Kultur, vielmehr einen Ausdruck der Unkultur darstellt.

Bei dieser Lage der Dinge dürfen wir nicht mehr an der Frage vorübergehen: Haben wir denn überhaupt ein Recht, den Film in den Dienst der Bildungspflege zu stellen? Verfehlen wir uns nicht vielleicht gerade gegen den Geist unserer Bildungsarbeit, wenn wir der Pflege des Lichtspiels das Wort reden und damit einer Vergötzung der ideenlosen Erscheinungswelt Vorschub leisten?

Zu einer durchaus positiven Beantwortung dieser Frage werden wir gelangen können, wenn wir bei der bildungspfleglichen Einschätzung des Kinos den Begriff der Filmkunst und der Kunst überhaupt mit voller Absicht fallen lassen. Wir werden den Film als Helfer bei unserer Bildungsarbeit sogar mit Genugtuung willkommen heißen, weil er Faktoren pädagogischer Art enthält, die zur Einwirkung auf die Massen durchaus mit Nutzen zu verwerten sind. Das mag paradox klingen, denn wir sahen ja eben, daß das Verhältnis, in dem die Masse zum Film steht, in verhängnisvollster Weise durch seine kulturwidrige Eigenart bedingt ist. Wir dürfen indessen nicht übersehen, wie reich und tiefgehend die Wirkungen sind, die der Film nach der Seite des gefühlsmäßigen Erlebens auszuüben vermag. Das Gefühlsmoment ist nun nicht etwa unmittelbar ein schöpferischer Bildungswert, aber es bietet sich in seiner starken Betonung als ein hervorragendes Mittel, den Menschen der Masse der bildungspfleglichen Arbeit zugänglich zu machen. Haben wir doch in ihm den Typus des unkünstlerisch, zum mindesten vorkünstlerisch empfindenden Menschen vor uns, auf den der jedes Kunstwertes leere Film mit suggestiver Anziehungskraft wirkt, während sein Eindruck auf den künstlerisch reifen Menschen nur abstoßend sein kann. Die Anziehungskraft ist so außerordentlich groß, weil sie Instinkten entgegenkommt, mit denen wir bei aller ihrer Gebundenheit nicht ernst genug rechnen können. Daß jede Bildungsarbeit von psychologischen Voraussetzungen auszugehen hat, daß wir in ihnen den Punkt vor uns haben, an dem die Praxis beginnen muß, wenn sie zu dem idealen Ziel der Erschließung metaphysischer Werte gelangen will, das ist so oft und so eindringlich gesagt, daß sich weitere Hinweise erübrigen.

In diesem Zusammenhang erweitert sich das Bildungsproblem zu einem Bestandteil der sozialen Frage. Wir haben so viel vom Hunger der Massen nach Wissen gehört; die Volkshochschule sollte eine Erfüllung für ihn bringen. Sie wurde eine Enttäuschung, weil sie den Hunger nach Durchsättigung mit Gefühlswerten, der viel stärker ist als der Hunger nach Wissen, ungestillt ließ. Die Masse, die seit Generationen unter der Herrschaft der Maschine gestanden und damit eine öde Mechanisierung des Innenlebens erfahren hat, hat genug von der Ratio. Die Religionslosigkeit des modernen Menschen, soweit er der Masse angehört, ist eine seelische Not, aus der wir ihm herauszuhelfen haben. Wir sollen ihm zeigen, daß er überhaupt noch die Kraft zum gefühlsmäßigen Erfassen, zum seelischen Erleben besitzt, daß in ihm noch nicht jede Fähigkeit hierzu durch die von allen Seiten eindrängenden rationalistischen Einflüsse der Großstadt erwürgt worden ist. Wir haben ihm den Mut der Überzeugung zu verschaffen, daß er an seiner Seele sündigt, wenn er sich an der ideenlosen Vergötzung der Erscheinungswelt, wie sie der Film predigt, schales Genüge sein läßt. Diese Aufgabe wird nicht gelöst, wenn Kino und Masse in demselben Verhältnis zueinander stehen bleiben, in dem sie bisher standen. Denn dann vermag nur die Seite des Kinos ihren Einfluß zu üben, die unmittelbar kulturwidrig, also bildungsfeindlich ist. Die gefühlsmäßige Wirkung bleibt durchaus dumpf und gelangt über die Befriedigung roher Instinkte nicht hinaus. In diesem Fall behält der unkünstlerische Charakter des Kinos durchaus das Übergewicht. Das Schwergewicht wird sich nach der Seite der pädagogisch fruchtbaren Gefühlseinwirkung erst dann verschieben, wenn die hierfür in Frage kommenden Faktoren ganz stark betont und ganz rein von allen trüben Bemischungen zur Geltung gebracht werden. Mit anderen Worten: Wenn an die Stelle des verlogenen Kunstsurrogats, das mit parvenühafter Wichtigtuerei als „Filmdrama" gepriesen wird, die ehrliche Schlichtheit der Filmerzählung tritt, die nichts anderes will, als zum Herzen sprechen. Hier beginnt die Praxis der Lichtspielbühne. Es wird dann der Augenblick kommen, in dem das bisher gewaltsam niedergehaltene Bewußtsein für die unerschöpfliche Fülle einer neuen Art des Erlebens auch das Bedürfnis nach einer Aufnahme andrer Formen des geistigen und seelischen Erfassens mit sich führen wird, die das Kino schon nicht mehr zu geben vermag. Die Abkehr vom Kino wird diejenigen, die überhaupt imstande sind, aus dem Stadium des unkünstlerischen oder vorkünstlerischen Erfassens herauszutreten, den Bildungseinrichtungen zugänglich machen, die auf der Basis des gefühlsmäßigen Erfassens weiterbauend die Einsicht in den Sinn der Ideen und in das Walten metaphysischer Faktoren vermitteln.

Das Kino ist nicht ein zufälliges Glied im Kreise der bildungspfleglichen Arbeitsmethoden, das man beliebig herausnehmen oder hinzufügen könnte. Das beste Reformkino ist zur Unfruchtbarkeit verurteilt, wenn es isoliert arbeitet. Es gehört nicht nur als eine notwendige und unentbehrliche Folgerung in den Rahmen der Bildungs-

einrichtungen hinein, sondern es ist ohne diese als ein Bildungsfaktor, der ernste Beachtung verdient, überhaupt nicht denkbar. Das Kino als eine Stätte ansehen, die allein aus sich heraus schon imstande wäre, eine segensreiche Förderung für die Vielen, Allzuvielen zu bedeuten, die den Weg zum Glauben an die Idee und damit an den göttlichen Geist in den Erscheinungen der Welt verloren haben und doch im Tiefsten ihres Wesens nach einer Erneuerung aus dem Geist und aus der Idee heraus dürsten, heißt seine Bedeutung verkennen, seine Möglichkeiten sinnlos überschätzen. Das Kino ist eine Vorstufe und ein Übergang, eine Stätte der Erweckung und der Belebung. Ob wir vom Kino zu den höher gearteten Bildungseinrichtungen, wie Volksbühne, Volksbücherei, Volkshochschule, Vortragsgemeinde es sind, hinüberleiten können, hängt ab von der Werbekraft, die wir als rechte Hüter des Bildungsberufes diesen gegeben haben. Sie wird ihnen in dem erforderlichen Maße innewohnen, wenn wir unser Amt als das einer „weltlichen Seelsorge" richtig verstanden und verwaltet haben.

Die Weltstellung der spanischen Sprache und Literatur.

Von Prof. Dr. Victor Klemperer, Dresden.

Bald nach dem Beginn des Weltkrieges machte sich in Deutschland eine kräftige Strömung für die Pflege des Spanischen bemerkbar, und diese Strömung ist seitdem immer mehr angewachsen. Besonders rührig wirkt der Verband „Deutschland-Spanien", der eine Reihe von Ortsgruppen umfaßt; die in Hamburg erscheinende Zeitschrift „Spanien" betont neben den Dingen der Wirtschaft das Kulturelle überhaupt, gewährt auch dem eigentlich Literarischen einigen Raum; die Hamburger Universität tut sehr viel für das Spanische, ihr Romanist Bernhard Schädel widmet sich gerade diesem Zweige seiner Wissenschaft mit besonderem Eifer; etliche jüngere Dozenten anderer Universitäten machen aus dem Spanischen ihr Spezialgebiet, und in die Schulen, und keineswegs nur in die Handelsschulen, dringt es immer mehr als fakultatives Unterrichtsfach ein. Ein „deutsch-spanischer Tag", den der genannte Verband in diesem Januar in Dresden veranstaltete, vereinte Männer der Politik und des Handels mit denen der Schule und des Buchverlages, und Schulfragen wurden genau so ausführlich erörtert wie kaufmännische und industrielle. Wovon man freilich kaum sprach, das war die spanische Literatur, und am spärlichsten vertreten waren die eigentlichen Wissenschaftler. Professor Schädel, der ein Referat über die Stellung des Spanischen an den Universitäten und Schulen hielt, und ich selber als Romanist der Dresdener Technischen Hochschule — sonst niemand aus unserer Berufsgruppe. Dabei hatten wir eigentlich Grund, alles, was hier mit maßvoller Sachlichkeit gefordert wurde, als eine erfreuliche Bemühung um die Bereicherung unseres Gebietes und der deutschen Bildung überhaupt zu begrüßen. Man verlangte den Ausbau der Bibliotheken nach der spanischen Seite hin, vermehrte spanische Lektorate an den Hochschulen und eine gute und geordnete Vorbildung der Lehrer für das Spanische.

Und dennoch ist das zweifelnde Abseitsstehen nicht nur der „reinen Wissenschaftler", sondern vieler, denen Bildung mehr bedeutet als das ausschließlich Praktische und das unmittelbar dem Tage und dem in Geldwert umzurechnenden Gewinn Dienendes, sehr wohl zu verstehen und nicht so ganz zu verwerfen. Eine feine Scheu mag mitgewirkt haben, die Bildung hier im Schlepptau des Praktischen zu finden,

wenn nicht gar als das ideelle Mäntelchen, unter dem sich höchst robuste und freilich auch höchst notwendige Interessen jedem kundigen Blick gewissermaßen offener zeigen als in ganz unbekleidetem Zustand.

Wie ist denn diese neue Renaissance des Spanischen in Deutschland zustande gekommen? Doch nicht aus der Begeisterung für das Schöne und Geistige, die Herder zum Cid und die Romantiker zum spanischen Drama und Roman geführt hat. Sondern im Anfang war der immer gewaltiger anwachsende Handel, mit Südamerika vor allem. Und dann kam die abwürgende Not des Krieges. Spanien blieb neutral, und auf Spanien und das spanische Amerika richteten sich die Handels- und industriellen Hoffnungen nach dem Zusammenbruch und Friedensschluß. Nun trat auch zum rein Praktischen und unmittelbar Lebenswichtigen ein Ideelles, das aber dem reinen Bildungswollen noch schroffer gegenüber stand, als es jene Handelsinteressen taten. Spanien hatte sich neutral und fast freundschaftlich verhalten, als wir ganz von Feinden umgeben waren; so erntete es Dankbarkeit. Will man ganz offen sein, so war allerdings auch dieses schöne Gefühl nicht ganz lauter golden. Spanien hat manch ein Mal unter Frankreich gelitten, wie Deutschland jetzt unter Frankreich leidet. Indem man Spanien pries und seine Verdienste möglichst hervorhob, kränkte man Frankreich, drückte man französisches Verdienst auf eine tiefere Stufe. Man lobte Spanisches, um implizite Französisches herabzuwürdigen. Das war kein gerechtes Abwägen, sondern indirekter Ausdruck leidenschaftlicher Verbitterung. Und sogleich setzte sich das in praktische Folgerungen um. Wozu die Sprache unserer schlimmsten Feinde durch die Schulen verbreiten, und die Sprache unserer Freunde aus ihnen ausschließen? Es gibt heute allerhand Heißsporne, zu denen freilich, soviel ich sehe, kein Wissenschaftler und kein Schulmann zählt, die das Französische glattweg aus den Schulen ausgeschlossen und durch das Spanische ersetzt wissen wollen. Erscheint dieses Extrem allen Fachkundigen als Unfug, so neigen doch ungemein viele dazu, dem Spanischen in der deutschen Bildung (auf Schulen, Handels- und Hochschulen, in den Bibliotheken, durch Vereine, Reisemöglichkeiten usw.) einen weitaus größeren Platz einzuräumen, als dies bisher der Fall war.

Man sieht, die Gründe hierfür sind nicht im Bildungsbestreben an sich, sondern in wirtschaftlichen Notwendigkeiten, politischen Nützlichkeiten und politischen Gefühlswallungen zu suchen. Deshalb braucht aber der Wissenschaftler und Bildungsfreund der Bewegung nicht feindlich gegenüber zu stehen. Bringt sie ihm Bereicherung, so kann er sie begrüßen, auch wenn sie aus einem anderen Quellengebiet strömt als dem der reinen Wissenschaft — zumal es sich doch nur um ein anderes und nicht etwa um ein irgendwie schlechteres Quellgebiet handelt. Und Bereicherung bringt sie uns fraglos, das ergab sich aus jenen vorsichtigen Forderungen des deutsch-spanischen Tages. Fragt sich nur, ob mit der Bereicherung nicht eine Schädigung verbunden sein kann. Ob man nicht doch vielleicht Wichtigeres zugunsten des leidenschaftlich begehrten Neuen in den Hintergrund drängen könnte — denn schließlich verfügen die Schulen nur über ein bestimmtes Maß an Zeit, und die Bibliotheken über ein bestimmtes Maß an Geld, und schon meldet sich neben dem Spanischen das Russische, und morgen kann sich das Japanische melden.

So läuft denn bei sachlicher Betrachtung alles auf die Fragestellung nach der Geltung des Spanischen (spanische Sprache und Literatur) innerhalb dessen hinaus, was man die Weltgeistigkeit nennen könnte. Eine Antwort in Bausch und Bogen wäre Phrase. Man muß reinlich zergliedern, und auch mit der Scheidung in „praktisch" und „ideell" läßt sich nicht völlig durchgreifen.

Über die Stellung der spanischen Sprache innerhalb der romanischen Philologie braucht hierbei nicht geredet zu werden. Denn einmal kann einem Sprachforscher der primitivste Negerdialekt wichtiger sein als die gebildetste Sprache, und

zum andern weisen die reichen Tochtersprachen des Lateinischen alle so kostbare Eigentümlichkeiten und wiederum so merkwürdige Verwandtschaften auf, daß der eigentliche Linguist unmöglich eine von ihnen auf Kosten der andern vernachlässigen oder gering schätzen kann.

Aber die spanische Sprache im nicht-philologischen, im praktischen Sinn: Man sagt, mit seiner Herrschaft über Südamerika stehe das Spanische an Ausdehnung gleich hinter dem Englischen und weit vor dem Französischen. Das ist wahr und auch wieder nicht so ganz wahr. Der Statistik haftet leicht etwas Trügerisches und Dirnenhaftes an. Wenn man den Wirkungskreis des Russischen bedenkt, wenn man das Chinesische in Betracht zieht, oder wenn man auch nur überlegt, wie stark das Französische noch im nahen Orient dominiert, und welche herrschende Stellung es, vom Räumlichen abgesehen, im Politischen und Gesellschaftlichen neben und bisweilen vor dem Englischen hat, so wird man doch sehr zweifelhaft werden, welchen Platz man der Ausdehnung nach dem Spanischen anzuweisen habe. Schulmännisch und damit auch bibliothekarisch praktisch gesprochen, kommt es darauf an, wo sich die betreffende Schule und Bücherei befindet. In Bremen wird dem Spanischen der Platz zukommen, der in Königsberg etwa dem Russischen, in Köln dem Französischen, in München dem Italienischen gebührt. Das ist auf der Dresdener Tagung von besonnenen Schulmännern mit Nachdruck betont worden.

Nun schiebt sich aber in die Frage der praktischen Bewertung, die also ganz relativ zu beantworten ist, sofort eine mehr ideelle, die nach dem erzieherischen Wert des Spanischen. Auch hier ist natürlich wieder mit Urteilen wie „reich" und „arm", „schön" und „unschön" gar nichts anzufangen. Die Schule vermag unter dem Lernenswerten nicht einmal das Notwendigste auszuwählen, sie wird sich in allen Fächern an das zu halten haben, was dem jungen Menschen die besten Grundlagen zu späterer eigener Fortbildung gewährt. Auf dem Gebiete der westlichen Sprachen ist nun fraglos, wie ja so oft in geistigen Dingen, das Unpraktischste das eigentlich Praktische; wer in den Schuljahren Latein getrieben hat, wird sich später der romanischen Sprachen mehr oder minder autodidaktisch oder doch bei geringer und nicht allzu zeitraubender Anleitung bemächtigen können. Weshalb mir denn auch vom praktischen Gesichtspunkt aus der Sturmlauf gegen den Latein-Unterricht in den höheren Schulen eine Torheit zu sein scheint. Wo aber die Schüler unmittelbarer und rascher dem Praktischen zugeführt werden müssen, da tritt für die westlichen Sprachen das Französische an die Stelle des Lateins. Es erfordert längere Lehre als das Italienische und Spanische, es bietet dann aber auch Anhaltspunkte für die Erlernung dieser weiteren Sprachen. Sehr charakteristischer Weise waren sich in Dresden alle Schulmänner darüber einig, daß man keineswegs das Französische zugunsten des Spanischen aus dem Lehrplan entfernen dürfe. Sie wollten allenfalls dem Spanischen einen Platz neben dem Französischen einräumen, aber erst in höheren Klassen, nachdem die Grundlagen im Französischen vorhanden seien.

So läßt sich praktisch und pädagogisch-praktisch kein durchschlagender Grund für eine gleichmäßige überstarke Betonung des Spanischen in unserm allgemeinen Bildungswesen finden. Man wird in Fach- und Handelsschulen der gegenwärtigen Wirtschaftslage entsprechend ein größeres Gewicht darauf legen müssen; ein Umsturz der allgemeinen Schulpläne aber wäre verfehlt.

Ich habe diese Betrachtung in den Vordergrund gestellt, weil es ja jetzt mehr als je üblich ist, auf die praktische Richtung unseres Bildungswesens zu dringen. Da ich aber daran festhalte, daß im Geistigen das Praktische allzuoft das Kurzatmige und Kurzsichtige und somit das Unpraktische ist, so scheint mir für die Stellung des Spanischen innerhalb unserer Allgemeinbildung schließlich doch die eine Frage von ausschlaggebender Bedeutung, was es literarisch zur Gesamtsumme des geistigen Menschheitsbesitzes beigesteuert habe. (Man darf sich ohne Einseitigkeit

auf die Fragestellung nach dem literarisch-künstlerischen beschränken, weil die Werke der anderen Künste ohne Sprachkenntnisse, die Werke der Wissenschaften auch in Übersetzungen genossen werden können, weil nur das Dichterische immer seiner eigenen Sprache verkettet ist wie die Seele dem Körper.) Und hier werde ich mich zwar auch gewiß vor dem verbreiteten Unfug subjektiver Zensurenerteilung hüten; aber eine zeitliche und quantitative Rangordnung läßt sich mit unumstößlicher und objektiver Gewißheit aufstellen.

Da liegt es denn so — und bestreiten kann es nur verzerrender politischer Haß, wie er den Franzosen oft genug ins wissenschaftliche Handwerk gepfuscht hat und den Deutschen begreiflicher-, aber deshalb noch längst nicht erfreulicherweise, neuerdings den Blick zu verwirren beginnt — es liegt so, daß als literarische Erben der Römer unter den lateinischen Völkern die Franzosen zuerst hervorgetreten sind, daß die Franzosen unter den Lateinern die längste Zeit die Führenden waren und diese Führung auf literarischem Gebiet heute mehr als jemals besitzen. Frankreich, das Provenzalen- und das eigentliche Nordfranzosentum, hat zuerst nach dem Verfall der Antike, den Wirren und den germanischen Befruchtungen der Völkerwanderung lyrische, epische, dramatische Formen unter den westlichen Völkern ausgebildet und damit die stärksten Wirkungen auf Italien und Spanien hervorgebracht. Keine göttliche Komödie wäre denkbar ohne die Provenzalen und kein Cid ohne die Chansons de Geste. Bis ins 14. Jahrhundert war Frankreich die Führerin der Romania. Dann, im Zeitalter der Renaissance, riß Italien die geistige Vorherrschaft an sich, aber als die Gegenreformation siegte, als Tasso im Irrenhause dem Tod entgegendämmerte, da trat Frankreich wieder an die erste Stelle, Frankreich, das auch in den Zeiten des Zurückgedrängtseins vom Rosenroman bis auf Rabelais' Dichtung, Werk um Werk geschaffen hatte, und gab diesen vordersten Platz innerhalb der Romania nie wieder auf. Das Jahrhundert des Sonnenkönigs, das Jahrhundert der Aufklärung, das Jahrhundert der Romantik, des Positivismus und der Neoromantik sah und sieht Frankreich als die literarische Führerin des Westens. Während der noch immer dauernden Kriegsjahre hat man in ernsten deutschen Zeitschriften lesen können, die Franzosen besäßen überhaupt keine Dichtung im eigentlichen Sinn. (Ich denke vor allem an einen vielbeachteten Aufsatz Hofmüllers in den „Süddeutschen Monatsheften".) Woran das einzig Richtige ist, daß sie keine germanische Dichtung besitzen, weil sie eben Franzosen sind, in denen die ungeheure staatliche Wucht des Römischen die germanischen Wesensteile ins Romanische umgebildet hat.

Italien besaß die Führung des romanischen Geistes in all den Jahrhunderten nur jenes eine Mal, Spanien nie. Es übte mächtige politische und kulturelle Wirkungen, auch starke literarische Einzeleinflüsse aus, aber es führte nicht buchstäblich und in umfassenden Sinn. Es blieb immer ein mittelalterlicher Staat, es blieb bei aller grandiosen Eigenart im letzten doch immer Frankreich und Italien verschuldet. Damit ist nicht gesagt, daß Spanien nicht seine eigene gewaltige Dichtung hervorgebracht hätte; seine große Dramatik, sein „pittoresker" Roman und der „Don Quichote" fanden Weltwirkung. Sie wirkten auch mehr oder minder unmittelbar auf die benachbarte französische Literatur ein, ohne ihr freilich derart die Führung abzunehmen und ein spanisches Joch aufzulegen, wie Italien im 16. Jahrhundert die Franzosen italianisierte. Und so darf und muß man wohl — noch einmal und wohlgemerkt: ohne Zensurerteilung! — eine Rangordnung unter den großen romanischen Literaturen aufstellen: die französische steht an erster Stelle, an zweiter die italienische und die spanische an dritter.

Für Deutschland dürfte diese Rangordnung auch noch aus einem anderen Grunde gelten, in dem sich wieder ideelle und praktische Elemente unlöslich verschmelzen. Man darf nie vergessen, daß zwischen Deutschland und Spanien in jeder

Beziehung — geographisch, politisch, geistig — Frankreich liegt; romanische geistige Einwirkungen sind uns aus Frankreich immer, aus Italien mehrfach, aus Spanien höchst selten unmittelbar gekommen.

Bei alledem war es eine wundervolle Bereicherung, als die Romantiker in rein geistiger Bestrebung die spanische Dichtung so recht eigentlich für Deutschland entdeckten. Und bei alledem wollen wir uns herzlich freuen, wenn nun — sei es auch aus anderen Anlässen — unsere Bibliotheken, Schulen und sonstigen Bildungsanstalten spanischen Zuwachs erfahren, wenn uns die spanische Geistigkeit wieder näher rückt. Aber wir wollen uns vor einer peinlichen Gefahr hüten, indem wir sie recht deutlich bezeichnen: nur keine Hymnen auf Spanien singen, weil man von Frankreich nichts mehr wissen will! Niemand würde eine solche gewaltsame Umkehrung der tatsächlichen geistigen Ordnung befremdlicher finden, als gerade der gebildete Spanier; auch würde er sich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, aus welchen allzumenschlichen Beweggründen diese Umkehrung hervorginge.

Bericht über den 3. Volksbüchereilehrgang für die Provinz Pommern.

Vom 22.—24. Mai fand in den Räumen der Stettiner Stadtbücherei der 3. Lehrgang für Leiter und Mitarbeiter pommerscher Volksbüchereien statt. Wie bei den Kursen im Jahre 1916 und 1919 lag die Vorbereitung und Leitung wiederum in den Händen des Leiters der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern, des Büchereidirektors Dr. Ackerknecht. Trotz der hohen wirtschaftlichen Belastung, die nur für wenig Teilnehmer und noch dazu in unverhältnismäßig geringem Maße durch Reisebeihilfen von Seiten des Ministeriums behoben werden konnte, war die Teilnehmerzahl erfreulicherweise recht groß (69, darunter die Leiter der Volksbüchereien in Schwerin und Neubrandenburg als Gäste). Hierin offenbart sich einerseits die wachsende Einsicht in die Bedeutung des bildungspfleglichen Wertes der Volksbüchereiarbeit, andererseits darf darin ein Vertrauensbeweis für die sachkundige und zielsichere Arbeit des Leiters der Beratungsstelle gesehen werden. Ihr Arbeitsfeld hat sich auch, unterstützt durch verständnisvolles Entgegenkommen seitens des Oberpräsidiums und in innigem Zusammenhang mit dem auf dem 2. Lehrgang gegründeten Verband pommerscher Volksbüchereien, zunehmend verbreitert und hat eine intensivere Durcharbeitung erfahren. Von nicht abzuschätzender Bedeutung erweist sich dabei die mehr und mehr sich vollziehende Arbeitsgemeinschaft mit den Kreiswohlfahrtsämtern, von denen bereits eine Anzahl dem Verbande angeschlossen sind. Aus der Erkenntnis dieser Sachlage heraus rückte Dr. Ackerknecht die Frage der Wanderbücherei zusammen mit der immer dringlicher werdenden wirtschaftlichen Existenzfrage des gesamten Volksbüchereiwesens in den Mittelpunkt des Lehrganges. Über allen Vorträgen stand als Leitgedanke „Aus der Praxis für die Praxis“.

In seinem ersten Vortrage über die „Anschaffungspolitik der kleinen Bücherei“ berührte Dr. Ackerknecht zunächst als eine Vorfrage der Anschaffungspolitik die Beschaffung der Mittel. Bei der Kernfrage des Themas, der Bücherauswahl, besprach er deren sachgemäße Erledigung nach ihren technischen (bibliographischen) und wirtschaftlichen (buchhändlerischen) Vorbedingungen. Der zweite Hauptteil des Vortrages umfaßte sodann die bildungspfleglichen Vorbedingungen und Ziele der Anschaffungspolitik. „Die Bücherauswahl ist bedingt durch die Leserschaft, die man hat und durch die Leserschaft, die man haben möchte (oder besser: die eine dem Gesamtvolk dienende Bücherei haben muß), beidemal selbstverständlich im Sinne bildender Einwirkung“ (d. h. Schaffung eines individuellen geistig-seelischen

Harmonieverhältnisses). Die Anwendung dieses Leitsatzes auf die Belletristik und auf die belehrende Literatur wurde jeweis für sich betrachtet. (Vgl. auch die Leitsätze von Dr. Ackerknecht in der „Bildungspflege", Jg. 1, Seite 66, wo die Rolle der Belletristik für die geistig weniger differenzierte Leserschaft der kleinen Bücherei hervorgehoben ist.) Zur Ergänzung der belehrenden Literatur hielt der Vortragende die Schaffung einer Provinzialwanderbücherei („Landeswanderbücherei") für eine dringende Forderung. — Lehrer Ewan (Bütow) ging in seinem Vortrag über „Die kleine Bücherei als Werbestelle für den Eigenbesitz von Büchern" von der Feststellung aus, daß nur im Eigenbesitz das Buch seine volle und dauernde Bildungswirkung ausüben könne und daß es also, grade auf dem Lande, eine Aufgabe der öffentlichen Bücherei sei, den Wunsch nach Eigenbesitz guter Bücher planmäßig zu wecken und zu seiner Befriedigung behilflich zu sein. Als bewährte Mittel dazu empfahl er aus vielfacher eigener Erfahrung außer der üblichen literarischen Einzelberatung an der Ausleihe das Auslegen guter Bücherverzeichnisse, möglichst mit Charakteristiken, den Verkauf von Kleinbüchern in der Volksbücherei und nach Vorlesestunden, die Veranstaltung von Verkaufsausstellungen, besonders vor Weihnachten, und die Versorgung der Ortspresse mit anregenden Hinweisen auf einzelne Bücher und Büchergruppen. — Die „Jugendschriftenausstellung" am Nachmittag des ersten Tages gab ein praktisches Beispiel für die Erfüllung der Vorbedingungen für die Anschaffungspolitik kleinerer Büchereien. Die belletristische Literatur war nach Bilderbüchern, Märchen, Sagen und Abenteuergeschichten (einschl. historische Erzählungen) gruppiert. Für die belehrende Literatur war auf Lebensbeschreibungen besonders Bedacht genommen. Auch die aus Kleinbüchern nach verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellten Schriftenreihen, die zu billigen und ansprechenden Sammelbänden vereinigt waren, fanden bei den Teilnehmern großen Anklang. Auch die Vorlesestunde des Abends, in der drei humoristische Erzählungen niederdeutscher Färbung zu Ghör gebracht wurden, gab ein praktisches Beispiel für die Erregung des Wunsches ein Buch zum Eigenbesitz zu erwerben.

Der zweite Vortrag von Dr. Ackerknecht über „Wanderbüchereien" kann hier übergangen werden, da demnächst ein Aufsatz des Vortragenden in der B. u. B. erscheinen wird, der sich inhaltlich mit dem Vortrage deckt. Als praktisches Ergebnis des Vortrages ist die Anbahnung einer engeren Fühlungnahme der Beratungsstelle mit den Kreiswohlfahrtsämtern zu verzeichnen, von denen eine Anzahl Vertreter an dem Lehrgange teilnahmen. — An Stelle des Vortrages über „Buchkritik", der wegen Erkrankung des Vortragenden (Dr. Homann) ausfiel, fanden kurze, lehrreiche Darlegungen der Herren Ewan (Bütow), Kasten (Köslin), Köppen (Pyritz), Schmidt (Stolp) und Strenge (Schwerin) über das in ihrer Bücherei jeweils gebräuchliche Ausleiheverfahren statt. Der Vorschlag von Dr. Ackerknecht, dieses Thema zum leitenden Thema des nächsten Lehrganges zu machen, fand allseitige Zustimmung. — Über die Entstehung und Einrichtung der Stettiner „Einkaufsstelle" gab ihr Leiter, Herr Rosin, einen ausführlichen Überblick. Die seit Anfang des Jahres 1921 bestehende gemeinnützige Einkaufsstelle der vereinigten Büchereiverbände sucht der immer lebensgefährlicher werdenden Notlage der volkstümlichen, insbesondere der kleineren Büchereien dadurch zu begegnen, daß sie den Büchereien durch besondere Vereinbarungen mit dem deutschen Buchhandel wesentlich verbilligte Bücher zuführt. Vorzugsweise steht die Einkaufsstelle mit den kulturell führenden Verlegern in Verbindung, die an der Erstarkung der Büchereien Anteil nehmen und in den Volksbüchereien eine Werbekraft für den Eigenbesitz von Büchern in breiten Volksschichten erblicken. Aus den Darlegungen des Vortragenden und aus eigener praktischer Fühlungnahme mit dieser Einrichtung gewannen die Teilnehmer die Überzeugung, der sie auch in einer Entschließung förmlichen Ausdruck verliehen, daß

die segensreiche Arbeit der Einkaufsstelle im Interesse des gesamten deutschen Volksbüchereiwesens unter allen Umständen fortgeführt werden müsse.

Der Vortrag von Rektor Polensky (Greifenhagen) über „Volksbücherei und Volksschule" wird im nächsten Heft der B. u. B. zum Abdruck gelangen. Zu diesem Vortrage bildete der Vortrag von Dr. Braun über „Volksbücherei und Volkshochschule" eine Ergänzung. Unter Auswertung der Stettiner Erfahrungen legte der Vortragende die Beziehungen zwischen diesen beiden Einrichtungen ihrem bildungspfleglichen Werte nach dar und wies ihre engste organische Wechselwirkung nach. Da die kleine Bücherei aber aus Mangel an Mitteln nicht den Bedürfnissen der Volkshochschule gerecht zu werden vermag, so kam der Vortragende auch seinerseits auf die Forderung einer Landeswanderbücherei hinaus.

Von den praktischen Ergebnissen des Lehrganges, die in der abschließenden allgemeinen Aussprache in Gestalt von Beschlüssen hervortraten, seien hervorgehoben, daß die Teilnehmer in Zukunft die Abhaltung häufigerer Tagungen, und zwar abwechselnd in verschiedenen Landesteilen der Provinz, unter Leitung der Beratungsstelle für notwendig erklärten. Auch regelmäßige Zusammenkünfte der Leiter kleinerer Büchereien im Anschluß an Kreislehrerversammlungen, pädagogischen Wochen und ähnlichen Veranstaltungen wurden gewünscht. Ferner sollen längere Ausbildungslehrgänge an der Stettiner Volksbücherei für nebenamtliche Büchereileiter der Provinz in jeweils kleineren Gruppen eingerichtet werden. Schließlich wurde Dr. Ackerknecht noch gebeten, seine Bemühungen um eine der alten Dotierung der Beratungsstelle und der notleidenden Büchereien entsprechende geldliche Unterstützung des pommerschen Büchereiwesens, sowie um die Einrichtung einer Landeswanderbücherei von neuem aufzunehmen. Dr. Heinrich Horstmann.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechung.

Münchhausen.

Von Johanna Mühlenfeld.

Ein Volksbuch pflegt dort zu entstehen, wo sich Geschichten, die seit langem im Volke lebendig sind, um eine bestimmte Persönlichkeit zusammenschließen. Es ist dabei gleichgültig, ob diese Geschichten mit der Person in irgendwelchem tatsächlichen Zusammenhange stehen oder nicht, Bedingung ist nur, daß sie eine ihr ganz eigentümliche Färbung zeigen. Der künstlerische Wert eines Volksbuches ist davon abhängig, ob der oder die Bearbeiter es verstanden haben, das ursprüngliche dichterische Empfinden des Volkes wiederzugeben und die losen Episoden zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Wie im Volksliede und Volksmärchen blieben die Verfasser der Volksbücher meist im verborgenen.

Auch über dem Ursprung eines der letzten Volksbücher, das die deutsche Literatur hervorgebracht hat, dem Münchhausen, hat fast ein Jahrhundert lang ein Dunkel gelegen, trotzdem sein Erscheinen in eine sehr literaturkundige Zeit, an das Ende des 18. Jahrhunderts, fällt. Fast so „lögenhaft to vertellen" wie eine Aufschneiderei des alten Freiherrn aus Bodenwerder ist die Entstehungsgeschichte dieses Buches. England und Deutschland haben sich um die Urheberschaft gestritten. Unzählige Verfassernamen tauchten auf. Mit Bürger, Kästner, Lichtenberg, Raspe, einem französischen Emigranten, einem Portugiesen ist die Liste noch nicht abge-

schlossen. Es ist in erster Linie den Forschungen Eduard Grisebachs zu danken, daß man den Werdegang des Werkes jetzt ziemlich klar verfolgen kann.

So wie der deutsche Münchhausen heute vor uns steht, ist er in der Hauptsache die Schöpfung von drei sehr ungleichen, stark ausgeprägten Persönlichkeiten, das sind: der Held des Volksbuches, der Rittmeister Hiernonymus Karl Friedrich von Münchhausen, der Gelehrte Rudolf Erich Raspe und der Dichter Gottfried August Bürger. So verschieden ihre Lebensstellung, Lebensschicksale und Lebensauffassung auch waren, es eint sie ihre niedersächsische Stammesart, ihr heftiges Temperament, ihr Sinn für Humor und kernige Volkstümlichkeit und ein dem bürgerlichen Gleichmaß entrissenes Schicksal. Dies zusammen gab ihnen die gleiche Grundlage zu dem Erlebnis des Werkes.

Der Freiherr von Münchhausen, geboren 1720 in Bodenwerder a. d. Weser, kam, 18 Jahre alt, mit dem russischen Kürassierregiment des Erbprinzen von Braunschweig nach Riga und nahm als Leutnant an den Türken- und Schwedenkriegen teil. Nachdem er wegen seiner Tapferkeit und „weil er lesen und schreiben konnte," zum Rittmeister befördert war, zog er sich in die Heimat zurück, sich seinem Gute und der Jagd widmend. Hier pflegte der sonst als wahrhaft geltende Mann im engsten Kreise seiner Freunde. fabelhafte Abenteuer zu erzählen, die ihm bald einen großen Ruf verschafften. Er verstand es, ganz unmögliche Begebenheiten in alltägliche Geschichten zu verweben und diese mit der größten Selbstverständlichkeit vorzutragen, in der Art, daß der Hörer für die Spanne eines Augenblicks an sie glauben konnte. Sie waren besonders darauf angelegt, Aufschneider und Prahlhänse zu übertrumpfen und lächerlich zu machen. Daß seine Geschichten nicht immer Schöpfungen seiner Phantasie waren, daß er sie meist dem im Volke lebendigen uralten Schwankschatze entnahm, tat ihrer Wirkung keinen Abbruch. Bald waren seine Aufschneidereien in ganz Hannoverland so bekannt, daß eine in Berlin erscheinende Anekdotensammlung, das „Vademecum für lustige Leute", in seinem 8. Teile 1781 einen Beitrag: „M-h-s-sche Geschichten" brachte. Es sind dies 16 Abenteuer, denen im 9. Teile 1783 noch zwei weitere folgten. Der Einsender, wahrscheinlich ein Landsmann Münchhausens, fügt seinen Beiträgen die Bemerkung hinzu, daß keineswegs alle diese Geschichten von Herrn v. M-h-sn zu stammen brauchten. Jedenfalls liefen sie unter seinem Namen im Lande um. Sie sind es, die den Grundstock des Volksbuches bilden. Büchmann gebührt das Verdienst, im Jahre 1879 zuerst auf sie aufmerksam gemacht zu haben.

Dem alten Freiherrn war kein leichter Lebensabend beschieden. Er heiratete nach dem Tode seiner Frau, einer Livländerin, ein leichtsinniges junges Mädchen, das ihm Not, Armut und Schande brachte. (Ein eigenartiger Zufall wollte es, daß ihn wie Bürger das gleiche Schicksal ereilte.) Seine letzten Lebensjahre wurden ihm zudem durch die Veröffentlichung der Münchhausen-Geschichten getrübt. Als 1786 das deutsche Volksbuch erschien, das seinen vollen Namen trug, fühlte er sich aufs tiefste verletzt, als Lügenbaron gestempelt und „vor aller Welt prostituiert zu sein". Er starb einsam und verbittert 1797 in Bodenwerder.

Die im Vademecum veröffentlichten Geschichten fielen einem begabten leichtsinnigen Gelehrten in die Hände. Rudolf Erich Raspe wurde 1737 in Hannover geboren, studierte Archäologie und Naturwissenschaften, kam als Bibliotheksekretär nach Hannover, wo er sich durch schöngeistige philosophische und naturwissenschaftliche Werke bekannt machte. Galt er in seinen Romanen und Dramen als Dilettant, so wurden seine Arbeiten aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten hoch bewertet. Wegen einer bedeutenden Arbeit über Knochen der Elefanten, gefunden in Nordamerika, wurde er zum Mitglied der Royal Society in London ernannt. Als Professor nach Kassel berufen, wurde ihm die reiche Sammlung von Münzen und Gemmen des Landgrafen anvertraut. Als er diese auf einer Reise nach Italien

vervollständigen sollte, vergriff er sich an dem ihm anvertrauten Gute. Es heißt, daß er auf großem Fuße gelebt habe und seine Schneiderrechnungen von einer erstaunlichen Höhe gewesen seien. Seine Unterschleife wurden entdeckt. Er entfloh, wurde steckbrieflich verfolgt und gefaßt, entkam aber von neuem und floh nach England. Hier hatte er hart um seinen Lebensunterhalt zu ringen. Er unterhielt sich, der Sprache vollkommen mächtig, durch schriftstellerische Arbeiten aus allen möglichen Gebieten. 1782 kam er als Bergbausachverständiger nach Dolcoath. Wahrscheinlich hat er hier die Münchhausen-Geschichten des Vademecum übersetzt. Das kleine Bändchen, 49 Seiten umfassend, erschien 1785 in Oxford. Es machte wenig Aufsehen, und Raspe wandte sich schnell neuen Aufgaben zu. Eine Riesenarbeit, ein beschreibender Katalog alter und moderner Gemmen, zwei Quartbände füllend, folgt, darauf wieder mineralogische Studien. Im Norden Schottlands beging er wieder eine große Schwindelei. Er verschleppte Erze und vergrub sie an geeigneten Stellen. Erst nachdem er jahrelang Vorbereitungen zu ihrem Abbau getrieben, wurde der Betrug entdeckt. Er mußte abermals von der Bildfläche verschwinden und starb kurz darauf an einem hitzigen Fieber. Die meisten Schriften dieses abenteuernden Gelehrten sind heute vergessen. Sein kleines Gelegenheitswerk, der Münchhausen, ist geblieben. Der Titel der uns erhaltenen ältesten Ausgabe lautet: „Baron Munchausens Narrative of his Marvellous Travels and Campaigns in Russia. Oxford ... M. Smith ... 1786." Englische Gelehrte nehmen an, daß dies der genaue Abdruck einer gänzlich verschollenen Ausgabe aus dem Jahre 1785 sei, während Grisebach es für die erste Ausgabe hält und mit einer buchhändlerischen Vordatierung rechnet. Jedenfalls ist das Werk bereits 1785 erschienen, da die englische Zeitschrift „The Critical Review" im Dezember 1785 eine Besprechung des Büchleins bringt. Es ging schon nach einigen Monaten an einen anderen Verleger über, der es durch eine Anzahl Seegeschichten erweitern ließ. Diese Abenteuer, den „wahren Geschichten des Lucian" entnommen und englisch zurechtgestutzt, haben mit unserm alten Münchhausen nicht mehr das geringste zu tun. Auch Raspes Beteiligung daran ist mehr als unwahrscheinlich. Ausdrücklich wird in einer späteren Auflage betont, daß alle Erweiterungen von einer anderen Hand gemacht worden seien. Es entspricht auch dem unsteten Charakter Raspes, daß er sich nicht zweimal mit der gleichen Aufgabe befaßte. Die Seeabenteuer, mit jeder neuen Auflage vermehrt, bringen einen spezifisch englischen Einschlag in das Buch. Sie weichen nach Art des Stoffes und der Form stark von den russischen Abenteuern ab und enthalten so viel satirisch-persönliche, politisch-geschichtliche und geographische Anspielungen auf das damalige England, daß der Titel, den das Buch nach der 3. Auflage erhielt: „Gulliver Reviv'd" durchaus gerechtfertigt erscheint. Diese für uns heute zum Teil ganz unerträglichen Geschichten gaben damals dem Münchhausen eine solche Zugkraft, daß noch im Jahre 1786 vier Auflagen nötig wurden. Erst mit der siebenten 1793 erhielt das englische Werk seinen Abschluß.

Diese Ausgabe ist in 34 Kapitel gegliedert, von denen Kap. 2—6 der Abdruck der Raspeschen Erstauflage sind. Fraglos sind sie die besten des ganzen Buches, ohne die es sicher der Vergessenheit anheimgefallen sein würde. Es gilt nun festzustellen: wie weit sind sie Raspes eigenes Werk, wie weit hielt er sich an die M-h-snschen Geschichten. Bei einem Vergleiche beider Texte zeigt es sich sofort, daß Raspe genau nach der deutschen Vorlage gearbeitet hat. Man findet manchmal die gleichen Wendungen, die gleichen rhetorischen Fragen. Dennoch kann man von einer bloßen Übersetzung, wie Grisebach es tut, nicht sprechen. Von den 18 Anekdoten des Vademecum ließ er die von dem im Spiritus konservierten Triller der Sängerin fort, die übrigen 17 brachte er vollständig, ohne Neues hinzuzufügen. Er gruppierte die Abenteuer sinngemäß um und gab ihnen eine gewisse historische Folge, er verband die zusammenhanglosen Geschichten und bereicherte sie um manche reizvolle

Arabeske, vor allem gab er ihnen den chevaleresk-graziösen Ton der Rokokozeit, in dem sich soldatische Derbheit mit galanter Lebensart eint: er schuf damit die Grundform für unser Volksbuch.

Raspe scheute sich nicht, den Namen des Freiherrn auf dem Titelblatte anzugeben und im Vorworte seine Persönlichkeit noch genauer zu umschreiben. Seinen eigenen Namen dagegen verschwieg er, und es hat lange gedauert, bis man ihn im Zusammenhange mit dem Buche nannte. Erst 1859 wurde in England sein Name auf dem Titelblatte genannt. Wenige Monate nach der ersten Veröffentlichung der englischen Ausgabe erschien bei Dieterich in Göttingen ein Buch unter dem Titel: „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Aus dem Englischen nach der neuesten Ausgabe übersetzt, hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern gezieret. London 1786." In der Vorrede heißt es: „Es ist in der Tat eine etwas sonderbare Erscheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutschem Grund und Boden erzeugt sind, und in mannigfaltiger Gestalt und Tracht ihr Vaterland durchwandert haben, endlich im Auslande gesammelt und durch den Druck bekannt gemacht zu sehen. Vielleicht war auch hier Deutschland gegen eigene Verdienste ungerecht; vielleicht weiß der Engländer besser, was Laune heißt, wie viel sie wert ist und wie sehr sie dem Ehre macht, der sie besitzt. — Genug, wir befanden uns, trotz aller Spekulation unserer lauersamen Schriftsteller in dem Falle, ein eigenes Produkt aus der Fremde einführen zu müssen." — Wieder erschien der Münchhausen ohne Verfasserangabe.

In Deutschland kannte man damals das englische Original nicht. Die meisterhafte Handhabung der Sprache, sowie viele kleine charakteristische Bemerkungen und Anzüglichkeiten wiesen auf Gottfried August Bürger hin. Man nahm an, daß die Bezeichnung einer Übersetzung eine bewußte Irreführung gleich der falschen Druckortangabe sei, gemacht, um Unannehmlichkeiten mit dem noch lebenden Freiherrn aus dem Wege zu gehen. Bürger selbst scheint sich um die Meinung der Leute nicht gekümmert zu haben. Er erwähnt überhaupt den Münchhausen nur an einer einzigen Stelle in einem Briefe an seinen Verleger vom 3. April 1791 „Wenn du ... mir und den Meinigen auch manche Galanterie gemacht hast, so habe ich Dir auch den Macbeth, den Münchhausen umsonst gegeben ..." (Briefe von und an Gottfried August Bürger. Herausgegeben von A. Stradtmann, Berlin, Paetel 1874, Bd. 4.) Nachdem auch nach Bürgers Tode sein Freund Althof Zeugnis von seiner Autorschaft abgelegt hatte, galt er lange Jahre hindurch, oft in Verbindung mit Kästner und Lichtenberg, als der Schöpfer des Buches. Es wurde bestritten, daß es vor der ersten deutschen eine englische Ausgabe gegeben habe, und da tatsächlich beide die Jahreszahl 1786 tragen, war der Fall schwierig zu entscheiden. In Deutschland war es wohl zuerst Karl v. Reinhard, der 1824 im „Gesellschafter" Raspe für den Verfasser, Bürger für den Übersetzer ausgab, eine Behauptung, die durch Erwähnung der englischen Rezension aus dem Jahre 1785 Wahrscheinlichkeit erhielt. Der Göttinger Bibliothekar Ellissen setzte sich in der Einleitung zu seiner Münchhausen-Ausgabe von 1849 ebenfalls für Raspe ein, und es bedurfte erst neuerer Forschungen, vor allem der Entdeckung der Vademecum-Geschichten durch Büchmann und der Arbeiten Grisebachs und Hans v. Müllers, um Bürgers Anteil am Münchhausen klarzustellen. — Denn noch viel weniger als bei Raspe kann man bei Bürger von einer bloßen Übersetzung reden. Bürger sagt im Vorwort, daß man das Werkchen nicht sowohl als anvertrautes Gut, sondern vielmehr als Eigentum behandelt habe, über das man nach eigenem Gutdünken zu schalten berechtigt sei. Seinem Buche liegt die zweite (vermehrte) englische Ausgabe zugrunde. Den 17 Geschichten des Vademecum fügte Bürger sechs neue hinzu, die heute zu den bekanntesten Abenteuern

gehören: der Entenfang mit der Speckschnur, der Ritt auf der Kanonenkugel, der Sprung durch die Kutsche, der hauende Arm, der Zopfzug aus dem Morast, der Bärenfang mit der Honigdeichsel. Im zweiten Teile bringt er auch die Übersetzung der 5 Seeabenteuer, durch eine Anzahl guter Einfälle verbessert oder abgeändert und durch die hübschen Geschichten vom englischen Hofkutscher und den brauchbaren Subjekten vermehrt. Diese letzte Erzählung findet sich in etwas veränderter Form in einem weiteren Jahrgang des Vademecum. Da man zudem hat feststellen können, daß Bürger die Anekdotensammlung gekannt hat, so taucht die Frage auf, ob er neben Raspe diese Quelle benutzt habe. Bei der Textvergleichung zeigt sich, daß Bürger durchaus der englischen Vorlage gefolgt ist, auch hätte er sich kaum den viel wirkungsvolleren Schluß der 14. Geschichte des Vademecum entgehen lassen. Als Münchhausen nach seinem Sturz vom Monde neun Klafter tief unter die Erde fällt, gräbt er sich bei Raspe-Bürger mit seinen Fingernägeln wieder an die Oberfläche, während es im Vademecum heißt: „Nun war kein anderer Rat, als zu Hause zu gehen, einen Spaten zu holen und mich herauszugraben. Auch ging's recht gut damit."

In fast allen aus Raspe übersetzten Geschichten finden sich Bürgersche Einschiebsel, in denen auf witzige Art deutsche Zustände bespöttelt werden (den höflichen deutschen Postmeister weist in dieser Stellung leider nur die Erstausgabe auf, s. Expl. d. Staatsbibliothek). Was Bürgers Münchhausen die Überlegenheit über sein englisches Vorbild sichert, ist seine dichterische Geschlossenheit, die einheitliche Stimmung und sorgfältig durchgearbeitete Form. Er bringt das Derb-anmutige der Münchhausenschen Erzählungsart noch vollendeter als Raspe zum Ausdruck, und es ist nicht zum mindesten die Volkstümlichkeit seiner Sprache, durch die das Werk so schnell zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist.

Trotz unberechtigter Nachdrucke war das Werkchen bald vergriffen, und im Jahre 1788 erschien eine zweite vermehrte Auflage, die auf die 5. englische zurückgeht. Sieben neue Beiträge von Bürger kommen hinzu: der Schnapsgeneral, 3 Geschichten des Hühnerhundes Piel, die Taten der zweiten Pferdehälfte, und die Burleske, deren Titel im neu hinzugefügten Inhaltsverzeichnis lautet: „Macht sinnreichen Gebrauch von Wasser und Kälte", alles Abenteuer von einer sehr volkstümlichen Derbheit. Auch die neuen englischen Seegeschichten hat Bürger bis auf zwei aufgenommen, sowie die Reise durch die Welt.

Wie in der Erstausgabe bringt Bürger überall versteckte satirische Ausfälle gegen herrschende deutsche Mißstände an, so die Anspielung auf den Landgrafen von Hessen in der Geschichte vom Südseekaziken, der jeden jungen Kerl seines Landes höchst eigenhändig zum Helden prügelte und von Zeit zu Zeit seine Kollektion dem meistbietenden Fürsten verkaufte. Auch manche eingeflochtene Derbheit kommt auf Bürgers Konto. Immer aber weiß er den oft faden Seegeschichten eine sinngemäße Zuspitzung zu geben. Dennoch läßt sich auch in der deutschen Bearbeitung die Minderwertigkeit der Seegeschichten nicht abstreiten, und es ist als ein Vorzug zu betrachten, daß Bürger die späteren englischen Folgen unberücksichtigt gelassen hat.

Die Bürgerschen Zutaten zur englischen Vorlage betragen etwa ein Drittel des ganzen Werkes. Auch der Dichter nahm, wie Münchhausen selbst, den Stoff zu seinen Erzählungen, wo er sie fand, aus dem Volke. Grisebach gibt in der Einleitung zu seiner in der Kollektion Spemann erschienenen Münchhausenausgabe 1890 einen genauen Überblick über die Quellen der einzelnen Abenteuer*).

Der Münchhausen gehört zu den wenigen Büchern, die sich die ganze Welt erobert haben. Da wir — um mit Kolbenheyer zu reden — alle unsern Münch-

---

*) S. a. Müller-Fraureuth, K.: Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen. Halle 1881.

hausen inwendig haben, so finden seine Abenteuer Widerhall in allen Kreisen, allen Lebensaltern. Gebildete und Ungebildete, Jugend und Alter vermag er zu erfreuen. Ungezählte Nachahmungen und Fortsetzungen hat er sich gefallen lassen müssen. Seine Persönlichkeit neu zu schaffen, hat bis in unsere Tage deutsche Dichter gereizt. An Immermann und Scheerbart in Roman und Novelle, an Eulenberg, Lienhard und Gumpenberg in Tragödie und Komödie sei nur erinnert. Daß sie alle aber nicht das alte Volksbuch beiseite zu drängen vermochten, beweisen die noch immer im deutschen Buchhandel neu erscheinenden Auflagen.

Hier soll nur eine Übersicht der landläufigsten deutschen Ausgaben des Bürgerschen Volksbuches gegeben werden, um Büchereien bei der Anschaffung behilflich zu sein. Soweit Preise eingesetzt worden sind, handelt es sich um Feststellungen, die im Februar 1922 in Berliner Sortimentsbuchhandlungen gemacht worden sind. Sie können natürlich nur einen kleinen Anhalt bieten.

Merkwürdigerweise gehen die meisten älteren Ausgaben auf die erwähnten Dieterichschen Nachdrucke zurück. Grisebach hat nachgewiesen, daß diese außer einer großen Anzahl von Flexionsänderungen auch Fehler im Wortlaut enthalten. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß man neuerdings meist zum Originaltext greift.

1. Vollständige Ausgaben.

Des Freiherrn v. Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer ... Zuerst gesammelt und englisch hrsg. von R. E. Raspe. Übers. und hier und da erweitert von G. A. Bürger. 13. Aufl. der Originalausgabe der deutschen Bearb. Mit 17 Federz. von Hosemann. Leipzig, Dieterich, 1904. (XXIV, 160 S.) 8°.

Diese „Originalausgabe" geht auf den Text des Nachdruckes zurück. Unter den Vorreden ist die des Göttinger Bibliothekars Elissen hervorzuheben, auf dessen Veranlassung wahrscheinlich Raspes Name an erster Stelle auf das Titelblatt gesetzt worden ist. In den späteren Auflagen ist er gestrichen, auch die Bürgersche Fassung wiederhergestellt. Der Wert der Ausgabe liegt in den reizvoll-graziösen Zeichnungen Hosemanns, die, als vollendeter Ausdruck der Rokokozeit, sich harmonisch in den Text einfügen. In der im Kriege erschienenen Auflage fehlen die Bilder, die letzte von 1917 bringt sie wieder, doch auf schlechterem Papier und daher weniger klar. Handliches Format.

Wunderbare Reisen zu Wasser ... Mit einer Einleitung von Eduard Grisebach. Stuttgart, Union, (1890). (LXII, 126 S.) 8°.

Die sehr wertvolle Einleitung, die bereits erwähnt wurde, enthält außer einer genauen Beschreibung der Stadien, die das Werk durchlaufen, eine spezielle Bibliographie des englischen Münchhausen, der Übersetzungen, Münchhausen in der Kunst, Literatur u. a. m. Zu bemerken ist, daß Grisebach Raspes Verdienst zu gering bewertet. Diese Ausgabe stellt zum ersten Male den Bürgerschen Text von 1788 wieder her. Das übliche schlechte Papier der Spemann-Sammlung.

Wunderbare Reisen ... Aus dem Englischen nach der neuesten Ausgabe übersetzt, hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern gezieret. Zweyte vermehrte Ausgabe. London, 1788.

Das 216 Seiten starke Werk ist ein buchtechnisches Meisterstück: die genaue Wiedergabe der 2. Bürgerschen Auflage, im Frühjahr 1906 vom Insel-Verlag veranstaltet und bei Drugulin gedruckt. Ebenso sorgfältig wie die Reproduktion des Textes ist die der Type, wie auch die der von Elissen-Riepenhausen zugeschriebenen Kupfer. Der Nachbericht des Herausgebers Hans von Müller ist das Ergebnis neuester Forschungen. Er bringt u. a. auch den Abdruck der 18 Geschichten des Vademecum. Für den Literaturfreund und -forscher gleich wertvolle Ausgabe.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen ... Leipzig, Insel-Verlag. (Inselbücherei Bd. 7.) (105 S.) 5,50 M.

Gibt bis auf die Beseitigung der alten Orthographie genau den Text der Müllerschen Ausgabe wieder. Kurz gefaßte vorzügliche Einleitung. Gute preiswerte Bücherei-Ausgabe.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen ... Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. Leipzig, Insel-Verlag. (181 S.) Folio.

Diese prachtvolle Ausgabe kommt ihres unerschwinglichen Preises wegen wohl leider nicht einmal mehr für große Lesesäle in Frage. Die Doréschen Zeichnungen sind Abdrucke von den sehr gut erhaltenen Originalstöcken der Reichsdruckerei. Diese Zeichnungen, der Frühzeit Dorés angehörend, wurden zuerst in der von Th. Gauthiers fils übersetzten französischen Ausgabe von 1853 reproduziert. Sie unterstützen aufs glücklichste in humorvoll-drastischen Übertreibungen und hinreißender Lebendigkeit die Abenteuer des alten Freiherrn. Nur ganz selten verfällt der Künstler hier in die ihm später verhängnisvoll werdende Manie, Gemälde auf den Holzstock komponieren zu wollen. Der Text geht auf die Originalfassung zurück. Ein Nachwort von Karl Voll beschließt den Band.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen ... Mit Bildern nach den Holzschnitten von Gustav Doré. München, Phöbus-Verlag. (155 S.) 8°. (Literarische Bausteine Bd. 1.) Früher 8 M.

Text Nachdruck. Ausstattung, Druck und Papier gut. Die Wiedergabe der verkleinerten Doréschen Zeichnungen durchaus befriedigend. Als erschwinglicher Ersatz für Ausgabe des Insel-Verlags zu empfehlen.

G. A. Bürger: Münchhausen ... Mit 27 Holzschnitten von Karl Rössing. München, Hyperion-Verlag. (186 S.) 30 M.

Hübsche Liebhaber-Ausgabe.

Wunderbare Reisen ... Aus dem Englischen übersetzt von G. A. Bürger. München-Barmen, Deutsch-Meister-Verlag, 1920. (Die Bücher der deutschen Meister.) (193 S.) 8°. 10,80 M.

Das in guter solider Ausstattung in Mainzer Fraktur gedruckte Buch ist eine Wiedergabe des Nachdruckes. Irreführend ist das Titelblatt, das Bürger zum Übersetzer stempelt.

Des Freiherrn von M. ... Deutsch von C. (!) A. Bürger. Mit einem Nachwort von Paul Holzhausen über Münchhausen und seine Lügendichtung. Mit Bildern von J. v. Divéky. Berlin 1913. Morawe & Scheffelt. (151 S.) 8°.

Der Text nicht sehr sauber, das Nachwort unzulänglich. Die Ausstattung bis auf die unruhigen Titel und Überschriften sehr gut, die Zeichnungen des Brüsseler Künstlers etwas nervös, betonen das Groteske, ohne es zu übertreiben.

Münchhausens Reisen und Abenteuer ... Mit e. Einleitung von Max Mendheim. Leipzig, Reclam. (112 S.) 3 M.

Dieterichscher Nachdruck. Ohne Bilder.

Münchhausen: Jungbrunnen Nr. 37. München, Holbein-Verlag. Mit Bildern von W. Stumpf. (49 S.) Vergriffen.

Unverkürzte Ausgabe der Landabenteuer. Der 2. Teil fehlt ganz. Etwas wirre derb-kräftige Zeichnungen.

2. Jugend-Ausgaben.

Gleich anderen Meisterwerken der Literatur: dem Don Quichote, Gulliver und Robinson ist der Münchhausen zum Kinderbuche geworden. Fast jeder Jugendschriftenverlag hat seinen Münchhausen. Diese Ausgaben bringen entweder den gekürzten Bürgerschen Text oder sind Neubearbeitungen. Es fragt sich nun, ob ein

Jugendmünchhausen überhaupt nötig ist, ob wir die Kinder nicht lieber gleich zu dem unverfälschten Originalwerke führen sollen. Im Gegensatz zu den vorhin genannten Büchern enthält der Münchhausen nirgends Längen, die für Kinder ein Zusammenstreichen erforderlich machen. Unverständliches ist auch kaum vorhanden, wenn man von den satirischen Anspielungen Bürgers absieht, die, unbeschadet des Ganzen, leicht gestrichen werden können. Pädagogisch ist dies sogar ratsam. Es führt Kinder zum oberflächlichen Lesen, wenn sie Stellen finden, die sie nicht verstehen können. Wichtiger für das Ganze ist es aber, ob man die Abenteuer mit zotigem Einschlag den Kindern vorsetzen will. Es sind dies die Liebesabenteuer der zweiten Pferdehälfte, die Geschichten von Davids Schleuder, vom Papst Ganganelli und von der Ertrunkenen. Auch die Ausfälle gegen die Pfaffen im Hubertus, einige derbe Redensarten bei der Streifung von Liebesabenteuern, die Geschichte von Wasser und Kälte werden viele Eltern und Erzieher gern missen. Das Streichen dieser Abenteuer kann gerade hier ohne Verlust seiner künstlerischen Einheit geschehen. Nur prüde soll man dabei nicht verfahren, und wenn aus einem katholischen Priester ein schlichter Landmann oder spanischer Soldat wird, aus einer gewissen Sultanin ein einflußreicher Pascha oder befreundeter Gönner, aus einem abscheulichen Juden ein charakterloser Wucherer oder Geizhals, so wird damit übers Ziel geschossen, zumal dadurch die Geschichten selbst farbloser werden. Es ist immer ratsamer, ein Abenteuer ganz zu streichen, als zu verstümmeln. Darf die Stimme vom Himmel (nach Ansicht des Bearbeiters) „Hol mich der Teufel" nicht sagen, soll man die Geschichte weglassen. Im wesentlichen kommt es darauf an, in Jugend-Ausgaben Ton und Rhythmus des Bürgerschen Textes zu wahren, das Unpassende auszuscheiden und sonst möglichst wenig zu ändern.

Lassen sich Streichungen, die ohne Verstümmelung des Ganzen möglich sind, rechtfertigen, so ist dies mit den Bearbeitungen meist nicht der Fall. Dazu haben Bearbeiter nur selten eine glückliche Hand, und nur ihr mangelnder Sinn für die Sprachschönheiten des Originals gibt ihnen den Mut zu ihrer Tätigkeit.

a) Gekürzte Ausgaben.

(Hier sind auch die Ausgaben angeführt, die geringfügige Änderungen des Bürgerschen Textes aufweisen und sich daher auf dem Titelblatt Bearbeitungen nennen.)

Bürger: Des Freiherrn von Münchhausen . . . Für die Jugend neu bearbeitet von Paul Benndorf. Mit Bildern von Rolf Winkler. Leipzig, Abel & Müller. (78 S.) 8°. 1½ M.

Der Bearbeiter ist im ganzen behutsam bei den Kürzungen vorgegangen. Es fehlen die oben erwähnten Abenteuer sämtlich, dazu eine Anzahl Bürgerscher Einschiebsel. Von den Seeabenteuern sind die schwächsten ganz fortgelassen, so daß etwa nur zwei Drittel stehengeblieben sind. Ein paar überflüssige Abänderungen des Textes finden sich zwar vor, doch hat das Buch als Ganzes nichts Wesentliches eingebüßt und ist für Kinder mittleren Alters zu empfehlen. Kräftige schwarze Bilder; die farbigen weniger gelungen.

Fahrten und Abenteuer . . . Bilder und Buchschmuck von Franz Wacik. Text gesichtet von Hans] Fraungruber. Wien, Gerlach & Wiedling (Gerlachs Jugendbücherei 19). (115 S.) Kl.-8°.

Geschmackvolle Ausgabe mit hübschen Bildern. Weist in der ersten Hälfte mehr Streichungen als die vorige Ausgabe auf, während von den Seeabenteuern nur wenige fehlen. Hingegen ist der Text, wo er dem Bearb. nicht passend erschien, vorsichtig abgeändert und die Abenteuer verkindlicht. Zweifellos wäre es besser gewesen, sie ganz zu streichen. Auch sonst ist alles gemildert, was ängstliche Ge-

mäter verletzen könnte. Bis auf diese Stellen ist der Respekt vor dem Bürgerschen Text durchaus gewahrt.

Des Freiherrn v. Münchhausen ... Von G. A. Bürger. Halle, Hendel (Bibl. d. Gesamtlit. 233). (VI, 61 S.) 8°.

Enthält die in Jugendausgaben üblichen Kürzungen, ohne daß mit einem Worte darauf hingewiesen ist, daß es sich nicht um eine vollständige Ausgabe handelt. Text Nachdruck.

Wunderbare Reisen ... Für die Jugend bearb. von Mitgliedern des Dresdner Jugendschriftenausschusses. Bilder ... v. W. Krause. Dresden, Köhler. (75 S.) 8°.

Kürzungen vom Umfang der üblichen Jugendausgaben, mit starken Streichungen bei den Seegeschichten. Ziemlich häufige stilistische Änderungen sind durchweg nicht glücklich und meist ganz überflüssig. Auch hier wird das erste Abenteuer ohne Teufel gebracht. Die flächigen, im Ausdruck recht toten Bilder sind in ihrer Farbengebung wirkungsvoll. (Z. Zt. vergriffen).

Des Freiherrn von Münchhausen ... Wien, Konegens Jugendschr.-Verl. (Konegens Kinderbücher Bd. 12/13, 37 u. 51 S.) Kl.-8°. Je 4 M.

Im 1. Teile die üblichen, im 2. starke, aber sehr geschickte Kürzungen. Der Text ganz selten geändert. Ansprechende klare Zeichnungen von O. Lasker. Für Büchereien empfiehlt es sich, beide Bändchen zusammen zu binden.

Des Freiherrn v. M. ... Für die Jugend durchgesehen. Bilder von P. H. Schulze. Nürnberg, Nister. (96 S.) 8°. 10,50 M.

Sorgfältige Durcharbeitung mit den üblichen Streichungen, nur die erste Geschichte verstümmelt. Die schwächsten Seeabenteuer fehlen ganz. Fürs mittlere Alter.

Des Freiherrn v. M. ... Für die reifere Jugend neu hrsg. Köln, Schaffstein (Volksbücher, Bd. 16). (78 S.) 8°.

Wenig gestrichen und wenig gekürzt und dies mit großem Feingefühl ... Die Vorrede von W. Spohr nicht ganz zuverlässig. Erst für Größere, etwa vom 12. Jahre an.

Münchhausens Reisen und Abenteuer. Mit Federzeichnungen v. J. v. Divéky. Köln, Schaffstein (Blaue Bdchn. 27). (71 S.) 8°.

Sehr gute, durch Kapitel gegliederte, besonders in der zweiten Hälfte stark gekürzte Ausgabe, mit erläuternden Anmerkungen versehen. Klarer Druck. Schon für Jüngere geeignet.

Münchhausen. Scholz' künstlerische Volksbücherei. Bilder von Franz Wacik. (17 S.)

Die farbigen Bilder wie die schwarzen Zeichnungen sind sehr lebendig, mehr auf den Schalk als den Kavalier eingestellt. Das Bilderbuch gibt nur eine kleine Anzahl der bekanntesten, kindertümlichsten Abenteuer wieder. Bürgerscher Text mit den sich durch die Auswahl ergebenden notwendigen Abänderungen der Anfänge. Für Jüngere geeignet.

Des Freiherrn v. M. ... Nach Gottfried August Bürger für die Jugend bearb. von Franz Hoffmann. Mit ... Bildern von Rolf Winkler. Stuttgart, Thienemann. (145 S.) 13,50 M.

Diese alte Ausgabe hat sich bis auf den heutigen Tag gehalten, weil Franz Hoffmann bei seiner Bearbeitung vorsichtig und sorgfältig vorgegangen ist. Abgesehen von den gewöhnlichen Kürzungen hat er sich im allgemeinen bei seinen Textabänderungen auf die Übersetzung von Fremdwörtern beschränkt. Als einzigen Vorwurf kann man nur die halbe Erzählung des ersten Abenteuers erheben. Starke Streichungen der Seeabenteuer kann man billigen.

b) Umarbeitungen.

Münchhausens Abenteuer. Für die Jugend hrsg. von R. Münchgesang. Reutlingen, Enßlin-Laiblin. 2 farb. Bilder. (112 S.) 8°. 3,20 M.

Verschlechterter Bürgerscher Text mit neu eingeführten Personen. Die Abenteuer stark zusammengestrichen und nicht immer in der gleichen Folge wie im Original.

Münchhausens wunderbare Reisen ... Für die Jugend bearb. von Eduard Dresel. Buchschmuck von S. Grosch. Regensburg, Habbel. (135 S.) 8°. 12,50 M.

Der Bearbeiter ist redselig; wo Bürgern ein Wort genügt, braucht er Sätze. Im ganzen folgt er der Bürgerschen Ausgabe. Er streicht alles, was irgendwie entfernt anstößig sein könnte. Dabei sei als Kuriosum erwähnt, daß in dem Abenteuer von der Reise durch die Welt Münchhausens Verhalten zu Frau Venus gestrichen ist, während ein Bild darstellt, wie Münchhausen Frau Venus die Hände küßt.

Mund, E. D.: Münchhausen ... Mit zahlreichen Bunt- und Textbildern von W. Plank. Pracht-Ausg. Stuttgart, Loewe. (127 S.) 22 M.

Der „verdienstliche Entschluß" des Verlages, „diese klassischen Erzählungen neu zusammenstellen zu lassen und in zeitgemäßerer und für die liebe Jugend genießbarer Form herauszugeben", scheint mir einigermaßen mißglückt, trotzdem die Bearbeitung in nach Preis und Format verschiedenen Auflagen eine große Verbreitung gefunden hat. Unsere liebe Jugend, die die alten Abenteuer nicht mehr ertragen kann, muß sie rationalistisch verbrämt vorgesetzt bekommen, dann munden sie scheint's besser. Hat man Bürgers Sprache im Ohr, wirkt der Stil des Buches geradezu unerträglich. Ein ganz überflüssiges Einschieben von Fremdwörtern fällt auf. (Ist Schwanzrudiment soviel besser als Schwänzlein?) Viele neue Geschichten werden erzählt, wobei nicht verschwiegen werden soll, daß einzelne recht glücklich sind, wie die vom Fuchs, der wieder in den abgebalgten Pelz schlüpft, und die vom Eisenwurm der Kanonen. Die meisten sind so unerträglich wie die letzten englischen Seeabenteuer, an die sogar einzelne Motive (Wirbelwind) erinnern. Nicht zu empfehlen.

Des Freiherrn v. M. ... Für die Jugend bearb. von Karl Treumund. Mit Ill. im Farbendruck von K. Wulff. Berlin, Meidinger. (192 S.) 8°. 12 M.

Des Freiherrn v. M. ... Für die Jugend bearb. Berlin, Globus-Verl. (192 S.) 8°.

Diesen beiden, inhaltlich gleichen Bearbeitungen liegt der ziemlich stark zerzauste Bürgersche Text zugrunde. Nur ganz wenige Abenteuer fehlen. Die nicht ganz einwandfreien sind vom Bearbeiter mehr oder weniger glücklich umgeformt worden. Die erste Hälfte des Buches ist noch leidlich erträglich, wenn man auch manche albernen Zusätze und Überschriften gern gemißt hätte. Der zweite Teil ist durch eine große Anzahl neuer Geschichten erweitert, unter ihnen die recht törichte Reise zum Jupiter, Mars und Monde, sowie die unfeinen Jugenderinnerungen und peinlich wirkenden Kapitel aus Münchhausens Leben. Alle neu erzählten Abenteuer sind stilistisch schwerfällig und ohne jede Bildhaftigkeit erzählt. Die Ausgabe ist abzulehnen.

Des Freiherrn v. M. ... Nach der deutschen Ausgabe von G. A. Bürger für die junge Welt von heute neu bearb. von Ernst v. Wolzogen. Mit Bildern v. Fritz Koch-Gotha. Berlin, Ullstein. (145 S.) Kl.-8°. (Ullsteins Jugend-Bücher, Bd. 4.)

Im ganzen haben wir den Bürgerschen Text vor uns. Wolzogens Zutaten fügen sich — unter Betonung des Derben — im ganzen gut ein. Die satirischen Ausfälle Bürgers streicht er nicht, sondern modelt sie hin und wider ein wenig um, behält aber den Grundton stets bei. Nur daß er manche Abenteuer rationalisiert und ihnen gerade damit ihren Reiz nimmt. So glaubt er dem Schinkenspeck, mit dem er die Hühnerkette fängt, Rizinus zusetzen zu müssen, und als die geworfene Axt zum Monde fliegt, fügt er hinzu: es kann leicht sein, daß ich sie außerhalb der

Anziehungskraft der Erde geschleudert habe ... Daß die nun folgende hübsche Mondfahrt auf der Bohne fehlt, ist schade. Die Bilder sind lebendig. Sie haben wie die ganze Bearbeitung einen burschikosen Einschlag. Kommt nur für Ältere in Frage.

Abenteuer und Reisen ... Neu bearb. Ill. von Gustav Doré. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (160 S.) 8⁰. 20 M.

Es ist bedauerlich, daß der Text zu dieser Ausgabe mit den Doréschen Bildern so stark verhunzt ist. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb überall gute deutsche Worte durch Fremdwörter ersetzt werden mußten (statt Springen Voltige, statt brauchbar interessant usf.). Immer wieder trifft man auf Stellen, über die man stolpert. Einer Neuauflage würde eine bessere Durcharbeitung des Textes sehr zustatten kommen.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Biese, Alfred: Theodor Storm. Zur Einführung in Welt und Herz des Dichters. 3. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Hesse u. Becker, 1921. (215 S.)

Das Buch gibt zunächst das Leben, dann die Charakteristik der „Persönlichkeit des Dichters" und behandelt in einem dritten Abschnitt den Künstler, und zwar zunächst den Kunstkritiker und Lyriker, dann die Novellenkunst. Ich muß gestehen, daß mir diese Gliederung nicht glücklich scheint. Gewiß, das Buch will nur eine „Einführung" sein, aber letzten Endes beruht diese Trennung von Werk und Leben auf einem Mangel an Kraft zur schöpferischen Gestaltung. So ist der erste Abschnitt stellenweise in einem leichten Plaudertone gehalten, der dem Gegenstand nicht angemessen ist. Was soll man zu Sätzen sagen wie: „Wohl pflegen dichterische Seelen besonders leicht von Amors Gluten entzündet zu werden, und daß den jungen Storm gar manches Mal eine holsteinische Schöne entzückt und berückt hat, dürfen wir füglich annehmen." Die persönlichen Beziehungen zu dem Dichter sind Biese auch nicht durchweg zum Vorteil gediehen, sie drängen sich allzusehr hervor. — Biese ist ein schmiegsamer Anempfinder und unterstützt diese seine Gabe durch einen sehr regsamen Fleiß. Man wird daher bei ihm immer etwas lernen, und seine leichte geschickte Hand macht das Lernen leicht. Das erklärt seine Beliebtheit. Die Tiefen seines Gegenstandes ermißt er nicht. — Zu begrüßen ist der bibliographische Anhang aus der Storm-Literatur, der denen weiter hilft, die tiefer schürfen wollen. Das Buch kann den Volksbüchereien empfohlen werden. W. Schuster (Gleiwitz).

Unsere Bücherei. Literarischer Ratgeber für katholische Jugend- und Jungmännervereine. 1. Teil: Schöne Literatur. Hrsg. unter Mitwirkung von Fachleuten von der Verbandszentrale der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands. Düsseldorf, Jugendführungsverlag, 1921. (107 S.)

Buchwahl für unsere weibliche Jugend. Ein Führer durch die gute deutsche Literatur. Bearb. u. hrsg. vom Lehrkollegium der Studienanstalt und des Lyzeums der Ursulinen in Köln. Köln, Bachem, 1921. (131 S.)

Der Ratgeber ist sehr sorgfältig gearbeitet und ein ganz vorzügliches Hilfsmittel für die Jugendabteilung der Volksbücherei mit vorwiegend katholischer Leserschaft. Die Bearbeiter sind die besten Männer ihres Lagers. Daß sich gelegentlich trotz des gemeinsamen Zieles Ungleichmäßigkeiten in der Wertung fühlbar machen, die auf eine grundsätzlich verschiedenartige Stellung deuten — z. B. in der Frage der vater-

ländischen Jugendschrift — ist bei einer Mehrheit von Bearbeitern unvermeidlich. Zu begrüßen ist die Angabe kurzer Lebensdaten bei den meisten Schriftstellern, denen oft noch eine knappe Charakteristik beigegeben ist. Wenn sich der 2. Teil auf gleicher Höhe hält, so haben wir damit eine Hilfe gewonnen, die wir mit wärmstem Dank entgegennehmen. — Als Ergänzung dazu ist die „Buchwahl für unsere weibliche Jugend" anzuschaffen. Hier ist der Stoff nach fünf Altersgruppen (bis zum 19. Jahre) geordnet, jeder Gruppe ist eine kurze, treffliche Erörterung der pädagogischen Prinzipien vorangestellt, die für die Auswahl maßgebend waren. Die Bemerkungen zu den einzelnen Büchern sind sehr kurz gehalten, das verarbeitete Material ist umfangreich, aber die Sichtung und Wertung nicht so streng wie bei dem ersten Führer. Dennoch wird man sich der fleißigen Arbeit, wenn man sie mit der nötigen Kritik benutzt, mit Vorteil bedienen. W. Schuster (Gleiwitz).

Gött, Maria Ursula: Emil Gött, sein Anfang und sein Ende. München, Beck, 1921. (84 S.)

Emil Götts Mutter zeichnet hier Erinnerungen an den Lebensgang ihres Sohnes auf. Niemand wird das kleine Büchlein ohne Rührung aus der Hand legen. Der Tag des Ruhmes dämmert für Gött herauf, aber man braucht ihn als Künstler nicht zu kennen, um vor diesem Bild blutenden Menschentums in tiefster Ergriffenheit zu stehen. Wer freilich schon den Weg zu Gött gefunden hat, wird die Gestalt des Dichters, wie ihn die Mutter mit schlichten, starken Worten geschildert hat, in dem gleichen schönen und reichen Lichte leuchten sehen, das auch sein künstlerisches Werk erfüllt. Man hat das Bild der mater dolorosa zum Vergleich herangezogen: ich wüßte keines, das das Verhältnis dieser Mutter zu diesem Sohne inniger bezeichnen könnte. Das Büchlein gehört in die Hand aller reifen Menschen.

G. Kemp (Memel).

Haeckel, Ernst: Entwicklungsgeschichte einer Jugend. Briefe an die Eltern 1852/1856. Leipzig, Koehler, 1921. (VIII, 216 S.)

Die von Heinrich Schmidt herausgegebenen Briefe aus dem Haeckel-Archiv beginnen mit der Zeit, als der junge Haeckel in seinem zweiten Semester in Würzburg Naturwissenschaften und Medizin studiert. In kindlicher Offenheit berichtet er von allem, was ihn beschäftigt, was er sieht und hört, und so geben diese Briefe ein Lebens- und Kulturbild, das nicht nur für die Freunde von Haeckels Weltanschauung lesenswert ist, sondern die Beachtung weitester Kreise verdient. Die bildhafte Ausdrucksweise und der flüssige Stil machen selbst weitschweifige Auseinandersetzungen nie langweilig. Seine naturwissenschaftlichen Neigungen drängen schon damals alle andern Interessen in den Hintergrund. Besonders versucht Haeckel immer wieder, den Vater zu bewegen, ihm zu erlauben, das verhaßte Medizinstudium aufzugeben. Erst durch Virchows unvergleichliche Kollegs kommt er in späteren Semestern zu einer gerechteren Beurteilung dieser Wissenschaft. Sein Lieblingsfach war derzeit die Botanik. Das Finden einer seltenen Pflanze oder das Arbeiten an seinem geliebten Mikroskop beschreibt er mit begeisterten Worten. Aber sehr bald, auf einer Reise nach Helgoland, findet er schon sein eigentliches Arbeitsfeld und der zweiundzwanzigjährige Student sieht schon klar vor sich, daß sein Spezialstudium „für alle Zukunft die wissenschaftliche Zoologie, d. h. die vergleichende Anatomie und Histologie sein wird." In einem Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1853 schreibt er bereits: „Ja, über die Zellentheorie geht mir nichts." Auffallend an dem späteren Monisten Haeckel ist seine kirchliche Frömmigkeit, die sich in vielen Briefen ausspricht. Eine Wandlung seiner Weltanschauung wird allerdings auch schon hier angedeutet. Streng gläubige Katholiken werden sich durch einige schroffe Ausdrücke über ihre Kirche verletzt fühlen können. In allen Briefen spiegelt sich das Heranreifen eines bedeutenden Menschen, der mit großer Ernsthaftigkeit an

sich selbst arbeitet und sich mit den verschiedensten Fragen, die an ihn herantreten, auseinandersetzt. Das Buch ist für mittlere und große Bibliotheken warm zu empfehlen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Jacobs, Monty: Ibsens Bühnentechnik. Dresden, Sybillen-Verlag, 1920.

Die junge Generation versucht immer wieder, Ibsen als uninteressant und verstaubt beiseitezuschieben und stellt gegen ihn und seine (ihnen überlebt scheinenden) ethischen Probleme ihren Führer Strindberg. Strindberg dagegen würde dann verlieren, wenn man seine technischen Mittel und ihre Anwendung mit denen Ibsens vergleichen würde. Eine so gründliche und gut lesbare Untersuchung, wie die von Jacobs, ist gerade heute höchst erfreulich. Er zeigt nicht nur, wie Ibsen all jene Mittel: Kontraste, Einführungen von Personen, Monologe, Spannungen, Effekte, Retardieren usw. anwendet, sondern ihm liegt daran, erkennen zu lassen, daß bei Ibsen jeder „Kniff" immer vertiefenden Sinn hat, den nämlich, einen Charakter, einen Menschen, eine Seele zu beleuchten. Besonders hervorzuheben sind noch die Ausführungen über Ibsens immer wieder bewunderte Kunst, in seinen Dramen, namentlich in den sogenannten analytischen (Gespenster, Rosmersholm), die Vergangenheit aufzurollen, indem, Bekanntes als bekannt vorausgesetzt, für den Leser oder Hörer Vergangenheit in dramatisches Gegenwarts-Erlebnis umgewandelt wird. Sodann auch, was Jacobs von Motivieren und Übermotivieren Ibsens sagt. Ein sehr fein geschriebenes und ergiebiges Buch! H. Knudsen.

Jellinek, Karl: Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion. Mit 180 Textabbildungen. Stuttgart, Frd. Enke, 1921. (XVI, 552 S.) 70 M.

Mehr als früher verlangt man heute überall nach einer Zusammenfassung der Errungenschaften der Wissenschaft und der Erkenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiete des sozialen Lebens, der Kunst, der Religion zu einem einheitlichen Weltbild. Eine solche Arbeit erfordert allerdings eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit: einen Forscher, der mit den wissenschaftlichen Methoden vertraut ist, einen kritischen und zugleich schöpferischen Denker und einen Weltweisen, der mit künstlerischem und seherischem Blick die Einzeldinge zu einem befreienden, erlösenden Weltbild zusammen zu schauen vermag. Der Verfasser des „Weltengeheimnis" hat vieles von dieser Art. Ausgehend von der Naturwissenschaft, die er durch wertvolle Veröffentlichungen bereichert hat, hat er es stets als seine Herzensangelegenheit angesehen, auch die Probleme des weiten Gebiets der Geisteswissenschaften zu verfolgen. Seine leidenschaftliche Freude am Erkennen, seine erstaunliche Aufnahmefähigkeit, seine Unermüdlichkeit, sich wirklich das Wesentliche der großen Wissensgebiete zu eigen zu machen, sein Geschick, das Erkannte gemeinverständlich, lebhaft und anregend zu schildern und vor allem sein sittliches, sich ganz im Dienst der Idee und des Göttlichen fühlendes Gesamtwollen dürfte sich in dieser Vereinigung und in dieser Stärke nur selten in der literarischen Welt finden. Trotzdem wird J.s Buch mit einer starken Gegnerschaft rechnen müssen. Denn indem es bei aller Betonung des induktiven und des kritischen Verfahrens das letzte Heil doch in dem mystischen Schauen und Erleben erblickt, wird es bei allen denen, die über eine rein verstandesmäßige Betrachtung nicht hinausgehen wollen, auf lebhaften Widerstand stoßen. Andere wieder werden das Buch gerade aus diesem Grunde um so höher bewerten. Ihnen — und ihre Zahl ist heute besonders groß — steht es fest, daß die Wissenschaft noch durch die Kunst und die Religion, der Verstand noch durch das Gefühl bei dem großen Rätsel-Lösen unterstützt werden muß. In wieweit sie sich den vielen Einzeldeutungen und Erklärungsversuchen J.s anschließen werden, das wird

freilich im letzten Grunde wieder von den Persönlichkeiten abhängen. Strenge Beweise gibt es nun einmal auf diesen Gebieten nicht. Es könnte deshalb wohl jemand im ganzen mit der Grundauffassung J.s übereinstimmen, etwa mit der im Mittelpunkt seiner Philosophie stehenden Idee des Überbewußten, ohne daß er alle von J. daraus gezogenen Folgerungen annehmen müßte, wie z. B. die Hypothese der „leitenden intelligenten Kräfte und Konstrukteure", die beim Aufbau der Organismen tätig sein sollen, der Individualität der Himmelskörper-, Volks- und Tiergruppenseelen, der selbstherrlichen Stellung der Seelen zu den Körpern, die sie im Schlaf zum Teil, im Tode ganz verlassen, um nun einen neuen Leib aufzusuchen und den Weg zur Läuterung und Erlösung fortzusetzen, und vieles Theosophische und Okkultistische der Art. Wie man sich zu diesen Fragen aber auch stellen mag: Anerkennung wird man J. nicht versagen können, wenn man unbefangen seine große und klare Behandlung all der Probleme der Himmelskörper-, der Atomen- und der Organismenwelt, der Philosophie, der Kultur, der Kunst und der Religion auf sich wirken läßt, wenn man verfolgt, wie er auf dem Boden der „Wirklichkeit" seinen Gedankendom aufrichtet und wie er ihn krönt durch einen kühnen Phantasie-Turmbau, wie ihn nur die Kräfte mystischen Erlebens himmelan wachsen lassen können. Daß J. auch die Form der Darstellung gefunden hat, die dem Verständnis weiter Kreise von Gutwilligen angepaßt ist, verdient an dieser Stelle besondere Hervorhebung, er hat sie in starkbesuchten Volkshochschulvorträgen in Danzig mit bestem Erfolg erprobt. Für die Ausstattung des Buches hat der Verlag in bester Weise gesorgt. G. Kohfeldt (Rostock).

Keller, Gottfried: In seinen Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Berlin, Bong (1921). (275 S.) Geb. 35 M.

Das Unternehmen, Gottfried Keller in seinen Briefen einem größeren Leserkreise bekannt zu machen, muß als dankenswert begrüßt werden. Freunde und Verehrer Kellers, die es sich nicht gestatten durften, die bisher mit den Biographien und Tagebüchern Kellers von Jakob Baechtold (Berlin, W. Hertz, 1895—97, 3 Bde.) und Emil Ermatinger (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf., 1915—17, 3 Bde.) vereinigten Briefe anzuschaffen, werden sich über diese Veröffentlichung freuen. Die auf 146 Briefe beschränkte Auswahl aus den etwa 600 Briefen, die der nicht sehr Schreibfreudige hinterlassen hat, muß als glücklich bezeichnet werden. An der Hand dieser Briefe, die mit knappen, zum Verständnis nötigen Fußnoten versehen sind, kann man das äußere und innere Leben des Dichters genau verfolgen. Und welch ein an Sorgen und Enttäuschungen reiches Leben! Aber mit geschickter Hand wählte der Herausgeber vorzugsweise Briefe, in denen die starke Lebensbejahung und die an unerschöpflichem Humor reiche und urwüchsige Natur Kellers besonders zum Ausdruck kommt; gleichzeitig macht die Sprachbeherrschung, die Keller schon von Jugend an auszeichnet, und die den späteren glänzenden Prosaisten verrät, ihre Lektüre doch nicht quälend, sondern genußreich. Eine Quelle reiner Freude an dem Menschen Keller als humorvollen Freund und literarischem Berater bieten besonders die Briefe aus späteren Jahren an seine alten und neuen Freunde Exner, Heyse, Storm und Petersen, die immer wieder versucht haben, den Schweigsamen zum Gedankenaustausch zu bringen. „Es ist mir übrigens nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer anderen Abtei von den gesprengelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte ziehen." Dem Bestreben des Herausgebers, das ungerechtfertigte Urteil von Kellers erstem Biographen Jakob Baechtold zu widerlegen, der ihm Mangel an Wohlwollen vorwarf, dienen neben diesen Freundesbriefen u. a. auch die Briefe an ihm befreundete Frauen,

wie an Marie Melos, die Schwägerin Freiligraths, und dessen Witwe. Keinen der herzenswarmen Briefe möchte man vermissen, zeigen sie doch den inneren Reichtum des im Leben meist so spröden und einsamen Mannes. — In allen Büchereien kann diese treffliche Sammlung dazu beitragen, den Leserkreis der Werke Kellers zu erweitern. Anna Reicke (Charlottenburg).

Klages, Ludwig: Vom kosmogonischen Eros. München, Georg Müller, 1922. (176 S.) 90 M., geb. 125 M.

Klages geht in diesem seinem neuesten Werk aus von einer kurzen Untersuchung über die Rolle, die der Eros bei den Orphikern, den Tragikern, den Bukolikern und bei Platon gespielt hat, und stellt fest, daß selbst noch in der verführerischen, rationalistisch-theologischen Verdrehung des Erosbegriffes durch Platon unverkennbar sei dessen ekstatischer Ursprung. Er weist weiterhin nach, daß Eros und Geschlechtstrieb keineswegs wesensgleich seien, beide vielmehr „im Verhältnis gegenseitiger Störung zueinander stehen, dergestalt, daß es seit je eine der schwierigsten Lebensfragen der Menschheit war — man hat sie niemals gelöst — zwischen beiden einen Ausgleich zu schaffen". Eine gründliche Durchforschung der verschiedenen Arten der Ekstase ergibt dann, daß ihnen allen gemeinsam sei die Befreiung der Seele vom Geiste, dem mechanisierenden Träger des Ichbewußtseins, durch die „Lebensgewalt der Welt", wodurch die Seele befähigt wird, die rhythmische Wirklichkeit der ewig fließenden Weltseele in den Urbildern zu erleben. Diese Schauung, in der sich die Ekstase vollendet, ist bei der erotischen Entrückung ein ausgesprochen sympathetisches Erlebnis (während die übrigen Arten der Ekstase idiopathisch sind) und schließt ein geheimnisvolles Ferne-Erlebnis ein. Von hier aus wird dann verständlich gemacht, warum der Eros stets ein „Eros zum Ehemals" ist und wesentlich mit dem Totenkult zusammenhängt, von dem der „Unsterblichkeitsglaube" wieder eine vom „Willen zur Macht" eingeschmuggelte Entartungsform ist. — Angesichts des groben Unfuges, der von „Gehirnstrolchen" aller Art gerade mit dem antiken Erosbegriff getrieben wird, ist es von größtem Werte, wenn ein Philosoph wie Ludwig Klages, der sich abseits von allen geistigen Moden seit Jahrzehnten durchtränkt hat mit dem Sinn antiken Denkens und Schauens, das Wort ergreift, um denen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, zu enthüllen, wo der kosmogonische Eros („weltschöpferisch" wäre keine hinreichende Verdeutschung, da Kosmos viel mehr sagt als Welt) im Leben des Altertums seine Stelle hatte und was er weiter hin uns Heutigen noch bedeuten könne. — Das Buch ist, da es eine Fülle von tiefsinnigen Betrachtungen in kühnster Verbundenheit enthält, schwer zu erschöpfen. Da es jedoch bei aller Strenge und Knappheit des Gedanklichen hinreißend schön geschrieben ist, vermag es auch dem Leser, der andächtig lauschend an der Schwelle dieser wahrhaft romantischen Weltdeutung verharrt, sofern er nur überhaupt metaphysischer Erkenntnisse fähig ist, unvergeßliche Eindrücke zu bieten. Zum mindesten alle die Büchereien, in denen die Schriften der modischen „Sexusapostel" von der Art Blühers verlangt werden, sollten also die Klagessche Schrift bereitstellen und empfehlen. E. Ackerknecht (Stettin).

Lüthgen, Eugen: Gotische Plastik in den Rheinlanden. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Bonn, Cohen, 1921. (80 S.) 18 M.

Mir ist kein Buch bekannt, aus dem man an Hand einer Fülle vortrefflicher Abbildungen einen so ergreifenden Eindruck von der Gefühlsinnigkeit und Gefühlskraft der gotischen Plastik erhält. Die Abbildungen beschränken sich nicht auf die gotische Plastik der Rheinlande allein, wie denn auch die kurze Einleitung von Lüthgen gut in das Wesen der Gotik überhaupt einführt. Das Buch sollte bei seiner Billigkeit und Vorzüglichkeit in keiner Bücherei fehlen. Das ungeschulteste Auge ersieht aus ihm, was deutsche Kunst des Mittelalters heißt. Und wer die

antike Kunst noch zu überschätzen gewohnt ist, wird hierdurch eines anderen belehrt werden. Diese gotische Plastik steht an Menschlichkeit des Inhalts wie an Formensprache ebenbürtig neben der klassischen Plastik der Griechen; hierzu kommt, daß sie uns heutige Menschen völlig modern berührt. M. Wiesér (Spandau).

Nansen, Fridtjof: Spitzbergen. Mit 180 Zeichnungen, Karten und Diagrammen vom Verfasser. Leipzig, Brockhaus, 1921. (327 S.) Geb. 71 M.

Die Untersuchung des Wassers und der Strömungen bei Spitzbergen und im Treibeis war der Zweck der Reise Nansens im Jahre 1912, deren eingehende wissenschaftliche Ergebnisse er bereits 1915 veröffentlichte. Jetzt wendet sich der Forscher mit einer allgemeinverständlichen Beschreibung der Reise an weitere Kreise, die sich für geographische Dinge interessieren. Das Buch ist in eine Reihe überschriebener Kapitel gegliedert. So ist es für diejenigen Leser, denen es nicht um eine ausgesprochene wissenschaftliche Durchforschung des Werkes zu tun ist, möglich, Abschnitte wie etwa die „Oberflächenformen auf Spitzbergen", „Die Wasserschichten und ihre Zirkulation im nördlichen Polarmeer" oder „Die Meeresströmungen und die Bewegungen des Meerwassers in verschiedenen Tiefen" ohne Nachteil für den Zusammenhang des Ganzen zu übergehen, obwohl auch derartige lehrreiche Erörterungen zu ihrem Verständnis nur geringe Vorkenntnisse voraussetzen. Es ist dem Verfasser in anerkennenswerter Weise gelungen, den an sich recht spröden Stoff durch seine anschauliche und flüssige Schreibweise dem Leser nahe zu bringen. Mit Interesse wird er daher die Reise der kleinen Yacht „Veslemöy" durch das Meer und das Treibeis an den öden Felsen- und Gletscherküsten Spitzbergens entlang verfolgen. Alle, die Nansens Fahrt auf der „Frahm" im Jahre 1892—96 „Durch Nacht und Eis" gelesen haben, werden sicherlich gerne zu seinem neuesten Werke greifen, das eine wertvolle Ergänzung und in gewissem Sinne einen Abschluß jener Reise bedeutet.
H. Horstmann (Stettin).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Andreas-Salomé, Lou: Die Stunde ohne Gott und andere Kindergeschichten. Jena, Diederichs, 1922. (164 S.) Br. 25 M., geb. 35 M.

Das Beherzigenswerte und Erfreuliche dieser drei Geschichten aus dem Kinderland ist die Grundeinsicht, in der sie geschrieben sind: daß nämlich die kleinen Kinder nicht — wie es hier von den Frühlingsblumen heißt — „bloß Unerwachsene unter den größeren Sorten sind", sondern auf ihrer Lebensstufe gerade so abgerundet wie die Erwachsenen, gerade wie sie mit Sorgen beladen und kämpfend um den Sieg ringen. Gut kommt es in der Hauptgeschichte zum Ausdruck, wie die Großen so fremd und zerstörend der spielenden Welt des schnell-lebenden, schaffensfreudigen Kindes gegenüberstehen. Aber diese zwei verschiedenen Welten ruhen fast nur nebeneinander, und wir vermissen, daß sie sich um Fühlung miteinander bemühen. In der Form wird die Wirkung abgeschwächt dadurch, daß die kindlichen Überlegungen meist in der Ausdrucksweise der Erwachsenen wiedergegeben sind; sie erscheinen uns dadurch oft unnatürlich und altklug, zu logisch und kompliziert. Allzusehr gedanklich überlastet, folglich ganz unkindlich, sind die Blumen- und Wolkenträume der 2. Geschichte. Die 3. Erzählung von einem Urmenschen- und Höhlenspiel zweier Kinder erreicht auch nicht die Tiefe der ersten, die dem Buche den Namen gab. Das Buch kommt nur für Leser in Frage, die der Kinderpsychologie Interesse entgegenbringen. Hildegard Lohmann (Hamburg).

Frankhauser, Alfred: Der Gotteskranke. Roman. München, Delphin-Verlag, 1921. (240 S.)

Der „Gotteskranke“ ist ein Roman, der nicht für das große stoffhungrige Lesepublikum geschaffen ist. Er ist nicht gerade arm an äußerem Geschehen, aber seine Gedankenwelt ist so himmelweit von den Interessen der bloßen „Unterhaltungsleser“ entfernt, daß er nur für einen engen Kreis ernsthafter Leser in Frage kommt. Das Thema des Romans ist nicht neu, aber originell ist die Art, wie dies Thema behandelt wird: Johannes Freudiger, Hauptmann in einem Schweizer Grenzbataillon, „ist auf der Suche nach seinem eigenen Ich.“ „Mich selber habe ich verloren in dieser Welt“, sagt er von sich, „und suche vergeblich mich wiederzufinden. Und nun ist es zu Ende mit dieser Welt. Ich breche mit ihr, denn ich ertrage sie nicht mehr . . .“ „Sein Kleid, sein Glück, seinen behaglichen Namen“, gibt er dahin. „Heilig allein ist das Leben ohne Furcht und Fesseln. Du sollst zerbrechen alle Grenzen und Schranken, die Schlinggewächse, die sich eingenistet im Leib der Menschheit . . . Die Güte und das Verzeihen soll das Menschentum beherrschen. Der Kampf gilt den Dämonen der Hölle, bis sie bezwungen sind und glauben an Güte.“ Ein Mann des von Freudiger kommandierten Zuges, der rote Schwarz — sein Halbbruder — den er wegen seiner Roheit und Gewalttätigkeit haßt, bringt ihn immer wieder von seinem Ziele — der Güte und dem Verzeihen — ab. Aber schließlich nach Verlust von Ansehen und militärischer Stellung, im Gefängnis verzeiht er ihm alles, auch die zwei Mordanschläge gegen seine Person: „Du sollst eingedenk sein deiner Sünde und nicht mehr sündigen“. — Die vielen tiefen und beherzigenswerten Lebensweisheiten des Buches, die manchmal etwas zu sehr von Moral triefen, verlieren leider an Wert und Allgemeingültigkeit durch die krankhafte Nervosität und Überspanntheit des Hauptmanns. „Ein Häklein mehr in meinem Schädel losgehakt, und ich werde wirklich verrückt“, sagt er von sich. In Sprache und Stil vermeidet Frankhauser es durchaus, Übernommenes und Abgedroschenes zu bringen, ohne dabei, wie es sonst so oft geschieht, in Manieriertheit zu verfallen. Neu und eigenartig ist seine bilderreiche Sprache, aus der ein tiefes, echtes Naturempfinden spricht, wie man es bei Schweizer Dichtern oft findet. R. Kock (Stettin).

Loerke, Oskar: Der Oger. Hamburg, Berlin, Hoffmann & Campe, 1921. (344 S.)

Loerke versucht zu zeigen, wie eine pathologisch veranlagte Familie von der Gewalt des Oger erlöst wird. Allein wir gewinnen doch nie den Eindruck, daß dieser Oger eine geheimnisvolle Macht ist, die in das Leben aller Familienmitglieder zerstörend eingreift; sobald wir wissen, daß es sich um die Epilepsie handelt, die den Vater schon als Kind ergriffen hat, schwindet das Interesse an dem Stoff sehr erheblich, zumal nun der Haß der Kinder gegen den Vater jeder ethischen Bedeutung entkleidet wird. Es ist Loerke nicht gelungen, um diese gefährliche Klippe glücklich herumzukommen. Wenn es sich lediglich um die Flucht vor der Krankheit handelt, empfindet man das Buch als sonderbar zwecklos. Dazu trägt noch bei, daß der Aufbau der Handlung eigentümlich schrullenhaft angelegt ist. Der am meisten von der Angst vor dem Oger erfüllte Sohn schreibt die Geschichte der Familie während einer Reise nieder, die er als Maschinentechniker auf einem Fischdampfer unternehmen muß, um einen seelischen Heilungsprozeß durchzumachen, was rein stofflich schon eine naive Unmöglichkeit bedeutet. Dadurch werden die Vorgänge noch verworrener, die psychische Analyse wird so gehaltlos, daß man sich schließlich fragt: warum mußte dieses Buch eigentlich geschrieben werden? Man empfindet ein nicht unbeträchtliches Talent an einem Stoff verschwendet, der dürres Erdreich bietet, und bedauert das, da die Darstellung manch glückliches Detail enthält.

G. Kemp (Memel).

Seidel, Ina: Das Labyrinth. Ein Lebenslauf aus dem 18. Jahrhundert. Jena, Diederichs, 1922. (387 S.)

Bei der Besprechung ihrer Novellensammlung „Hochwasser" (im vorigen Jahrgang S. 223) schrieb ich, es sei noch immer zweifelhaft, ob Ina Seidel auch auf dem Gebiet der deutschen Erzählungskunst zu hohem Range aufrücken werde. Mit dem vorliegenden biographischen Romane hat die Dichterin nun allen diesen Zweifeln ein Ende bereitet: Hier haben wir ein hervorragendes Werk deutscher Erzählungskunst von großem kulturgeschichtlichen und menschlichen Reiz vor uns. Der Held des „Labyrinthes" ist George Forster, der Pfarrerssohn aus Nassenhuben in Westpreußen, welcher in einem Alter, wo andere Knaben noch zwischen Schularbeiten und Räuberspielen ein verantwortungsloses Kinderdasein genießen, bereits als vielsprachiger, gelehrter Handlanger seines weltreisenden Vaters mit diesem die Wolga befuhr, traumbefangen und voll Heimweh nach der sanften Mutter, bald die schwermütige Eintönigkeit der strömenden Flutmasse, bald das märchenhafte Gewimmel tatarischer Nomadenvölker auf der unendlichen Ebene hinter den Schilfwäldern der Ufer in seine Seele saugend. Wir finden dann den zarten Jüngling auf der zweiten Expedition des Kapitän Cook, mehr als drei Jahre lang bald in die Wüsten des Südpolarmeeres mit ihren namenlosen körperlichen und seelischen Leiden, bald in die paradiesischen Inselmeere der Südsee verschlagen, stets in mönchischer Selbstlosigkeit seiner wissenschaftlichen Aufgabe ganz hingegeben. Es folgen die schwärmerischen Jahre, in denen der junge Weltberühmte als Professor in Kassel der Geheimnistuerei der Rosenkreuzer seinen Tribut zahlt und drüben in Göttingen zwischen den beiden Mädchen Karoline Michaelis und Therese Heyne die Wahl trifft, die das Verhängnis seines Lebens besiegelt. Therese, die Unstäte und Untreue, läßt den Allzu-Gütigen und Liebebedürftigen, dessen Körperkräfte immer mehr vom Gifte des Skorbut unterwühlt werden, sich in kleinlicher Fronarbeit betäuben und verzehren. Als den Verlassenen und Erschöpften in Paris die Stürme der Revolution auslöschen, da sieht er sein seltsames, kaum vierzigjähriges Leben noch einmal im dämonischen Lichte jenes Angsttraumes vom Labyrinth, den er als Kind so oft geträumt hatte; aber er erkennt jetzt lächelnd, daß er den Vater und Therese, die seine Seele ihrem brutalen Ehrgeiz und Lebenshunger geopfert, die ihn immer weiter hineingehetzt haben in die irrsinnig kreiselnden Gänge, dem brüllenden Minotaurus zum Fraße, daß er sie überwunden hat. „Wenn wir Geopferten werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden ins Herz der Dinge und Gottes. Das Labyrinth versinkt und wir sind frei." — Die dichterische Kraft der Erzählerin erweist sich nicht nur in der Fülle von Gestalten und Stimmungen, die der ruhige, aber unwiderstehlich ziehende Strom ihres Schauens an uns vorüberträgt, sondern vor allem darin, daß sie diese Fülle geschlichtet und den Sinn des Menschenschicksals George Forster geoffenbart hat durch das ungeheure Sinnbild des Labyrinthes. — Schon die mittlere Bücherei wird für ihre ernstesten und gebildetsten Leser dieses schwerwiegende Buch nicht entbehren dürfen. E. Ackerknecht (Stettin).

D. Kurze Anzeigen.

Rosenhagen, Paul: Der Schlittschuhläufer. Detektivroman. Leipzig, Jos. Singer, 1921. (208 S.) 9 M., geb. 14 M.

Runkel, Ferd.: Er und die Drei. Detektivroman. Ebenda 1921. (255 S.) 9 M., geb. 14 M.

Eine Masse von raffiniert verknoteten Geschehnissen, in die allerlei fragwürdige Menschennaturen verwickelt sind, die von dem Helden, dem Detektivgenie, wie Nummern auf der Spielbank hin- und hergeschoben werden, — das Ganze viel-

leicht nicht schlechter aber auch nicht besser als diese Sorte von Kriminalgeschichten zu sein pflegt. Volksbüchereien haben schwerlich Veranlassung, ihren Lesern diese „Dichtungen" vorzusetzen. Ko.

Am Scheidewege. Berufsbilder. Sonderwerke der Sammlung belehrende Unterhaltungsschriften, begründet und herausgegeben von Hans Dollmer. Berlin, Paetel, 1920 ff.

Bd. 80. Der Maler und Lackierer. Von H. Hillig. (86 S.) Brosch. 16,50 M.

Bd. 81. Der Zahntechniker, Dentist und Laboratoriumszahntechniker. Von Jul. Bach. (84 S.) Brosch. 16,50 M.

Auch diese beiden neuerschienenen Bändchen der bereits sehr umfangreichen Sammlung können wegen ihrer knappen, übersichtlichen und dabei anregenden Darstellung empfohlen werden. Fr.

Trebitsch, Arthur: Nikolaus Lenaus geistiges Vermächtnis. Berlin; Antaios Verlag, 1920. (300 S.)

Eine gute Auswahl aus Lenaus Gedichten würde ein schmales Bändchen füllen. Vor dem vorliegenden 300 Seiten starken Bande kann nur gewarnt werden. Das Beste fehlt, dafür ist alles aufgenommen, woraus des Dichters ruhelose Zweifelsucht und die kulturkämpferische Stimmung der Zeit spricht — nein schreit. Die Zeugnisse einer unglücklichen geistigen Veranlagung gelten dem Herausgeber als ewige Gedanken und tapferste Geistestat. Er schneidet alle dahin zielenden Stellen aus Savonarola, den Albigensern, Faust und Don Juan heraus und entrollt so ein Bild des Dichters, bei dessen Betrachtung man erschauert und das als letzten Eindruck nur ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen zurückläßt. Einleitung und Anmerkungen sind demgemäß; schade um das Papier. Schu.

Unger, Arthur W.: Wie ein Buch entsteht. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 175.) 5. Aufl. (136 S. mit 9 Taf. u. 26 Abb.) Leipzig, Teubner, 1921.

Die neue Auflage dieses Werkchens ist zu begrüßen. Es enthält in sehr gedrängter aber doch gut verständlicher Fassung alles für weitere Kreise Wissenswerte über die Geschichte des Buches und seine heutige Herstellungsweise, unter besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Reproduktionsverfahren. Viele vortrefflich ausgewählte Druck-, Papier- und Bildproben sind dem Band wieder beigegeben. Ho.

Der Wunderkelch. Eine Sammlung neuer deutscher Legenden. Hrsg. v. Th. Etzel, u. Karl Lerbs. (Mit 10 handkolorierten Steinzeichnungen von Werner Schmidt). Heilbronn, Walter Seifert, 1920. (318 S.) Pappbd. 38 M.

Dies Buch „unternimmt den Versuch, über die zeitgenössische Legendendichtung einen umfassenden Überblick zu geben", in der „sich eine Sehnsucht nach neuer Innerlichkeit verheißungsvoll kundtut". 34 neuere, z. T. noch ungedruckte Legenden vermitteln diesen Überblick aufs beste. Es muß aber deutlich darauf hingewiesen werden, daß die Auswahl unter ästhetisch-literarischen Gesichtspunkten getroffen wurde und daß das Buch im ganzen keinen religiös-erbaulichen Charakter zeigt. Zahlreiche Stücke (u. a. die von H. H. Ewers, Th. v. Harbou, A. Döblin, O. A. H. Schmitz) sind nur schriftstellerische Versuche im Legendenton. Darum muß bei der Anschaffung und Ausleihe besonders in katholischen Gegenden Vorsicht dringend angeraten werden. Ho.

Zur büchereipolitischen Lage.

Notschreie über mangelnde Organisation des Volksbüchereiwesens ertönen heute an allen Enden, und es ist wirklich die allerhöchste Zeit, daß der Staat, der heute mehr denn je das Recht für sich in Anspruch nimmt, ein Volksstaat zu sein, seine kulturellen Verpflichtungen erfüllt und für das Volksbüchereiwesen die nötigen

Mittel zur Verfügung stellt. Es ist geradezu beschämend, daß der Preußische Staat für das gesamte Volksbüchereiwesen einige 100000 Mk. auswirft*), während ein einziges Pferdegestüt Millionen kostet. Eine weitgehende Aktion durch Presse und politische Parteien wird nötig sein, um den Staat auf seine Unterlassung hinzuweisen. Der Staat muß notwendig das organisatorische Gerippe schaffen, etwa wie es in Posen vor dem Kriege von der dortigen Kaiser Wilhelms-Bibliothek entworfen war. Selbstverständlich sind für die Grenzmarken solche Einrichtungen von besonderer Wichtigkeit, da gerade gegenwärtig die Fremdvölker die Vorteile ihrer Lage durch eine besonders aktive Kulturpolitik ausnützen. Typisch ist folgender Brief, den ich in den letzten Tagen aus einer mittelschlesischen Stadt erhielt:

„Und zum Schluß komme ich noch mit einer sehr großen Bitte: Das ganze Volksbibliothekswesen hier in Mittelschlesien liegt arg darnieder. Die frühere Beratungsstelle in Breslau existiert nicht mehr, da der Leiter nach Münster versetzt worden ist. Meine Kollegin hat sich bereits an die ‚Zentrale für Volksbildung' in Breslau gewandt, man hat auch versprochen, sich der Angelegenheit anzunehmen, aber der Erfolg ist mehr als zweifelhaft. Könnte wohl Herr Direktor S. hier helfen? oder irgendeine andere Instanz dafür interessiert werden? Es kommt noch hinzu, daß das Deutschtum hier durch die Tschechen sehr gefährdet ist. Ich versprach meiner Kollegin, mich um Rat an Sie zu wenden, und wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn Sie mir einen Fingerzeig geben würden, vielleicht sogar persönlich an maßgebender Stelle auf die Mißstände hier hinweisen würden. Das wäre entschieden am wirkungsvollsten. Schwache Bibliotheksansätze sind, soweit mir bekannt, vorhanden in Glogau, Liegnitz, Reichenbach, Brieg. Aber nirgends tun die Städte etwas Ausreichendes. Ueberall versucht man wohl, mit Hilfe eines Vereins etwas zu leisten, aber was kann dabei herauskommen? Im voraus herzlichen Dank für alles, was Sie in diesem Fall für die Schlesier tun können."

Im Rheinland ist es just dieselbe Sache. Ueberall Ansätze! Nirgends einheitlicher Wille, der die zerflatternden Fäden zusammenbindet. Es ist heute viel von einer Krisis der Volksbüchereien die Rede. Möchten die verantwortlichen Stellen dafür sorgen, daß die Krisis nicht zu einer Katastrophe wird!

Winker (Düsseldorf).

Kleine Mitteilungen.

Am 1. Juli d. J. begeht die Firma Otto Harassowitz die Feier ihres 50-jährigen Bestehens. Die Schriftleitung der „Bücherei und Bildungspflege" ververbindet mit den herzlichsten an den derzeitigen Inhaber der Firma, Herrn Hanns Harrassowitz, gerichteten Glückwünschen den aufrichtigen Wunsch, daß sich die seit 1900 bestehenden Beziehungen des Verlages zum deutschen Volksbüchereiwesen, die in der Begründung der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen" ihren Ausdruck gefunden haben, auch weiter wie bisher fruchtbar und segensreich gestalten mögen.

Die Bremer Lesehalle, deren zeitweilige Schließung allgemeines Aufsehen erregte und als ein bedauerliches Zeichen mangelnden Interesses und Verständnisses weitester Kreise für die wichtigsten Fragen volkstümlicher Bildungspflege gelten

*) Und zwar ist es dieselbe Summe wie vor dem Beginn der Geldentwertung, so daß Preußen heute 30mal weniger für sein Volksbüchereiwesen übrig hat als noch vor 4 Jahren. Und damals sprach man schon — und mit Recht! — von einem Notstand der kleinen Büchereien und von ihrer argen Vernachlässigung durch den Staat. Die Hrsg.

muß, ist am 1. Mai d. J. nach einer langen Pause neu eröffnet worden. Leider konnten die alten behaglichen Räume nicht wieder zur Verfügung gestellt werden, doch hat die Bücherei eine immerhin leidliche Unterkunft in dem Erdgeschoß der Stadtbibliothek gefunden, allerdings unter Verzicht auf den Lesesaal. Der rührigen Werbearbeit des örtlichen Hilfsausschusses ist es zu verdanken, daß der drohende völlige Zusammenbruch der Anstalt vermieden werden konnte, die Dank der hingebenden Arbeit ihres Organisators und langjährigen Leiters Dr. A. Heidenhain als vorbildlich gelten darf, und die seit 1902 für das Bildungsleben Bremens so ungemein viel bedeutet hat. Möchte es dem Hilfsausschuß gelingen, die Anteilnahme der gesamten bremischen Bevölkerung an diesem hervorragenden Kulturwerk wachzuhalten und immer mehr zu vertiefen.

Städt. Volksbücherei Nürnberg. Die Städtische Volksbücherei Nürnberg, früher betrieben von der Nürnberger Volksbildungs-Gesellschaft, ist im Oktober 1921, zunächst auf 10 Jahre, in städt. Verwaltung übergegangen und untersteht dem Direktor der Stadtbibliothek. Das bisherige Personal — 3 Damen, 1 Aufseher für die Lesehalle, 1 Buchbinder, 1 Garderobefrau — wurde mit übernommen, dazu am 1. Mai noch ein akademisch gebildeter Herr als Bücherwart berufen. Die Bücherei enthält etwa 17000 Bände und gibt täglich etwa 400 Bücher aus. Filialen sind vorerst noch nicht vorhanden, doch ist ihre Gründung beabsichtigt.

Der Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften E. V., Berlin W 35, hielt dieser Tage unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Rat Dr. Ernst von Borsig seine 30. Jahresversammlung ab. Über den politischen Parteien und Konfessionen stehend beschränkt sich dieser Verein nicht auf Anregungen, sondern leistet praktische wirksame Kultur- und Bildungsarbeit. Wie der geschäftsführende Vorsitzende, Direktor W. Scheffen, berichtete, versorgt der Verein einmal die fremden Kultureinflüssen ausgesetzten deutschen Stammesbrüder in den Grenzmarken, den verlorenen Gebieten und dem Auslande mit guten deutschen Büchereien. Dabei werden auch besonders die kleineren Ortschaften auf dem Lande bedacht. Im abgelaufenen Geschäftsjahr 1921/22 wurden u. a. 354 Büchereien nach dem Rheinland, Ostpreußen und Schlesien kostenlos geliefert. Neben dieser Arbeit zur Erhaltung deutscher Kultur versucht der Verein durch seine in Verbindung mit dem Deutschen Ausschuß für technisches Schulwesen herausgegebene Bildungszeitschrift „Feierstunden" in den werktätigen Massen die Klassengegensätze zu überbrücken und auf dem Boden der allen gemeinsamen deutschen Kultur eine innere Arbeitsgemeinschaft anzubahnen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

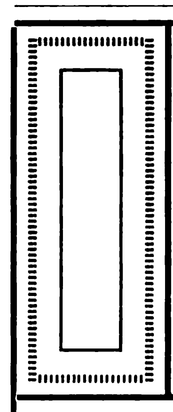
2. Jahrgang / Heft 7/8

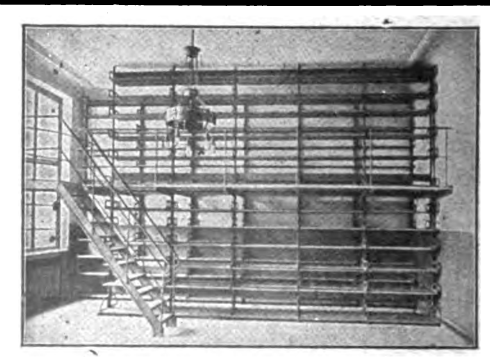
Leipzig Otto Harrassowitz

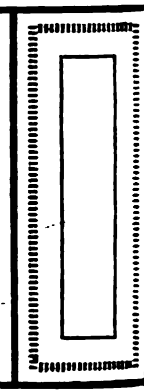
Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege“** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Deutscher Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:







Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

An unsere Leser!

Wir möchten angesichts der außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen alle Fachzeitschriften und so auch die unsere zu kämpfen haben, dieses Heft nicht hinausgehen lassen, ohne unsere Leser zu bitten, uns durch eine rege Werbetätigkeit zu Hilfe zu kommen. Als wir im Januar 1921 die „Blätter für Volksbibliotheken" in die inhaltlich und methodisch neue Form der „Bücherei und Bildungspflege" umwandelten, versprachen wir, unter planmäßiger Erweiterung unseres Arbeitsgebietes auf die gesamte neuzeitliche Bildungspflege, aber unter Festhaltung seines büchereimäßigen Kernes, unsere Zeitschrift immer mehr zu „einem Ratgeber und einer Umschlagsstelle aus der Praxis für die Praxis, namentlich auch der kleineren und mittleren Bücherei", auszugestalten. Wir glauben, dieses Versprechen trotz der Ungunst der Zeit eingelöst und schon im 1. Jg., noch mehr aber in diesem Jahrgange unseren Lesern für ihre Volksbüchereiarbeit sowohl als für ihre Mitarbeit auf den bildungspfleglichen Nachbargebieten (Lichtspiel, Volkshochschule, Vorlesestunden usw.) so viel wertvolles Handwerkszeug geboten zu haben, daß wir auch auf diesem Wege die allmähliche Herausbildung der so dringend nötigen Arbeitsgemeinschaft der deutschen Volksbüchereien erheblich förderten. Insbesondere dürfen wir in diesem Zusammenhange auf die methodische Entwicklung unseres Besprechungsteiles (namentlich der Sammelbesprechungen) hinweisen, der nun doch ganz anders als früher der Anschaffungspolitik verschiedener Größentypen der Bücherei zu dienen vermag. Sobald die wirtschaftliche Lage es gestattet, wird es uns eine besonders angenehme Pflicht sein, die von uns angestrebte Vermehrung der Bogenzahl unserer Zeitschrift vor allem einem weiteren Ausbau unseres Besprechungswesens zugute kommen zu lassen. An Plänen und Mitarbeitern aus der Praxis großer und kleiner Büchereien fehlt es uns glücklicherweise nicht.

Da die büchereipolitische Lage sich für die Vertreter unserer bibliothekarischen Berufsauffassung in den letzten zwei Jahren immer kritischer gestaltete, haben wir, namentlich auch im Hinblick auf den haupt- und nebenamtlichen Nachwuchs unseres Faches, mit vollem Freimut zur Erörtung gestellt, was uns bedenklich schien, und uns mit aller Entschiedenheit für die freie Entwicklung unserer Arbeitsgemeinschaft gewehrt. Dabei haben wir Duldsamkeit geübt aller gegnerischen Duldsamkeit gegenüber, sind aber auch vor energischer Abwehr nicht zurückgeschreckt, wo wir auf entwicklungsmörderische Unduldsamkeit stießen. Wir werden auch künftig in dieser Hinsicht unsere Pflicht tun, ohne jedoch in der „Bücherei und Bildungspflege" der Polemik mehr Raum zu gönnen, als unbedingt nötig scheint. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, wo die Abteilung „Zur büchereipolitischen Lage" eine friedliche Ecke werden kann, in der man sich lediglich mit der äußeren Politik der Bücherei, nämlich mit den Fragen ihres Schutzes gegen oder ihrer Förderung durch außerbüchereimäßige Mächte (wie die Presse, die Behörden, einzelne Stände, besonders den Buchhandel) beschäftigt.

Die fortschreitende Teuerung, unter der die Herstellung von Büchern und Zeitschriften besonders zu leiden hat, nötigt dazu, den Bezugspreis der „Bücherei und Bildungspflege" für das zweite Halbjahr 1922 auf 40 M. zu erhöhen. Für die Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, ermäßigt sich der Halbjahrspreis auf 24 M.

So bitten wir denn alle, die an dem gesunden Wachstum der deutschen Bildungspflege, insbesondere ihres ältesten und stärksten Astes, des Volksbüchereiwesens, Anteil nehmen, unsere im Verhältnis zu ihrem Umfang immer noch billige Zeitschrift auch weiterhin zu halten und ihr neue Freunde und Bezieher zuzuführen.

Die Herausgeber und der Verlag.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 7/8

Volksbücherei und Volksschule.

Von Rektor Karl Polensky in Greifenhagen*).

Das Thema „Volksbücherei und Volksschule" nötigt uns, einmal die Beziehungen zwischen beiden in Frage zu stellen, einerseits zu untersuchen, ob und in welcher Weise die Arbeit der Volksschule bestimmt werden kann und muß durch die Volksbücherei, andererseits zu prüfen, welche Forderungen die Volksschule an das Volksbüchereiwesen erheben darf und soll. Unsere Aufgabe liegt also auf der Grenze zwischen Bücherei- und Erziehungswissenschaft. Solche Themen aus den Grenzgebieten zweier Wissenschaften pflegen meist zu den interessantesten, aber auch zu den umstrittensten und schwierigsten zu gehören. Beides kann von unserer Frage nach den wechselseitigen Beziehungen von Volksbücherei und Volksschule nicht behauptet werden. Wohl finden sich in der pädagogischen Literatur verstreut einzelne geschichtliche Hinweise, weitgreifende erzieherische Forderungen und methodische Regeln; aber als Ganzes ist die Frage weder geschichtlich umfassend dargestellt noch grundsätzlich erschöpfend durchdacht worden.

Ein so umfassendes und modernes Werk wie Paul Barths „Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Bedeutung" erwähnt die Beziehungen zwischen Volksbücherei und Volksschule oder die allgemeinen Beziehungen zwischen Buch und Bildung mit keinem Wort. Und wenn wir die Werke pädagogischer Systematiker auf diese Frage hin prüfen, so finden wir, daß z. B. Paul Natorp in seiner „Sozialpädagogik" das Problem der „freien Selbsterziehung im Gemeinleben der Erwachsenen" weitgreifend und tiefschürfend wie wenige Pädagogen vor ihm und mit ihm behandelt. Aber von allen Formen der Gemeinschaftserziehung für den dritten Entwicklungsabschnitt des Menschen, der sich im „Leben" vollendet und die Erziehung zum „Vernunftwillen" als Ziel hat, wird nur die Volkshochschule behandelt, die zwar zu ihrer letzten Auswirkung die Volksbücherei bedingt, ohne daß aber die Volksbücherei in dem Dienst für die Volkshochschule aufginge. Und Wilhelm Rein, der Vertreter eines in vieler Hinsicht entgegengesetzten pädagogischen Systemtypus, kommt in seiner „Pädagogik in systematischer Darstellung" nicht über den einen Satz hinaus, „daß alle die Einrichtungen, die auf eine sitt-

*) Der Aufsatz gibt mit unwesentlichen stilistischen Änderungen und geringen sachlichen Erweiterungen und Kürzungen den Vortrag vom 24. Mai 1922 auf dem 3. Volksbücherei-Lehrgang für die Provinz Pommern, s. den Bericht im vorigen Heft, wieder.

liche, wissenschaftliche und künstlerische Weiterbildung unseres Volkes gerichtet sind, eine notwendige Ergänzung in den öffentlichen Lesehallen und Büchereien finden", von denen er behauptet, „daß sie nun auch in Deutschland mehr und mehr in den Dienst des lesehungrigen Volkes gestellt werden", ein Satz, der in seinem ersten Teil der Begründung ermangelt, in seinem zweiten nur mit Einschränkungen gilt.

Und wenn etwa eingewendet werden würde, der Rahmen eines pädagogischen Systemwerkes könne nicht so weit gefaßt werden, daß er auch das Problem von Buch und Bildung umschließe — ein Einwand, der wohl bestritten werden müßte — und wenn wir uns etwa in W. Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik" über den Stand der Frage unterrichten wollten, das doch nach seiner Bestimmung das pädagogische Wissen ihrer Zeit zwar knapp, aber doch erschöpfend darstellen soll, so finden wir darin so ausgezeichnete Beiträge wie den Aufsatz über „Schülerbibliotheken" von Heinrich Wolgast, dem für die Schule bahnbrechenden Wegweiser zu den Schätzen der Literatur und Methodiker literarischer Jugenderziehung; wir finden den Aufsatz über „Volksbibliotheken" von Johannes Tews, einem großzügigen Organisator des Volksbüchereiwesens. Aber wir finden in der ganzen Encyklopädie nicht die Problemstellung Volksbücherei und Volksschule, Buch und Bildung.

Wenn schließlich gesagt würde, daß damals diese Fragen noch nicht so im Blickfeld oder Blickpunkt des pädagogischen Interesses gestanden hätten wie heute, und wenn wir dann etwa den vom Reichsministerium des Innern erstatteten Amtlichen Bericht über „Die Reichsschulkonferenz 1920" nachschlagen würden, in der die Einheitlichkeit des Schulwesens ein vorherrschendes Leitmotiv gewesen ist, so klang der Gedanke der Einheitlichkeit des Bildungswesens zwar als Oberton mit, aber er bildete nicht den vollen, tragenden Grundakkord für diese größte pädagogische Gedankenkundgebung aller Zeiten und Völker.

Die Gründe für diese befremdliche Erscheinung können letzthin nicht auf dem Boden des Verhältnisses von Volksbücherei und Volksschule aufgedeckt werden; denn dies ist nur ein Teil des Gesamtverhältnisses von außerschulmäßigem und schulmäßigem Bildungswesen, die beide so eng miteinander verflochten sind, daß sich die Unterfrage nach dem Verhältnis von Volksbücherei und Volksschule so entscheidet, wie man die Oberfrage nach dem Verhältnis von schulmäßigem und freiem Bildungswesen beantwortet.

Diese Antwort lautet allerdings sehr verschieden. Ich übergehe die Meinungen derer, die in der freien Volksbildungsarbeit nur Äußerungen eines verstiegenen volkspädagogischen Idealismus oder gar Erscheinungen einer volksbildnerischen Konjunkturpolitik sehen. Niemand wird aber behaupten wollen und können, daß die Stimmen derer verstummt sind, die außerschulmäßiges Volksbildungswesen für erfolglos und deswegen überflüssig halten, weil sie meinen, Bildungsarbeit könne mit Aussicht auf Erfolg nur in den festen Formen eines gesetzlich geregelten Schulwesens geschehen, wobei dann gewöhnlich Erfolg mit

Zeugnissen und Berechtigungen gleich gesetzt wird. Vielleicht dürfen wir sogar annehmen, daß diejenigen die Mehrheit bilden, die über freie Bildungsarbeit ähnlich urteilen wie Luther über die Apokryphen der Bibel, und die etwa sagen, das außerschulmäßige Bildungswesen sei dem schulmäßigen nicht gleich zu achten, aber doch nützlich und gut zu betreiben. Sicher aber ist, daß diejenigen in der Minderheit sind, die das freie Bildungswesen für eine notwendige Ergänzung des schulmäßigen halten. Oder sollte diese Anschauung vielleicht eine Übertreibung oder gar ein Irrtum sein?

Der ausschlaggebende Grund für die unbedingte Notwendigkeit einer Ergänzung der Volksschulbildung liegt in der vorzeitigen Beendigung der Volksschulpflicht, welche die Früchte einer pädagogischen Aussaat und Pflege von acht Schuljahren nicht reifen läßt; vorzeitig sowohl vom Standpunkt des Kindes wie von dem des Bildungsgutes aus. Die Ergebnisse der Jugendlichenpsychologie, wie sie uns W. Hoffmann in seinen „Grundfragen der Entwicklungspsychologie und Sozialpädagogik" über „Die Reifezeit" und Charlotte Bühler in ihrem „Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät" für „Das Seelenleben des Jugendlichen" zusammenfassend dargelegt haben, diese Ergebnisse lehren uns mit größter Klarheit und Deutlichkeit, daß die jetzige Festlegung der Beendigung der Schulpflicht den Erkenntnissen der Seelenkunde des Jugendlichen widerspricht. Fällt sie doch in die Pubertät, also in eine Zeit, da der Jugendliche nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsener ist, in eine Zeit, da das Autoritätsgefühl des Kindes geschwunden, die Selbstautorität des Erwachsenen noch nicht erreicht ist. Dazu kommt, daß in dieser Zeit der Reifung, nicht nur der körperlichen, sondern auch der geistigen und seelischen, das Verhältnis des Jugendlichen zum Beruf, zur Familie, zum Staat, zur Kirche, zum Volkstum, zur Gesellschaft, kurz zu allen Formen menschlichen Gemeinschaftslebens die entscheidende Wendung nimmt. Und mit dieser Wendung entscheidet sich auch die Stellung des Jugendlichen zu den Mächten des Geisteslebens, die jene Gemeinschaftsformen schufen oder durchdringen, zu Wissenschaft und Kunst, Recht und Sittlichkeit, Weltanschauung und Religion. Auf diese Zeit hat die Volksschule keinen unmittelbaren Einfluß mehr, was um so beklagenswerter ist, als sie doch die weitestgreifende Organisation des gesamten Bildungswesens ist.

Diese Tatsache feststellen, heißt sie verurteilen, und sie verurteilen, verpflichtet uns, sie zu ändern, zu bessern. Für diese Änderung scheinen sich zwei Wege zu bieten, einerseits die Ausdehnung der allgemeinen Schulpflicht, anderseits die Durchführung der Pflichtfortbildungsschule. Beide Wege führen nicht zum Ziel. Falls eine Verlängerung der Volksschulpflicht überhaupt möglich ist, würde sie sich höchstens auf ein Jahr erstrecken und deswegen den Mangel nicht aufheben, sondern nur mildern. Aber auch das zweite Mittel erweist sich äußerlich und innerlich als unzulänglich. Noch haben wir keine allgemeine Pflichtfortbildungsschule beider Geschlechter in Stadt und Land, und es ist

sehr unbestimmt, wann dieser Zustand erreicht sein wird. Und selbst wenn er erreicht wäre, bliebe mit höchster Wahrscheinlichkeit die innere Unzulänglichkeit bestehen; denn es ist sicher, daß die Fortbildungsschule der nächsten Zukunft von dem Berufsgedanken beherrscht sein wird. Nun kann oder sollte allerdings der Beruf die individuelle Form sein, in der sich die sittliche Bestimmung des Menschen auswirkt oder vollendet; aber da sich unser Zeitalter zunächst noch immer mehr in Breite und Tiefe verwirtschaftlicht, liegt die Befürchtung zu nahe, daß die Pflichtfortbildungsschule mehr die wirtschaftliche als die sittliche Seite des Berufes betonen wird. Aber wenn sie auch als Berufsschule auf erziehlicher Grundlage organisiert würde, ja selbst wenn das deutsche Volk nach Boden und Geschichte, Sprache und Denken im Mittelpunkt ihres Unterrichts stände, so würde doch mit Beendigung der Fortbildungsschulpflicht die schullose Zeit beginnen, die schreckliche Zeit, wie der Volkserzieher sie nennen müßte; denn auf den dann ungefähr beginnenden Schlußabschnitt der Pubertät, auf die Adoleszenz mit ihrer sich vollendenden inneren Gestaltung, würde die Gesellschaft keinen Einfluß mehr haben, wenn sie ihn nicht durch das freie Volksbildungswesen in allen seinen Formen ausüben könnte und müßte. Nehmen wir einmal an, daß der durch Grund-, Volks- und Fortbildungsschule hindurchgegangene Mensch nach zwölfjährigem Schulbesuch eine abgeschlossene Bildung besäße, wie er sie als Berufsvertreter, Staatsbürger und Mensch nötig hätte, wobei davon abgesehen werden soll, daß jede Schule die Grenzwerte ihrer Lehrziele höchst selten erreicht und sich meist mit höheren oder geringeren Näherungswerten bescheiden muß, so hätte er in dieser Bildung, von der sein individueller und sozialer Wert abhängt, ein kostbares Gut. Aber dieses Gut wäre ein Besitz, der immer wieder neu erworben werden müßte. Und so ist Bildung auch eine Aufgabe, dieses Gut zu erhalten, zu bereichern, zu beseelen. Diese Aufgabe aber vermag der einzelne nur in den Formen des freien Volksbildungswesens zu lösen.

Wenden wir uns vom Subjektiven ins Objektive. Mit unwiderstehlicher Gewalt legt sich der Mechanismus der Zivilisation des Staates auf den modernen Menschen; aber mit erschreckender Deutlichkeit mußten wir erleben, wie wenig weiteste Schichten in den Organismus der Kultur unseres Volkstums hineingewachsen sind. Die Voraussetzungen wenigstens dafür zu schaffen, ist nur durch freie Volksbildungsarbeit möglich. Kultur ist aber nichts Starres, Seiendes, Kultur ist Leben, Entwicklung. Und in der Kultur der Gegenwart ist das Tempo dieser Entwicklung so schnell geworden, daß für jeden Erwachsenen, auch für jeden Gebildeten, die Gefahr besteht, die Verbindung mit dieser vielgestaltigen Kultur ganz oder teilweise zu verlieren. Schon zieht sich durch unser Volk die tiefe Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, von denen die einen durch die Klänge einer Symphonie Beethovens ergriffen werden, während die andern sich bei den Weisen einer modernen Operette amüsieren, die einen sich in die Werke der Altersweisheit Goethes vertiefen, die andern sich durch Kinodramen aufreizen lassen.

Die Gegenwart hat uns wie an einem Schulbeispiel gelehrt, wie leicht sich Stände nach dem Besitz verschieben; aber sie hat dabei auch an der Geschichte der Volkshochschule gezeigt, wie schwer sich Stände nach der Bildung umschichten. Dabei droht die Zerklüftung fortzuschreiten. Das sich immer mehr in Breite und Tiefe entwickelnde Leben der Kultur führt notwendig zu einer immer weiter um sich greifenden Differenzierung der Berufe und damit auch der Berufsvorbereitung, die schon in die Oberklassen unserer höheren Schulen übergreift. Soll die Einheit der Kultur aber nicht zerfallen, soll deutsche Kultur das einigende und beglückende Band für den Menschen der Gegenwart sein, so müssen Formen geschaffen werden, die jedem Menschen auf jeder Lebensstufe zu jeder Zeit und auf jede Weise den Zugang zu dieser Kultur ermöglichen. Denn gelegentliche und vereinzelte Veranstaltungen sind wirkungslos wie Sprühregen, der über dürstende Heide weht; nur in geschlossenem, das Leben des einzelnen und der Volkes umschließendem Zusammenhange können sie ihre Kraft beweisen. Und die Geschlossenheit dieser Formen wird auch gefordert durch die individuelle Verschiedenheit der Wege, auf denen der einzelne zu dieser Kultur gelangt: sei es das Wort des Dichters auf der Bühne oder der Ton des Künstlers im Konzert, seien es die Farben des Malers oder die Formen des Plastikers in Museen oder Kunstausstellungen, sei es weiter das gesprochene belehrende Wort in den Vortragsreihen und Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschule oder in den Einzelvorträgen des öffentlichen Vortragswesens, oder sei es endlich das gedruckte Wort der Presse mit Zeitung und Zeitschrift oder des Buches in Volksbücherei und Lesehalle. Daß manche dieser Formen parteipolitischen oder klassenwirtschaftlichen Interessen dienstbar gemacht worden sind oder gewerbsmäßig betrieben werden, beraubt sie nicht ihres Charakters als Volksbildungsmittel, worin ihr letzter und eigentlicher Wert beruht, der von einem Volkserzieher mit allen Mitteln erstrebt werden muß. Alle diese Formen in geschlossenem Zusammenhange und steter Wirkungsmöglichkeit zu schaffen, ist Aufgabe des freien Volksbildungswesens. So organisiert, wird es wenigstens einen wesentlichen Beitrag leisten zu der hohen Aufgabe, der Zerklüftung unserer Kultur und unseres Volkes entgegenzuarbeiten. Aus all diesen Gründen folgt aber, daß das freie Volksbildungswesen eine notwendige Ergänzung des schulmäßigen Bildungswesens, besonders auch der Volksschule, ist. Das gilt im besonderen von der Volksbücherei als einem selbständigen und doch mit dem Ganzen organisch verbundenen Gliede freier Volksbildungsarbeit.

Mit diesen allgemeinen Gründen, die uns in der Volksbücherei eine notwendige Ergänzung auch der Volksschule sehen lassen, verbinden sich andere, die sich aus der Eigenart der Volksbücherei ergeben. Die Volksbücherei beruht auf der Wirkung des gedruckten Wortes. Dadurch wird ihre Bedeutung bestimmt, aber auch begrenzt. Was der Schauspieler durch Wort und Bewegung, der Künstler durch den Ton, der Redner durch das gesprochene Wort dazu beiträgt, das

Kunstwerk zum Leben zu erwecken, das ist dem Buch im allgemeinen versagt: der Reiz und die Kraft persönlicher Vermittlung. Das kann und wird oft ein Mangel sein, ist es aber nicht unbedingt; im Gegenteil ist es oft möglich, daß sich der Vermittler zwischen Kunstwerk und Hörer drängt und vielleicht den Künstler verdrängt. Aber diesen möglichen und tatsächlichen Mängeln stehen anderseits außerordentliche Vorzüge gegenüber. Die Volksbücherei ist eine Sammelstelle für das deutsche Schrifttum in Dichtung und Wissenschaft. Sie vereinigt somit in sich alle erzieherischen Werte der Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein als latente erzieherische Kraft. Das macht sie zu einem universalen Bildungsmittel. Und mit diesem Universalismus erzieherischer Kraft verbindet sich die Eigenschaft universaler Wirkungsmöglichkeit; denn bis in das entlegenste Heidedorf, bis auf die einsame Hallig, wohin weder die Stimme des Redners noch der Ton des Künstlers oder das Bild des Kinos dringt, dahin reicht noch die Wirkung des Buches. Diese Wirkungsmöglichkeit wird aber noch wesentlich gesteigert durch die Einfachheit ihrer Darbietungsbedingungen, die keinen Vermittler voraussetzen, sondern sich auf das unmittelbare Verhältnis von Buch und Leser gründen.

Vermittelt so die Volksbücherei den Zugang zu dem deutschen Schrifttum in Dichtung und Wissenschaft, so bietet sie damit die Möglichkeit, die Arbeit der Schule, die stets an den Stand der geistigen und seelischen Reife ihrer Schüler gebunden ist, später zu ergänzen und zu vertiefen. Dabei ist für das Alter des Jugendlichen, der nicht nur jeden Zwang einer Autorität, sondern sogar jeden Schein eines Zwanges abweist, zu betonen, daß die erzieherische Einwirkung durch die Bücherei jeden autoritativen Charakters frei ist, daß der Jugendliche in Freiheit handelt und doch unter der wert- und machtvollsten Autorität steht, unter dem Einfluß des Genius seines Volkes. Diese hohe Bedeutung der Volksbücherei wird sich in Zukunft noch steigern; denn wirtschaftliche Verhältnisse werden auch die Kreise, die bisher vielleicht die Bücherei entbehren konnten, mit äußerer Notwendigkeit zu ihr hinlenken.

Und endlich hat die Volksbücherei im Rahmen des Volksbildungswesens insofern eine ganz besondere Bedeutung, als sie, wenn nicht *die* Grundlage, so doch notwendig eine Grundlage oder wenigstens eine *Stütze* für alle freie Volksbildungsarbeit sein kann.

Wenn aber die Volksbücherei als Glied des freien Volksbildungswesens und an sich eine notwendige Ergänzung auch der Volksschule ist, so folgt daraus die Forderung, daß die Volksschule die Schüler für die Volksbücherei vorbereiten, daß sie sie büchereireif machen muß. Lehnte sie diese Forderung ab, so gliche sie einem Garten, in dem der Gärtner mit heißem Bemühen den Boden für die Aussaat vorbereitete und seine Saaten säte, die Pflege und die Ernte aber dem Zufall fremder günstiger oder ungünstiger Einflüsse überließe, was bisher das Verhängnis der Volksschule und die Tragik des Volksschullehrerberufes war.

Gegenüber der Forderung, zur Büchereireife zu erziehen, konnte der Einwand erhoben werden, daß hier die Arbeit der Volksschule in ihrem Ziele und damit auch nach ihrer Art durch eine fremde Organisation bestimmt werde. Dieser Einwand ist zum Teil unberechtigt, enthält aber einen berechtigten Kern. Er ist insofern unberechtigt, als er von einer zu engen Fassung des Erziehungsbegriffs ausgeht. Ist Erziehung im Anschluß an Pestalozzi „allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit“ durch das Kulturgut der Zeit, so ist die Erziehungswissenschaft einheitlich nach Umfang und Inhalt, so sind auch Volksschulpädagogik und Volkspädagogik organisch verbundene Glieder der einen und unteilbaren Pädagogik. Dann ist aber die Büchereipädagogik als Teil der Volkspädagogik nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet und gezwungen, die Forderungen an die Volksschulpädagogik zu stellen, die sie im Interesse der Einheitlichkeit des Bildungswesens erheben darf und muß. Das schließt nicht aus — und darin liegt der berechtigte Kern des Einwandes —, daß der Volksschulpädagogik auf ihrem eigenen Gebiet Sonderaufgaben erwachsen, die nur aus ihrer Eigenart und Sonderstellung ableitbar sind.

Welche Forderungen stellt nun die Erziehung zur Büchereireife im einzelnen an die Volksschule? Abgesehen davon, daß die Volksschule die technischen Voraussetzungen dafür in der Übermittlung der Lesefertigkeit schafft, ergeben sich diese Forderungen aus dem Gegenstand und der Eigenart der Benutzung der Volksbücherei. Die eine Forderung geht somit auf das Was, die andere auf das Wie. Danach zerlegt sich die Aufgabe der Erziehung zur Büchereireife in die eine Teilaufgabe, zum Lesen von Werken mehr oder minder größeren Umfangs, und in die andere, zum selbständigen Lesen zu erziehen. Die erste stellt sich in Gegensatz zur Lesebuchlektüre, die zweite zur herkömmlichen Art des Schullesens.

Wie hat die Volksschule bisher zum Lesen von Werken mehr oder minder größeren Umfangs erzogen? Die literarische Erziehung unserer Jugend in der Volksschule beruhte bis vor kurzem ausschließlich und heute noch vorwiegend auf dem Lesebuch. Die Aufgabe, Träger der literarischen Bildung zu sein, konnte das Lesebuch allerdings erst erfüllen, als es nach Überwindung moralistischer und rationalistischer Tendenzen seine Stoffe aus der Literatur wählte. Die Schaffung des literarischen Lesebuchs war der erste Schritt zur literarischen Volkserziehung. Als mit den Fortschritten der Psychologie die Bedeutung der Assoziation und Apperzeption immer mehr erkannt wurde und infolgedessen in der Pädagogik der Konzentrationsgedanke immer siegreicher vordrang, da empfand man mehr und mehr den encyklopädistischen Charakter des Lesebuchs als einen schweren Mangel, und deshalb forderte der Lesebucherlaß des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten von Preußen vom 28. Februar 1902, das Lesebuch „vermeide das zerstreuende, verwirrende und abstumpfende Vielerlei und biete mit der zunehmenden geistigen Reife

dem Kinde umfassendere Lesestücke einheitlichen Inhaltes". Damit war auch amtlich die zweite Stufe in der Entwicklung des literarischen Lesebuchs erreicht, die zugleich ein Ende bedeutet; denn eine weitere Entwicklung in dieser Richtung ist nicht möglich, soll es seinen Charakter als Lesebuch nicht verlieren. Zugleich war damit die Lesebuchlektüre stofflich der Büchereilektüre angenähert.

Die Lesebuchreform von 1902 stand aber schon unter dem Einfluß einer Bewegung, die, aus der Erkenntnis heraus, daß das Lesebuch seinem Wesen nach mehr oder weniger immer einen encyklopädistischen Charakter haben müsse, es ablehnte und es durch Jugendschriften ersetzen wollte. Und diese Bewegung hat sich so weit durchgesetzt, daß die neuen Bestimmungen für das Volksschulwesen zweifellos wenigstens neben das Lesebuch die Jugendschrift setzen werden. Das bedeutet aber die dritte Stufe in der Erziehung unserer Jugend zur Literaturreife und zugleich eine unmittelbare Vorbereitung für die Volksbücherei. Die weiteren Fragen, ob die Jugendschrift das Lesebuch ersetzen oder nur ergänzen soll, oder ob neben die Jugendschrift ein Lesebuch in Form einer Gedichtsammlung treten muß, diese Fragen kann die Büchereipädagogik nur mitbestimmen. Entschieden werden kann sie aber nur auf dem Boden der Volksschulpädagogik. Aus dem Verhältnis von Volksbücherei und Volksschule ergibt sich somit die erste stoffliche Forderung der Einführung von Werken größeren Umfangs in den Deutschunterricht.

Neben der Beschränkung auf Dichtungen vom Umfang der herkömmlichen Lesebuchstoffe krankte die Lektüre noch an einer zweiten Einseitigkeit, an der Vorherrschaft der Lyrik und an der Bevorzugung des Dramas und des Versepos gegenüber der Prosadichtung. Am wenigsten zeigt sich dieser Mangel auf der Unter- und Mittelstufe der Volksschule, wo besonders neuerdings Märchen, Sage, Schwank, kurze Erzählung und ähnliche Dichtungsformen ausgedehnte Verwendung gefunden haben. Sehr scharf tritt er im allgemeinen auf der Oberstufe in die Erscheinung, in deren Lehrpläne selten die Novelle, die längere Erzählung u. ä. eingegliedert sind. Die höchste Wertschätzung der Lyrik, des Dramas, des Versepos rechtfertigt keineswegs die gänzliche oder teilweise Verdrängung der Prosadichtung. Es ist das Verdienst Johannes Sprengels, in seiner Abhandlung über „Die deutsche Prosadichtung" in den unter dem Titel „Schule und Leben" von dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht herausgegebenen „Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart" für „ihre Bedeutung und Behandlung im Unterricht" geworben zu haben. Dieselbe Stellungnahme ergibt sich aber auch vom büchereipädagogischen Standpunkt aus. In jeder Volksbücherei ist die Nachfrage nach Prosaliteratur am größten, so daß sie im Bücherbestande zahlenmäßig an erster Stelle steht. Dazu kommt, daß bei ihr die Gefahr zweckloser oder gar schädlicher Benutzung der Bücherei am größten ist. Aus diesen beiden Gründen muß die Büchereipädagogik eine Verschiebung der Schullektüre nach der Prosadichtung fordern.

Trotz der überragenden Stellung, die bisher das Gedicht im Schulunterricht einnahm, ist es Tatsache, daß die Gedichtbände der Volksbücherei im allgemeinen sehr wenig Leser finden. Die Ursache für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Schüler im allgemeinen kein inneres Verhältnis zur Lyrik gefunden hat. Nun gehört zweifellos die Einführung in die Lyrik immer zu den allerschwierigsten Aufgaben des Deutschunterrichts, die nicht immer zu lösen sein werden. Ein Grund unter vielen andern dürfte in der isolierten Stellung des Gedichts zu suchen sein. Nun ist allerdings jedes Gedicht als Kunstwerk eine Einheit von Form und Gehalt, und eine isolierte Stellung und Behandlung würde somit seinem Wesen nicht widersprechen, abgesehen davon, daß sie durch die mangelnde seelische Reife des Kindes gefordert werden könnte. Aber diese Auffassung übersieht, daß jedes Gedicht doch das Werk eines Dichters ist, und daß dieser Dichter in einer bestimmten Zeit und Umwelt lebte. Daraus folgt, daß es einerseits biographisch-psychologisch, anderseits zeitgeschichtlich-soziologisch aufgefaßt werden kann und muß. Wenn Gedichte nach Goethe „Bruchstücke einer großen Konfession" sind, so ist es möglich, am Leitfaden der Lieddichtung nicht nur dem äußeren Leben des Dichters (Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner), sondern auch seinen inneren Wandlungen (Goethe) nachzugehen. Zu solchen Kristallisationskernen für Liedergruppen können auch Umwelt, Ideen und zeitgeschichtliche Strömungen werden; es sei erinnert an Leitmotive wie „Theodor Storm als Kind und Sänger seiner nordischen Heimat", „die Idee des Romantischen in der Lyrik Eichendorffs", „die Wandlungen des Natur- und Lebensgefühls im Spiegel der Abendlieder von Paul Gerhardt (Nun ruhen alle Wälder), Matthias Claudius (Der Mond ist aufgegangen) und Otto Julius Bierbaum (Die Nacht ist niedergangen)" u. ä. Daß eine solche veränderte Stellung der Lyrik das innere Verhältnis des Schülers beeinflussen muß, wird nicht geleugnet werden können, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß eine durchgreifende Änderung eintreten wird. Aber schon die Möglichkeit einer Besserung verpflichtet zum Versuch, verpflichtet um so mehr, als es sich um wertvollste Schätze deutschen Geisteslebens handelt. Und dieser büchereipädagogisch geforderte Versuch liegt in der Richtung einer Ergänzung der bloß ästhetischen Betrachtung von Dichtungen durch eine person- und ideengeschichtliche, die einerseits der Schule für ihren literaturkundlichen Unterricht den bestimmenden Grundsatz bietet, anderseits für Genuß und Verständnis der Lyrik in der Volksbücherei vorbereitet.

Für die literarische Erziehung ist die Scheidung in statarische und kursorische Lektüre verhängnisvoll gewesen. Führte sie doch zu einer Überschätzung der statarischen Lektüre, die das Herz des Deutschunterrichts wurde, und zu einer Unterschätzung der kursorischen, die man in den Dienst lesetechnischer, logischer und sprachlicher Bildung stellte. Und doch liegt der Wertschätzung der statarischen Lektüre ein berechtigter Gedanke zugrunde, nämlich der, daß die statarischen Stoffe zu Mittelpunkten für Anschlußstoffe werden sollen. Der Wert solcher Anschluß-

stoffe ist von jeher betont worden; aber sie wurden falsch verwendet; denn man bezweckte, daraus durch Vergleichung und Abstraktion einen Begriff, eine Lehre zu entwickeln. Aber niemals vermag selbst die tiefste und wahrste Lehre für das Kind den Anschauungsstoff zu ersetzen, der jene Lehre darstellt. Die Forderung von Anschlußstoffen muß darum so ausgelegt werden, daß diese Stoffe in Privatlektüre zu lesen sind. Und zwar könnte diese Form der Privatlektüre als die gebundene bezeichnet werden, da ihre Auswahl durch die Konzentrationsstoffe des Unterrichts bestimmt wird. Durch diese Bezeichnung schon wird auch eine freie Privatlektüre als notwendig anerkannt. Die Pädagogik hat den Wert der Privatlektüre im allgemeinen nur in der Theorie anerkannt; in übergroßer pädagogischer Gewissenhaftigkeit schätzte der Lehrer praktisch nur das, was Gegenstand schulgemäßer Behandlung gewesen war. Und doch ist diese Verwendung der Anschlußstoffe durchaus psychologiegemäß. Wenn das Nibelungenlied — ob im Urtext, in Übersetzung (Simrock oder Kamp) oder in Nacherzählung (Vilmar), das ist in dieser Hinsicht gleichgültig — gelesen worden ist, dann sind damit die Voraussetzungen geschaffen für die private Lektüre der Nibelungensage in den Edden wie der Nibelungentrilogie Friedrich Hebbels. Wenn so grundsätzlich verfahren wird, dann verliert der Vorwurf, in der Schule werde nicht genug gelesen, seine Berechtigung. Diese weitgreifende Privatlektüre wird aber die beste Vorbereitung für die Bücherei sein.

Beschränkten sich die bisherigen Erörterungen auf die Erziehung zur Dichtung in der Volksbücherei, so wäre noch die Frage zu beantworten, welche Forderung sich aus der Erziehung zur belehrenden Literatur der Volksbücherei ergibt. Soweit es sich um sachkundliche (geschichtliche, erdkundliche und naturwissenschaftliche) Belehrung durch Dichtungen handelt, also um eine mittelbare Belehrung, würde die notwendige Vorarbeit durch die angedeutete Gestaltung der literarischen Jugenderziehung geleistet werden. Zugleich würde sie auch vielfach mittelbar der Erziehung zum belehrenden Buch im engeren Sinne dienen. Aber es bleibt die Frage offen, ob und inwieweit eine unmittelbare Vorbereitung geschehen kann. Von dem Bildungsmittel des Buches diente der sachlichen Belehrung zunächst das realistische Lesebuch, das seine Wurzel in dem gemeinnützigen Lesebuch der Aufklärungszeit mit seinen rationalistischen Tendenzen hat. Soweit es in der Folge seine Stoffe aus der Dichtung wählte, muß es als literarisches Lesebuch angesprochen und gewertet werden. Aus dem realistischen Lesebuch entwickelte sich aber dann ein besonderer Schulbuchtypus, das Realienbuch, das seinen Vorgänger teilweise verdrängte. Beiden gemeinsam ist die Neigung zu einer gewissen systematischen Vollständigkeit der sachkundlichen Stoffe, die zu einem sehr konzentrierten und deswegen unanschaulichen Stil zwingt. Es kann kaum behauptet werden, daß dieser Buchtypus die Benutzung der Volksbücherei vorbereiten wird. Die Büchereipädagogik dürfte deswegen an seiner Erhaltung kein Interesse haben, wobei aber betont werden muß, daß das endgültige Urteil

nur auf dem Boden der Volksschulpädagogik gefällt werden kann. Nicht uninteressiert wäre aber die Büchereipädagogik an einer Umgestaltung des Realienbuches, die unter Verzicht auf systematische Vollständigkeit nach dem Grundsatz der Kindesgemäßheit die Stoffe aus den Quellen oder aus darstellenden Werken auswählt. Solch ein Realienbuch könnte sehr wohl die Brücke zur belehrenden Abteilung der Volksbücherei bilden, und an seiner Entwicklung hat auch das Volksbüchereiwesen ein starkes Interesse.

Sind bisher die stofflichen Forderungen aus der Beziehung der Volksbücherei auf die Volksschule dargestellt worden, so wenden wir uns nun zu den methodischen. Sie lassen sich aus der Frage ableiten: Wie erziehen wir zum selbständigen Lesen dieser Stoffe? Dies selbständige Lesen steht im Gegensatz zu dem Lesen mit Anleitung in der Schule, zur schulgemäßen Behandlung der Lesestoffe, wobei stets zwischen Dichtung und Kind ein Helfer steht, während die Volksbücherei sich auf das unmittelbare Verhältnis von Leser und Buch gründet. Es muß darum Aufgabe der Schule sein, will sie nach dem Worte non scholae, sed vitae docemus handeln, den Schüler in einem höheren Sinne lesen zu lehren. Daraus ergibt sich die negative Aufgabe, mit einer Unterrichtsweise zu brechen, die den Schüler passiv macht, die das Unterrichtsziel durch den Lehrer festsetzen und zu jedem Schritt durch eine Frage des Lehrers antreiben läßt, zu brechen mit der katechetischen Lehrform. Sie ist durch eine Lehrweise zu ersetzen, die den Schüler auf seine Aktivität stellt, wie es das freie Lehrgespräch im Sinne Hugo Gaudigs tut, worin nicht nur jeder Gedankenschritt, sondern jedes Teilziel wie schließlich das Hauptziel in freiem Denken der Schüler erarbeitet werden soll.

Die stofflichen Forderungen, die aus dem Verhältnis von Volksbücherei und Volksschule abgeleitet sind, bedingen zu ihrer Auswirkung gewisse lehrplanmäßige und organisatorische Maßnahmen. Der Lehrplan wird insofern beeinflußt, als in den Deutschunterricht die Jugendschrift als Klassenlektürestoff eingeführt wird, wodurch gleichzeitig die Prosaliteratur zu ihrem Rechte kommt, und ein Plan von deutsch- und sachkundlichen Anschlußstoffen damit zu verbinden ist. Diese Gestaltung des Lehrplans wirkt wieder auf die Schülerbücherei ein. Abgesehen von Sammlungen an Klassenlektürestoffen fordert sie den systematischen Ausbau der Schülerbücherei nach dem Plan der Anschlußstoffe als Grundlage der gebundenen Privatlektüre. Mit dieser Einordnung der Schullektüre, verbunden mit der methodischen Umgestaltung des Unterrichts, dürfte, soweit es möglich ist, die rechte Benutzung der Schülerbücherei vorbereitet sein und damit auch die der Volksbücherei, deren natürliche Grundlage sie stofflich und methodisch ist.

Welche Forderungen darf und muß die Volksschule an das Volksbüchereiwesen stellen? Wenn die Volksbücherei zu den notwendigen Ergänzungen der Volksschule gehört, so ergibt sich daraus die Forderung einer umfassenden Gründung von Volksbüchereien. Das Ziel muß

einerseits sein: Keine Dorfschule ohne Schulbücherei, anderseits: Kein Schuldorf ohne Volksbücherei.

Die herkömmliche, weit verbreitete Verbindung von Schüler- und Volksbücherei ist zu beseitigen. Je mehr die Schülerbücherei organisch in den Lehrplan hineingearbeitet wird, desto weniger wird es möglich sein, ihre Bücher allgemein und ständig der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Diese Trennung liegt aber auch im Interesse der Volksbücherei, die sich dann ganz in den Dienst an Jugendlichen und Erwachsenen stellen und auch die Tätigkeit der Volkshochschule und anderer Bildungseinrichtungen unterbauen kann. Aber diese Trennung darf nicht mechanisch in der Weise erfolgen, daß jede Bücherei ihren eigenen, völlig verschiedenen Bücherbestand hätte. Das ist insofern nicht notwendig, als jedes Buch wohl eine untere, aber keine obere Lesegrenze hat. Es ist aber auch nicht erwünscht, da es das wiederholte Lesen desselben Buches, wodurch sein Bildungswert sich erst ganz entfalten kann, verhindert.

Wertvoller als diese organische Einheit im Stofflichen ist die im Persönlichen. Allerdings strebt das Volksbüchereiwesen und darüber hinaus das gesamte freie Volksbildungswesen nach Verselbständigung und damit nach Vertretung durch hauptamtliche Kräfte. Dieser Gang der Entwicklung ist so naturgemäß und notwendig, daß es zwecklos ist, den Verlust persönlicher Verbindung von Volksbildungseinrichtungen zu bedauern. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Entwicklung im allgemeinen an Kleinstadt und Land ihre Grenze findet. Zwar ist es durchaus möglich, Kleinstädte und Landgemeinden zu einem Zweckverbande zusammenzuschließen, um die Anstellung einer hauptamtlichen Kraft wirtschaftlich zu sichern. Dadurch können allerdings gewisse und gewichtige Voraussetzungen geschaffen werden; aber niemals wird dadurch die persönliche örtliche Vertretung der Volksbildungsarbeit entbehrlich. Und zu dieser Vertretung ist in erster Reihe der Volksschullehrer berufen. Er ist der gegebene Büchereileiter. Seine Büchereitätigkeit ist nur eine Fortsetzung, und zwar eine notwendige Fortsetzung, seiner engeren Amtstätigkeit. Es gibt keine außeramtliche Betätigung, die organischer aus seinem Amt herauswüchse, als diese. Dazu kommt, daß bei seiner Kenntnis der örtlichen Bildungslage im allgemeinen und der Bildungsbedürfnisse des einzelnen Lesers im besonderen mit seiner Person die schwierige und wichtige Aufgabe der individualisierenden Ausleihepolitik gelöst ist.

Wegen der Wichtigkeit dieses engen Zusammenhanges zwischen Volksbücherei und Volksschule wird es nicht angängig sein, die Vorbereitung für die Büchereitätigkeit allein dem Selbststudium des Lehrers zu überlassen. Sie ist vielmehr in seine Berufsvorbereitungen einzugliedern. Das Verhältnis des Volksschullehrers, besonders der Kleinstadt und des Landes, zu den Fragen des Volksbüchereiwesens ist aber dasselbe wie zu den Fragen freier Volksbildungsarbeit überhaupt. Und so weitet sich die Aufgabe der Vorbereitung für den Büchereidienst zu dem Problem der Vorbildung des Volksschullehrers nicht nur

für seine Arbeit in der Volksschule, sondern auch für seine volkserzieherische Tätigkeit außerhalb der Wände seines Schulzimmers. Diese erweiterte Zielsetzung sichert nicht nur der Volksschularbeit ihre notwendige Ergänzung, sondern gibt auch der Volksbücherei ihre rechte und wirkungsvolle Stellung im Rahmen des freien Volksbildungswesens.

Es soll nicht behauptet werden, daß diese Ausführungen das Problem von Volksbücherei und Volksschule, von Buch und Bildung, von Schule und freier Bildungsarbeit gelöst haben. Ihr Zweck wäre schon erreicht, wenn sie dazu anregen würden, alle diese Fragen grundsätzlich zu durchdenken.

Es kann auch nicht behauptet werden, daß, wenn die Beziehungen zwischen Volsbücherei und Volksschule erkannt und berücksichtigt worden sind, nun jeder einzelne ein Leser der Volksbücherei werden würde. Schon die antike Pädagogik kannte den Satz: Non ex quovis ligno fit Mercurius. Und wenn auch Salzmann mit Recht in seinem Symbolum fordert: „Von allen Fehlern seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen", so lehrt doch ein Buch wie Eduard Sprangers „Lebensformen" auch mit größter Klarheit, daß die verschiedenen Menschentypen trotz aller erzieherischen Beeinflussung stets ein verschiedenes Verhältnis zum Buch und damit zur Bücherei haben werden. Aber wenn Volksbücherei und Volksschule in die Beziehungen gebracht worden sind, die sich aus ihrem Wesen ableiten lassen, dann erst wird das ganz gelten, was Leopold von Ranke einst mit den Worten aussprach: „Von allen Deutschen, keiner wäre, was er ist, ohne die deutsche Literatur."

---

1. Hauptversammlung des Deutschen Büchereiverbandes.

Die am 6. und 7. Juni tagende Hauptversammlung des Deutschen Büchereiverbandes vereinigte zum ersten Male deutsche Volksbibliothekare aller Richtungen an einem Verhandlungstisch. Wer die Geschichte des deutschen Volksbüchereiwesens in den letzten Jahren kennt, der weiß, wieviel aufrichtiger Liebe zur Sache es bedurfte, für die einen, den Aufruf zu gemeinsamer Arbeit ergehen zu lassen, für die andern, dem Rufe zu folgen. Daß solche Liebe und Opferbereitschaft für die große gemeinsame Sache in diesem Maße vorhanden ist, vorhanden in einer Zeit der beklagenswertesten Zerrissenheit auf fast allen Gebieten des öffentlichen und des geistigen Lebens, das war das Schöne und Verheißungsvolle an dieser Tagung, von der, wie wir hoffen, eine neue Periode in der Geschichte unserer Bewegung datieren wird.

Gegenüber dieser Tatsache tritt zurück, was wir an unerfüllten Wünschen wohl alle nach Hause nehmen mußten. Wir dürfen das so schwer nicht nehmen: an diesem Tage war der der Stärkste, der um der Sache willen die größere Entsagung zu üben verstand. Dem

Außenstehenden mag das positive Ergebnis gering erscheinen; kaum mehr als Satzungen, dazu Satzungen mit allerlei Kautelen, die das neugeborene Kindlein beengen, statt ihm freie Entfaltung zu sichern. Das scheinen schlechte Morgengaben. Wir denken so pessimistisch nicht: Denn einen Gewinn dürfen wir wohl alle noch buchen: unter den Vertretern anderer Anschauungen haben wir Männer und Frauen kennengelernt, die wir um ihrer Persönlichkeit wie um der Art willen, in der sie die gemeinsame Sache vertreten, achten und schätzen müssen. Dieses gegenseitige Wohlgefallen aneinander kam hüben und drüben am Schlusse der Tagung in gleicher Weise herzlich zum Ausdruck. Und hierin sind wohl die besten Hoffnungen auf eine freie, kräftige Entwicklung des jungen Verbandes begründet.

Man begann mit einer allgemeinen Aussprache über die Zwecke und Ziele des Verbandes. Für die Mehrheit des Verbandes war die Absicht entscheidend, den Verband auf eine möglichst breite Basis zu stellen, ihm die Zusammenfassung aller deutschen Bibliothekare und Büchereien zu ermöglichen, während ein Teil der Versammlung zunächst den Gedanken einer rein berufsständischen Tendenz des neuen Verbandes verfocht. Da es sich aber bald offenbarte, daß wohl nur die Wenigsten Zeit und Unkosten aufgewandt hatten, um sich lediglich über Gehalts- und Standesfragen zu unterhalten, trat dieser Gedanke wieder mehr zurück, allerdings nur, indem die Minderheit eine gewisse Beschränkung der körperschaftlichen Mitgliedschaft durchsetzte, sei es, um dem Verbande, dessen Entwicklung noch ungewiß, nicht durch Beitritt großer Verbände allzurasch ein überragendes Übergewicht zu geben, sei es aus der Sorge heraus, daß dadurch kleinere lebenskräftige Organisationen in ihrer Entfaltung gehindert werden könnten, bevor in dem großen Verbande ein Ausgleich der Interessen erfolgt sei.

Nach langer und eingehender Debatte wurde weiter festgestellt, daß der Verband, da er alle Richtungen des deutschen Volksbüchereiwesens umfassen solle, sich von jeder büchereipolitischen Aktion fernzuhalten habe und keinesfalls im Sinne einer bestimmten Richtung arbeiten oder werben dürfe. Diese Beschränkung wurde auch auf alle Unterorganisationen des Verbandes (die Landes-, Bezirks- und Ortsgruppen) ausgedehnt. Da sich nun deren Tätigkeit meist auf die Lösung praktischer Einzelaufgaben (besonders Beratung der Behörden) erstrecken wird, so ist ihre Arbeitsfähigkeit stark behindert, und es fragt sich, wie weit sie überhaupt ersprießliche Arbeit werden leisten können.

Diese formale Beschränkung wurde beschlossen, da es sich die starke Mehrheit der Versammlung von Anfang zum Prinzip gemacht hatte, wenn es irgend möglich sei, ein Überstimmen der Minderheit in von dieser als für sie wesentlich bezeichneten Fragen zu vermeiden, um nicht das ganze Werk zu gefährden. Die Beschränkung fand ihren Ausdruck in § 1 der neuen Satzung und ferner in folgender zu Protokoll gegebenen Entschließung:

„Die Versammlung beschließt und gibt zu Protokoll, daß der zu gründende Verband sowohl in seinem Gesamtverband als

auch in seinen Unterorganisationen für den Gedanken der Zentral- und Beratungsstellen mit Nachdruck sich einsetzt, aber als solcher auf jede direkte und indirekte Förderung bestimmter Zentral- und Beratungsstellen sowie Fachschulen — seien sie paritätisch, seien sie büchereipolitisch gefärbt — verzichtet."

Die Debatte über Zweck und Ziel des Verbandes drehte sich um die Frage, ob er ein Kulturverband der volkstümlichen Büchereien oder eine berufsständische Vertretung der Volksbibliothekare sein solle. Man einigte sich auf eine Vereinigung der beiden Tendenzen. Der Kulturaufgabe solle der Verband zu dienen suchen durch allgemeine Propaganda in der Öffentlichkeit und bei den Behörden zur Förderung des Volksbüchereiwesens, ferner dadurch, daß er in Versammlungen und eventuell in einer neutralen Verbandszeitschrift die Grundlage schaffe für eine rein sachliche Diskussion und weitere Durcharbeitung der Probleme und Aufgaben der volkstümlichen Bücherei; die Aufgaben der berufsständischen Vertretung solle er erfüllen durch Einrichtung einer Stellenvermittlung, eventuell durch Unterstützung der großen gewerkschaftlichen Verbände in Standes- und Besoldungsfragen, schließlich durch zwanglose Anregung und Ausbildung des Nachwuchses.

Nachdem so die Grundlinien der Organisation gezogen waren, schritt man zur Beratung der Satzung. Eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zeigte sich bei der Frage der Mitgliedschaft. Die Gruppe des Verbandes, die vorher für die rein berufsständische Tendenz des Verbandes eingetreten war, wollte die bisher allgemein zulässige und in vielen Fällen erworbene körperschaftliche Mitgliedschaft ganz ausgeschlossen wissen. Das hätte aber aus wirtschaftlichen Gründen nahezu den Ausschluß aller der kleinsten kleinstädtischen und ländlichen Büchereien und ihrer nebenamtlichen und meist freiwillig tätigen Leiter bedeutet. Man wählte schließlich einen Mittelweg und ließ körperschaftliche Mitgliedschaft in Orten mit weniger als 10000 Einwohnern zu. (Vgl. § 2 der Satzung.)

Die übrigen Bestimmungen der Satzung wurden ohne längere Auseinandersetzungen festgesetzt.

Erst bei der Wahl des Vorstandes spitzten sich die Gegensätze wieder zu. Gegen die Wahl von Prof. Dr. Fritz als Vorsitzendem wandte Walter Hofmann ein, der Verband müsse eine neutrale Spitze haben, und Prof. Dr. Fritz sei nicht als neutral anzusehen. Nach langen und unerquicklichen Debatten wurde Prof. Dr. Fritz schließlich doch als Vorsitzender gewählt, nachdem er zur Bürgschaft für seine Neutralität folgende Erklärung abgegeben hatte:

„Ich erkläre, daß ich für den Fall der Bildung einer bestimmten Richtungs-Organisation nicht an führender Stelle in sie eintreten oder in diesem Falle den Vorsitz des „Büchereiverbandes" niederlegen würde."

Darauf wurde folgender Vorstand gewählt:

Vorsitzender: Prof. Dr. Fritz-Charlottenburg, Stadtbücherei,
Stellv. Vorsitzender: Büchereileiter Setzer-München, öffentliche volkstümliche Bücherei des Gewerkschaftsvereins,
Schriftführer: Dr. Homann-Charlottenburg, Stadtbücherei,
Schatzmeister: Dr. Helene Nathan-Neukölln, Städt. Volksbücherei,
Beisitzer: Dr. Schumm-Essen, Kruppsche Bücherhalle,
Dr. Waas-Mainz, Stadtbibliothek,
Frl. Jerrmann-Hamburg, öffentl. Bücherhallen,
Mäder-Trossingen (Württemberg), Gemeindebücherei.

Es befinden sich also im Vorstand vier Vertreter der Hofmannschen Gruppe (Nathan, Waas, Setzer, Mäder) gegenüber vier Vertretern anderer Gruppen. Das ist zweifellos ein Mißverhältnis. Hofmann sprach in der Versammlung einmal im Namen von 17 Versammlungsteilnehmern (unter 59); also wäre eine Vorstandsverteilung im Verhältnis von 3 zu 5 für seine Gruppe noch sehr günstig gewesen.

Er und seine Freunde haben an dieser Stelle den Einheitswillen der Mehrheit auf eine besonders harte Probe gestellt. Wir versichern denjenigen unserer Freunde, die nicht auf der Tagung anwesend waren, daß wir dies letzte Opfer eines über billiges Verlangen hinausgehenden Entgegenkommens der gemeinsamen Sache nicht leichten Herzens gebracht haben. Es wurde uns ermöglicht durch die Wahl der Persönlichkeiten aus der Hofmannschen Gruppe, zu deren unparteiischem Eifer für die allgemeine Sache wir alles Vertrauen besitzen. So hoffen wir, daß keine der uns befreundeten Persönlichkeiten oder Gruppen diese oder eine andere der getroffenen Regelungen zum Anlaß nehmen wird, es jetzt an einer aufrichtigen Mitarbeit am Verbande fehlen zu lassen.

Da die Verhandlungen über den Aufbau und die Satzung des Verbandes sehr viel Zeit in Anspruch nahmen, mußte von den beiden angekündigten sachlichen Referaten das eine: „Volksbücherei und Volkshochschule“, Referent Dr. Braun-Stettin, fallen gelassen werden, und man konnte nur noch das Referat von Prof. Dr. Fritz über „Ausbildung des Volksbüchereipersonals“ hören, zu dem Walter Hofmann das Korreferat übernahm. Prof. Dr. Fritz legte seinen Ausführungen folgende Leitsätze zugrunde:

1. Die Volksbücherei bedarf gemäß der ihr eigentümlichen, im wesentlichen von volkspädagogischen Gesichtspunkten bestimmten Zwecksetzung eines hochwertigen Personals, dessen geistig-soziale Berufseinstellung und technische Durchbildung eine besondere, lediglich durch ihre eigenen Interessen bestimmte fachliche, praktische und theoretische Schulung erfordert.
2. Die Ausbildung für den Dienst in der Volksbücherei muß gesondert von der Ausbildung für den mittleren Dienst der wissen-

schaftlichen Bibliothek erfolgen. Der Übergang in die mittlere Laufbahn ist nach abgeschlossener Laufbahn nach Möglichkeit zu erleichtern.
3. Als Voraussetzung für den Eintritt in die Büchereilaufbahn muß die Vollendung des 18. Lebensjahres und der bis zu dieser Zeit erfolgte Besuch einer höheren Lehranstalt gelten.
4. Die Ausbildung für den Dienst in der Volksbücherei hat durch die Ableistung eines Praktikantenjahres sowie den darauf folgenden Besuch eines einjährigen theoretisch-praktischen Lehrganges einer Büchereischule zu erfolgen.
5. Die Zulassung zu der volksbibliothekarischen Diplomprüfung für den Dienst in der Volksbücherei muß die unter 3. und 6. geforderte Vorbereitung und Ausbildung zur Voraussetzung haben. In Ausnahmefällen können Anwärter zugelassen werden, die nach Vollendung des 25. Lebensjahres den Nachweis einer mindestens 4jährigen Bewährung im Dienste einer Volksbücherei erbringen.
6. Von den Leitern größerer Bildungsbibliotheken (Stadtbüchereien usw.) ist bis auf weiteres außer dem Nachweis einer abgeschlossenen akademischen Vorbildung die Bewährung in einem mindestens zweijährigen Vorbereitungsdienst in einer Volksbücherei und in einer größeren Bildungsbibliothek zu fordern.
7. Für die Leiter kleinerer Volksbüchereien ist durchweg die Teilnahme an Ausbildungslehrgängen von kürzerer Dauer als obligatorisch zu fordern.

Das Korreferat und die darauf folgende Diskussion zeigten, daß die meisten dieser Forderungen die Zustimmung der Versammlung fanden, daß ferner einige davon schon in der Sächsischen Prüfungsordnung und in der Praxis der Leipziger Büchereischule ihre Verwirklichung gefunden haben. Da aber über einige Punkte noch keine Einigung erreicht werden konnte, wurden die von allen anerkannten Forderungen in der folgenden neuen Formulierung vorgelegt und einstimmig angenommen:

1. Die Volksbücherei bedarf gemäß der ihr eigentümlichen, im wesentlichen von volkspädagogischen Gesichtspunkten bestimmten Zwecksetzung unterschiedslos eines hochwertigen Personals, dessen geistig-soziale Berufseinstellung und technische Durchbildung eine besondere, lediglich durch ihre eigenen Interessen bestimmte fachliche, praktische und theoretische Übung erfordert.
2. Der Verband betont die Notwendigkeit, die Ausbildung für den Dienst der Volksbücherei von der zu dem mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken zu trennen.
3. Die Ausbildung zu dem Dienst an der Volksbücherei hat 2 Jahre zu umfassen, innerhalb deren eine theoretische und eine praktische Ausbildung zu geben ist.
4. Als Voraussetzung für diese Ausbildung ist das Abiturientenexamen zu fordern oder eine praktische soziale oder pädagogische

Tätigkeit, die von bibliothekarischen Fachleuten als gleichwertig anerkannt werden kann.

5. Für die Leiter kleinerer Volksbüchereien ist nach Möglichkeit die Teilnahme an Ausbildungslehrgängen von kürzerer Dauer zu fordern.

Über die Richtlinien, die die Versammlung für die weitere Tätigkeit des Verbandes aufstellte, ist noch zu berichten: Als allgemein annehmbare und durch den Verband zu vertretende Forderungen waren in Verhandlungen, die kurz vor der Casseler Tagung stattfanden, folgende Punkte aufgestellt worden:

1. Ausbau und Umbildung der bestehenden Stadtbibliotheken zu modernen Bildungsbibliotheken.
2. Besetzung der Stadtbibliotheken mit Bildungsbibliothekaren, die ihre Ausbildung nach den von uns aufgestellten Regeln erhalten haben müssen.
3. Trennung der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen und für den Dienst an Volksbibliotheken.
4. Ausbau und Einrichtung von Beratungsstellen.

Im Sinne dieser Forderungen und zugleich zur Skizzierung weiterer Aufgaben des Verbandes legte Walter Hofmann folgende 12 Sätze vor:

1. Allgemeine propagandistische Maßnahmen zur Sicherung der Existenz und der Ausbreitung der deutschen volkstümlichen Büchereien.
2. Ausbau und Umbildung der bestehenden Stadtbibliotheken zu modernen Bildungsbibliotheken.
3. Besetzung der Stadtbibliotheken mit entsprechend qualifizierten Volksbibliotheken.
4. Trennung der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken.
5. Neugestaltung der preußischen Diplomprüfung unter dem Gesichtspunkt der Selbständigkeit des volksbibliothekarischen Berufes.
6. Errichtung und Förderung von Zentral- und Beratungsstellen.
7. Ausbildung einer Sondergruppe der hauptamtlichen nichtleitenden volksbibliothekarischen Mitarbeiter als spezifisch volksbibliothekarische Interessenvertretung.
8. Veranstaltung von Zusammenkünften zur gemeinsamen Erörterung der speziellen volksbibliothekarischen Kultur- und Fachfragen.
9. Herausgabe einer gemeinsamen Fachzeitschrift als Mitteilungsorgan des Verbandes und der Unterorganisationen und als paritätisches Diskussions- und Arbeitsorgan.
10. Erhebung über die innere (Fortbildung usw.) und äußere (Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse) Lage der deutschen Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen.

11. Anlage und Führung eines nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Objektivität zu führenden Archives, das nicht den Bedürfnissen der Praxis, sondern theoretischen Forschungsarbeiten zu dienen hat.
12. Schaffung einer Stelle, die die sachliche Durchführung der unvermeidlich beruflichen Meinungskämpfe zu sichern hat.

Diese Sätze fanden die grundsätzliche Zustimmung der Versammlung, wurden aber im einzelnen nicht diskutiert und sind formell nicht als Entschließungen des Verbandes anzusehen.

Schließlich wurde der Arbeitsplan des Verbandes noch kurz besprochen. Der bisherige Geschäftsführende Vorstand, der nach formeller Entlastung mit der Wahl des neuen Vorstandes zurücktrat, hat seit dem September 1921 neben der Mitgliederwerbung und der Vorbereitung der Casseler Tagung noch eine umfangreiche Arbeit wenigstens beginnen können. Er hat einen ausführlichen Fragebogen ausgearbeitet, den der Deutsche Städtetag drucken lassen und an alle deutschen Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern verschicken wird. Die einlaufenden Antworten werden dem Verband zur Verarbeitung überwiesen werden. Auf diese Weise wird endlich ein zuverlässiges Material zusammengebracht werden, das die Grundlage für das dringend erwünschte Auskunftswesen, für größere statistische Zusammenstellungen usw. bilden kann. Auf Grund dieses Materials wird der Verband auch versuchen einen Personalkataster der Volksbüchereien aufzustellen. Die mit den Antworten auf den Fragebogen zugleich erbetenen Formulare und Drucksachen werden den Grundstock des geplanten Archives bilden können, dessen weiterer Ausbau dann nur noch eine Geldfrage sein wird.

Als dringend notwendig wurde von der Versammlung anerkannt, daß der Verband eine Stellenvermittlung für Volksbüchereipersonal einrichte. Trotz aller Schwierigkeiten soll ein Versuch damit gemacht werden, wahrscheinlich in der Form eines Vakanzenblattes.

Aufgabe des Verbandes wird es endlich sein, eine streng neutrale, allen Richtungen als Mitteilungs- und Diskussionsorgan dienende Verbandszeitschrift zu schaffen. Da dies aus wirtschaftlichen Gründen zur Zeit nicht möglich ist, erhalten die Mitglieder — entsprechend der Neutralität des Verbandes — vom 1. Juli an nach freier Wahl entweder die „Bücherei und Bildungspflege" oder die „Blätter für Büchereiwesen" als Verbandsorgan; der Verband wird beiden Zeitschriften nach Bedarf ein Mitteilungsblatt für die Mitglieder beilegen.

Die nächste Hauptversammlung wird zeigen, ob es dem Verbande gelungen ist, unter den in Cassel festgelegten Bedingungen zu arbeiten. Sie wird an Bedeutung nicht hinter der Casseler Tagung zurückstehen, denn auf ihr werden wir erfahren, ob die Gesamtheit der deutschen Volksbibliothekare wirklich imstande ist, die gemeinsame Sache so hoch über die eigene Person und Meinung zu stellen, daß ein dauerndes Zusammenarbeiten ermöglicht wird. Die Sorge, daß alles, was wir

in Kassel unter so großen Schwierigkeiten und so mancherlei Verzicht erreicht haben, nun doch nicht Bestand haben könnte, möge alle Mitglieder des Büchereiverbandes gleichmäßig erfüllen und sie ermuntern, tatkräftig ans Werk zu gehen. Können wir das nächste Jahr ein Stück ehrlicher, guter, gemeinsamer Arbeit vorweisen, so wird niemand Mut haben, dem begonnenen Werke aus doktrinären oder anderen Gründen den Fortgang zu hemmen. Wer aber mit dem Erreichten noch nicht zufrieden ist, soll nicht vergessen, daß es sich um einen Anfang handelt und aller Anfang schwer ist. Wir meinen, daß auch unter den beschlossenen Bedingungen, wenn wir nur wollen, manches zu erreichen möglich ist, und —

Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

Dr. Wilhelm Schuster (Kattowitz).

Volkshochschulgeist?

Eine Abfertigung. Von Dr. Pirmin Biedermann, Bromberg.

Mit nichts wird in kulturell tätigen Kreisen mehr Unfug getrieben als mit dem Wort „Volkshochschule“. Zusammenhängende, abendliche Vortragsreihen machen an sich ebensowenig das Wesen der Volkshochschule aus wie Internatsbetrieb nach dänischem Muster. Es führen ja viele Wege nach Rom, aber man muß wissen, wo Rom liegt. Auf die äußere Betriebsform kommt es weniger an, immer nur auf den Geist und das vorschwebende Ziel. — X. kann in einem Einzelvortrag mehr Volkshochschularbeit leisten als N. in einem Kursus von 6 oder 12 Stunden, sofern X. den Formungs- und Bildungsprozeß in des Hörers Seele in Tätigkeit zu bringen versteht, N. aber nur einen Papierkorb voll Wissen ausschüttet und den armen Hörer mit einer Vermehrung seiner Kenntnisse beglückt. — Nicht um Kenntnisse, sondern um Erkenntnisse, d. h. seelisches und geistiges Erleben der Einzelerscheinung, ihres Wesens, ihres Zusammenhanges mit einem größeren Ganzen, handelt es sich in der Volkshochschule. Nur dann ist ein Fortschreiten zu einer Weltanschauung, d. h. zu einem sicheren Verhältnis gegenüber dem Chaos der Erscheinungen möglich.

Der Hörer muß unter anderem an der Einzelerscheinung in der Volkshochschule lernen, Gesichtspunkte für die Beurteilung ähnlicher Erscheinungen zu gewinnen. Das wird er nur, wenn der Vortragende selbst es versteht, im Besonderen das Allgemeine zu sehen, das Besondere als Wellenhügel eines tragenden großen, allgemeinen Stromes zu fassen.

Wer eines Dichters Leben erzählt, und sei es noch so warm, anschaulich und lebendig, ohne dabei biologische und damit psychologische Gesetze herauszuarbeiten und seine Hörer ihr Walten fühlen und erkennen zu lassen, der schmeichle sich nicht, Volkshochschularbeit geleistet zu haben. Gewiß ist es als Gewinn zu buchen, wenn der Redner den und jenen Hörer seinem Dichter zu Freunden gewonnen oder zum Studium seiner Werke veranlaßt hat, aber damit hat er noch nichts geleistet für die Klarheit seines Hörers gegenüber der Erscheinung „Dichter“ überhaupt. Er hat Vorvolkshochschularbeit geleistet. Erst wenn die Hörer eines Kleistkurses z. B.,

und seien es nur 5, nachher Grabbes oder Hebbels oder Strindbergs Lebensführung auch ohne Lehrer verstehen, dann war der Lehrende auf dem Wege nach Rom.

Das sind Gedanken, die mir bei der Lektüre von Baldewein, Deutsche Dichter der Neuzeit (Bücherei der Volkshochschule, Velhagen & Klasing, Bd. 21) kamen. Keine Sorge, sie stehen nicht darin. Im Gegenteil. Und darum sei das Büchlein einer näheren kritischen Betrachtung unterzogen, zumal es als ein Band der Bücherei der Volkshochschule herauskam.

Nach dem Vorwort ist das Büchlein entstanden aus den von Baldewein in Gütersloh gehaltenen Vorträgen. (Wohl ein Potpourri unter dem Titel „Deutsche Dichter der Neuzeit".) Es behandelt zehn Dichter, von denen jeder ein anderes Gesicht hat. Ein bißchen viel für die Verdauung. Ich fürchte, es herrschte am Ende des Semesters Kraut- und Rübenchaos in den Köpfen der Hörer. Aber es ist ja möglich, daß Baldewein in Mörike etwa den naiven Lyriker zeichnete, in Meyer den bewußten, in der Droste vielleicht gar die dichtende Frau, in Storm den erzählenden Lyriker, in Raabe den dichtenden Lebensphilosophen, in Keller den kernigen Schüler goethescher Realistik. Aber immer noch viel zu viel Stoff, um in die Tiefe zu wirken. Doch seien wir nicht voreilig. „Diese Vorträge wollen keineswegs den jeweiligen Stoff nach allen Seiten hin erschöpfen, sie wollen nur die Seele des Hörers öffnen, daß sie instand gesetzt wird, innerlich die Werke unserer Geistesgroßen zu erleben." B. verspricht viel. (Merkt es aber gar nicht: nur die Seele öffnen!) Man ist jetzt noch mehr gespannt, wie B. bei der Fülle von Stoff seine Absicht erreichen wird. Doch halt. Ich werde aus der Stelle: „sie wollen nur — erleben" nicht recht klug. Von wem wird die Seele „instand gesetzt"? Ich denke, wenn sie „geöffnet" ist, ist sie imstande, die Werke zu erleben. Die Baldeweinsche Fassung läßt die Vermutung aufkommen, daß er berauscht von schönen, großen Worten (Seele öffnen, innerlich erleben, Geistesgroßen) das Denken vergessen hat. — B. fährt fort: „Bei der Auswahl der Dichter wurde der Grundsatz befolgt: ‚Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen'." Aha! Ich nehme also meine obigen schönen Vermutungen schleunigst zurück. Es bleibt beim bloßen Kunterbunt. Höhere Gesichtspunkte fehlen. Ich denke aber, gerade die Weite und Höhe der Gesichtspunkte zeichnet die Volkshochschultätigkeit vor dem üblichen Popularisieren von Kunst und Wissenschaft aus.

Am Schlusse des Vorworts hofft B. den Zweck der Bücherei der Volkshochschule erreicht zu haben, „nämlich dem Hörer der Volkshochschule neben Anregung zu selbsttätiger geistiger Weiterarbeit eine Vermehrung seiner Kenntnisse zu geben". Die deprimierendste Stelle im ganzen Vorwort. Ach, nein, die charakteristische Krönung des Ganzen... Des Teufels Pferdefuß! Ein moderner Volkshochschullehrer stellt in aller Unschuld die Anregung zu „selbsttätiger Weiterarbeit" in die zweite Reihe und die Vermehrung der Kenntnisse in die erste. So geschehen 1920!

Doch vergessen wir das ganze Vorwort! Halten wir nur fest: „Anregung zu selbsttätiger geistiger Weiterarbeit". Denken auch einen Augenblick nach, was das heißt: „Selbsttätige Weiterarbeit". Arbeiten heißt tätig sein. Also: Selbsttätige Weitertätigkeit. B. wollte wohl sagen: Weiterarbeit ohne Lehrer. Man darf wohl klares, sauberes Deutsch von einem Buch verlangen, das für den Volkshochschulhörer bestimmt ist, sonst werden die Besten unter ihnen zurückgeschreckt.

Also B. will den Hörer anregen, geistig weiterzuarbeiten auf Grund des Gebotenen. Er wird ihm demnach Winke über das Wie und Wohin zu geben haben, da ja die Vorbildung des Hörers meist in Volksschule, Realschule oder Gymnasium gewonnen ist, wo der Hörer keineswegs gelernt hat, geistig zu arbeiten. Geistige Weiterarbeit setzt geistige Arbeit voraus. B. wird also diese Voraussetzung im Laufe seiner Vorträge schaffen. Sehen wir zu.

Der erste Vortrag behandelt Mörike. In 80 Zeilen wird in primanermäßiger Dürftigkeit das Leben erzählt. Auf nichts wird eingegangen (Vererbung, Peregrina, Luise Rau, zweite Ehe). Die armseligste Literaturgeschichte macht die Sache nicht schlechter. Hier eine Probe: „Im Jahre 1834 erhielt Mörike nach 8jährigem Vikariat die Pfarre zu Cleversulzbach. Sein Verlöbnis mit Luise Rau — (diese wird hier zum ersten und einzigen Male genannt!) —, dem wir manch schönes Gedicht und köstliche Briefe verdanken, hatte er ein Jahr zuvor wieder lösen müssen. Mutter und Schwester bereiten ihm nun ein stilles Heim, und schwer trifft ihn im Jahre 1841 der Tod seiner Mutter. Neben Schillers Mutter wurde sie bestattet." — In kindlicher Art streut B. auch gleich Gedichte ein. Wahrscheinlich, weil er sie so am bequemsten ohne Kommentar an den Mann bringen kann. Oder spukt da die edle Absicht, die Kenntnisse der Hörer möglichst zu vermehren? Zwei im Buch aufeinanderfolgende Proben dafür: „In Urach schloß Mörike eine Lebensfreundschaft mit Wilhelm Hartlaub; das Gedicht ‚Freundschaft', das diesem Urfreund gewidmet ward, legt Zeugnis davon ab." Folgt „Freundschaft". — Nachdem B. von Urach und Mörikes Träumereien daselbst — Gott sei Dank, nicht mit eigenen Worten — gesprochen: „Was Brentano sein Vaduz, das war Mörike sein Orplid. (Nun bist du aber klug, lieber Hörer!) Das Gedicht ‚Gesang Weylas' gibt Zeugnis davon." Folgt Gesang Weylas. Den Lebenslauf schließt B. ab: „Zwei Jahre später, 1875, starb der Dichter. Noch kurz vor seinem Tode söhnte er sich mit seiner Frau aus. Und auch hier (!!) mögen wieder folgen Worte seines Freundes Fr. Th. Vischer, die Wesen und Bedeutung Mörikes so recht bezeichnen: ‚Das Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne usw.'" Nicht einmal an der richtigen Stelle weiß B. die schöne Vischersche Wesensfassung des Dichters unterzubringen. Kennt doch der Hörer nur den trocknen, mit Zahlen gespickten Lebenslauf!

Eines hat B. bis jetzt in vollstem Maße erreicht. Er hat durch den fleisch- und marklosen Knochen, den er im Lebenslauf hinwarf, den Hörer so hungrig gemacht, daß dieser sich gewiß eine Mörikebiographie holt, um etwas Wesentliches über des Dichters Leben zu erfahren. Nun, „geistige Weiterarbeit" stand ja im Vorwort. Ob B. aber dem Hörer auch einen Fingerzeig für die Weiterarbeit bietet? Am Ende des Vortrags finde ich keinen, aber am Schluß des Büchleins steht: „Wichtigste benutzte Literatur". Was geht den Hörer an, was für Bücher der Lehrer benutzt hat? Wichtig ist doch nur die für Vertiefung und Weiterarbeit zu benutzende Literatur. Selbst da läßt B. den Hörer im Stich. Er findet nur eine Aufzählung von — 8, schreibe acht, Literaturgeschichten — (wichtigste benutzte Literatur! mir geht ein Licht auf) — und dann: Löwenberg, E. Mörike. Eggert-Windegg, E. Mörike. Arens, Annette von Droste-Hülshoff. Hausrath, Viktor von Scheffel usw. Von Storm und Keller wird ganz geschwiegen.

Ja, liegt denn Gütersloh am Ende der Welt? Weiß Herr B. denn nicht, daß der Bücherunkundige einen Führer braucht, der in knappster Weise, und sei es nur durch ein Stichwort, Art und Eignung eines Buches charakterisiert, damit der Arbeitswillige nicht Irrwege geht? Weiß Herr B. denn nicht, daß geistige Weiterarbeit überhaupt nur möglich ist, wenn systematisierte Literatur angeführt wird?

Doch vielleicht sind die weiteren Ausführungen des Herrn B. so gehaltvoll, daß dgl. überflüssig ist.

B. fährt fort: „Gehen wir nunmehr zu den Werken Mörikes über. Von seinen Prosaschriften seien drei einer eingehenden Besprechung unterworfen, nämlich sein großer Roman ‚Maler Nolten', das Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännchen (!!) und die (man kann wohl sagen) Musternovelle Mozart auf der Reise nach Prag."

„Maler Nolten" wird zunächst als Lebensroman abgestempelt. Die Gelegenheit, über den Lebensroman an sich zu sprechen, wird, wie nicht anders zu erwarten, versäumt, dagegen — das Wissen soll ja vermehrt werden — rasch „Wilhelm Meister" und „Der grüne Heinrich" erwähnt. Am Schlusse des Absätzchens lesen wir: „Die Tatsache, daß ein Lebensroman Wandlungen unterliegt nach dem jeweiligen Stand des Dichters, daß er somit eigentlich nie vollendet werden kann, trifft auch für den Maler Nolten zu". Die Pythia hat verständlicher gesprochen. Mir wird bei dieser Stelle nur das eine klar, daß B. nichts gedacht hat. Oder sollte die Dunkelheit den Hörer zur geistigen Arbeit anregen? — Nun geht die „eingehendere" Besprechung los. Sie besteht 1. aus einer nüchternen Inhaltsangabe von 57 Zeilen, die nirgends die eigene Lektüre spüren läßt, 2. aus folgenden köstlichen Zeilen Gesamtwertung: „Dieser Roman dürfte zu stellen sein zwischen Goethes Prosawerke und die der Romantiker, denn nach Bieses Ansicht reicht er an Goethes Werke nicht heran, übertrifft aber die der Romantiker fast ohne Ausnahme", 3. aus einigen dunklen Worten der Rechtfertigung des mystisch-romantischen Einschlags, von dem wohl B.s „Wichtigste benutzte Literatur" redet, aber der Hörer bisher noch nichts vernommen hat, 4. aus einer schwungvollen Schlußbemerkung, die ich nicht unterschlagen möchte, weil sie logische Sauberkeiten enthält und B.s Geschick, fremde Zitate unbeholfen anzubringen (s. Schluß des Lebenslaufes!), noch einmal zeigt: „Wie allen Erziehungsromanen — vorhin war Nolten noch ein Lebensroman! — ist es auch dem Maler Nolten ergangen, sie sind nicht jedermanns Geschmack, aber trotzdem liegt auch heute noch (!) darüber ‚jener unheimlich schöne Bann, jene anziehende schwere Stimmung usw.'."

B. betrachtet nun „näher" das Stuttgarter Hutzelmännlein, d. h. er erzählt den Inhalt in nicht besonders gutem Deutsch, wobei er mitunter unbeholfen eigene Bemerkungen einflicht. Man hat aber wenigstens das Gefühl, daß B. „Die Historie von der schönen Lau" gelesen hat. Natürlich erhält der Hörer keine Gesichtspunkte für die Wertung des Märchens, wird überhaupt in ästhetischer Hinsicht auf nichts aufmerksam gemacht. Nun, so verdirbt B. wenigstens nichts. An der Dürftigkeit seiner „näheren" Betrachtung ändert das freilich nichts.

In der Besprechung der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" — eingangs als Musternovelle abgestempelt, was B. inzwischen ganz vergessen hat — leistet sich B. in sprachlicher Beziehung Unglaubliches. (Die Art der Besprechung ist die gleiche wie beim Hutzelmännlein.) Nicht einmal im hemdärmeligsten Brief läßt sich ein Erwachsener in solchem Maße gehen:

„Mörike schildert darin einen Tag aus dem Leben Mozarts und weiß uns das ganze geniale und zugleich kindliche Wesen des großen Komponisten zu schildern." Oder neun Zeilen später: „Wie entzückend*) weiß uns der Dichter Frau Mozart im Schmollwinkel darzustellen, wie entzückend wiederum das versöhnende Werben des Ehemanns. Auf dem Schlosse entzückt der Künstler alle Anwesenden durch seine Musik. Mozart erzählt dann von der Entstehung des „Don Juan" und spielte auf dem Instrumente auch einige Sätze." Oder: „Nachdem der Dichter nun auch die sonderbaren Gefühle, die uns beim Scheiden guter, vortrefflicher Menschen überkommen, schildert, schließt die Novelle mit dem tiefempfundenen: ‚Denk es, o Seele!'." Folgt das Gedicht. Von den „sonderbaren Gefühlen", die mich bei dieser Stelle überkommen, will ich schweigen.

B. wagt sich nun an Mörikes Lyrik. In weiser Beschränkung will er in einer Auswahl einige Schätze mitteilen. Man atmet auf. Es zeigt sich Hoffnungsgrün. Alles sei B. verziehen, wenn er jetzt wenigstens die Herzen der Hörer zu öffnen versteht. Zunächst kann er sich einige etikettierende Bemerkungen, die dem

*) Diese und die folgenden Sperrungen in den Zitaten sind von mir. Der Verf.

Hörer das lyrische Problem im allgemeinen und Mörikes Lyrik im besonderen ein für allemal erhellen, nicht enthalten. Man höre: „Wie Goethes Lyrik, so ist auch die Mörikes größtenteils ‚Selbstbekenntnis', wenngleich nicht verkannt werden soll, daß auch manche Dichtungen lediglich der Phantasie entsprungen sind. M. bedient sich der mannigfachsten Formen, aber er steht über den Formen, er weiß sie sich dienstbar zu machen und teilt so Goethes Kunstanschauung, wie Goethe sie in den Gesprächen mit Eckermann zum Ausdruck bringt." Der arme Hörer wird von Pontius zu Pilatus geschickt. Oder bin ich kurzsichtig? Soll dies neckische Spiel Absicht sein, um zu „selbsttätiger geistiger Weiterarbeit" anzuregen? Mit keinem Wort nämlich wird weiter auf diese Orakelei eingegangen. — B. fährt fort: „Zuerst nenne ich die Naturpoesie . . . Wie stimmungsvoll sind die beiden Frühlingsgedichte: ‚Er ist's' und ‚Im Frühling'." Folgen die Texte. „Wie weiß der Dichter uns die Stimmung des Badenden zu schildern in dem Gedichte: ‚Mein Fluß'." Folgt Text. „Und wie lieblich mutet uns das Bild an, das er uns schildert in dem Gedichte ‚Auf einer Wanderung'." Folgt Text. Herr B. stellt sich wohl unter Volkshochschulhörern Backfische vor. Als Pädagoge weiß er, daß man mit Kindern Kind sein muß. Vom Wesen der „Naturpoesie" brauchen sie nichts zu wissen. — „Von den Liebesgedichten möchte ich außer den schon erwähnten ‚Peregrina'-Gedichten mitteilen die Gedichte: ‚Heimweh', ‚Das verlassene Mädchen' und ‚Das Sonett'." In den Lebenslauf hatte B. zwei Peregrinagedichte eingeflochten, also nicht „erwähnt"! Man lese noch einmal den Satz. Für Volkshochschulhörer ist eben das Schlechteste gerade gut genug.

Nach der Liebeslyrik wird die religiöse in $2^1/_2$ Zeilen abgetan: „Ernste, religiöse Töne schlägt der Dichter an in . . . . . . ‚Gebet'" und daran unmittelbar anschließend: „Und wie humorvoll weiß er auf der andern Seite zu schildern, wie fröhlich hat er, der doch wahrlich nicht immer auf der Sonnenseite des Lebens war, zu lachen und zu scherzen gewußt." Ich schlug meinen Mörike auf, las „Gebet", fand aber „auf der andern Seite" nichts Humorvolles. Daß ein Lyriker Schildermaler ist, wußte ich auch noch nicht. — Mit einer mehr als naiven Gebärde — „Es würde zu weit führen . . . ." — fegt B. die Balladen, Romanzen und Idyllen unter den Tisch. Nur das Idyll „Der alte Turmhahn", „das sich besonderer Beliebtheit erfreut" — handelt es sich um Modeartikel? — wird mit der Bemerkung mitgeteilt, daß M. darin „so herrlich das Leben in der Pfarre schildert". Und danach hat B. noch die köstliche Dreistigkeit, zu schreiben: „Es erübrigt sich wohl nach dem Ausgeführten, Mörikes bedeutsame Stellung in der deutschen Literatur noch näher darzulegen."

„Es erübrigt sich wohl" eigentlich nach den bisherigen Proben, sich noch weiter mit Baldeweins bedeutsamer Leistung auf dem Gebiete der Volkshochschulliteratur zu beschäftigen. Es folgen jedoch noch 8 Zeilen voll Leckerbissen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. B. verkündet unmittelbar anschließend an obigen Satz in einem Ton, der gesättigt ist von einer Weihestimmung, wie sie wohl nach B.s Ansicht auf Grund seiner Ausführungen die Hörer ergriffen hat, daß Storm, Heyse u. a. dem gefeierten Dichter näher traten, daß Schwind Bilder zu Mörike „verfertigte" (! ! !), die Schillerstiftung ihm eine Ehrengabe verlieh, und M. schließlich ehrenvolle Aufnahme in den Maximaliansorden fand. Lauter Dinge, die die Seele des Hörers öffnen werden, daß sie instand gesetzt wird usw. (s. Vorwort), lauter Dinge, die selbsttätige Weiterarbeit anregen, lauter Dinge, die für den Volkshochschulhörer von größter Bedeutung sind; läßt sich damit doch beim Kaffee oder in der Abendgesellschaft beweisen, daß man gebildet ist. Die letzten Worte der Abhandlung, großgebärdig, selbstzufrieden, logisch besonders sauber herausgearbeitet, sollen meinem Leser zur Belohnung für seine treue Gefolgschaft im Originalwortlaut mitgeteilt werden: „Wir Nachlebenden können den Dichter nicht

besser ehren, als indem wir uns hineinversenken in des Dichters Werke und daraus schöpfen die Ewigkeitswerte; Ewigkeitswerte, wie sie sich auch in den Werken Eduard Mörikes finden."

Vorhang! Wir haben drei Tragödien erlebt. Im Grunde ist diese Trilogie „Lebenslauf, Prosawerke, Lyrik" eine einzige Tragödie: die Tragödie des durch Baldewein vertretenen Volkshochschulgeistes.

So können wir nach Hause gehen? Nein, wie bei den alten Griechen folgt auf die Trilogie noch ein Satyrspiel. Herr B. hängt seinem Machwerk Wiederholungsfragen an. Die Ähnlichkeit mit antikem Gebrauch zeigt sich auch darin, daß sie wie das Satyrspiel mit den vorausgegangenen Tragödien nichts oder wenig zu tun haben. Es finden sich darunter Doktorfragen (z. B. „Inwiefern zeigt sich bei Mörike noch der Einfluß der Romantiker?"), die eine intime Kenntnis Mörikes voraussetzen und auf Grund der Ausführungen B.s selbst vom klügsten Menschen nicht beantwortet werden können. Daneben finden sich neckische Kinderrätsel: z. B. „Welcher Roman Mörikes erinnert an ein Werk Goethes?" Fehlt bloß noch die Frage: „Warum?" „Weil der Herr Lehrer es selbst gesagt haben."

Nun glaube ich doch, daß Gütersloh wirklich am Ende der Welt liegt. Man hat dort von „Fragen" etwas läuten hören. Etwa, daß die Fragen die Denktätigkeit fördern sollen. Über die Voraussetzungen, über deren erste: die Denkgrundlagen, hat man aber in Gütersloh nicht nachgedacht, sonst wäre diese Wiederholungsfragenposse unmöglich.

Aber nun endlich: Applaudite.

Mit Proben aus den übrigen Vorträgen will ich den Leser heute verschonen. Sie stehen an Glanz der Darstellung usw. nicht zurück. Auch in ihnen ist weder der Dichter lebendig erfaßt, noch wird sein Wesen dem Hörer nahegebracht. Von eigenem Erleben des Stoffes ist nirgends eine Spur zu finden. Das ganze Machwerk strotzt von Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit hinsichtlich Logik und Sprache, von Geistesarmut hinsichtlich des Gehaltes, von Schlimmerem als Dilettantismus hinsichtlich der Behandlung des Stoffes und von einer Frivolität der Auffassung des Berufes eines Volkshochschullehrers, daß man nicht begreifen kann, wie ein solches Gegenbeispiel von einem namhaften Verlage gedruckt, sanktioniert und verbreitet werden konnte.

Kulturaufgaben der Bildungsbibliotheken in besetzten Gebieten.

Über das genannte Thema sprachen Dr. Winker-Düsseldorf und Dr. Schuster-Gleiwitz auf der Casseler Tagung des „Vereins Deutscher Bibliothekare". Wir entnehmen den Leitsätzen folgende Gedanken:

a) Aus dem Referat von Dr. Winker: Bei einer aktiven Kulturpolitik ist das Buch als Vermittler des Geisteslebens von ausschlaggebender Bedeutung. Darum sind kulturpolitische Fragen wesentlich mit bibliothekarische Angelegenheit. An den Reibungsflächen deutscher Kultur, vor allen Dingen in den besetzten Gebieten, ist Kulturpropaganda durch Broschüre und Buch besonders dringlich. Träger dieser Propaganda sind neben den buchhändlerischen Organisationen vor allem die Bildungsbibliotheken. Um einen gemeinsamen Kulturwillen erfüllen zu können, brauchen diese dringend eine geeignete Organisation. Der Staat muß sich endlich dazu entschließen, das Gerippe dazu zu geben durch Einrichtung von Beratungsstellen, Provinzial-, Kreis- und Wanderbüchereien, etwa wie sie in der Provinz Posen vor dem Kriege durchgeführt waren. Im Westen ist hier noch völlige Desorganisation, trotzdem hier seitens der Fremdvölker eine besonders aktive Kulturpolitik getrieben wird. Das Vorgehen der Fremdvölker zeigt, daß nur in starker

Betonung nationaler Eigenart eine weltwerbende Kulturmission erfüllt werden kann. In der Abwehr des Fremden durch Stärkung des Eigenen ruht gegenwärtig der Kern deutscher Kulturaufgaben.

Die rheinische Kultur als Einheit objektiv greifbar und als Tradition übertragbar, ist trotz mannigfacher Gelegenheit, sich im Lauf der Geschichte westlich zu orientieren, deutsch geblieben. Das gilt trotz stärkster Belastungsproben auch für die Gegenwart. Immerhin: je tiefer dieses Deutschsein und Deutschfühlen in dem Erleben deutscher Kultur wurzelt, je widerstandsfähiger wird es sein und je mehr wird es sich zu Überzeugung und Gesinnung erheben. Dazu gehört jedoch irgendein höherer Grad geistigen Seins. Hier setzen die besonderen Aufgaben der Bildungsbibliotheken in den besetzten Gebieten ein: Pflege aller der Kulturgebiete, auf denen sich deutsches Denken und Fühlen am unmittelbarsten zeigt. Aus der belehrenden Literatur: Bücher der politischen, Kultur- und Sittengeschichte. Zum gefühlsmäßigen Erleben deutscher Kultur steht die Erzählerkunst an erster Stelle, weil sie der schärfste Reflex der Zeit ist und alle religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Strömungen des deutschen Volkes am totalsten erfassen kann und den Zusammenhang mit der geschichtlichen Vergangenheit am unmittelbarsten vermittelt.

Die untere Grenze der Erzählerkunst ist bei den besonderen Verhältnissen in den besetzten Gebieten im Einzelfall nicht zu eng zu fassen, weil einmal Bücher der Erzählerkunst eine Fülle wertvollster kulturkundlicher Stoffe vermitteln, auch wenn sie in formaler und weltanschaulicher Beziehung nicht von „höchster Werthaftigkeit" sind; andererseits ein zu enges Auswahlprinzip den Leser leicht in die Arme eines seinem Geschmack schmeichelnden fremdvölkischen Bibliothekars treibt. (Diese Forderung fand in der Versammlung allseitige Zustimmung! Die Schriftleitung.)

Zur Pflege bewußter Stammeszugehörigkeit gehört vor allem die Heimatdichtung, die im Rheinland besonders reich ist. Eine eingehende Bearbeitung der rheinischen Heimatdichtung ist gegenwärtig im Werke und kann als Unterlage für die Anschaffung dienen. Hinzu kommt die Pflege der Dialektdichtung und Dialektsprache. Solange aller Inhalt geistigen Erlebens durch die deutsche Muttersprache um Ausdruck ringt und alle Phantasieerlebnisse sich in urwüchsiger Volkssprache mit ihrem Reichtum an Bildern, Sprichwörtern usw. ausdrücken, ist das geistige Band mit dem Vaterland nicht zerrissen. Hierher gehören ferner heimatliche Sagen und Märchen. Das ist um so nötiger, weil man neuerdings versucht, unsern rheinischen Sagenschatz als Produkt fremder Kulturen hinzustellen, der dann von den Gebrüdern Grimm und Richard Wagner fälschlich als deutsches Gut dargestellt sei. (Vgl. Barres: Le genie du Rhin.) Aus der belehrenden Literatur gehören alle Schriften zur Einführung in die geschichtlichen, kunstgeschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Heimat (Heimatkunden, Stadtgeschichten, Wegeweiser durch die Natur, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte usw.). Vgl. die heimatkundl. Bibliographie für die Rheinlande von Dr. R. A. Keller (Bd. I bereits erschienen, Bd. II in Vorbereitung.).

Neben der Pflege der Stammeseigenart steht die Pflege deutscher Eigenart durch literarische Kunstwerke von den Nibelungen bis zu den geschichtlichen Romanen der Gegenwart und durch populär-wissenschaftliche Sammlungen, die in das Verständnis deutscher Geschichte, Kultur und Sprache einführen. (Vgl die Zusammenstellungen im Wandervogel, Jg. 11, Heft 5 und 6.).

Durch Zusammenarbeit mit der Volkshochschule, mit Lichtspiel und Volksbühne, durch Anlage von heimatlichen Archiven und durch Pflege von Lese- und Volksunterhaltungsabenden stellen sich die Bildungsbibliotheken weiterhin in den Dienst einer geeigneten Kulturpropaganda in den besetzten Gebieten.

b) Aus dem Referat von Dr. Schuster:

1. Für die Volksbüchereiarbeit in Oberschlesien steht die Aufgabe voran, der

zu einem großen Teil zweisprachigen Bevölkerung die Beherrschung der deutschen Sprache zu erhalten und sie zu fördern. Diese Aufgabe gewinnt an Bedeutung durch den Fortfall des Militärdienstjahres und die in Durchführung des Genfer Abkommens zu gewärtigenden Änderungen im Volksschulwesen Deutsch-Oberschlesiens.

2. Die Volksbüchereien Oberschlesiens schließen sich daher eng an die Volksschule und Fortbildungsschule an und legen besonderen Wert auf die Ausgestaltung der Jugendbüchereien.

2a. Volksbildungsarbeit hat mit Politik nichts zu tun. Sie wirkt in Grenzgebieten beim eignen Volkstum belebend, sammelnd, festigend, beim fremden Volkstum werbend. Nicht Verdeutschung ist ihr unmittelbares Ziel, sondern Vergeistigung. Was nüchtern angelegte Schutzarbeit in Oberschlesien anstreben soll, ist Festigung des eignen Volkstums; was sie beim polnisch-sprechenden Volksteil anstreben darf, ist, die durch die Schulen angestrebte Zweisprachigkeit zu fördern und zu vertiefen. (Vgl. Karl Kaisig, Deutsche Schutzarbeit in Oberschlesien.)

3. Das Volksbüchereiwesen Oberschlesiens ist durch den Krieg und die Besatzungszeit, vor allem durch die polnischen Aufstände aufs schwerste geschädigt. Es liegt im Lebensinteresse der Nation, daß die nötigen Mittel für einen Wiederaufbau herangeschafft werden.

4. Die Führung der neuen Grenze legt die Verpflichtung auf, längs ihr eine Reihe von Büchereien weiter auszubauen, um einen Wall gegenüber den hereinflutenden großpolnischen Kultureinflüssen aufzuführen.

5. Die Bücherauswahl hat unter sorglicher Berücksichtigung der Sprachschwierigkeiten wie der besonderen konfessionellen Eigenart der Bevölkerung zu geschehen. Das Buch soll nicht nur ästhetisch bildend, sondern sittlich ertüchtigend wirken.

6. Fruchtbare Kulturarbeit kann nur geleistet werden, wo sie sich an die gesamte Volksgemeinschaft wendet. Dies gilt besonders für ein kulturarmes Kolonialland wie Oberschlesien. Hier gilt der Satz: Je höher die Kultur, je deutscher das Land!

7. Die Bildungsbibliotheken Oberschlesiens können ihre Aufgabe nur dann lösen, wenn sie imstande sind, allen verwandten Kulturorganisationen wie überhaupt allen geistig arbeitenden und strebenden Persönlichkeiten im Buche das ausreichende Rüstzeug zu liefern. Hierzu bedarf Oberschlesien einer wissenschaftlichen Studienbücherei, die es als einzige Provinz Preußens noch nicht besitzt.

8. Eine ähnliche Einrichtung ist für Polnisch-Oberschlesien in Kattowitz zu treffen.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Auguste Supper.

Als starke und urwüchsige Persönlichkeit muß die schwäbische Dichterin Auguste Supper für süddeutsche wie für nord- und mitteldeutsche Büchereien aufs wärmste begrüßt werden. Ja, man möchte behaupten, daß sie für unsere norddeutschen Leser besonders fruchtbar ist, da sie als echte Heimatkünderin mithilft, die immer noch nicht überwundene Fremdheit zwischen den verschiedenen Teilen unseres



Vaterlandes zu beseitigen. Sie wird den Leser mit liebender und somit verstehender Sehnsucht bereichern und ihn an die bunte Mannigfaltigkeit unserer großen deutschen Heimat erinnern. Zu dem Stammesgegensatz kommt oft noch der der Lebensformen hinzu. Der Großstädter, der sich aus der Hetze und Lautheit seines Alltagsgetriebes nach einfachen Lebensbedingungen sehnt, wird hier versetzt in die Welt der Bauern und Dörfler, in eine Welt harter Arbeit, aber der Ruhe und Stille. Der immer von gütigem Humor beseelte Blick der Dichterin leitet ihn gut zu diesen Menschen, „die erdwärts wachsen und himmelwärts denken". Nichts bleibt im Zuständlichen, nichts im rein-Landschaftlichen stecken. Weil alles immer wieder auf die innere Welt, die hinter der sichtbaren steht, bezogen wird, so ist diese Kunst von echter tiefer Volkstümlichkeit und Allgemeingültigkeit. Man hört ihr zu, „wie den rauschenden Wassern ihrer Heimat, denen auch niemand widerspricht".

Wie willkommen sind also die Erzählungen und Romane der Auguste Supper schon für die kleine Bücherei! Da sie haushalten muß und nicht einen Schriftsteller auf Kosten eines andern allzu sehr bevorzugen darf, kommt es für sie bei der Prüfung nicht in erster Linie auf die Frage an, was hier dem Gesichtskreis des Publikums am nächsten und dem Nacherleben am günstigsten sei, sondern vor allem darauf, das Wesentliche aus ihrem Lebenswerk herauszuholen und einem weiten Leserkreis dienstbar zu machen. Da kommen aus der Fülle der kleinen Erzählungen für die kleine Bücherei zunächst zwei mit biographischen Einleitungen versehene Auswahlbände in Frage: die nach der längsten, ganz auf einen seelsorgerlichen Ton gestimmten Erzählung benannte Sammlung „Die neue Methode" (Wiesbadener Volksbücher Nr. 150) und die „Ausgewählten Erzählungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), von denen das kostbare, dem Novellenbuch „Holunderduft" entnommene Hauptstück: „Die Schachtel der alten Mine" in ihrer sorglosen, schlichten, echten Frömmigkeit so recht den Schlüssel bietet zum weiteren Eindringen in das Reich der Supperschen Dichtung. Auch die als billige Heftchen käuflichen Dorfgeschichten: die düster tragische, ganz balladenhaft wirkende „Hexe von Steinbronn" (Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 52) und die um ihres „Körnchens" Liebe willen tröstliche, realistische Bauernsterbeszene „Wie der Adam starb" (Schatzgräberheft Nr. 64) sind leicht zu beschaffen. Zu den Romanen leitet dann über die historische Erzählung aus der Zeit der Ketzerverfolgung durch die Jesuiten „Der schwarze Doktor" (Heilbronn, Salzer), die spannend und lebendig, einfach und zugleich tief geschrieben, gerade schon dem einfachen Leser ein treues Bild der Vergangenheit vermitteln kann. Das eigentliche Gebiet der Dichterin bleibt aber die schwäbische Dorfgeschichte, die sich in dem holzschnittartig derben „Stück aus einem Leben: Lehrzeit" (Stuttgart, D. V.-A.) zu ihrem ersten Roman erweitert. Da er schon von ihrer einzigartigen Kenntnis des schwermütig-religiösen Schwarzwälder Bauernvolkes zeugt und da auch gerade der künstlerische Mangel der vielen Predigten von rechtem Glauben und Aberglauben, falscher Theologie und Lebensfragen das Buch für einfache nachdenkliche Leser besonders anziehend und wertvoll macht, sollte auch diese Anschaffung unbedingt erfolgen.

Der tragische Eheroman „Die Mühle im kalten Grund" (Heilbronn, Salzer) bildet mit seinen kurzen Weisheitssätzen, den alten, abergläubischen Geschichten, dem innigen Verschmelzen von Natur und Handlung das menschlich wie künstlerisch gleich hochstehende, reifste unter den größeren Werken der Dichterin und ist einer der bedeutendsten Dorfromane überhaupt. Wenn sich vielleicht auch die kleine Bücherei die Anschaffung dieses Werkes versagen muß, so ist es jedenfalls für die Bücherei mittlerer Größe erforderlich. Sodann muß diese nun die Erzählungen vollständiger besitzen, und zwar vor allem die „Leut" (Heilbronn, Salzer), wo die einfachen Grundthemen des Bauernlebens Tod und Liebe, Armut, Mühsal

und Arbeit volksliedmäßig wechselnd erklingen; daneben ihre ersten Schwarzwald-Geschichten „Da hinten bei uns“ (Heilbronn, Salzer), die schon so reich an kraftvollen, plastischen, unvergeßlichen Gestalten sind, die wir uns nicht denken können ohne die „ernsten dunkeln Tannen, die mit duldsamer Ruhe herniedersehen“. Ferner kommen hinzu: das kleine Bändchen von den irgendwie im Leben einmal hart mitgenommenen „Käuzen“, wichtiger noch das von unendlich liebenswürdigem Humor erfüllte Büchlein „Am Wegesrand“ (beide Heilbronn, Salzers Taschenbücherei), in dem jede Menschenschwäche in versöhnlichem Lichte erscheint, schließlich noch die von Schwaben fortführenden, flottgeschriebenen, unaufdringlich bildenden Reiseskizzen einer fröhlich planlosen Italienfahrt „Im Flug durch Welschland“ (Heilbronn, Salzer).

Für die große Bücherei kommen nun vor allem noch drei Hauptwerke der Supper hinzu: der in seiner stark gedanklichen Belastung und frommen Lebensbejahung der „Lehrzeit“ ähnelnde, sie jedoch an Urwüchsigkeit und Frische längst nicht erreichende Entwicklungsroman „Der Herrensohn“ (Stuttgart, D. V.-A.), in dem zum Schaden der Erzählung das typisch Schwarzwäldische fehlt, ferner die wegen ihres mystisch-geheimnisvollen Zuges nur für beschauliche Leser geeigneten, immer um die Rätselfragen der Welt herumratenden Meisternovellen „Holunderduft“ (Stuttgart, D. V.-A.) und die in ihrer Sinnbildlichkeit schwächeren, aber ebenso humorvoll-warmen, alle Kreatur innig umschließenden Erzählungen „Der Mann im Zug“ (Stuttgart, D. V.-A.). — Matter, allegorischer und lehrhafter, deshalb auch nicht so wie die andern zum Vorlesen geeignet, sind leider die in den letzten Jahren erschienenen Erzählungen: so die spannungslose, etwas dürftige Erziehungsgeschichte „Hermann Lohr“ (Gotha, Perthes) und die kleinen farb- und kraftlosen Geschichten „Sonderlinge“ (Berlin-Dahlem, Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst), die beide jedoch in ihrer anspruchslosen Schlichtheit in die Jugendbücherei eingestellt werden können, dann die ebenfalls in ihrem Stimmungsreiz zum größten Teil abfallenden Novellen „Der Weg nach Dingsda“ (Stuttgart, D. V.-A.), besonders aber die beiden Kriegsbücher „Gottfried Fabers Weg“ und „Vom jungen Krieg“, die beide unberücksichtigt bleiben können. — Obwohl die Lyrik nicht in das eigentliche Gebiet der Erzählerin Auguste Supper gehört, so sollten in der großen Bücherei doch die Gedichte „Herbstlaub“ (Heilbronn, Salzer) als Ergänzung für das Bild ihrer dichterischen Persönlichkeit zu finden sein, besonders da auch in ihnen immer wieder die Gottesfrage und Ewigkeitssehnsucht durchklingt. Hildegard Lohmann (Hamburg).

B. Wissenschaftliche Literatur.

Ernest Gustav: Beethoven. Persönlichkeit, Leben und Schaffen. Mit fünf Bildnissen u. einer Schriftprobe. Berlin, Georg Bondi, 1920. (592 S.)

Von Ernest kam im gleichen Verlag vor dem Krieg „Richard Wagner“ heraus. Sein „Beethoven“ ist von ähnlicher Artung: gründlich, alle Resultate der bisherigen Forschung verwertend, mit psychologischem Verständnis für Mensch und Werk, nicht geistreichelnd, aber warmherzig und erwärmend, von einem ehrlichen Willen allen Problemen gegenüber, denen tapfer zu Leibe gegangen wird, und vor allem des Verständnisses des musikalischen Laien sich erdas er meisterhafter Weise vorbereitet und erweitert. Marx schreibt begeistert, aufgeregt, mitreißend, Bekker geistig, geistreich, subjektiv und kühn. Ernest schreibt ruhig und warm, in liebevoller Erfurcht sich versenkend, horchend, schürfend. Marx ist künstlerischer Enthu-

siaſt, Bekker künstlerischer Intellektueller, Ernest warmblütiger, warmherziger Gelehrter mit großem Verständnis für Menschliches und Künstlerisches. Etwas gut Bürgerliches, Zuverlässiges haftet ihm an. — Für Ernest ist Persönlichkeit und Schaffen nicht zu trennen. Er betrachtet darum die Werke im Zusammenhang mit dem Leben und läßt sie dank seiner Einfühlungskraft durchweg überzeugend aus dem Werden der Persönlichkeit herauswachsen. Das Leben ist ihm dabei so wichtig wie das Werk. Um nun nicht von seinem Hauptziel: Bloßlegung der Fäden zwischen Mensch und Werk allzusehr abzulenken, geht er in einem zweiten, kürzeren Teil des Buches „Katalog und Ausführung zu Beethovens Werken" auf Einzelheiten der Kompositionen ein. Wohltuend berührt des Verfassers maßvoller, gesunder Standpunkt in der Ausdeutung des Gehaltes der Werke. Keine Vergewaltigung zugunsten des Gedanklichen, dazu noch von außen Hineingetragenen. Davor bewahren ihn der musikalische Sinn und die gründliche Vertiefung in die Entstehung des Werkes. E. hält es manchmal für unangebracht und fruchtlos, einem gedanklichen Inhalt nachzuspüren. Für ihn sind Beethovens Werke entweder aus seelisch-geistigen Vorgängen oder aus reiner Schaffenslust und künstlerischem Spieltrieb oder aus äußeren Anlässen hervorgegangen. In der ersten Gruppe folgert er denn auch nur „aus dem gefühlsmäßigen Gehalt den ideenmäßigen". Die letzte Deutung Beethovenscher Werke gibt Ernest natürlich auch nicht. Es wäre auch Hybris. — Daß das Werk instruktiv im ganzen wie im einzelnen aufgebaut ist und so seine Überzeugungskraft noch verstärkt wird, möchte ich besonders hervorheben. Sein Studium bedeutet nicht bloß Bereicherung des Wissens von Einzelheiten, sondern Gewinn eines Gesamtverständnisses des Beethovenschen Schaffens. Das Buch neben den Bekkers anzuschaffen, bedeutet keine Verschwendung. Der Mensch Beethoven kam bei B. zu kurz, und zudem brauchen wir über Beethoven ein gediegenes, gründliches Werk, das nicht langweilig und einfach trocken Daten, Namen und Dokumente aneinanderreiht, sondern, aus einer umfassenden Bildung heraus geschrieben, breit fundierend, Mensch und Künstler dem musikverständigen Publikum nahebringt.

P. Biedermann (Bromberg).

Keyserling, Graf Hermann: Politik — Weisheit — Wirtschaft. Darmstadt, Otto Reichl, 1922. (200 S.) Ungeb. 90 M.

Der Band vereinigt zwei Arbeiten: Den November 1918 bis März 1919 geschriebenen und schon als Broschüre erschienenen Aufsatz „Deutschlands wahre politische Mission" und die im November 1921 entstandene Abhandlung „Wirtschaft und Weisheit". — Keyserling geht von dem Gedanken aus, daß man für die Zukunft mit einer völligen Umgestaltung des Völkerlebens, zunächst in Europa, zu rechnen habe, mit einem Zurücktreten des Staatlichen, der äußeren Macht, der Politik im engeren Sinne. Damit könne für den Deutschen, den eigentlich unpolitischen Menschen, den vollkommenen Bürger und Arbeiter, den organisierbarsten Menschentyp, eine Zeit unerhörten Aufstieges beginnen. Die neue Aufgabe für alle Völker sei jetzt die Verwirklichung der sozialen (nicht liberalen) Demokratie. Zu dieser Aufgabe sei das deutsche Volk vor allen andern berufen. Sie sei seine „wahre politische Mission". — Der zweite Aufsatz geht vom gleichen Grundgedanken aus und zeigt, wie die großen Wirtschaftsmächte, die jetzt schon ungemein an Bedeutung zugenommen hätten, in Zukunft die jetzt das Leben noch wesentlich bestimmende Staatsmacht ablösen würden, — ohne Schaden für nationale Zusammenhänge — und wie daraus für die Wirtschaftsführer die Aufgabe erwachse, in Erkenntnis ihrer ungeheuren Verantwortlichkeit an Stelle des Plutokratengeistes den Herrschergeist in sich zu entwickeln. — Es ist bei diesen Aufsätzen von geringer Wichtigkeit, ob sich der Kritiker mit ihrem Inhalt einverstanden erklärt; denn Keyserling gibt nicht Tatsachen oder exakt beweisbare Gedanken, sondern Betrach-

tungen, die ins Metaphysische reichen, Sinngebung der Tatsachen, Erkenntnisse, die nicht wie mathematische Rechnungen durch Nachdenken angeeignet, sondern die im Erlebnis gewonnen werden müssen. Es kann also nur darauf hingewiesen werden, daß diese Gedanken für den, der sich ihnen hingibt, von außerordentlicher Bedeutung werden können. Besonders wichtig erscheint ihr optimistischer Grundcharakter, der selbst dem Einzelnen einen gangbaren Weg aus dem Chaos zu weisen versucht. Gerade diese beiden Schriften Keyserlings, die dem praktischen Leben und dem Geschehen unserer Tage näher stehen als die meisten seiner anderen Werke, werden vielen den Weg in seine Gedankenwelt erleichtern; darum verdient gerade dieses Bändchen die besondere Beachtung der Büchereien.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Landauer, Gustav: Shakespeare. Dargestellt in Vorträgen. 2 Bde. Frankfurt am Main, Rütten & Loening, 1920. (352 u. 395 S.)

Dieses Werk sollte für jede Bücherei das erste Shakespeare-Buch sein, das sie anschafft. Es bietet eine Einführung in Shakespeares Kunst und seine Werke, die wohl das Tiefste erschließt, was sich hier in Worte fassen läßt. Und dabei hat Landauer in unübertrefflicher Weise jene gerade für alle Bildungsarbeit so wichtige, ja unentbehrliche Vereinigung von ästhetischer und weltanschaulicher Betrachtung und Erläuterung herzustellen verstanden. Er rückt alles Literaturgeschichtliche in den Hintergrund, obwohl eine sehr klare und anschauliche Kenntnis des Elisabethinischen Zeitalters und des Shakespeareschen Lebensganges seinen Vorträgen zugrunde liegt. Er weiß jede Betrachtung, die ästhetische wie die weltanschauliche, so zu halten, daß er seine eigene tiefinnerste Ergriffenheit dem Leser mitteilt. Jedes Problem der Kunst und der Gedankenwelt Shakespeares stellt er so unmittelbar nahe, so gelöst von allem historisch Vergänglichen hin, daß es scheint, als spräche er über Dinge unserer Zeit. Die ewigen Probleme, die in Shakespeares Werk stecken, und die im innersten Kern eines jeden Menschenlebens wurzeln, rückt er in den Vordergrund. Die letzte und höchste Einheit in Shakespeares Lebenswerk findet er in einer immer tieferen, immer weiseren Behandlung des ewigen Kampfes zwischen Trieb und Geist. — Es mag sein, daß Landauer in der Beurteilung von Fragen der philologischen Forschung gelegentlich etwas subjektiv vorgegangen ist; das nimmt seinem Werk nichts von seinem Wert. Dieser Wert liegt für die Büchereien vor allem darin, daß Landauer die an Tiefe und Eindringlichkeit unübertreffliche Darstellung in einer Form gegeben hat, die gar keine Vorbildung oder Vorkenntnisse voraussetzt, sondern fast durchweg jedem geistig lebendigen Menschen verständlich ist. — Trotz des Umfanges und Preises ist auch schon mittleren Büchereien die Anschaffung des Werkes dringend zu empfehlen.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Lesebuch zur Einführung in die älteste deutsche Literatur. Hrsg. von Schönfelder, Kniebe u. a. 2 Bde. (1. Texte, 2. Aufl.: 1921. 2. Anmerkungen: 1920), geb. 60 M.

Das Lesebuch ist wohl zunächst für Schulen bestimmt; es eignet sich aber auch vorzüglich für die Volksbücherei; deshalb sei es hier in Ergänzung des von mir in Heft 10 der „Bücherei und Bildungspflege" von 1921 gegebenen Literaturberichtes über die älteste deutsche Literatur genannt. Der erste Band bringt eine Fülle von Literaturbruchstücken, der zweite Band enthält reichhaltige literarische Anmerkungen, die eine Literaturgeschichte in Einzelheiten fast mehr als ersetzen, und kommt dem sprachlichen Verständnis durch eine kurze frische Grammatik und durch ein Wörterverzeichnis zu Hilfe. Althochdeutsche und lateinische Denkmäler sind in Übersetzung mit Anlehnung an das Original wiedergegeben, mittelhochdeutsche und frühhochdeutsche im Urtext. Alle Dichtungsgattungen mit Ausnahme des Schau-

spiels sind in der Auswahl vertreten. Die Auswahl ist nach künstlerisch-völkischen Gesichtspunkten getroffen. Sie erstreckt sich vom Hildebrandlied bis auf die Dichtungen von Brant, Hans Sachs, Fischart, Moscherosch, Grimmelshausen, selbst von Joh. Chr. Günther. Die schnell vergriffene erste Auflage des Textbandes bezeugt, daß ein solches bequemes Lesebuch der älteren deutschen Literatur mit Handhaben für ihr Verständnis ein Bedürfnis war. M. Wieser (Spandau).

Nadler, Josef: Die Berliner Romantik 1800—1814. Ein Beitrag zur gemeinvölkischen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration. Berlin, Erich Reiß, (1920). (235 S.) 38 M., geb. 48 M.

Nadler stellt zunächst in einer ausführlichen Einleitung die methodischen Grundlagen seiner dreibändigen „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" dar und gibt dann eine erweiterte Fassung des wichtigsten Kapitels aus dem noch nicht vorliegenden vierten Band, die Geschichte der Berliner Romantik, in seiner Auffassung als ostdeutscher Bewegung. Diese Auffassung zeigt die Möglichkeit, die ganze romantische Bewegung bis zu den Spätromantikern, Fouqué, Arnim, Eichendorff, als Einheit zu betrachten, auch fördert sie vielfach die Aufhellung der Einzelzusammenhänge außerordentlich. Der romantischen Schule im engeren Sinne dagegen wird sie nicht gerecht. Die Anfänge der ostdeutschen Bewegung im 18. Jahrhundert werden vermutlich im letzten Bande des großen Werkes genauer behandelt werden. — Ein sehr anregendes Buch, das mit seiner Einführung in diese neue Art der Literaturbetrachtung besonders den Büchereien willkommen sein dürfte, die das größere Werk nicht besitzen. H. J. Homann (Charlottenburg).

Wolters, Friedrich, und Carl Petersen: Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. Breslau, Hirt, 1921. (315 S.) 120 M.

Dies aus dem Kreise der „Blätter für die Kunst" stammende Buch unternimmt es, in einer prosaischen Nacherzählung das heldische Ethos einer untergegangenen Epoche einem Geschlecht wieder zur Erscheinung zu bringen, dessen Literatur den Besitz mythischer Werte restlos verloren hat. Daß dieser Versuch gerade aus dem Stefan-George-Kreis gemacht wird, könnte überraschen, wenn man nur die stilistisch unterscheidenden formalen Merkmale in Betracht zieht. Aber bei den Dichtern der Sage wie bei den Künstlern um George handelt es sich um die Darstellung eines Weltgefühls, das methaphysisch tief bedingt ist. Eine recht schwierig gehaltene Einleitung sucht Geist und Leben der germanischen Heldendichtung herauszuarbeiten. Im Text sind die Sagen der einzelnen germanischen Stämme nacherzählt, nicht so, daß überall eine Verschmelzung der modernen Darstellungsweise mit dem dichterischen Charakter der alten Schöpfungen zustande gekommen wäre, aber doch so, daß eine eindrucksvolle lebendige und musikalisch klangvolle Wirkung erreicht ist. Die schönste Bedeutung des Buches liegt darin, daß es hoffentlich dazu beitragen wird, den Weg zu einem der kostbarsten Schätze unseres Schrifttums zu erschließen und damit das Bewußtsein dafür zu wecken, wie unendlich reicher die schlichteste aus den Tiefen des Volkstums quellende Dichtung ist, als eine nur auf die Widerspiegelung von Zivilisationswerten eingestellte Literatenpoesie. — Für größere Büchereien; aber mit eigentlichem Vorteil nur für solche Leser zu verwenden, die auf den stofflichen Reiz der Heldensage nicht mehr zu sehen brauchen. G. Kemp (Memel).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Dammann, Walter H.: Die Welt um Rembrandt. Niederländische Novellen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1920. (510 S.)

Das Buch gibt mehr als der Titel sagt: nicht die Welt um Rembrandt,

d. h. seine nächste Umgebung, sondern das ganze Holland der ersten drei Viertel des 17. Jahrhunderts wird hier geschildert. Und nicht nur Rembrandt selbst, der nur in wenig kurzen, aber glänzend gegebenen Szenen auftritt, sondern darüber hinaus das ganze reiche Kunstleben Hollands tritt weit zurück gegen das große Staatsgeschehen der Zeit: der doppelte Gegensatz des Freiheitswillens der Staaten gegen die Oranier, der Holländer gegen die englische Seemacht, bildet den mächtigen Gegenstand des Buches. Dieser Gegensatz, nicht eine einzelne Person, gibt ihm die künstlerische Einheit, trotz der Zerlegung des Ganzen in zahllose kleine Einzelbilder. — Klar und eindrucksvoll heben sich aus der Fülle der Gestalten die Figuren der Staatsmänner, des alten Barnevelt und der Brüder de Wit, dann der Admirale Reuter und Tromp, blasser die Oranier; lebendig blicken auch manche der Nebenfiguren, die in den zahlreichen, oft die Hauptlinie überwuchernden Episoden auftreten. Diese Fülle der Episoden quillt dem Verfasser aus seiner gründlichen Kenntnis und seiner Anteilnahme an Land und Zeit, und eben diese Kenntnis läßt ihn manchmal das künstlerische Maßhalten vergessen. Man ist oft versucht an ein Buch zu denken, das in der gleichen Zeit spielt, an Kolbenheyers Spinozaroman; bei diesem ist alles aus innerem Schauen erwachsen, bei Dammann fühlt man oft, besonders am Anfang, die äußere Anregung durch ein Bild oder die geschichtliche Überlieferung. — Wenn ich noch sage, daß das Buch nicht leicht zu lesen ist, weil die impressionistische Art des Verfassers oft für den mit der Zeitgeschichte nicht genau vertrauten Leser allzu andeutungsweise verfährt, sind meine Vorbehalte gegen dieses ernste und starke Buch erschöpft. Es wird jedem reifen Leser, der die Mühe des Einlesens nicht scheut, Genuß bereiten und kann also allen größeren Volksbüchereien warm empfohlen werden. E. Gratzl (München).

Federer, H.: Vater und Sohn im Examen. Eine Geschichte aus Lachweiler. Berlin, Grote, 1921. (91 S.)

Der Vater ist der fleißige, ganz korrekte Lehrer in Lachweiler, der aus seinem Sohn zumindest einen hochgelehrten Professor ziehen möchte, der darum seinen Buben schon vor der Schulzeit mit Wissenskram überladet und ihm das Schulleben zur Last macht. Das heißt nur soweit, als der Geist des frischen Jungen sich einzwängen läßt in den Schuldrill, aus dem die lebhafte Phantasie ihn dauernd entführt. Dem Vater wird die Erziehung des Sohnes zur Qual. Am Tage des öffentlichen Examens muß der trockene, ehrliche Buchstabenmensch vor allen Zuhörern feststellen, daß sein Sohn der schlechteste Schüler ist. Er tut's mit unbeugsamem Gerechtigkeitswillen, mit dem letzten Aufwand an Kraft, um dann erschöpft zusammenzubrechen. Dann aber erfährt er, daß sein Bub durch seine lebendige Phantasie alle gleichaltrigen Mitschüler überragt. — Eine derartige Schultragödie ist gewiß nicht selten. Federer hat sie mit so viel quellfrischem Humor durchsetzt, daß sie zu einem liebenswürdigen Privatissimum wird für alle berufenen Erzieher, zu einer köstlichen Gabe für alle Leser. Unsere Büchereien, auch die kleinen, werden nicht nur diese Sonderausgabe, sondern die „Lachweiler Geschichten" insgesamt gerne einstellen. K. Jungclaus (Kiel).

Gregor, Joseph: Isabella von Orta. Roman aus der Frührenaissance. Wien, Strache, 1920. (156 S.)

In jener einfachen und naiven Schreibart der Chronisten wird die Geschichte der Isabella da Fonta erzählt. In jungen Jahren errang sie die Königinnenwürde ihrer Vaterstadt Orta, nicht durch rohe Gewalt und mit List und Tücke, wie es die meisten damaligen Fürsten Italiens taten, sondern durch Güte und Klugheit. Unter ihrer milden Regierung gedieh Orta zu einer mächtigen Stadt, in der Künste und Wissenschaften gepflegt wurden. Unfaßbar war es ihr, die jeder Gewalt abhold war, daß ihre Regierung den Neid des sich bedroht fühlenden, benachbarten

Vizenca erregte und daß sie von ihm bekriegt wurde. „War es nicht gut, was ich tat? Ich wollte helfen — nun ist's dahin." Ihr junger, zarter Körper überstand die Aufregungen der Belagerung nicht; am Morgen nach der Eroberung Ortas findet man sie tot im Palaste. — Die Gestalt der Isabella tritt — wohl mit Absicht — nicht immer plastisch hervor; wie ein ganz zarter Hauch umgibt sie etwas, das sie nur nebelhaft, fast wie ein der Erde nicht angehörendes Wesen erscheinen läßt. Sprache und Stil sind würdig dem Stoffe angepaßt. Der Roman, der kulturgeschichtlich ein vorzügliches Bild der italienischen Frührenaissance gibt, wird nur reiferen Lesern, die nicht nach Sensation jagen, zu empfehlen sein.

R. Koch (Stettin).

von der Hellen, Eduard: Heinrich von Plate. Der Roman eines Privilegierten. Stuttgart, Cotta, 1921. (350 S.)

Jede ernstzunehmende Entwicklungsgeschichte kann auf den modernen Schnellleser, ihm unbewußt, einen guten Einfluß ausüben. In ihrem gleichmäßigen Fluß gebietet sie Einhalt, sie lenkt das Sinnen, falls es sich nicht etwa um ein außerordentliches Schicksal handelt, auf die eigenen vergangenen Tage zurück und erleichtert, langsam von Stufe zu Stufe führend, das Einswerden mit der Seele des Helden. Gerade dies letzte zwar wird uns in diesem Entwicklungsroman schwer; denn da der Erzähler selbst mehr objektiv berichtet, so stehen auch wir mehr beobachtend als mitlebend dem Schicksal seines Heinrich gegenüber, vielleicht auch aus dem Grunde, weil er „nur" ein „Privilegierter" ist: glücklich sind die äußeren Verhältnisse, die diesem Sohne eines wohlhabenden Gutsherrn erlauben, seiner Neigung, dem Studium der Literatur und Geschichte und dessen Abschluß in einer biographischen Arbeit zu leben; glücklich ist er durch seine reiche Begabung, durch die es ihn zu den verschiedensten Berufen: des Universitätsprofessors, Theater-Intendanten, Juristen und Nationalökonomen zieht; glücklich ist er endlich durch das Entgegenkommen, das sein liebenswürdiges, gerades, wenn auch norddeutsch-schwerfälliges, pedantisches Wesen bei den Menschen findet. Als aber endlich einmal der nötige, rettende, große Schmerz — die Lossagung von einem geliebten Mädchen — in das Leben dieses „Glückskindes" eintritt, und als er durch seinen (allzu äußerlich motivierten) Entschluß, das väterliche Gut zu übernehmen, wirklich einmal zu ringen und zu kämpfen hat, um das Erworbene zu besitzen, — da hört der Roman auf. Trotzdem muß dieser Lebensausschnitt vom 16. bis 25. Jahre als ein gutes, tüchtiges, vermutlich mit autobiographischen Zügen versehenes Buch für größere Büchereien empfohlen werden.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Katschinski, Alfred: Die zweite Heimat. Ein Zeitroman aus dem Memelland. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1921. (413 S.)

Das Buch gehört, um das gleich vorweg zu sagen, zu den besten seiner Art. Katschinski erzählt das Leben eines jungen Besitzersohnes, der durch den plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen wird, auf einem Gut im Memelland eine Stelle als Inspektor anzunehmen, und sich aus eigener Kraft wieder hocharbeitet, bis er sich ein neues Heim auf eigener Scholle errichten kann. Litauische Denunziationen bei den Besatzungsbehörden haben seine zeitweilige Ausweisung aus der ihm teuer gewordenen zweiten Heimat zur Folge, in die er jedoch bald zurückkehren darf. Die stoffliche Handlung hat keine besonders eigene Note, auch die Charakterzeichnung der Hauptgestalten erhebt sich nicht über ein typisches Schema. Was dem Buch dennoch einen unverächtlichen Wert verleiht, ist die ausgezeichnete Zeichnung des Episodischen, die überaus frische und anschauliche Schilderung von Land und Leuten, die warmherzige Freude an genrehaften Zügen und humoristischen Details. Es ist allerdings nicht zu übersehen, daß die Anlage des Buches darunter gelitten hat. Für eine plastische Herausarbeitung des Schlusses, der die keimenden Konflikte

zwischen Deutschen und Litauern zum Gegenstand haben soll und auch noch die erste Periode der französischen Besetzung des Memellandes mit einbezieht, blieb nicht genug Raum. Möglich freilich auch, daß dieser Schluß an einen älteren Entwurf willkürlich angehängt ist. Im ganzen ist das Buch trotz dieser Schönheitsfehler aufs Wärmste zu empfehlen, nicht zuletzt auch wegen der ehrlichen und tapferen Gesinnung, die in ihm lebt. Freilich: ein rundes Bild des Memellandes und seiner Schicksale vermittelt es nicht, die Verhältnisse in der Stadt und bei der Seebevölkerung werden mit keinem Blick berührt. Es ist ganz einseitig aus dem ländlichen Milieu herausgestaltet, diese Einseitigkeit aber gerade verleiht ihm den Vorzug unmittelbar empfundener Lebenswärme. Für Büchereien jeder Größe; besonders zu empfehlen zur Verbreitung unter Leserkreisen des Westens und Südens, die erfahrungsgemäß den agrarischen und leider auch völkischen Verhältnissen des deutschen Ostens mit schönster Ahnungslosigkeit gegenüberstehen. G. Kemp (Memel).

Krakowski, Erich: Das Land Paraiso. Novellen. Leipzig, Grunow, 1921. (201 S.)

Die Titelnovelle: eine Gesellschaft von Männern und Frauen, die des alten Lebens und seines aufreibenden Kampfes um Nichts müde sind und sich in Südamerika eine neue Heimat in Freiheit begründen wollen. Die Siedler erfahren bald, daß der Mensch Haß und Liebe, Leid und Streit nicht fliehen kann, da er sie im Herzen überall mit hinträgt, und sei er der beste. Die Novelle endet tragisch mit dem freiwilligen Tode einer enttäuschten Frau. — Der Komödiant: ein Mann, der aus einer engen Sphäre flieht und nur für einen Tag bei einem Waldfest in Gesellschaft eines Mädchens das schmerzlich-süße Glück des Herausgehobenseins genießt, um am Abend, als die Maske fällt, doch wieder hinabzusinken in das Dunkel seines Lebens. — Die Stunde der Abenteuer: 7 Jahre nach dem Tode der Schwester kehrt der Schwager ins Haus zurück und findet die zum schönen Weibe gereifte vor. An den bunten Dingen, die er mitgebracht, einem Bilde, einem Messer, entzündet sich die Märchenreihe seiner Abenteuer. Ihr dunkles Mädchensehnen wird gefangen, gewinnt Gestalt und führt sie ihm zu. — Der verheerende Sommer: der Mann einer leidenden Frau liebt den schönen Gast seines Hauses, sie liebt ihn wieder, aber der Unentschlossene entfremdet sich das Mädchen: mit dem scheidenden Sommer geht sie von dannen. — Rummu: Der Steinzeitmensch, der das erste Kunstwerk schafft, die Gestalt der getöteten Geliebten in den Stein ritzend. — Der Konquistador oder die Fahrt ins Dorado: Zweimal macht Monserrate die furchtbare Fahrt nach dem Goldtale. Das zweite Mal erreicht er es und findet es von seinem Nebenbuhler auf dem Seewege besetzt. Er muß umkehren und kommt nach furchtbaren Strapazen mit wenigen Begleitern halbtot zurück. Aber über ein Kleines und sie werden von neuem wandern, fiebernd vor Gier nach Geld und Ruhm. — Die 6 Novellen sind gut erzählt, in einem gepflegten Stil. Am höchsten stehen die erste und die letzte. Auch Rummu, wenngleich ich hier den Rahmen missen könnte, ist gut. Ein stärkerer Eindruck bleibt jedoch nicht von dem Buche zurück. Ihm fehlt das eigene Erleben und die starke Persönlichkeit. So bleibt es ein rein literarisches Erzeugnis. Gute Unterhaltungslektüre. Für katholische Büchereien ungeeignet, da im Geschlechtlichen volle Freiheit herrscht (ohne daß es sich etwa vordrängt) und auch sonst irgendeine religiöse Bindung für den Autor nicht existiert. W. Schuster (Gleiwitz).

Scharrelmann, Wilhelm: Die erste Gemeinde. Leipzig, Quelle & Meyer (1921). (246 S.)

Im Evangelienton schlicht und einfältig, erzählt Scharrelmann in Romanform vom Leben der christlichen Urgemeinde, wie ein Kirchengläubiger es sich vorstellen mag. Markus, Paulus Barnabas und Stephan stehen im Mittelpunkte. Wie

aus dem mit inniger Liebe für jene Zeit geschriebenen Vorwort — übrigens das Beste am ganzen Buche — hervorgeht, will Sch. die Glut und Reinheit ihres religiösen Lebens, die restlose Hingabe und das Vertrauen, Mut des Sterbens, Einfalt und Wunder inneren Erlebens wieder lebendig machen. Doch das gelingt ihm selten. Dazu gehört anderes künstlerisches Rüstzeug. Sehr gläubige Leser werden ja ihre Freude daran haben. Die mit künstlerischen Ansprüchen werden Ärgernis daran nehmen, weil das Ganze eine blutleere, kraftlose Unwirklichkeit ohne Überzeugungskraft ist. Das Buch dürfte weder literarisch noch volkserzieherisch ein Gewinn sein. P. Biedermann (Bromberg).

Schulze, Walter: Katakata. Der Held von Kamerun. Taten und Fahrten eines Streiters für Deutschlands Macht und Ehre. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen erzählt. Leipzig, Gose u. Tetzlaff. (391 S.)

Die künstlerisch anspruchslose, aber anschaulich und lebendig gehaltene Erzählung umspannt über ein Jahrzehnt (1894—1910) aus der Kolonisation Nordkameruns. Sie ist ein Ehrendenkmal für den deutschen Offizier Hans Dominik, dem seine Unerschrockenheit und seine kriegerischen Erfolge selbst bei den Einheimischen Ruhm und ehrende Beinamen eintrugen. Der stofflich interessierte Leser wird mit Spannung die zahlreichen, verwegenen Kriegsfahrten verfolgen, in welche Löwen- und Elefantenjagden, charakteristische Schilderungen der Landschaft sowie Bilder afrikanischer Willkür und despotischer Machtfülle einzelner Negerfürsten eingestreut sind. Abgesehen von den Verdiensten Hans Dominiks um die koloniale Besitzergreifung und Sicherung Nordkameruns gegen die Raubgelüste und Sklavenjagden mancher Eingeborenen-Stämme, vermittelt das Buch auch eine Vorstellung von den Werten, die Deutschland durch den Krieg verloren hat. Insbesondere wendet es sich an die deutsche Jugend, der es ein Vorbild furchtloser Pflichterfüllung und Tatkraft vor Augen stellt. Eine kleine Kartenskizze wäre zur Orientierung der Gegenden nützlich. H. Horstmann (Stettin).

Seidel, Willi: Der neue Daniel. Ausschnitt aus dem Dasein eines Deutschen. Berlin, Wegweiser Verlag, 1921. (317 S.)

Wieder, wie in seinen früheren Werken, sind es Fragen der Rassenpsychologie, ja fast möchte man sagen der Rassenmetaphysik, von denen Willi Seidel, weltanschaulich betrachtet, in seinem „Neuen Daniel" ausgeht. Er erzählt die Erlebnisse eines jungen deutschen Schriftstellers, der sich während des Krieges in Neuyork mit einer englischen Freundin verheiratet hat und nun bis zum Kriegsende in dem Lande aushalten muß, dessen Geist seinem grüblerischen, durch den Krieg doppelt belasteten, echt deutschen Wesen von vornherein unleidlich ist und das ihm zu einer wahren Löwengrube wird, als schließlich auch noch zwischen Amerika und Deutschland der Krieg ausbricht und der sprungbereite Haß einer murrenden Meute von Raubtieren ihn unablässig umschleicht. Aber die tapfere, wortkarge Kameradschaft seiner Frau, welche selbst ihre letzten körperlichen und seelischen Reserven für Mann und Kind einsetzt, hilft ihm ausharren und aufrecht bleiben, bis am 8. November 1918 die — Fabriksirenen von Cincinnati zusammenbrüllen, bis „die große konturenlose Bestie ihren Triumphgesang grölt". Kein Deutscher von Geblüt und lebendigem Volksbewußtsein wird dieses wahrhaft mit Herzblut geschriebene Buch ohne Ergriffenheit zu Ende lesen können. Wer es nicht nur als (auch im autobiographischen Sinne erlebtes) völkisches Bekenntnis eines weltbewanderten deutschen Mannes, sondern auch als Kunstwerk erlebt, der wird namentlich die visionäre Gewalt bewundern, mit welcher der Held sein Martyrium versinnbildlicht. — Für uns Bildungspfleger ist ganz besonders beachtenswert alles, was unmittelbar oder mittelbar über das Ideal der amerikanischen Erziehung mitgeteilt wird, einer Erziehung, welche

selbst die von ihr gepflegte hohe Körperkultur entwertet durch den „Stempel": „Du bist nicht Vollmensch, eh' du nicht Konkurrent bist!" Wir glauben, Nietzsches Jammer- und Warnungsschrei aus 1000 Stellen dieses Buches hervorbrechen zu hören: „Die Wüste wächst. Weh dem, der Wüsten birgt!" Und wie ungeheuer die demagogisch ausgewertete Massensuggestion des Kinos auf eine solche entseelte Gesellschaft wirkt, das zeigt mit unübertrefflicher Prägnanz das Kapitel „Der Vierminuten-Mann". — „Der neue Daniel" müßte in jeder mittleren und großen Bücherei zu finden sein. Leider ist er vorerst nur den Mitgliedern des „Volksverbandes der Bücherfreunde" (vgl. S. 28 ds. Jgs.) zugänglich. Aber es lohnte sich, allein schon dieses Buches wegen die Mitgliedschaft zu erwerben.

E. Ackerknecht (Stettin).

Strindberg, August: Das Inselmeer. Drei Novellenkreise. Verdeutscht von Emil Schering. München, Georg Müller, 1921. (366 S.)

Ein Spiel von Sonne und Wolkenschatten über dem herrlichen Stockholmer Schärenmeer, ein Spiel, das „mit Bedeutung auch gefällig" ist, so gefällig wie kaum ein anderes Werk des großen schwedischen Quälgeistes, das ist der vorliegende Novellenband „Inselmeer". Von den humoristischen kleinen Stücken, die er enthält, eignen sich manche besonders gut zum Vorlesen wie das „Seenotgelübde" und „Schneiders wollten Tanz haben" (dieses in einer früheren Übersetzung betitelt „Der Tanz beim alten Schneider", vgl. S. 59 ds. Jgs.). Von den drei umfangreichen Erzählungen des dritten Novellenkreises ist die erste, „Der romantische Küster", seltsam gemischt aus einer gemütlichen Ironie, welche der dargestellten „guten alten Zeit" besonders reizvoll zu Gesichte steht, und aus einem unheimlichen Wetterleuchten, das sich dann gerade, als es zum vernichtenden Gewitter zu werden droht, fast allzu rasch und spurlos in Wohlgefallen auflöst. Die zweite Geschichte, „Der Silbersee", gehört in den Kreis der ausgesprochen selbstbiographischen Impressionen, als deren schwerblütigen Meister wir Strindberg aus seinen selbstbiographischen Romanen bereits zur Genüge kennen. Die dritte und letzte Geschichte aber „Heiterbucht und Schmachsund" ist bei allem Realismus ihrer Landschafts- und Menschengestaltung, wie schon der Titel andeutet, überglänzt von der schlichten Gläubigkeit eines Kindermärchens. — Eines der wenigen Werke Strindbergs, das schon die mittlere Volksbücherei einstellen wird.

E. Ackerknecht (Stettin).

Zollinger, Albin: Die Gärten des Königs. Roman. Leipzig, Grethlein, 1921. (260 S.)

In den Seelenkämpfen eines jungen Adligen spiegelt sich das ganze Elend, welches die unfehlbare Regierung des Sonnenkönigs über Frankreich bringt. Die vom Vater einst verscherzte und nun um der schönen Schwester willen der Familie wieder zugewandte Gunst Ludwigs XIV. reißt den Grafen René Bonval aus einer Traumwelt von lebendig gewordenen Gestalten alter schöner Bücher und aus einer ländlich heiteren Stille, die dem linkischen, kurzsichtigen Junker ungleich besser zu Gesicht stand als die bunte Musketieruniform. Inmitten rauschender Hoffestlichkeiten erwacht er aus sehnsüchtigen Träumen vom Land der Odyssee in einer grauenvollen Wirklichkeit. Was seine eigenen Augen ihm sagen und was sein junges, unerfahrenes Herz nicht glauben will, beweisen ihm die Reden des Dr. Roumain, welcher es freilich beim Fanatismus des Wortes bewenden läßt, und das zerstörte Familienglück einer tapferen jungen Frau. — Die letzten Zweifel am Recht und an der Pflicht, „das Herz des Unrechts, das mit jeder Welle Unheil und Elend in die Welt hinaus verströmte", zum Stillstehn zu bringen, werden durch die Greuel der einsetzenden Protestantenverfolgung mit einem Schlage zunichte gemacht. Aber nach den monatelangen Kämpfen, denen sein Kindergemüt nicht gewachsen ist, versinkt seine Seele in der Nacht vor der Tat im Wahnsinn, und Ludwigs

Haftbefehl findet nur noch einen ungefährlichen, stammelnden Narren. — In die zuweilen ermüdend weitschweifige Ausmalung der beginnenden geistigen Umnachtung des Junkers, dem die Tatkraft seines einst dem gleichen Schicksal verfallenen Vaters abgeht, bringt die Schilderung seiner schwärmerischen Liebe zu der ihn umgebenden Natur einen versöhnlichen Klang, sei es nun das heitere Pleigne, die Stätte seiner Kindheit, seien es die geheimnisvollen Gärten von Versailles, in denen er Rettung sucht vor der ihn peinigenden Seelenangst. — Bei allen feinen Reizen, die das Buch besitzt, wird es selbst in einer größeren Bücherei nur einen beschränkten Kreis von Anhängern finden, weil es bei seiner Armut an äußerer Handlung erhebliche Ansprüche an die geschichtlichen Kenntnisse seiner Leser stellt und weil Albin Zollingers Sprache alle Geschehnisse mehr andeutet als enthüllt.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

D. Kurze Anzeigen.

Cervulus, Franz: Das Ende des Feuers. Ein phantastischer Zukunftsroman. Berlin, F. Fontane, 1922. (284 S.)

Das Glück des Zufalls wirft einem braven deutschen Techniker eine Erfindung in den Schoß, die eine unbegrenzte Erzeugung elektrischer Energie ermöglicht und so den Menschen unabhängig macht von der Kohle und dem Feuer — daher der hochtrabende Titel. Ausarbeitung der Erfindung und Nutzbarmachung für das deutsche Volk machen den Inhalt des Buches aus. Der Verfasser besitzt unzweifelhaft das Talent zu frischer, heiterer, oft humorvoller Erzählung. Leider hat er aber den vorliegenden Roman mit spöttischen Bemerkungen über Deutschlands jetzige Lage, mit elegischem Gedenken an jüngst vergangene Herrlichkeiten und mit groben und geschmacklosen Persiflagen der jetzigen Regierung und ihrer Politik so unerträglich gespickt, daß man die Büchereien davor warnen muß. Ho.

Die Fioretti oder Blümlein des Hl. Franziskus. Auf Grund lateinischer und italienischer Texte hrsg. von Dr. Hanns Schönhöffer. M. 1 Titelbild. (Blütenranken um das Leben des Hl. Franziskus von Assisi und seiner ersten Ordensbrüder. 1. Bändchen.) Freiburg, Herder, 1921. LX, 146 S.

Die vorliegende neue Übersetzung der Fioretti, sauber gedruckt und hübsch gebunden, gibt den schlichten Legendenstil des Originals gut und zuverlässig wieder und kann sich neben den älteren deutschen Übersetzungen wohl sehen lassen. Ein Anhang von Anmerkungen und Erläuterungen weist nach, welchem Text bei schwankender Überlieferung der Übersetzer gefolgt ist, verzeichnet die Bibelstellen und gibt knappe, vielleicht allzu knappe Erklärungen. Das Büchlein kann auch nicht-katholischen Volksbüchereien wohl empfohlen werden. Gr.

Heine, Anselma: Gürtelkämpfer. Roman. Berlin, Ullstein, 1922. (205 S.) Geh. 30 M., geb. 60 M.

Die Geschichte einer Bildhauerin aus einer modernen Künstlerkolonie. Geist und Leib oder Seele und Sinnlichkeit kämpfen in ihr wie zwei mit einem eisernen Ring zusammengeschmiedete „Gürtelkämpfer", bis die Seele den Sieg behält. — Trotz mancher feinen Beobachtungen und klugen Worte entbehrt der Roman im ganzen zu sehr des klaren Baues, ist zu oberflächlich und zu gemacht, als daß Büchereien an ihm Gewinn haben könnten. Ho.

Najork, Fritz: Die Kolonne. Einiges über Ruhmlose. Leipzig, Voigtländer, 1921. (142 S.)

Schicksale einer Munitionskolonne, in ihrer schlichten Größe und ihrem wortlosen Heldentum ergreifend. In knapper Darstellung anschaulich und kräftig erzählt. Zur Kenntnis der Seele des Soldaten wertvoller als Dutzende von Ullstein- und Scherlbüchern. Kp.

Oertzen-Fünfgeld, Margarete v.: Die Sümpfe von Trollenhagen. Roman. Köln, Bachem, 1921. (271 S.) 26 M., geb. 32 M.

Eine Geschichte aus dem preußischen Adel kurz vor und nach Kriegsbeginn. Alle Guten finden ihr Glück, alle Bösen ihren Untergang. Die Ereignisse sind gewandt und spannend erzählt, strengeren Anforderungen kann das Buch aber wohl nicht genügen. Es ist der Typus eines anständigen Familienromans. Gr.

Rapp di Pauli, M.: Magdalena Castelli. Der Roman eines Frauenschicksals. 3. bis 5. Aufl. Köln, Bachem. (247 S.) 24 M., geb. 30 M.

Eine rührsame Geschichte aus der oberitalienischen Aristokratie der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, in die die italienische Freiheitsbewegung von ferne hereinspielt, wird in Ich-Form mit primitivster Technik und Psychologie erzählt. Das Buch, das merkwürdigerweise schon mehrere Auflagen erlebt hat (in den beiden ersten trug es den Titel „Magdalenens Erinnerungen"), ist nur für katholische Leser berechnet und muß als Erbauungsbuch, nicht Kunstwerk, bezeichnet werden. Gr.

Schmidt, Leopold: Meister der Tonkunst im 19. Jahrhundert. Biographische Skizzen. Mit 16 Bildnissen in Tonätzung. (Hesses ill. Handbücher Bd. 63.) Berlin, Max Hesse, (1911). (235 S.) geb. 45 M.

Das Buch enthält 41 nicht übergeistreich gehaltene, solid gearbeitete Skizzen, die in knappem Rahmen das biographisch und künstlerisch Wesentliche der europäischen musikalischen Größen des 19. Jahrhunderts bieten. Eine gehaltvolle Einleitung gibt einen Überblick über die Entwicklung der Tonkunst in dieser Zeitspanne. Die Bildnisse sind Wiedergabe meist weniger populärer Gemälde. Bd.

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung

betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 5. Oktober 1922, und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 7. September 1922, dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur Maschinen der Systeme Adler und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Die Prüfungsgebühr ist vom 1. Januar 1922 ab auf 100 Mark erhöht.

Berlin, den 5. Juli 1922.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Kaiser.

Die Lübecker Stadtbibliothek beging am 28. Mai die Feier ihres 300jähr. Bestehens. Über die Geschichte der Lübecker Stadtbibliothek unterrichtet eine Abhandlung, die der jetzige Leiter, Dr. Pieth, verfaßt hat, und die gleichzeitig mit einer Arbeit von Dr. Paul Hagen über die deutschen theologischen Handschriften

dieser Bibliothek als erstes Stück der geplanten Veröffentlichungen der Stadtbibliothek der Freien und Hansestadt Lübeck erschienen ist. Nach den Mitteilungen Dr. Pieths enthielt die Bibliothek bei ihrer Eröffnung 1100 Werke; heute ist der Bücherbestand auf 142116 Bände angewachsen, dazu kommen 50301 Universitäts- und Schulschriften, 1122 Handschriften und 6615 Musikalien. — Aus gleichem Anlaß wurde im Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte eine außerordentlich glückliche Bucheinbandausstellung eröffnet. Neben den reichen Schätzen der Lübecker Stadtbibliothek wurden zahlreiche Prachtstücke aus privaten Sammlungen in Lübeck und Hamburg sowie vom Jakob-Krause-Bund in historischer instruktiver Anordnung ausgelegt.

Ein Weg zu Puppenspielaufführungen. Auf die Bedeutung des Puppenspiels für die Pflege echter Volkskunst ist von Stadtbaurat Dr. Heckner in der „Bücherei und Bildungspflege" (1921 Heft 10) und von mir in der „Bildungspflege" hingewiesen worden. Im Anschluß daran sei folgendes bemerkt: Leider sind die Gemeinden finanziell heute selten mehr in der Lage, eine so mustergültige Marionettenbühne aus eigenen Mitteln einzurichten, wie das in Aschersleben noch zur rechten Zeit durch Stadtbaurat Dr. Heckner geschehen ist. Auch das Gastspiel eines Ivo Puhonnyschen Marionettentheaters kommt heute für weite Volkskreise und insbesondere für die Schuljugend nicht mehr in Frage, da es mit zu großen Unkosten verbunden ist und die Eintrittspreise dementsprechend hohe sind. Um diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, bedient sich ein neuer Puppenspieler, Karl Iwowski, eines leicht transportierbaren Kasperletheaters und einfacher Handpuppen ohne Drahtmechanismus. Es ist dabei Iwowski gelungen, die früher im Kasperletheater üblichen Puppenköpfe künstlerisch zu verfeinern. Die von ihm selbst in origineller Weise (z. B. aus Baumwurzeln) hergestellten Holzköpfe fanden die Beachtung des „Kunstwarts" (1921 H. 6 S. 379) und des „Türmers" (1921 H. 4 S. 258). — Iwowski beabsichtigt nun Ende August und September eine Gastspielreise zu machen, die ihn über Hannover, Lüneburg, Cassel, Frankfurt am Main und durch das Saargebiet, endlich nach Bayern führt. Es seien deshalb alle Volksbildner, die Interesse an seinen Gastspielen haben, an seine Adresse verwiesen: Herrn Karl Iwowski, durch Gräfin Dr. Greta Waldeck, Fichte-Gesellschaft, Berlin C 19, Oberwasserstr. 12. Die Spielleiter sind bereit, im nächsten Winter auch jeder anderen Anforderung, die sich nicht mit dieser Gastspielroute verbinden läßt, nachzukommen. Es sei darauf hingewiesen, daß ein finanzielles Risiko mit den Aufführungen, mögen sie von den Volksbüchereien, Schulen oder Jugendämtern veranstaltet werden, nicht verbunden ist. Das Honorar für die zwei Spieler (etwa 400 Mk. für die Doppelaufführung) kommt reichlich bei einem Eintrittsgeld von 1 Mk. ein. Weitere Unkosten entstehen nicht. Allerdings müssen die Schulen genügend darauf aufmerksam gemacht werden. Es sei zum Schluß hervorgehoben, daß das frische Spiel des Herrn Iwowski, der sich seine Stücke meist selbst macht, und seines Mitarbeiters bei der Schuljugend bis zu 14 Jahren den vollen Beifall findet. M. Wieser (Spandau).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 9

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage. Bezugspreis halbjährl. M 20.—.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden. — Die Zeitschrift ist das Organ folgender Stellen: 1. Deutscher Büchereiverband. 2. Verband pommerscher Büchereien. 3. Verband märkischer Büchereien. 4. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien.

Inhalt dieses Heftes:

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 — 1922 — Heft 9

Wanderbücherei.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Die Wanderbücherei ist das Schmerzenskind des deutschen Büchereiwesens. Und zwar gehört sie zu jener Art von Schmerzenskindern, von denen man am liebsten nicht spricht. Während zum Beispiel das Schmerzenskind der allgemeinen Volksbildung, das Lichtspiel, in einer bildungspfleglichen Literatur von ungeheuren Ausmaßen immer und immer wieder beredet wird, gibt es fast keine Literatur über die Wanderbücherei. Und das wenige, was vorhanden ist*), legt weder die theoretische Struktur des Wanderbüchereiproblems völlig frei, noch gibt es dem ratsuchenden Anfänger ausreichende praktische Hilfen. Auch dieser Aufsatz wird nicht mehr sein können als eine Skizze, da eine eingehende Darlegung des ganzen Bündels von Fragen, das in dem Thema Wanderbücherei steckt, den gesamten Raum dieses Heftes beanspruchen würde; aber es soll wenigstens eine Skizze sein, die von innen heraus, von den konstruktiven Hauptgedanken aus, Anleitung zum Durchdenken der gesamten bildungspfleglichen und technischen Einzelfragen des Wanderbüchereiwesens gibt. Überdies hoffe ich, noch im Laufe dieses Jahres das Thema in voller Ausführlichkeit, unter Beifügung von Formularen, Merkblättern usw., an anderem Orte behandeln zu können.

Wenn wir zunächst der Frage nachgehen, woher es komme, daß die Wanderbücherei das Schmerzenskind des deutschen Büchereiwesens sei, warum sie fast überall verwahrlost oder wenigstens verkümmert sei, so stoßen wir sofort auf die weitere Frage, wie weit die tatsächlichen Mängel, die ihr heute anhaften, in grundsätzlichen Mängeln dieser Büchereiform als solcher begründet seien. Wir werden also vor allem feststellen müssen, welches diese grundsätzlichen Mängel seien, was wiederum nicht möglich ist, ohne daß wir den Sprachgebrauch um eine **Begriffsbestimmung** befragen. Dabei ergibt sich, daß die

---

*) Ich erwähne hier namentlich den Aufsatz von Jaeschke über das „Büchereiwesen der Mittel- und Kleinstadt sowie des Dorfes" in den „Büchereifragen" (Berlin: Weidmann 1914) und seine vielfach wörtlich damit übereinstimmenden Ausführungen in dem leider immer noch nicht wieder aufgelegten „Leitfaden für die Einrichtung und Verwaltung von mittleren und kleinen Volks- und Schulbüchereien, Kreiswanderbibliotheken und Lesezimmern für Stadt und Land" (Berlin u. Leipzig: Göschen 1913). Die übrigen namhaften Praktiker des deutschen Wanderbüchereiwesens (Tews, Kaisig, Focke) haben im letzten Jahrzehnt keine allgemeine Erörterung des Themas in Druck gegeben. Einen (heute natürlich weithin veralteten) Überblick über den Stand des Wanderbüchereiwesens in Deutschland und im Auslande gab Erich Schulz im 1. Jahrg. des „Eckart" (S. 57 ff., 139 ff., 216 ff., 239 ff.).

Bezeichnung Wanderbücherei in einem engeren und in einem weiteren Sinne gebraucht wird. Unter Wanderbücherei im engeren Sinn (vgl. die meisten Kreiswanderbüchereien) versteht man eine Summe von einzelnen Büchereien, von in sich geschlossenen Wanderbeständen, die von einer zentralen Verwaltungsstelle eingekauft, verzeichnet und in planmäßiger Folge — in der Regel mit einjähriger Leihfrist — versandt werden. Als Wanderbücherei im weiteren Sinn (vgl. die Gesellschaft für Volksbildung) gilt auch ein wahlfreier, zunächst ungeteilter, zentral verwalteter Gesamtbestand, sofern er nicht auch zur Verleihung am Orte oder überhaupt zu direkter Verleihung an einzelne Leser bestimmt ist (also keine Standbücherei ist wie die Landes- und Provinzialbibliotheken), sondern ausschließlich zur planmäßigen Versorgung von Büchereistellen eines größeren Bezirkes durch langfristige, von Fall zu Fall zusammengestellte Sammelsendungen.

Es wird sich nun im Laufe unserer Untersuchung herausstellen, daß jener doppelte Sprachgebrauch insofern berechtigt ist, als hier zwei Formen der Wanderbücherei gemeint sind, die wir beide brauchen und die sich gegenseitig in verschiedener Weise ergänzen. Zunächst ist wichtig, daß beiden Formen ein Grundmangel gemeinsam ist, nämlich die unabänderliche Tatsache, daß eine Bücherverwaltungszentrale da sein muß, die räumlich von der Leserschaft ihrer Bestände getrennt ist, also in keine unmittelbare Fühlung mit ihr treten kann. Mit ihm in engstem Zusammenhang stehen folgende drei grundsätzliche Mängel: Es ist bei Wanderbüchereien, um mit dem Äußerlichsten zu beginnen, keine völlig befriedigende Buchpflege möglich, ferner kennt der Verwalter der Wanderstelle zunächst seinen Bestand nicht (wenn er auch selbstverständlich meist einige Bücher bereits anderswo gelesen haben wird); ja bei der Wanderbücherei im engeren Sinn hat er ihn auch nicht ausgewählt. Drittens aber ist die Nachwirkung des einzelnen Wanderbestandes, da er ja nach einiger Zeit wieder abrückt, viel weniger gesichert als bei der Standbücherei. Dieser Mangel fällt wohl bildungspfleglich am meisten ins Gewicht, da uns die Leser, die ein Buch wiederlesen, stets außerordentlich willkommen sein werden und da es auch oft vorkommen wird, daß Leser einem Buche, an dem sie sich begeistert haben, noch nach Jahren neue Leser zuführen*). (Man denke namentlich an junge, inzwischen nachgewachsene Leser, die für die Ansteckung durch solche Begeisterung besonders empfänglich sind und auf deren Zuführung wir stets größten Wert legen müssen!) Auch ist die spätere bildungspflegliche Ausmünzung eines belletristischen Buches, etwa im Zusammenhang mit anderen Werken desselben Verfassers, in einer Vorlesestunde eben durch seine Abwanderung unmöglich gemacht.

*) Von diesen beiden Gesichtspunkten aus werden wir auch stets Veranlassung haben, für den Eigenbesitz von Büchern zu werben; in dieser Hinsicht verhält sich die Wirkungsmöglichkeit der Eigenbücherei zu der der Standbücherei wie die der Standbücherei zu der der Wanderbücherei.

Anstatt nun eine Aufzählung der tatsächlichen Mängel, um nicht zu sagen der üblichen Mißstände des heutigen deutschen Wanderbüchereiwesens, hinzuzufügen, fragen wir gleich weiter: Welches sind die organisatorischen Maßregeln, mit denen wir die Wirkung jener grundsätzlichen Mängel auf ein Mindestmaß zurückdrängen können, und ist dieses Mindestmaß so beschaffen, daß die Existenz der Wanderbücherei als einer besonderen Büchereiform von dauerndem und unersetzlichem Werte gerechtfertigt erscheint?

Die zweite Hälfte der Frage sei zuerst beantwortet: Die Wanderbücherei ist ihrem Wesen nach allerdings *eine Büchereiform zweiten Ranges*, aber sie ist *aus wirtschaftlichen wie aus büchereipolitischen Gründen* unentbehrlich, ja ihre Ausgestaltung ist eine *alle* Büchereileiter angehende Aufgabe, sofern wir den organischen Zusammenhang des gesamten deutschen Büchereiwesens in Theorie und Praxis nur durch eine Arbeitsgemeinschaft aller herbeiführen können.

Der wirtschaftliche Grund, der heute mehr als je ins Gewicht fällt, leuchtet ohne weiteres ein und ist oft genug ausführlich erörtert worden. Ich brauche also nur daran zu erinnern, daß in Orten mit wenigen hundert Einwohnern nicht einmal beliebte volkstümliche Erzählungsbücher, in größeren Dörfern und kleinsten Städtchen wenigstens nicht die Belletristik für literarisch anspruchsvollere Leser und die belehrenden Bestände, bei denen meist noch ihr rasches Veralten erschwerend in Betracht kommt, nicht hinreichend durch Benutzung verzinst oder richtiger gesagt amortisiert würden. Von den büchereipolitischen Gründen ist der eine ebenfalls naheliegend und oft angeführt, nämlich die außerordentliche Breitenwirkung, welche der Wanderbücherei eigentümlich ist; sie übersprengt mit einer gewissen Zwangsläufigkeit jeweils ein großes Gebiet mit guten Büchern. Der andere, viel wichtigere Grund, auf den wir nachher noch zurückkommen, wird dagegen leicht übersehen, nämlich daß die Wanderbücherei, sozusagen als eine große „Ansichtssendung" wirkend, zur Schrittmacherin der Standbücherei berufen ist, wenigstens überall da, wo eine genügend große Leserschaft vorhanden ist, um eine Standbücherei wirtschaftlich zu rechtfertigen. (In dieser Hinsicht hat besonders segensreich gewirkt das Wanderbüchereiwesen der Gesellschaft für Volksbildung.)

Und nun zur ersten Hälfte unserer Doppelfrage, die sich auch so fassen läßt: *Worauf ist bei der Einrichtung und Entwicklung von Wanderbüchereien besonders zu achten?*

Wir richten auch hier zunächst unseren Blick auf das für die Werbekraft einer Bücherei so unendlich wichtige Äußere der Bücher. Hier fängt in der Regel das Unheil schon beim *Einbinden* der Bestände an, indem alle Bücher in denselben zuchthausmäßig düsteren, farb- und lieblosen Einband gekleidet werden. Wenn es gut geht, ist er wenigstens gediegen. Aber die Gediegenheit allein tut's in unserm Falle nicht. Im Gegenteil, man wird in manchen Fällen, z. B. wo ein im guten Sinn zugkräftiger, womöglich bildgeschmückter Verlegerband vor-

handen ist, sogar bewußt die Gediegenheit des vom Buchbinder hergestellten Bibliothekseinbandes jenem werbenden Schmuckwert opfern. Und man wird in solchen Fällen auch vorerst auf einen Umschlag verzichten können (vgl. B. u. B. 1. Jg. S. 20 ff.). Ist der Originalband dann später so stark abgenutzt, daß er keine Werbekraft mehr auszuüben vermag, dann wird ihm ein Umschlag gut bekommen (wie natürlich von vornherein allen schwachen Verlegerbänden, z. B. den Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt"); aber dann beschränke man sich nicht darauf, die Buchnummer wie eine Art Sträflingsnummer auf seinen Rücken zu schreiben, sondern man gönne ihm überdies ein sauber, möglichst in Büchereischrift geschriebenes Titelschildchen. Aber auch die Buchbinderbände, die man ihrer größeren Haltbarkeit wegen in der Regel bevorzugen wird, sollen bunt und geschmackvoll und, seien es nun Papp- oder Halbleinenbände, mit Titelschildchen versehen sein. Noch wichtiger freilich als die Schönheit und Dauerbarkeit der buchbinderischen Mitgift, mit der wir das Buch seine erste Fahrt ins Leben hinaus antreten lassen, ist die Sorgfalt, die in der Wanderstelle wie in der Zentrale seiner Erhaltung und Wiederherstellung zugewandt wird, also mit einem Wort die B u c h p f l e g e. Wie wir bei der Aufzählung der grundsätzlichen Mängel schon andeuteten, liegen hier besondere Gefahren vor, denen es mit doppelter Vorsicht zu begegnen gilt. Jeder Praktiker kennt Fälle, in denen Wanderbestände, gerade auch von bücherliebenden Wanderstellenverwaltern, ganz oder teilweise in der Kiste gelassen werden, in der sie von der Zentrale, sagen wir im Hinblick auf die bisherigen Verhältnisse: vom Kreisausschußsekretariat, eingingen, einfach weil sie dem Bücherwart zu verkommen aussehen, als daß er sich und seine Leser mit ihnen befassen möchte. (Von den allerdings heute wohl ganz seltenen Fällen abgesehen, wo Wanderbestände gar nicht erst in die Zentrale zurückkehren, sondern gleich an eine andere Wanderstelle weitergegeben werden, ein Verfahren, das natürlich jeder Buchpflege Hohn spricht!) Es sollte selbstverständlich sein, daß ein Wanderbestand, ehe er die Zentrale von neuem verläßt, ganz eingehend auf Beschädigungen und Beschmutzungen geprüft und gründlich ausgebessert wird, sowie daß auf den Buchkarten (wir kommen bei ihrer Besprechung darauf zurück) die nötigen buchpfleglichen Vermerke gemacht werden. Auch sei man nicht allzu sparsam mit Ersatzstücken. Vor allem aber muß die buchpflegliche Arbeit der Zentrale durch die Mitarbeit der Wanderstellenleiter gestützt und ergänzt werden, weshalb das „Merkblatt" jeder Wanderbücherei diesbezügliche Hinweise enthalten muß (Weiteres darüber unten bei der Besprechung des Merkblattes).

In engem Zusammenhang mit der Buchpflege steht die Forderung zweckmäßigen V e r s a n d e s. Wie wir sehen werden, ist es zum mindesten bei Kreiswanderbüchereien völlig verfehlt, mit einem und demselben Größentyp von Wanderbeständen alle Stellen versorgen zu wollen. Demgemäß wird die schematische Verwendung von Versandkistchen in denselben Ausmaßen nicht praktisch sein, sondern es wird sich zum mindesten um zwei Grundformen von Versandkistchen handeln

müssen. Für die größere ist dringend erwünscht, daß das Kistchen dem Wanderstellenverwalter zugleich als Gestell dienen kann, in dem er wenigstens zwei Drittel des Bestandes (zum mindesten ein Drittel wird ja gleich zu Beginn der Leihzeit ausgeliehen werden) übersichtlich aufstellen kann. Es scheint, daß völlig befriedigende Muster dieser Art bis jetzt noch nicht existieren*). Gerade hier aber wäre eine im Großen hergestellte, gute Grundform sehr erwünscht. Für die kleinen Bestände käme auch Paketversand in Frage, zumal wo es sich um geringe Entfernungen und womöglich um Botenbestellung handelt. In jedem Falle aber müssen die Bücher bei der Hin- und Rücksendung einzeln in Zeitungspapier eingewickelt werden.

Der Wanderbücherei im engeren Sinn ist die übliche Leihfrist von nicht ganz einem Jahr durchweg gemäß. Jedenfalls sollte es nicht vorkommen, daß sie wesentlich kürzer oder wesentlich länger angesetzt wird. (In einem Kreise, wo man ein blühendes Wanderbüchereiwesen — auf dem Papiere — nachweisen zu können glaubte, habe ich bei Stichproben eine dreijährige Leihfrist feststellen können; es war in diesem Falle allerdings einerlei, ob die elenden Schwarten, aus denen sich jene Wanderbücherei zusammensetzte, außerhalb oder innerhalb der Kreisstadt in ihren Kistchen eingepökelt lagen.) Zu groß darf natürlich erst recht nicht die Liegezeit der Wanderbestände in der Zentrale sein. Je ein Monat wird bei richtiger Einteilung der Arbeit für die Zentralverwaltung ausreichen, um die Durchsicht und die etwa nötigen Erneuerungsarbeiten zu leisten, falls man je ein Viertel der gesamten Wanderbestände zum 1. Mai, zum 1. Juni, zum 1. Juli und zum 1. August einfordert. Es könnte freilich auf den ersten Blick scheinen, als liege nicht viel daran, ob die Bestände während des Sommerhalbjahres schon nach einem Monat oder erst nach einem Vierteljahr wieder hinausgingen, da ja besonders auf dem Dorfe in dieser Zeit doch nicht gelesen werde. Es ist aber zu beachten, daß diese Zeit gerade deshalb für den Verwalter der Wanderstelle günstig ist, um seinen neuen Bestand kennenzulernen, ehe er ihn seinen Mitbürgern vermittelt. — Bei Wanderbüchereien im weiteren Sinn liegt die Frage der Leihfrist wie die der Liegezeit insofern anders, als hier, wo es sich um eine individuelle Auswahl der Wanderbestände von Fall zu Fall handelt, auch jene Fristen mehr auf den einzelnen Fall zugeschnitten sein können. Es wird sich hier vielfach um halbjährige Leihfristen und für den bereits anderweitig vorgemerkten Teil des zurückkehrenden Bestandes um eine Liegezeit von wenigen Tagen handeln, sofern keine größeren Ausbesserungen nötig sind.

Wie wir gesehen haben, ist es bei jeder Form des Wanderbüchereiwesens eine organisatorische Hauptaufgabe, das Fehlen einer unmittelbaren Fühlung zwischen Zentralstelle und Leserschaft möglichst auszugleichen, damit nicht eine rein mechanische, um nicht zu sagen bürokratische Bücherversendung den krüppelhaften Ersatz eines wirklichen Bücherei-

*) Es wäre sehr dankenswert, wenn unsere Leser, soweit sie hier über ergänzende Erfahrungen verfügen, diese in der B. u. B. mitteilen würden.

wesens bilde. Überall werden denn auch wenigstens Ansätze zu einer statistischen Erfassung der Ausleihe bei den einzelnen Wanderstellen vorhanden sein. Aber selbst wenn in der Zentrale und bei den Wanderstellen sorgfältig gezählt wird, sind solche Statistiken meist so gut wie wertlos, da sie nur die äußersten Umrisse der Leistung in völlig schematischer Weise erkennen lassen. Dieselbe Statistik wird da von einem Ort mit 200 Einwohnern wie von einem Ort mit 2000 Einwohnern verlangt. Die Zugänglichkeit des Bestandes, die Zusammensetzung der jeweiligen Bevölkerung und im Verhältnis zu ihr wiederum der Leserschaft, die Dauer der einzelnen Entleihungen und andere wichtige Voraussetzungen zur Beurteilung des inneren Wertes der mitgeteilten Gesamtzahlen bleiben unbekannt. Nun darf man freilich andrerseits ja nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und den Wanderstellenverwaltern eine Menge umfangreicher und komplizierter statistischer Feststellungen aufbürden. Die Tragweite statistischer Feststellungen wird gerade auch im Büchereiwesen oft überschätzt. Es wäre z. B. naiv, zu glauben, daß wir in der Zahl der Entleiher die Zahl der wirklichen Leser vor uns haben; auf dem Lande, wo meist familienweise gelesen wird (vom Vorlesen ganz abgesehen), ist das noch weniger der Fall als in der Stadt. Vor allem aber muß der praktische Wert statistischer Feststellungen immer in einem gesunden Verhältnis zu der auf sie verwandten Mühe stehen. In unserem Fall kommt noch dazu, daß wir diese Mühe anderen zumuten, die ohnedies schon ihre Zeit und Arbeitskraft aus Idealismus der Wanderbücherei opfern. Angesichts der Neigung der meisten Behörden, „nachgeordnete Stellen" mit zahlenmäßigen Berichten für — ihre Akten zu quälen, und angesichts insbesondere mancher Zentralstellen, die fast ausschließlich mit dem Zusammenstellen dessen, was die wirklich arbeitenden Stellen über ihre Leistungen zu Papier bringen müssen, den Schein eigener Leistung bestreiten, wäre die Abneigung der Wanderstellenverwalter gegen die Ausfüllung spaltenreicher statistischer Bogen nur allzu begreiflich. Daher scheint es mir die glatteste Lösung, ihnen die Ausleihebuchung so sehr wie möglich zu erleichtern und dann diese Ausleihebuchungen in ihrer Gesamtheit jeweils der Zentrale zuzuführen, wo sie nach Belieben teils sofort, teils später statistisch verarbeitet werden können. Und das ist am besten auf Grund von Buchkarten möglich, die jedem Wanderbestand in einem besonderen Pappkästchen mitgegeben werden. Ich kann hier auf die Verwaltungsformulare nicht näher eingehen, möchte aber soviel wenigstens andeuten, daß die wandernde Buchkarte immer nur für den Gebrauch einer Wanderstelle bestimmt ist und nach ihrer Rückkehr archiviert wird, daß sie außer den Fächern für die Entleihungen je eine Rubrik für Vermerke der Zentrale und gegebenenfalls auch der Wanderstelle über den äußeren Zustand des Buches und für Leserurteile über das Buch enthält, und daß ihr eine Buchkarte der Zentrale entspricht, auf die nur jährliche summarische Eintragungen jeweils nach der Rückkehr des Buches und seiner wandernden Buchkarte gemacht werden. Vor allem jedoch ist dem Wanderstellenverwalter in einem Merkblatt

in anschaulich-unbehördlichem Stil höflich nahezulegen, wie und warum er die Buchkarten ausfüllen soll. Dieses selbe Merkblatt enthält dann auch noch Anleitung zur Buchpflege, Anregung zur Ausnutzung der Bestände in Vorlesestunden*) und — in Fällen, von denen noch die Rede sein wird — zur Anlegung einer Standbücherei, sowie schließlich einen Hinweis auf die Möglichkeit der Ausschaltung einer Wanderstelle, wenn infolge ungenügender Zugänglichkeit oder aus anderen Gründen die Benutzung der Bücherei unzureichend sein sollte; eine Warnung, die natürlich nur dann Sinn hat, wenn es sich um wirklich begehrenswerte Wanderbestände handelt.

Auf Grund einer Kartothek der Wanderstellen ist ferner ein nach zwei Größentypen gegliederter Wanderplan auszuarbeiten und ständig zu erweitern. Der erste Größentyp umfaßt Wanderbestände von ungefähr 50 Bänden, die in Orten unter 300 Einwohnern gegen eine Leihgebühr von 30 Pfg. für jeden Band und jede Woche ausgeliehen werden. Es ist klar, daß die Zusammensetzung dieser Bestände auf vorwiegend patriarchalische Lebensumstände und auf geringe Lesegewandtheit der Benutzer abgestimmt sein muß. Es werden also meist schmale Bändchen in nicht zu kleinem Frakturdruck gewählt werden, unter denen gute, volkstümlich illustrierte (auch auf dem Umschlag!) „Volks- und Jugendbücher" patriarchalischen Charakters (Erzählungen aus der Heimatgeschichte nicht vergessen!) zu bevorzugen sind. Von belehrenden Schriften — im wesentlichen volkstümliche Lebensbilder und Reiseabenteuer — werden schon ein halbes Dutzend genügen. Dagegen wird man einem solchen Wanderbestand für kleinste Orte entschieden zwei oder drei gebundene, neuere Jahrgänge von guten, volkstümlichen, illustrierten Zeitschriften („Daheim", „Feierstunden" usw.) beigeben müssen. Sie werden zwar immer die Schmerzenskinder der Buchpflege sein (man kann für sie deshalb auch ruhig die vier- oder fünffache Leihgebühr nehmen), aber sie werden in diesen ganz familienhaften Verhältnissen stets eine ungewöhnlich große Werbekraft ausüben. — Der zweite Größentyp umfaßt Wanderbestände von ungefähr 100 Bänden, die in Orten von mehr als 300 Einwohnern gegen eine Leihgebühr von 50 Pfg. für jeden Band und jede Woche ausgeliehen werden. Hier wird die kleinbürgerlich-konventionelle Belletristik verschiedener Wertstufen reichlich vertreten sein müssen; besonders wird auch für den „Bildungsphilister", diesen verhältnismäßig wertvollsten Vertreter des Philisteriums, gesorgt sein müssen (historische Erzählungen, Standes- und Berufsromane, ausländisches Schrifttum!). Aber auch die hochqualifizierte Gegenwartsliteratur, die vom landläufigen Geschmack noch nicht „angenommen" wird, muß ausreichend berücksichtigt werden.

*) Als eine hübsche Erfahrung aus unserer pommerschen Praxis sei hier angemerkt, daß, seit Bestehen seines Wohlfahrtsamtes, ein Kreis seine Gemeindeschwestern aus seiner Bücherei planmäßig mit Vorlesestoff versieht. In dieser Richtung ist noch viel zu tun, und es sind nicht die undankbarsten Aufgaben literarischer Seelsorge, die hier vorerst noch brach liegen.

Übrigens wird das „dicke Buch“ bei diesem Größentyp überwiegen. Besonders ist dabei auf geschmackvolle Einbände zu achten. (Die Illustration tritt etwas zurück im Vergleich zum erstbesprochenen Größentyp, ist aber auch hier durchaus nicht etwa belanglos für die Werbekraft des einzelnen Wanderbestandes.) Der belehrende Teil des Bestandes sollte immerhin je etwa 20 Bände umfassen, darunter auch gewichtigere Biographien und Briefwechsel, Reisebeschreibungen, geschichtliche, namentlich kulturgeschichtliche, weltanschauliche, naturwissenschaftliche, volkswirtschaftliche und technische Werke. Dieser Größentyp ist es nun, in dem sich die bahnbrechende Bedeutung der Wanderbücherei für das Standbüchereiwesen praktisch auswirken kann und muß. Es ist daher an die Vergebung von Wanderbüchereien an Orte von mehr als 1000 Einwohnern von der Zentrale grundsätzlich die Bedingung zu knüpfen, daß solche Orte zunächst nur auf drei Jahre an den Wanderturnus angeschlossen werden, vom vierten Jahre an aber keinen Wanderbestand mehr bekommen, falls sie nicht nachweisen können, daß sie mit der Beschaffung und Verleihung einer Standbücherei begonnen haben. Können sie dies nachweisen, so bleiben sie auch weiterhin bezugsberechtigt. Alle Wanderstellen vom 2. Größentyp aber dürfen, sobald sie mit der Beschaffung einer Standbücherei begonnen haben, die Hälfte des für die Entleihungen aus der Wanderbücherei eingehenden Lesegeldes behalten, während sie die andere Hälfte als Beitrag ihrer Leser zu den buchbinderischen Wiederherstellungskosten und zur Beschaffung von Ersatzstücken an die Zentrale abführen. Diejenigen Wanderstellen vom Größentyp 2, die keine Standbüchereien einrichten, sowie sämtliche Wanderstellen vom Größentyp 1 führen dagegen ihr gesamtes Lesegeld — abgesehen von dem, was sie gleich an Ort und Stelle für kleine Ausbesserungen verwenden — an die Zentrale ab.

Bei beiden Größentypen ist sehr zu empfehlen, das Wanderbüchereiverfahren im engeren Sinn (denn nur um das handelte es sich hier ja zunächst) mit dem Wanderbüchereiverfahren im weiteren Sinn in der Weise zu kreuzen, daß die Zentrale außer den von ihr zusammengestellten, geschlossenen Wanderbeständen noch einen ergänzenden Wahlbestand vorrätig hält, dessen Verzeichnis (mit Nachträgen) in den Händen aller Verwalter von Wanderstellen ist, und aus dem die Verwalter des Größentyps 1 jedesmal bei der Rückgabe des alten Bestandes für den neuen Bestand 15 Bände vorschlagen, von denen sie 10 bekommen, die Verwalter des Größentyps 2 dagegen 30 Bände, von denen sie 20 bekommen. Dieses Verfahren ist um so mehr zu empfehlen, als es der Zentrale wertvolle Anhaltspunkte für ihre gesamte Anschaffungspolitik (von der gleich die Rede sein wird) geben kann. Dieser Wahlbestand wird übrigens ganz besonders wichtig sein für die Wanderstellen des Größentyps 1. Er kann daher ruhig eine Anzahl Werke enthalten, die auch in Wanderbeständen des Größentyps 2 enthalten sind; was noch den besonderen Vorteil hat, daß auch Verwalter des Größentyps 2 solche Werke für ihre Leser erlangen können, wenn die Nachfrage auf sie zurückgreift.

Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß der Zentrale auch der sinnreichste, anpassungsfähigste, feinstgegliederte und sorgfältigst ausgeführte Wanderplan und die idealste Sammlung statistischer Feststellungen niemals ersetzen kann den Wert persönlicher Fühlungnahme mit jedem Wanderstellenverwalter an Ort und Stelle. Schon wenige Blicke auf den Mann und sein Arbeitsfeld können uns mehr sagen als alle Akten. Darüber braucht man unter Praktikern wohl kein Wort zu verlieren. Deshalb ist es für den Leiter einer Wanderbücherei, sofern er mehr sein will als deren bürokratische Spitze, einfach selbstverständlich, daß er im Lauf der Jahre allmählich überall einmal vorspricht (besonders wenn irgendwo der Verwalter gewechselt hat), nicht als „Inspektor", sondern als hilfsbereiter und selbst lernbegieriger Ratgeber. Er wird dann, was er gesehen und erfahren hat, zur Stütze seines Gedächtnisses und für etwaige Mitarbeiter oder Nachfolger in einer Kartothek der Wanderstellen und in einer solchen der Wanderstellenverwalter aufzeichnen.

Bei der Frage der Größentypen sahen wir schon, welch ungeheure Bedeutung die Bücherauswahl, mit der dann wieder die Einkaufsfrage aufs engste verknüpft ist, gerade auch für das Wanderbüchereiwesen hat. Damit sind wir denn nun schließlich bei der innerlichsten Frage unseres Komplexes angelangt. Hier hat zweifellos der Wahn, man könne eine Büchereiaufgabe „rein verwaltungsmäßig" lösen, also mit anderen Worten der Mangel an literarischem und bildungspfleglichen Sachverständnis, wahre Orgien gefeiert. Was habe ich da allein selbst an Gegenbeispielen gesehen! Als eine anekdotische Schnurre, die den Vorzug hat, wahr zu sein, möchte ich wenigstens eine Erfahrung zum besten geben: Bei einer Kreiswanderbücherei waren auffallenderweise fast nur zwei- und mehrbändige Romane vorhanden. Die Erklärung, die mir von einem, der es wissen mußte, zuteil wurde, war restlos aufklärend und trug, wie man auf Zeitungsdeutsch so schön sagt, den Stempel der Wahrheit auf der Stirne: „Die Frau Kreisausschußsekretär liest nur ‚dicke Romane', am liebsten mehrbändige, und sie trifft für ihren Mann, der keine literarischen Neigungen hat, die Bücherauswahl." Freilich habe ich auch eine Wanderbücherei gesehen, die überwiegend aus hochwertigen allgemein-wissenschaftlichen Werken bestand, die von dem Herrn Kreisschulinspektor im Lauf der Jahre vorgeschlagen worden waren und nun in einem schönen Schrank im Landratsamt in tadellosem Zustand einer besseren Zeit entgegenschliefen. Daher der Name Wanderbücherei! Zweifellos ist es gerade auch im Hinblick auf die Anschaffungspolitik ein großer Fortschritt, daß die Kreiswanderbüchereien neuerdings in die Obhut der Leiter der Kreiswohlfahrtsämter, der Kreisjugendpfleger und anderer wenigstens literarisch und bildungspfleglich interessierter Persönlichkeiten übergegangen sind. So grobe Mißgriffe, wie sie bis jetzt an der Tagesordnung waren, werden nun immer seltener werden. Aber ein völlig befriedigender Zustand kann doch erst erreicht werden, wenn diese neuen Kreisbüchereileiter in engstem Anschluß an die Erfahrungen und Hilfs-

mittel von eigentlichen Büchereipraktikern arbeiten. Wozu haben wir allmählich gerade auch für das ländliche Büchereiwesen eine planmäßige Arbeitsgemeinschaft geschaffen, wenn sie nicht benutzt wird, sondern wenn jeder wieder dasselbe Lehrgeld ausgibt, das man zwar vor 10 bis 20 Jahren noch ausgeben mußte, das man aber heute sparen kann und sparen muß, da wir es uns weniger als je leisten können? Und da ist vor allem eine enge Arbeitsgemeinschaft anzustreben mit dem Verwalter der Standbücherei der Kreisstadt. Etwaige, im Wesen des kleinstädtischen Kastengeistes oder der — Kollegialität begründete Hemmungen müssen im Interesse der Sache überwunden werden. Wo keine Kreisstadtbücherei vorhanden ist (das kommt wohl auch außerhalb von Pommern heute noch vor), oder wo ihr Verwalter sich gegen eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Kreisbüchereileiter ablehnend verhält (dieser Fall ist mir allerdings nie begegnet), halte man sich an die Büchereiberatungsstelle — so man eine hat. Sie wird mit gutachtlicher Prüfung von Anschaffungslisten, insbesondere mit unmaßgeblichen Ergänzungsvorschlägen stets gerne zu Hilfe kommen. Vor allem veranstalte man regelmäßige jährliche Kreisbüchereiversammlungen (im Anschluß an Kreislehrerversammlungen), bei denen die Verwalter der Wanderstellen etwaige Anschaffungswünsche vorbringen und wo man sich auch sonst mit ihnen aussprechen kann. Es braucht gar nicht immer ein förmliches „Referat" zu sein, um das sich die Tagung kristallisiert. Schon die Vorlegung neuer Bücher, welche für neue Wanderbestände eingekauft, aber noch nicht eingereiht sind, wird reichliche Gelegenheit zu einem für beide Teile lehrreichen Meinungsaustausch bieten; Anregung zu Vorlesestunden, Verlesung und Besprechung wichtiger Fachliteratur (z. B. von Aufsätzen dieser Zeitschrift), Vorlegung von Formularen, deren Einführung zu erwägen ist, usw. usw. werden stets willkommen sein und das Büchereiwesen eines Kreises allmählich zu einer wirklichen, lebendigen geistigen Einheit sich entwickeln lassen. — Besondere Erwähnung verdient noch die Frage der Doppelstücke. In der Regel vermeidet man in den Kreiswanderbüchereien peinlich, dasselbe Buch in zwei Wanderbestände einzureihen. Schon bei dem bisherigen, nicht nach Größentypen gegliederten Verfahren, wo im Lauf der Jahre sämtliche Wanderbestände denselben Ort durchlaufen, ist diese Vorsichtsmaßregel verfehlt. Läuft z. B. der Wanderbestand, der dasselbe Buch enthält wie ein früherer, 10 Jahre später durch denselben Ort, so findet er erstens eine Reihe neuer Leser vor (teils inzwischen herangewachsene, teils inzwischen von auswärts zugezogene, teils inzwischen auf den Lesegeschmack gekommene); zweitens sind unter den alten Lesern nicht wenige, die nur einen Teil des damaligen Wanderbestandes gelesen haben, jenes Buch aber nicht; drittens dürfen wir auf „Wiederleser" rechnen. Bei der Gliederung in zwei Größentypen und einen Wahlbestand liegt jedoch geradezu die Notwendigkeit zur Beschaffung von Doppelstücken vor, da manches ausgezeichnete Werk der volkstümlichen Erzählungsliteratur in Wanderbeständen beider Typen oder in einem Wanderbestand des einen Größentyps und in dem Wahlbestand grund-

sätzlich vertreten sein muß, allerdings zuweilen in verschiedenen Ausgaben (illustrierten, gekürzten usw.).

Die Frage der Doppelstücke führt uns auch gleich hinüber zur Frage des Einkaufs. Es geht natürlich heute weniger als je an, daß man diese Angelegenheit (womöglich einschließlich der Wahl der Ausgaben, wo es sich um ältere, vielfach herausgegebene, insbesondere verschieden übersetzte Werke handelt!) einfach einer Buchhandlung überträgt. Vielmehr gilt es, ohne völlige Übergehung des ortsansässigen Sortimenters die Einkaufsgelegenheiten auszunützen, durch welche wir für öffentliche Büchereien im großen billiger beziehen können. Die bestehenden Büchereiverbände haben, wie die Leser unserer Zeitschrift wissen, auf dem Wege loyaler Selbsthilfe eine eigene, völlig gemeinnützige Einkaufsstelle dieser Art geschaffen, die auch bereits von zahlreichen Wanderbüchereien in Anspruch genommen wird.

Eine durchgreifende Reform des Wanderbüchereiwesens im engeren Sinne ist, schon aus wirtschaftlichen Gründen, nur möglich, wenn es überwölbt wird vom Wanderbüchereiwesen im weiteren Sinne, das heißt auf preußische Verhältnisse angewandt: das Wanderbüchereiwesen der Kreise wird nur dann seine Mittel voll nutzbar machen und die ihm zukommende Aufgabe quantitativ und qualitativ befriedigend lösen können, wenn es, samt dem Standbüchereiwesen der Kreise, planmäßig ergänzt wird durch eine Provinzialwanderbücherei oder Landeswanderbücherei, die ihrerseits wieder, wie die Beratungsstelle, am besten räumlich und persönlich mit der leistungsfähigsten Bücherei der Provinz verbunden wird*). Diese Entwickelung ist, wie ich seinerzeit auch dem preußischen Volksbildungsministerium vorgestellt habe, durch das Einsetzen der behördlichen Volkshochschulbewegung dringlich geworden. Weder die Wanderbüchereien der Kreise noch die Standbüchereien der meisten Städte unter 100 000 Einwohnern sind auch nur annähernd imstande, den Vortragenden und den Hörern der Volkshochschulen den nötigen literarischen Rückhalt zu bieten. Aber auch von den Volkshochschulen abgesehen: Die belehrenden Bestände aller ländlichen Büchereien, insbesondere die der Kreiswanderbüchereien, können nie so reich ausgestattet werden, daß sie den wenigen, auf irgend einem Wissenschaftsgebiet tiefer interessierten Lesern, die jeweils am Orte sind, Werke zur Verfügung stellen können, die von der Bücherei einer Großstadt ohne weiteres angeschafft werden. Aber selbst wenn sie nicht so unzureichend dotiert wären wie heute, sie dürften es auch nicht, da sie doch fast ausnahmslos eigentliche Volksbüchereien (also Verbrauchsbüchereien und keine Aufbewahrungsbüchereien) sind, deren Bestände sich vor ihrem Veralten durch Benutzung amortisieren müssen.

---

*) Die Posener „Provinzialbibliothek" war ein Versuch in dieser Richtung, der vor allem infolge der großen Geldmittel und des straffen behördlichen Verwaltungsapparates, die dahinter standen, viel Gutes gewirkt hat. Als Norm kann er jedoch schon deshalb nicht dienen, weil wir heute mit viel geringeren Mitteln auskommen und dem Ganzen eine viel breitere kollegiale Grundlage geben müssen.

Ähnlich liegt die Sache auch — vom Veralten allerdings abgesehen — bei denjenigen Werken der Schönen Literatur, die ein hohes Bildungsniveau voraussetzen, und bei fremdsprachlichen Büchern. Es ist zweifellos eine der dringendsten organisatorischen Aufgaben des deutschen Büchereiwesens der nächsten 20 Jahre, im Gleichschritt mit der Entwicklung des Kreiswanderbüchereiwesens und des nicht-großstädtischen Standbüchereiwesens Landeswanderbüchereien zu schaffen, die in Gestalt von hochqualifizierten Wahlbeständen wissenschaftlicher und belletristischer Literatur überall da zu Hilfe kommen, wo die örtlichen Mittel versagen (wie die Kreiswanderbüchereibestände können sie übrigens zugleich die Anschaffungspolitik der Standbüchereien fördern, indem sie als „Ansichtssendungen" wirken!), bzw. wo es sich um Bestände handelt, die ihrem Wesen nach nur von einem kleinen Teil der Leserschaft vorübergehend gebraucht werden. Auf die Einzelheiten der Organisation solcher Landeswanderbüchereien einzugehen, mag einem besonderen Aufsatze vorbehalten bleiben. Für heute sei nur soviel angedeutet, daß sich nicht nur ein Druckkatalog ihres Gesamtbestandes mit jährlichen Nachträgen in den Händen aller angeschlossenen Büchereiverwalter befinden muß, sondern außerdem besprechende Auswahllisten einzelner Literaturgebiete (wie sie jetzt die Stettiner Stadtbücherei und Volkshochschule zusammen für die Stettiner Büchereibestände herausgeben), gewissermaßen Vorschlagslisten für die Ausleihepraxis, wobei immer neue stoffliche und methodische Gesichtspunkte in planmäßigem Zusammenwirken mit den Volkshochschulen des Landes (der Provinz) berücksichtigt werden können. Was die Anschaffungspolitik dieser Büchereiform betrifft, so sei angedeutet, daß auch sie auf möglichst breite Mitwirkung der angeschlossenen Büchereien gegründet werden muß und daß die Frage der Mehrstücke dabei eine besonders wichtige — und, soweit das Modeinteresse an einzelnen Stoffkreisen, Autoren oder Büchern hereinspielt, zugleich heikle — Rolle spielen wird.

Damit glaube ich den Umkreis der Aufgaben, die heute auf dem Gesamtgebiet des Wanderbüchereiwesens sichtbar sind, skizziert zu haben. Und nun gilt es, auch auf diesem Gebiet des deutschen Büchereiwesens überall die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuschauen. Wir haben keine Zeit mehr zu versäumen, nachdem auf diesem Acker infolge des mangelnden Sachverständnisses derer, die ihn bestellen sollten, bisher fast nur Mißernten erzielt worden sind, und er so bei Vielen nachgerade in den Verdacht gekommen ist, nicht der Mühe wert zu sein. Wir brauchen heute jedes Stück Land, auf dem bei intensiver Bewirtschaftung schließlich volle Ernten für unsere Volksgemeinschaft reifen können. Ob wir sie noch selbst einfahren dürfen oder nicht, darf uns nicht kümmern.

Die Praxis der Bücherei[1]).

Wir werden Hofmann Recht geben, wenn er meint: „Es würde ein ungesunder . . . Zustand sein, wenn nur die großen volkstümlichen Büchereien in gediegener fachlicher Durchbildung daständen, um sie herum aber die Wüste des Dilettantismus wäre." Darum ganz gewiß hat der „Büchereimann der großen Volksbibliotheken, sobald er auf seinen Beruf als Ganzes blickt, ein dringendes Interesse daran, seine berufskundliche Schulung und Erfahrung in den Dienst derer zu stellen, die mit gleicher Zielsetzung . . . draußen im Lande als Volksbibliothekare arbeiten."

Das vorliegende Heft ist kein Produkt vom grünen Tisch her, sondern aus lebendiger Fühlungnahme mit den Verhältnissen der kleinen Bücherei entstanden. Hierin liegt die Bedeutung des Buches. Daß die gebotene Lösung „sicher die meisten Vorzugspunkte in sich vereinigt" erscheint mir zweifelhaft. Ich stelle folgende Punkte zur Diskussion:

1. Ich halte für Spielerei, wenn Hofmann auch für die kleine Bücherei „aus Ersparnis an Schreibwerk" als Ersatz des Zugangsbuches eine Sammlung von Lieferscheinen oder Rechnungen des Buchhändlers fordert. Denn: a) sind die buchhändlerischen Zwecken dienenden Titelangaben bibliothekarisch oft falsch (verkehrtes Ordnungswort etc.), b) sind die Buchhändlerrechnungen, die bald ein einziges Buch, bald 10 oder mehr registrieren, wegen der verschiedenen Größentypen unübersichtlich und unordentlich. Selbst in der großen Bücherei ist es schwer durchführbar, ein einheitliches Rechnungsformular vorzuschreiben und selber zu liefern; wieviel mehr auf dem Lande, wo meist Einzelbücher bald vom Verlage direkt, bald vom Buchhändler der benachbarten Stadt, bald von der Beratungsstelle oder Einkaufszentrale bezogen werden, häufig auch von Interessenten geschenkt werden. Obendrein bedeutet die Lieferung einheitlicher Rechnungsformulare eine wirtschaftliche Belastung, die weit größer ist als der Einkauf eines Zugangsbuches. Das geringe Mehr an Schreibwerk wird durch Übersichtlichkeit, Einheitlichkeit der Anlage und Sauberkeit zehnmal aufgewogen.

2. Die mechanische Aufstellung der Bücher nach dem Zugang halte ich bei der kleinen Bücherei für verhängnisvoll. Kann man über diese „Einsargung" der Bücher in einer mit durchgearbeitetem Präsenzkatalog versehenen Großbücherei zur Not zweierlei Meinung sein — für die kleine Bücherei ist die Beratung unmittelbar vom Regal her gerade für eine „individuelle Ausleihe" erstes und unbedingtes Erfordernis. Dazu gehört a) daß die Aufstellung systematisch ist (ich nehme keinen Anstand innerhalb der systematischen Aufstellung eine Verbindung von alphabetischer und mechanischer Aufstellung zu empfehen. Hofmanns Bemerken „keinesfalls kann für die Verhältnisse der kleinen Bücherei empfohlen werden, mehrere dieser Aufstellungsarten miteinander zu verbinden" (Seite 9) ist schon deshalb undurchführbar, weil die Aufstellung nach der Größe notwendig mit einer anderen verbunden sein muß.) b) daß da, wo die Titel auf den Rücken fehlen, die einfachsten Formen der Buchstaben-Signaturen die geeignete Gedächtnishilfe geben. Sie genügen in der kleinen Bücherei unbedingt, um das Buch dem ausleihenden Bibliothekar kenntlich zu machen. Der einzige Vorteil der geschlossenen Aufstellung ist die leichtere Revision und die Raumersparnis. Aber diese Argumente kommen bei der kleinen Bücherei doch wohl kaum ernstlich in Betracht.

3. In der Ausleihekontrolle opfert Hofmann zugunsten einer geeigneten Terminkontrolle alle von ihm sonst als wesentlich bezeichneten technischen Hilfsmittel. Bei der von ihm Seite 16 vorgeschlagenen Form ist

---

[1]) Hofmann, Walter: Die Praxis der Bücherei. Ein Ratgeber für die Einrichtung und Verwaltung kleiner volkstümlicher Büchereien. Leipzig, Quelle und Meyer, 1922. (96 S.) Geh. 18 M.

weder eine Kreuzstatistik zu machen, noch eine Übersicht über die Lektüre des einzelnen Lesers zu gewinnen. Und gerade das Letztere, das sonst stets als die Grundlage einer individuellen Ausleihe hervorgehoben ist, dürfte doch auch hier nicht fehlen. Selbst in der Zwergbücherei wird der Bibliothekar unmöglich die bisherige Lektüre seiner Leser genau im Gedächtnis behalten können. Ich mache folgenden Gegenvorschlag: Auf einem großen Bogen werden die Signaturen sämtlicher vorhandenen Bücher, nach Belehrung und Unterhaltung geordnet, mit einem Zwischenraum für Neueintragungen zwischen beiden Gruppen, auf beiden Seiten fortlaufend aufgeschrieben. Links am Rande beider Seiten stehen die Leser in der Reihenfolge des Zugangs. Die Signaturen der Unterhaltung setzen sich aus zwei Faktoren zusammen:

	Unterhaltung:					Belehrung:				
Leser	5 A 1	7 b 8	3 f 2	4 g 6		B 2	G 2	K 5	P 4	V6
1. Müller . .	~~15.VI.~~			10.VII.		~~1.VII.~~				
2. Meyer . .			21.VII.							~~6.VII~~
3. Schmitz . .				~~4.VIII.~~				5. X.		
4. Schulze . .		~~15.VI.~~					3. IX.			

das 5A bezeichnet eindeutig den Schriftsteller mit dem Anfangsbuchstaben A, eine Zahl hinter dem Buchstaben das Einzelbuch des Verfassers. Die belehrende Literatur wird etwa in 5—6 Gruppen eingeteilt (G = Geschichte und Biographien usw.). Innerhalb dieser Gruppen wird fortlaufend nach dem Zugang numeriert. Diese Form der Signierung ist denkbar einfach, ermöglicht die Beratung vom Regal aus, indem sie selbst bei fehlendem Titel Gedächtnishülfen gibt und gestattet, daß jedes neue Buch eingeordnet werden kann, ohne daß das System gesprengt wird. Die Fristkontrolle ist etwas erschwert; da der Bibliothekar jedoch das Datum bei der Rücklieferung des Buches durchstreicht (siehe Muster), wird er die nicht durchstrichenen Daten bei jeder Ausleihe leicht durchsehen können. Sonst aber kann jeden Augenblick nachgeprüft werden, welche Bücher, welche Leser vorhanden sind und welche Bücher von den einzelnen Lesern entliehen sind.

4. Auch in der Zwergbücherei ist ein alphabetischer Katalog zu geordneter Geschäftsführung unbedingtes Erfordernis. Er fehlt bei Hofmann. Der auf Seite 21 empfohlene Blattkatalog ist umständlich und bei Vergrößerung der Bücherei wegen der vielen Umschreibungen sehr unpraktisch. Darum von vornherein, auch in der Zwergbücherei schon, der alphabetische Zettelkatalog.

An Kleinigkeiten ist folgendes anzumerken:

Zu Seite 11: Hofmann betrachtet es als einen Fehler, das Zugangsverzeichnis der kleinen Bücherei „sachlich" zu ordnen. Ich stelle demgegenüber fest, daß Jaeschke aus jahrelanger Praxis in der Beratungsstelle gerade das sachlich geordnete Zugangsverzeichnis als das beste in der kleinen Bücherei empfiehlt.

Zu Seite 12: Hofmann empfiehlt für die belehrende Abteilung des Sachverzeichnisses die Beigabe einer Charakteristik. Warum nicht für die Unterhaltung?

Zu derselben Seite: Duplikate werden mit einer besonderen Buchnummer versehen. Bei dem Erstexemplar befindet sich ein umständlicher Hinweis: „dasselbe Werk ist auch unter Nr. 95 vorhanden". Warum wird das Duplikat nicht als 23a unter das Erstexemplar eingereiht?

Zu Seite 13: In der belehrenden Abteilung setzt Hofmann die Vornamen voran. Bei Künstlern und Schriftstellern, bei denen wir gewohnt sind, den Vornamen mitzumerken, mag das gegeben sein (Willibald Alexis, Wilh. Jensen usw.). In der belehrenden Abteilung halte ich es für Spielerei.

Zu Seite 51: Hofmann behauptet, daß für die Herstellung des technischen Bedarfes der Volksbüchereien noch keine Unternehmungen vorhanden sind. Ich erinnere nur an: Kontor-Reform, Lübeck — Martini und Grütesien in Elberfeld — Bertelsmann, Bielefeld etc.

Zu Seite 62: Hofmann empfiehlt, die Leitkarte im Anwesenheitskasten zur Registerkarte zu machen, so daß diese noch einmal ein vollständiges Bücherverzeichnis abgibt. Ich bin der Meinung, daß nur größere Abteilungen in Paragraphen zerschlagen und auf besonderen Registerkarten hinter der Leitkarte im Anwesenheitskasten aufgestellt werden sollten. Es ist eine unnötige Belastung, jedes Buch auf der Registerkarte zu vermerken. Für kleinere Abteilungen geben die aufgestellten Buchkarten in gewünschter Schnelligkeit genügende Auskunft. Für die unterhaltende Abteilung genügen Registerkarten, auf denen bestimmte Stoffgruppen zusammengezogen sind. Wenn man innerhalb des Alphabet-Abschnittes rein alphabetisch aufstellt (Seite 64) und innerhalb der Verfasser dasselbe tut, erübrigt sich die auf Seite 64 erwähnte Numerierung und Registerkarte für die einzelnen Verfasser. Die Registerkarte bleibt dann lediglich für die zu bestimmten Stoffkreisen zusammengefaßten Romane.

Zu Seite 72: Die hier erwähnte Textkarte ist viel zu ausführlich. Soll sie als künstliches Gedächtnis für die Ausleihe dienen, so muß der Inhalt des Buches auf den ersten Blick erfaßbar sein. Abgesehen von besonderen Fällen genügt meiner Ansicht nach eine kurze Charakteristik auf der Buchkarte.

Die Leserverpflichtungskarte auf Seite 77 verbietet die Weitergabe der Bücher an Familienangehörige. Ich meine, daß man nie verbieten soll, was man nicht durchsetzen und nachkontrollieren kann.

Die von mir angegebenen Ausstellungen sollen den Wert des vorliegenden Buches nicht herabdrücken, möchten aber Anlaß geben, die erwähnten Punkte zu diskutieren und in gemeinsamer Arbeit dem kleinen Volksbibliothekar eine möglichst einfache und möglichst praktische Anleitung in die Hand zu geben.

Winker (Düsseldorf).

Zur büchereipolitischen Lage.

Bei der Gründungsversammlung des „Deutschen Büchereiverbandes" im September vorigen Jahres haben wir zum ersten Male vor der Öffentlichkeit unseres Faches über die Tätigkeit und die Ziele unserer gemeinnützigen „Einkaufsstelle" Rechenschaft abgelegt (vgl. Jg. 1 ds. Ztschr. S. 236*). Das Ergebnis war, daß die Versammlung beschloß, eine Kommission zum Herrn Ministerialdirektor Kaestner zu schicken, um ihn über unsere Einrichtung genau zu unterrichten und angesichts der Bedeutung, die ihr von den Mitgliedern des Büchereiverbandes für die Milderung der steigenden wirtschaftlichen Notlage des deutschen Büchereiwesens beigemessen wurde, um einen Beitrag zu ihren Personalkosten zu bitten. Bei dieser Unterredung wurde ein schriftlicher Antrag verabredet, der erfreulicherweise den praktischen Erfolg hatte, daß das preußische Volksbildungsministerium eine Nothilfe von 20000 Mark bewilligte (s. Jg. 1 ds. Ztschr. S. 276). Bei der Casseler Tagung im Juni d. Js. sollte dann wieder ein zusammenfassender Bericht vorgetragen und die Versammlung zu weiterer Förderung unserer Einrichtung aufgefordert werden. Leider wurde jedoch dieser Punkt von der Tagesordnung abgesetzt, da man aus Rücksicht auf den

*) Eine erste, vorbereitende Notiz, welche bereits die Hauptlinien meiner Planung deutlich erkennen ließ, hatte bereits im ersten Heft der „Bildungspflege" S. 32 gestanden; die erste öffentliche Andeutung darüber, daß unsere Einkaufsstelle tatsächlich bereits arbeite, erfolgte dann im 1. Jg. ds. Ztschr. (S. 167) bei Gelegenheit unserer Ablehnung des „Lesserschen Einkaufshauses."

Kreis der Leipziger Zentralstelle die Bahn für die Satzungsverhandlungen freigeben wollte. Diese zogen sich dann auch richtig bis zum Abend des 2. Verhandlungstages hin (vgl. den Bericht im vorigen Heft ds. Ztschr.). Nach Schluß der Tagung fanden sich jedoch fast alle auf der Tagung anwesenden preußischen Mitglieder des Büchereiverbandes zu einer vertraulichen Besprechung zusammen, die ausschließlich der Erörterung der Erfahrungen und des weiteren Ausbaues unserer Einkaufsstelle gewidmet war. Auch diesmal wurde beschlossen, dem Ministerium ein Gesuch der preußischen Arbeitsgemeinschaft um eine Beihilfe vorzulegen. Gleichzeitig mit diesem Gesuche ging dem Herrn Minister von der Einkaufsstelle selbst ein Tätigkeitsbericht zu, aus dem klar zu ersehen war, daß die Ersparnisse, die wir deutschen Büchereien aller Größentypen — darunter auch solchen aus dem Kreise der Leipziger Zentralstelle — ermöglicht hatten, damals schon ein mehrfaches der uns gewährten Beihilfe ausmachten und daß der Wirkungsbereich unserer Einrichtung in raschem Wachstum begriffen ist. Auch konnte das Ministerium aus der beigelegten „besprechenden Angebotliste" erkennen, daß wir außer den wirtschaftlichen auch bildungspflegliche Werte zu bieten haben.

Ehe wir nun die Antwort des Ministeriums an uns — die preußische Arbeitsgemeinschaft ist bisher ohne Antwort geblieben — im Wortlaut bekanntgeben, sei noch kurz berichtet, daß die Einkaufsstelle bis heute infolge der Opferwilligkeit und des Sachverständnisses meiner Mitarbeiter insgesamt 153 Büchereien und 8 Büchereiverbände bezw. Beratungsstellen, die ihrerseits wieder Einzelbüchereien belieferten, mit rund 50000 Bänden im Werte von rund 2100000 Mark Ladenpreis (und zwar legen wir dabei den Ladenpreis ohne die Sortimentszuschläge zugrunde, die bekanntlich heute 20—25% betragen), beliefert und ihnen dabei eine Ersparnis von insgesamt rund 600000 Mark verschafft hat. Wir überlassen es dem Urteil unserer Leser, zu entscheiden, ob wir angesichts dieses Ergebnisses ein Recht haben, zu behaupten, daß wir trotz aller Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, unser Versprechen gehalten und mit unseren geringen wirtschaftlichen Kräften dem unbestreitbaren Notstand der deutschen Büchereien, namentlich der kleinstädtischen und ländlichen, wesentliche Hilfe geleistet haben. (Da unsere Besteller zum weitaus größten Teile preußische Büchereien sind, kann man wohl sagen, daß wir in Gestalt der Ersparnisse, die wir dem preußischen Büchereiwesen in den letzten anderthalb Jahren verschafft haben, diesem drei- bis viermal so viel wirtschaftliche Hilfe geboten haben als der preußische Staat mit seinem 150000-Mark-Fonds.)

Das Antwortschreiben des preußischen Volksbildungsministeriums (vom 19. Juli 1922) lautet folgendermaßen:

„Auf Ihr Gesuch vom 5. d. Mts. teile ich Ihnen mit, daß ich leider nicht in der Lage bin, die Aufwendungen für die Personalausgaben der Einkaufsstelle der vereinigten Büchereiverbände für ein Jahr zu übernehmen. Es ist den vereinigten Büchereiverbänden bekannt, daß mir auch in diesem Jahre zur Förderung des öffentlichen Büchereiwesens nur ein Fonds von 150000 Mark zur Verfügung steht, aus dem eine Unterstützung von 120000 Mark — so hoch würde sich der Betrag nach einer Berechnung der freien Arbeitsgemeinschaft der deutschen Volks- und Bildungsbibliothekare, Gruppe Preußen, die das gleiche Gesuch an mich gerichtet haben, belaufen — gewährt werden könnte. Andere Fonds für diesen Zweck sind aber nicht vorhanden. Abgesehen davon würde ich aber auch Bedenken tragen, das Gesuch zu bewilligen, nachdem die deutsche Zentralstelle für das volkstümliche Büchereiwesen mit dem früheren Einkaufshaus für Volksbibliotheken eine Gesellschaft Einkaufshaus für Volksbüchereien G. m. b. H. zu Berlin begründet haben. Diese Gründung ist nicht auf meine Veranlassung und ohne mein Zutun erfolgt. Auf meine Veranlassung aber ist sie in einer Art erfolgt, die es jeder Volksbücherei und jedem Interessenverbande ermöglicht, sich des Einkaufshauses

zu bedienen, ohne mit der deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Beziehung zu treten, irgendwelchen Einflüssen von ihr direkt oder indirekt zu unterliegen oder sie in ihren Bestrebungen durch die Beteiligung am Einkaufshause zu unterstützen. Das Einkaufshaus ist auf kaufmännischer Grundlage aufgebaut und wird ohne irgendwelche Zuschüsse arbeiten. Es wird darum, zumal es sich auch an die Vorschriften des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler binden muß, den einzelnen Volksbüchereien direkt den Vorteil eines wesentlich verbilligten Einkaufs, den diese durch den Einkauf bei der Einkaufsstelle der vereinigten Büchereiverbände genießen, nicht gewähren können. Aber auch das Stettiner Einkaufshaus kann diesen Vorteil ja nur bieten auf Grund von finanziellen Hilfen, die es für seine Verwaltung bezieht und für die es von mir für ein Jahr den Betrag von 120000 Mark erbittet. Die Bewilligung dieser Summe würde also eine indirekte Unterstützung der Büchereien bedeuten, die ihren Bücherbedarf durch das Stettiner Einkaufshaus decken, aus einem Fonds, der der Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens nach zweckentsprechenderen und gerechteren Gesichtspunkten zu dienen hat. Im Auftrage: gez. Kaestner.

Für alle Leser unserer Zeitschrift, die näheren Einblick in unsere Leistungen und Arbeitsweise, sowie in die allgemeine büchereipolitische Lage haben, bedarf dieses Schreiben keines Kommentares. Sie werden ohne weiteres aus Inhalt und Tonart erkennen, daß alle unsere Bemühungen um eine innere Anteilnahme des Ministeriums an den Bestrebungen unserer Arbeitsgemeinschaft bei der jetzigen Einstellung des Bildungspflege-Ressorts des Ministeriums vergeblich sind und vergeblich bleiben müssen. Nur für die fernerstehenden Leser, die sich gerne über diese Angelegenheit ein Urteil bilden möchten, seien noch einige wenige erläuternde Bemerkungen gestattet.

1. Obwohl das Ministerium aus den Eingaben vom vorigen Herbst und von diesem Sommer wußte, daß unsere Einkaufsstelle seit 1½ Jahren wirklich gemeinnützig arbeitet (und durchaus bildungspfleglich orientiert ist), nimmt es, von der Bewilligung der 20000 Mark abgesehen, an unseren Plänen keinerlei Anteil, sondern läßt seine moralische Förderung schon im Vorbereitungsstadium dem Einkaufshaus der Leipziger Zentralstelle zuteil werden, das auf „kaufmännischer Grundlage aufgebaut ist" und „den einzelnen Volksbüchereien direkt den Vorteil eines wesentlich verbilligten Einkaufs nicht wird gewähren können". Inwieweit dieses Einkaufshaus den Büchereien indirekt wirtschaftliche Vorteile wird gewähren können (etwa nach Lesserscher Methode), werden wir erst zu beurteilen in der Lage sein, wenn es wirklich zu arbeiten angefangen oder wenigstens seinen ersten Geschäftsprospekt herausgegeben hat. Vorerst stellen wir nur fest, daß von einer Hilfe gegen die steigende wirtschaftliche Notlage der Büchereien nur die Rede sein kann, wenn ein wesentlich verbilligter Einkauf für die Büchereien herauskommt, und wir stellen weiter fest, daß das Ministerium sich auf Grund des Einblickes, den ihm unser Tätigkeitsbericht gab, selbst sagen mußte, daß unsere Einkaufsstelle jenen Vorteil auch ohne „finanzielle Hilfen für ihre Verwaltung" zu bieten vermöchte, wenn sie, wie vermutlich das neue „Einkaufshaus für Volksbüchereien G. m. b. H.", über ein Betriebskapital von mehreren Millionen verfügen könnte.

2. Die Leipziger Zentralstelle hat sich nunmehr mit dem Lesserschen „Einkaufshaus für Volksbibliotheken" verbündet, obwohl sie es noch im vorigen Jahre, und zwar mit Recht, der „Irreführung" geziehen und als eine „schwere Gefahr für die deutsche volkstümliche Bücherei" öffentlich gebrandmarkt hat.

3. Das Ministerium mußte wissen, daß es schon eine wesentliche Förderung für uns gewesen wäre, eine Beihilfe von 60000 Mark zur Deckung unserer Personalkosten während des Winterhalbjahres (also bis zum Beginn des neuen Rechnungsjahres) zu erhalten. Es hat keinen Versuch gemacht, uns in dieser Weise wenigstens auf halbem Wege entgegenzukommen. Ackerknecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechung.

„Griechisch-römische Kultur und ihr Wert für die Gegenwart."

(Ursprünglich erschienen als
„besprechendes Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule".)

Baumgarten, Poland und Wagner: Die hellenische Kultur. 3. Aufl. 1913. (527 S.)

Dieselben: Die hellenistisch-römische Kultur. 1913. (674 S.)

Für weitere Kreise verständliche, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen zusammenfassende Darstellungen; mit reichen Bildbeigaben ausgestattet. Die Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart sind hervorgehoben.

Poland, Fr., E. Reisinger u. R. Wagner: Die antike Kultur in ihren Hauptzügen dargestellt. M. 118 Abb. 1922. (242 S.)

Eine Zusammenfassung der beiden vorher genannten Werke. Wesentlich billiger.

Lamer: Griechische Kultur im Bilde. 2. Aufl. 1914.

Lamer: Römische Kultur im Bilde. 4. Aufl. 1922.

Zwei Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", die je gegen 150 gute Abbildungen von Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes, sowie von Gegenständen des täglichen Gebrauchs enthalten. Die Bilder sollen für sich allein wirken, doch gibt ein knapper Text manche willkommene Erklärung.

Wohlrab-Lamer: Die altklassische Welt. 1920. (168 S.)

Heese-Lappermann: Griechisch-römische Altertumskunde. 4. Aufl. 1915.

Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. 2. und 3. Aufl. 1912. (190 S.) (Handbuch zum neuen Testament Bd. 1, T. 2.)

Durchaus wissenschaftlich und Lesern ohne Vorkenntnisse nicht zu empfehlen.

Burckhardt: Griechische Kulturgeschichte. 4. Aufl. Bd. 1—4. 1908 ff.

Geistreich und vielseitig; in der Gesamtauffassung jedoch vielfach abzulehnen. Das Buch setzt manche Kenntnisse voraus.

Gute Darstellungen der antiken Kultur in ihrer Gesamtheit bzw. einzelner Perioden enthalten auch die grundlegenden Geschichtswerke. Besonders seien hervorgehoben:

Ed. Meyer: Geschichte des Altertums. Bd. 1—5. (Bd. 1: 4. Aufl. 1921, 2: 1893 3, 4: 2. Aufl. 1912, 5: 3. Aufl. 1921.)

Beloch: Griechische Geschichte. Bd. 1, 2: 2. Aufl. 1912—1916, 3: 1904.

Kaerst: Geschichte des hellenistischen Zeitalters. Bd. 1: 2. Aufl. 1917, 2: 1909.

Mommsen: Römische Geschichte. Bd. 1—3, 5.

Gardthausen: Augustus und seine Zeit. Bd. 1. 2. 1891 ff.

Domaszewski: Geschichte der römischen Kaiser. 3. Aufl. Bd. 1. 2. 1922.

Samter: Die Religion der Griechen. 1914. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Vermittelt in gemeinverständlicher Weise kurz die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung. Behandelt nur die eigentlich griechische Religion unter Ausschluß des Hellenismus und der Einflüsse des Orients.

Wilamowitz-Moellendorff und Niese: Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. 1910. (280 S.) (Kultur der Gegenwart.)

Schildert die griechisch-römische Kultur als fortlaufende Entwicklung, aus der die heutige Kultur erwachsen ist.

Neurath: Antike Wirtschaftsgeschichte. 2. Aufl. 1918. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Ein in knappen Strichen gezeichnetes Gesamtbild der antiken Wirtschaftsverhältnisse, beginnend mit der wirtschaftlichen Entwicklung im Orient, endend mit dem System der römischen Weltwirtschaft.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Von Wilamowitz-Moellendorff u. and. 3. Aufl. 1912. (464 S.) (Kultur der Gegenwart.)

Ed. Schwartz: Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Vorträge. Reihe 1 und 2. 5. und 3. Aufl. 1919.

Diese Charakteristiken markanter Persönlichkeiten Griechenlands und Roms zeugen von gutem seelischen Einfühlungsvermögen.

Derselbe: Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. Vorträge. 1913. (171 S.)

Birt: Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 4. Aufl. 1913. (448 S.)

Birt: Charakterbilder Spätroms. 2. Aufl. 1921. (492 S.)

Birt: Aus dem Leben der Antike. 2. Aufl. 1919. (271 S.)

Birt: Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen. (Wissenschaft und Bildung.) 4. Aufl. 1919.

Die Birtschen Bücher sind nicht gerade von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, sie sind aber äußerst flüssig geschrieben und anregend; Birt versteht es meisterhaft, das antike Leben vor dem Leser wieder erstehen zu lassen.

Jolles: Polykrates. Mit Zeichnungen von F. Krischen. 1921. (75 S.)

Ein Versuch, eine Epoche der griechischen Kultur durch das Leben eines ihrer Träger in literarischer Form zu veranschaulichen. Wertvoll sind die beigegebenen Zeichnungen eines guten Kenners von Samos und der Kunst der Zeit.

Blümlein: Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. 1918. (120 S.)

Das Wichtigste an diesem Buch sind die zahlreichen Bilder, die eine gute Vorstellung von der Kultur der Römerzeit in Deutschland vermitteln. Der Text bietet kurze Sacherklärungen.

Ziebarth: Aus dem griechischen Schulwesen. 2. Aufl. 1914. (149 S.)

Wissenschaftliche Einzeluntersuchung.

Für die Kunst des Altertums sei auf die bekannten Kunstgeschichten verwiesen. Erwähnt sei hier noch die lediglich Abbildungen enthaltende

Kunstgeschichte in Bildern. Abt. 1. Das Altertum. Neue Bearb. 1913.

H. Diels: Antike Technik. Vorträge. 2. Aufl. 1920. (243 S.)

Enthält ausgezeichnete Beschreibungen und Wiederherstellungen hervorragender Werke der antiken Technik.

Neuburger: Die Technik des Altertums. 3. Aufl. 1922. (569 S.)

Sehr reichhaltig und nach möglichster Vollständigkeit strebend; viel Bildmaterial und reiche Literaturnachweise.

Ziebarth: Kulturbilder aus griechischen Städten. 3. Aufl. 1919. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Im wesentlichen ein Gang durch die Ruinen von Thera, Pergamon, Priene und Milet.

Duhn: Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. 3. Aufl. 1918. (Aus Natur und Geisteswelt.)

Diehl: Das alte Rom. 2. Aufl. 1917. (Wissenschaft und Bildung.)

Ein knapper Abriß der altrömischen Baugeschichte.

O. Richter: Das alte Rom. 1913. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Beschreibung des alten Rom und seiner Bauten.

Cauer: Das Altertum im Leben der Gegenwart. Vorträge. 2. Aufl. 1915. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Das Bändchen sucht dem Nichtfachmann das Wesen der antiken Kultur nahe zu bringen und ihren Wert für die Gegenwart fühlbar zu machen.

Stemplinger-Lamer: Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. 1920. (Aus Natur und Geisteswelt.)
Zeigt an einer großen Fülle von Tatsachen den Kulturzusammenhang zwischen Einst und Jetzt. (Von ungleichem wissenschaftlichem Wert.)

Vom Altertum zur Gegenwart. [Vom Verlag Teubner veranstaltetes Sammelwerk.] 2. Aufl. 1921. (368 S.)
Eine für alle Gebildeten bestimmte, wissenschaflich schwerwiegende Darlegung der Kulturzusammenhänge zwischen Altertum und unserer Zeit durch die besten Fachleute. Gut gewählte Literaturangaben weisen die Wege zu näherer Beschäftigung mit einzelnen Fragen.

Neue Staatsbürgerliche Literatur.

Das Fehlen einer wirklichen Freude am Staat ist einer der empfindlichsten Mängel unseres gegenwärtigen deutschen Gemeinschaftslebens. Man kann die gehäufte wirtschaftliche Not, die Verschärfung der sozialen Gegensätze, die Überspannung der Parteidoktrin gleicherweise dafür verantwortlich machen, aber man wird nicht leugnen können, daß auch ein weitverbreiteter Mangel an rein sachlicher Kenntnis der Aufgaben des Staats und der Auswirkung seiner Machtvollkommenheit in Verfassung und Verwaltung die Gleichgültigkeit der Massen an tatkräftiger staatsbürgerlicher Mitarbeit hervorruft. Dem wollen zwei neue Bücher, ein jedes in seiner Art, abhelfen:

Dr. Otto Meißner: Das neue Staatsrecht des Reiches und seiner Länder. Berlin SW 61, Reimar Hobbing, 1921. (359 S.)
Das Werk ist die erste zusammenfassende und rein sachliche Darstellung des neuen, nachrevolutionären Rechtszustandes, wie er sich auf dem Boden der Reichsverfassung, der Verfassung der Länder und des Friedens von Versailles entwickelte. Der Verfasser, der als Chef des Büros des Reichspräsidenten und als Ministerialdirektor die verfassungsrechtliche Entwicklung der letzten $2^1/_2$ Jahre an den Quellen erlebte, gibt eine vollständige und systematische Darstellung des ganzen umfangreichen Gebietes. Bis zum Sommer 1921 ist die staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands darin festgehalten und durch übersichtliche Gruppierung und ein zuverlässiges Registerwerk für den rein praktischen Gebrauch hergerichtet. In allen Rechtsfragen des politischen Lebens, sowie als wertvolles Nachschlagebuch für Lehrer und Studierende ist das Buch unentbehrlich. Eine authentische Darstellung in dieser Geschlossenheit besteht bisher nicht.

Im Gegensatz zu diesem Werke, das in fast wissenschaftlicher Genauigkeit und Abrundung durchgeführt ist, steht die folgende auch für das naivste Verständnis faßliche Schrift:

Anton Mackes: Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung. Für Schule und Haus. München-Gladbach 1921, Volksvereins-Verlag, G.m.b.H. (96 S.)
Das außerordentlich praktisch angelegte kleine Buch ist für volkstümlichen Unterricht jeder Art vorzüglich geeignet und durch die aus praktischen Fällen aufgebaute Darstellung der staatsrechtlichen, bürgerlich-rechtlichen und strafrechtlichen Vorgänge des heimatlichen Lebens vor allem auch zur eigenen Fortbildung Jugendlicher im besten Sinne tauglich.

Aber schließlich macht nicht nur das Wissen, sondern auch der Geist den Staatsbürger. Dem tragen die beiden folgenden Schriften Rechnung.

Dr. **Hermann Sacher: Der Bürger im Volksstaat 1921.** Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H., 1921. (321 S.) 2.—4. Aufl.

Dr. **Alfred Vierkandt: Staat und Gesellschaft in der Gegenwart.** Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer (Wissenschaft und Bildung), 1921. (147 S.)

Das erste Buch ist eine Sammlung staatskundlicher Aufsätze, die der Herausgeber des bekannten Staatslexikons der Goerres-Gesellschaft, Hermann Sacher, zusammengebracht hat. Damit ist die Richtung des Ganzen gegeben. Neben kurzer, rein sachlicher Registrierung der wichtigsten Verfassungsformen usw. steht die stark ethisch beeinflußte Stellungnahme zur neuen Staatsbürgerpflicht, die als „Dienst an der organischen Lebensgemeinschaft in sozialem Verantwortungsgefühl und im Geiste wahrer christlicher Nächstenliebe" aufgefaßt wird. In diesem Sinne will das Buch eine Einführung in die praktische Politik sein. An der Mannigfaltigkeit der zahlreichen Verfasser leidet die Geschlossenheit des Ganzen in gewissem Sinne. Demgegenüber krankt das zweite Buch, die Einführung in das staatsbürgerliche Denken, die den Berliner Universitätsprofessor Alfred Vierkandt zum Verfasser hat, vielleicht am graden Gegenteil. Eine sehr ausgeprägte Individualität spricht hier ihre Auffassung über die staatsbürgerlichen Aufgaben und deren Begründung in der Kultur des Zeitalters aus. Die Darlegungen sind klar, in jeder Beziehung gehoben, aber stark eigenwillig: kaum, daß irgendwie praktische oder persönliche Beispiele herangezogen sind. An praktischem, bürgerkundlichem Wissen ist aus dem Buche wenig zu lernen, aber es vermittelt eine geschlossene, historisch begründete Anschauung des modernen Staates und der Gesellschaft.

Schließlich ist aber auch der gegenwärtige Staat, genau so wie der bedauerliche Mangel an wirklichem Staatsbewußtsein, die natürliche Folge einer uralten und leider keineswegs glücklichen Staatsgeschichte. Es ist gut, daß man beginnt, sich wieder eingehender, und zwar unter dem ganz besonderen Gesichtswinkel, aus dem wir seit einigen Jahren sehen gelernt haben, mit der deutschen Staatsentwicklung der Vergangenheit zu befassen. Dies Studium führt zu dem traurigen Ergebnis, daß oftmals, allein im letzten Jahrtausend, diese deutsche Staatsentwicklung eine ganz andere Richtung genommen hat, als es der eigentlichen „geistigen Tendenz" der Nation entsprochen hätte. Auf Grund tiefliegender wirtschaftlicher, religiöser und sozialer Ursachen nahm die Staatsbildung vielfach einen dem Wollen des Staatsvolkes entgegengesetzten Verlauf, so daß die tausend Gegensätzlichkeiten, die Kerne all der Wirrungen entstanden, gegen die auch der deutsche Staat der Gegenwart einen schier vergeblichen Kampf zu kämpfen unternommen hat.

Das Verständnis dieser inneren, geschichtlichen Zusammenhänge des deutschen Staatsgedankens soll eine von Arno Duch unter dem Gesamttitel „Der deutsche Staatsgedanke" herausgegebene Sammlung vermitteln. (München, Drei-Masken-Verlag.) Vorgesehen sind zwei Reihen, deren erste die „Führer und Denker" und deren zweite die Stellung der Parteien zum Staate behandeln soll. Außerdem erscheinen eine Anzahl von Sonderbänden mit besonderen eigentlich „deutschen" Problemen (großdeutsche und kleindeutsche Bewegung, die germanische Genossenschaftsidee, das Reichsland usw.). Bisher liegen fünf Bände vor, deren erster die Anfänge des deutschen Staatsgedankens bis auf Leibniz und Friedrich den Großen darstellt. Dieser Band ist durch einen vortrefflich zusammengefaßten Überblick aus der Feder des Münchener Historikers Prof. Dr. Joachimsen eingeleitet. Aber auf diesen Darstellungen ruht nicht das Schwergewicht der Sammlung. Ihre beste Eigenart besteht vielmehr darin, die Quellen selber

fließen zu lassen, und so sind sämtliche Bände der ersten Reihe nach kurzen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen ausschließlich der Wiedergabe kennzeichnender und markanter Stücke aus den politisch-literarischen Arbeiten bestimmter Zeiten oder Persönlichkeiten gewidmet. So beginnen die Texte des ersten Bandes mit der Darstellung der Staatsauffassungen des 15. und 16. Jahrhunderts, Nicolaus von Cusa, Wimpfeling, Hutten, Luther kommen mit hervorragenden Stücken ihrer Gedankenarbeit über den damaligen Staat und die Politik zum Wort. Die teils recht ausführlichen Zitate sind dann über Hippolithus a Lapide, Monzambano (Pufendorf) u. a. bis auf Leibniz und Friedrich den Großen fortgeführt. Dabei hat der Herausgeber die Auswahl in so klarer und zielbewußter Einstellung auf die gegenwärtig erneut aktuell gewordenen Probleme genommen, daß z. B. einige Zitate aus Pufendorfs bekanntem Werke „Über die Verfassung des deutschen Reichs" sich wie Teile einer für die Gegenwart geschriebenen politisch-psychologischen Zustandsschilderung lesen. So sehr ähneln die politischen Krisen unserer Tage jenen, die dem dreißigjährigen Kriege nachfolgten. Diese Erkenntnis, die durch die geschickte Auswahl der Zitate verstärkt wird, ist das tröstliche Ergebnis dieses ersten Bandes.

In mehr oder minder ausgeprägter Art gilt dasselbe auch für die übrigen bisher erschienenen Bände, von denen jeder einer einzelnen Persönlichkeit gewidmet ist. So führt die von K. Brandi getroffene Auswahl aus Justus Mösers Schriften mitten hinein in die Fülle neuer staats- und wirtschaftspolitischer Erkenntnisse, die wir diesem Kopfe verdanken und in denen das Ringen um das deutsche Staatsbewußtsein, das sich in den vergangenen Jahrhunderten zu einer bloßen deutschen Kulturgemeinschaft verflüchtigt hatte, die Stützen und Waffen künftiger Erfolge gewinnt.

Auch die durch Otto Braun zusammengestellte und eingeleitete Auswahl aus den Schriften Fichtes trägt zum Verständnis der Entwicklung des Staatsgedankens vieles bei, wobei sich freilich wieder einmal erweist, daß der viel zitierte aber wenig verstandene Fichte sowohl in der rhetorischen Form seiner Gedankenprägung wie in seiner ganzen Geistesrichtung der Gegenwart viel weniger „liegt" als mancher Schullehrer anzunehmen sich berechtigt glaubt. Die Ursache ist wohl das fast gänzliche Fehlen der sozialen Note, die Fichte mit der Gewalt seiner sittlichen Gedankengänge stark in den Hintergrund weist.

Literarhistorisch außerordentlich kundig hat Arno Duch eine Auswahl aus Josef Görres, Schriften eingeleitet. An der gewaltigen sprachlichen Kraft, die in der Auswahl bezeichnender Artikel aus dem „Rheinischen Merkur" zum Ausdruck kommt, können unsere Publizisten lernen. Vorbildlich ist, gerade für heute, der von hoher sittlicher Begeisterung getragene Kampf für die nationale Demokratie, der allerdings an der Unreife des damaligen Staatsvolkes und der feigen Hinterhältigkeit der damaligen Kabinettspolitik verblutete. Trotz der Tragik, in der der Seelenüberschwang des Jahres 1813 schließlich zu Grunde ging, bleibt in der journalistischen Arbeit, die Görres durchführte, der urkräftige Drang zur deutschen Volksgemeinschaft mit das Beste an staatsbildender Kraft, das seine Zeit aufbrachte. Duch hat in seiner Auswahl gerade dies besonders deutlich herausgearbeitet.

Der letzte Band, der uns vorliegt, behandelt den Staatsgedanken eines zu seiner Zeit zwar gescheiterten, aber weit vorausschauenden Politikers. Er bringt „Ausgewählte Schriften und Reden von Josef von Radowitz". Friedrich Meinecke ist unter den deutschen Historikern wohl der berufenste, diese Auswahl einzuleiten und herauszugeben. Im Mittelpunkte des Geschehens steht die Revolution von 1848, die Radowitz zur praktischen Probe seiner politischen Ideen kommen ließ. Radowitz versuchte seine Rolle als die eines Vermittlers zwischen der Rechten und der Linken zu spielen, und er baute dabei auf die gemeinsame nationalpolitische Einsicht der beiden deutschen Gegenspieler, Österreichs und Preußens. Beides mißlang, aber die Elemente des Radowitzschen Staatsgedankens haben, nach

Bismarcks eigenem Wort, die Bausteine zur späteren deutschen Staatsschöpfung geliefert. So stellt auch dieses Buch ein wichtiges Glied in der Entwicklung des deutschen Staatsgedankens zur Moderne dar. Wie in den übrigen Arbeiten der Schriftenreihe zeigt sich auch in den vielfach suchenden und problematischen Gedanken Radowitzens ein Spiegelbild schwerer Kämpfe um das deutsche Staatsbewußtsein. Wir würden heute um vieles weiter sein, wenn jeder es damit so ernst und aufrichtig nähme.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Schriftenreihe, soweit sie bisher vorliegt, gerade durch die Frische und Unmittelbarkeit der Quellenwirkung für jeden, der sich ernsthaft mit dem Werden des deutschen Staats befassen will, eine Fülle von staatsbürgerlichen Erlebnissen vermittelt. Auf die besondere Eignung der Schriften für den höheren bürgerkundlichen Unterricht und die Lehrtätigkeit der Volkshochschule sei besonders hingewiesen. Dovifat (Berlin.)

B. Wissenschaftliche Literatur.

Balch, Edwin Swift, und Eugenia Macfarlane: Die bildenden Künste der Erde. Alleinberechtigte deutsche Ausgabe von E. Volckmann. Würzburg, Memminger, 1921. (235 S.)

In einem Buch von 235 Seiten sämtliche bildenden Künste der Erde nebeneinander zu stellen, ist ein Unterfangen, das wohl nur einen Amerikaner locken konnte. Balch hat nach den Worten seines Übersetzers eine vergleichende Kunstwissenschaft zuerst angeregt und systematisiert. Man könnte sich denken, daß bei einer solchen Betrachtung aufschlußreiche Entdeckungen über die mannigfaltigsten Probleme zu machen wären, allein dazu gehört eine stilkritische Schärfe des Blickes und eine psychologische Tiefe der Erkenntnis, die Balch gänzlich abgeht. Er zählt lediglich auf, wo es bildende Kunst auf der Erde gibt und gegeben hat, und überläßt es andern, aus seinem Material Schlüsse zu ziehen. Man könnte das Buch vielleicht gelegentlich zum Nachschlagen benutzen, aber wer einmal in die Lage kommt, sich über fernerliegende Dinge orientieren zu müssen, wird lieber die schweren und innerlich reichen Woermann-Bände herbeiholen, statt in dies Kompendium einen Blick zu werfen, das eigentlich nur durch die unglaublich seelenlose Katalogarbeit merkwürdig ist, die in ihm geleistet ist. Weiter kann die leere Schematisierung nicht getrieben werden. G. Kemp (Memel).

Cartellieri, Alexander: Grundzüge der Weltgeschichte. 2. verm. Aufl. Leipzig, Dyk, 1922. (VIII, 276 S.) Ungeb. 50 M., geb. 80 M.

Unter Weltgeschichte wird in diesem Buche ihre rein politische Erscheinungsform verstanden, wobei in erster Linie die lange nachwirkenden Ereignisse berücksichtigt sind, in denen Trieb und Wille der handelnden Menschen und der Machtwandel in den Beziehungen der Staaten zum Ausdruck gelangen. Der Verfasser hat es verstanden, diesen Gedanken durchzuführen, und bietet, sich streng an das Tatsächliche haltend, einen gut und fesselnd geschriebenen Leitfaden, dessen Führung sich auch von historischem Wissen Unbeschwerte anvertrauen können. Die Darstellung beschränkt sich im wesentlichen auf die abendländische Welt, in der ersten Auflage fehlten sogar die einleitenden Abschnitte über die alten Weltreiche. Nützlich ist das angehängte Verzeichnis von Werken zum weiteren Studium der Geschichte. Wünschenswert wäre für eine Neuauflage die Beigabe von Zeittafeln und anderen Tabellen. G. Fritz (Charlottenburg).

Eliasberg, Alexander: Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts. Mit einem Geleitwort von D. Mereschkowskij und 16 Bildnissen. München, Beck, 1922. (192 S.)

E. hat Recht daran getan, daß er seine Darstellung nach einem kurzen, den „Vorläufern" gewidmeten Kapitel sogleich mit Puschkin beginnen läßt und überhaupt in diesem für weitere Kreise deutscher Leser bestimmten Buche vieles unberücksichtigt läßt, was in anderen Werken gleichen Stoffgebiets meist als unnötiger Ballast mitgeschleppt wird. Innerhalb der von ihm gesteckten Grenzen weiß der Verfasser mit feinem Verständnis für das kulturelle Eigenleben Rußlands mit zeitgeschichtlich-biographischer Schilderung gute literarische Analysen zu verbinden. Seine Darstellung reicht bis in die jüngste Zeit, bis zu den Dichtern, die teils angesichts der Herrschaft des Bolschewismus freiwillig ins Exil gegangen sind, teils im Bannkreis der Gedankenwelt des neuen Rußland stehen.

G. Fritz (Charlottenburg).

Ernst, Paul: Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus. An die Jugend. (Gesammelte Werke 13.) München, Georg Müller, 1918. (428 S.)

Nur lose werden die an sich selbständigen Aufsätze dieses Bandes durch die im Titel bezeichnete Idee zusammengehalten. Sie beschäftigen sich mit Fragen der älteren und neueren Literatur: mit Plautus und Molière, mit den griechischen Tragikern, mit dem Cid, mit Shakespeare, Lessing, Schiller und Kleist. Besonders liegt es E. am Herzen, das Wesen der Tragödie verständlich zu machen. Sie löse die Rätsel des Lebens, aber nicht im Sinne von Glück und Gerechtigkeit, sondern von Leid und Notwendigkeit. Die griechische Tragödie steht für E. in unerreichbarer Kunsthöhe da, der deutsche Idealismus ist vor seiner Reife zusammengebrochen. Wie in allen seinen Schriften gibt E. auch in diesen geschichtlichen Betrachtungen seiner persönlichen, eigenwilligen Auffassung ungemilderten Ausdruck. So laufen manche Widersprüche und Übertreibungen mit unter: Oft wird über die Dummheit und Gemeinheit der Massen im Gegensatz zu den heldischen Menschen geklagt, dann aber wieder heißt es: im tiefsten Innern sind alle Menschen gleich. Das Christentum will E. „gänzlich aus dem griechischen Geiste" erklären. Das Preußentum ist ihm das letzte Menschentum, das Stil hatte. In härtester Weise beurteilt er die Deutschen in allen Volksschichten, aber allein vom Deutschtum erwartet er das Heil für die Welt. Doch genug hiervon. Wertvoll scheint mir in E.s Aufsätzen besonders alles das zu sein, was er aus den Geheimnissen der ihm vertrauten dichterischen Werkstatt zu verkünden weiß. G. Kohfeldt (Rostock).

Ernst, Paul: Geist, werde wach! Ein Aufruf zur Revolution. München, Georg Müller, 1921. (108 S.)

Es ist schwer, diese Schrift ernst zu nehmen. Sie bringt auf jeder Seite Zugespitztheiten von der Art: „Lenin ausgenommen gibt es heute überhaupt keinen Staatsmann." „Der Kaiser ist ein Narr, Ludendorff ein Feigling, Ebert ein Philister, Marx ist platt und dumm." „Alle führenden Persönlichkeiten von heute stellen eine Hölle von Gemeinheit, Feigheit, Pflichtvergessenheit, Dummheit, Albernheit und Spießertum dar." „Nur die Russen erleben heute Geschichte" usf. Zum Heil führt nach E. nur ein Weg: „Die Männer, welche das Volk unterrichten, vom Volksschullehrer — obwohl diese, wie es an anderer Stelle heißt, am tiefsten in Gemeinheit und seelenlosen Materialismus versunken sind — bis zum Universitätsdozenten verfügen über einen Schatz von Glauben des Volks an ihren Beruf [!]. Sie und die Presse dazu sollen einig sein [!], eine Gewerkschaft bilden, dem Staat den Gehorsam aufkündigen und dann die Neuordnung von Staat und Gesellschaft

in die Hand nehmen unter reichlicher Anwendung der Todesstrafe gegen Schieber, Streikhetzer und Großstadtschurken. E. erklärt, daß er die Dinge als Dichter sehe. Er sieht sie weder als Dichter noch als Denker, sondern als Phantast.

G. Kohfeldt (Rostock).

Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend, sowie einem Geleitwort von Arnold Reimann. Berlin, Rich. Bong, 1921. (352 S.)

Für die Erziehung unserer Jugend zum Verständnis der Kunst wird dies Buch vorzügliche Dienste tun. Es steht in einem gewissen Gegensatz zu der Methode Lichtwarcks, insofern bei der Betrachtung von Kunstwerken zwar auch das rein künstlerische Moment des optischen Eindrucks berücksichtigt wird, das Hauptgewicht aber doch auf die Einordnung des Bildes und seines Meisters in den Kulturkreis seiner Zeit, aus dem es nicht herauszulösen ist, gelegt werden soll. Für die erzieherische Seite der Aufgabe scheint mir dieser Weg mehr Erfolg zu versprechen. Es gibt dem Jugendlichen schon eine Vorstellung, daß Kunst nicht eine Privatangelegenheit des Künstlers, sondern — wie Burckhardt es gefaßt hat — eine der großen Lebensmächte der Kultur ist. — Die Behandlung des Stoffes, der einen Überblick über die ganze Entwicklung der Malerei von Giotto bis Hodler bietet, ist im ganzen zu loben, im einzelnen sind einzelne Einwände zu machen, die für weitere Auflagen vielleicht Beachtung finden können. Unbegreiflich ist es, daß die Eycks ganz fehlen; das Kapitel über Dürer ist ganz unzulänglich erfaßt, da er durchaus als Verkünder eines rein deutschen Geistes gelten soll. Für Cranach ist ein recht dürftiges Beispiel gewählt, ebenso wäre für Holbein die Darmstädter Madonna bezeichnender gewesen. Veronese hätte fehlen dürfen, an seine Stelle hätte Tintoretto als stärkste malerische Begabung Italiens treten sollen. Tizian wäre besser als Barockkünstler dargestellt worden. Ganz ungenügend ist Rubens behandelt worden; der Jugend kann er vielleicht überhaupt nicht nahegebracht werden, jedenfalls nicht durch ein zwar virtuoses, aber doch recht leeres Bild wie die große Löwenjagd. Auch die Hille Bobbe, die aber eine Malle Bobbe, d. h. eine geistig Gestörte ist, ist für Hals nicht bezeichnend genug. Von den modernen Künstlern hätten Tadema (!), Kröner und Defregger ruhig wegbleiben können. Man vermißt Marées, van Gogh, Slevogt, Klinger, Trübner — um nur einige Namen moderner Meister zu nennen, deren Bilder unsere Jugend mit größerem Recht kennen sollte. — Das auch hübsch ausgestattete Buch sollte in keiner Bücherei fehlen, auch für Übungen in der Volkshochschule kann es mit Nutzen Verwendung finden.

G. Kemp (Memel).

Gleich, Sigismund von: Von Thales bis Steiner. Gemeinverständlicher Überblick über die Entwicklung der Weltanschauungen. Stuttgart, Der kommende Tag, A. G., 1920. geb. 18 M.

Auf 10 Bogen eine Geschichte der Philosophie von Thales bis Steiner zu geben, ist ein kühnes Unternehmen; soweit ein solches glücken kann, ist es dem Verfasser geglückt. Indem er seine Leser nur über die Höhen führt, die über die Niederungen hinweg sich grüßen, gewinnt er die große Linie, der auch der gerne folgt, welcher selbst vielleicht einen anderen Weg eingeschlagen hätte. Abgesehen von dem Schluß, wo die Mysterien der Anthroposophie als das krönende Ziel erscheinen, auf das die ganze Denkarbeit der Menschheit in mühseliger Entwicklung sich hinbewegte, drängt der Standpunkt des Verfassers nirgends sich auf, er offenbart sich nur in seinen Sympathien und Antipathien. Erscheinungen, die er als wesensverwandt empfindet, behandelt er mit besonderer Liebe, so die vorsokratische, noch mehr die vorgriechische Geisteswelt. Doch wird er auch dem Sokrates gerecht und überhaupt allen denen, die nicht bloß erlebten, sondern auch nachdachten. Der Ver-

fasser ist weit entfernt, das Denken gering zu schätzen, allerdings versteht er unter Denken das, was die großen Vertreter des deutschen Idealismus darunter verstanden, nämlich die Erfassung des geistigen Gehaltes der Welt, den bloßen Verstand schätzt er nicht sehr hoch ein, und ebensowenig Philosophien, die sich vorzugsweise dieses Organs bedienen, so die Englische und in gewissem Sinne auch die Kantische. Der Verfasser hat die Absicht, für Laien zu schreiben, er vermeidet möglichst Fremdwörter und Fachausdrücke und sucht in einer verständlichen und doch gehobenen Sprache seine Leser durch die Geschichte des menschlichen Denkens zu führen. Manches feingeprägte Wort drückt dem Buch den Stempel der Eigenart auf. Es kann solchen Lesern empfohlen werden, die in der Geschichte der Philosophie den Weg zu einer Weltanschauung suchen. Hartmann (Stettin).

Klages, Ludwig: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. Mit 41 Figuren. Zweite wesentlich erweiterte Auflage. Leipzig, W. Engelmann, 1921. (205 S.)

Unter Ausdrucksbewegung versteht Klages die rein triebhafte, im Lebensrhythmus aufgehende Affektbewegung (Gefühlsantriebsbewegung), die nicht, wie die wesentlich zweckhafte, ausdrucksschwache Willkürbewegung auf den Objektpunkt zielt, sondern lediglich folgt einem Anreiz des Eindrucks, nämlich dem Anreiz eines zur erzeugenden Wallung polaren Bildhaften, und so als Gleichnis einer Handlung angesprochen werden kann. Von dieser Erkenntnis aus wird unter scharfsinniger Ablehnung der Darwinschen Ausdruckslehre untersucht, wie durch den „Ausbruch der triebunabhängigen Willkür", mit dem der eigentlich geschichtliche Zustand der Menschheit begonnen habe, bezw. bei einem Naturvolke jeweils beginne, eine Kluft aufgerissen werde zwischen Ausdruck und Tat, mit anderen Worten, wie durch ihn die menschliche Ausdrucksfähigkeit aufs unheilvollste zurückgedrängt werde. Die Kraft nun, mittelst deren der „geschichtliche Mensch" (der Zivilisationsmensch) diese Kluft wenigstens je auf einzelnen Ausdrucksgebieten zu verschließen vermag, ist die Gestaltungskraft. Sie ist die Fähigkeit, „geistigen Akt und lebendigen Rhythmus ungeachtet ihrer Gegnerschaft in Einklang zu bringen", also „nach Maßgabe der überhaupt vorhandenen Seelenfülle irgend ein Tun bis an den Rand mit Ausdruck zu füllen". — Es ist schlechterdings unmöglich, auch nur andeutungsweise in wenigen Sätzen zu umschreiben, welche Fülle von Perspektiven Klages für eine philosophische Lebenswissenschaft im allgemeinen (also für eine wahre Psychologie), wie für eine metaphysisch orientierte Kulturphilosophie im besonderen eröffnet. Alle Leser, die sich von den ausgetretenen Pfaden der Kathederphilosophie entfernen möchten und unter Aufwendung einiger geistiger Unkosten einem strengen, eigenwüchsigen Denker folgen können, der zugleich ein Meister anschaulicher Darstellung ist, werden für den Hinweis auf dieses Buch dankbar sein. Zum mindesten die größeren Büchereien werden also von seiner Anschaffung nicht absehen dürfen. E. Ackerknecht (Stettin).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Ernst, Paul: Okkultistische Novellen. München, Georg Müller, 1922. (191 S.)

Ob von diesen 17 Erzählungen auch nur eine entstanden wäre, wenn der Okkultismus nicht gerade im Vordergrund des Interesses so vieler Gebildeter stünde? Ich habe bei keiner das Gefühl gehabt, daß sie innerer Notwendigkeit entstammt; wohl aber bin ich bei den meisten den peinlichen Eindruck nicht losgeworden, daß sich hier eine hochkultivierte Erzählungskunst in einer faden Abgeklärtheit des Stils und in ärmlicher „Zwanglosigkeit" der Erfindung verläppert.

Wahrscheinlich kommen rein stofflich interessierte Leser noch am ehesten auf ihre Kosten, wie denn auch nicht versäumt ist, zu der einen Novelle, „Die Erscheinung", in einem „Nachwort" den Parallelbericht einer Dame aus der mündlichen Überlieferung ihrer Familie wiederzugeben. Einige der Geschichten sind übrigens ausgesprochene Legenden, und es ist zum mindesten nicht geschmackvoll, sie unter den Sammelbegriff „Okkultistische Novellen" einzureihen. Die letzte Skizze, „Der Zufall", versöhnt durch wertvolle philosophische Gespräche mit der Dürftigkeit ihrer Fabel. — Mittlere und größere Büchereien, die der zeitgemäßen Geheimnistuerei ein unschädliches Opfer bringen wollen, werden das Buch einstellen. E. Ackerknecht (Stettin).

Federer, Heinrich: Spitzbube über Spitzbube. Eine Erzählung. Berlin, Grote, 1921. (255 S.)

Aus der vaterländischen Geschichte hat F. diesmal seinen Stoff genommen. Mit der ihm eigenen wunderbar plastischen Darstellungsweise und mit köstlichem Humor, der nicht laut auflachen, sondern nur leise lächeln macht, läßt er uns den geizigen Simon Quicker, Schatzmeister des Erzherzogs Sigismund von Österreich, einen ausgesprochenen Zahlenmenschen, auf seiner Reise zum Bruderklaus begleiten, dem mächtigen Einsiedler in der Schweiz, der mit gewaltiger Rede und gutem Erfolg gegen das arg eingerissene Reislaufen der Schweizer auftrat. Mit beredten Worten und mit reichen Geschenken sollte er den Bruderklaus günstig stimmen für die Anwerbung von Soldaten, angeblich zum Schutz gegen die Türkengefahr, in Wirklichkeit gegen den ihm verhaßten Mailänder Lodovico Sforza. Ungefähr zu gleicher Zeit schickt auch dieser einen Boten an den Einsiedler mit gleichem Auftrag, und zwar den jungen heißköpfigen Heinz Bürgler, weil der in Flüe, dem Wohnort von Bruderklaus, beheimatet ist. Aber über einem Mädchen, deretwegen er einst von seinem Vater nach Mailand geschickt war und die sich nach wie vor ablehnend gegen ihn verhält, vergißt er ganz seine Mission. In Kummer und Verzweiflung treibt er sich umher und trifft so auf Simon Quicker, der inkognito reist und sich ihm gegenüber als Botanikus ausgibt, eine Rolle, in der er sich schließlich durch die Fragen des Burschen äußerst in die Enge getrieben fühlt. Sein Notizbuch aber, in das er sich kurze Stichworte für seine Mission notiert hat, untermischt mit derben Scherzen über den Mailänder und das ihm beim Schlaf aus dem Rock fällt, klärt Heinz über den Zweck seiner Reise auf. Um des Österreichers Plan zu vereiteln und vor allem um sich wegen der faulen Witze über seinen Herrn zu rächen, hängt Heinz dem Quicker allerhand Schabernack auf, den er beim Bruderklaus vorbringen müsse, weil dieser es gern sähe. Quicker in seiner Weltunkenntnis nimmt dies gutgläubig hin und bringt allen Ernstes diese Scherze beim Einsiedler vor, den er in Begleitung von Heinz aufsucht. Bruder Nikolaus aber durchschaut beide sofort: „Wer ist der größte Spitzbube, der Bote des Sigismund oder der Bote des Lodovico Sforza?" Später fährt er fort: „Für Herrenlaune schaffen, heißt wahrhaft für nichts schaffen . . . . Kinder, Kinder, stehet auf, stehet gerade und groß auf und denkt, auch ihr seid Könige! Gebaut aus dem gleichen köstlichen Blut, beschienen von der gleichen Sonnenkrone . . . was nützt es euch, daß ihr Könige seid, wenn ihr es nicht wisset." Die Worte, die eindringliche, ruhige Erscheinung und der klare gesunde Menschenverstand des Einsiedlers, befreien Quicker von der Last, die der Herrendienst ihm bis jetzt bereitet hat. „Frei bin ich, ledig aller Last, . . . es gibt keine Ketten mehr." Froh, als ein neugeborener Mensch, ohne Bekümmernis um den Zorn seines Herrn und ohne an das ihm entgangene Verdienst zu denken, eilt er als ein anderer Simon Quicker heim. Heinz Bürgler gelobt zwar auch zerknirscht Besserung, aber ob bei seinem lebhaften Temperament dies nicht nur ein guter Vorsatz bleibt, der, wie so manches bei ihm, nicht in die Tat umgesetzt wird, läßt der Dichter dahingestellt. — Die Darstellung ist etwas breit, paßt aber so gut

zu dem gemütlich spöttischen Ton der Überlegenheit, mit welcher der Schweizer besonders auf Simon Quicker herabschaut. Dieser Zug des Lächerlichen, ohne jedoch ins Karikaturistische zu geraten, haftet auch den andern Nicht-Schweizern an, besonders Sigismund und Lodovico Sforza. Das Buch, das sich auch für kleinere Büchereien eignet, kann jedem Freund historischer Erzählungskunst empfohlen werden.

R. Kock (Stettin).

Geißler, Horst Wolfram: Der liebe Augustin. Die Geschichte eines leichten Lebens. München, Verlag Parcus, (1921). (390 S.)

Das Lied vom „lieben Augustin" scheint eigens für Augustin Sumser geschaffen zu sein, so genau paßt es auf seinen Charakter und seine Lebensweise: sorglos, lustig, leichtsinnig, „dem Leben immer die besten Seiten abgewinnen", nur so viel arbeiten, wie zum Lebensunterhalt nötig ist. So geht er durchs Leben und genießt, was er genießen kann. Keinem verlorenen Glück trauert er lange nach. Aber schließlich landet er doch im Hafen der Ehe, ihm selbst ganz überraschend, denn eigentlich wollte er mit Susanne nur spielen, aber sie läßt nicht mit sich spielen. Jedoch selbst in der Ehe wird er kein Philister, obwohl er jetzt mehr und auch gerne arbeitet, sondern bewahrt sich seine Liebe-Augustin-Stimmung. Sogar Susannes frühes Dahinscheiden kann die in ihm sprudelnde Lebenskraft nicht ertöten. Kurz vor seinem etwas romanhaft-abenteuerlichen Tode tut er den Ausspruch, der für sein ganzes Leben bezeichnend ist: „Mein Leben war einfach genug. Nur hatt' es das eine: daß ich's verstand, mir's nach meinem Sinne einzurichten. Lernt es, Kinder, und ihr werdet nicht weniger glücklich und — unglücklich, als ich." — Mit Geschick hat Geißler die Handlung in die leichtlebige, sorglose Zeit des Rokoko hineinverlegt. Der Stil ist flüssig und in seiner Lebendigkeit und Sorglosigkeit ganz dem Stoffe und der Zeit angepaßt. Störend wirken leider einige Plattheiten und etliche zu romanhafte Zufälle, sowie die oft zu starke Voreingenommenheit des Autors für seinen Helden. Im großen und ganzen aber kann der Roman, der in seiner fröhlichen Lebensbejahung in der heutigen Zeit wie eine Entlastung wirkt, schon mittleren Volksbüchereien empfohlen werden, wenn auch gar zu ernsten und prüden Lesern gegenüber Vorsicht geboten ist.

R. Kock (Stettin).

Karwath, Juliane: Der Tugendbrief und andere Novellen. Berlin, Fleischel, 1921. (228 S.) 22 M.

In den vier romantischen Novellen begegnen uns Frauen, deren Innenleben ahnungsvoll mit Gefühlen dunkler Geschehnisse beschwert ist. Die erste Novelle hat zum Vorwurf „Die Begegnung mit einem Menschen", die wie eine aus unbekannten Fernen urplötzlich auftauchende Erinnerung: „das war schon einmal, diesen kannte ich —" empfunden wird. In den „Trümmern" gelangt durch die Seelenruhe eines gereiften Künstlers der Schmerz einer Mutter um den toten Sohn, der ihre Hoffnung und Erlösung aus dem Kampf ihres Blutes gegen eine fremdrassige Umgebung bedeutete, zum Schweigen und zur Versöhnung mit sich selbst und der vermeintlichen Sinnlosigkeit der Welt. Die schicksalhafte „Wiederkehr" eines erschütternden Erlebnisses durchflammt sodann in der dritten Novelle blitzartig das Herz einer Tochter mit verzeihendem Verstehen mütterlicher Liebesschuld. „Der Tugendbrief" endlich, nach schlesischen Sagen erzählt, enthüllt die spukhafte Zaubermacht von Wasser, Berg und Mensch, die unwiderstehlich zum Opfer fordern, was ihnen verfallen ist. — Der großen Absicht der Dichterin, die geheimnisvollen Unterströmungen des Blutes und die feinnervige Aufgeschlossenheit der Frauenseele für alles Unbewußte darzustellen, entspricht leider nicht immer die künstlerische Gestaltungskraft. Ihre Menschen bewegen sich hart an der Grenze des Gesunden, sie leiden an der Formlosigkeit farblosen Zwielichts. Außerdem gefährden eigenwillige Stilmittel — unvollkommene Sätze, eigentümliche Wiederholungen, zahlreiche Gedankenstriche — besonders in den

ersten Novellen die ästhetische Wirkung. Am besten ist noch „Der Tugendbrief“ gelungen, dessen bluterfülltere Menschen größere Lebenstreue besitzen. Das Buch wird daher höchstens für größere Büchereien in Frage kommen.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Lehmann, Henni: Die Frauen aus dem Alten Staden Nr. 17. Berlin, Dietz, Buchhandlung Vorwärts, 1921. (173 S.)

Proletarierfrauen und -mädchen leben in den vielen kleinen Wohnungen im Alten Staden Nr. 17; ihr Tun, ihr Schicksal, der meisten seelischer Untergang während der Kriegszeit wird skizzenartig erzählt. „Sie waren nicht schlecht, sie waren nur unglücklich und schwach. Urteilt nicht hart über sie! Wer weiß, wo ihr ständet, wenn ihr Proletarier wäret und es wäre Krieg“, so heißt es im Nachwort. Aus der guten Absicht heraus: „Helft, daß die Welt besser und gerechter werde“ ist das Buch entstanden, und doch ist es im Grunde sinnlos. Nur der Fluch, nicht der Segen der Zeit und des Leides ist spürbar. Wer in diesen traurigen Verhältnissen lebt, verlangt nicht danach, ihr ödes und nur entschuldigendes Abbild zu sehen; er sehnt sich, wenn auch dumpf, nach einer Weisung hinauf. Wer aber als fremder Teilnehmer zuschaut, sollte sich nicht mit der Flachheit eines Weltbildes begnügen, in der die Menschen von den Verhältnissen ausschließlich gebildet, verbildet werden und sollte wenigstens es spüren, daß hier in diesen Schilderungen wohl Mitleid ist, doch kein wahrhaft helfendes, und daß etwas fehle, nämlich „die Weisheit der Liebe“. Hildegard Lohmann (Hamburg).

Maeterlinck, Maurice: Der Bürgermeister von Stilmonde. Drama in 3 Akten. Wien, Tal, 1921. (96 S.)

Duhamel, Georges: Das Licht. Drama in 4 Akten. Ebenda, 1921. (90 S.)

Zwei französische Gegenwartsdramen von denkbar größter Gesinnungsverschiedenheit hat der Verlag von Tal in Gestalt dieser beiden prachtvoll ausgestatteten Bändchen zum Abschluß seiner Reihe der „Zwölf Bücher“ herausgebracht: Maeterlincks „Bürgermeister von Stilmonde“, ein Hetzstück übelster Sorte, an dem man studieren kann, wie verblödend der Nationalhaß selbst auf einen bedeutenden Dichter zu wirken vermag, und Duhamels „Licht“, ganz auf das Wort der Antigone gestimmt, das noch ausdrücklich durch ein kurzes Vorwort unterstrichen wird: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Lediglich vom Standpunkt der Bühnenwirksamkeit aus betrachtet wird freilich jenes diesem überlegen sein, wenigstens da, wo man die Gleichung „Deutscher = Scheusal“ gläubig hinnimmt, und wo man es für möglich hält, daß ein preußischer Major zu einer Dame, deren Vater er soeben als Geisel standrechtlich erschießen ließ, die klassischen Worte spricht: „Gnädige Frau, ich habe ihrem Herrn Vater die Ehre erwiesen, bei seiner Erschießung selbst zu kommandieren. Alles ist gut abgelaufen, auf eine ungemein korrekte und befriedigende Weise. Ihr Herr Vater ist als Held gestorben.“ Dieses Drama wird späteren Kultur- und Rassepsychologen ein interessantes document humain sein, besonders wenn sie daneben ein deutsches Kunstwerk wie die Goeringsche „Seeschlacht“ halten, die ja auch noch während des Krieges geschrieben wurde. Auf so kostbares Papier hätte man es deshalb freilich noch lange nicht zu drucken brauchen; eher schon verdient es gelegentliche Entgleisungen der Übersetzer in galizischen Jargon („dran vergessen“). Duhamels Drama, in dem ein Blindgeborener und eine Erblindete nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch weltanschaulich zueinander finden — „ein Licht von klarerem und glühenderem Glanz ersetzt ihnen jenes andere Licht, das ihnen geraubt wurde, Liebe vertritt für sie im höchsten Sinn den Tag und führt sie wieder auf den Weg der Freude“ — ist ein wenig zu dünnblütig und seine Symbolik ist im Verhältnis zu

ihrer Einfachheit nicht stark genug. Doch hören wir die sanfte, brüderliche Stimme gern vom Westen herüberklingen und von einem tausendjährigen Reiche fabeln, da „sich die Herrschaft des Herzens über die ganze Welt verbreitet haben wird".

E. Ackerknecht (Stettin).

D. Kurze Anzeigen.

Burg, Paul: Andreas und Maria. Roman deutscher Bodenreform. Langensalza, Kortkamp, 1921. (504 S.)

Die romanhafte Handlung ist nur sehr beiläufig zusammengeschoben, um eine vorteilhafte Unterlage für die Erörterung der Bodenreform zu gewinnen. Das ist nicht ungeschickt gemacht, aber man genießt dergleichen doch lieber unmittelbar aus den Schriften Damaschkes selbst, dessen Bild dem Buche voransteht. Kp.

Huggenberger, Alfred und Hans Witzig: Der Hochzeitsschmaus und andere Ergötzlichkeiten. Leipzig, Staackmann, 1921. (114 S.)

Huggenberger schickt einen Geleitspruch voraus: „War es denn wirklich nun vonnöten, mit Busch in Konkurrenz zu treten?" Wer das Buch auch nur oberflächlich anblättert, wird es sehr rasch verstimmt aus der Hand legen: so leicht ist Busch denn doch nicht nachzumachen. Es steckt keine Spur von Witz darin, auch nicht in Zeichnungen des Herrn Witzig. In der albernen Häufung von Situationskomik kommt so etwas wie übelster Kinoblödsinn zum Vorschein. Kp.

Mogk, Eugen: Die deutschen Sitten und Bräuche. Erneuter Abdruck aus Hans Meyer „Das deutsche Volkstum". Mit Abb. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1921. (96 S.)

Auf das von einem gründlichen Kenner deutschen Volkstums mit Liebe und frischer Anschaulichkeit, die durch die guten Abbildungen auf das beste unterstützt wird, geschriebene Büchlein seien besonders die Jugendbibliotheken aufmerksam gemacht und solche Büchereien, die sich die Anschaffung des Gesamtwerks nicht leisten können. Fr.

Ostwald, Wilhelm: Die Farbenfibel. 4.—5. verb. Aufl. Leipzig, Verlag Unesma, 1920. (45 S.)

Ostwald gibt in diesem Büchlein einen kurzen Abriß seiner Farbenlehre, der durch Beifügung von 252 Farbenmustern größte Anschauungsmöglichkeit gewinnt. Über die Richtigkeit seiner Theorien möchte ich mir als Laie kein Urteil erlauben. Nur soviel sei gesagt, daß Ostwalds Lehren in den Kreisen der Wissenschaftler größter Skepsis, in denen der Künstler unzweideutigster Ablehnung begegnet sind. Auch hier scheint eine mechanisierte Auffassung maßgebend zu sein, die Ostwalds ganze geistige Einstellung kennzeichnet. Der schwerste Vorwurf, der gegen ihn gemacht worden ist, betrifft die mangelhafte Lichtechtheit seiner Farben, die allerdings unverständlich machen würde, warum für sie von Ostwald und der mit ihm in geschäftlicher Verbindung stehenden Fabrik mit solchem Nachdruck ein Monopol in Anspruch genommen wird. — Man wird also bei der Anschaffung, wie bei der Ausgabe des Buches zurückhaltend sein müssen. Kp.

Schendel, Arthur von: Die schöne Jagd. Erzählungen. Leipzig, Insel-Verlag, 1920. (126 S.)

In zarter Mystik verschwimmende Geschichten, geschmackvoll, aber rein artistisch erfunden und erzählt. Bei etwas mehr Erdenhaftigkeit wäre ihrem lyrischen Stimmungsgehalt vielleicht mancherlei Reiz abzugewinnen; so wie sie jetzt sind, muten sie an wie kandierter Maeterlinck, und wer hätte daran noch Geschmack? Kp.

Tiroler Novellen der Gegenwart, herausgegeben von Anton Dörrer. Mit biographischen Notizen. Leipzig, Reclam, 1920 (Univ.-Bibl. 6151—6154). (317 S.)

37 Novellen und Erzählungen von 35 Tiroler Schriftstellern der Gegenwart (darunter u. a. Buol, Greinz, Hoffensthal, Huldschiner, Schönherr, Schrott-Fiechtl, v. Schullern), künstlerisch nicht gleichwertig, in der Gesamtheit aber dichterisch und volkskundlich für diesen wichtigen Außenposten des Deutschtums recht bedeutsam. Für alle Volksbüchereien wohlgeeignet. Hl.

Kleine Mitteilungen.

Die zweite Hannoversche Volksbüchereitagung. Die von der Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover veranstaltete Tagung fand vom 10. bis 12. April statt. Sie vereinigte über 70 Teilnehmer aus allen Teilen der Provinz und den angrenzenden Ländern, neben ländlichen und kleinstädtischen Büchereien waren auch die großen Bibliotheken (Hamburg, Hannover, Lippe) vertreten. Die verhältnismäßig hohe Teilnehmerzahl ist um so bemerkenswerter, als mit Rücksicht auf die übrigen Unkosten Reisebeihilfen nicht gewährt werden konnten.

Der Eröffnungsvortrag, dem die Vertreter des Oberpräsidiums, mehrerer Regierungspräsidien und einer Anzahl Körperschaften (u. a. Freie Volkshochschule Hannover, Jugend-Volkshochschule Göttingen, Bund für niedersächs. Volkshochschulen und Volksbildungsheime, Gesellschaft für Volksbildung, Fabrikantenverein Hannover-Linden) beiwohnten, behandelte „Wesen und Ziele unserer Volksbüchereiarbeit und ihren gegenwärtigen Stand in der Provinz". Es folgten während der Tagung Vorträge mit anschließenden Aussprachen über die folgenden Gegenstände: „Grundstock und Neuanschaffungen in d. Vb." (Bibl. M. Siefert-Halberstadt), „Der Katalog und die Aufstellung in der Vb." (Bibl. Dr. May-Hannover), „Das volkstümliche niederdeutsche Schrifttum" (Prof. Dr. Stammler-Hannover), „Das heimatliche Schrifttum in der Vb." (Lyzeallehrer Krogel-Hannover), „Der Haushaltsplan der Vb." (Dr. Heiligenstaedt-Goslar), „Die Bücherausleihe: a) die Technik der Ausleihe, b) die Ausleihe als Bildungswerk" (Bibl. P. Crone-Hannover), „Statistik der Vb." (Bibl. V. Runge-Hannover), „Die Jugend und das Buch" (Studienrat Finger-Peine), „Der Arbeiter und das Buch" (Gewerkschaftsbibliothekar Hoppe-Hannover), „Volksbücherei und Volkshochschule" (Schulrat Peters-Linden).

An den Nachmittagen wurden Besichtigungen vorgenommen (Buchgewerbliche Betriebe: Druckerei, Binderei, Kunstanstalt; Volksbüchereien: Städtische Volksbibliothek, Zentralbibliothek der Gewerkschaften, Nordstadtbücherei des Vereins für Volksbüchereien). Ein Abend versammelte die Teilnehmer in ungezwungener Weise zu einem geselligen Beisammensein; einen gewissen Höhepunkt aber bildete der Abend, an dem Diedrich Speckmann aus eignen Werken vorlas. Dieser Vortragsabend war, um zugleich für die Volksbüchereisache in der Öffentlichkeit zu werben, allgemein zugänglich gemacht worden, bei überfülltem Saale mußten leider viele wieder umkehren. Die eindrucksvolle und gewinnende Persönlichkeit des Dichters kam an diesem Vortragsabend überaus wirksam zur Geltung.

Mit der Vortragsreihe war eine Ausstellung verbunden, in der alles ausgelegt und zur Anschauung gebracht war, was der Volksbüchereiverwalter benötigt (Regale, Karteikästen, Vordrucke mannigfaltigster Art, Einbandmuster, Besprechungslisten, sämtliche Volksbüchereizeitschriften, Heimatzeitschriften, volkstümliche Bibliographien usw.). Ferner war eine Bücherei von etwa 1500 Bänden unter besonderer Berücksichtigung der wohlfeilen Reihenschriften und der Heimatliteratur als Muster ausgestellt worden.

Trotz der nicht unerheblichen körperlichen Anstrengungen, die der Lehrgang den Teilnehmern auferlegte, war die Beteiligung bis zum Schluß sehr rege und in jeder Beziehung erfreulich.

Die Tagung selbst wurde mit der Gründung des „Hannoverschen Volksbüchereiverbandes" abgeschlossen, dem bislang 210 Büchereien beigetreten sind. Der Vorstand setzt sich zusammen wie folgt: Dr. Heiligenstaedt, Leiter der Beratungsstelle, 1. Vors. — Dr. Renken-Hameln, 2. Vors. — Bibliothekarin P. Crone-Hannover (großstädt. Bücherei). — Dir. Westphal-Burgdorf (Wanderbüch.). — Bibliothekarin Hiete-Peine (kleinstädt. Bücherei). — Pfarrer Dr. Kopp-Hannover (Borromäusbibl.). — Lehrer Leifers-Isernhagen (ländl. Kleinbücherei). —

Der Bibliothekar Erich Strenge-Schwerin i. M. wurde mit der Bearbeitung der Angelegenheiten der staatlichen Volkshochschule im Mecklenburg-Schwerinschen Ministerium für Unterricht beauftragt. Strenge ist außerdem Leiter der Volkshochschule, sowie einer von ihm ins Leben gerufenen allgemeinen öffentlichen Bücherei in Schwerin.

In der bekannten Zeitschrift des „neuen Jugendwillens", „Junge Menschen", findet sich in Heft 11/12 des laufenden Jahrganges ein für alle Jugendschriftenkritiker nachdenkenswerter Artikel von Hans Reimann unter der Überschrift „Anpflaumung, Karl May, Parodie". Wie man aus den folgenden Sätzen sieht, setzt Reimann mißbräuchlicherweise die Bezeichnung „Schund", wo es „Kitsch" heißen müßte, sagt aber im übrigen mit erfrischender Deutlichkeit frei heraus, wo die eigentliche volksbildnerische Wertung Karl Mays positiv einzusetzen hat:

„Im ‚Bücherwurm' (1919, 2. Heft) habe ich persönlich eine Lanze für Karl May gebrochen anläßlich der wiederholten Lektüre von ‚Satan und Ischarioth'. Dieser dreibändige Kolportageroman, dieser hahnebüchene Schund, dieses in erbärmlichem Deutsch hingeskribelte Werk ward von mir gepriesen, da ich es in dem Bewußtsein las, reinen Schund zu lesen.

Wie? Und dennoch wage ich zu behaupten, daß man ihn der heranreifenden Jugend in die Hand drücken darf?

Aber selbstredend.

Denn Karl Mays Bücher sind moralisch einwandfrei, überaus spannend, belehrend und durchaus männlich.

Daß Karl May die Kenntnis fremder Länder und Völker aus Lehrbüchern bezogen hat, war mir von jeher ein Beweis für seine Dichterschaft.

Der Mann hatte nicht nur Sitzfleisch, sondern stärkste Phantasie. Und auch im Schund (der unbedingt notwendig ist) kann einer Meister sein.

Als Sechzehnjähriger habe ich auf stilistische und technische Probleme gepfiffen. Daß Karl May ein jämmerliches Deutsch schreibt, das ist mir erst aufgefallen, als ich ihn vor vier Jahren wieder einmal zur Hand nahm, und da entdeckte ich denn seine Rezepte und Kniffe, seine Schwäche und seine Stärke.

Parodiert habe ich ihn erst in diesem Jahre. Aus Lust am Parodieren. Das ist nicht ‚Anpflaumung': Ich kann parodieren, wenn mir etwas auf die Nerven fällt; und ich kann parodieren, wenn mir etwas diebischen Spaß macht. Ich kann sogar mich selbst parodieren. Dies ist kein Kunststück.

Und um Karl May bis ins Mark hinein echt zu kopieren, dazu muß man ihn wohl gründlich kennen.

Dessen rühme ich mich leise. Denn ich habe ihn einst tief geliebt und liebe ihn auch jetzt noch. Als herrlichen Schundromantiker."

Das nächste Heft erscheint in doppeltem Umfange als Oktober-Novemberheft Mitte November.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 10 11

Leipzig Otto Harrassowitz

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint monatlich (mit Ausnahme der Monate Mai/Juni und Juli/August, für die je ein Doppelheft vorgesehen ist) in einem jährlichen Gesamtumfange von 20 Bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt vom Verlage.

Der Sitz der Schriftleitung ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166). Dorthin sind auch alle Besprechungsexemplare zu senden.

Inhalt dieses Heftes:

Diesem Hefte sind folgende Prospekte beigefügt:

F. A. Brockhaus über „Reisen und Abenteuer",

Felix Meiner über „Systematisches Wörterbuch der Philosophie von Clauberg und Dubislav".

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Jahrgang 2 1922 Heft 10/11

Werbekraft und Werbetätigkeit der volkstümlichen Büchereien für den Eigenbesitz von Büchern.

Von Hans Rosin (Stettin).

„Manus manum lavat."

Ein solches Thema kann man heute nicht erörtern, ohne seinen Ausgang von der wirtschaftlichen Notlage zu nehmen, in die Deutschland vor allen andern Ländern durch den unheilvollen europäischen Krieg gebracht worden ist. Nun ist das bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hervorgeholte Wort von der wirtschaftlichen Notlage allmählich zur gedankenlosen Phrase geworden, und wäre es als solche nicht zur Wirkungslosigkeit verurteilt, der Allgemeinbesitz der Bedeutung des Wortes V o l k s n o t müßte genügen, um ein Volksganzes zu schaffen, das entschlossen ist, seiner Not mit Würde zu begegnen. Statt dessen bemerkt der unbeeinflußte Beobachter jedoch, und gerade in den letzten Monaten der Dollarschwankungen und des Valuta-Unsinns, wie mehr oder weniger jeder Volksgenosse, mitgerissen, sich bemüht, möglichst noch große Stücke des Raubes für sich in Sicherheit zu bringen, unbeschadet dessen, daß er doch nur als ein selbstbetrogener Tropf sich einst an den leeren Brüsten seiner Nährmutter, des Volksganzen, wiederfindet.

Rücksichtslosigkeit und Abgestumpftheit sind in unsern Tagen für das Wirtschaftsleben bezeichnend. Der Hersteller ist frei von jeder weitschauenden Rücksichtnahme auf die nachgeordnete Stelle, die seine Waren im einzelnen vertreibt, und diese wiederum wälzt alle Lasten, unbekümmert um Zukünftiges, mit einem Achselzucken auf den Verbraucher ab. Der einzelne ist in diesem wirtschaftlichen Strome ohne jegliche Widerstandskraft, und wo Vereinigungen von Wirtschaftsgruppen sich gebildet haben — sei es zur Wahrnehmung ihrer Interessen, sei es zu Abwehrmaßnahmen irgendwelcher Art — da haben rechte Wirksamkeit fast nur Vereinigungen auf g r o ß kapitalistischer Grundlage erlangt. Handelt es sich hier in unserm industriellen, mechanisierten Zeitalter vorzugsweise um Truste, Syndikate und Kartelle, die uns leider geläufig sind, so sind Vereinigungen, die ihrem Wesen nach der Volkskultur dienstbar sind und darum als Pioniere auf von jeher gefährdeten Posten stehen, bei der Hatz nach dem äußerlichen, materiellen Profit und der dadurch bedingten Teilnahmslosigkeit an der Erhaltung unserer Kulturgüter längst aus der Bahn wirtschaftlicher Geltung hinausgestoßen worden. Wie sich selbst der Staat solcher Produktionsvereinigungen annimmt, erhellt aus der Tatsache, daß das preußische Ministerium trotz der ungeheuerlichen Geldentwertung zur Unterstützung für das gesamte preußische Volksbüchereiwesen auch heute noch denselben Betrag wie in den ersten Kriegsjahren bereitstellt — nämlich 150000 Mark in einem Jahr. Es ist

nicht bekannt, daß außer von volksbildungspfleglich eingestellter bibliothekarischer Seite her ein Einspruch erfolgt wäre. Der Buchhandel, dessen Interessen doch in dieser Richtung zu liegen hätten, hat bislang geschwiegen, hoffentlich nicht wegen der Kleinheit des Objektes. Die Papierindustrie, eine der am meisten vertrusteten Industrien, die wir haben, erdrosselt, wie männiglich bekannt, die Presse — einst die siebente, allerdings papierne Großmacht — mit einer Großartigkeit, welche Freunden von Großartigkeiten Bewunderung abringt. Sie brennt sich damit das Haus über dem Kopf ab, was schließlich ihre eigene Angelegenheit bleibt.

Die Pflicht der an der Volksbildungspflege beteiligten volkstümlichen Büchereien ist es aber, erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen der Entwicklung, welche die Dinge im Buchgewerbe nehmen. Hier wird von der Papierindustrie mit skrupelloser Unternehmerlust die Schlagader des geistigen Lebens unseres Volkes abgebunden, und wenn auch die volkstümlichen Büchereien, selbst in ihrer Gesamtheit, zu schwach sind, um als Macht dagegen auftreten zu können, so sind sie doch sehr wohl imstande, das Äußerste zu tun, um dem deutschen Buchgewerbe in seiner Not indirekt helfend beizuspringen. Ich wage auszusprechen, daß diese Möglichkeit einer Zusammenarbeit auf Gegenseitigkeit, von löblichen Ausnahmen abgesehen, bislang von den Büchereien vernachlässigt worden ist. Das mag daher kommen, daß die Büchereien in dem Irrtum befangen sind, als ob sie selbst in ihrer Gesamtheit ein Absatzgebiet darstellen, das für den Verlag beachtenswert sei. Diese Annahme entspricht leider nicht der Wirklichkeit. Auf der Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler im Frühjahr 1921 beantragte der offizielle Vertreter des deutschen Reise- und Versandbuchhandels, also nur eines kleinen Zweiges des Gesamtbuchhandels, daß seine Gruppe Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Wünsche stellen dürfe, da sie im Jahre einen Umsatz von 300 bis 400 Millionen habe. Auch der nicht in solchen Dingen erfahrene Bibliothekar weiß, daß der gesamte Vermehrungsetat aller Büchereien in Deutschland damals noch nicht einen Bruchteil dieser Summe erreicht hatte, und daß heute die Erhöhung der Etats bei weitem nicht Schritt hält mit der Geldentwertung, also der Betrag für die Bücheranschaffungen der gesamten Büchereien noch weiter hinter dem Umsatz eines solchen einzelnen buchhändlerischen Zweiges zurückbleibt. — Stellt man sich ferner vor, daß es einem Verleger möglich wäre, die Auflage eines Werkes von mehreren tausend Stück geschlossen an alle Volksbüchereien abzusetzen, so wäre doch mit dieser einen Auflage der Bedarf der Büchereien an diesem Werke für mindestens 1 bis 2 Jahre vollständig gedeckt. Von dem Absatz einer einzigen Auflage eines Werkes kann aber weder der Autor noch der Verleger bestehen. Wo sie das können würden, wie bei den mühelos erreichten Publikumserfolgen bekannter Romanfabrikanten — die erste Auflage von Herzog, Die Buben der Frau Opterberg, umfaßte gleich das 1. bis 60. Tausend und war durch Vorausbestellung vergriffen —, da sind die Volksbüchereien schon ihrer Berufung nach herzlich unbeteiligt daran.

Die Volksbüchereien können jedoch durch eine intensive indirekte Werbetätigkeit Wegbereiter des Qualitätsbuches werden und sich dadurch zu einer wichtigen Stütze für den Verleger hochwertiger Literatur entwickeln. Davon sind sie freilich in unsern Tagen doch noch weit entfernt; denn gibt man selbst zu, daß der Verkauf eines Qualitätsbuches in einer gewöhnlichen Auflage an die Volksbüchereien möglich wäre, wie kann es dann geschehen, daß von einem so wertvollen Buche wie Hans Grimm, Der Gang durch den Sand, seit 1916 an der ersten geringen Auflage noch heute verkauft wird, während Kolonialschmarren übelster Patriotik mühelos ihren Weg machen? Oder, daß die meist ausgezeichneten volkstümlichen Bände der „Nordischen Bücherei" des Verlages Georg Merseburger seit 6 bis 7 Jahren verkauft werden, ohne es zum großen Teil zu neuen Auflagen zu bringen?

Bei dieser Gelegenheit soll auch des oft diskutierten „Bibliothekseinbandes" gedacht werden. Die Ganzleinenbände des Verlages entsprachen wohl vor dem Kriege in ihrer Haltbarkeit allen Anforderungen der Verbrauchsbücherei; denn daß der allzu solide Bibliothekseinband die Lebensfähigkeit des Buchblocks überdaure, ist wohl kein wünschenswerter Vorzug. Gegen die Originalpappbände des Verlags während der Kriegs- und Nachkriegsjahre ist von bibliothekarischer Seite aus mit Recht vielerlei eingewandt worden. Aber nach dem oben Ausgeführten ist es selbstverständlich, daß sich der Verlag bei der Herstellung nach seinem Hauptabnehmer, dem kaufkräftigen Publikum, richtet, und das ist mit den Pappbänden meist zufrieden gewesen. Broschierte Stücke werden im öffentlichen Handel mit Ausnahme wissenschaftlicher Literatur gar nicht verlangt, und der größeren Rentabilität halber ist der Verleger gezwungen, seine Rohvorräte möglichst sofort in ganzer Auflage binden zu lassen. Inzwischen ist der büchereimäßig oft sehr brauchbare Halbleinenband und mehr und mehr auch der Ganzleinenband wieder erschienen. Um aber das ohnehin im Preise erheblich gestiegene Buch nicht noch teurer werden zu lassen, wird man aus Geschäftsrücksichten beim Verlag jetzt wohl wieder zum Pappband greifen müssen.

Unterliegen einerseits die Büchereien der Selbsttäuschung, daß sie für den Buchverlag nennenswerte Absatzgebiete sind, so wird hinwiederum doch auch vom Buchhandel die Werbekraft der Büchereien für den Erwerb der Bücher in weiten Schichten der Bevölkerung zu gering veranschlagt. Ganz besonders verdient machen sich in dieser Weise die ländlichen Büchereien, die dank des tapferen Aushaltens ihrer meist nebenamtlichen unbezahlten Leiter die Bevölkerung dort in stete Berührung mit dem Buche schlechtweg bringen, wo sonst gar keine Möglichkeit dazu vorhanden wäre, wenn man von dem nur schädigenden Kolportagebuchhandel absieht. In dieser Erkenntnis sucht zum Beispiel mit bestem Erfolge der Schriftenvertrieb der vereinigten Büchereiverbände in der Stettiner Stadtbücherei hochwertige volkstümliche Literatur den kleinen ländlichen Büchereien durch günstige Einkäufe wesentlich verbilligt zuzuführen. Er bedient sich dazu als Werbemittel eigens

dafür zusammengestellter Angebotslisten mit bildungspfleglich eingestellten Buchcharakteristiken, und er hat auf diese Weise breite Bevölkerungsschichten mit Autoren bekannt gemacht wie z. B. Andersen-Nexö, Bröger, Hans Grimm, Horn, Koschützki, Lerche, Möschlin, Nylander, Paquet, Schäfer, die sonst dort nur schwer Eingang gefunden haben würden. Die Büchereien geben durch die Reichhaltigkeit ihres Bücherbestandes jedermann Gelegenheit, seine Auswahl für einen bestimmten Buchankauf zu treffen. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß der Buchkäufer heute mehr denn je bei dem Erwerb eines Buches eine sorgfältige Prüfung vorhergehen läßt, die ihm der Buchhändler durch Ansichtssendungen nur noch in den seltensten Fällen ermöglichen kann. Ganz abgesehen von der Werbekraft, die der Bücherei allein durch ihr Dasein eignet, kann es für sie selbst bei der heutigen sich immer schwieriger gestaltenden Lage des Buchgewerbes nur von Vorteil sein, wenn sie sich nicht auf diese in ihrem Wesen begründete Werbekraft beschränkt, sondern dem Buchgewerbe neue Absatzgebiete durch ihre ohne weiteres einflußreiche Werbetätigkeit für den Eigenbesitz von Büchern erschließt, ihm dank ihrer Autorität neue Käufer zuführt. Sie dient dadurch nicht nur dem Buchgewerbe und damit sich selbst, sie dient auch durch die Unterstützung der Autoren, die doch von dem Verkauf ihrer Bücher leben, dem geistigen Leben Deutschlands, und indem sie die Werbetätigkeit aufnimmt, erweitert sie auch ohne Zweifel den Kreis ihrer volksbildungspfleglichen Aufgaben. Das wertvolle, insonderheit gemütsbildende Buch, soll nicht nur entliehen werden; es soll zu dauerndem Besitztum werden, weil es nur dann zur vollen Auswirkung der in ihm ruhenden Kräfte gelangt. Für den Eigenbesitz von Büchern muß die Bücherei aus allen angeführten Gründen mit Nachdruck eintreten.

Die deutsche Buchproduktion steht in der Buchproduktion der gesamten Kulturwelt auch zahlenmäßig an erster Stelle. Die Beteiligung am Erwerb von Büchern ist demgemäß, auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet, in Deutschland viel stärker als in anderen Ländern. Wir wollen uns aber mit dieser Tatsache keineswegs zufrieden geben, und wenn man bedenkt, daß nur in Ausnahmefällen Bücher in Jahren Auflagenhöhen von 300—400000 und mehr Stück erreichen, wie z. B. einzelne der Langewiesche-Bände, so will das bei einem 60-Millionen-Volk doch noch nicht viel sagen. Immerhin ist auch eine Auflage von 10000 Stück eines Qualitätsbuches schon sehr respektabel. Trotzdem bedeutet das, daß immer erst auf den Sechstausendsten der Bevölkerung 1 Stück kommt. Wie sieht es überhaupt mit der Eigenbücherei im Lande der Dichter und Denker aus? Schließt man die Intelligenten aus, die sich merkwürdig verteilt in allen Schichten der Bevölkerung finden, für die als „Büchernarren" der Erwerb des Buches zur Lebensnotwendigkeit geworden ist, sieht man ferner von jenen gewiß großen Kreisen ab, die aus beruflichen Gründen Bücher ihrer Berufssphäre rein als Handwerkszeug haben müssen, so wird man feststellen können, daß bei weitem die größte Zahl der Bevölkerung, und eben die mit minderer schulmäßiger Bildung, dem Bucherwerb ganz fremd gegen-

übersteht. Bei einem weiteren Teil der sogenannten „gebildeten Stände" besteht die kümmerliche Ansammlung von Büchern aus baren Zufallskäufen, ohne jegliche vertiefte Beteiligung ausgewählt. Da gibt es zahlungsfähige Gebildete, deren Bücherschatz sich auf Salings Börsenpapiere, das Reichskursbuch und den Baedecker von Italien beschränkt; andere Kreise, in denen „up to date" der Hausherr Bonsels: Indienfahrt, Spengler: Untergang, Keyserling: Reisetagebuch eines Philosophen, Bismarck Bd. 3, besitzt und „à la mode" Wilhelm II.: Ereignisse vorausbestellt hat; in denen die Hausfrau sich mit Ewers, Langenscheidt, Prévost und den Romanen, „von denen man spricht", begnügt. Zur „Hausbücherei" in bürgerlichen Kreisen z. B. steuert der Vater bei: Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute, je nach seiner politischen Einstellung das eine oder andere zeitgemäße Buch dieser Art, die Mutter: Heimburg: Ges. Werke und Fischer-Dückelmann: Die Frau als Hausärztin (vom Vater geschenkt), der ältere Sohn: Schillers Werke (das Konfirmationsgeschenk und darum ungelesen), ein paar Jugendschriften aus der Schulzeit und ein von einem Reisenden aufgehängtes Lieferungswerk: Die Sitten der Völker oder Weltall und Menschheit; die Tochter: Heine: Buch der Lieder, Polko: Deutsche Dichtergrüße, Rose: Heideschulmeister Uwe Karsten — eine Anzahl bei Gelegenheit gekaufter Reiselektüre trägt zur Vervollständigung bei. Man wird schon emsig suchen müssen, um in diesen Kreisen eine noch so geringe Anzahl von Büchern zu finden, die, der Eigenart ihres Besitzers entsprechend, Planmäßigkeit in der Anschaffung erkennen ließen und durch ihre Zusammensetzung von dauerndem Werte für ihn wären. Es sei darum noch einmal wiederholt, daß in weitesten Schichten der Bevölkerung, sei es aus Unlust oder aus Unkenntnis, überhaupt keine Ansätze zur Hausbücherei, die ihren Namen verdiente, vorhanden sind. Die Lust am Besitz eigener Bücher zu wecken wo Unkenntnis ihren Erwerb nachteilig beeinflußt, diese durch Beratung zu beheben, das scheint eine durch die Nöte der Zeit ganz dringlich gewordene Aufgabe der volkstümlichen Bücherei zu sein*).

Zunächst kann jede Bücherei durch allgemein gehaltene Hinweise, teils durch Anschlag an bevorzugter Stelle, teils durch Aufnahme in den Druckkatalog oder in ihre Drucksachen, zur Befestigung des Satzes beitragen, daß nur der Besitz des Buches selbst von nachhaltiger Wirkung sein kann. Wer dabei nicht schon stehen bleiben will, dem seien zwei langjährig geübte Gepflogenheiten der Stettiner Bücherei empfohlen. Hier werden zunächst in den Büchern auf der Rückseite des Titel-

*) Grundsätzlich und grundlegend hat sich zu dieser Aufgabe aus reicher Erfahrung heraus Dr. Erwin Ackerknecht ausführlich in einer Abhandlung „Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei" geäußert. Es ist erstaunlich, wie das damals Gesagte durch die zeitliche Entwicklung seine Bestätigung gefunden hat. (Vgl. Ackerknecht: Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei, in: Die öffentliche Bücherei. 6 Abhandlungen. Schriften der Zentrale für Volksbücherei. 1. Stück. Berlin 1917, Weidmannsche Buchhandlung.)

blattes die Preise für das gebundene und das geheftete Exemplar und das Jahr aufgezeichnet, in dem dieser Preis gezahlt worden ist. Der Leser kann dann sofort mit sich zu Rate gehen, ob ihm seine geldlichen Verhältnisse die Anschaffung dieses Buches gestatten. Der Entschluß, das Buch zu kaufen, wird also nicht erst durch umständliche Nachfrage oder gedankliche Vormerkung, den Entschluß auch auszuführen, in Frage gestellt. Heute können diese Preisangaben mit Hinzufügung des Anschaffungsdatums natürlich nur Richtlinien geben, doch ist es immerhin ein Unterschied, ob ein Buch im Jahre 1921 Mk. 100.— oder Mk. 200.— gekostet hat. Außerdem ist es für die pflegliche Behandlung des entliehenen Buches gerade heutzutage nur vorteilhaft, wenn der Leser weiß, was man ihm für einen „Wertgegenstand" anvertraut hat. — Die Stettiner Volksbücherei besitzt ferner zwei gut angebrachte Schaukästen, in denen sie in regelmäßigem Wechsel Bücher im Originalverlegereinband in verschiedenen Zusammenstellungen zeigt. Preisangaben sind dabei unerläßlich. Bücher in bibliotheksmäßiger Uniformierung kommen ihrer Reizlosigkeit halber nicht in Betracht*). Kurze Charakteristiken des Inhalts der Bücher und ihres besonderen Wertes, bei Jugendschriften Angabe der Altersgrenzen, erhöhen die Anziehungskraft solcher Ausstellungen ungemein. Abwechslung im Programm ist bei einiger Findigkeit des Bibliothekars reichlich geboten. So können z. B. gezeigt werden: Heimatromane, Seegeschichten, Bücher abenteuerlichen Inhalts, Lebensbeschreibungen, billige Reihenschriften, gut illustrierte Bücher usw. usw. Bei illustrierten Werken können 2 oder 3 Stücke eines Werkes aufgeklappt die Illustrationen vorführen; auch ein gutes Druckbild kann auf diese Weise gezeigt werden. Die Auswahl der auszustellenden Bände kann sehr wohl so getroffen werden, daß die Bände alle im Bestande der Bücherei vorhanden sind und durch eine Entleihung vom Leser nachgeprüft werden können. Dadurch wird die Ausstellung auch in erziehlicher Hinsicht wertvoll. Wo nun eine Bücherei nicht im Besitz von Ausstellungsmaterial ist, wird sie es durch Verständigung mit dem ortsansässigen Sortiment wohl erreichen, daß ihr dieses für eine befristete Zeit Material zur Verfügung stellt. Die Bücherei kann dafür entgegenkommend gefällig sein und in der Ausstellung die Firma nennen, welche die Bücher zu Ausstellungszwecken hergegeben hat.

Ein anderes Gebiet, dessen Pflege sich gerade die Büchereien nicht entgehen lassen dürften, ist der Vertrieb der billigen Sammlungen und Reihenschriften, die auch heute noch verhältnismäßig billig sind und die sich bei der jetzigen Preisgestaltung wohl kaum mehr werden halten können, wenn ihnen nicht erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird.

*) Dazu sei angemerkt, daß das Einstellen von Verlegerbänden für die Bücherei ein außerordentlich wirksames Werbemittel in jeder Hinsicht ist, zumal der Verlag auf das Werbemittel einer ansprechenden Buchaufmachung im letzten Jahrzehnt den größten Nachdruck gelegt hat. Es ist wohl kaum annehmbar, daß der Bibliothekar selbst so wenig „Bücherliebhaber" ist, um seine Eigenbücherei etwa in die öde Einförmigkeit der Bibliotheksbände zu kleiden. Der Appetit kommt doch beim Essen, und was für den Magen gilt, gilt hier erst recht für das Auge.

Dem Sortimentsbuchhandel ist es bei der großen Zahl der wirklich guten Sammlungen nicht möglich, sich neben andern Aufgaben, die seiner harren, dem Vertriebe dieser Schriften so zu widmen, wie sie es verdienten. Die Volksbücherei ist hier vor allen andern Stellen dazu berufen, sich den Vertrieb dieses deutschen Gutes angelegen sein zu lassen. Sie ist dazu geeignet, weil sie der Sammelpunkt von Menschen ist, die ihr Interesse am Buche deutlich durch die Benutzung der Bücherei bezeugen, und vor allem, weil sie von der — Gott sei es gedankt — immer noch lesehungrigen Jugend aufgesucht wird. Diese wird bei dem schmalen Geldbeutel, den ihr elterliche Nöte zuweisen, gern von der Möglichkeit des Kaufes eines in reicher Auswahl gebotenen billigen Lesestoffes Gebrauch machen. Der nächste Weg zu einem solchen Verkauf ist wohl der, daß sich die Bücherei mit einem Sortimentsbuchhändler in Verbindung setzt und für ihn kommissionsweise den Verkauf übernimmt. Der einsichtige Buchhändler wird der Bücherei gern einen prozentualen Teil des Umsatzes gutschreiben, wofür sie für sich Bücheranschaffungen machen kann, der also dem Buchhändler selbst wieder zugute kommen würde. Wo keine Buchhandlung vorhanden ist oder das Sortiment sich aus irgendwelchen Gründen weigern sollte, wie es tatsächlich und teilweise aus Indolenz vorgekommen ist, da wende sich die Bücherei unter Darlegung der Verhältnisse direkt an die betreffenden Verleger. Diese werden sich aus ideellen Gründen bereit finden, an die Bücherei mit einem geringen Preisnachlaß vom festgesetzten Verkaufspreis zu liefern, den die Bücherei heutzutage mit gutem Gewissen für ihre Mühewaltung in Anspruch nehmen darf. Zur Bedingung muß freilich gemacht werden, daß die Bücherei den gültigen Ladenpreis ausnahmslos nicht unterbietet. Für den Vertrieb der Sammlungen eignen sich besonders u. a.: Bunte Bücher, Deutsche Jugendbücherei, Schaffsteins Blaue und Grüne Bändchen, Der Schatzgräber, Steinkopfs Jugendbücherei und die Wiesbadener Volksbücher.

Noch eines anderen Zweiges des deutschen Buchgewerbes soll zum Schlusse besonders gedacht werden, dessen Pflege der volkstümlichen Bücherei wohl anstehen würde, nämlich des deutschen Bilderbuches. Die erste Berührung mit dem Buche bringt unsern Kindern noch vor der Fibel das Bilderbuch. Man wird darum verstehen, daß berufene Jugendbildner, in schöner Zusammenarbeit mit Künstlern, Malern und Dichtern, sich der Pflege des guten Bilderbuches besonders gewidmet haben. Eine ganze Reihe von deutschen Verlegern, wie z. B. die Firmen Dietrich, Hahn, Loewe, der Pestalozzi-Verlag, Schaffstein, Scholz, Schreiber, Stalling u. a. m., hat auf diesem Gebiete mit Künstlern wie Caspari, Freyhold, Kreidolf, Kutzer, Olfers, Oßwald, Schmidhammer, Volkmann usw. geradezu Vorbildliches in den Handel gebracht. Die Stadtbücherei in Stettin hat schon vor dem Kriege Bilderbuchausstellungen mit Hilfe des Sortimentsbuchhandels veranstaltet. Seit Beendigung des Krieges hat jedoch die Stettiner Volksbücherei planmäßig eine Bilderbuchsammlung angelegt, die heute

mehrere hundert Stück aufweist, und in jedem Jahre veranstaltet sie an mehreren Sonntagen vor Weihenacht in ihren Räumen eine Bilderbuchausstellung, um immer weitere Volkskreise für das gute künstlerische Bilderbuch zu gewinnen. Die Ausstellung findet immer so rechtzeitig statt, daß Weihenachtsbestellungen durch die ortsansässigen Buchhandlungen, soweit sie die Bücher nicht vorrätig haben, noch rechtzeitig ausgeführt werden können. Nach Anfrage bei sämtlichen Verlegern werden dem Publikum immer genaue Preisangaben gemacht, die für den Erfolg der Ausstellung sehr wesentlich sind. Die Besichtigung ist stets kostenlos und die Beteiligung erfreulicherweise außergewöhnlich stark.

Es sind nunmehr in großen Umrissen genügend Gebiete gezeigt worden, auf die sich die Werbetätigkeit der Volksbüchereien für den Eigenbesitz von Büchern erstrecken kann. Diese Zeitschrift wird, eingedenk ihres Wahlspruches: „Aus der Praxis für die Praxis", ihren Raum gern für Anregungen und Erfahrungen in dieser Richtung zur Verfügung stellen. Vor allem heißt es aber für die Büchereien, sich selbst Hilfe bringen, wenn sie das deutsche Buchgewerbe, und besonders den deutschen Verlag, bei dem letzten Endes doch alle Initiative im Buchgewerbe liegt, in gemeinsamer Not unterstützen, dadurch, daß sie nach bestem Vermögen für ihn, also für das deutsche Buch, werben; denn — eine Hand wäscht die andere.

Über einige Ergänzungen beim Ausschreiben der Sachzettel und die Anfertigung eines Sachwortverzeichnisses.

Von Dr. Wilhelm Klein (Essen).

In der Kruppschen Bücherhalle in Essen werden beim Verzetteln die Preußischen Instruktionen und Lüdicke-Pieth „Grundlagen einer Instruktion für die Kataloge von Volks- und Stadtbüchereien" benutzt. Wir schrecken aber auch nicht davor zurück, Änderungen oder Ergänzungen vorzunehmen, wenn diese sich in der Praxis bewähren. In den folgenden Zeilen sollen einige derartige Ergänzungen herausgegriffen werden, in der Annahme, daß vielleicht auch noch die eine oder andere Bibliothek daraus Nutzen ziehen kann.

Zuerst muß bemerkt werden, daß wir bei der Kruppschen Bücherhalle scharf unterscheiden zwischen Schlagwortzettel und Sachzettel. Schlagwort ist (mit Ausnahme des Artikels) das erste Wort des Titels. Sachwort ist ein Wort, das Aufschluß über den sachlichen Inhalt des Buches gibt. Das Schlagwort wird nur dann geschrieben, wenn aus dem Titel nicht klar der sachliche Inhalt des Buches hervorgeht, also z. B. wenn er in belletristischer Form gehalten ist (Rathenau „Von kommenden Dingen", Key „Die Wenigen und die Vielen"). In solchen Fällen würde der Ausleihebeamte häufig nicht wissen, unter welchem Sachwort er nachsehen soll; er könnte also das gewünschte Buch nicht finden, wenn der Leser nur den Titel, nicht aber auch den Verfasser

angeben kann. Bücher der schönen Literatur erhalten stets einen Schlagwortzettel und nur in seltenen Ausnahmefällen, z. B. bei wertvollen biographischen Romanen, auch noch einen Sachzettel. Beim Schlagwortzettel wird also das erste Wort des Titels, soweit es nicht Artikel ist, am Kopf ausgeworfen, beim Sachzettel dagegen ein den sachlichen Inhalt bezeichnendes Wort. Das hat zur Folge, daß für ein Buch oft mehrere Sachzettel geschrieben werden müssen. Z. B. werden bei Schubart, Frida „Von Wüste, Nil und Sonne" als Schlagwort „Von . . ." und als Sachworte „Aegypten" und „Ausgrabung (in Aegypten)" aufgenommen. Sachzettel und Schlagwortzettel werden in ein und denselben Katalog eingeordnet, ohne daß sich bisher Mißstände ergeben hätten.

Bei den Sachzetteln wird nun das ausgeworfene Wort nach Möglichkeit nicht in der Mehrzahl, sondern in der Einzahl gewählt, auch dann, wenn es im Titel in der Mehrzahl gebraucht ist. Es wird also nicht „Seelen" sondern „Seele", nicht „Schiffe" sondern „Schiff" geschrieben. Grund: Würde bei einigen Sachzetteln die Mehrzahl, bei anderen die Einzahl gewählt, so entstände leicht Unordnung im Katalog, zum mindesten aber würde das Suchen darin erschwert, weil z. B. zwischen „Seele" und „Seelen" vielleicht „Seeleben", oder zwischen „Schiff" und „Schiffe" noch „Schiffahrt" und „Schiffchenspitze" stände, also Zusammengehöriges auseinandergerissen wäre.

Wir geben ferner auch bei den Sachzetteln stets Jahreszahl und Seitenzahl an. Der Vorteil liegt auf der Hand. Verlangt ein Leser ein größeres, neues Werk der Volkswirtschaftslehre, so kann der Ausleihebeamte bei der Durchsicht der Sachzettel „Volkswirtschaftslehre" sofort feststellen, wann das Buch erschienen ist und wieviel Seiten es enthält. Fehlte die Angabe, so müßte der Beamte, der bei einem reichen Bücherbestande unmöglich selbst jedes Werk kennen kann, entweder zuerst einzelne Bücher aus dem Magazin kommen lassen oder an Hand des Sachkataloges zuerst die Verfasser feststellen und könnte erst dann im Verfasserkatalog auf den Urzetteln Jahreszahl und Seitenanzahl ablesen. Dazu ist bei einem regen Ausleiheverkehr keine Zeit vorhanden. Auch die bekannten Sammlungen wie „Aus Natur und Geisteswelt", „Reclam", „Sammlung Göschen" u. a. werden, weil von charakterisierendem Werte, auf dem Sachzettel vermerkt.

Das reichliche Ausschreiben von Sachzetteln hat eine weitere Maßnahme notwendig gemacht. Muß nämlich ein Buch umsigniert werden oder wird ein weiterer Band eines Werkes, von dem die ersten Bände schon früher eingestellt wurden, verzettelt, so ist es oft sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich, alle für dieses Werk schon geschriebenen Sachzettel wiederzufinden, um auf ihnen die Umsignierung vorzunehmen oder den neuen Band aufzutragen. Um diesem Mißstand zu entgehen, wird auf der Rückseite des Urzettels kurz notiert, welche Sachzettel geschrieben wurden. Außerdem machen wir diese Notiz auch noch im Buch auf der Rückseite des Titelblattes, weil hin und wieder der eine oder der andere der Bibliotheksbeamten beim Lesen des Buches noch

notwendige Sachworte finden wird, die beim Verzetteln, wobei meistens die Zeit zum genauen Lesen des Buches fehlt, übersehen wurden.

Die für ein Buch geschriebenen Sachzettel jederzeit feststellen zu können, ist auch in folgendem Falle von Wert: Wird von einer schon vorhandenen Schrift ein weiteres Exemplar angeschafft, das aber nicht als Doppelexemplar behandelt werden kann, weil vielleicht die neue Ausgabe sehr stark von der alten abweicht, oder die Arbeit in dem einen Falle als selbständige Ausgabe, in dem anderen in einem größeren Werk als eine Abhandlung unter vielen erschienen ist, so werden doch die schon bei dem ersten Exemplar geschriebenen Sachzettel mitbenutzt. Unter der alten Signatur steht dann im entsprechenden Abstande die neue und daneben die Bezeichnung „Dasselbe" mit der näheren Angabe über die Art der Ausgabe, z. B. „Kleine Ausgabe für Jugendliche".

Um den Wortschatz des Sachkataloges nicht allzu umfangreich werden zu lassen, wurde ein Verzeichnis derjenigen in den Katalogen vorkommenden Sachworte angelegt, die auf Bücher gleichen sachlichen Inhaltes verweisen. Ohne dieses Verzeichnis würden im Laufe der Zeit für ein und dieselbe Sache verschiedene Wortbezeichnungen gewählt und als Sachzettel ausgeschrieben werden, so daß man Sachzettel von Büchern gleichen sachlichen Inhaltes an den verschiedensten Stellen des Kataloges finden würde. Es wurde darum nach Möglichkeit ein Begriff festgelegt, dieser unterstrichen und die dazu gehörenden bedeutungsgleichen Sachworte daneben geschrieben. Auf nahe verwandte Gebiete wurde am Schluß einer Wortreihe in Klammern mit dem Hinweis „s. a." aufmerksam gemacht; z. B.: A b s t i n e n z, Abstinenzbewegung, Antialkoholbewegung, Antialkoholbestrebung, Alkoholgegner, Enthaltsamkeit (s. a. Alkoholismus). Das Verzeichnis ist alphabetisch angelegt, wobei von jedem Sachwort auf das festgelegte Wort verwiesen wird. Bei dem angeführten Beispiel würde also unter E stehen: Enthaltsamkeit s. A b s t i n e n z. Das unterstrichene Wort wird stets als Sachzettel geschrieben. Daneben kann es in manchen Fällen notwendig sein, daß auch noch ein Schlagwort oder ein weiteres Sachwort, das den Inhalt des Buches enger bezeichnet, gewählt werden müssen. Z. B. würden wir für ein „Die Arbeit im Fesselballon" betiteltes Buch einen Sachzettel „Luftschiffahrt" schreiben, da dieses Wort in dem Verzeichnis festgelegt wurde, und außerdem noch einen weiteren Sachzettel „Fesselballon" als engere Bezeichnung; und für ein Buch „Unsere Nachtfahrten nach England" einen Sachzettel „Luftschiffahrt" und einen Schlagwortzettel „Unsere . . ." Ist aber ein Schlagwort oder eine engere Bezeichnung nicht notwendig, dann wird nur das in der Tabelle unterstrichene Sachwort gewählt. Wir würden demnach für ein Buch „Die Enthaltsamkeitsbewegung in Deutschland" einen Zettel „Abstinenz", nicht aber außerdem noch einen „Enthaltsamkeitsbewegung" schreiben. Das unterstrichene Wort muß also stets geschrieben werden, weil unter diesem Wort alles die gleiche Sache Behandelnde stehen soll. Ergeben sich im Katalog dadurch zu große Abteilungen, so können sie zergliedert und durch Leitkarten übersichtlicher gemacht werden.

Der verzettelnde Beamte braucht somit nur im Verzeichnis nachzusehen, welchen Ausdruck er wählen soll. So wird vor allem auch vermieden, daß verschiedene Beamte verschiedene Worte für dieselbe Sache wählen. Im Katalog aber entsteht eine bessere Übersicht, und jeder Beamte kann sofort wissen, unter welchem Wort er das Gesuchte findet. Und da in den alten Katalogen die früher geschriebenen mannigfaltigen Bezeichnungen nicht in kurzer Zeit beseitigt und unter ein Wort gestellt werden können, so gibt das Verzeichnis auch darüber Aufschluß, unter welchen Worten gesucht werden muß und welche nahe verwandten Gebiete in Frage kommen. Das ist besonders dann wertvoll, wenn — wie bei wissenschaftlichen Arbeiten — eine größere Anzahl von Büchern eines bestimmten Gebietes verlangt wird.

Wird das Sachwortverzeichnis beim Verzetteln gebraucht, so wird auch der von Ladewig in seiner „Politik der Bücherei" auf Seite 216 gemachte Einwand hinfällig: „Der Versuch, den systematischen Sachkatalog und den Schlagwortkatalog zwitterhaft zusammenzuwerfen, muß mit Notwendigkeit im Laufe der Jahre zu Verwilderung und völliger Unsicherheit führen, sobald es darauf ankommt, eine Frage rasch und erschöpfend zu erledigen. Besteht das Schlagwort, das aus dem Titel entnommen ist, mit seiner eisernen Unantastbarkeit, besteht der danach geordnete Schlagwortkatalog, so kann dem für den praktischen Gebrauch zweckmäßigen systematischen Sachkatalog zugestanden werden, daß verschiedene Köpfe das gleiche Ding verschieden beurteilen und verschieden rubrizieren oder willkürlich bestimmen." Das Sachwortverzeichnis soll es verhindern, daß das gleiche Ding verschieden benannt wird. Und wenn für das gleiche Ding gleichzeitig Sachzettel und Schlagwortzettel bestehen wie z. B. bei „Gott", so sehe ich auch darin keinen Hinderungsgrund, Schlagwortzettel und Sachzettel in einem Katalog zusammenzuwerfen. Wie ich schon sagte, sollen Leitkarten den Katalog übersichtlicher machen; es würde also vor die Schlagwortzettel „Gott" eine Leitkarte „Gott (Schlagwort)" gestellt und diese so von den Sachzetteln „Gott" getrennt werden.

Natürlich kann ein solches Sachwortverzeichnis nicht bei der erstmaligen Aufstellung fehlerfrei und lückenlos fertiggestellt werden, sondern es muß allmählich ausgebaut werden. Um diese Arbeit zu beschleunigen und zu erleichtern, möchte ich den Vorschlag machen, daß alle größeren Bibliotheken, die schon derartige Verzeichnisse angelegt haben oder noch anlegen werden, ein Exemplar ihres Verzeichnisses an eine noch zu bestimmende Stelle einsenden, wo dann die gegenseitige Ergänzung vorgenommen werden könnte.*)

---

*) Im Einverständnis mit dem Verf. wird hiermit die Schriftleitung der „Bücherei und Bildungspflege" als vorläufige Sammelstelle solcher Verzeichnisse vorgeschlagen. Der Verf. wird ihr seine Liste zuschicken. Sie soll zusammen mit anderen Verzeichnissen, deren Übersendung hierdurch erbeten wird, allen Interessenten nach Möglichkeit zugänglich gemacht werden. Die Schriftleitung.

Drucklegung des Katalogs.*)

Von F. Plage (Frankfurt a. Oder).

Über die Vorbereitungen zur Herstellung des Katalogs enthielt die „Bildungspflege", 1. Jahrg., S. 88ff., bereits eine Aufstellung von Grundsätzen, über die sich die Beratungsstellen von Stettin, Gleiwitz und Frankfurt a. d. Oder geeinigt hatten. Ein besonderer Abschnitt war daselbst auch der Drucklegung gewidmet, auf den an dieser Stelle zu verweisen wäre. Nun aber haben sich in den $2^1/_2$ Jahren, die seit Erscheinen jener Zeilen verstrichen sind, die Verhältnisse im Buch- und Druckgewerbe so gründlich geändert, daß sich aus Gründen der notgedrungenen Sparsamkeit besonders diejenigen Grundsätze nicht mehr durchführen lassen, die sich auf die Ausstattung des Druckkatalogs beziehen.

Heute muß die vorhandene Druckfläche voll ausgenutzt werden; Papierrand und Durchschuß sind daher aufs äußerste zu beschränken. In den Schriftgraden müssen Korpus und Borgis der Petit weichen, vielleicht sogar der Kolonel, wenn dieser Grad in einer auskömmlich geschnittenen Type zu erhalten ist. In den mittleren Druckereien ist hier die Auswahl allerdings nicht groß. Bei dem Mangel an farbigen Prospektpapieren werden Namen- und Sachregister nicht mehr auf Papier von abweichender Farbe gedruckt werden können. Ja, das Sachregister wird womöglich in Wegfall kommen müssen, und der Ausgleich wird durch eine weitgehende Gliederung des Verzeichnisses und eine übersichtliche Inhaltsangabe geschaffen werden müssen. Beim Namenregister wird der Platz der Druckseite durch 3spaltige Anordnung des Satzes vorteilhaft ausgenutzt werden können. Mehr wie je ist heute der Druck vom Zettelmanuskript unökonomisch, da es ohne Rücksicht auf die Zeilenlänge des gedruckten Katalogs angelegt ist und infolgedessen zu zahlreichen Halbzeilen im Katalog führt, die ihn verteuern.

Aus diesem Grunde schon empfiehlt sich die Herstellung eines besonderen Katalogmanuskripts in Maschinenschrift. Vorher schon ist ein Entschluß über Schriftgattung und -grad des künftigen Katalogs zu fassen, so daß die Buchstabenzahl jeder Zeile feststeht. Es ist dann in den meisten Fällen ein leichtes, bei der Abschrift des Manuskripts mittels Schreibmaschine den Text der Länge der Druckzeile anzupassen, indem noch während des Schreibens Abkürzungen vorgenommen werden, falls die Überschreitung der Druckzeilenlänge droht. Der Zeilenmesser der Schreibmaschine gestattet das jederzeit zu übersehen ohne umständliche Auszählung der Buchstaben. Daß bei dieser Gelegenheit das fortlaufend geführte Zettelmanuskript des Katalogs noch einmal gründlich durchgearbeitet und von allen veralteten oder entbehrlichen Werken gesäubert wird, ist kein Nachteil.

Die Papierbeschaffung für den Katalog wird man heute nicht unbedingt dem Drucker überlassen können, schon aus dem Grunde, weil

*) Sonderabzüge dieses Aufsatzes sind zu beziehen durch die Büchereiberatungsstelle zu Frankfurt/Oder.

der billigste Drucker nicht immer das preiswerteste Papier hinter sich hat. Eine weitschauende Anschaffungspolitik wird daher die Papierbeschaffung vom Druck trennen, sie so früh wie irgend möglich bewerkstelligen und damit nicht warten, bis das Katalogmanuskript fertiggestellt ist. Wer heute Druckpapier angeschafft hat, kann sich den Wettbewerb der Drucker um den Auftrag ungleich besser zunutze machen. Die Beschäftigung im Buchdruckgewerbe ist oft eine sehr ungleichmäßige, und bei flauem Geschäftsgang bringt man Druckaufträge in der Regel günstiger unter als zu Zeiten geschäftlichen Hochdrucks.

Schließlich ist es von Belang, den Lieferungsvertrag mit dem Drucker so restlos klar und erschöpfend in allen Einzelheiten festzusetzen, daß unbequeme und nicht vorher berechnete Nachforderungen oder Streitigkeiten über die vereinbarte Leistung in keinem Falle entstehen können. Selbstverständlich müssen diese Leistungen im einzelnen vor Erteilung des Auftrags festgesetzt werden; denn „achter de Hochtid is't to lat". Daher empfiehlt es sich, alle wesentlichen Bestimmungen des Druckvertrags in die Bedingungen aufzunehmen, die jedem Drucker vorzulegen sind, der zur Abgabe eines Angebots aufgefordert wird. Der Abschluß des endgültigen Druckvertrags vollzieht sich dann in der einfachsten Weise durch Anerkennung der Bedingungen.

Hiernach ist das folgende Beispiel eines Ausschreibens für den Druck eines Katalogs zu beurteilen, in dem sich die Erfahrungen wiederholter Herstellung niedergeschlagen haben. Entsprechende Abänderungen werden in anderen Verhältnissen leicht vorzunehmen sein.

Vertragsbedingungen für den Katalogdruck 1922 der Städtischen Bücherei zu N.

Teile des Katalogs: Der Katalog besteht aus Umschlag, Titel (ohne Schmutztitel), Inhaltsverzeichnis, Text und Namenregister.

Auflage: Der Katalog wird in einer Auflage von 2500 Exemplaren gedruckt, davon 2400 Exemplare (in der Folge „Hauptauflage" genannt) auf weniger gutem Papier und 100 Exemplare (in der Folge „Sonderdruck" genannt) auf holzfreiem Papier. Die Hauptauflage ist zu liefern drahtgeheftet broschiert in Umschlag, der Sonderdruck durchaus geheftet, Fadenheftung, gebunden mit aufgeklebtem Umschlag.

Schrift: Vorgeschrieben wird Fraktur Petit kompreß. Halbfett zu drucken sind die unterstrichenen Titelwörter und die am rechten Rande stehende Buchmarke. Buchmarke und besonders kenntlich gemachte fremdsprachliche Titel werden Antiqua gedruckt. Die Buchmarke wird durch Punktlinie an den Text gebunden, wo größere Lücken entstehen. Die Grade der Überschriften sind derselben Schriftgattung zu entnehmen. Es kommen zwei Auszeichnungsgrade in Betracht: Hauptüberschriften (im Manuskript blau unterstrichen) und Paragraphenüberschriften (im Manuskript rot unterstrichen).

Spiegel: Die Vollzeile enthält 75 Buchstaben und die Buchmarke (oder Seitenzahl). Sie kommt zur Anwendung im Inhaltsverzeichnis und in der Abteilung: Belehrende Literatur. Die zweigespaltene Zeile kommt zur Anwendung in der Abteilung: Schöne Literatur. Sie enthält 40 Buchstaben einschließlich der Buchmarke. Die dreigespaltene Zeile (nur im Namenregister) enthält 27 Buchstaben.

Jede Seite enthält 59 Zeilen, dazu Seitenzahl und lebenden Kolumnentitel. Die gekürzte Fassung für die Kolumnentitel ist auf jeder Seite des Manuskripts angegeben.

instituts für Sozialwissenschaften in Köln, unter Mitwirkung einer Reihe meist namhafter Persönlichkeiten unserer Wissenschaft.

Für uns Volks- und Bildungsbibliothekare, an diese wende ich mich in erster Linie, soll gleich zu Eingang betont werden, daß wir, Theoretiker und Praktiker, hier nicht gleich nach neuen Ergebnissen suchen dürfen; aber auch von dem, was wir allerdings erwarten könnten: treffende, nicht bloß allgemein gehaltene, Problemstellungen, Wegweiser zur tieferen geistigen Durchdringung unseres Gebiets, einen systematischen Überbau über das, was wir bisher in praktischer Einzelarbeit geleistet haben, — von alledem werden wir nicht viel entdecken. Das Werk ist in seiner Anlage wohl einheitlich gedacht, in Wirklichkeit aber von Männern der verschiedensten Einstellung zusammengearbeitet (was sicher kein Fehler wäre, wenn sie wenigstens den Sinn der gestellten Aufgabe alle erfaßt hätten) und deshalb so wenig ein Ganzes, daß man gut tut, es wie einen Zeitschriften-Jahrgang durchzublättern und die einzelnen Aufsätze nach jeweiligem Bedürfnis zu studieren.

Interessant sind jedenfalls die Absichten, die der Herausgeber verfolgt, und die er in einem Einleitungs- und einem Schlußabschnitt niedergelegt hat. Das Ziel des Werkes ist (und das hätten die meisten Mitarbeiter etwas schärfer ins Auge fassen sollen), „die Beziehungen zu verdeutlichen, wie sie auf dem Boden der Volksbildung und durch sie zwischen Volksgenossen herbeigeführt werden". Jede eigentlich philosophische, individualpsychologische, pädagogische Fragestellung, so unumgänglich diese selbstverständlich dabei sein mag, hat damit nur vorbereitende, begriffsklärende, das Problem erhellende Bedeutung. Jene soziologischen Beziehungen, die einmal verknüpfend, ein andermal trennend sein können, werden an einer Stelle vom Verfasser in zwei Gattungen geteilt: Beziehungen von Einzelmensch zu Einzelmensch und Beziehungen des Volksbildungswesens zu den sozialen Gruppen. Diese Zweiteilung geht von der richtigen Einsicht aus, daß hier mindestens zwei ganz verschiedene Fragekomplexe vorliegen. Nur muß man sich dabei bewußt sein, daß z. B. die Beziehungen von Einzelmensch zu Einzelmensch längst nicht alle ins Gebiet der Soziologie fallen, dies wäre eine völlig ungerechtfertigte Überspannung dieses Begriffs, sondern daß es sich in unserem Fall nur um die geistigen Beziehungen der vergesellschafteten Menschen als solcher zueinander handeln kann, und ferner, daß diese Wissenschaft wenn irgend eine, von der Wirklichkeit, und ihren, dem Gedankenschema vom Menschen an sich durchaus nicht entsprechenden Tatsächlichkeiten ausgehen muß. Bei dem zweiten Problem, der Darstellung der Beziehungen der sozialen Gruppen zum Volksbildungswesen, wird in der Ausführung des Sammelwerks leider viel zu sehr Gewicht auf die Aufzählung historischer Tatsachen gelegt, wie weit Staat, Gemeinde, Kirche, Berufsgruppe in irgendwelchen Ländern das Volksbildungswesen gefördert und ausgebaut haben; solche Übersichten sind uns nichts Neues, wenn sie auch bisher nicht unter dem Stichwort „Soziologie" gelaufen sind. Wie wenig dagegen werden in diesem Werk die Fragen berührt, welche man wirklich erst soziologisch nennen möchte, etwa: wie benutzen (oder versuchen zu benutzen) die sozialen Gruppen das Volksbildungswesen als Mittel, um ihre Sonderinteressen im engeren und weiteren Sinne zu fördern, und mit welchem Erfolg? Es wäre vielleicht ratsam, unter exakter Trennung der Begriffe „Gesellschaft" und „Gemeinschaft" im Sinne Hegels für diese sozialen Gruppen „Gemeinschaften" zu sagen. Wobei gegenüber gewissen Aufsätzen dieses Werkes allerdings betont werden muß, daß soziologisch jedenfalls bei dem Wort „Gemeinschaft" (wie bei dem Wort „Soziale Gruppe") weniger an Weltanschauungen als an Weltanschauungs-Organisationen gedacht ist. Es mag ja interessant sein, zu wissen, wie sich z. B. der protestantische, katholische Mensch zur Volksbildungsarbeit verhält; wichtiger wäre in einer Soziologie, zu erfahren, wie sich die protestantische, katholische Kirche zu gewissen Zeiten und in bestimmten Ländern dazu verhalten hat.

Hören wir nun, welche Fragen der Herausgeber für die erste Beziehung „von Einzelmensch zu Einzelmensch“ im Auge hat. Er zählt hier ohne systematische Ordnung (S. 42) folgendes auf: „Wieweit besteht das der Pädagogik entnommene, für die Volksbildung begrifflich nicht notwendige, praktisch vielfach angefochtene Verhältnis vom Lehrer zum Schüler, vom Mentor zum Zögling? Welche Arten und Grade sonstiger Beeinflussung treten auf? Wieweit ist Volksbildung Selbsthilfe oder Anregung zur Selbsthilfe? Welche Rolle spielt das Autoritäts-, das Kameradschafts-, das Genossenschaftsprinzip? Welche Seelenkräfte werden beansprucht und gepflegt? Welcher Grad von Tiefenwirkung läßt sich beobachten, Auf welchem Wege vollzieht sich die Beeinflussung des Seelenlebens? direkt durch Lehre? indirekt durch Beispiel, Gelegenheitsgewährung usw.? Wieweit wird Erlangung von Kenntnissen angestrebt oder dieses Ziel beiseite geschoben? Wieweit dehnt sich Bildungstätigkeit auf Pflege der Geselligkeit, Spiele und Feste aus? — Wissenschaftlich nicht minder wichtig wie für die Praxis sind alle Probleme der Zahl, also vor allem die Fragen nach dem großen oder kleinen Kreise, in dem der Einzelne Subjekt und Objekt der Volksbildung ist.“

Gewiß sind diese Fragen recht gut gewählt und man wundert sich nur, wie wenig sich die Mitarbeiter des Werks darum bekümmert haben. Dabei ist es gar nicht so, wie der Herausgeber an einer Stelle sagt, daß in der Fachliteratur diesen Problemen noch zu wenig Beachtung geschenkt worden sei; ich glaube im Gegenteil, daß man sich hier dieser Probleme, vor allem aber der Schwierigkeit ihrer Lösung, ja der Voraussetzungen ihrer Lösung, aus der Praxis heraus viel stärker bewußt war, als in den meisten der Abhandlungen vorliegenden Werkes. Wir Volksbibliothekare werden uns mit Recht darüber wundern, wenn z. B. Herr Privatdozent Paul Honigsheim, über dessen geistreiche theoretische Aufsätze manches Gute zu sagen wäre, in einer „Übersicht über die bestehenden Volksbildungseinrichtungen und -strömungen“ über das Volksbüchereiwesen „plaudert“, ohne offenbar die wichtigste Zeitschriften-Literatur vor 1910 und einiges immerhin nicht ganz Unwesentliche aus der Buchliteratur zu kennen, genannt seien: Das „Zentralblatt für Volksbildungswesen“, die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen“, vor allem aber die für das Studium der Entwicklungsgeschichte des modernen Bücherei- und sonstigen Bildungswesens so wichtigen „Comeniusblätter für Volkserziehung“, an Einzelabhandlungen etwa: Die „Büchereifragen“, hrsg. von Ackerknecht und Fritz, „Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei“ von Walter Hofmann, „Volksbildung und Volksbibliothek“ von Hermann Herrigel u. a. Wie ich hier Organe und Abhandlungen verschiedener bildungspolitischer Richtungen nenne, so möchte ich an dieser Stelle betonen, daß sich alle Mitarbeiter des Werkes Mühe gegeben haben, zu den strittigen Problemen der verschiedenen „Richtungs“-Kämpfe einigermaßen unparteilich Stellung zu nehmen, aber sicherlich wären alle streitenden Richtungen noch befriedigter, wenn man sich gerade an dieser unparteiischen Stelle bemüht hätte, in die Problemstellungen dieser Kämpfe etwas tiefer einzugehen. Man hätte vielleicht beiläufig dabei die Entdeckung gemacht, daß dort vielfach schon lange auf soziologischem Boden gerungen wird, wenn auch teilweise noch mit den Waffen der Individualpsychologie und Jugendpädagogik. Um nur ein Beispiel zu der ersten von L. v. Wiese genannten Frage zu bringen, die ich schärfer so formulieren möchte: Dürfen die aus bestimmten psychologischen Beobachtungen der Jugenderziehung gewonnenen Erziehungsmethoden einfach auf das Gebiet der Volksbildung (Erwachsenen-Erziehung) übertragen werden? — so darf ich daran erinnern, daß diese Frage, besonders nachdem ich sie in den „Monatsheften der Comeniusgesellschaft für Volkserziehung“ (1915 H. 3) und an anderen Orten angeschnitten hatte, ein wichtiger Streitpunkt der Richtungen im Volksbüchereiwesen gewesen war, bis sich das, was man heute sonderbarerweise „Neue Richtung“ nennt, auf die Grundsätze der

gegnerischen Meinung, ebenso sonderbarerweise „Alte Richtung“ genannt, herüber entwickelt hatte (wie in so manchen anderen grundsätzlichen Einstellungen)*). Daß man im vorliegenden Werk das Eingehen auf dieses Grenzproblem und manche ähnliche so vollkommen vermißt, liegt vielleicht auch daran, daß man ihre eminent soziologische Bedeutung übersieht, die darin liegt, daß der Erwachsene gemeinhin nicht als unbeschriebenes Blatt und nicht als weiche, leicht formbare Masse zu betrachten ist, sondern daß er durch Erziehung und die Vorurteile seiner sozialen Schicht, durch Beruf und Erlebnisse auf bestimmte Glaubens- resp. Unglaubenssätze festgelegt ist.

In seinem Aufsatz „Grundzüge einer Geschichtsphilosophie der Bildung“, sowie in dem eng damit zusammenhängenden „Volksbildung und Politik“ setzt Honigsheim in bestechender Weise die charakterologischen und weltanschaulichen Voraussetzungen des Willens zur Volksbildung auseinander, indem er diesen Willen in erster Linie aus der nicht-aristokratischen Seelenhaltung entwickelt und als Triebkräfte die rationalistisch gespeisten Weltanschauungsströmungen des Republikanismus, Liberalismus, Sozialismus und der Demokratie entdeckt. In feinsinniger Weise zeigt er auch, wie die aristokratische Seelenhaltung und die romantische Weltanschauung (wobei H. nur an die irrationale, traditionalistische, organisch-vitalistische Seite des historischen Begriffs Romantik denkt) sich der Volksbildungsarbeit anpassen, um sie ihren Zwecken nutzbar zu machen. So richtig diese Gedanken in ihrer Allgemeinheit sein mögen, so gefährlich ist es, wenn man nun den für das Eindringen in die Tiefe des Volksbildungswesens höchst fruchtbaren Scheidungsprozeß: rationalistisch — irrationalistisch bei den Einzelfragen in oberflächlichen Antithesen wieder erscheinen läßt, wie: Erziehung zu Wissen und Erkenntnis — Erziehung zu Kunst und Religion, wobei man dann zu Ergebnissen kommt wie dem, die Kunstwartbewegung einer irrational-antiintellektualistischen Periode einzugliedern, wie das H. an einer Stelle tut, während doch der Haupteinwand gegen diese Bewegung immer unbestritten der gewesen war, daß solche literarischen Bestrebungen höchstens zum Verständnis der Kunst (also ihrer Rationalisierung), nicht aber zu ihrem Erlebnis führen könnten. Wie denn überhaupt in diesem Werk, wie in der gesamten modernen Volksbildungsliteratur, ein Mißbrauch mit dem Begriff „Erlebnis“ getrieben wird, der um so lächerlicher wirkt, als man sich zwar schon viel mit der Frage beschäftigt hat, was Kunst- oder religiöses Erlebnis in seiner höchsten Form, oder vielleicht für den Kulturmenschen, bedeutet, daß sich aber kaum jemand mit der soziologisch und praktisch viel wichtigeren Frage beschäftigt hat: Welches sind die primitiven Erlebnisformen der sozialen Unterschicht, des Fabrikarbeiters, Großstädters, Bauern, Sozialisten, Katholiken und wie ist an diese Erlebnismöglichkeiten überhaupt anzuknüpfen? Woraus sich zu der Forderung: Erziehung zum Erlebnis der Kunst, Religion, über deren Möglichkeit man gelegentlich wieder einmal, wenn der „Erlebnis“-Rummel vorüber sein wird, streiten muß, die zweite Forderung hinzugesellt: Erziehung durch das (primitive) Erlebnis zum wertvollen Menschen. Erst wenn dieses letzte Problem richtig erfaßt ist, worüber allerdings vorläufig der Volksredner, Zeitungsschreiber, Tendenzkünstler, ja sogar der Freibier spendende „Demagoge“ mehr zu sagen wüßte als die „Soziologie des Volksbildungswesens“, wird der systematische Überbau einer Volksbildungswissenschaft auf dem festen Boden der Wirklichkeit, das heißt der bestehenden Gesellschaftsordnung, errichtet werden können.

---

*) Nach Übereinkunft sollen die Bezeichnungen „Alte“ und „Neue Richtung“ wegen ihrer Mißverständlichkeit in dieser Zeitschrift nicht mehr angewandt werden. Doch muß ausnahmsweise der rein historische Gebrauch der Ausdrücke in dieser Besprechung hier und an einer andern Stelle noch einmal zugelassen werden.

Die Schriftleitung.

Was ich fordere, ist also kurz gesagt: das Studium der sozialen Schichtenbildung in ihrer Einwirkung auf die seelischen und kulturellen Eigenschaften der Menschen, das Studium der Frage, ob man einfach, wie das meist stillschweigend geschieht, von denselben seelischen Voraussetzungen bei den Menschen aller Schichten ausgehen darf, und ob die Unterschiede sich nur in einem weniger oder mehr zeigen, oder ob man nicht vielleicht zu dem überraschenden Ergebnis kommt, daß gleiche Ursachen bei verschiedenen Volksschichten zu verschiedenen, ja entgegengesetzten Wirkungen führen können. Man wird dann vielleicht entdecken, daß die Unterschiede der Richtungen auf den verschiedenen Volksbildungsgebieten ihre Ausgangspunkte häufig in der praktischen Erfahrung bei verschiedenartigen sozialen oder Berufs-Schichten, aber auch Unterschieden der Volksstämme oder Weltanschauungskreise finden. Hieraus wird die große Bedeutung einer Volksbildungssoziologie als Wissenschaft für den Theoretiker und Praktiker des Volksbildungswesens ersichtlich.

Was man weiter von einer Volksbildungssoziologie erwartet, ist die Untersuchung der Frage, ob ein besonderer Zusammenhang zwischen einzelnen Volksbildungszweigen und einzelnen sozialen Gruppen oder Gesellschaftsschichten besteht, etwa derart, daß eine bestimmte soziale Schicht mit Rücksicht auf ihren besonderen Bildungsgrad in erster Linie auf Volksbücherei oder Arbeitsgemeinschaft, Vortrag oder Zeitung usw. eingestellt ist, wobei allerdings eine grundsätzliche Untersuchung der sich aus ihren besonderen Mitteln und den Voraussetzungen der menschlichen Bildungsobjekte ergebenden Arbeitsmethoden der verschiedenen Bildungszweige vorausgeschickt werden müßte. Wie wenig sich auch die Systematiker dieses Werks dieser Wesensunterschiede der Volksbildungszweige bewußt sind, erhellte sich mir blitzartig durch einige an sich nebensächliche Bemerkungen. Es ist verschiedene Male die Rede von einer „neuen Richtung" im Volksbüchereiwesen und im Volkshochschulwesen, und immer glauben die Referenten damit etwas Paralleles zu bezeichnen, so betrachtet es z. B. v. Wiese stillschweigend als selbstverständlich, daß in beiden Bildungszweigen notwendigerweise die gleichen Personen etwa der „neuen Richtung" angehören müßten. Vor der Gefahr, über solchen Allgemeinbegriffen die Voraussetzungen zu vergessen, muß ernsthaft gewarnt werden. Wenn eine Ähnlichkeit zwischen der „neuen Richtung" im Volksbüchereiwesen und im Volkshochschulwesen besteht, so kann sie nur darin liegen, daß beide eine individualisierende Erziehungsmethode, und zwar auf rationalistischer Grundlage fordern, daß in beiden Fällen mehr auf individualpsychologische als volkspsychologische Voraussetzungen, Methoden und Wirkungsmöglichkeiten eingestellt wird, was Honigsheim an einer Stelle „Esoterismus" nennt. Nun möge man sich aber einmal die Frage vorlegen, ob nicht vielleicht die Volkshochschule in ihrer reinsten Form (Arbeitsgemeinschaft, Lebensgemeinschaft) sich ihrem Wesen nach in dieser Richtung weiter entwickeln muß, während die gleiche Entwicklungsrichtung bei der Volksbücherei mit ihrem ganz anders gearteten Wesen zu einer Verengung ihrer Wirkungsmöglichkeiten und letzten Endes in eine Sackgasse führt. Oder man denke an das Problem der Führerbildung, für die Volkshochschule eines der wichtigsten, für die Bücherei wahrscheinlich ein Irrweg. Was L. v. Wiese sehr schön für die Presse ausführt, ihre besondere Art der Wirkung im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, das erwartet man in gleicher Weise für Vortrag, Buch, Film, Theater (Simchowitz geht noch ein wenig darauf ein) behandelt zu sehen.

Unter den Einzelabhandlungen ist der Aufsatz unseres Fachgenossen Ernst Schultze: „Das Buch. (Grundzüge der Geschichte und Methodik der deutschen Volksbibliotheken)" für die Volksbibliothekare von besonderem Interesse. Selbstverständlich kann auf den paar Seiten nichts Grundlegendes und nichts systematisch Vertieftes über unser Gebiet gesagt werden, aber was er ausführt, ist in seiner Knappheit treffend und gründlich. Daß er sich an einer Stelle mit Herrn Hofmann-

Leipzig auseinandersetzt, bedeutet in der Gesamthaltung des Werkes kaum eine Ausnahme, da er nur einen Punkt jener Richtungskämpfe berührt, ohne auf die doch tiefer liegenden Wesensgegensätze einzugehen. Aktiv hat er sich an jenen Kämpfen ja wohl auch nie beteiligt. Dagegen weist er nicht ohne Grund zweimal darauf hin, daß von einer „neuen Richtung" im deutschen Volksbüchereiwesen eigentlich eher in den Jahren 1890—1900 gesprochen werden muß, worüber die Zeitschriften-Literatur jener Jahre genügend Aufschluß gibt, denn sicherlich muß der Zeitpunkt als ein Wendepunkt in der deutschen Volksbüchereibewegung bezeichnet werden, in dem zum ersten Mal die Pflichten der sozialen Gemeinschaften gegenüber dem literarischen Bedürfnis des Volkes und das Verantwortlichkeitsgefühl des Volksbibliothekars für seine Anschaffungs- und Ausleihpolitik an vielen Stellen zugleich ihren kräftigen Ausdruck fanden, daneben auch die heute noch geltenden, wenn auch inzwischen etwas verfeinerten Arbeitsmethoden eingeführt, beziehungsweise aus England oder Amerika übernommen wurden.

L. v. Wiese hat einmal an einer anderen Stelle*) vor der Gefahr der zu eifrigen Anwendung der Antithese gewarnt. Diese Warnung sollte man jedem systematischen Werk als Motto überschreiben, vor allem einem, das wie dieses aus dem Boden der Wirklichkeit herauswachsen möchte. Wenn als Hauptursache für jene unbedenkliche Anwendung die Neigung zur „Geltung des Apodiktischen" (L. v. Wiese) und eine gewisse Freude an der dynamisch-dramatischen Belebung des Stoffes gelten kann, und man mag diesen Neigungen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, so spürt man doch bisweilen noch etwas anderes dahinter: mangelnden Tatsachensinn. Was man nicht aus Anschauung und Literatur genau kennt, konstruiert man gerne deduktiv aus einigen Allgemeinbegriffen. Honigsheim neigt dazu an manchen Stellen aus System-Freudigkeit (ein Fall wurde oben schon erwähnt); E. Schultze behandelt mit großer Selbstverständlichkeit den Gegensatz von Unterhaltungs- und Bildungsbibliothek; Simchowitz geht in seinem sehr sympatischen Aufsatz über Volksbildung durchs Theater vom Willen zur Zerstreuung und dem Willen zur inneren Sammlung beim Publikum aus — als ob diese Unterschiede alle in der Wirklichkeit so klar und eindeutig vorhanden wären wie im Widerspiel begrifflicher Konstruktionen. Bei M. H. Baege („Das Kino") wird dieser konstruktive Zwiespalt besonders deutlich. Auf der einen Seite zeichnet er die Bedürfnisse der Masse ganz richtig auf, ohne allerdings (und darin liegt eine wichtige Fehlerquelle) dabei die Wertunterschiede unter diesen Bedürfnissen abzustufen, sodann lehnt er das Filmdrama ab, das doch gerade jenen Bedürfnissen der Masse (den minderen und den besseren!) entgegenkommt, und empfiehlt schließlich die Bestrebungen derjenigen Kinoreform-Bewegung, die einseitig den belehrenden Film fordert. Daneben aber wieder empfiehlt er nachdrücklich Ackerknechts grundlegendes Werk: „Das Lichtspiel im Dienst der Bildungspflege" und besonders den darin enthaltenen Aufsatz: „Psychologie und Pädagogik des Lichtspiels", der doch gerade jene Überbetonung des belehrenden Films bekämpft und versucht, dem Filmdrama und den Bedürfnissen der Masse gerecht zu werden.

Damit sei die grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Werk und die besondere volksbibliothekarische Stellungnahme dazu abgeschlossen; in einem zweiten Aufsatz wird noch auf diejenigen Abschnitte des reichhaltigen Bandes einzugehen sein, die die Beziehungen der Volksbildung zu den religiösen Bekenntnissen und das Problem der Volkshochschule behandeln.

---

*) Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften 2. Jg. H. 1 S. 54 ff.

Bücherei und Jugendpflege.

Leitsätze von Dr. Erwin Ackerknecht.

1. Eins der wirksamsten Mittel, den Erlebnishunger und das Wissensbedürfnis junger Menschen in gesunder Weise zu befriedigen, ist die Darbietung guter, jugendgemäßer erzählender und belehrender Bücher durch Volksbüchereien.

2. Bei der Auswahl der Erzählungsliteratur vergesse man nicht, daß man es überwiegend mit „vorkünstlerischen Lesern" zu tun hat, die bei der Befriedigung ihres Gefühlserregungsbedürfnisses („Spannungsbedürfnisses" aber auch „Erbauungsbedürfnisses") viel mehr als die künstlerisch gebildeten Erwachsenen von Kontrastreizen (zeitliche, örtliche und soziale Fremdheit des dargebotenen Weltausschnittes, „Abenteuerlichkeit" der erzählten Vorgänge, Außerordentlichkeit der Hauptpersonen) abhängig sind (vgl. besonders auch die Psychologie der Schundliteratur).

3. Da hierbei die Gefahr des „Verschlingens" und der „Vielleserei" besonders groß ist, erziehe man sowohl von seiten der Bücherei selbst als von seiten der Jugendpflege durch Vorlesestunden (also durchs Ohr) zum „richtigen Lesen", wobei zugleich Gelegenheit geboten ist, die künstlerischen Werte im Aufbau der Handlung, in der Charakterisierung der Personen, in der Schilderung der Landschaft und in der Sprachgestaltung allmählich und unaufdringlich auch dem nachprüfenden Verstande des jugendlichen Lesers zu erschließen und ihm so eine literarische Urteilsfähigkeit zu verleihen, die ihn gegen eine Verkümmerung, Verbildung oder Verwüstung der natürlichen Entwicklung seines belletristischen Lesebedürfnisses schützt.

4. Bei der Auswahl der belehrenden Literatur vergesse man nicht, daß es — wenigstens in Deutschland — niemals das letzte Ziel der Volksbücherei sein kann, Aufklärung zu verbreiten und zu beruflichen Fertigkeiten die nötigen literarischen Hilfsmittel darzureichen, sondern daß die deutsche Volksbücherei vor allem dazu berufen ist, an der allgemeinen Menschenbildung und damit an der Neubelebung und Vertiefung unserer Volksgemeinschaft mitzuwirken.

5. Zu den seelsorgerlich-geistigen Aufgaben der Bücherei im Sinne der Jugendpflege kommt noch eine nicht unwichtige äußerliche Pflicht hinzu, nämlich die jugendlichen Leser zu achtungsvoller Behandlung der Bücher erziehen zu helfen („Buchpflege").

6. Zwischen dem Verwalter der Ortsbücherei und dem zuständigen Jugendpfleger soll enge Arbeitsfühlung bestehen, zwischen dem Verwalter des Kreisbüchereiwesens und dem Kreisjugendpfleger möglichst Personalunion. Besondere Jugendpflegebüchereien neben den allgemeinen Volksbüchereien (oder an ihrer Stelle) zu errichten, ist nicht bloß im Hinblick auf die damit verbundene Zersplitterung der Mittel, der Kräfte und des Interesses abzulehnen, sondern auch weil es darauf ankommt, den Jugendlichen bei ihrer Büchereibenutzung nicht aus dem Gesamtorganismus der Gemeinde auszusondern, ihn vielmehr in der Volksbücherei gerade während jener kritischen Jahre für immer heimisch werden zu lassen.

Zur büchereipolitischen Lage.

„Die Kampfesweise des Herrn Ministerialreferenten."

Unter diesem Stichwort schreibt Herr Dr. v. Erdberg im Heft 6/7 des Volksbildungsarchivs eine Erwiderung auf Dr. Ackerknechts Veröffentlichung des Erdberg'schen Privatbriefes in Sachen der Flensburger Angelegenheit. Herr v. Erdberg versucht dabei den Schwerpunkt seines Briefes zu verrücken. Für uns liegt dieser Schwerpunkt in der Art, wie Herr v. Erdberg die Hofmannsche und die Ackerknecht'sche Büchereiarbeit einander gegenüberstellt. Mit 2 Sätzen charakterisiert er nämlich die Arbeit Dr. Ackerknechts: 1. „Auf der anderen Seite vertritt Dr. Ackerknecht und sein Anhang den Standpunkt, daß eine Führung des einzelnen Lesers zu bestimmten Büchern hin nicht so notwendig sei, daß sich hier vielmehr alles von selbst regele, daß man darum in erster Linie die Bedürfnisse der Leser befriedigen müsse, auch wo sie sich zunächst auf den Kitsch richten." 2. „Hofmann hat mit seiner Methode, wie er statistisch nachweisen kann, ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Es ist mir nicht bekannt, daß Ackerknecht irgendwo nachgewiesen hat, in welchem Umfange es ihm gelungen ist, seine Leser vom Kitsch zu einer ernsten Lektüre zu führen."

Die Unterzeichneten erklären:

1. Wer solche Sätze schreiben kann, hat damit den Nachweis erbracht, daß er die Problematik der modernen Bücherei und die engere Fachliteratur nicht beherrscht. Sonst müßte man ihm den Vorwurf machen, daß seine Worte eine bewußte Entstellung seien. Jeder, der die Arbeit und den Standpunkt Dr. Ackerknechts kennt, weiß, daß er sich ebenfalls um die Frage bemüht, ob und wie es möglich ist, das Leserpublikum vom Kitsch zum guten Buche zu führen. Daß Ackerknecht über die Wege dazu andere Ansichten hat als W. Hofmann, beweist nicht, daß ihm das Problem nicht ebenso auf der Seele brennt wie jenem und jedem anderen, der die Volksbüchereiarbeit ernst nimmt.

2. Es ist ein besonders kennzeichnendes Merkmal für Dilettantismus, wenn Herr v. Erdberg glaubt, Bildungserfolge durch statistisches Material nachweisen zu können. Wir meinen, daß die Zeit, wo Publikum und Behörden durch wohlfrisierte Qualitätsstatistiken geblendet wurden, in Preußen wenigstens vorüber ist.

3. Die von Herrn v. Erdberg stets uns und seinen Vorgesetzten gegenüber betonte Parität sehen wir als verletzt an, wenn er in Privatbriefen und Privatinstruktionen für seine persönliche büchereipolitische Richtung eintritt Personen gegenüber, die ihrer Stellung nach diese Parteinahme als amtlichen Wink empfinden müssen. Selbstverständlich billigen wir auch einem Ministerialreferenten das Recht zu, in den sein Ressort betreffenden fachlichen Streitfragen seine eigene entschiedene Meinung zu haben. Parität kann aber in diesem Falle nur geübt werden, wenn er die Sachkenntnis hat, auch den Standpunkt des Gegners richtig zu erfassen, und den guten Willen in amtlicher Eigenschaft von dieser Sachkenntnis unparteiisch Gebrauch zu machen.

Im Namen der freien Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare (Gruppe Preußen), die die Vertretung der weit überwiegenden Zahl der preußischen Volksbüchereien darstellt, bestreiten wir dem Ministerialreferenten Herrn v. Erdberg sowohl jene Sachkenntnis wie auch den guten Willen zur amtlichen Unparteilichkeit und erklären demgemäß, daß Herr v. Erdberg in seiner amtlichen Stellung unser Vertrauen nicht mehr besitzt. Wir haben keinen Grund, uns als „Anhang" Dr. Ackerknechts zu betrachten, da wir vielfach mit anderen Methoden und literarischen Wertungen arbeiten, aber wir stellen uns geschlossen hinter ihn, wenn das Werk eines verdienstvollen Berufsgenossen von einer Regierungsstelle in verzerrender Weise herabgesetzt wird.

Im Auftrage d. freien Arbeitsgemeinschaft deutsch. Volksbibliothekare (Gruppe Preußen)
Dr. Schumm, Essen. Dr. Sulz, Essen. Dr. Winker, Düsseldorf.

Ich möchte nicht versäumen, diejenigen unter unseren Lesern — es werden sicher nur wenige sein — die sich für die persönliche Polemik zwischen Dr. v. Erdberg und mir weiter interessieren, darauf aufmerksam zu machen, daß Dr. v. E. in seinem „Volksbildungsarchiv" neue Ausführungen gemacht hat. Den Schlußworten meiner letzten persönlichen Auseinandersetzung mit Dr. v. E. gemäß (vgl. diesen Jahrgang, S. 110) werde ich nicht mehr hierzu fügen, soviel Berichtigendes auch selbstverständlich zu sagen wäre. Die Geduld unserer Leser dürfte ebenso erschöpft sein wie die meinige und das Papier unserer Zeitschrift muß, soweit büchereipolitische Fragen in Betracht kommen, für die Erörterung von Tatsachen und Vorgängen gespart werden, die, abgesehen von ihrer persönlichen Bedeutung für Dr. v. E. und mich, das Interesse unserer Leser beanspruchen dürfen. Ich stelle dies ausdrücklich fest, damit mein ferneres Schweigen zu den mir persönlich geltenden Ausführungen im „Volksbildungsarchiv" nicht mißverstanden werden kann.*) E. Ackerknecht.

Zur Notiz üb. die büchereipolitische Lage in Heft 5/6 Seite 142 wird uns geschrieben:

Es ist leider unbestreitbar, daß das gesamte Büchereiwesen Deutschlands einschließlich der wissenschaftlichen Bibliotheken in schwerer Not ist. Was das wissenschaftliche Büchereiwesen anlangt, so wird durch die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" der ärgste Verfall abgewehrt. Von einer Notgemeinschaft für das volkstümliche Bildungswesen einschl. der Volksbücherei aber hört man nichts. Hält man die 150000 Papiermark jährlich, die Preußen für sein Volksbüchereiwesen bereitstellt, gegen die 750000 Kronen**) Goldwährung, die Dänemark für den gleichen Zweck aufwendet, so kommt darin zahlenmäßig zum Ausdruck, wie sehr wir bereits ins Hintertreffen geraten sind. Wenn also der Hilferuf aus Mittelschlesien zum Anlaß genommen wird, den preußischen Staat auf seine kulturellen Verpflichtungen hinzuweisen, so ist dem uneingeschränkt zuzustimmen. Die große finanzielle Not hinderte vor 110 Jahren nicht, die Universität Berlin zu gründen und Pestalozzis Ideen für die Volksbildung aufzugreifen. Sie dürfte auch heute nicht hindern, das, was zum geistigen und sittlichen Wiederaufbau nötig ist, bereitzustellen. Wenn aber in dem Artikel behauptet wird, daß überall im volkstümlichen Büchereiwesen nur „Ansätze" seien, „nirgends ein einheitlicher Wille herrsche, der die zerflatternden Fäden zusammenbindet", daß ferner der Staat das organisatorische Gerippe etwa wie in Posen schaffen müsse, so muß das Befremden und Widerspruch erregen. Ist dem Herrn Verfasser nicht bekannt, daß Mittelschlesien nicht nur an Posen, sondern auch an Oberschlesien grenzt, woselbst eine durchgebildete Organisation besteht, die seit nahezu 20 Jahren die gesamte Landschaft bildungspfleglich betreut und zu durchdringen versucht in einer Weise, die der seinerzeit in Posen geleisteten Arbeit keinesfalls nachsteht? Oder vielmehr: Da über das oberschlesische Volksbüchereiwesen auf der Casseler Tagung deutscher Bibliothekare berichtet worden ist, da außerdem der oberschlesische Referent dem Verfasser noch das Material über Oberschlesien besonders zugesandt hat, so sieht das fast wie ein geflissentliches Übersehen der in Oberschlesien geleisteten Arbeit aus, die Herrn Dr. Winke sicherlich doch ferngelegen hat. Wie stark das deutsche Volksbüchereiwesen in Oberschlesien festen Fuß gefaßt hat, dafür sei u. a. die bezeichnende Tatsache angeführt, daß während der Polenputsche bewaffnete Insurgenten mit den Einheimischen friedlich nebeneinander in der Ausleihe standen, daß man im Kreise Cosel in den Schützengräben der Insurgenten deutsche Bücher gefunden hat, die sie aus den

---

*) Diese Notiz war bereits in Druck gegeben, als ich von der auf S. 238 abgedruckten Erklärung der „Arbeitsgemeinschaft" erfuhr. Ich habe keine Veranlassung genommen, etwas an ihr zu ändern. E. A.

**) Zentralblatt f. Bibliothekswesen, Jg. 39 H. 6. 1922 S. 210/11.

Wanderbüchereien der umliegenden Orte geraubt hatten. Hier in Oberschlesien ist man über die „Ansätze" schon recht gründlich hinaus, die „zerflatternden Fäden" sind fest in einer Hand vereinigt, soweit sich dies mit dem Wesen der freien Volksbildungspflege verträgt. Und ist denn in anderen Provinzen, deren Nennung wir uns hier versagen, nicht schon recht Bedeutendes geleistet, und zwar ohne daß der Staat das „organisatorische Gerippe" geschaffen hätte? Ist es überhaupt empfehlenswert, dem Staat diese Arbeit zu überlassen? In Oberschlesien ist man jedenfalls den umgekehrten Weg gegangen, man hat, nachdem der Staat den Anstoß und die Mittel gegeben hatte, die Organisation aus der engen Verschlingung mit dem staatlichen Verwaltungsorganismus mit leiser Hand gelöst und unter fachlicher Leitung ganz auf sich gestellt, natürlich so, daß die Leitung selbst um so engere Beziehungen zu den staatlichen Stellen unterhält und ihre Hilfe und ihren mächtigen Einfluß nach Bedürfnis einsetzt.

Es ist leicht, den Staat in allem und jedem auf Unterlassungssünden hinzuweisen, aber wir glauben doch in Zeiten zu leben, in denen dieser staatlichen Betätigung im Wesen der Sache begründete Grenzen gezogen sind, in erster Linie auf dem Gebiete der freien Bildungspflege. Denn hier wird es letzten Endes immer auf die persönliche Initiative der einzelnen ankommen, ohne welche auch die finanziell bestgenährte Organisation ein blutleeres Scheinleben führt. W. Kaisig (Gleiwitz).

Zu obiger Notiz kurz das Folgende:

1. In meinen Zeilen in der B. u. B. steht mit aller wünschenswerten Klarheit zu lesen, daß das „Überall" sich nur auf die prinzipielle Organisation in den Rheinlanden beziehen kann. Damit dürfte ein Teil obiger Ausführungen als erledigt gelten.

2. Nach dem Zusammenhang meiner Notiz konnte nur auf einen mustergültigen staatlichen Organisationsentwurf exemplifiziert werden. Somit kam Oberschlesien nicht in Betracht. Seine an sich vortreffliche volksbibliothekarische Durchdringung etwa herabzusetzen oder gar geflissentlich zu übergehen, liegt niemandem ferner als mir. Ich wüßte also nicht, wieso Anlaß zu „Befremden und Widerspruch" gegeben sein könnte.

3. Bleibt die Frage der Grenzsetzung zwischen staatlicher Organisation und freier Volksbildungsarbeit. Ich halte sie bei der Weiterentwicklung unserer Bewegung für eine der dringlichsten und wichtigsten und habe die Überzeugung, daß das außerschulmäßige Volksbildungswesen genau denselben Weg machen wird, wie ihn das schulmäßige Bildungswesen seit den Zeiten Pestalozzis zurückgelegt hat. Mit anderen Worten: die anfänglich charitative, von dem Idealismus und der schöpferischen Kraft einzelner Persönlichkeit getragene Bewegung muß vorerst in staatsfremdem Wildwachsen ihre Berechtigung erweisen, wird dann aber in eine immer größere Staatsverbundenheit hineinwachsen müssen — genau wie das Schulwesen. Dabei wird viel Leidenschaft für die Idee, viel Schwung und Begeisterung, die allen jungen Bewegungen eignet, verloren gehen. Aber nur so werden die bislang noch schwankenden Formen sich allmählich zum System verdichten und eine Wissenschaft werden, die alle Einzelerfahrungen umfassend verwertet und einordnet.

Winker (Düsseldorf).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechung.

Jugendbücher.

1. Bilderbücher und Kinderreime.

Abeking, H.: Das Mampampe-Buch. Für Thomas Abeking von seinem Vater. Leipzig, Abel & Müller.

Kleine Neger laufen ihrer Mutter ebenso gern weg wie unsere Jungen auch, nur daß sie dabei in den Urwald geraten und einem schrecklichen Löwen begegnen können. Das geschieht Mampampe. Während seine Mutter dicke Tränen auf ihr weiß- und blaukariertes Kleid weint, der heldenhafte Negervater mit einer herrlichen Trompete alle Neger zur Rettung zusammmenbläst und sich mit seiner heldenhaften Schar auf die Suche begibt, spuckt Mampampe, der sich auf einen „Apfelbaum" geflüchtet hat, dem Löwen Apfelkerne auf den Kopf, was dieser sich des öftern mit warnend erhobener Tatze verbittet. Dabei wird er mausetot gemacht. Mampampe kommt an der Spitze des siegreich tanzenden Zuges zu seiner dicken, guten Mutter zurück. Überwältigend einfach und eindrucksvoll entwickelt sich dieses von Bild zu Bild. In einer Art Plakatstil, dessen Ausdrucksmöglichkeiten in der Einfachheit der Linien und Farben liegen, hinreißend kindlich und launig, sind diese Bilder aus dem lockeren Handgelenk auf das Papier geschmissen. In seiner Art, an die kindliche Vorstellungswelt anzuknüpfen, erinnert es an den Struwwelpeter. Of.

Dieck, Charles: Sonnenschein und Blumenduft das ist ein Vergnügen. Liebe alte Kinderreime aus allen Jahreszeiten. Für Mutter und Kind. Mit Bildern von Else Wenz-Vietor. 2. Aufl. Oldenburg, Stalling, (1922).

Wo es darauf ankommt, zu der Handlung der bekannten Kinderreime hübsche und lehrreiche Einfälle zu erfinden, hat sich die Gestaltungskraft von E. W.-V. bewährt. Wenn sie sich aber bemüht, nur die Stimmung zu bringen, wird sie unkindlich. Manchen Stimmungsreiz z. B. beim „Laternenlied" läßt sie sich wieder ganz entgehen. Vielleicht ist die nicht immer glückliche Auswahl der Verse schuld daran. Of.

Kaplan, Lotte: Die böse Hexe Gruselsehr. Märchen. Ill. von Annemarie Telge Versmann. Berlin, Reuß & Pollack, 1922.

Die Idee, daß ein Engel auf die Erde kommt, um einem von bösen Geistern bedrängten Menschenkinde zu helfen, ist nicht neu. Die Hexe Gruselsehr hat sich mit ihren polypenhaften Händen ein Kind gefangen, um es mit Gift und Talg zu braten und zu verzehren. Dem Engelchen Tunichtweh gelingt es, die Hexe zu verderben und den geretteten Waisenknaben mit sich hinauf in den Himmel zu nehmen. Neben märchenhaft gestalteten und klangmalerisch gelungenen Teilen stören unrhythmische Stellen und unkindliche Redewendungen den Fluß der Verse. Die zahlreichen, ganzseitigen Bilder machen beim ersten Anblick einen recht guten Eindruck, da sie technisch sehr gut ausgeführt sind. Sie sind aber nicht ohne unsere großen Kinderbücherillustratoren zu denken. Of.

Morgenstern, Christian: Klein Irmchen. Ein Kinderliederbuch. Mit farb. Bildern von Josua Leander Gamp. Berlin, Bruno Cassirer, 1921. (41 S. 4°.)

Sehr feine und ungewöhnlich musikalische Kinderverse. Die zahlreichen, stets im Gegenständlichen begründeten Einfälle sind scheinbar regellos und sprunghaft aneinandergereiht. Sie haben ihren Zusammenhang nur im Stimmungsmäßigen; darum werden die Verse nur für sehr empfindsame und besinnliche Kinder recht verständlich sein. — Die zarten, koloristisch und zeichnerisch sehr reizvollen Bilder passen sich trefflich an. Ho.

Sergel, Albert: Ringelreihen. Kindergedichte. Buchschmuck von Ernst Kutzer. Berlin, Schneider (94 S.)

Glücklich Sinn und Rhythmus der alten Kinderreime treffend hat Sergel klangvolle, ganz kindertümliche Verse für die Kleinsten geschaffen. Weniger glücklich ist er in den Gedichten, in denen er sich an etwas Größere wendet und vom rein Rhythmisch-Klangvollen zum Stofflichen gelangt. Auch die Illustrationen werden den eigentlichen Kinderreimen am meisten gerecht und wissen in glücklicher Weise den Text zu ergänzen. Mü.

Ubbelohde-Bilderbuch. Weißenfels a. Saale, Dürer-Haus-Verlag, 1921. (39 S.)

Die klaren und fröhlichen Zeichnungen Ubbelohdes im Verein mit den lebendigen, in der Wirklichkeit fußenden Versen Fritz Winz' passen sich dem Verständnis der Fünf- bis Achtjährigen gut an und werden durch ihren bunten Wechsel anregend auf die kleinen Geister wirken. Ho.

Deutsches Weihnachtsbuch. Zusammengestellt von Max Necke. Mit Zeichnungen von Richard Grimm-Sachsenberg. Hrsg. von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins. Berlin, F. Schneider. 2 Bde. (Bd. 1.) Eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen. 1914. (94 S.) Bd. 2. Erzählungen und Märchen. 1918. (124 S.)

Für das Weihnachtsfest sei erneut auf diese altbewährte Sammlung hingewiesen (früher im Buchverlag der Hilfe erschienen). Der schon für jüngere Kinder geeignete Gedichtband ist durch farbige Bilder bereichert worden, im 2. Band, der weniger kindlich gehalten ist, sind drei Kriegserzählungen neu hinzugekommen. M. Schw.

Wiese, K.: Langohrs Jagdabenteuer. Sechs heitere Begebenheiten aus heißen und kalten Zonen in Bildern und Versen. Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (112 S.)

Der Witz, der im Zirkus und in den fliegenden Blättern heimisch ist, treibt in diesem Buch sein Handwerk und grenzt dicht an Albernheit. Diese Schwäche kann auch durch die wirkliche Komik der vermenschlichten Tiere nicht ausgeglichen werden. Of.

2. Märchen und Sagen.

Andersen, Hans Christian: Kindermächen. Auswahl und Übersetzung von Else v. Hollander. Buchschmuck von Franz Wacik. 2 Bde. Berlin, Schneider. (143 u. 131 S.)

Geschmackvolle und sorgfältige Ausgabe des dänischen Märchendichters. Der erste Band enthält 10, der zweite 15 Märchen in neuer Übersetzung. Der Erwachsene, der noch den Klang der alten, von Andersen selbst besorgten Ausgabe im Ohr hat, wird — trotzdem diese durchaus nicht einwandfrei war — nicht immer mit der neuen Übertragung zufrieden sein. Gewiß sind viele Härten der Sprache vermieden, aber auch manch charakteristische Lautmalerei ist verschwunden. Ein unparteiischer Beurteiler wird die fließende Sprache zu schätzen wissen. Zu rügen ist die Verwirrung der Begriffe von Flieder und Holunder im „Fliedermütterchen". Da Auswahl, Bilder, Papier und Druck rühmend hervorgehoben werden müssen, kann diese Ausgabe warm empfohlen werden. Mü.

Behrend, Alice: Muhme Rehlen. Ein Märchenbuch. Mit Federzeichnungen von G. W. Rößner. Köln, Schaffstein, 1921. (148 S.)

Ein Märchen? Man müßte dann behaupten, daß alles heimliche Gutsein, jede Tat verschwiegener Nächstenliebe ins Märchenreich gehörten. Die Muhme Rehlen aus Oberstdorf steht recht fest in der Wirklichkeit. Und da diese oft unzulänglich ist, muß die Muhme, die trotz ihrer Abgeschlossenheit alle Nöte ihrer

Mitmenschen kennt, helfend und verbessernd eingreifen. Es geschehen oft seltsame Dinge. Da aber hinter allen Geschehnissen die Muhme steht, lösen sie sich auf die einfachste Weise. Trotz der schwachen Komposition, des nicht sehr gepflegten Stiles, des leichten, von allzu wohlfeiler Weisheit durchsetzten Tones fesselt und erwärmt das Buch durch seine ganz unsentimentale Herzensgüte. Märchenluft aber weht darin so wenig wie die Bergluft des bayrischen Landes. Diese Gebiete sind Alice Behrend verschlossen. Warum bleibt sie nicht in ihrer norddeutsch-rationalistischen Heimat, in der sie gut zu Hause ist? Mä.

Biedenkapp, Georg: Urzeitmärchen. Mit 10 Vollbildern. 5. Aufl. Stuttgart, Franckh, 1921. (94 S.)

Biedenkapp erzählt keineswegs Märchen aus der Urzeit, sondern erfundene Geschichten und hütet sich sorgfältig vor allem Unwirklichen oder Unwahrscheinlichen. Er erzählt z. B. von der Entdeckung des Feuers, der Erfindung des Schiffes, des Rades, des Pfluges und hängt schließlich planlos Geschichten vom Dampf, der Eisenbahn, Elektrizität u. a. an. Die Geschichten sind phantasiearm, langweilig und spannungslos erzählt; sie müssen trotz des belehrenden Inhalts abgelehnt werden. — Die Bilder sind grob und häßlich. Ho.

Birkenbihl, Michael: Nordische Volksmärchen. Der deutschen Jugend wiedererzählt. Mit Bildern v. Franz Staffen. (Lebensbücher d. Jugend, Bd. 43.) Braunschweig, Westermann, (1921). (242 S.)

Gut, einfach und knapp erzählte Märchen aus dänischem, schwedischem und norwegischem Volksgut. Geschickt in der Auswahl. Enge Zusammenhänge mit deutschen Volksmärchen, besonders niedersächsischen, treten zutage. (Die Prinzessin im Sarge gleicht einem Goslarer Märchen, Hans Bärensohn dem Hannoverschen Peter Bär.) Daneben werden aber auch die eigenen, nordgermanischen Töne laut. Wir sehen, wie Andersen auf alte Motive zurückgegriffen hat. (Vergleiche den Reisekameraden mit dem Weggesell.) Eine größere Anzahl der Märchen finden wir schon in deutschen Übersetzungen der Sammlungen von Grundtvig, Curley, Wahlenberg, doch ist die straffe Fassung Birkenbihls durchweg den älteren vorzuziehen. Störend wirkt nur die falsche Anwendung von wie für als. Die stofflich stark fesselnden Märchen eignen sich für Kinder vom 10. Jahre an. Mä.

Brentano, Clemens: Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia. Für die Jugend bearbeitet von S. Widmann. Mit 4 Farbendr. v. H. W. Brockmann. Köln, Bachem. (121 S.)

— — Vom Murmeltier und Myrthenfräulein. Märchen. Mit 4 Bildern von H. W. Brockmann. Ebenda. (84 S.)

Schon Arnim hat den Brüdern Grimm gegenüber geäußert, daß Brentanos Märchen „nicht unmittelbar zu den Kindern übergehen“. So darf man die vorliegenden Bearbeitungen nicht als etwas Unerlaubtes abtun, sondern hat zu untersuchen: wie weit das Ungeeignete ausgemerzt, das Wertvolle erhalten und dabei die künstlerische Einheit gewahrt ist. Dem Märchen vom Gockel liegt die erweiterte 2. Fassung zugrunde. Diese bedarf wegen der Weitschweifigkeit, der vielen Wiederholungen und zeitlichen Anspielungen, durch die sich Brentanos Altersstil auszeichnet, einer starken Streichung und Zusammenfassung, um von Kindern genossen werden zu können. Andererseits bietet diese Fassung der älteren, einfacheren gegenüber vielerlei kindliche Züge und klangvolle Verse, so daß wir dem Bearbeiter nicht zürnen dürfen, daß er sie gewählt hat, zumal er es in außerordentlich geschickter Weise verstanden hat, ein einheitliches Ganzes zu schaffen, in dem der Reiz Brentanoscher Erzählungskunst lebendig ist. — Die Märchen des 2. Bandes sind nur wenig geändert. Das Myrthenfräulein — wie der Gockel dem Kreise der italienischen Märchen angehörend — ist bis auf wenige Wortänderungen vollständig wiedergegeben. Beim „Murmeltier“ war eine Bearbeitung

notwendig, soweit es aus dem Zyklus der Rheinmärchen gelöst werden mußte. Auch das Streichen der literarischen Satiren ist berechtigt. Der Schluß hingegen hätte sich ruhig straffer an das Original halten können. Doch ist die künstlerische Geschlossenheit gewahrt. — In beiden Bänden passen sich die mosaikartig bunten Bilder dem eigenwillig-graziösen Märchenstil des Dichters gut an. Mü.

Dauthendey, Elisabeth: Märchen von heute. Mit 4 Einschaltb. u. 12 Textb. von W. Wellenstein. (Lebensbücher d. Jugend, Bd. 41.) Braunschweig, Westermann, (1921). (184 S.)

Die alten Begriffe von gut und böse sind mit kindlichem Drang nach Lebensbejahung empfunden. Die Prinzessin, die seltsame Reise in der Christnacht, das Märchen von der Königskerze können neben alten Volksmärchen bestehen, obgleich sie in manchen Ideen und Empfindungen an Begriffe anknüpfen, die nur unsere Kinder haben können. Viele Einfälle erinnern an Andersen, die Sprache ist märchenhaft einfach, poetisch und bilderreich, der Buchschmuck ist eine Art Expressionismus, mit einer starken Konzession an das am Wirklichen haftende Auge des Kindes. Vom 10. Jahre an geeignet. Of.

Dauthendey, Max: Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande. München, Langen, 1921. (250 S.)

Das aus dem Nachlaß Dauthendeys herausgegebene Märchenbuch ist, trotzdem es für die kleine Lore in Altona geschrieben, kein Kinderbuch geworden. Dauthendey hat von den geplanten 12 Märchen 3 vollenden können: die Geschichten von Beovogel, der weißen Schildkröte, und dem Wasserbüffel, von denen die mittlere die dichterisch vollendetste ist. Ganz eigenartig findet sich zur alten Romantikerweise ein neuer Ton. Zauberhafte Tropenpoesie, mystisches Versenken, tiefste Naturbeseelung mischen sich mit stillem Humor, derber Schnodderigkeit und lebhafter Wirklichkeitsempfindung zu einem künstlerischen Ganzen, dem nichts in der neueren Märchenpoesie gleichgestellt werden kann. Aber den Märchen fehlt eins: einfache Natürlichkeit, und das macht sie für die meisten Kinder unzugänglich. Doch wird es immer einige unter ihnen geben, die, ohne den Gehalt der Märchen zu erschöpfen, die Stimmung und den Reiz ihrer Sprache zu erfassen fähig sind. Mü.

Eckershorn, Joseph: Der Märchenbrunnen. Sammlung von Kindermärchen und Erzählungen. München, Kösel u. Pustet, 1921. (70 S.)

Durchweg entlehnt der Verf. die Motive zu seinen Märchen vorhandenem Märchengute. So kommt es, daß sich hin und wieder eine echt märchenhafte frische Geschichte in dem Bande findet. Meist aber verdirbt er durch seine sentimentale und banale Vortragsart die besten Einfälle. Geht er eigene Wege, verliert er den Zugang zum Märchenlande vollständig. Ihm ist es vorbehalten, ins Märchen den „freundlichen Herrn mit goldenem Kneifer und hübschem Schnurrbart" eingeführt zu haben. Den meisten Märchen eignet eine frömmelnde Moral, wie überhaupt das Ganze zu sehr aufs Bewußte eingestellt ist. Gute große farbige Bilder. Mü.

Eichendorff, Joseph, Frhr. v.: Der seltsame Ring und andere Märchen deutscher Dichter. Dem deutschen Volke dargeboten von Laurenz Kiesgen. Mit Bildern von H. W. Brockmann. Köln, Bachem. (125 S.)

Zwei Märchenerzählungen Eichendorffs, seinen großen Romanen „Dichter und ihre Gesellen" und „Ahnung und Gegenwart" entnommen: den „Seltsamen Ring" und „Kasperl und Annerl", von denen besonders die erste mit ihrer unheimlichen Spannung zu fesseln versteht, gibt der Band unverkürzt wieder. Neben Tiecks stimmungvollen „Elfen" fällt der „Erdwurm" von Arndt ab, während Wielands orientalisches Märchen vom eisernen Armleuchter stark auf die Kinder wirkt. Die feine Märchennovelle „Der Sänger" von Novalis, den „Lehrlingen von Sais" entnommen, hätte fehlen können. Ihren dichterischen Gehalt aufzunehmen, ist

Kindern noch nicht gegeben. Auch wurde sie — während die übrigen Märchen nur geringfügige Textänderungen aufweisen — durch Streichung der Liebesgeschichte bedauerlich verstümmelt. Sonst ist diese Sammlung, die in echtes Dichter- und Märchenland führt, durchaus zu rühmen. Ausstattung und Bilder gut. Vom 11. Jahre an. Mü.

Etzel, Theodor: Das Urwaldkind. Märchenroman. Stuttgart, Seifert, 1920. (153 S.) Man darf nicht an Kipling denken, will man dieser anspruchslosen, flotten Erzählung gerecht werden. Ein Menschenjunge, von Affen aufgezogen, wird von seinem inneren Sehnen ins Menschenland getrieben und erlebt auf diesem Zuge Abenteuer, die nach dem Film schreien. Die Tiere sind rein äußerlich erfaßt und die Geschehnisse im Wunderlande wirken nicht glaubhaft. Auch fehlt der eigentliche Märchenton. Aber die Geschichte ist sehr spannend und ist in gutem Stil erzählt. Fürs mittlere Alter passend. Mü.

Ernst, Otto: Der Kinder Schlaraffenland Ein Märchen für Kinder und solche, die es gewesen sind. Mit Bildern von A. Schmidhammer. (Neue Märchenbücher, Bd. 5.) Freising, Datterer. (54 S.)

Das Buch enthält nicht ein, sondern zwei Märchen und ist ein bis auf wenige Worte unveränderter Abdruck des früher bei Scholz erschienenen Bandes, mit neuen, sehr lebendigen Bildern von Schmidhammer (seiner letzten Arbeit). Ernst versteht es, Kinder bei ihren Schwächen zu packen. Ob er aber mit seinen Übertreibungen und der breiten Ausmalung des Schlaraffenlandes, in das die faulen Kinder kommen, gerade erzieherisch wirkt, ist sehr zu bezweifeln, besonders, da die Bekehrung des Jungen reichlich schnell vonstatten geht. Die Kinder lieben die in künstlerischer Beziehung anspruchslose Geschichte, weil sie lustig ist. Das zweite Märchen des Buches vom König Winter ist weder neu in den Motiven, noch bemerkenswert in der Verarbeitung. Beide Geschichten eignen sich für jüngere Kinder. Mü.

Lustige Streiche Till Eulenspiegels. Dem deutschen Volke neu erzählt von Friedrich Albert Mayer, mit Bildern von A. Paul Weber. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1921. (122 S. 4°.)

Till Eulenspiegels lustige Streiche werden hier in eine zusammenhängende Lebensgeschichte des fahrenden Schalkes eingereiht und vor den Hintergrund einer kulturhistorischen Schilderung des 14. Jahrhunderts gestellt. In der Domherrnschenke zu Hildesheim erzählt der Domherr Johann Engelke seinen Gästen von den Taten des Narren, flicht auch einige Geschichten vom Pfarrer zu Kalenbach und vom Pfaffen Ameis ein und spart nicht mit erläuternden Bemerkungen über die Zeitumstände, in denen Eulenspiegel lebte. Diese Bemerkungen halten die Erzählung oft auf und lassen uns die schlagende Prägnanz der gewohnten Eulenspiegel-Schnurren mit Bedauern vermissen. Immerhin belehren sie in unterhaltender und anschaulicher Weise. Doch wird man neben dieser Fassung den Eulenspiegel in der alten knappen Form nicht missen wollen, zumal deren sprachliche Reize fast überall mindestens stark abgeschwächt sind in der Bearbeitung, die alles zu deutlich machen will und dadurch schwerfällig und umständlich geworden ist. — Die grotesken Bilder (in schwarz und braun) sind trefflich, für Kinder vielleicht gelegentlich zu kraus. Druck und Ausstattung sehr gut. — Für Kinder etwa vom 12. Jahr an neben der gewohnten Fassung zu empfehlen. Ho.

Grimms Märchen. Auswahl von Paul Gärtner. Berlin, Schneider. Bd. 1: Von Königen und Königskindern. Buchschmuck von W. Jüttner. (141 S.) Bd. 2: Von glückhaften und geplagten Leuten. Buchschmuck von H. Looschen. (180 S.)

Die Ausgabe, von denen die ersten beiden Bände vorliegen, erstreckt sich auf 4 Bände. Alle zeichnen sich durch sorgfältige Auswahl, genaue Textwiedergabe und gute Ausstattung aus. Sie bringen neben Bekanntestem auch weniger bekannte

Märchen und eignen sich etwa für Kinder vom 10. Jahre an. Die guten Illustrationen sind als Kopfleisten und Vollbilder eingefügt. Während Jüttner das schlicht Märchenhafte, Ruhige betont, geht Looschen der Bewegung, dem Lebendigen und Komischen nach. Die Ausgabe ist sehr zu empfehlen. Mü.

Haedicke, Lotte: Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenwald. Bd. 3. Buchschmuck von Lothar Müller. Berlin, Schneider. (140 S.)

Dieser dritte Band der Märchen, die sich um die grotesken Kobolde der nordischen Wälder gruppieren, verdient die gleiche günstige Aufnahme, die schon die früheren Bände bei alt und jung gefunden haben. Außer dem zu weich geratenen Märchen vom „Elch Skutt" von Kjellén zeichnen sich die meisten durch eine urwüchsige Herbheit aus. Sie nähern sich manchmal im Ton den alten Mythen, wie die vier Riesentrolle von Granér, worin das alte Motiv von der Klugheit, die der Stärke überlegen ist, verwandt worden ist. Den meisten Märchen liegt eine tiefere Idee zugrunde. Sie sind nicht alle gleichwertig, doch durchweg fesselnd erzählt. Die Übersetzung liest sich fließend. Vom 10. Jahre an geeignet. Mü.

Handel-Mazetti, Enrika von: Vom König, den Dracheneiern und der Prinzessin Charitas. Nebst anderen Märchen deutscher Dichter ausgew. von Laurenz Kiesgen. Mit 4 Farbendruckbild. von H. W. Brockmann. Köln, Bachem. (105 S.)

Der Sammelband enthält 6 Märchen verschiedener Verfasser. Die Titelgeschichte vom hartherzigen König, der sein Land verdorren läßt um des Goldes willen und durch ein verscheuchtes Nixenkind auf den rechten Weg geführt wird, ist gut und märchenhaft erzählt und hat Stimmung. „Bertold der Königsohn", von W. Fischer ist ein kleines Meisterwerk, von einem feinen Legendenton umwoben. Die Jungfrau Maria rettet den in Zauberkünste verstrickten Jüngling, der sich zu ihr geflüchtet hat. J. Kerners „Märchen vom Licht", vom Hirtensohn, der eine Königskrone findet, Anna Klies „Wundersprache", vom Königssohn und der Köhlertochter, sind hübsch erzählt. „Der starke Hermel" von Müller von Königswinter wird trotz seiner leicht fließenden Verse am wenigsten fesseln. Die Sammlung steht weit über dem Durchschnitt moderner Märchenausgaben. Ausstattung gut. Geeignet fürs mittlere Alter und für Ältere. Mü.

Harten, Angelika: Prinzessin Tausendschön. Märchen. Mit 4 Farbendruckb. und 25 Schwarzb. von J. Kiener. Köln, Bachem. (97 S.)

— — Die Zauberburg. Märchen. Mit 4 Farbendruckb. und 20 Schwarzb. von J. Kiener. Köln, Bachem. (107 S.)

Die „Märchen" beider Bände ähneln einander sehr. Meist ist der Vorgang folgender: Der Held der Geschichte begeht irgendeine Sünde, wird von einem zauberischen Wesen dafür gestraft, bessert sich schnell, und seine Entzauberung erfolgt ebenso schnell. Nie wird bei den Zauberdingen der Dank gegen Gott vergessen. Unter den „Märchen" des 2. Buches erheben sich der „Bruder Leichtfuß", in dem die Selbstlosigkeit verherrlicht wird, und „Der traurige Königssohn", der einen Mord zu sühnen hat, ein wenig über den Durchschnitt. Die altmodischen Bilder fügen sich dem Text gut ein. Mü.

Helbach, Fritz: Schnuppeldiwupp. Eine Geschichte für Kinderherzen. Mit Bildern von W. Siebert. Gotha, Perthes. (55 S.)

Das arme Ehepaar Schnuppeldiwupp kommt zum Knusperhäuschen, wo es die Hexe verbrennt, wird vertrieben, auf seiner weiteren Reise vom Engel begleitet und erlebt noch allerlei Belangloses. Leidlich gute Bilder sind das einzig Bemerkenswerte an dem Buche. Mü.

Hepner, Klara: Auf der Kuckuckswiese. Buchschmuck von Hugo Wilkens. Berlin, Schneider. (96 S.)

Die Märchen knüpfen meist an irgendwelche ganz realistische Begebenheiten an und fallen leicht wieder in diese zurück, so daß der Märchenton nur selten festgehalten wird. Das Märchen vom „Briefkasten", in dem sich in Andersenscher Art die Postsachen ihren Inhalt erzählen, ist der Verfasserin besser gelungen als die Zaubermärchen. Die eingestreuten Verse sind schlecht. Die Märchen sind flott erzählt, die Handlung ist bewegt. Ausstattung gut. Fürs mittlere Alter geeignet. Mü.

Im Monatsreigen. 12 Märchen von E. Böhmer, M. Bruch, C. Patzker, A. Plotow und S. Reinheimer. 8 farb. Vollbilder von Fr. Müller-Münster. Berlin, Schneider. (134 S.)

Für jeden Monat ist ein Gedicht von M. Bruch und ein Märchen der obengenannten Verfasserinnen vorgesehen. Trotzdem ein paar Namen von Klang dabei sind, findet man leider kein Märchen, daß sich über den Durchschnitt erhebt, unter den Gedichten nicht eines, das sich zu lesen verlohnt. Das Beste sind noch die weichen, farbigen Bilder. Mü.

Kuckuck, A.: Im Lande der Niedersachsen. 34 Sagen aus Heide, Marsch und Moor. Mit Zeichn. von D. Wüsten-Katingen. Bremen, Schünemann. (86 S.)

Die Sammlung enthält Ortssagen aus der Gegend der Unterweser und dem südlichen Hannover. Ihre einfache Darstellung ist am Stil guter Sagensammlungen geschult. Am Schlusse jeder Sage sind die Beziehungen zwischen den Geschehnissen der Vergangenheit und den heute vielfach unverständlichen Namen von Dörfern, Höfen, Wiesen u. a. aufgezeigt. Manche der Zeichnungen sind steif und unbeholfen und können als Schmuck des Buches nicht angesehen werden. Jugendabteilungen namentlich Hannoverscher Büchereien finden in der Sammlung geeigneten Stoff für 12jährige. Ju.

May, Hero (Eva Hermine Peter): Legende vom Christkind und vom Sternlein. 2 Märchen. Bilder von J. Mauder. Berlin, Schneider. (46 S.)

Das Christkind fühlt sich als Junge, der auch einmal mit anderen Buben auf Erden irdische Spiele spielen möchte. Es wird richtig ungezogen, als ihm der Wunsch abgeschlagen wird. Schließlich erreicht es sein Ziel und erlebt nun recht irdische Dinge, bei denen es nicht ohne Keilerei und Geheul abgeht. Das kann empfindliche Gemüter verletzen, zumal die Form nicht immer legendenhaft ist und der Grazie eines Keller, selbst eines Binding entbehrt. Viele lustige Einfälle sind darin, die glücklich durch die köstlichen Mauderschen Bilder unterstützt werden. Die 2. Legende, „Das Sternlein", erzählt anmutig von einem kleinen Mädchen, das einem einsamen Stern Gesellschaft leistet, mit andern Sternen spielt, aber schleunigst, als es sich mit einem Teufelchen eingelassen hat, auf die Erde zurückbefördert wird. Vom 9. Jahre an geeignet. Mü.

Niedersächsische Volksmärchen und -schwänke. Gesammelt und herausgegeben von J. v. Harten und K. Henniger. Zeichnungen von Edm. Schäfer. 7. bis 11. Tausf. Bremen, Schünemann. (136 u. 155 S.)

Die fleißigen Sammler v Harten und Henniger haben ihrem Buch „Niedersachsens Sagenborn" einen Band Niedersächsischer Märchen und Schwänke folgen lassen. Aus vorhandenen Quellen, Zeitungen und Zeitschriften, zum Teil auch nach mündlichen Wiedergaben ist die Sammlung zusammengestellt worden, enthält also echtes Volksgut. Der erste Teil bringt Überlieferungen aus dem südlichen, der zweite Teil aus dem nördlichen Niedersachen. Viele alte gute Bekannte begegnen uns, manche muten zunächst fremd an nur wegen der vorliegenden Fassung. Die plattdeutschen Mundarten sind reichlich vertreten. In ihrem Beieinander lassen sie das Verlangen nach einer einheitlichen Orthographie wieder groß werden. Die Übersetzungen der Dialektstücke des ersten Teils ins Hochdeutsche sind unnötig; sie erweisen nur die größere Kraft des Plattdeutschen. — Kindern vom 11. Jahre

an wird das Buch viel Freude machen; sie werden sich auch an den schlichten Zeichnungen Schäfers ergötzen. In der nächsten Auflage müssen die Druckfehler vermieden werden. Ju.

Ortlepp, O.: Wunnerland un Woterkant. Plattd. Märchen und Schwänke. Mit Bildern v. Gertr. Meyer-Schmidt. Hamburg, Quickborn-Verlag, 1921. (143 S.)

Ortlepps Buch enthält Kunstmärchen, wie schon sein früher erschienenes „De wunnerbore Regenschärm". In der realen Welt der Großstadt, in winkligen Gassen und engen Höfen, zwischen dem Bodenrummel der Mietskasernen läßt der Dichter Märchenstimmung erstehen, die an die Frische und „Natürlichkeit" der Volksmärchen erinnert. Nach kurzer Einführung wird der Leser der realen Wirklichkeit entrückt und in dies Märchenwunder gestellt. Das geschieht durchaus zwanglos, darum läßt er sich gerne führen. Hin und wieder nutzt Ortlepp ein Motiv des Volksmärchens. Die Märchensymbolik namentlich der Schwankstücke geht kleinen Kindern nicht ein, darum sei das in echtem Plattdeutsch geschriebene Buch erst für Jugendliche vom 14. Jahre an empfohlen. Ju.

Reinelt, Paul: Fünf schlichte Märchen aus der Grafschaft Glatz. Mit Buchschmuck von Franz Hoffmann. Beuthen, Waeldner, 1920. (45 S. Kl.-8°.)

Der Verf. stellt sich als Lehrling im Fach vor, der Kärrnerdienste für den kommenden Meister tun will. Die Geschichten — dieser Einstellung gemäß mehr Stoff gebend als gestaltend — haben teils Sagen-, teils Legendencharakter und sind reichlich stark mit Ideen beschwert, daher Erwachsenen zugänglicher als Kindern. Für Heimatbüchereien ihrer ausgeprägten Stammeseigenart wegen von Interesse. Gute Bilder. Mü.

Reinheimer, Sophie: Freunde ringsum. Märchen. Buchschmuck von Fr. Müller-Münster. Berlin, Schneider. (52 S.)

In diesen Märchen ist die Verf. von ihrer eigenen Linie abgewichen: von der Beseelung der Natur gelangt sie zur Beseelung der Dinge um uns. Sie vermag mit den Geschichten des schmächtigen Bändchens nicht recht zu fesseln. Ob sie vom Wegweiser, der Uhr, der Nähmaschine, der Dorfmusik erzählt, immer bleibt sie zu sehr am Äußeren hängen, und trotz alles fidelibum tsching täterätä sind es keine Märchen geworden. Mü.

Reulecke, August: Sieben seltsame Historien. Märchenstrauß. Mit Schattenrißbildern von A. Uebel. Leipzig, Grunow, 1921. (208 S.)

Die sieben langen Geschichten sind mit geringer Konzentrationskraft gestaltet. Eine große Weitschweifigkeit, ewige Wiederholungen hemmen den Gang der Handlungen. Ganz unmärchenhafte Bemerkungen, sowie ein Festlegen auf Örtlichkeiten geben ihnen mehr einen Sagen- als Märchencharakter und dienen nicht der leichten Verständlichkeit. Gerade die besten, wie die legendenhafte Geschichte von den Erben des Himmels, sind Kindern kaum zugänglich. Der Stil ist umständlich und nicht einfach genug. Die Ausstattung ist gut, die Schattenrisse z. T. wirklich märchenhaft. Mü.

Schiele, Friedrich Michael: Die Käferschlacht in der Johannisnacht. Ein Märchen. Buchschmuck von Hans Looschen. Berlin, Franz Schneider, (1921). (31 S.)

Dies Märchen eines alten Theologen und Naturfreundes, das in Prosa und Versen aus hundert Reminiszenzen alter Volksmärchen und romantischer Märchen zusammengeflickt ist, bedeutet eine recht zweifelhafte Gabe. Die Kinder, für die es bestimmt ist, werden ihre Freude haben an der bunten Phantastik, weniger vielleicht an den zu zahlreichen Reimen; die rechte Märchenstimmung und -spannung werden sie vermissen. — Schon für 6jährige verständlich. Ho.

Schultze-Westrum, Magret: Die kleine Nixe. Der weiße Pfau. 2 Märchen. Greifswald, Moninger, 1921. (91 S.)

Das Meernixchen, das ein Mensch werden will und stirbt, nachdem es Menschenglückseligkeit genossen, und der Königssohn, der auszieht, seine tote Mutter zu suchen, und eine Prinzessin erlöst, sind zwei Märchen voll lebendiger Phantasie und eigenartiger Motive. Die Verf. hat aber ihre Phantasie noch nicht genügend im Zaum. Auch hat sie dem Handwerksmäßigen nicht genügend Beachtung geschenkt. Beides Anfängerfehler, die überwunden werden können. Mü.

Vesper, Will: Gute Geister. Märchen, Gleichnisse und Legenden. Federzeichnungen von Hertha Gumppenberg. (Der Blumengarten.) Oldenburg, Stalling, 1921. (159 S.)

Vesper versteht zu erzählen, einfach und plastisch, ein wenig ironisch und nicht ohne Humor. Manchmal erinnert er an Hebel. Einigen Geschichten haftet etwas stark Reflektiertes an, viele haben ein reizendes Moral- oder Weisheitschwänzchen. Nicht alle Kinder werden den Geschichten folgen können, wohl aber die nachdenklicheren. Schade, daß gerade das erste Märchen so wenig ursprünglich ist. Gut ist der Titel gewählt. Es herrscht eine warme, von reiner Menschen- und Tierliebe erfüllte Stimmung im Buche. Die Ausstattung ist gut. Mü.

Vesper, Will: Die Nibelungensage. Zeichnungen von E. R. Vogenauer. (Der Blumengarten.) Ebenda, 1921.

In diesem Buch ist das deutsche Nibelungenlied mit den im wesentlichen der Edda entnommenen Sagen von den Wölsungen, von Brunhild, der Walküre und von Siegfrids Jugend verschmolzen. Da die altnordischen Sagenbruchstücke nur zur Einleitung und zu Ergänzungen und Erweiterungen der deutschen Sage herangezogen sind, ist ein einheitliches Ganzes zustande gekommen, dem die dramatische Wucht der Vorbilder erhalten geblieben ist. Die Sprache ist rhythmisch gehobene Prosa, die jedoch durch platte Dialoge in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird. Die zahlreichen Bilder sind mit ihren schweren Konturen gut dem Text angeglichen, doch scheint mir der Zeichner die „brutale Richtigkeit" der Zeichnung nicht so vollkommen zu beherrschen, daß er immer die expressionistisch gefärbte Form verantworten könnte. Das Buch wird nur besonders reifen Kindern zugänglich sein. Kr.

Wahlenberg, Anna: Aus Schloß und Hütte. Buchschmuck von Hans Looschen. Übers. a. d. Schwed. v. Pauline Klaiber-Gottschau. (Schwedische Märchen.) Berlin, Schneider, 1921. (141 S.)

A. Wahlenberg versteht es, in glücklicher Weise alte Motive mit neuen Einfällen zu verbinden. Manchmal erinnert sie an Andersen, doch fehlt ihr dessen ironische Schärfe. Sie ist weich und warmherzig und verfährt milde mit den Übeltätern in ihren Märchen, die sie, ohne aufdringlich Moral zu predigen, auf rechten Weg leitet. Dabei ist sie innerlich reich und überschüttet den Leser mit einer solchen Fülle von Einfällen und Gedanken, daß er sich ganz ins Märchenreich versetzt fühlt. Das Buch steht weit über dem Durchschnitt und ist für Kinder vom 10. Jahre an geeignet. Ausstattung gut. Bilder nicht leicht verständlich. Mü.

3. Erzählungen.

Armand: In Texas. Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Bearb. von A. Köhler. Mit Bildern von H. Schmidt. (Lebensbücher d. Jugend, Bd. 42.) Braunschweig, Westermann, 1921. (251 S.)

Ein Nachfolger Sealsfields, der Kaufmann, Arzt und Farmer Friedrich Armand Strubberg, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Texas lebte, hat eine große Anzahl Schriften veröffentlicht, die heute vergessen sind. Aus seinen amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuern hat der Bearbeiter geschickt unter Umarbeitung der schwerfälligen Schreibweise die vorliegende an Geschehnissen reiche Erzählung herausgeschält. Ständiger Kampf mit den Indianern, wie mit den Tieren der Wildnis, Präriebrände, Überfälle, Forschungszüge bringt das Leben eines Ansiedlers

an vorgeschobenem Posten mit sich. Davon weiß der Verf. lebendig zu erzählen. Der Hauptwert aber des Buches liegt in der Schilderung der Landschaft, des Siedlungslebens, der Sitten und Gebräuche des untergehenden Indianervolkes, sowie des Tierlebens der Prärie, einer jetzt versunkenen Welt. Sehr geeignet vom 11. Jahre an. Mü.

Berger, A.: Jochen Petersens Afrikafahrt. Jagd- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen in Deutsch-Ostafrika 1914. Mit vielen Zeichnungen von F. Koch-Gotha. 2. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1921. (274 S.)

Frisch, anschaulich und meist recht spannend erzählt Berger von den Erlebnissen eines jungen Deutschen, der mit einem alten Jäger und Tiersammler ins Innere Ostafrikas zieht. Gerade die wahrheitsgetreue, ungekünstelte Schilderung der alltäglichen, kleinen und großen Leiden und Freuden des Lebens in Urwald und Steppe wird vielen Knaben interessanter und wertvoller sein als die üblichen mehr oder minder unwahren Abenteuergeschichten. Die Langeweile hält schon der Stoff stets fern, außer vielleicht in der wenig geschickten und allzu langatmigen Einleitung, die — gleich dem allerdings kürzeren Schluß, der eine Episode des Weltkriegs in der Kolonie erzählt — besser fortgeblieben wäre. Von den Bildern tragen die meisten nicht gerade zur Verschönerung des Buches bei. — Trotz dieser Mängel kann das Buch für Knaben etwa vom 12. Jahr an aufs wärmste empfohlen werden. Ho.

Eschmann, Ernst: Wie Franz Irminger Flieger wurde. Der reiferen Jugend und allen Freunden des Flugwesens erzählt. Buchschmuck von Ernst E. Schlatter. Zürich, Art. Inst. Orell Füßli, 1922. (274.)

Der Gegenstand des Buches, das Flugwesen, wird ihm unter den Knaben viele Freunde erwerben. Es erzählt das Leben eines jungen Bauernsohnes von dem Tag an, da in ihm die Sehnsucht nach dem Fliegen erwacht, berichtet von schönen Glücksfällen, die ihm den Weg zur Fliegerschule und zur Errichtung einer eigenen Flugstation ebnen, aber auch von den vielerlei Schwierigkeiten und Hemmnissen, die durch nie erlahmende Energie und starken Idealismus überwunden werden mußten, und zeigt den jungen Flieger schließlich bei seinem großen Alpenflug auf dem Gipfel seiner Laufbahn. Es steckt nicht viel Handlung in der Erzählung, man vermißt auch die rechte Anschaulichkeit der Schilderung, und gerade die Jugend wird diese Schwächen trotz der schriftstellerischen Geschicklichkeit des Verfassers leicht bemerken. Dennoch verdient es das Buch, besonders wegen seiner gesunden und optimistischen Gesinnung, daß die Büchereien es zu verbreiten versuchen. Ho.

Ferry, Gabriel: Der Waldläufer. Eine Erzählung aus dem fernen Westen. Für die Jugend frei bearb. v. Friedrich J. Pajeken. Mit Bildern von W. Planck. Stuttgart, Thienemann. (199 S.)

Die Indianerromantik des alten Buches, in dem sich Mut, Frömmigkeit, Abenteuerlust und Schicksalsfügungen zu einem seltsamen Ganzen vereinigen, weiß harmlose Gemüter zu fesseln und zu erregen. Die innere und äußere Unwahrheit dieses Werkes, die durch die gekürzte Bearbeitung noch verstärkt wird, muß zum Ablehnen veranlassen. Mü.

Gansberg, Fr., und Eildermann: Unsere Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen. Mit Buchschmuck von Th. Hermann. Hrsg. v. Bremer Jugendschr.-Ausschuß. 4. Aufl. Leipzig, Teubner. (110 S.)

Gansberg gehört zu den modernen Großstadtpädagogen, die in ihren Jugendschriften die Stoffe aus der Welt der Großstadtkinder wählen. Was er erzählt, ist gegenwärtiges Geschehen aus der unmittelbaren Nähe des jugendlichen Lesers; so oder ähnlich hat er es selbst einmal erlebt. Mit naturalistischer Treue zeichnet

der Erzähler ihm ein Bild aus seiner Umgebung. Aber Gansberg gehört zu den Dichtern unter diesen Großstadtpädagogen. Seine lebendige, knappe Darstellungsart hat etwas an sich von der unbekümmerten Ausdrucksweise der Kinder, die frisch einen Satz an den andern stellt und um logische Verknüpfungen wenig besorgt ist. Darum werden Kinder — vom 10. Jahre an — sie auch ganz verstehen und mit- und nacherleben, was ihnen an Großstadtereignissen und -abenteuern geboten wird. Ob sie sich trotz aller Fröhlichkeit des Geschehens auf die Dauer wohl fühlen bei der Alltäglichkeit? Aus der zeit- und raumlosen Welt des Es war einmal wächst eine Sehnsucht auf, die hier nicht gestillt wird. (Vgl. den lesens- und beachtenswerten Aufsatz „Schiller und Scharrelmann" von H. Freudenthal, Jugendschriftenwarte, 29. Jg.) Ju.

Gaul-Molnar, Olga: Duselfritz. Eine lustige Kindergeschichte. Mit Bildern von Kutzer. Stuttgart, Levy & Müller. (215 S.)

Der kleine Fritz, mit seiner Großmutter im Märchenlande heimisch, wird durch seine Phantasie zu allerlei Abenteuern verleitet, die ihm den Namen Duselfritz eintragen. Es geht aber immer gut aus. Die Ehre des Märchens wird gerettet, denn Fritz zeigt sich bei einem Brande als einer, der auch mit der Wirklichkeit fertig wird. Die stofflich nette Geschichte kann leider keinem genügen, der künstlerische Qualitäten von der Form einer Erzählung verlangt. Mü.

Goethe, Johann Wolfgang: Ausgewählte Werke für die Jugend. Mit Bildern v. Ludwig Richter. (Rechts Jugendbücherei, Bd. 1.) München, Recht, 1921. (270 S.)

Während die vor längeren Jahren erschienene Sammlung: „Goethe für Jungen" von Frank reichlich stark den Dichter als Spaßmacher zeigt, betont diese Auswahl den Klassiker. Ob es aber möglich ist, die Jugend mit der „Novelle", einem Ausschnitt aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", und den „Geschwistern" zu fesseln, erscheint zweifelhaft. Da außer diesen die ganze Wiedergabe des „Götz" viel Raum beansprucht, bleibt nur noch wenig Platz für einige Gedichte (13). Als besonders glücklich kann somit die Auswahl nicht bezeichnet werden. Die Ausstattung ist sehr gediegen, die Wiedergabe Richterscher Holzschnitte gut. Das Umschlagbild befriedigt nicht und wirkt stilwidrig. Mü.

Haindl, Johann: Der Bahnwärterbub. Meine Jugendgeschichte. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. 1. Aufl. u. d. T. Heimatklänge aus dem Tagebuch eines Bahnwärterjungen. (131 S.)

Als ein Mann, der das Leben kennt und der sich immer mit einem gesunden Egoismus durchgeschlagen hat, erzählt H. die Erinnerungen aus seinem Leben, das in der Enge eines Bahnwärterhäuschens begonnen hat und ihn nach manchem Umweg als katholischen Geistlichen in sein Amt führt. Ohne irgendeinen strafferen Zusammenschluß reihen sich die vielen kleinen Begebenheiten aneinander, reich gespickt mit Aussprüchen, in denen sich ein starker Sinn für das Nützliche und Erfolgbringende dartut. Als Heimatliteratur gut zu gebrauchen. Stark katholische Tendenz. Für Kinder vom 12. Jahr an, besonders für jugendliche Leser sehr geeignet. Of.

Hanstein, Otfried v.: In den Tälern des Todes. Die abenteuerliche Erforschung der Wunderwelt am Colorado durch J. W. Powelt. (Jäger und Forscher, Bd. 4.) Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (176 S.)

In Form einer spannenden Erzählung schildert der Bearbeiter die Forschungsreise, die der Amerikaner Powelt mit einer Anzahl unerschrockener Gefährten im Jahre 1868 unternahm, um das Stromgebiet des Colorado, eines der größten Naturwunder Amerikas, zu durchdringen. Die Wassermengen dieses Flusses haben sich in ungeheurer Länge und Breite bis zu 2000 m Tiefe in das Gestein hineingearbeitet und in den Schluchten und Cañons zauberhafte Felsgebilde geschaffen,

die, von den Weißen als unzugänglich gemieden, von den Indianern mit geheimnisvollen Mythen umwoben sind. — Nach unsäglichen Mühen haben die Mutigen ihr Ziel erreicht, und Powelt hat die Ergebnisse seiner Forschung in einem Buche niedergelegt, das von Hanstein in der Hauptsache als Quelle benutzt worden ist. Der feuilletonistische Stil erhöht die Spannung, doch muß betont werden, daß Hanstein es auch verstanden hat, eindrucksvolle Bilder von den Naturschönheiten und -schrecknissen zu geben. Vom 12. Jahre an geeignet. Mä.

Harten, Angelika: Schnurri. Geschichten von Kindern und Kätzchen. Mit Bildern nach Scherenschnitten von Marianne Köhler. Köln, Bachem. (58 S.)

Das Buch ist gedacht für die ganz Kleinen und will „das vertrauliche Verhältnis zwischen Kind und Tier wiedergeben". Zu diesem Zweck müssen die Kinder die Katzensprache verstehen, wobei sie noch auf die Vermittlung der Großmutter angewiesen sind. Das Kätzchen macht zum Glück mehr Streiche als die sehr brav und fromm geratenen Kinder. Die ständige Anwendung von Diminutiven wirkt gesucht kindlich, die eingestreuten Verse sind banal. Von künstlerischer Gestaltung kann nicht gesprochen werden. Die Scherenschnitte sind kindlich einfach, aber weichlich. Mä.

Helling, Viktor: Das Geheimnis der Kazikengräber. Berlin, Scherl. (204 S.)

Eine für Gymnasiasten im Stil der Kameradbücher geschriebene Abenteuergeschichte. Ein elendes Machwerk. Mä.

Homscheid, Maria: Der Schlenderer und andere Knabengeschichten. Mit einem Geleitwort von J. Mumbauer und 5 Bildern von R. Winkler. Freiburg, Herder. (50 S.)

In den 5 Knabengeschichten erzählt M. H. mit viel Verständnis für die Jugend und einem mütterlichen Humor aus dem Leben der Dorfjugend ihrer süddeutschen Heimat. Die von Kindern so wichtig genommenen Ereignisse sind spannend und in warmherzig-süddeutscher Art erzählt. Dem Reiz der im Zusammenhang mit den Menschen oft dichterisch erfaßten Natur werden sich auch jugendliche Leser schwer verschließen können. Das ganz in christ-katholischer Weltanschauung wurzelnde Buch kommt in erster Linie für katholische Kreise in Frage, doch werden sich auch nicht konfessionel eingeengte Kinder anderer christlicher Richtungen an ihm erfreuen können. Of.

Lunkenbein, Anton: Die Geheimnisse der Namib. Berlin, Safari-Verlag, (1921) (136 S.)

Eine Geschichte aus dem Wüstenlande Südwestafrikas, der Namib, von einem Kenner des Landes geschrieben, die abenteuerliche Suche dreier Deutscher nach dem Buschmannparadies mit seinen Schätzen an Gold und Edelsteinen. Lunkenbein spart nicht mit abenteuerlichen Jagd- und Reiseerlebnissen, spart auch nicht mit recht groben Effekten der Komik und der Trauer. Das Buch gewinnt dadurch an Beliebtheit, verliert aber ein wenig an literarischem Wert; dennoch kann es der Jugend vom 12. Jahr an unbedenklich gegeben werden. Ha.

Manz, Ilse: Klein Hilde. Geschichten aus dem Leben eines Großstadtkindes. Mit Federzeichnungen von A. Schmidhammer. 2 Bde. (Blaue Bdchn. 125 u. 130.) Köln, Schaffstein.

Ein weibliches Gegenstück zu Hennings Klein Heini. Es bringt die gleichen einfachen Geschichten aus dem Alltagleben der Kinder, hier zwei kleiner Mädchen aus dem Mittelstand, zu Zeiten, als es noch keine Kriegs- und Nachkriegsnöte in den Familien gab. Da hören wir vom Spiel der Kinder, einem Ausflug, der großen Begebenheit: dem Umzug. Im 2. Bde. ist die Schule das große Ereignis, dann gibt es Krankheit, eine Reise, ein Geburtstagsfest usf., alles impressionistisch

und reichlich nüchtern erzählt. Klare kurze Sätze. Den Kleinen, die eben die Kunst des Lebens erfaßt haben, verständlich. Sehr brauchbar für Schulkinder, die mit der lateinischen Schrift beginnen.

Neff, Curt Paul: Der Narr von Mescalero. Drei Jahre unter den Indianern Mexikos (1910—1913). Dresden, Verlag Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (168 S.)

Der Verfasser ist, begeistert von den Indianergeschichten seiner Jugend, als junger Mann nach Amerika gezogen, um die Indianer und ihr Leben selbst zu schauen. Er sieht, wie die kümmerlichen Reste der alten großen Stämme, uneinig unter sich selbst, von der Übermacht der Weißen skrupellos unterdrückt und ausgebeutet werden. Er sucht sie in jugendlichem Idealismus zu einigen zu einem neuen großen Volke und scheitert kläglich mit diesem abenteuerlichen Unternehmen. — Diese Erlebnisse sind anschaulich und lebendig erzählt, ohne geschmacklosen Aufputz. Der an Indianerromane gewöhnten Jugend bringt das Buch manche gesunde Enttäuschung, es wird aber trotzdem ihr starkes Interesse erregen. Vom 12. Jahr an. Ho.

Nieburny, Max: Aus bunten Gärten. Einhundert Geschichten für Kinder. Breslau, John. (146 S.)

In buntem Durcheinander kurze Geschichten aus dem Kinderleben, aus der Natur, dem Märchen- und Fabellande, Anekdoten und Reimereien. Fromme, brave Geschichten für fromme, brave Kinder. Alles in allem: hundert Belanglosigkeiten. Mü.

Ottmann, Viktor: Der Orchideenjäger. Erlebnisse und Abenteuer im tropischen Amerika. Mit 9 Bildern und einer Karte. (Jäger und Forscher.) Dresden, Verlag Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (159 S.)

Erzählt von der an Abenteuern und Gefahren reichen Jagd eines deutschen Blumensammlers in Südamerika nach einer geheimnisvollen Orchidee, die nur an einer einzigen, von Indianern heilig gehaltenen und bewachten Stelle blüht. Die Erzählungsweise ist ein wenig nüchtern, die Personen werden nicht recht lebendig. Seine reichen völkerkundlichen und geschichtlichen Kenntnisse flicht der Verfasser allzu breit und unmotiviert in die Schilderung ein. Ein pädagogisch gut gemeintes und — abgesehen von der wenig sorgfältigen Behandlung der Sprache — sauber gearbeitetes Buch, das die Jugend aber ein wenig langweilig finden wird. Vom 12. Jahr an. Ho.

Pauls, Eilhard Erich: Liebes Vaterland. Erzählungen aus drei Jahrhunderten. Mit 4 farb. und 12 Textb. v. H. Rühmkorb. (Lebensbücher d. Jugend Bd. 44.) Braunschweig, Westermann, 1921. (187 S.)

Die vier Erzählungen, zumeist in der Magdeburger Gegend spielend, sind bis auf den „König", eine Episode aus den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen, deutschen Notzeiten entnommen: „Bernt Wüst" dem 30jährigen Kriege, „Der von Wüstenhoff" dem Zusammenbruch 1806, „Up ewig ungedeelt" der der Dänenherrschaft in Tönning um 1850. Träger der Handlungen sind Knaben und Jünglinge, die aus überquellender Vaterlandsliebe mehr oder weniger törichte Dinge begehen, die als patriotische Taten gefeiert werden. Wenn der Verf. verlangt, „daß wir uns nach den hier gezeigten Beispielen strecken sollen", so beweist er damit, daß er unsere Zeit so wenig versteht, wie er jene Zeiten verstanden hat, die er hier schildert. Von innerer Erziehung zum Dienste am Vaterlande ist nicht die Rede, über ein frisches Draufgängertum geht's nie hinaus. Wenn sich auch die Gestaltung der Geschichten stellenweis über den Durchschnitt erhebt, so ist doch keine zu einem geschlossenen Kunstwerke geworden. Ganz eingestellt auf Lektüre für höhere Schüler. Mü.

Reuter, Christian: Des Junkers Schelmuffski wahrhaft kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. Für die Jugend wiedererzählt von Anselm Ruest. Bilder von S. W. Kallm. Schöneberg, Schneider. (76 S.)

Es ist ein gewagtes Stück, den alten Schelmuffski, diese prachtvolle Satire auf die Rauf-, Sauf- und Renommierlust der Studenten des 18. Jahrhunderts, für die „lieben Kinder" zu bearbeiten. Der Versuch muß auch als gänzlich mißglückt bezeichnet werden. Durch die als notwendig erkannten Veränderungen und Streichungen (die Weibergeschichten sind zu legitimen Verlobungen geworden!) und ganz überflüssigen stilistischen Änderungen ist das Werk so verwässert, daß es einfach nicht wiederzuerkennen ist. Gefährlich ist auch, daß Kinder für bare Münze nehmen können, was bittere Ironie ist. Das Buch ist ganz überflüssig, da der reifen Jugend die gut durchgearbeitete Ausgabe der Dichter-Gedächtnis-Stiftung zugänglich ist. Mä.

Roberts, Charles, E. D.: Gestalten der Wildnis. Übers. a. d. Engl. von B. Olden. Zeichn. v. K. Hansen-Reitrup. Berlin, Gyldendal, (1921). (186 S.)

Die Schilderung des Kampfes der wilden Tiere um ihr Dasein wird die reifere Jugend stark fesseln. Schicksale von Bären, Mordwalen, Robben, Elchen, Elefanten sind mit sicherer Hand gezeichnet. Urinstinkte werden wach. Der Erhaltungstrieb, die Mutterliebe, die Todesfurcht wecken Kraft und Kühnheit und List. Kampf überall. Aber nicht aus Freude an Kraft, sondern aus Hunger und Notwehr. Dazwischen — echt amerikanisch — diese Instinkte vermischt mit Dressur. Überall tritt ein tüchtiges naturgeschichtliches Wissen zutage. Mä.

Scharrelmann, Heinrich: Berni lernt Menschen kennen. Volks- und Schul-Ausgabe. Braunschweig, Westermann, 1921. (67 S.)

Die Kinder haben auf den neuen Berni-Band schon gewartet. Mit nie ermüdendem Interesse verfolgen sie die anspruchslosen Erlebnisse von einem, der ganz ihresgleichen ist. Berni muß sich zum ersten Male mit den unbegreiflichen Wegen des Schicksales beim Tode seines Freundes und Lebensretters auseinandersetzen. Da ist nichts von der üblichen Oberflächlichkeit der meisten Kinderbücher. Da ist ein festes Ins-Leben-Schauen. Und das macht den Wert der schlichten und nüchternen Bernibücher aus. Ist's keine Kunst, so ist es doch gesunde Kost. Mä.

Scharrelmann, Heinrich: Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit. Bd. 2. Mit Bildern von Th. Herrmann. Braunschweig, Westermann, 1921. (111 S.)

Wie in dem ersten Bande gibt Sch. auch hier Geschichten aus dem Kinderleben und Geschichten aus der Natur. Da bei der rein impressionistischen Darstellung die fesselnde Handlung oft über mangelnde Tiefe hinwegtäuschen muß, so sind die Wirklichkeitsgeschichten besser gelungen als die Geschichten aus der Natur, denen der Märchenton fehlt. Unter den anspruchslosen Geschichten heben sich die von „Peter Peine" hervor. Der stark heimatliche Einschlag wird das Buch besonders Bremer Kindern lieb machen. Die Sprache ist stellenweis schwerfällig, die Bilder könnten fehlen. Geeignet für Kinder vom 9. Jahre an. Mä.

Storm, Theodor: Ausgewählte Erzählungen für die Jugend. Mit Ill. von R. v. Hörschelmann. (Rechts Jugendb. Bd. 2.) München, Recht, 19[illegible] (177 S.)

Geschmackvolle Ausgabe mit stimmungsvollen Zeichnungen. Unverkürzte Wiedergabe von „Pole Poppenspäler — In St. Jürgen — Die Regentrude — Immensee, —" eine Auswahl, die man für die reifere Jugend gelten lassen kann, womit nicht gesagt werden soll, daß sich aus Storms Werk nicht auch eine andere vielleicht noch wertvollere Zusammenstellung machen ließe. Zu beanstanden ist das Fehlen einer Inhaltsangabe und das Umschlagbild. Mä.

Svensson, Jón: Nonni und Manni. Zwei isländische Knaben. Mit Ill. von Fr. Bergen. (Bibliotheksausg.) Regensburg, Habbel. (127 S.)

— — Die Stadt am Meer. Nonnis neue Erlebnisse. Mit 12 Bildern. Freiburg, Herder, (1922). (284 S.) 8°.

Die autobiographischen Isländerbücher des Jesuiten Svensson sind mehr pädagogisch-moralisch, als ästhetisch eingestellt. Dabei besitzen sie, besonders an den Stellen, in denen die Kinder unter sich sind, eine ganz erstaunlich kindertümliche Einstellung. All die kleinen Begebenheiten ihres Lebens werden mit der Kindern eigenen Wichtigkeit erzählt, ob es sich um das Instandsetzen eines Segelbootes oder um eine Prügelei handelt. Die Weltanschauung des Verfassers macht sich, da die Erlebnisse seiner protestantischen Jugendzeit entstammen, nur zwischen den Zeilen bemerkbar.

Die Geschichte von Nonni und Manni, eine abenteuerlich-gefährliche Kahnfahrt, bei der die Knaben durch ein französisches Kriegsschiff gerettet werden, ist ein Neudruck des 1913 erschienenen Werkes in einfacherem Gewande. Das Gelübde, im Fall der Rettung ein Missionar wie der h. Franz-Xaver zu werden, wird Protestanten bei protestantischen Kindern gewaltsam erscheinen. — In der „Stadt am Meer" wird unmittelbar an den Schluß von „Nonni" angeknüpft. Nonni lernt Kopenhagen kennen und wird dabei erzogen. Im 2. Teil wird eine Bootfahrt Nonnis und seines Freundes über den Sund nach Schweden geschildert. Alle Vorzüge Svenssonscher Erzählungsart kommen hier so zur Geltung, so daß sich die einfache Geschichte wie ein abenteuerlich spannendes Erlebnis liest. Vom 10. Jahre an geeignet. Mü.

Thompson-Seton, Ernest: Domino Reinhard, Die Lebensgeschichte eines Silberfuchses. Mit 10 Vollbildern u. zahlr. Textbild. nach Zeichn. d. Verf. Übers. v. Max Pannwitz. Stuttgart, Franckh, 1921. (106 S.)

Mit wachsender Spannung verfolgen wir die Entwicklung eines Edelfuchses aus dem Goldurgebirge. Wie er sich von Jugend an gegen seine Feinde, Trapper und Hunde, zu behaupten versteht, wie er geschickt den Fallenstellern entgeht und schließlich im letzten Kampfe mit dem Hunde, der auf den Eisschollen eines Stromes endet, Sieger bleibt. Aber nicht im äußeren Geschehen liegt der Wert des Buches. Der Verf. zeigt hier wieder, wie stark er sich in die Seele eines Tieres hineinzuleben versteht, und er erzieht dadurch ungewollt zur Ehrfurcht vor allem Lebendigen. Für Kinder vom 10. Jahre an geeignet. Mü.

Thorbecke, Marie Pauline: Häuptling Ngambe. (Safari-Bücherei.) Berlin, Safari-Verlag (1921). (179 S.)

Die Erzählung spielt in Kamerun in den Jahren 1885—1900, vor der Errichtung der deutschen Herrschaft. Sie berichtet von dem klugen Ngambe, der sich vom Vorsteher eines kleinen Dorfes zum größten Oberhäuptling im Hinterlande Kameruns aufschwingt. Tatsächliches Geschehen liegt ihr zugrunde. Sie ist in gutem Stil, geschickt, phantasievoll und außerordentlich spannend erzählt. Die Psychologie scheint ein wenig zu stark europäisiert. — Für Knaben vom 12. Jahr an warm zu empfehlen. Ho.

Der frohen Jugend Zeitvertreib. Leipzig, Anton.

Neben Schattenbildern von Konewka und Gedichten für die Kleineren, eine Backfischgeschichte von Frida Schanz und einige Märchen und Erzählungen, fürs mittlere Alter geeignet. Das meiste nicht über den Durchschnitt hinausgehend. Mü.

4. Bücher belehrenden Inhaltes.

Das Bastelbuch. Ein Wegweiser für jung und alt in Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. Hrsg. von Fritz Seitz. Stuttgart, Franckh, 1922. (208 S.)

Das Buch bringt zahlreiche nützliche Anleitungen und Winke für junge Bastler, aber auch manches Gleichgültige und einiges Unbrauchbare. Da es aus Beilagen zu einer kleinen Zeitschrift zusammengesetzt ist, sind die meist ganz kurzen Beiträge bunt durcheinander gewürfelt. Es kommt nur für große Büchereien und nur als Ergänzung zu vorhandenen, planmäßig aufgebauten Bastel- und Handwerksbüchern in Frage. Ho.

Berger, A.: In Dschungel und Steppe und anderes. Wanderjahre eines Jägers und Naturforschers. Mit 4 Vollb. u. vielen Textill. von E. M. Heims. Berlin, Neufeld und Henius. (268 S.)

Ins Eismeer, den Stillen Ozean, nach China, Siam, Nordindien, Ceylon und in den Sudan führt uns Dr. Berger auf seinen Jagdausflügen, von denen er spannend zu erzählen weiß. Zwar schreibt er: „Man soll nicht nur Jäger sein, sondern man soll auch versuchen, in das Wesen der Natur, der Tierwelt einzudringen". Immer aber ist sein Zweck die Beute, und es enden selbst liebevolle Beobachtungen mit einem oft grausamen Schuß. Man muß wohl Jäger oder Jagdliebhaber sein, um zum vollen Genuß an dem Buche kommen zu können. Wegen des reichen naturgeschichtlichen Stoffes, den es bietet, für größere Knaben brauchbar. Mä.

Brunner, W.: Sternbuch für Jungen. Bilder aus dem Weltall. Mit 81 Abb. im Text und auf Taf. Zürich, Rascher, 1920. (210 S.)

Auf vielerlei Fragen gibt der Verfasser der Jugend, die für die geheimnisvolle Welt der Gestirne Sinn und Interesse hat, Antwort. Er verfährt dabei mit dem pädagogischen Geschick eines Praktikers. Wenn er z. B. von der Erde als Stern, von Licht und Dunkelheit im Weltall, über den Mond, die Entfernung und Größe der Gestirne zu berichten weiß, geschieht es stets in ebenso anregender wie klarer Darstellung. Willkommen werden auch manchem die Kapitel über das Zurechtfinden am Sternhimmel und die Ausführungen über die Beziehungen zwischen den Gestirnen und unserer Zeitrechnung sein. Selbst schwierigere astronomische Fragen werden anschaulich behandelt. Überall wird der Stoff noch durch kulturhistorische Einflechtungen belebt. — Wenn schon kleinere Volksbüchereien ein Sternbuch anschaffen wollen, so sei ihnen das vorliegende warm empfohlen. Es ist nicht nur allein für „Jungen" geeignet. Hrst.

Gilder, William H.: Der Untergang der Jeannette-Expedition. (Reisen und Abenteuer, Bd. 15.) Leipzig, Brockhaus, 1922. (158 S.)

Auszug aus dem großen Werke: In Schnee und Eis. Der amerikanische Berichterstatter Gilder begleitet 1881 die Hilfsexpedition, die ausgeschickt wird, um die auf einer Nordpolfahrt verschollene Jeannette und ihre Bemannung zu suchen. Es verschlingen sich in dem Buche die Erlebnisse beider Expeditionen, die beide mit unsagbaren Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Höhepunkt ist die Tragödie des Kapitäns der Jeannette, der kurz vor der Rettung mit dem Rest seiner Leute elend Hungers stirbt. Sein Tagebuch, das bis zum letzten Augenblick reicht, ist von erschütternder Tragik. Fallen die nachfolgenden Kapitel, die Gilders eigene Erlebnisse behandeln, auch ab, nachdem man diesen Schicksalsbericht gelesen, so ist doch die Schilderung sibirischen Lebens lebendig genug, um bis zum Schluß des Buches den Leser zu fesseln. Mä.

Günther, Hanns (W. de Haas): Elektrotechnisches Bastelbuch (große Elektrotechnik für Jungen). 2 Bde. mit vielen Abb. 19.—28. Tauf. Stuttgart, Franckh, 1920. (228 u. 258 S.)

Die großen Vorzüge dieses Werkes vor fast allen ähnlichen liegen in der außerordentlich sorgfältigen Durcharbeitung und ausführlichen Beschreibung aller einzelnen Aufgaben, sowie in dem Aufbau des Ganzen, der das Bastelbuch fast zu einem höchst anschaulichen, systematischen Lehrbuch der Elektrotechnik macht. Damit ist allerdings der Mangel leider notwendig verbunden, daß das Buch bei der heutigen Materialnot für die praktische Arbeit kaum noch als Grundlage dienen kann. Es kommt daher zur Zeit nur für große Büchereien in Betracht. Ho.

Harder, Agnes: Die Kinder Thors. Mit Buchschmuck von Franz Staffen. Gotha, Perthes. (208 S.)

Wie die großen Heldengeschichten in Zeiten des Niederganges entstanden sind, so findet auch unsere Zeit den Weg zum „Mythos der Geschichte". Was Schäfer in der Geschichte der deutschen Seele versucht hat, will A. Harder für die reifere Jugend schaffen. Es ist schwer, dem Buche gerecht zu werden, das in ehrlicher Begeisterung geschrieben ist, und dadurch gefühlsmäßig für sich einnimmt. Thor, der deutsche Bauerngott, der Verkörperer der deutschen Seele, und Loki, der listige Undeutsche, ringen miteinander durch die Jahrhunderte deutscher Geschichte. In Einzelbildern werden die Kinder Thors, von Dietrich von Bern über Luther zu Bismarck, im Kampfe mit dem Listigen geschildert. Auch Weltkrieg und Revolution werden als Kampf der beiden Götter betrachtet. Durch Ansammlung von Anekdotenhaftem weiß A. Harder unbedingt zu fesseln. Sie genügt aber weder formal mit ihrem nicht echt wirkenden Sagastil und ihrer geringen Kompositionskraft künstlerischen Ansprüchen, noch inhaltlich mit ihrer oberflächlichen geschichtlichen Einstellung auf ein Draufgänger-Deutschtum den historischen Erfordernissen. Mü.

Hauser, Otto: Leben und Treiben zur Urzeit, das unsere Jugend kennen sollte. Mit 4 bunten Beil. von Kranz u. Kuhnert, 145 Textb. v. Sturtevant und 1 Karte. (Bongs Jugendb.) Berlin, Bong (1921). (285 S.)

Der Verfasser, der jahrelang im Vezèretale, im südwestlichen Frankreich, Ausgrabungen geleitet und bedeutende Funde an Menschenskeletten, Geräten und Werkstätten der Urzeit zutage gefördert hat, versteht es, das nicht leichte Stoffgebiet der Jugend nahezubringen. Auf Grund seiner Forschungsergebnisse baut er das Leben in der Urzeit auf. Was schadet's, wenn er manches als Tatsache hinstellt, was nur sein geistiges Auge gesehen. Jedenfalls gewinnt die Jugend aus der Arbeit eines ernsten Forschers ein Bild, wie sich möglicherweise das Leben vor mehr als 100000 Jahren auf unserer Erde abgespielt hat. Da Hauser bei allem immer an seine Arbeit in den französischen Höhlen, aus denen ihn der Krieg vertrieben, anknüpft, überträgt sich auf den Leser die Finderfreude des Forschers. Am Schluß erzählt der Verf. von seinen paläolithischen Funden, die er in den letzten Jahren in Deutschland gemacht. Karten, Bilder und Tabellen ergänzen in glücklicher Weise den Text. Für reifere Kinder und Jugendliche. Mü.

Hedin, Sven: Zu Land nach Indien. (Reisen und Abenteuer, Bd. 8.) Leipzig, Brockhaus, 1921. (158 S.)

Auszug aus dem 1910 erschienenen zweibändigen Werke. Wenn man es auch bedauern mag, daß viele fesselnde Kapitel in diesem Bande fehlen mußten und daß durch das Zusammenstreichen die ungeheure Ausdehnung des Zuges durch die Wüste nicht deutlich genug wird, so ist das Bleibende doch wertvoll genug, daß man zur Anschaffung des Buches unbedingt raten kann. Die zweimalige Durchquerung der nach einem meilenweiten Karawanenwege erreichten Kewir, der gefährlichen Salzwüste, die bei Regenwetter alles in ihrem Schlamm begräbt, ist fast vollständig dem großen Werke entnommen. Der Verlauf des schwierigen Zuges ist von Anbeginn an fesselnd erzählt. Größere Knaben werden ihn mit Spannung verfolgen. Mü.

Heilborn, Adolf: Wilde Tiere, die unsere Jugend kennen sollte. Mit 4 bunten Bild. u. 39 Textb. von P. Neumann. (Bongs Jugendb.) Berlin, Bong. (348 S.)

Heilborn hat sich aus alten und neuen Quellen (Grube, Masius, Hagenbeck, Brehm, Schillings, Schweinfurth u. a.) den Stoff geholt und zu ausführlichen Einzelbildern zusammengeschlossen. Nicht immer ist es ihm gelungen, ihn zu bewältigen. In einer feuilletonistischen Art ist Nebensächliches hineingepreßt zu ungunsten von Wesentlichem. Da das Buch immerhin sehr viel Wissenswertes enthält und unterhaltend geschrieben ist, kann man es Büchereien zur Anschaffung empfehlen. Mü.

Heilborn, Adolf: Unter Wilden. Entdeckungen und Abenteuer, die unsere Jugend kennen sollte. Mit 5 bunten Beil. u. 36 Textbildern von E. Sturtevant. (Bongs Jugendb.) Berlin, Bong (1921). (289 S.)

Das Buch bringt besonders fesselnde Episoden aus den Schriften berühmter Entdecker des 17. und 18. Jahrhunderts: Den Bericht des Kapt. Wallis über die Entdeckung Tahitis 1763, danach stofflich anschließend James Cooks Besuch auf Tahiti, von ihm und Banks erzählt, ferner als 2. Ergänzung den Bericht Kings über die Ermordung Cooks 1779. Nur zeitlichen und nationalen Zusammenhang bietet die Beschreibung einer verunglückten Pelzhandel-Expedition nach Nordwest-Amerika von John Meares. Den Schluß bildet ein leider sehr als Bruchstück wirkender Abschnitt aus O. Fr. v. d. Groebens „Guineischer Reisebeschreibung", der von der im Auftrage des Großen Kurfürsten unternommenen Gründung einer Kolonie in Westafrika handelt. Schade, daß das wertvolle Schlußkapitel, das Uneingeweihten die notwendigen geschichtlichen und geographischen Zusammenhänge bietet, nicht als Einleitung den verschiedenen Abschnitten vorangesetzt ist. Es würde kaum der Ursprünglichkeit der Berichte Abbruch getan, dagegen das Verständnis erleichtert haben. Gute Bilder. Für größere Knaben und Jugendliche sehr geeignet. Mü.

Jugend-Kosmos. Naturwissenschaftliches Jahrbuch. Neue Folge Bd. 2. Anhang: E. Thompson Seton, Wilde Tiere zu Hause. T. 1. Mit vielen Textabb. u. 4 Tafeln. Stuttgart, Franckh. (208 S.)

Der neue Jahrgang bringt wieder eine Menge guter erdkundlicher, naturwissenschaftlicher und technischer Aufsätze. Oft will es scheinen, als ob eine Beschreibung und Vertiefung der Artikel vorteilhaft gewesen wäre. Außer einer Geschichte von Emmerich: Unter Kannibalen, die natürliche Frische vermissen läßt, enthält der Band die Jugenderinnerungen eines chinesischen Knaben von Jan-Fu-Li, die bis zur Lieblosigkeit getreu berichtend, Knaben fesseln werden. Als selbständige Erzählung ist dem Bande das Thompsonsche Werk angehängt. Wilde Tiere zu Hause, das frisch, mehr in belehrender als unterhaltender Form ins Leben der Coyaten, der Präriehunde, der Pelztiere und Elge einführt: Alles in allem: ein Buch, das allen Jugendbüchereien durch die Reichhaltigkeit willkommen sein wird. Mü.

Marx, Arno: Seltsame Käuze. Geschichten aus dem Tierleben. Mit vielen Bildern nach Zeichn. d. Verf. 2. Aufl. Stuttgart, Franckh, 1922. (192 S.)

Arno Marx zeichnet sich in seinen Tiergeschichten aus durch eine schlichte, fast nüchterne, aber sehr anschauliche und ungekünstelte Erzählungsweise. Seine Geschichten sind etwas lehrhafter gehalten als die von Thompson, bleiben aber recht unterhaltend. Meist schildert er Kleintiere der Heimat. Der vorliegende Band enthält fast ausschließlich Geschichten von Vögeln. — Für Büchereien mittleren Umfangs und Naturfreunde vom 12. Jahr an. Ho.

Meyer-Lemgo, Karl: Eine Mondfahrt. Mit 11 Vollb. und Abb. nach Zeichn. des Verf. Stuttgart, Franckh, 1921. (94 S.)

In einer hellen Sternennacht nimmt ein Komet 2 Kinder auf seinen Rücken und fährt mit ihnen zum Monde. Auf der Fahrt erzählt er vom Leben der Kometen, der Atmosphäre, der geographischen und physikalischen Struktur des Mondes. Er hüllt die Kinder in einen Sauerstoffmantel und läßt sie allein Entdeckungsreisen auf dem Monde machen. Bald erschauern sie in der sie umgebenden Todeseinsamkeit und sind glücklich, als sie nach Augenblicken großer Angst, die ihnen ein vergessenes Zauberwort bereitet, wieder auf der Erde landen. Sicherlich werden den Kindern in leichter und unterhaltender Form allerlei astronomische Kenntnisse beigebracht. Gewisse Bedenken gegen dies Gemisch von

Märchenhaftem und Naturwissenschaftlichem lassen sich nicht unterdrücken. Vom 11. Jahr an. Mü.

Neuffer-Stavenhagen, Hildegard: „Neuffers Tierleben". Wie meine Kinder mit Tieren Freundschaft hielten. Mit Bildern. Berlin, Max R. Hoffmann, 1921. (144 S.)

Vier Geschwister, die der Meinung sind, der bewunderte Brehm habe von ihren lieben Tierkameraden viel zu wenig erzählt, machen sich daran, in „Neuffers Tierleben" die notwendige Ergänzung zu schaffen, und erzählen von ihren Haustieren, den Hunden, Ziegen, Tauben und andern. Zwar wird man hinter manche der Geschichten leise ein Fragezeichen setzen müssen und sie reichlich unwahrscheinlich finden, doch vergißt man das stets schnell wieder bei der frischen, lebendigen, heiteren und echt kindlichen Erzählungsweise. — Für Knaben und Mädchen etwa vom 10. Jahr an. Ho.

Ottmann, Victor: Unter dem Gluthimmel der Antillen. Erlebnisse und Abenteuer in Westindien. Mit 10 Bildern und 1 Karte. (Jäger und Forscher, Bd. 2.) Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (154 S.)

Ottmann hat den reichen Stoff, der sich ihm auf einer Reise des Jahres 1912 über die Bahamainseln, nach Kuba, Jamaika, Haiti, den kleinen Antillen, zur venezuelischen Küste und dem Panamakanal bot, in fesselnder Weise verarbeitet. Geschichtliches, Landeskundliches, Wirtschaftliches weiß er in einfacher Art vorzutragen, immer das näher erläuternd, was er als unbekannt voraussetzt. Von der Schwammfischerei, der Zigarrenfabrikation, den Flibustiern, dem Ausbruch des Mont Pelé, dem Bau des Panamakanals und vielem anderen erzählt er im Zusammenhang mit der Beschreibung des Landes. Dazwischen schiebt er spannende Erzählungen von Erlebnissen seiner Reisegefährten ein und hat damit ein Werk geschaffen, das im besten Sinne belehrend und unterhaltend ist. Mü.

Kummel, Walter v.: Sonnenländer. (Reisen und Abenteuer, Bd. 14.) Leipzig, Brockhaus, 1922. (158 S.)

Nach dem Kriege neu bearbeiteter Auszug aus: „Erster Klasse und Zwischendeck". Japan und Japaner Leben, ein Taifun und Erdbeben im Stillen Ozean, vielerlei über unsere früheren Inseln im Stillen Ozean, alles von höherer Warte aus geschaut, mit dem Blick auf die großen Zusammenhänge. Das Buch, das für Kinder kaum in Frage kommt, ist für Jugendliche sehr geeignet. Mü.

Schmitt, Viktor: Vom Himmel. Astronomische Erzählungen für das Volk und die Jugend. Mit 30 Zeichn. 3. verm. Aufl. Lahr, Schauenburg, 1922. (144 S.)

Nicht ganz glücklich in dem gewollt leichten Unterhaltungstone, zumal an Probleme wie das Relativitätsprinzip gerührt wird. Auch nicht einheitlich einen bestimmten Schwierigkeitsgrad voraussetzend. Ganz unterhaltsam ist das Kapitel über Astrologie mit der Abbildung eines von Kepler gestellten Horoskops Wallensteins. Die übrigen Abschnitte über Sonne, Mond, Fixsterne usf. sind wohl einfach erzählt, erreichen aber nicht die Lebendigkeit, welche die das gleiche Gebiet behandelnden alten Bücher von A. Giberne auszeichnen. Mü.

Schulz, Christian: Aus Hagenbecks Jagdgründen. Abenteuer eines Tierfängers in den Steppen und Urwäldern Afrikas. Mit Ill. von A. Roloff. (Jäger und Forscher, Bd. 1.) Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (180 S.)

Wortgetreuer Abdruck des Werkes „Auf Großtierfang für Hagenbeck". Schlechteres Papier und weniger Bilder, aber auch erheblich billiger, als dies Buch.

Schulz, Christian: Jagd- und Filmabenteuer in Afrika. Streifzüge in das Innere des dunklen Erdteils. Mit Ill. (Jäger und Forscher, Bd. 3.) Dresden, Deutsche Buchwerkstätten, 1922. (154 S.)

Der Verf. beschreibt, wie er die Aufgabe durchführt, neben dem Fang von jungen Tieren für den Stellinger Tierpark für die dortige Kinostelle Aufnahmen herzustellen, die „den Leuten in der Heimat das ostafrikanische Wild in seinen natürlichen Lebensbedingungen" zeigen sollen. Die Kreuz- und Querzüge dieser Expedition, an der außer einem Kinooperateur auch seine Frau teilnahm, werden durch Karten und Bilder erläutert und zeigen schon an, welche Schwierigkeiten überwunden und wieviele vergebliche Mühen ertragen werden mußten. Gelingt es, das Wild vor den Apparat zu bekommen, so ist die Aufnahme oft mit Lebensgefahr verknüpft, und mit geladener Flinte steht neben dem Operateur der Jäger. Dennoch sind außer dem Fang von jungen Nashörnern 6000 Meter Film mit den schönsten Aufnahmen als Erfolg zu buchen. Viel wird über das Tierleben unserer früheren Kolonie berichtet, darunter manches Neue, das den Leser in Erstaunen versetzen wird. Auch vom Landschaftlichen, wie der Beschreibung der Salzwüste am Nyarasee, gewinnt man ein gutes Bild. Immer steht man unter dem Eindruck, einem tiefen Beobachter und gewissenhaften Forscher zu folgen. Geeignet vom 12. Jahre an. Auch für Erwachsene. Mü.

Shackleton, Ernest: Im sechsten Erdteil. (Reisen und Abenteuer, Bd. 12.) Leipzig, Brockhaus, 1922. (157 S.)

Auszug und Neubearbeitung aus dem Werke: „21 Meilen vom Südpol". Geschichte der britischen Südpolexpedition 1907/09.

Shackletons Beschreibung seiner Expedition zeigt, welch umfassende organisatorische Vorbereitungen zu einer solchen Expedition gehören, die ausgestattet wird mit allen erdenklichen wissenschaftlichen Apparaten und technischen Hilfsmitteln. Sie zeigt aber auch, welch großer Unerschrockenheit und Geistesgegenwart der Führer und Gelehrten es bedarf, um das Werk durchzuführen. — Der Zug Shackletons und seiner beiden Begleiter quer durch die Eisbarriere, wie sie Kälte und Gefahren trotzen, bis sie, 21 Meilen vom Südpol entfernt, aus Mangel an Proviant umkehren müssen, beansprucht unsere größte Anteilnahme; aber auch der Bericht des Prof. David, der sein Ziel, den magnetischen Südpol, erreicht, weiß zu fesseln. Das Drum und Dran, das Leben im Winterquartier, der Bau von Depots, die Benutzung von Ponys, Hunden und einem Automobil, alles das ist in anschaulicher Weise beschrieben. Das Buch eignet sich für größere Kinder und Jugendliche. Mü.

Wegener, Georg: Erinnerungen eines Weltreisenden. (Reisen und Abenteuer, Bd. 11.) Leipzig, Brockhaus, 1921. (158 S.)

Auszug aus: Der Zaubermantel. Behandelt den Aufenthalt Wegeners in Samoa, mit dem Besuch beim König Mataafa und einer politischen Unternehmung des Gouverneurs, ferner den Besuch einer Indianerreservation in Colorado und mancherlei Erlebnisse in Indien und auf Java. Kinder werden an den feuilletonisch gehaltenen Aufsätzen kaum Geschmack finden. Für Jugendliche brauchbar. Mü.

B. Wissenschaftliche Literatur.

Beer, M.: Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Berlin 1921. Verlag für Sozialwissenschaft. Bisher erschienen Band 1—3 (je 110 S.)

Nachdem sich in den letzten 30 Jahren der Schwerpunkt der Geschichtsforschung und des Geschichtsinteresses vom rein politischen zum kulturpolitischen und von da zum wirtschaftspolitischen verschoben hat, ist in den letzten Jahren die sozialgeschichtliche Betrachtung mehr und mehr in den Vordergrund gerückt.

Die sozialen und revolutionären Erlebnisse der allerletzten Jahre geben Anregungen und Vergleichsmöglichkeiten, die zu einem tieferen Verständnis zahlloser geschichtlicher Erscheinungen führten, für die vor dem Jahre 1914 einfach keine Maßstäbe vorhanden waren. Dieser, durch das große geschichtliche Erleben gewandelten Auffassungsfähigkeit aller geschichtlich Interessierten kommt neuerdings auch die volkstümliche Literatur entgegen. Die vorliegenden drei Bände geben in großen Linien einen Überblick über die allgemeine Entwicklung des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Sie sind in marxistischer Geschichtsauffassung geschrieben, aber innerhalb dieses Rahmens selbständig fesselnd und anschaulich und ohne jede Verletzung anderer geschichtlicher Anschauungen, was bei dem leicht zu agitatorischer Ausbeute verführenden Stoffe besonders anerkannt werden muß. — Da das ungeheuer große Gebiet in drei knappe Bändchen zusammengedrängt ist, wird natürlich nirgends ein Problem in vollem Umfange aufgegriffen oder gar gelöst. Der Verfasser begnügt sich vielmehr bei jeder der behandelten großen Geistesströmungen und Persönlichkeiten damit, den sozialistischen Einschlag besonders hervorzuheben, so daß man die Arbeit mit dem Gefühle aus der Hand legt, daß es — zumal heute — gut ist, nachdem zahllose andere einseitige Darstellungen mit Beifall und Anerkennung gelesen werden, die Dinge auch einmal von dieser Seite flott und folgerichtig dargestellt zu finden. E. Dovifat (Berlin).

Brandl, Alois: Shakespeare. Leben, Umwelt, Kunst. Neue Ausgabe. Mit 7 Abb. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1922. (517 S.) (Geisteshelden, Bd. 8.)

In einer stattlichen Neuausgabe, welche die erste Auflage des Buches von 1894 um weit mehr als das Doppelte des Umfangs übertrifft, legt uns der Altmeister der deutschen Shakespeareforschung ein Werk vor, das, obwohl es die Spuren emsigsten Gelehrtenfleißes nicht verkennen läßt, dennoch bestimmt ist, weitere Kreise in die Rätsel- und Wunderwelt Shakespearischen Lebens und Schaffens einzuführen. Ein ungeheures Tatsachenmaterial ist darin verarbeitet: vom Standpunkt der gesicherten Ergebnisse der auf die Zeit Shakespeares bezüglichen kultur- und literarhistorischen Forschung gibt der Verfasser ein Bild von dem Lebensgange des großen Dichters im Rahmen der Zeitverhältnisse, insbesondere des literarischen Lebens der elisabethanischen Epoche und gelangt auf diesem Wege auch zu der chronologischen Fixierung und zur Würdigung der Dichtungen. Diese historisch-geschichtliche Betrachtungsweise bringt es mit sich, daß die ästhetische Seite — im Gegensatz zu den Werken von Max F. Wolff und Gustav Landauer — etwas in den Hintergrund tritt, doch entschädigen uns dafür die zahlreichen anderen Vorzüge, an denen die Brandlsche Darstellung reich ist. Zur Einführung in ein ernsteres Shakespearestudium, das durch einen Literaturnachweis erleichtert wird, ist das Buch wie kein zweites geeignet. Anregend und fesselnd geschrieben, wird es aber auch darüber hinaus zahlreiche Leser finden. Größere Büchereien sollten auf die Anschaffung nicht verzichten. G. Fritz (Charlottenburg).

Falke, Konrad: Dante, seine Zeit, sein Leben, seine Werke. Mit alphabetischem Inhalts- und Schriftenverzeichnis und 64 Tafeln Abbildungen. München, Beck, 1922. (760 S.)

Unter der zahlreichen, im letzten Jahre erschienenen Dante-Literatur ragt das Buch von Falke durch die Gediegenheit seines Inhalts und seiner Form hervor. Durch jahrelange Einfühlung in Dante, sowie durch die gründliche Beherrschung der gesamten Danteliteratur gelingt Falke jene Rundheit der Darstellung, die in dem Leser das Gefühl wachruft: man hat es hier mit einem Kenner zu tun, der sich mit ebensoviel Liebe seinem Gegenstande hingibt, wie er sich darüber zu erheben

weiß. Ohne Frage hat in der Art, Menschen und Kulturen zu sehen, Spengler Einfluß auf Falke ausgeübt. Man hat aber bei Falke nicht den Eindruck, als sei das, was er sagt, nicht eigen gesehen und eigen erarbeitet: ein neues Zeugnis für die tiefe Verwandtschaft der wissenschaftlich schöpferischen Geister in einer Zeit. In dieser originellen Art, die Dinge nebeneinander und ineinander zu sehen, wird das Buch Falkes der älteren, wie der neueren Art wissenschaftlichen Sehens gerecht, und kann daher in gleicher Weise den dialektischen wie den perspektivischen Denker befriedigen. In diesem Sinne wird das Verhältnis Dantes zur Antike, seine politische Stellung, sein Gefühlsleben, seine Weltanschauung, sein Stil nacheinander mit dem Blickpunkt betrachtet, daß es sich in diesem Menschen um die Seele der abendländischen Kultur überhaupt handelt. Erst dann betrachtet Falke das individuelle Schicksal Dantes, sein Leben und sein Werk, wobei er mit vielem Geschick und meist überzeugend klar die schwierigen Probleme, die gerade Dante uns aufgibt, zu lösen versucht. Die psychologische Erfassung des Menschen Dante drängt sich bei Falke nicht in der mitunter unschönen Form der Psychoanalyse hervor, sie ist jedoch wirklichkeitsnah genug, um uns den Abstand Dantes zu uns heutigen Menschen voll empfinden zu lassen. Im dritten Teile des Buches gibt Falke dann die wertvollsten Stellen der „Göttlichen Komödie" in eigener möglichst wortgetreuer Übersetzung wieder und knüpft daran eine tiefgehende klare Analyse des ganzen Werkes. Die Art, wie hier, überhaupt in dem ganzen Buche die Darstellung Falkes mit Proben aus sämtlichen Werken des Dichters (den Kanzonen, der vita nuova und den wissenschaftlichen Werken) durchwirkt ist, fördert noch mehr als die Bildbeilagen das Verständnis für den in seinem Wesen vielen schwer zugänglichen Dichter. Und so läßt sich sagen: das Buch Falkes ist geeignet, zwei Menschentypen, welche das Abendland hervorbringt und die sich am ausgeprägtesten in den Gestalten Goethes und Dantes gegenüberstehen, wenigstens im Verständnis einander näher zu bringen. M. Wieser (Spandau).

Francé, Raoul H.: Bios. Die Gesetze der Welt. Bd. 1 u. 2. München, Franz Hanfstaengel, 1921. (Gr.-8°. X, 292, IV, 314.)

Es gehört einige Überwindung dazu, über ein so gehaltvolles und gedankenreiches Buch wie das vorliegende in ein paar Zeilen etwas zu sagen. Für Leser, die Francé bereits kennen, die seinem Leben der Pflanze, seinen Bildern aus dem Leben des Waldes, seinen Alpen, seiner Waage des Lebens u. a. natur- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten eine Fülle von Anregung und Genuß verdanken, bedarf sein neues Buch allerdings keiner weitläufigen Empfehlung. Also wenn man den lebhaften Wunsch, diesen genialen Schriftsteller und Denker einem größeren Kreise von Gebildeten wie auch Fachwissenschaftlern näher zu bringen, die ihn noch nicht kennen, die aber nach einem zuverlässigen Führer durch die kaum übersehbaren Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Probleme und nach einer gedanklichen Zusammenfassung des Weltganzen verlangen, wird man nur mit Bedauern darauf verzichten, wenigstens die Grundzüge von F.s Gedankenarbeit, die zum großen Teil wirkliche Neulandarbeit ist, wiederzugeben. F. bringt für seine Aufgabe eine seltene Veranlagung mit. Er beherrscht das natur- und geisteswissenschaftliche Forschungsfeld wie wenige. Aber das allein würde nicht genügen. F. ist vor allem ein schöpferischer Denker, ein philosophischer Kopf, der nicht bei den Kenntnissen stehenbleibt, sondern überall zur Erkenntnis, zur Problemstellung und -lösung, zur Synthese vordringt. Das Gemälde von Natur und Welt, das er in seinem Buche vorführt, ist deshalb nicht eine bloße Tatsachenhäufung, sondern weit mehr eine energische, geistige Verknüpfung aller Vorgänge zu einem Ganzen von stärkster Überzeugungskraft. Von größter Überzeugungskraft freilich nicht in dem Sinne, als ob seine Darstellung gänzlich ohne Irrtümer und Ungenauigkeiten wäre

— so gäbe es auch in der Fachwissenschaft derartiges? —, aber doch in dem Sinne, daß die Geschlossenheit der Darstellung und die Zurückführung alles Geschehens auf einfache, große Gesetze ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Seine Weltwanderung beginnt F. mit den Wundern des Quanten-, Elektronen- und Atomen-Mikrokosmos. Hier wie dann weiter in dem großen Gebiet des Zellen-, Pflanzen-, Tierlebens und der Himmelskörpervorgänge bietet er dem Leser die reichste lichtvollste Tatsachenschau. Aber diese Tatsachenfülle verwirrt nicht. Sie ist durch ein geistiges Band fest zusammengehalten. Von den einfachsten Seinsformen ausgehend, zeigt F., wie sich in der Welt der Formen und des Individuellen ein Stufenbau mit immer höheren eigenen Qualitäten auftürmt und wie alle diese bunten Nebenerscheinungen sich ordnen lassen nach den Gesetzen der Funktion, des Optimums, der Selektion, des kleinsten Kraftmaßes, der Harmonie und der Dauer. Freilich nur für das menschliche Erkennen, für die Betrachtung vom biozentrischen Standpunkt aus. Eine absolute Wahrheit gibt es für den Menschen nicht. Auch sein Erkenntnisvermögen ist nur eine Eigentümlichkeit seiner Integrationsstufe, seiner besonderen Seinsart. Die letzte Lösung der Welträtsel liegt außerhalb seiner Kraft, aber für das Zurechtfinden in der Erscheinungswelt, für diese seine eigentliche Menschenaufgabe, reicht sein geistiges Vermögen aus. Zweck und Folge seines Denkens ist die Ein- und Unterordnung unter die Weltgesetze. In der Erkenntnis dieser Gesetze liegt das Heil der Menschheit, ihre Nichtbeachtung führt zuletzt zur Vernichtung. Die Erkenntnisarbeit ist also zugleich eine sittliche Aufgabe. Ein ethischer Grundton klingt deshalb auch durch alle Gedankengänge des F.schen Buches. Doch auf alles, was hiermit zusammenhängt, kann hier nicht eingegangen werden. Nur auf eins sei noch hingewiesen: Wenn F. kein Problem der Kultur- und Naturwissenschaft undurchdacht läßt, so gibt er zugleich eine Fülle von Fingerzeigen für das Weiterdenken, für eine lange Reihe wichtigster Fragen, die bisher selbst von der Fachwissenschaft kaum angegriffen worden sind. Im besonderen ist aber auf alles das aufmerksam zu machen, was seine biozentrische Betrachtungsweise an Ausblicken bietet, das menschliche Leben zu bereichern, auf die sich daran anknüpfenden Möglichkeiten, mit Hilfe der Biotechnik ungeahnte Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten zu machen. Schon aus diesem Grunde verdiente F.s Buch aufmerksamste und wiederholte Lektüre. Die lichtvolle, durch zahllose vorzügliche Abbildungen erläuterte Darstellung wird zweifellos auch nicht fachwissenschaftlich gebildete Leser anziehen und zu ernster, wennschon nicht immer müheloser Durcharbeitung dieser prächtigen „objektiven Philosophie“ anregen. Größere Büchereien sollten deshalb das Buch, das natürlich nicht auf kurze Frist verliehen werden darf, wenn möglich, in mehreren Exemplaren anschaffen. G. Kohfeldt (Rostock.)

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Lagerlöf, Selma: Zacharias Topelius. Einzige berechtigte Übersetzung aus d. Schwed. von Pauline Klaiber-Gottschau. München, Langen, 1921. (408 S.)

Das neue Buch der Lagerlöf macht uns mit dem Leben und den Werken des berühmten finnischen Skalden Zacharias Topelius vertraut, dessen 100jährigen Geburtstag es im Norden zu feiern galt. Der Stoff war ihr diesmal zwar gegeben — eine dreibändige Topeliusbiographie stand zur Verfügung — aber ihre Phantasie, die auch dem geheimen Zusammenhang der Geschehnisse und der Entstehung einiger Erzeugnisse seines Geistes nachgeht, läßt uns den Dichter wie „ein mit den Geistern der Natur verwandtes Wesen“, wie „eine Gestalt aus der Legende“ erscheinen. Von entscheidendem Einfluß auf seine Entwicklung waren sein Vater, der in Skandinavien als Arzt und Sammler alter finnischer Runenlieder hochgeschätzt wurde, der Dichter

Runeberg und Elias Lönrot mit seiner Entdeckung der Kalevala, des großen finnischen Volksepos. Als Journalist, später als Professor der Geschichte an der Universität in Helsingfors war Topelius unablässig um die Aufklärung und Veredlung seines heißgeliebten finnischen Volkes bemüht, in dessen Dienst er auch völlig seine Dichtergabe stellte. — Es ist belehrend und anregend, gerade von der Lagerlöf in des Dichters Lande geführt zu werden, in das „Land der 1000 Seen“ mit seiner wechselvollen Geschichte, seinen Sagen und Gebräuchen, seinen literarischen und religiösen Strömungen. Anschaulich und lebendig paßt sich der Stil dem ihr so kongenialen Dichter an. Leben und Werke sind als ein Ganzes aufgefaßt, und hier ist auch die Aufgabe gelöst, eine Lebensbeschreibung als Kunstwerk zu gestalten. So kann das Buch als eine Bereicherung der biographischen Abteilung für mittlere und große Büchereien warm empfohlen werden. Erna Borinski (Berlin).

Meyer, Conrad Ferdinand: Sämtliche Werke. Taschenausgabe (in Einzelausgaben). Leipzig, Haessel, 1922.

Die meisterliche Erzählungskunst Conrad Ferdinand Meyers spricht einfache Leser lange nicht so an, wie es der geschichtlich gebildete Büchereileiter meist erwartet, sofern er sich nie klar gemacht hat, wieviel von dem epischen Nimbus der Helden dieses Erzählers erst in der Atmosphäre historischer Bildung erstrahlen kann. Trotzdem warten auch die Leiter kleiner Büchereien — von den größeren ganz zu schweigen — mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo die dreißigjährige Schutzfrist um sein wird und die einzelnen Erzählungen alle in billigen Einzelausgaben zu haben sein werden. Mit der obengenannten neuen Ausgabe macht der Originalverleger Meyers vor Torschluß noch den Versuch, selbst eine Volksausgabe herauszubringen. Nach den beiden mir vorliegenden Bändchen („Das Amulett“, mit Einleitung von G. Bohnenblust, und „Der Schuß von der Kanzel“, mit Einleitung von O. v. Greyerz) zu schließen, ist Druck, Ausstattung und Einführung durch die besten Literarhistoriker der Schweiz (Ermatinger und Maync sind außer den Genannten noch beteiligt) allen Lobes wert. Nur der Preis könnte noch volkstümlicher sein. 30 und 35 M für Pappbändchen von 5 und 6 Bogen in kleinem Oktav ist selbst in einer Zeit, in der die Inselbändchen 18 M kosten, nicht billig. Haessel hat soviel an diesem seinem eigentlichen Klassiker verdient, daß er nun wirklich wohlfeile Ausgaben veranstalten und so auch jeder kleinen Bücherei ermöglichen könnte, sich nach und nach den „ganzen Conrad Ferdinand Meyer“ zuzulegen. E. Ackerknecht (Stettin).

Molo, Walter von: Im Zwielicht der Zeit. Bilder aus unsern Tagen. München, Albert Langen, 1922. (176 S.)

— Hans Amrung und seine Frau. Berlin, Mosaik-Verl., 1922. (77 S.)

— Till Lausebums. Romantisches Lustspiel in 3 Aufzügen. München, Albert Langen, 1921. (219 S.)

Das erste Buch enthält 32 Erzählungen, deren Entstehung bis ins Jahr 1907, also doch wohl die erste Schaffensperiode Molos, zurückreicht. Es sind meist sehr knappe, scharf umrissene Bilder aus dem Leben, die, abgesehen von dem künstlerischen Reiz der flotten Skizze, auch zeitgenössischen Wert haben. Man ist des öfteren überrascht von der Prägnanz des Ausdruckes, der in diesen Momentaufnahmen steckt, und findet darin einen Hinweis auf die im Grunde vielleicht auf das Dramatische gerichtete Seite in der Begabung Molos. In der gelegentlich doch wohl unnötig betonten Erotik klingt etwas von Maupassant nach. Doch soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Molo sich auch nicht scheut, sehr ernste Eheprobleme zu berühren, wie in der ihres eigenen Wertes wegen noch einmal mit Recht herausgegebenen Erzählung „Hans Amrung und seine Frau“, die zusammen mit der schon früher bekannten Vorstudie zum „Fridericus“-Roman „Der große Fritz im Kriege“ im Mosaik-Verlag erscheint. Beide Bücher passen lediglich in den Rahmen der

großen Bücherei. — Das Lustspiel „Till Lausebums" sei hier angezeigt, weil seine Entstehung mit Eindrücken aus Molos Besuch in Memel verknüpft ist. Der bühnentechnisch wohl neue Einfall, das Stück auf der Spitze eines Kirchturms spielen zu lassen, entstand bei der Besteigung des Turms der Memeler Johanniskirche. Doch sei Neugierigen verraten, daß das Stück keinerlei Memeler Lokalporträts enthält, auch nicht in der grotesken Gestalt des Stadtbibliothekars. Über die künstlerische Bedeutung des Stückes soll in diesen Blättern, die der Bühne fernstehen, kein Urteil abgegeben werden. G. Kemp (Memel).

Reinke, Siegfried: Hiob. Roman. München, Langen, 1922. (165 S.)

Mancher Leser wird nur zaudernd dieses Buch zur Hand nehmen. Hiob! Das bedeutet: ein Leben, reich an Schicksalsschlägen und Prüfungen. Aber lautet Hiobs Geschichte nicht aus: „Und der Herr segnete hernach Hiob mehr denn vorhin"? Unser Roman beginnt wie zur Beruhigung mit den Worten: „Der Gewitterregen war vorbei, Sonne glitzerte, quoll blendend durch das zerfließende Gewölk . . ." So mag sich der Leser getrost in die Geschichte des Bauern Josef Schrattenwang einführen lassen, um sein Ringen um sein kleines Anwesen, um häusliches Glück und inneren Frieden mitzuerleben. Der Konflikt besteht in dem Zusammenstoß der vorkriegsmäßigen, arbeitsamen und zufriedenen Generation mit dem neuen, genußsüchtigen Geschlecht, das auf möglichst schnelle und bequeme Weise zu Geld kommen will. Nach einem verzweifelten inneren Kampf des alten Schrattenwang mit seinem sorglos in den Tag hineinlebenden Stiefsohn Simpert und nach einem letzten harten Schicksalsschlag, bei dem das Anwesen des Bauern durch Feuersbrunst vernichtet wird, reichen sich der Alte und der Junge zu einem neuen, gemeinsamen Leben die Hand. — Der Wert des Buches liegt in der feinen Art des Dichters, den Leser für seine Helden zu erwärmen. Seine Menschen begegnen uns wie alte Bekannte. Wir fühlen uns sofort hingezogen zu dem alten Bauern und zu seinem Weibe Barbara. Die Linienführung des Romans ist einfach und klar, die Sprache ruhig, teilweise etwas schwerfällig. Das Buch kommt in größeren Büchereien für diejenigen in Betracht, die gern ein ernstes, in der Neuzeit spielendes Buch lesen.

Elisabeth Klewe (Guben).

Rolland, Romain: Peter und Lutz. München, K. Wolff, (1921). (182 S.)

Auch ein Kriegsbuch. Aber der Krieg ist nicht äußeres Stofferlebnis mit den bekannten allzubequemen Ingredienzien, sondern er ist als unentrinnbares Schicksal gespenstisch riesenhaft im Hintergrunde alles äußeren und inneren Geschehens aufgetürmt und fordert unerbittlich Stellungnahme zu den letzten Fragen von Tod und Leben. Die einen täuschen sich in blinder Kriegsbegeisterung darüber fort; die anderen, „zu schwach zur Auflehnung und zu stolz zur Klage", werden Fatalisten und tun alles Suchen nach Deutung und Sinn des Geschehens mit Ironie und Verachtung von sich. Einige schließlich laufen Gefahr, sich in der geistigen und künstlerischen Überfeinerung ihres Ichs über den Sinn von Leben und Opfertod zu zergrübeln und „flüchten" schließlich in einen ideal gefärbten Sinnenkult. — So auch Peter, der verzärtelte Sohn eines Pariser Bürgers. Jäh reißt der Krieg ihn aus den Traumbildern seiner Jünglingsjahre. In kurzem soll er in der ihm fremden Gemeinschaft der Männer zu höchstem Opfer bereit sein. In den wenigen Monaten, die ihm bis dahin noch verbleiben, findet er Antwort auf alle Fragen von Sinn und Zweck des Lebens in einer alles erfüllenden, alles erlebenden Liebe zu Lutz, der kleinen Malerin. In der kurzen schicksalsüberdrohten Zeitspanne, die ihnen verbleibt, verbannen sie ängstlich alle Gedanken der Trennung und ballen höchstes Erleben in Augenblicke zusammen. Ein gütiges Geschick will den gemeinsamen Tod der beiden in einer durch Flieger zertrümmerten Kirche. — Ein Minimum an äußerer Handlung. Aber ein Buch von spannendem inneren Geschehen. Die Form

zeigt auch hier die bekannte Meisterhand. Von dem im Rembrandtschen Halbdunkel gehaltenen Hintergrunde heben sich die Gestalten um so schärfer hervor. Jeder größeren Bücherei kann das Buch empfohlen werden. W. Winker (Düsseldorf).

Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von Aug. Wilh. von Schlégel und Ludw. Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Zweite, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1922.

Seit dem ersten Erscheinen der Shakespeare-Ausgabe von Brandl vor 25 Jahren ist, namentlich von Herm. Conrad und Frdr. Gundolf, an der Schlegel-Tieckschen Übersetzung gebessert, geändert, neugestaltet worden. Aber das ist doch außer jeder Erörterung: die Verdeutschung von Schlegel und Tieck, d. h. also die Arbeit A. W. Schlegels, Graf Baudissins und der Dorothea Tieck hat als nationales Gut Recht und Anspruch, für sich zu bestehen, und übrigens auch die Aussicht, nicht zu vergehen Schon darum ist also Brandls Wiedergabe der Ausgabe letzter Hand, nur in offenbaren Versehen gebessert, willkommen; und sie wird es doppelt durch die ausführliche Darstellung des Lebens, des Shakespeareschen Theaters, seiner Aufnahme in Deutschland, der Geschichte dieser Übersetzung und durch die Einzel-Einführungen zu jedem Drama, durch die das Verständnis gefördert wird und die durch knappe Anmerkungen noch ergänzt werden. Überall ist in der neuen Auflage sichtbar gebessert und nach neuen Funden geklärt. Von dieser schönen und höchst brauchbaren Ausgabe liegen bisher drei Bände vor, die die Königsdramen enthalten.

H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Srámek, Fràna: Der silberne Wind. Roman. (Übertragung von Otto Pick.) Wien, Strache, 1920. (436 S.)

Was der tschechische Dichter hier von seinem Romanhelden, dem unreifen oder in mancher Hinsicht frühreifen Gymnasiastenjüngling, erzählt, von seinen Nöten im Elternhaus, wo der Vater ihn tyrannisiert, auf der Schule, wo die Engherzigkeit der Lehrer die frische Entwicklung erstickt, im Leben, wo er, schönheits- und freundschaftshungrig, immer wieder mit Schlamm und Schmutz in Berührung kommt, — das ist wohl stofflich nicht gerade neuartig. Aber wie S. all dies Erleben, dies ungeklärte, halbbewußte Drängen und Sehnen mit seinen Plötzlichkeiten und Ungereimtheiten packt und darstellt, das ist — wenigstens in Einzelszenen — von allerstärkstem Reiz. Die Empfänglichkeit S.s für die feinsten Ausstrahlungen und Ausströmungen der Dinge ist erstaunlich, ebenso sein Talent, sich für die Wiedergabe dieser Feinheiten die treffenden sprachlichen Ausdrucksmittel zu schaffen. Diese eigene Darstellungsfrische hält den Leser dauernd in Spannung und sie versetzt ihn in Stimmungen, als wandere er selbst durch den taufrischen Frühlingsmorgen und den schwülen Gewittertag, mit weit geöffneten Sinnen Licht und Farbe, Klang und Duft in sich hineinsaugend. Die Dichtung S.s hat es wohl verdient, ins Deutsche übersetzt zu werden. G. Kohfeldt (Rostock).

Trenck, Siegfried v. d.: Das ewige Lied. Dantes Divina Commedia, durch Versenkung und Eingebung wiedergeboren. Gotha, F. A. Perthes, 1921. (464 S.) 60 M.

Trencks Nachdichtung von Dantes „Göttlicher Komödie" ist aus dem wohl richtigen Gefühle heraus entstanden, daß der heutige Mensch Dante nur dann wahrhaft näher kommt, wenn er ihn aus den Nöten seiner eigenen Zeit heraus erlebt. Stolz und bescheiden wie Dante selber ist diese Nachdichtung; sie will Dantes Werk nicht ersetzen oder gar überbieten, sondern nacherleben durch Versenkung in die Dichtung. Sie schließt daher die Beschäftigung mit dem Originale nicht aus, aber sie sucht

durch ein schöpferisches Nachgestalten das Verständnis für die Dichtung zu vertiefen. Selbst eine gute Übertragung der „Göttlichen Komödie" bindet sich noch an Dantes mittelalterlichen Darstellungskreis — und eben dieser erschwert dem heutigen Leser das Verständnis und den Genuß der Dichtung. Da aber der Vorstellungsbestand der Menschen sich mit Raum und Zeit ändert, so war Trenck berechtigt, dies Hemmnis zu beseitigen, wenn er das unvergängliche Wesen der Dichtung offenbarer machen wollte. Er opfert der bleibenden Bedeutung Dantes als Führer und Prophet der Menschheit Wort und Maß von Dantes Dichtung und die Fülle seiner plastischen Gestalten: Vieles, das uns vielleicht um des mittelalterlichen Dante willen lieb ist. Aber er wird damit dem Geiste Dantes, der auf alle Zeiten wirken wollte, gerechter. So zeigt sich Trencks Dichtung als eine Nachgestaltung von Dantes ewigem Lied, die dem Originale keinen Schaden zufügt. Im Gegenteil: Der Leser wird erst merken, daß Dante noch heute so jung ist wie am ersten Tage — und er wird seine Freude daran haben, die tiefen, schlichten und großen Gedanken in einem Drucke zu lesen, der gewürdigt zu werden verdient. M. Wieser (Spandau).

Vesper, Will: Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten. Ein Tagebuchroman. München, Beck, 1922. (127 S.)

Daß Ulrich von Huttens Leben nicht schon längst zum Gegenstand eines Romans gemacht wurde, ist eigentlich verwunderlich. Dies Leben mit seinem glänzenden Aufstieg im Rausch schönster Hoffnungen und Pläne, dem jähen Absturz in Krankheit und Elend, dann dem allmählichen Neuerwachen und Vorwärtstasten im Licht der beginnenden Reformationstage und zuletzt dem trostlosen Untergang in der Verbannung ist allein schon romanhaft genug. Tatsächlich hat auch Vesper kaum etwas hinzugefügt; er hat den Stoff geordnet und gruppiert, die Mitspieler mit schnellen Strichen charakterisiert und mit stiller Liebe die Gestalt seines Helden so sichtbar und lebensvoll vor Augen gestellt, daß man seiner Darstellungskraft nur volle Achtung zollen kann. So deutlich man den treu bewahrten altertümlichen Ton aus der Erzählung heraushört, das Büchlein ist doch nicht aus staubigen Archiven geschöpft, sondern innerlich erlebt und empfunden. Es kann für Büchereien jeder Größe warm empfohlen werden. G. Kemp (Memel).

Wriede, Hinrich: Sill Külper. 3. u. 4. Tauf. Hamburg, Quickborn-Verl., 1921. (126 S.)

Die Elbinsel Finkenwärder ist durch Wriede, Fock und Kinau zu unserem literarischen Worpswede geworden. Ihre Menschen mit dem tiefen, nach außen scheu versteckten Gefühlsleben, dem starken, im Kampf mit Sturm und Wellen gewachsenen Willen sind weithin bekannt in der deutschen Literatur. — Sill Külper ist eine hohe Frauennatur, durch ihre Mutter erzogen zu strengster Bibelgläubigkeit, gehalten in abgeschlossener, fast freudloser Häuslichkeit. Als sie trotzdem die Liebe eines Mannes gewinnt und seine Frau wird, setzt sie den ganzen Reichtum ihrer Seele ein für das Glück an der Seite dieses Mannes. Da kommt der Sturm, und der Mann ist auf See, die Furcht umschleicht Sills Herz. Sie will es nicht glauben, das Grausige. In fordernden Gebeten ringt sie mit ihrem Gott. Vergebens! Da wirft sie den Gott ihrer Kindheit und sein Bibelwort hinter sich; Verzweiflung packt sie und läßt sie die Wiedervereinigung mit ihrem Manne suchen durch den Tod im Wasser. Die einfache, im Dialog gut plattdeutsche Erzählung stellt echte Tragik dar. Versöhnlicher ist die andere Erzählung des Buches, nicht ohne Humor und voll frischen Lebens. In Niederdeutschland müssen auch kleine Büchereien Wriedes Werk einstellen. Schon Jugendliche von 17 Jahren werden von ihm Gewinn haben. K. Jungclaus (Kiel).

D. Kurze Anzeigen.

Boehn, Max, von: Rokoko. Eine kleine Kulturgeschichte des französischen 18. Jahrhunderts nach Grimm-Diderot. Hrsg. u. eingeleitet. Berlin, Ullstein, 1921. (144 S.)

Als eine vorzügliche Quelle für die Kenntnis des französischen geistigen Lebens sind die Literaturberichte anzusehen, die Fr. Melch. Grimm und Diderot 1754—74 von Paris aus an die Höfe von Sachsen-Gotha, Petersburg, Berlin u. a. sandten. Die Anekdotenauswahl, die B. der bändereichen Sammlung entnimmt, ist besonders bezeichnend für die literarischen Persönlichkeiten und die ganze Kultur jener Zeit. Ko.

Foß, M. W. L.: England als Erzieher. Berlin, Verl. d. Täglichen Rundschau. 1921. (334 S.)

Der Verf. ist der Ansicht, es habe sich im Weltkrieg um den Kampf gegen die 3 Mächte England, Rom und Juda gehandelt und die Wehrmacht unserer Feinde sei nur die Hilfstruppe dieser weltherrschlüsternen Mächte gewesen. In seinem Buch will er vor allem zeigen, daß das verjudete England immer und überall mit größter Klugheit, Rücksichtslosigkeit und Brutalität seine Herrschaft und seinen Einfluß zu erweitern versucht habe. Leider bringt sich der Verf., der zwar versichert, alles Englische aufs genaueste kennengelernt zu haben, dadurch um allen Kredit, daß er Sätze wie diese aufstellt: „67% der Mitglieder des Oberhauses sind semitisch; von der Geistlichkeit der englischen Staatskirche sollen sogar 80% aus Juden bestehen" u. a.! Ko.

Klopfer, Paul: Angewandte Geschmackskunde. Gotha, F. A. Perthes, 1922. (75 S.)

Ein Büchlein, das als Unterlage für Volksbildungskurse gewiß die besten Dienste tun wird. Berücksichtigt sind Geschmackswertungen in der Natur und Landschaft, aus der Technik, der kleinen Stadt, dem Landhause und der Wohnungseinrichtung, beim Kunstgewerbe und an der Kunst im allgemeinsten Sinne. Die der Betrachtung zugrunde liegende Methode ist pädagogisch recht geschickt, die Darstellung leicht verständlich. Kp.

Scheffel, J. V. von: Novellen und Episteln (= Deutsche Erzähler.) Leipzig, R. Voigtländer, 1921. (312 S.)

An Neuausgaben von Scheffelschen Dichtungen ist ja kein Mangel, obwohl diese mit ihrem „feucht-fröhlichen" Humor wenig in unsere harte Zeit hineinpassen. Den vorliegenden, gut gedruckten Band hat Ad. Bartels mit einer Einleitung versehen. Er umfaßt Hugideo, Juniperus und die Reiseepisteln aus der Schweiz und aus Italien. Ko.

Schinnerer, Johannes: Die Grundzüge der gotischen Baukunst. Mit 5 Textabb. u. 62 Abb. auf 56 Taf. 2. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1921. (39 S.)

Schinnerers ausgezeichnetes Büchlein über die gotische Baukunst liegt in 2. Auflage vor und beweist damit allein schon seine Brauchbarkeit als eine der besten Einführungen in die Architekturgeschichte des Mittelalters, die für den Laien in Frage kommt. Zu seiner Empfehlung ist kaum noch etwas zu sagen. Kleineren Büchereien, die sich große umfassende Werke nicht anschaffen können, sei es angelegentlich empfohlen. Vorzüglich sind die Abbildungen am Schluß des Bändchens, die durch ganz kurze prägnante Hinweise noch besonders wertvolle Erläuterungen erfahren. Kp.

Stirner, Karl: Auf Wanderschaft. Bilder und Aufzeichnungen. Heilbronn, Salzer, 1922. (96 S.)

Der schwäbische Maler Karl Stirner, der durch seine überaus gefälligen und doch eigenartigen farbenfrischen Pastellbildchen zu Ludwig Finckhs „Bodenseher"

und zu Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein" bekannt geworden ist, bietet hier eine Handvoll Bleistift- und Pastellskizzen aus schwäbischen Dörfern und ihrem idyllischen Kleinleben dar und dazu zwanglose Aufzeichnungen: Jugenderinnerungen, Träume und Wanderstimmungen aus Heimat und Fremde. Bei diesen ist das Vorbild Ludwig Finckhs unverkennbar, dem Stirner übrigens auch als Wanderer darin gefolgt ist, daß er die algerische Oase Biskra besucht hat. Er erreicht sein Vorbild freilich stilistisch nirgends; dafür verfällt er aber auch nie in die oft allzu bewußte, zuweilen sogar kokette „Natürlichkeit" Finckhs, sondern bleibt stets sympathisch durch eine echte, treuherzige Kindlichkeit. E. A.

Kleine Mitteilungen.

Der Schleswigsche Verlag, Flensburg. Die konstituierende Generalversammlung fand bei einer Beteiligung von etwa 70 Personen in Flensburg am 20. März 1922 unter Leitung von Peter Gran Toehl (Alsen) statt. Die Gesellschaft beginnt mit einem Kapital von 2 Mill. M., wovon $^1/_{10}$ südlich der Grenze aufgebracht wurde. Nördlich der Grenze sind allein 600 Anteile gezeichnet. Über 600 Lehrer und Pastoren sind hier Mitglieder des Schleswigschen Verlags. Im Amt Sonderburg ist die verhältnismäßig größte Zahl von Anteilen zusammengekommen (300 mit 300000 M.). Der Verlag ist ins Flensburger Handelsregister als G. m. b. H. mit einem Stammkapital von 50000 M. eingetragen. Geschäftsführer ist Buchhändler H. C. Möller, Inhaber der Buchhandlungen von Carl Ludwig Jensen und Margarethe Lange in Flensburg. Als Mitglieder der Verlagsleitung wurden bestimmt Redakteur Andreas Gran, Sonderburg, und Kfm. N. Uldall, Flensburg. In den Aufsichtsrat wurden gewählt als Vorsitzender Großkfm. J. C. Möller, Flensburg, als Stellvertreter Dr. Andreas Hansen, der zukünftige Leiter der dänischen Realschule in Flensburg. 8 weitere Mitglieder des Aufsichtsrats stammen aus Nordschleswig und Dänemark, 9 aus Flensburg, 8 aus Angeln. Es ist bezeichnend für den Geist des „kulturellen Vermittlungswerkes", das nach der Rede seines Schöpfers A. Gran nicht zur Spaltung zwischen 2 Nationen führen, sondern ein Friedenswerk sein soll, daß in den literarischen Ausschuß aus Deutschland nur 2 bekannte Renegaten: Redakteur Otto Timmermann, Berlin, und Hofbesitzer H. Brodersen, Groß-Tarny (früher preußischer Amtsvorsteher und Reichstagsabgeordneter) gewählt wurden, neben 14 dänischen Staatsangehörigen der Pastor Noack und Rektor Dr. Andreas Hansen in Flensburg.

Nach dem Arbeitsplan sollen im ersten Jahre 10 nationale Schriften und 1 Dutzend Bücher für beide Seiten der Grenzen herausgegeben werden. Genannt wurden als deutsche Ausgaben A. D Jörgensens 40 Erzählungen, Rektor H. P. Hansens kleine Übersicht über Schleswigs Geschichte, die bereits erschienen ist und z. B. im Dorfe Jardelund (Kr. Südtondern) gratis unter die Schuljugend verteilt wurde, eine Reihe nationaler Flugschriften, Peter Jensens Buch über Angeln, ein Werk über die Abstimmungszeit, ein Reiseführer usw. Man denkt auch an die Herausgabe einer Zeitschrift im Grundtvigtschen Geist. Dagegen sind die geplanten Übersetzungen deutscher Autoren, z. B. „Der Halligentor" von Lobsien, „Der Wanderer ohne Weg" von Hinrichs, „Der Rosendoktor" von Finckh, „Vera" von Waldav für Verbreitung im Norden lediglich eine Verschleierung der wahren Absichten. „Der Mehrheit Fackel soll angezündet werden und leuchten über das ganze Land hinunter über Thyras Wall bis zur Eider." „Jetzt soll das Wort gelten: Was das Meer in Jahrhunderten nahm, das soll es jetzt wieder zurückgeben", so schloß Gran seinen Bericht über die Gründungsvorbereitung.

In Kürze wird der 1. Band einer dreibändigen, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichte Schleswigs von Magister La Cour, Birkerod bei Kopenhagen,

erscheinen. Bei guter Ausstattung und reichlichen Illustrationen wird es jedem möglich sein, sich das Werk nach und nach anzuschaffen, namentlich da der Preis sich in angemessenen Grenzen hält. Wie die beiden ersten Kapitel, die in der neuen Flensburger Zeitung (dänische Zeitung in deutscher Sprache) wiedergegeben werden, beweisen, ist das Werk in der bekannten raffinierten Methode des „Schleswigertums" geschrieben. Im einleitenden Kapitel „Die Heimat" heißt es: „Jetzt hat eine neue Zeit begonnen. Preußen hat seine politische Autorität verloren, und seine moralische Autorität ist nicht so fest begründet gewesen, daß sie in dem politischen Schiffbruch hat standhalten können. Jedes Kind weiß, daß im Namen Preußens Rechtsbrüche begangen wurden, für die spätere Geschlechter werden büßen müssen. In dem alten Preußen sind in politischer Hinsicht genug hinters Licht geführt worden. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der freie und ehrliebende Schleswiger eine innere Stimme fühlt, die ihn auffordert, gewissenhaft auch den Wert der nationalen Behauptungen zu prüfen, welche Preußen und seine Helfer ihm von seinen frühesten Jahren angeboten haben."

Man braucht das nur zusammenzuhalten mit der Furcht H. P. Hansens vor einem „Neu-Schleswig-Holsteinismus" und man wird die in weiten Kreisen Schleswig-Holsteins herrschende Verstimmung verstehen über die mangelnde Vorsorge für ein über den Tageskampf hinaus dauerndes Rüstzeug, das die Landesuniversität Kiel mit den vergeblich immer wieder geforderten Lehrstühlen für niederdeutsche Sprache und Landesgeschichte schaffen müßte.

Arbeit am Lehrfilm. Seit Jahren haben die Arbeitsgemeinschaft der Leiter amtlicher Bildstellen (Alab) im Reiche und die Film- und Bild-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin in Berlin in der Stille gearbeitet, um von sich aus mit allen Lebensbedingungen des erziehlichen Bildspiels vertraut zu werden und um allmählich immer weitere Kreise Gleichstrebender aus ihren Erfahrungen heraus beraten zu können.

Die „Alab" hat sich im Oktober 1921 zum „Deutschen Bildspielbund" erweitert, um auch allen denen, die nicht Leiter amtlicher Bildstellen sind, aber den gleichen Ziele in kleineren Kreisen dienen, Gelegenheit zum Anschluß zu geben. Der Bund arbeitet eng zusammen mit der Berliner Arbeitsgemeinschaft, die durch ihren Sitz am Hauptort der Lehrfilmherstellung zur Vermittlung besonders berufen ist. Beide Vereinigungen, denen ein Heim im Friedrichs-Werderschen Gymnasium, Bochumer Straße 8 (Moabit 6729), gewährt worden ist, geben eine Zeitschrift „Das Bildspiel", heraus. Sie trägt den Untertitel „Eine Zeitschrift für Lehrende", um damit Ziel und Leserkreis anzudeuten. Als Lehrende, die sie zu sammeln trachten, sieht sie alle an — ohne Rücksicht auf die Vorbildung —, die in irgend einem Lebenskreise erziehend tätig sind und dies neue Mittel gebrauchen wollen.

Die Berliner Arbeitsgemeinschaft unterhält für ihre Mitglieder ein Filmseminar zur Ausbildung von Lehrenden im Bildspielwesen und eine für das ganze Reichsgebiet arbeitende Bestellanstalt, die gemeinsamen Filmbezug zu billigeren Preisen vermittelt.

Zweck der Gesamtarbeit ist: Förderung des erziehlichen Bildspiels durch möglichst vollständigen Zusammenschluß aller in Betracht kommenden Kräfte. Und so sei denn auch hier um diese Mithilfe gebeten. Günther.

Eine von der Stadt veranstaltete Wissenschaftliche Woche fand in den ersten Augusttagen in Memel statt. Für die Veranstaltung hatten sich in dankenswerter Weise zehn Königsberger Universitätsdozenten zur Verfügung gestellt. Die Form der Hochschulkurse hat hier zum ersten Male auf einem Gebiet Anwendung gefunden

das aus dem Verband des alten Vaterlandes herausgerissen ist, und vielleicht läßt sich sagen, daß das Bestreben, Wissenschaft und Volkstum in engste geistige Berührung zu bringen, in so sinnfälliger Deutlichkeit kaum je zum Ausdruck gekommen ist. Was der Wissenschaftlichen Woche zugrunde lag, war auf der einen Seite der Wunsch, des Erbes einer uralten deutschen Kultur in dankbarer Freude recht eingedenk zu werden, und auf der andern Seite, die Ergebnisse der Forschung, auch denen, und gerade denen mitzuteilen, die aus besseren Tagen nur das treue Festhalten an einer kulturellen Einheit in eine trübe Gegenwart hinübergerettet haben. Diese Auffassung fand ihre eindrucksvolle Prägung in dem Goetheschen Wort: „Was sucht' ich wohl den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll", das bei einem gemeinschaftlichen Zusammensein von dem Vertreter der Universität seiner Tischrede zugrunde gelegt wurde. Wenn überdies der Geist der Wissenschaft in der Hauptstadt eines von zwei verschiedenen Volksstämmen bewohnten Landes versöhnend und brückenbildend gewirkt haben sollte, so wäre auch dies als schätzbares Ergebnis durchaus zu begrüßen. Von den Königsberger Professoren waren einige schon durch die Vorträge des Goethe-Bundes mit Memel in Berührung gekommen, so daß hierdurch bereits eine tragfähige Brücke für das Zustandekommen der Woche gewonnen war. Besonderer Dank gebührt aber trotzdem noch Prof. Ludolf Malten, der die Verhandlungen mit den Königsberger Kollegen übernommen hatte und ohne dessen unermüdliche Bemühungen es kaum gelungen wäre, so rasch und so leicht in den Kreisen der Universität Sympathie für die Veranstaltung zu wecken. Von den zehn Dozenten hielt jeder einen zweistündigen Fachvortrag, der ein mehr ins einzelne gehendes Thema seines Forschungsgebietes behandelte, und einen kürzeren allgemeinverständlichen Vortrag. So setzten sich die Darbietungen der Woche aus folgenden zwanzig Vorträgen zusammen:

Seeberg: Die religiöse und theologische Frage der Gegenwart. — Luther. Litten: Gesetz und Richter. — Der Staat der Römer. Mann: Das internationale Finanzproblem. — Die wirtschaftlichen Grundideen der Gegenwart. Selter: Die Tuberkulose als Volkskrankheit. — Die Bedeutung der Grenzländer für die Seuchengefahr. Friederichsen: Finnland, Land und Leute. — Die Ostsee und ihre Küsten. Goedeckemeyer: Das Wesen der Philosophie. — Vom Ziel der Erziehung. Kaufmann: Neueste Resultate der Atomforschung. — Drahtlose Telegraphie und Telephonie. Malten: Ursprünge und Entwicklung des antiken Dramas und Theaters. — Glaube und Aberglaube in antiken Geheimkulten. Ranke: Die deutschen Volkssagen. — Über die Kunst, Romane zu lesen. Wreszinski: Die Statuenkunst der alten Ägypter. — Von den Hieroglyphen bis zu unserer Schrift. — Alle Vorträge fanden einen gleichmäßig starken Besuch, und wenn allein schon nach diesem regen Interesse geurteilt werden soll, entsprach die Wissenschaftliche Woche einem starken inneren Bedürfnis und war von einem nicht minder in die Tiefe gehenden Erfolge begleitet. Daß die erheblichen finanziellen Opfer, die von der Stadt, mit Rücksicht auf die kulturelle Aufgabe, die hier vorlag, nicht gescheut waren, in diesem schönen Sinne fruchtbar geworden sind, ist der beste Dank für alle, die sich in den Dienst der Sache gestellt hatten. Dr. Kemp.

In der Zeit vom 5.—13. Oktober 1922 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 29. **Diplomprüfung** statt. Es hatten sich 25 Bewerber gemeldet, und zwar 4 männliche und 24 weibliche. 2 Bewerber traten während der Prüfung zurück. Von den übrigen 23 bestanden die Prüfung 7 mit „Gut", 16 mit „Genügend".

Wieder fielen die schwachen Übersetzungsleistungen auf, nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Englischen und Französischen. So erzielten von den 23 Prüflingen in den Sprachen nur vier ein Gesamtresultat „Gut".

Die Leistungen in der Stenotypie sind jetzt durchschnittlich befriedigend, die früher ergangene Mahnung hat also offenbar günstig gewirkt. Kfr.

Folgende Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die 7 erstgenannten mit „Gut":

Irmgard Irmler	Klara Gelpke	Else Leistikow
Therese Krimmer	Else Hamann	Johanne Müller
Elsa Laupichler	Käte Heimann	Erna Oelfke
Else Mau	Ruth Heinzelmann	Doris Seraphim
Käthe Müller	Otto Hirtz	Else Simon
Suse Steinbrück	Lina Höfer	Margarete Uhlenhuth
Ilse Strehlow	Herbert Korth	Alice Witt
	Ottilie Kuchel	Martha Zimmermann.

Durch Erlaß des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 20. September 1922 — U I K Nr. 8775 — ist genehmigt worden, daß die Bibliothek der Technischen Hochschule Hannover zur Ausbildung für Praktikanten für den mittleren Bibliotheksdienst zugelassen wird.

Technische Notiz. Das Abfallen der Signaturetiketten von vielbewegten Büchern hat mir seit langen Jahren den Wunsch nahegelegt, ein hygroskopisches Klebemittel zu besitzen, das nicht vollständig erstarrte, sondern einen Rest von Dehnbarkeit behielte, und die Biegungen der Buchrücken mitmachen könnte, ohne zu zerbröckeln. Ein solches scheint nun gefunden zu sein in dem „Leimpulver Marke Pervo" der Riba-Werke A. G. in Nordenham. Es ist dies ein Nebenprodukt, das bei der Fabrikation eines Eiweiß-Nährmittels aus Fischen gewonnen wird und zu mäßigem Preis (billiger als Knochenleim) in den Handel kommt. Die Anwendung ist bequem, weil es nur mit kaltem Wasser angerührt zu werden braucht, um gebrauchsfertig zu sein. Ob es die kostbare Eigenschaft, nicht ganz zu erhärten, sondern in einem kautschuk- oder sirupartigen Zustand dicht an der Grenze der Starrheit zu verharren, auch auf die Dauer der Jahre behalten wird, ist noch Sache der Erprobung; merkwürdigerweise bindet es trotz dieser Eigenschaft nicht weniger fest, sondern fester als Knochen- oder Lederleim, Gummi und Kleister. Vor den gebräuchlichen Klebemitteln hat es auch den Vorzug, auf zelluloidhaltigen Appreturen, wie sie die namentlich in Volksbüchereien viel gebrauchten Kunstlederarten haben, gut und fest zu binden, ohne daß die Oberfläche des Stoffes erst mit einem Lösmittel präpariert oder aufgerauht zu werden braucht. Verwendbar ist es für alle Buchbinderarbeiten, zum Ersatz von Dextrin, flüssigem Gummi usw. im Bürogebrauch und beiläufig auch zum Leimen von Holz. Es kann unmittelbar von den Riba-Werken in Dosen von 1/5 Kilo Inhalts bezogen werden. A. Heidenhain (Bremen).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Bücherei und Bildungspflege

Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht und G. Fritz

1922

2. Jahrgang / Heft 12

Leipzig Otto Harrassowitz

An unsere Leser und Mitarbeiter!

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Buchhandels steigen von Wo zu Woche. Sie bedrücken jetzt nicht nur die fachwissenschaftlichen Zeitschrift sondern haben bereits allgemein interessierende Blätter mit großem Bezieh kreis, wie „Niedersachsen“ und gar die „Grenzboten“ und die „Deutsche Rev zum Verstummen gebracht. Sie stellen erst recht unsere „Bücherei und Bildung pflege“ als ein streng auf Unterstützung praktischer Arbeit eingestelltes Fachb eines begrenzten Kreises von Interessenten vor fast unüberwindliche Schwier keiten. Der Verlag hat für den Jahrgang 1922 seiner Zeitschrift, die nennenswerte materielle Gewinne niemals eingetragen hat, Opfer gebra deren Größe jeder Kundige leicht ermessen kann. (310 Seiten für insges 60 Mk.!) Für den neuen Jahrgang lässt sich eine erhebliche Preiserhöh und eine Verminderung des Umfanges nicht mehr vermeiden. Die „Büch und Bildungspflege“ wird von Januar 1923 an in **Vierteljahrsheften von 4 Bogen Umfang** erscheinen. Die Raumeinschränkung gegenüber dem je abgeschlossenen Jahrgang hoffen wir auszugleichen durch Beiseitelassen a Unwichtigen, durch Zusammenfassung und äußerste Knappheit, besonders Besprechungsteil. Ein fester Jahrespreis läßt sich jetzt leider nicht mehr geben, doch wird **für jedes Heft ein fester Preis** entsprechend der schwanken Wirtschaftslage angesetzt werden. Wir wollen versuchen, eine Basis für jeweilige Preisfestsetzung in dem jetzt fast allgemein üblichen System „Gr zahl mal Schlüsselzahl des Börsenvereins“ zu finden, wobei als Grund der frühere Preis der „Blätter für Volksbibliotheken“ angenommen werden Wir hoffen, auf diese Weise allmählich zu einer dauernden Preisfestsetz zu gelangen. Für Abonnenten des ganzen Jahrganges wird **der Preis ersten Vierteljahrsheftes 1923 bei Erscheinen voraussichtlich 900 Mk.** betra Spätere Preiserhöhung entsprechend der Geldentwertung vorbehalten. Für abonnenten 25% Zuschlag. Lieferung durch jede Buchhandlung oder d vom Verlage bei franko Zustellung per Post.

Alle Bezieher, denen dieser Bezugspreis zu hoch erscheinen will, b wir zu bedenken, daß die zahlenmäßige Höhe heute irreführt. Wir bitten den Friedens- und den heutigen Preis der B. u. B. mit dem irgend eines and Gegenstandes, oder auch den Preis eines Jahrgangs der B. u. B. mit dem anderen gleich starken Buches zu vergleichen: stets wird sich zeigen, daß tatsächlich an der untersten möglichen Grenze geblieben sind.

Unsere Mitarbeiter bitten wir, uns wie bisher opferwillig im Kampf die Existenz der B. u. B. zu unterstützen. Wir bitten sie, uns zu erlau daß wir in Zukunft die Honorarzahlungen für die Einzelbesprechungen, fü die Besprechungsstücke gewissermaßen eine Bezahlung bilden, ganz unterla Selbst wenn wir, wie wir beabsichtigen, die Honorarsätze jetzt verdreifa so sind die für Einzelbesprechungen herauskommenden Summen zu uns Bedauern immer noch so gering, daß die Versendung eine Porto- und Arb verschwendung bedeuten würde. Wir glauben sogar im Vertrauen auf die bereitschaft unserer Mitarbeiter so weit gehen zu dürfen, daß wir diejenigen dazu in der Lage sind, bitten, zu den jetzt recht erheblichen Versendungsk ihrer Besprechungsstücke freundlichst beizutragen. (Postscheckkonto St Nr. 13 829, Dr. Ackerknecht, Stettin.)

Bei dieser Gelegenheit sei mitgeteilt, daß mit Beginn des neuen Jahr Dr. Homann, der seit zwei Jahren die Schriftleitung der B. u. B. be als Mitherausgeber in die Redaktion eintritt.

Die Herausgeber und der Verlag

Bücherei und Bildungspflege
Der Blätter für Volksbibliotheken 23. Jahrgang
Jahrgang 2 1922 Heft 12

Kinoreform in der Kleinstadt.

Von Stadtbibliothekar Dr. Kemp, Memel.

Das Kino ist von der Großstadt ausgegangen. Der Keim zu seiner weiteren Entwicklung lag in den psychischen Bedürfnissen des Großstädters und diese sind auch für die ganze Zeitspanne maßgebend geblieben, während der das Kino aus einem technischen Kuriosum zu einem Kulturfaktor geworden ist, der ernsteste Beachtung verdient. In der Art dieser Entstehung und Entwicklung liegt es begründet, daß die Welt, die das Kino vorführt, keinerlei Wurzelung im naturgewachsenen Volkstum besitzt. Was das Publikum tagtäglich auf der Leinwand zu sehen bekommt, ist Ausdruck einer großstädtischen Oberflächenkultur, die nur durch das Mittel eines höchst gesteigerten teschnischen Raffinements gedeihen kann. Während der letzten Jahre ist nun nach mannigfachen früheren Bemühungen ernstlich versucht worden, das Kino von der Großstadt in die Provinz, in die Kleinstadt zu verpflanzen. Für das mangelhaft entwickelte kulturelle Pflichtbewußtsein, das die Träger des Filmkapitals dem Kino und seinem Publikum zum Unheil von jeher ausgezeichnet hat, ist es überaus bezeichnend, daß niemand ein Zweifel angekommen ist, ob man mit diesem Beginnen auf dem rechten Wege sei. Wenn das Kapital ertragreich arbeiten konnte, genügte das vollauf, um die Überflutung auch der provinzialen Kleinstadt mit dem Kino zu rechtfertigen.

Sehen wir einmal ganz davon ab, wie die Dinge auf dem flachen Lande, auf dem Dorf unter den Bauern liegen, wo die Einbürgerung des Kinos aus bestimmten Gründen doch nicht recht gelungen ist; beschränken wir uns darauf, unsern Blick auf die Zustände in der Kleinstadt zu richten. Hier hat das Kino ganz unverkennbar schon so fest Fuß gefaßt, daß es allerhöchste Zeit ist, die hieraus entstandenen Verhältnisse zu beleuchten.

Es ist Mode geworden, über die Kleinstadt, über „Kleinstädterei" zu lächeln. Was man belächelt, ist indessen nur die Karikatur der Kleinstadt, die zugleich eine Karikatur der Großstadt ist. Der sogenannte typische Kleinstädter würde in der Regel nicht so zum Lachen herausfordern, wenn nicht die seelische Verfassung des Großstädters so fragwürdig wäre. Wenn der Kleinstädter sich so eifrig bemüht, heimatlos zu werden und das Beispiel des beneideten Großstädters nachzuahmen, so wirkt er mit dieser Geste nur deshalb komisch, weil er sich Dinge zu eigen zu machen sucht, die ihm wesensfremd sind, was sie dem Großstädter nicht sind, der sie aus seiner komplizierten soziologischen Bedingtheit heraus organisch entwickelt hat. Die Mode beispielsweise

ist für den Großstädter keine Maske, sondern ein gewachsenes Kleid, für den Kleinstädter ermangelt sie jeder inneren Folgerichtigkeit, sie macht ihn zur Karikatur.

Allein aus solchen Karikaturen spricht nicht der wahre Geist der Kleinstadt. Ein Zerrbild darf nicht, so bequem das auch sein mag, als Norm genommen werden. Erinnern wir uns daran, daß der Mensch der Kleinstadt in der Mitte zwischen dem Menschen der großen Stadt und dem Menschen der Ackerscholle steht und daß alles in den Lebensbedingungen der Kleinstadt die bäuerlichen Verhältnisse des umliegenden flachen Landes zur Voraussetzung hat. Die Kleinstadt ist im tiefsten Grunde nicht eine kleine Stadt, sondern ein großes Dorf. Das wird mit greifbarer Deutlichkeit klar, wenn wir die seelische Struktur ihrer Bewohner betrachten. Abgesehen von den wenigen nicht charakteristischen Typen der Intelligenz und der vereinzelten Großkaufleute, die mit hauptstädtischen Finanzkreisen irgendwie zusammenhängen, ist die Seele des Kleinstädters bäuerlich geblieben. Sie ist es in jenem schönen Sinn, der den Bauer durch das stammeskräftige Wurzeln an der Scholle, durch die ungezwungene Naturnähe seines Daseins kennzeichnet. In der Kleinstadt wohnt noch ein starkes treues Heimatsgefühl, noch das schöne Bewußtsein, daß der Wohnsitz der Natur brüderlich benachbart ist, und der Stolz auf alte Stammesart und Sitte, die so, wie sie ist, werden konnte, weil sie ihre Bodenständigkeit kaum je durch fremd eindringende Elemente gefährdet sah. Gewiß ist das nicht überall mehr anzutreffen, es ist in erschreckendem Maße anders geworden, wo die rasche Industrialisierung eine völlige Umwandlung der Gesellschaftsschichtung herbeigeführt hat. Allein wo die Kleinstadt den Charakter der Landstadt bewahrt hat, stellt sie ein unverächtliches Stück alten Volkstums dar, das auch weiterhin noch lebensfähig ist. Sie ist freilich — wenigstens in Deutschland — kein Träger der Kultur, was sie früher als bevorzugte Form der Niederlassung noch war, sie ist zum Hüter und Träger der Tradition geworden, und mag auch so manches Mal diese Tradition ein wenig staubig und eng anmuten, wir wollen uns doch freuen, in der Welt der Kleinstadt den späten Abglanz eines ursprünglichen Volkstums zu besitzen.

In diese patriarchalische Friedsamkeit wird nun ganz unvermittelt das großstädtische Kino verpflanzt. Und sagen wir es gleich: das Kino in einer Form, an der äußerst wenig zu rühmen ist. Das Kino, das in die Kleinstadt einzieht, geht aus ganz nackter Spekulation hervor. Schon der Unternehmer, der hier die Geschäfte des Filmkapitals zu machen erbötig ist, geht von einem ganz kühlen Rechenexempel aus. Er weiß, daß er die Leute mit dem Zaubermittel der flimmernden Leinwand vollkommen in der Hand hat, also macht er sich nicht im mindesten Sorgen darüber, ob er ihnen in der Auswahl des Gebotenen irgendwie verpflichtet ist. Eine Konkurrenz hat er ebenfalls nicht zu befürchten. Was hier getrieben wird, ist Ausbeutung naiver Instinkte. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß der psychische Reiz des Bewegungsbildes nirgends so stark ist wie dort, wo er auf ganz schlichte Naturen

trifft. Hier erregt ja schon das rein Technische der Erfindung schlechthin Sensation, es wird als geheimnisvoller Zauber empfunden, dem man bald nicht mehr entrinnen kann. Mit dieser Tatsache muß man rechnen. Begreiflich, daß das Kleinstadtpublikum, das kaum je den Reiz der Illusionsmittel kennen gelernt hat, dem stärksten Illusionsreiz, den es einstweilen gibt, widerstandslos erliegt. Das ist die psychologische Voraussetzung, aus der sich alles weitere ergibt. Denn nun beginnt der verhängnisvolle Taumel einzusetzen, die stoffliche Sensation gewinnt neben der sinnlichen an Boden und der Infektion mit den gefährlichsten Giftstoffen steht nichts mehr im Wege. Die aus dem Geist des Großstadtmenschen erwachsene Welt des Films beginnt ihre Einwirkung auf den primitiven Vorstellungskreis des Kleinstadtmenschen. Die ganze sittliche und soziale Verlogenheit des Filmdramas breitet sich wuchernd aus und untergräbt das einfache ehrliche Heimatgefühl eines der Natur noch ganz nahe stehenden Publikums. Die Verherrlichung des Lasters und des Verbrechertums, die Frivolität einer Weltanschauung, die um des Geschäftes willen die rohesten Instinkte berücksichtigt, wird einem Betrachterkreis aufgedrängt, der gestern noch ganz andre Begriffe von Sittlichkeit, Recht und Pflicht sein eigen nannte. Sinnlos alberne Grimassen und Gliederverrenkungen werden den ahnungslosen Leuten als köstlicher Humor vorgeschwindelt. Und alles das wird in einer Sprache vorgetragen, die auch der einfachste Mann nicht mißverstehen kann, da sie sich an den unmittelbarsten der Sinne, an das Auge wendet. Nach Hause trägt er das Bild des Bordells, das ihm eben „zur Aufklärung" gezeigt wurde, die Versuchungen der Großstadt, die schimmernde Eleganz des Filmstars prägt sich seinem Gedächtnis ebenso unvertilgbar ein wie die Szene des Mordes mit dem blutrünstigen Raffinement einer raffinierten Regie und das Fletschen des Excentric-Clowns, der auf der Leinwand wie besessen hin- und herhüpft. Das sind Eindrücke, an denen der Mensch der Kleinstadt sein elementares Illusionsbedürfnis befriedigt. Man wird einwenden, daß es auch an anderen nicht fehlt, daß z. B. gerade das Kino dem ebenso elementar vorhandenen Gefühlsbedürfnis sein Recht angedeihen läßt. Das Gefühlsbedürfnis ist gewiß vorhanden, — allein was vermag das Kino ihm zu geben? Der Gefühlsgehalt des landläufigen Filmdramas erhebt sich so gut wie nirgends über das Niveau Courths-Mahler oder H. H. Ewers, und wer vermöchte darin einen Segen für das gefühlsgesunde Empfinden des kleinstädtischen Publikums erblicken? Wenn es auf die Fülle vergossener Tränen und das Übermaß gebrochener Herzen ankäme, dann freilich wäre das Filmdrama in seiner heutigen Gestalt als Vermittler von Gefühlswerten unübertrefflich. Aber das Gefühl kann man nicht messen und zählen, hier entscheidet die Echtheit der Empfindung. Und nie steckt das Filmdrama mehr voller Lügen als dann, wenn es gefühlvoll wird.

Es muß klar herausgesagt werden, daß die Stelle, die das Kino heute in der Kleinstadt einnimmt, eine schwere Gefahr für das alte Volkstum bedeutet, das hier noch zu Hause ist. Haben wir auch nur

einen Grund, dies letzte Asyl, das das Volkstum außerhalb des flachen Landes noch hat, der Zerstörung auszuliefern, bloß deshalb, weil das Filmkapital hier ein ergiebiges Feld für seine Profitgier erblickt? Wir müssen im Gegenteil alles tun, um dem unheilvollen Einfluß vorzubeugen, der hier am Werke ist. Für die Kinoreform ist auf diesem bisher kaum recht beachteten Gebiet so dankbare Arbeit zu leisten wie kaum sonst. Denn während die Reformbewegung in der Großstadt doch nicht viel mehr als eine Abschwächung bedenklicher Symptome erreichen kann, ist hier die nie wiederkehrende Gelegenheit geboten, dem Übel an der Wurzel beizukommen. Die Reform kann hier die geistigen Grundlagen erfassen, während sie dort auf eine so tiefgehende Wirkung verzichten muß.

Es ist nicht recht begreiflich, warum man bisher so wenig auf die seelischen Voraussetzungen des Kleinstadtlebens eingegangen ist. Sie gestatten das Eindringen des Schundkinos ebensogut wie das des Reformkinos. Die psychische Eindringlichkeit des Bewegungsbildes ist, wie angedeutet wurde, hier von so starker Wirkung, daß es nur einer entschlossenen Organisation bedarf, um das Gute an die Stelle des Schlechten zu setzen. Entscheidend dafür ist, daß es gelingt, den Verleiher auszuschalten, auf den der Unternehmer in der Kleinstadt bisher angewiesen ist. Dieser Unternehmer — meist ein Gastwirt, der vom Filmgeschäft nicht viel versteht — bezieht fast nie direkt von den großen Firmen, sondern von kleinen Winkelvertrieben irgendwo in der Provinz, die von dem Abfall des Marktes leben. Hier tauchen Filme minderer Güte auf, die selbst für das Großstadtpublikum nicht genug Anziehungskraft bewiesen haben, hier stranden die abgespielten Kopien, die ihren Weg über die großen Bühnen gemacht haben und aus denen nun das Letzte herausgeholt wird, um die fragwürdige wirtschaftliche Existenz von Winkelfirmen zu stützen, die von der geschäftlichen Hilflosigkeit ihrer Abnehmer leben. Es läßt sich leicht denken, welcher Schund dem kleinstädtischen Spielbetrieb, übrigens in der Regel in der Form von unbesehenen Serienabschlüssen, aufgenötigt wird. Es sind die letzten trüben Abwässer eines großen Stromes, die hier zusammenrinnen.

Zur Ausschaltung dieser Verleihfirmen letzten Ranges wären dauernde Angebote einwandfreien Materials durch eine Organisation unerläßlich, die an Monopole nicht gebunden ist. In Frage käme für Deutschland in erster Linie also der Bilderbühnenbund Deutscher Städte, und es ist erfreulich zu sehen, daß die kleinen Plätze, die sich aus eigener Kraft nicht zu helfen wissen, seine Vermittlung in steigendem Maße tatsächlich schon in Anspruch nehmen. Der rechte Weg ist damit beschritten, es handelt sich nun darum, ein solches Absatzgebiet zu finden, daß die schädlichen Verleihfirmen restlos und endgültig erledigt werden. Um die Vernichtung wirtschaftlicher Existenzen braucht es dabei niemand leid zu sein, haben doch jene Herrschaften nie die mindesten Skrupel gezeigt, wenn es galt, auf Kosten alter Kulturformen ein Geschäft zu machen.

Vorteilhaft dürfte es auch hier sein, wenn die Gemeinde selbst

die Reform übernimmt. In der Kleinstadt begegnet das weitaus nicht den Schwierigkeiten wie in der Großstadt. Die Werte, um deren Kommunalisierung es hier geht, sind nicht so beträchtlich, daß jeder Versuch die Sache in Angriff zu nehmen ein Risiko bedeutet. Überdies ist der behördliche Einfluß in der Kleinstadt viel unmittelbarer wirksam und schwer außer acht zu lassen, so daß ein tatsächlicher oder zum mindesten moralischer Druck auf den Unternehmer durchaus Aussicht hat, zum gewünschten Ergebnis zu führen, d. h. also das einzige am Ort befindliche Lichtspieltheater der Reform zu erschließen. Für den Saalbesitzer, der die Vorführungen veranstaltet, ist es von größter Bedeutung, wenn die Gemeindeverwaltung sein Lokal für kulturelle Zwecke, wie sie eine sittlich und ästhetisch saubere Filmvorführung und besonders auch die Schulfilmdarbietungen ja doch sind, in Anspruch nimmt. Er wird sich diese Empfehlung kaum entgehen lassen, zumal er einen behördlichen Boykott durchaus zu scheuen hat. Die Stadtverwaltung wird freilich immer die Verpflichtung übernehmen müssen, Vorführungsmaterial in der gewünschten Güte zur Verfügung zu stellen. Sie wird dies können, wenn sie mit dem Bilderbühnenbund so eng zusammenarbeitet, daß der laufende Filmbezug durch ihn gewährleistet ist. Ganz durchgreifend würde es sein, wenn sie sich entschließt, den in Frage kommenden Saal zu pachten und den ganzen Vorführungsbetrieb unter Anlehnung an den Bilderbühnenbund in eigene Regie zu nehmen. Ein so zustande gekommenes Gemeindekino wird lebensfähig sein, weil es mit keiner Konkurrenz zu kämpfen hat und weil es nur dann zu spielen braucht, wenn wirklich brauchbares Material zur Hand ist.

Um die Rentabilität des Betriebes zu erhöhen, könnte er vorteilhaft als Wanderkino eingerichtet werden. Das kann entweder in der Weise geschehen, daß sich ganz kleine Städte, deren es in jedem Landkreise noch zwei bis drei außer der Kreisstadt zu geben pflegt, zur gemeinsamen abwechselnden Benutzung eines Apparates zusammenschließen, oder so, daß der Apparat an den spielfreien Tagen auf die umliegenden Dörfer geschickt wird, — hauptsächlich um hierdurch das auch wieder von bloßen Geschäftsinteressen geleitete Landkino auszuschalten. Dabei wäre unter Umständen sogar an eine von den Landratsämtern ausgehende staatliche Förderung des kleinstädtischen Reformlichtspielbetriebes zu denken.

So viel in knappen Zügen über die Organisation eines derartigen Betriebes. Noch ein kurzes Wort über die Auswahl des Filmmaterials, das den großstädtischen Sensationsschund ersetzen soll. Auch hier wird ganz selbstverständlich die Pflege des Unterhaltungsfilms in Betracht gezogen werden müssen. Dabei muß schonungslos alles ausgeschlossen werden, was nach dem sattsam bekannten haut goût duftet. Es müssen Filme geboten werden, die dem Erlebnisgehalt des Kleinstädters entsprechen. Sie sind heute spärlich vorhanden, aber sie werden nach Wunsch da sein, sobald das Filmkapital inne wird, daß der bisherige Absatz nach der Kleinstadt in Frage gestellt ist. Was heute schon vorhanden ist, — die schönen Anzengruber-Filme, geschichtliche und

klassische Filme, Märchen- und Trickfilme der guten Art, — wird zunächst ausreichen, um diese, wie zuzugeben ist, sehr ernste Krise zu überstehen. Dann wird man dem belehrenden, vor allem dem Naturfilm, das Augenmerk zuwenden. Gerade der Kleinstädter ist für den Reiz des Naturschönen und den Zauber der Ferne empfänglich. Er wird auch den rein belehrenden Film dankbar entgegennehmen, da er ihm die Kenntnis von Dingen vermittelt, die ihm sonst völlig unzugänglich sind, während der abgestumpfte Großstädter schon nicht mehr die Ehrlichkeit des naiven Verwunderns kennt.

Ein Grundsatz muß vor allen andern beherzigt werden: alles, was geboten wird, muß erste Qualität sein. Es darf nie heißen: für die Kleinstadt wird das schon gut genug sein. Das Kleinstadtpublikum fühlt das sofort; es muß stets das Bewußtsein haben, daß bei der Kinoreform in der Kleinstadt eine Sache vertreten wird, die aus warmem Herzen kommt. Hinter ihr stehen so ideale Zwecke, daß wirklich nur die besten Mittel durch sie geheiligt werden.

Die Kinoreform hat hier nicht allein eine negative Aufgabe zu erfüllen. Das Kleinstadt-Kino hat eine durchaus positive Rolle. Es ersetzt so manches, was in der Großstadt selbstverständlich ist. Allein man muß sich hüten, hierbei des Guten zu viel geben zu wollen. Es gibt, um ein Wort Ackerknechts zu gebrauchen, auch „eine Lichtspielreform ohne Lichtspiel". Die Pflege der außerschulmäßigen Bildungsmittel, in erster Linie des volkstümlichen Büchereiwesens, die damit gemeint ist, ist von so ausschlaggebender Bedeutung für alles, was man auch auf dem Gebiet des Lichtspielwesens unternimmt, daß man sie keinesfalls über dieser aus dem Auge verlieren darf. Die Filmreform kann nicht in den Wolken schweben, sie wird sich nur dann durchsetzen lassen, wenn sie mit den anderen Bildungseinrichtungen, die in der Kleinstadt möglich sind, zusammenzuarbeiten sucht. Wenn durch solche verständnisvolle Gemeinschaftsarbeit eine Bildungsatmosphäre geschaffen ist, in der Kopf und Herz des Kleinstädters gleichmäßig zu ihrem Recht kommen, wird sich schließlich das Reformkino von selbst verstehen.

Preisanarchie im Buchhandel.

Von Hans Rosin, Stettin.

Wer sich in der gegenwärtigen Zeit ein klares Bild von den Vorgängen innerhalb des Buchhandels machen will, die den Verkaufspreis des Buches bestimmen, der tut gut, sich die fast sagenhaft anmutenden Verkaufsbestimmungen des Buchhandels während der Vorkriegszeit in die Erinnerung zu bringen. Das Palladium des im „Börsenverein der deutschen Buchhändler" zu Leipzig straff zusammengeschlossenen Gesamtbuchhandels war ohne Zweifel der feste Ladenpreis*). Gleichviel ob

*) Vgl. Verkaufsordnung für den Verkehr des deutschen Buchhandels mit dem Publikum. Anhang zu: Paschke-Rath, Lehrbuch des deutschen Buchhandels, Leipzig 1920.

ein und dasselbe Buch in Berlin, Königsberg oder Stuttgart gekauft wurde, es kostete denselben Preis, und zwar den, welchen der Verleger dafür festgesetzt hatte und den jedermann mühelos feststellen konnte. Dadurch bekam das buchhändlerische Geschäft eine kaufmännische Zuverlässigkeit, die gerade dem Handel mit Büchern wohl anstand. Dem Buchhandel fehlte völlig das „konkurrierende" Anreißertum von einem großen Teil des übrigen Warenhandels, und er besaß damit das unumschränkte Vertrauen seiner Käufer. Er war sich mit Stolz bewußt, welche Rolle er im geistigen Leben der Nation darstellte. Es war selbstverständlich, daß gebrauchte Bücher dieser strengen Verkaufsordnung nicht unterlagen. Diese, sowie die vom Verleger aus dem Handel zurückgezogenen Bücher (Restauflagen usw.) und solche, die nur durch Veräußerung privater Besitzer wieder in den Handel gelangen konnten, wurden durch den Altbuchhandel zu Preisen nach seinem Ermessen vertrieben.

Diese gewiß klaren Verhältnisse auf dem Büchermarkt erfuhren zuerst eine Trübung, als der Krieg mit seinen wirtschaftlichen Folgeerscheinungen auch an dem festgefügten Bau des Buchhandels zu rütteln begann. Während man in den Friedensjahren in Fachkreisen allgemein der Ansicht war, daß mit Ausbruch eines Krieges das Buch sofort ein Luxusgegenstand werden würde, erwies sich im Kriege schon bald das Gegenteil als richtig. Abgeschlossen von aller Welt und damit vom Weltmarkte mit seinem mancherlei das Einheimische verdrängenden Trödel, besann sich das immerhin in weiten Schichten durchgebildete deutsche Volk auf seine unveräußerlichen, auf seine geistigen Güter, die ihm seine Bücher vermittelten, und damit begann für den Buchhandel eine ganz unerwartete Blüte mitten im Kriege. Als es sich aber herausstellte, daß durch die vielen technischen Einschränkungen aller Art und durch den Mangel an Rohstoffen die Betriebsunkosten stiegen, ging der Sortimentsbuchhandel dazu über, eigenmächtig Teuerungszuschläge zu den vorgeschriebenen Ladenpreisen zu erheben, die je nach den örtlichen Verhältnissen von den örtlichen buchhändlerischen Vereinigungen festgesetzt wurden. Ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier dahingestellt*).

Der Verlag, im neugestärkten Bewußtsein seiner verantwortlichen Aufgabe, hat sich lange gesträubt, die Sortiments-Teuerungszuschläge, gegen die er in der Praxis wehrlos war, öffentlich anzuerkennen. Er hat sie bekämpft, weil er in ihnen einen Eingriff in seine alleinigen Rechte der Verkaufspreisbestimmung erblickte, und weil er in ihnen

*) Eingeschoben sei der beachtenswerte Vermerk, daß eine nur-bürokratische Verwaltungsbehörde in ihren Maßnahmen bei der damals notwendig werdenden Papierrationierung recht bedeutsame Fehler gemacht hat. Man setzte nämlich die Menge des zuzuteilenden Papiers an den einzelnen Verleger nach seinem Verbrauch in den ersten Kriegsjahren fest. Dabei ergab es sich, daß diejenigen kulturell hochstehenden Verleger, die sich seinerzeit in vaterländischem Interesse zunächst Einschränkungen in der Produktion auferlegt hatten, nun bei der Papierzuteilung hinter solchen zurückstehen mußten, die die Taktlosigkeit gehabt hatten, aus spekulativen Gründen die Front auf dem Wege über die Heimat mit einer Hochflut hurrapatriotischer Geschmacklosigkeiten zu überschütten.

auch schon die Anfänge eines Bruches mit dem Prinzip des festen Ladenpreises witterte. Das alles hinderte ihn aber nicht, mit zum Totengräber des einheitlichen Verkaufspreises zu werden, als er, selbst von der Not bedrängt, dazu überging, unter Beibehaltung der Friedenspreise seinerseits Verlags-Teuerungszuschläge einzuführen und nachträglich die Teuerungszuschläge des Sortiments in Höhe von 10% in einer „Notstandsordnung" des Börsenvereins vom 18. April 1918 anzuerkennen. Dadurch kam eine weitere der Form nach unnötige Umständlichkeit in die Verkaufspreisfestsetzung, die das Publikum beunruhigen mußte; dieses konnte jetzt ohne genügende sachliche Kenntnis der Interna allzu leicht die Verteilung der Aufschläge auf den Hersteller und den Zwischenhändler nachrechnen. Der Verlag ging dabei von der trügerischen Voraussetzung aus, daß es sich um eine vorübergehende Maßnahme handele, die durch einen für Deutschland günstigen Ausgang des Krieges sofort überflüssig werden würde. Man wird sich noch des Sturmes erinnern, der daraufhin bei allen Teilen der am Buche Interessierten einsetzte, besonders als der Sortimentsbuchhandel keineswegs bei der beschlossenen Höhe der Aufschläge verblieb. Der Kampf um den festen Ladenpreis zwischen Verlag und Sortiment nahm im Laufe der Zeit so heftige Formen an, daß es beinahe zum Bruche zwischen diesen beiden Gruppen gekommen wäre. In der denkwürdigen Hauptversammlung des Börsenvereins in Leipzig am 13. Februar 1921, die sich ausschließlich mit dieser Frage beschäftigte, majorisierte jedoch das Sortiment den Verlag, und die Beibehaltung der damals schon längst nicht mehr einheitlich durchgeführten Sortimentszuschläge wurde zum Beschluß erhoben.

Als bei der stetig fortschreitenden Geldentwertung die Verlagszuschläge schon eine mehrere-hundert-prozentige Erhöhung des Friedenspreises ausmachten, ließ der Verlag diese endgültig fallen und setzte entsprechende neue Preise fest, die jedoch unter dem Druck der Geldentwertung bald wieder durch prozentuale Teuerungszuschläge erhöht werden mußten. Dieses Wechselspiel wiederholte sich so lange, bis das Tempo des Marksturzes in den letzten Monaten ein so beschleunigtes wurde, daß Verlagsteuerungsanzeigen und Preisverzeichnisse schon im Drucke veralteten und der Sortimentsbuchhändler kaum mehr mit den ständigen Umzeichnungen seines Lagers den Preiserhöhungen folgen konnte. Zur Abstellung dieser Übel fand man eine neue Lösung. Die Verleger führten Grundzahlen ein, die im Niveau der Friedenspreise blieben, ohne jedoch Friedenspreise zu sein. Der Börsenverein bestimmte — wie es bis heute beibehalten worden ist — je nach dem Stande der Geldentwertung die Entwertungsziffer oder die Schlüsselzahl, d. i. den Multiplikator der Grundzahl. Hat ein Buch eine Grundzahl von Mk. 3.— und beträgt wie Ende November die Schlüsselzahl 300, so kostet das Buch Mk. 900.— und den ortsüblichen Sortimentszuschlag. Diese Rechnung ist sehr einfach, und sie wäre es vollends, wenn sie im Buchhandel einheitlich gehandhabt würde. Nun ist aber einerseits der Grundpreis schon an sich Veränderungen unterworfen, andererseits die Schlüsselzahl noch lange nicht von allen Verlegern als

für sie maßgeblich anerkannt. Sehr viele Verlagsfirmen haben ihre eigene Schlüsselzahl, andere eigene, jeweils veränderliche „Preisgruppenschlüssel“, noch andere setzen nach wie vor den vollen Preis, der Geldentwertung entsprechend, fest. Für den Käufer verwirrend kommt noch hinzu, daß die Sortimentszuschläge örtlich verschieden sind. Berlin nimmt z. Z. 20% bis Mk. 500.—, darüber 10%. Eine Ausnahme davon macht aber schon in Berlin die „Vereinigung Berliner Großstadtsortimenter“, die zum Verlegerladenpreis, also zuschlagsfrei verkauft; dazu gehören u. a. Nicolai, Gsellius, Amelang, aber auch die Warenhäuser, und diese Vereinigung der „feindlichen“ Brüder — Brüder durch die Wahlverwandtschaft des Großkapitals — entbehrt für den Kenner nicht einer gewissen Tragikomik. In Stettin beträgt der Sortimentszuschlag beispielsweise 30% bis Mk. 1000.—, 20% bis Mk. 3000.—, darüber 10%. In Frankfurt a./M. wird gar der Aufschlag in die Schlüsselzahl des Börsenvereins hineingerechnet, so daß diese stets höher ist als die vom Börsenverein „amtlich“ angegebene. Dem Käufer wird dadurch jede Kontrolle unmöglich gemacht; er ist unsicherer denn je und voll berechtigten Mißtrauens.

Wie der feste Ladenpreis tatsächlich aussieht, mögen zwei Beispiele zeigen: Im Börsenblatt vom 27. Juli d. Js. wird die 2. Aufl. von Westheim, Wilhelm Lehmbruck, Hlw. (G. Kiepenheuer-Potsdam) mit Mk. 400.— ord. angezeigt. Am 8. September wird das Buch beim Buchhändler bestellt, am 13. geliefert und kostet Mk. 990.—. Auf eine sofortige Anfrage beim Verlag gibt dieser am 19. September den Verkaufspreis des Buches mit Mk. 1750.— an (man achte auf die Preissteigerung innerhalb 6 Tagen). Drei Tage später, am 21. September, konnte man aber dasselbe Buch in der Neubuchabteilung des „Kaufhauses des Westens“ in Berlin noch für Mk. 700.— kaufen. — Am 13. Oktober erhielt man Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik, gr. Ausg., Lw., in 9 verschiedenen Buchhandlungen Stettins zu den folgenden acht verschiedenen Preisen: Mk. 200.—, 235.—, 300.—, 350.—, 416.—, 417.—, 435.— und 460.— (die Warenhäuser stehen erst an zweiter und dritter Stelle). Der vom Verleger festgesetzte Preis betrug am Stichtage Mk. 440.—, sodaß nach Zuzug des in Stettin üblichen 30%igen Aufschlages das Buch mit Mk. 572.— hätte verkauft werden müssen. Es ergibt sich daraus: 1. daß das Buch zum vorgeschriebenen Preise von keiner Buchhandlung verkauft wurde, 2. daß ein Sortimenter, der das Buch am selben Tage vom Verleger bezogen hätte, bei diesem einen höheren Preis hätte zahlen müssen, als wenn er das Buch bei seinem billigsten Kollegen zum Ladenpreis gekauft hätte. Diese Beispiele lassen sich durch andere beliebig vermehren, und sie zeigen deutlich genug, daß von einem festen Verkaufspreise heute nicht mehr die Rede sein kann.

Wenn sich bei dieser Preisanarchie naturgemäß genug „falsche Freunde“ finden, die in Gestalt von Einkaufshäusern für Volksbüchereien diesen günstig liefern wollen und sich dabei hinter den Bestimmungen des Börsenvereins zu verschanzen suchen, so sind doch in der Praxis diese Bestimmungen weiter nichts als ein Popanz, der nur Unwissende

und Gutgläubige schrecken kann, und diese schützende Maske dient oft nur dazu, außerordentliche Konjunkturgewinne zu verschleiern. Die Wuchergesetzgebung, die sich in dem chaotischen wirtschaftlichen Wirrwarr leider vergeblich zu folgen bemüht, kann auch auf den Buchhandel in Anwendung gebracht werden; denn es leuchtet wohl ein, daß die Abgabe eines mit Mk. 80.— in diesem Sommer eingekauften Buches zu einem heutigen Preise von Mk. 1000.— und mehr, auch nichts mehr mit dem sehr fragwürdigen Begriffe des „Wiederbeschaffungspreises" zu tun hat. Schwierig bleibt es freilich, den Nachweis des Wuchers zu erbringen, zumal die Kontrollbeamten zu wenig sachverständig in dem komplizierten Geschäftsgang des Buchhandels sind. Wenn aber andererseits ein Buchhändler sich finden sollte, der unter Berufung auf die Wuchergesetzgebung die Bestimmungen des Börsenvereins in fraglichen Fällen außer Acht lassen würde, könnte auch er meines Erachtens wiederum vom Börsenverein nicht zum Innehalten der Bestimmungen gezwungen werden. Es bleibt nur zu wiederholen: **Einen festen Ladenpreis gibt es im Buchhandel in der Praxis heute nicht mehr.**

Der Büchereileiter, der trotz seines vielleicht erhöhten Vermehrungsetats vergeblich versucht, einen annähernd erträglichen Ausgleich zu finden zwischen seinen Mitteln und den an die Leistungsfähigkeit seiner Bücherei durch die verarmten, bildungssuchenden Schichten gestellten Ansprüchen, wird keinen durch unvorteilhaften Einkauf verausgabten Pfennig missen können. Für ihn heißt es heute nur noch: Augen auf — oder den Geldbeutel.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechung.

Dickens.

Wenn wir an Dickens und sein dichterisches Werk denken, finden wir, daß die Erinnerung das Gefühl einer tiefen Güte am treuesten festhält. Gewiß, wir erkennen dann noch, daß eine ganze Welt voll blühenden, vielgestaltigen Lebens hier ausgebreitet ist, daß ein blutvoller Realismus Wesen und Schicksal seiner Menschen erfüllt, daß seine Schöpfungen Zeitgemälde großen Stiles sind, daß sie mit außerordentlichem Mut an soziale Probleme des Tages rühren. — Aber der Eindruck bleibt doch immer vorherrschend, welche liebevolle Güte alles dies umgibt, welche Innigkeit des Miterlebens und des Mitleidens uns entgegentritt, welche Lauterkeit der mitfühlenden Freude aus dem Humor des Dichters auch heute noch zu uns herüberklingt. Das ist das Ewige an Dickens. So manches ist schon für unsre Erkenntnis historisch geworden, wir verstehen in vielem schon nicht mehr die tiefe Erregung, die ihn und die Zeitgenossen in der Heimat und in Deutschland dabei durchzitterte, nicht alles hat mehr die Jugendfrische, ist vielmehr leicht altmodisch geworden und mutet uns doch wohl schon ein wenig manieriert an. Allein wir vergessen das gern, wenn wir in so unendlich Vielem doch wieder den ewigen Gehalt aufs neue entdecken, sooft wir zu Dickens zurückkehren. Und wir Heutigen, — mögen wir noch so bitter empfinden, wie spurlos jenes England, das wir aus seinen Büchern gekannt und

geliebt haben, vergangen scheint, — werden mit desto tieferer Dankbarkeit stets aufs neue das unvergänglich Menschliche in ihm suchen und finden, das keine Wandlung des politischen Zustandes und kein noch so weiter historischer Abstand je verwischen kann.

Dickens hat in Deutschland so viel Heimatrecht erworben wie neben ihm nur Shakespeare und Scott. Die Fülle der Übersetzungen seiner Werke ist schwer zu übersehen. Immer wieder sind neben Ausgaben einzelner Romane Gesamtausgaben oder doch Auswahlreihen seiner Werke unternommen worden. Für die Zwecke der Volksbücherei kommen heute in erster Linie die von Zoozmann besorgte Auswahl bei Hesse & Becker und die hervorragend schöne Ausgabe der Ausgewählten Romane und Novellen des Insel-Verlags in Betracht. Bei Hesse & Becker sind folgende Werke berücksichtigt: David Copperfield (1. 2.), Londoner Skizzen (3.), Die Pickwickier (4. 5.), Oliver Twist (6.), Weihnachtsgeschichten (7.), Harte Zeiten (8.), Nicolaus Nickleby (9. 10.), Dombey und Sohn (11. 12.), Bleakhaus (13. 14.), Zwei Städte (15.), Große Erwartungen (16.). Die Ausgabe des Insel-Verlages bringt außerdem noch den Raritätenladen und Martin Chuzzlewit, dagegen nicht die Londoner Skizzen, Harte Zeiten, Dombey und Sohn, Zwei Städte und Große Erwartungen. Beide Ausgaben fußen auf älteren Übersetzungen und bedeuten an diesen gemessen einen wertvollen Fortschritt in der Verdeutschung des Dichters. Soweit der Eindruck eines deutschen Originalwerkes bei Dickens überhaupt erreichbar ist, ist man diesem Ziel hier so nahe wie möglich gekommen. Von der dritten der gegenwärtig am meisten verbreiteten Ausgaben, der von Gustav Meyrink besorgten des Verlages Albert Langen, läßt sich Empfehlendes in keiner Hinsicht sagen. Man begreift schwer, wie Meyrink und Dickens zueinander passen sollen, und Meyrink zeigt sich denn auch als Übersetzer ebensowenig am Platze wie als Nachgestalter der Dickensschen Romankunst. Ihm fehlt gerade die Herzlichkeit und Wärme, ohne die man Dickens nicht gerecht werden kann. Was seine Ausgabe ganz besonders zu einer Karikatur des Originals macht, ist die unbegreifliche Lieblosigkeit, mit der der Text gekürzt ist. Während bei Hesse & Becker und beim Insel-Verlag getreulich die köstliche Fülle und Buntheit der Vorlage wiedergegeben ist, verwischt Meyrink mit plumper Hand diese Feinheiten des Stils, für dessen intimen Reiz ihm offenbar jedes Verständnis fehlt. Für kleinere Büchereien, die die fast luxuriöse Ausgabe des Insel-Verlages nicht erschwingen können und die doch an der bös verballhornten Meyrinks vorübergehen möchten, kommen am ehesten die immer noch gut lesbaren Einzelausgaben in Reclams „Universalbibliothek" und in Hendels „Bibliothek der Gesamtliteratur" in Frage, wo fast alle wichtigeren Romane erschienen sind. Die Übersetzungen sind freilich nicht so gut, aber der Text ist vollständig und das Format handlich, was bei dem Umfang dieser meist weit ausgesponnenen Geschichten immerhin erheblich ins Gewicht fällt.

Von den großen Romanen wird die kleine Bücherei doch wohl nur die drei einstellen, die auch heute noch am meisten gelesen werden und zugleich künstlerisch seine besten Leistungen sind: Oliver Twist, David Copperfield, Nicolaus Nickleby. Für Leser, denen Dickens noch fremd ist, dürfte „Oliver Twist" am geeignetsten zur ersten Einführung sein. Von allen Büchern Dickens' ist es stofflich das spannendste, es enthält aber auch in der Charakterzeichnung und in der Problemstellung so viele Vorzüge eines Jugendwerkes, daß es kaum ein Leser aus der Hand legen wird, ohne mit dem Verfasser Freundschaft geschlossen zu haben. Das Buch gibt eine überaus fesselnde Schilderung der Verbrecherwelt; in etwas allzu greller Art, wie es Dickens liebt, wird dazu die Gestalt eines Kindes in Kontrast gesetzt, das sich inmitten dieser Umgebung rein erhält, bis es in gute Hände kommt. Psychologisch kommt die Gestalt des kleinen Oliver ebenso zu ihrem Recht wie die der Verbrecher, vor allem die des Juden Fagin. — In einer Bearbeitung für die Jugend (Akademischer Verlag, Wien u. Leipzig) wird der Inhalt ziemlich ungeschickt nacherzählt;

eine Notwendigkeit für die Jugend gerade an einer Geschichte, die von den Schicksalen eines Kindes handelt, zu kürzen und umzuformen, besteht in keiner Weise. — „David Copperfield“ ist das dichterische Hauptwerk von Dickens; der Roman entrollt ein reiches Bild des zeitgenössischen englischen Bürgertums. In der Form einer Autobiographie — übrigens sind mancherlei Züge aus der eigenen Jugendzeit des Dichters hineingearbeitet — wird die Entwicklung des Helden von der Kindheit bis zur Gewinnung einer gesicherten Lebensstellung vorgeführt. Die Handlung ist unerschöpflich abwechslungsreich, eine Fülle prachtvoll realistisch gezeichneter Personen erscheint, die Stimmung bewegt sich in allen Abwandlungen zwischen Idylle, Komik und Tragik. Von der Jugendgeschichte des Helden gibt es einen Auszug unter dem Titel „David Copperfields Jugendjahre“ (Verlag Thienemann), der geschickt gemacht ist, aber ebensowenig eigentliche Daseinsberechtigung hat wie die eben erwähnte Bearbeitung des „Oliver Twist“. Irgendwelche Schwierigkeiten für die jugendliche Fassungskraft bietet das Original nicht. — „Nicolaus Nickleby“ steht, was künstlerische Geschlossenheit anlangt, dem Copperfield kaum nach. Was das Buch ein wenig in seinem Wert herabmindert, ist der stark betonte Tendenzgehalt. Der Roman bringt eine herbe Anklage gegen die verrotteten Zustände der Privatschulen der Zeit. Das interessiert heute nur noch soweit, als auch hinter dieser Tendenz das menschlich Ergreifende echt und rein hervortritt. Der Held ist eine der liebenswürdigsten Gestalten, die Dickens geschaffen hat, freilich mutet er ein wenig literarisch an, da die Ähnlichkeit mit „Tom Jones“ unverkennbar ist. Außerordentlich gelungen sind die Gestalten der beiden wichtigsten Gegenspieler Ralph Nickleby und des Schulmeisters Squeers. Das komische Element wird durch die Mutter des Helden und seinen Diener Browdie sehr glücklich vertreten. — Außer diesen drei großen Romanen kommen für die kleine Bücherei und ihren Leserkreis noch die „Weihnachtsgeschichten“ (Das Heimchen am Herd, Der Verwünschte, Der Kampf des Lebens, Der Weihnachtsabend) und die „Sylvesterglocken“ in Betracht, die in ihrem warmherzigen, von sozialem Mitleid tief erfüllten Ton wahre Muster von Volkserzählungen genannt werden können.

Die mittlere Bücherei wird neben die bisher genannten Werke in allererster Linie die „Pickwickier“ stellen müssen. Es ist das Buch, das Dickens berühmt gemacht hat, keinesfalls seine beste Leistung, aber dasjenige, in dem seine muntere Laune, seine leichte Erzählungsgabe, sein offener Blick für menschliche Eigenheiten am ungezwungensten, ja mit einer gewissen naturhaften Genialität hervortreten. Um das in seinem ganzen Reiz würdigen zu können, ist einige ästhetische Urteilsfähigkeit, eine gewisse Objektivität der Einstellung unerläßlich. Das Buch enthält nichts weiter als bunte Bilder aus dem Leben des Herrn Pickwick und seiner Freunde, die kreuz und quer das Land durchstreifen und bei ihren Berührungen mit dem englischen Kleinbürgertum eine Reihe der ergötzlichsten Abenteuer erleben. Das ist an und für sich nicht viel und es gewinnt für manche Leser leicht den Anstrich des Albernen, da alles wohl eine satte, runde Realistik der Schilderung, aber keine solche des Stoffes besitzt. Es ist eine Menge alter Schnurren und Späße, die da vorgetragen werden, alle überaus harmlos, aber alle auch so außerordentlich liebenswürdig, daß man das Buch nur in den Händen von Lesern wissen möchte, die sich bewußt auf den Standpunkt fröhlicher Kindhaftigkeit zu stellen vermögen. Gerade die Gestalt des trefflichen Herrn Pickwick in ihrer im Grunde rührend anmutenden Seelenverfassung wird ein rationalistischer Leser ebenso leicht als läppisch empfinden wie ein noch auf dem Boden ganz naiven Genusses stehender. Die Einschätzung Pickwicks und seines überwältigend komischen Dieners Sam Weller als hanswurstartige Figuren könnte dem wahren Freund dieses entzückenden Buches förmlich Schmerz bereiten. Neben den „Pickwickiern“ lassen sich die „Londoner Skizzen“ als weitere Ergänzung zu dem dort gebotenen Bildermaterial aus dem kleinbürgerlichen England der guten alten Zeit vorteilhaft verwerten. — Von den großen Romanen gehören noch „Martin Chuzzlewit“

und „Dombey und Sohn" hierher. Das erstere ist eine Familiengeschichte herkömmlichen Stiles, die Handlung weist viel Verwandtschaft mit Nicolaus Nickleby auf. Hier wie dort handelt es sich um die Gegenüberstellung von krasser Selbstsucht und aufopfernder Selbstlosigkeit. Außer in der Zeichnung einiger prachtvoll markanter Personen liegt der Reiz des Buches in der glänzenden Schilderung amerikanischer Verhältnisse, die Dickens aus eigener Anschauung kennengelernt hatte. Diese mit ungeheurer satirischer Bitterkeit geschriebene amerikanische Episode hilft über manches Stereotype und leicht Manierierte der Erzählung hinweg. — „Dombey und Sohn" ist ein Roman aus dem Kaufmannsleben und zeigt wie Chuzzlewit die Umwandlung und Läuterung eines egoistischen Charakters. Es ist eine Tragödie des Stolzes, die sich hier abspielt. Daneben stehen liebevoll ausgeführte Szenen aus dem Kinderleben. Das Buch enthält einzelne hervorragend gelungene Partien, als Ganzes ermüdet es durch zu große Längen, auch die humoristische Kraft ist nicht ganz so frisch wie sonst. Schließlich ist hier noch der soziale Roman „Harte Zeiten" zu nennen, eine Geschichte aus dem Arbeiterleben mit den beiden Motiven einer Ehescheidung und eines Streiks als Hintergrund, — ein kräftiges charaktervolles Buch, aber keine für Dickens' künstlerische Wertung besonders ins Gewicht fallende Leistung.

Für die große Bücherei, die es sich leisten kann, ausgesprochenen Dickens-Verehrern besondere Delikatessen vorzusetzen, bleibt ein Buch so hohen Wertes wie der historische Roman „Die Geschichte zweier Städte". Nicht allein der geschichtliche Hintergrund — es spielt zur Zeit der französischen Revolution in Paris und London — und das völlige Fehlen humoristischer Partien, viel mehr noch der eigentümlich schaurige, fast dämonische Stimmungsgehalt verleiht dem Buch einen höchst merkwürdigen Charakter. Es steht nicht nur im Schaffen Dickens', sondern geradezu unter der Gesamtheit der historischen Romane nahezu vereinzelt da; denn selten ist es gelungen, den Zauber einer historischen Atmosphäre mit derartiger Virtuosität festzuhalten und Handlung in Stimmung und Symbol umzusetzen. Allein gerade hierdurch wird das schwer zu lesende Buch wohl auch immer eine Speise für literarische Feinschmecker bleiben. — Der Roman „Bleakhaus" greift das Problem des englischen Zivilprozeßwesens wieder in tendenziöser Weise auf. Das Buch ist zu breit geraten, ist aber unter den Spätwerken des Dichters noch eins der anschaulichsten und temperamentvollsten. — „Barnaby Rudge" ist eine nicht sehr glückliche Mischung von Kriminalgeschichte und historischer Erzählung, es spielt zur Zeit der großen Londoner Katholikenunruhen wenige Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Es ist eine Arbeit ziemlich zwiespältigen Charakters, die aber für den eigentlichen Dickensverehrer doch auch noch recht lesenswerte Partien enthält, wie z. B. die Schilderung großer Massenszenen. Stofflich ist das Buch spannend, aber das Historische ist bei weitem nicht so großzügig erfaßt wie in der Geschichte von den zwei Städten.

Mit einigem Abstand seien noch genannt: „Große Erwartungen", „Unser gemeinsamer Freund", „Das Geheimnis Erwin Droods", drei Kriminalgeschichten — die letzte unvollendet —, die nicht mehr auf der alten Höhe stehen. Es ist viel schlecht Romanhaftes in diesen Büchern, die Handlung ist zu künstlich konstruiert, um auf die Dauer zu fesseln, die dichterischen Vorzüge nur noch spärlich. Auf höherer Stufe steht „Der alte Raritätenladen", der noch aus der besten Zeit des Dichters stammt. Es ist ein Roman, der weniger auf Handlung als auf idyllische Schilderung gestellt ist und hierin zum Teil recht Schönes bietet; die Charaktere sind auf der einen Seite sehr sentimental, auf der andern Seite zu grotesker Karikatur vergröbert. Zu den Büchern, die in erster Linie anzuschaffen sind, gehört es ebensowenig wie die drei vorigen; allenfalls kommen sie für die große Bücherei zur Komplettierung in Frage, aber selbst gegen nicht ganz erstklassige Sachen wie „Bleakhaus" und „Barnaby Rudge" halten sie den Vergleich nicht aus. Eine

ganz schwache Arbeit ist „Klein Dorrit", das sich gegen die Mißstände der englischen Verwaltung richtet. Es ist das einzige Buch von Dickens, das aus unserer Wertung ausgeschieden werden muß. Dr. G. Kemp (Memel).

B. Wissenschaftliche Literatur.

Bourgin, G.: Die französische Revolution. (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung, herausg. von Ludo Moritz Hartmann. 7. Band, 1. Hälfte.) Gotha, Fr. A. Perthes, 1922.

Die bisher an dieser Stelle angezeigten fünf Bände des hervorragenden Unternehmens umfassen in lückenloser Folge die Geschichte des Orients bis einschließlich zum späten Mittelalter. Von K. Kaser, der diesen letztgenannten Abschnitt bearbeitet hat, ist auch der daran anschließende Band „Die Neuzeit bis 1789" zu erwarten, der in Kürze erscheinen soll. In der vorliegenden Darstellung der Geschichte der französischen Revolution wird dem Standpunkte des Gesamtwerks entsprechend der Schwerpunkt auf die geistig-soziale und wirtschaftliche Entwicklung gelegt, auf den Ideengehalt, dem die große Umwälzung ihre Entstehung im wesentlichen mitverdankte, und auf seine Auswirkung in Verfassung, Recht, Wirtschaft und den übrigen Verhältnissen der geistigen Kultur. Neben dem geistvollen, aber in vielen Punkten heute bereits überholten Werke von Taine „Die Grundlagen des modernen Frankreich" behauptet das Buch von Bourgin seinen Rang als eine umfassende Darstellung des Gesamtverlaufs der Ereignisse von 1789—1799, die mehr sein will als lediglich politische Geschichte. Freilich muß gesagt werden, daß die oft verwirrende Fülle von Einzeltatsachen, die der Verfasser — B. ist Franzose — bringt, und der manchmal hervortretende Mangel an übersichtlicher Gliederung den Ansprüchen weiterer Kreise nicht ganz gerecht wird und die Allgemeinverständlichkeit ausschließt. Auf geschichtsunkundige Leser ist das Buch jedenfalls nicht berechnet. Unter allen Umständen wäre ein kurzgefaßter tabellarischer Überblick über die wichtigsten Ereignisse am Platze gewesen. G. Fritz (Charlottenburg).

Cauer, Marie: Lebenskunde. Briefe an junge Mädchen. Mit Vorwort von Anna Schieber. Gotha, Fr. A. Perthes, 1921. (169 S.)

Eine mütterliche Frau wendet sich an unsere jungen Mädchen und behandelt in achtzehn Briefen alle Lebensfragen der Gegenwart. Ob sie über Körper und Kleidung spricht, über die rechte Auswertung der Zeit — „meine Zeit, das ist mein Leben" —, oder über den Umgang mit Menschen, über Ehe und Beruf, Volk und Vaterland: immer strömt uns daraus die Wärme eigensten Erlebens entgegen. Und über allem leuchtet das Ziel: dem in jedes Menschenkind gelegten Gottesgedanken zur lebendigen Verwirklichung zu verhelfen. Deshalb stellt die Verfasserin keine bindenden Normen auf. Andeutend nur zeigt sie den Weg, der für jede durch bewußte Willensschulung zu vollster verantwortlicher Selbstbestimmung führen soll und schließlich zum höchsten Ziel, zu Wahrhaftigkeit und Liebe. Daß diese zwei, zugleich als der Quell ihrer gesunden Lebensfreude, ihr selbst in so hohem Maße eigen sind, macht den Wert des Buches aus. Nichts Weichliches, Überschwengliches ist darin, nur die herzliche Bereitschaft, als ehrliche Helferin die weibliche Jugend ein Stück Weges zur Höhe zu geleiten, nicht sie zu bevormunden. Die Sprache ist schlicht und gemeinverständlich. Das wertvolle Buch wird jedem ernsten jungen Mädchen Freude und Gewinn bringen. Allen Volksbüchereien ist es zur Anschaffung zu empfehlen.

Elfriede Schirrmacher (Frankfurt a. O.).

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst. (Deutscher Heimatkalender.) Herausgeber Karl Haußner. Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag. 1923.

Nach vielen Jahren erscheint dieser geschmackvolle, mit guten Holzschnitten

geschmückte Abreißkalender wieder, der in Wort und Bild von deutscher Art und Kunst in Vergangenheit und Gegenwart Kunde gibt. G. Fritz (Charlottenburg).

Friedländer, Max: Albrecht Dürer. Mit 115 Abb. Leipzig, Insel-Verlag, 1921. (228 S.)

Wölfflins fast unübertreffliches Dürer-Buch hat es Friedländer nicht leicht gemacht, Neues über Dürer und seine Kunst zu sagen, zumal Wölfflin selber etwaige Mängel seines Buches in einem Vortrag „Albrecht Dürer" (gedruckt im Verlage Recht, ausgeglichen hat. Gleichwohl hat Friedländer Wölfflins Dürer-Buch nach der Seite einer runderen Darstellung ergänzt, die das Leben und die Kunstentwicklung Dürers, sowie seine heute besonders interessante Auffassung vom Berufe des Künstlers für den leichter verständlich macht, der an Wölfflins geniale Zurückhaltung in der Kunstbetrachtung nicht gewöhnt ist. Diese kristallklare Gruppierung und Verarbeitung des Stoffes bei einer im Grunde verzwickten Künstlerpersönlichkeit wie Dürer dürfte der größte Vorzug des Buches sein; die sprachliche Form macht die Lektüre des Buches für den Dürer-Kenner zum Genuß: beides aber empfiehlt seine Anschaffung als Ergänzung zu Wölfflins erheblich teurerem Dürer-Buche.

M. Wieser (Spandau).

Frobenius, Leo: Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. München, Beck, 1921. (125 S.)

Frobenius, der sich für die neuen Wege seiner Kulturforschung z. T. neue Ausdrucksmittel geschaffen hat, glaubt auch das eigentlich Seelenhafte in der Kultur mit einem besonderen Wort bezeichnen zu müssen: er nennt es Paideuma. Seine Aufgabe sieht er vor allem darin, in dieses Seelenhafte tiefer als die bisherige „mechanistische" Tatsachenwissenschaft einzudringen. Er ist aber überzeugt, daß dies nicht mit den Mitteln „kausalitätsgieriger" Naturforscher, sondern nur durch intuitives Erfassen und durch Miterleben aller Regungen der Volksseele zu erreichen sei. Ein langjähriger Aufenthalt unter den afrikanischen primitiven und halbprimitiven Stämmen hat Fr. nun zweifellos tiefe Blicke in diese einfachen Kulturen und damit auch in das Wesen der Kultur überhaupt tun lassen. Alles, was er von diesen Erlebnissen — hier und an anderen Stellen — berichtet, wird der Forschung deshalb sehr willkommen sein müssen, wenn auch Fr.s überraschende Deutungen mancher Kulturzüge vor einer strengen Nachprüfung nicht immer standhalten sollten. In seiner Grundauffassung der Gesamtkultur nähert sich Fr. dem, was Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes" so wirkungsvoll vertreten hat. Die Kultur ist danach als ein selbständiger Organismus aufzufassen, der nicht durch den Willen des Menschen geschaffen wird, der vielmehr „auf" dem Menschen lebt und Entwicklungsperioden durch Kindheit, Jugend und Mannesalter wie das Individuum durchmacht. Die beiden großen Haupt-Kulturtypen sind für Fr. — wie für Spengler — der morgen- und der abendländische, ersterer die Menschen des Höhlengefühls — zu denen Fr. auch die Franzosen rechnet! — letzterer die der Weltweitenstimmung umfassend. Daß nach Fr. jede dieser Kulturen fruchtlos bleiben soll, solange ihr nicht die andere ihr zum Samen gereiftes Paideuma mitgeteilt habe, dürfte allerdings eine Behauptung sein, die vorläufig noch mit einem kleinen Fragezeichen versehen werden muß. Aber wer wüßte nicht, daß auf dem ungemein verwickelten Forschungsgebiet der volkskundlichen Wissenschaft auch zahllose andere Fragen so bald noch keine Aussicht haben, endgültig beantwortet zu werden! G. Kohfeldt (Rostock).

Hermes, Gertrud: Wegweiser durch die gemeinverständliche volkswirtschaftliche Literatur (Hilfsbücher für Volkshochschulen). Gotha, F. A. Perthes, 1922. (27 S.)

Die Arbeit macht sich an eine sehr schwierige Aufgabe, denn die Bibliographie

der Volkshochschule ist ohne Zweifel eines ihrer heikelsten Probleme. Hier wird es auf einem reich umstrittenen Gebiete aufgegriffen. Durch praktische und übersichtliche Anordnung hat die Verfasserin eine Reihe volkswirtschaftlicher Schriften nach Schlagworten geordnet zu einem kleinen Nachschlagewerk zusammengefaßt. Allerdings ist fast ein Drittel des ganzen Heftes mit der Nennung von Schriften zur Sozialisierungsfrage angefüllt. Aus den Interessen bestimmter — aber nicht aller — Hörerkreise der Volkshochschule ist das verständlich, wenn es auch nicht zu empfehlen ist, in der volkswirtschaftlichen Volkshochschularbeit gerade diesen Stoff im gleichen Verhältnis zu bevorzugen. Parteipolitische Parität ist ehrlich erstrebt und, von einem leisen Hang nach links abgesehen, auch erreicht. Über die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit aller Angaben läßt sich in einer kurzen zusammenfassenden Notiz nicht streiten. Es sei jedoch erwähnt, daß z. B. in der Wirtschaftspolitik, soweit sie sich gewerkschaftlich oder sozialpolitisch einstellt, eine Reihe wichtiger Werke nicht genannt ist. So ist z. B. Herkners bekanntes Buch über die Arbeiterfrage überhaupt nicht erwähnt. Bei einer Neubearbeitung wird es zudem notwendig sein, ein eigenes Schlagwort „Industrie“ zur Nennung der Werke einzuführen, die sich mit deren allgemein wirtschaftlichen Bedeutung befassen. Für Landwirtschaft und Handwerk ist das bereits geschehen. E. Dovifat (Berlin).

Hildebrandt, Kurt: Nietzsches Wettkampf mit Sokrates und Plato. Dresden, Sybillen-Verlag, 1922. (118 S.)

Eine sehr gescheite und sorgfältige Untersuchung über den bezeichnenden Wechsel Nietzsches in der Wertung des Sokrates und des Plato. Hildebrandt weist nach, daß in dem Verhältnis zu Sokrates zu unterscheiden ist einmal Nietzsches Ringen mit dem „Mythus“, den er sich (in der „Geburt der Tragödie“) aus Anlaß des Wagnererlebnisses von Sokrates gedichtet hatte, sodaß es sich also hier richtiger gesagt um das Verhältnis Nietzsches zum „Sokratismus“ handelt, das je nach der augenblicklichen Stellung Nietzsches zu dem Sokratismus im eigenen Wesen (dem dialektisch-analytischen Hang seiner Natur) wechselt, und zum andern Nietzsches stets gleichbleibende Hochschätzung der historischen Persönlichkeit des Sokrates, mit der er sich als mit einem heiter-ernsten Freigeist nahe verbunden fühlte. Besonders fein ist dabei, was Hildebrandt über Demokrit als den viel echteren Vertreter des Sokratismus sagt. Der Gedanke eines Wettkampfes, bei dem der „gute Neid“ (im Gegensatz zum „bösen Neid“, zum Ressentiment) im Sinne des griechischen Ehrgeizes eine entscheidende Rolle spielt, tritt noch einleuchtender hervor in der Darstellung des Verhältnisses von Nietzsche zu Plato. Hier überwiegt offenbar die Bedeutung des Verhältnisses zu dem historischen Persönlichkeitsbilde mit seinen starken aristokratischen Zügen, weshalb übrigens gerade das Verhältnis Nietzsches zu Plato weniger interessant ist als das zu Sokrates. — Das wertvolle kleine Buch ist schon seiner zahlreichen griechischen Zitate wegen nur für den Kenner der griechischen Philosophie voll verständlich. E. Ackerknecht (Stettin).

Hofmann, Emil: Indexziffern im Inland u. Ausland. Karlsruhe i. B. C. Braunsche Hofbuchdruckerei, 1921. (127 S.)

Die Bedeutung der Indexziffersysteme wächst von Tag zu Tag. In der Sozialpolitik und der Wirtschaftspolitik finden sie immer weitgehendere Verwendung und mehr und mehr werden sie auch innerhalb der Privatwirtschaft zur Unterlage für Verträge und Abmachungen aller Art gemacht. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß die Entstehung und Struktur dieser Ziffern in weiten Kreisen unbekannt ist, was u. a. noch dadurch verschlimmert wird, daß neben den amtlichen Indexziffern des statistischen Reichsamts noch eine große Reihe anderer errechnet werden, so z. B. von den großen Stadtgemeinden, führenden Zeitungen, wissenschaftlichen Instituten

usw. Diese Vielheit führt leider oft zu einem Vergleich nicht vergleichbarer Ziffern und es ist daher sehr erfreulich, daß die vorliegende Schrift es übernommen hat, über vierzig verschiedene Indexsysteme in ihren Grundzügen darzustellen und verständlich zu machen. Auf die in Deutschland errechneten Ziffern ist der Hauptwert gelegt, kurze Erläuterungen der ausländischen Indexziffern, namentlich englischer, amerikanischer und australischer Systeme, ferner alle anderen wichtigen Indexsysteme der Welt bilden eine wertvolle Materialsammlung zum Verständnis und zur Kritik des Indexwesens überhaupt. Weder zum fachlichen Unterricht, noch als Nachschlagebuch für alle mit Indexziffern arbeitenden Personen und Verbände kann das Buch entbehrt werden. E. Dovifat (Berlin).

Ihering, Herbert: Der Kampf ums Theater. Dresden, Sybillen-Verlag, 1922. (112 S.)

Iherings Theaterkritik ist einseitig auf den Expressionismus eingestellt; natürlich mit dem Maß von Kritik und Abstrich, die man dieser vielberufenen Kunstrichtung nun endlich wohl allgemein entgegenbringt. So daß er also Jeßners Bühnenkunst sehr wohl als Durchgangszustand erkennt. Der Kampf um das neue Theater ist ihm der Kampf, das Eintreten für solche schauspielerischen Kräfte, die den Ausdruck für das kommende Drama bereit halten. Daß das Drama, wie immer auch es sich gestalten mag, nicht ins Leere stößt, wenn es auf die Bühne kommt, dafür geben W. Krauß, Agnes Straub, Eug. Klopfer, Max Gülstorff usw. die Sicherheit (ich kann meinerseits nur von Berlin aus die Frage beurteilen). Ob aber das kommende Drama in seiner Gestaltung wirklich so wesentlich auf das neue Theater angewiesen oder von ihm abhängig ist, ja auch nur von diesem Theater befruchtet zu werden nötig hat, das scheint mir denn doch fraglich oder wenigstens problematisch zu sein. Iherings Schauspieler-Umrisse sind scharf und sicher; ich vermisse freilich Kayßler oder Granach, die doch wohl auch dann nicht fehlen sollten, wenn es nicht um einzelne Charakteristiken geht, sondern um die Einbeziehung der künstlerischen Kräfte in ein Programm, das Ihering das Programm seiner Zeit nennt. Iherings kluges Buch ist einseitig, hat wohltuende Rücksichtslosigkeit, die Art seiner Urteilsformulierung ist freilich oft wenig klärend. H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Koch, Hugo: Volksbücher vom Bauen. Erster Band „Haus und Garten des Minderbemittelten". Hamburg, Konrad Hanf, 1921. (131 S.)

Die Schaffung von Eigenhaussiedelungen ist eine der dringendsten Aufgaben der Gegenwart. Wir lindern damit nicht nur die ins Unerträgliche gestiegene Wohnungsnot, sondern wir schaffen damit zugleich Kulturwerte von außerordentlicher Bedeutung, die erheblich wertvoller sind als die dafür aufgewendeten Papiermark. Es darf keinen Augenblick verkannt werden, daß die weitverbreitete Verdrossenheit und der betrübende Mangel an Heimatliebe in erster Linie auf unsere verkehrte Wohnweise zurückzuführen sind. So ist jede Schrift dankbar zu begrüßen, die dem Bau von Eigenhäusern das Wort redet. — In gemeinverständlicher Weise ist in dem sauber gedruckten und mit vielen erläuternden Abbildungen versehenen Heft die Siedelungsfrage erörtert. Der Verfasser hat richtig erkannt, daß nicht der Flachbau an sich der hochgeschossigen Mietskaserne vorzuziehen ist, sondern daß erst die Umgebung von Busch und Baum, die Benutzung und der Ertrag aus dem zum Eigenhause gehörigen Garten den wahren Wert des Eigenhauses ausmacht. Gesunden werden wir erst, wenn nicht nur jedermann seine eigene Haustür hat, sondern wenn er auch sein eigenes Obst, sein eigenes Gemüse erntet. — Das Buch ist in eine Reihe von Abschnitten zerlegt, die in folgerichtigem Aufbau von grundsätzlichen Fragen ausgeht, um dann von der Gestaltung und Einrichtung des Hauses und des Gartens zu handeln. Da drei Autoren daran geschrieben haben, ist nicht immer alles einheitlich gegeben. So enthält das Buch Widersprüche über die zweck-

mäßigsten Grundstücksgrößen. Wer tagsüber seinem Beruf nachgeht, wird reichlich zu tun haben, um 300 qm Gartenland in Ordnung zu halten, während der Ruheständler einen erheblich größeren Garten zu unterhalten vermag. — Bei der überzeugenden Schreibweise, die beim Wie immer gleich das Warum setzt, und dem wertvollen und durchaus zeitgemäßen Inhalt kann das Buch allen Volksbüchereien zur Anschaffung durchaus empfohlen werden. G. Hannig (Stettin).

Landauer, Gustav: Der werdende Mensch. Aufsätze über Leben und Schrifttum. Potsdam, Kiepenheuer, 1921. (366 S.)

Dieser Band umfaßt die wichtigsten Aufsätze Landauers unter Ausschluß der Darlegungen über politische Fragen im engeren Sinne, die in zwei weiteren Bänden gesammelt werden sollen. Die Aufsätze sind zum großen Teil der Zeitschrift Landauers, dem „Sozialist", entnommen. Sie haben fast alle eine enge innere Beziehung zu den Problemen des Sozialismus, soweit sie nicht politische, sondern rein geistige Fragen darstellen, soweit sie es — wie der Titel des Bandes andeutet — mit den Wandlungen und Entwicklungen des modernen Menschen zu tun haben. Auch wer Landauers optimistische Meinungen über die Natur des Menschen nicht teilt, oder auch auf viele andere der angeschnittenen Einzelfragen andere Antworten gefunden zu haben glaubt, wird diese bekenntnisartigen Aufsätze nicht ohne tiefere Bewegung lesen, diese Bekenntnisse eines Menschen, der mit reinster Hingabe gelebt hat für diese Ziele der Höherentwicklung des Menschen in seinem Sinn, der wie wenige gerungen hat um all jenes im Menschen, was zwischen dem Wissen und dem Glauben oder Ahnen steht, und was doch vielleicht die wirksamsten Kräfte im Leben der Menschheit darstellt. — Es sei besonders hingewiesen auf die Aufsätze über Goethe (den Politiker!), Hölderlin, Whitman, Tolstoi und Strindberg. H. J. Homann (Charlottenburg).

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Hrsg. von Hermann Meerwarth und Karl Soffel. Zweite, umgearb. Ausg., bearb. v. Karl Soffel. Leipzig, R. Voigtländer, 1920 f.

(Erste Abteilung:) Säugetiere. Band 1: Von Affen, Fledermäusen, Insektenfressern, Raubtieren, dem Walroß und den Robben. 23 Tiergeschichten. Mit 127 photographischen Abbild. freilebender Tiere auf 64 Tafeln. (253 S.)

Band 2: Von Hörnchen, Biber und Bilchen, Mäusen, Hasen und anderen Nagern. 27 Tiergeschichten. Mit 148 Abbild. auf 64 Tafeln. (229 S.)

Band 3: Von Pferden, Schwarzwild, Kamel, den Hirschen und dem Reh. Tiergeschichten. Mit 93 Abbild. auf 64 Tafeln. (213 S.)

Band 4: Von Antilopen, Ziegen und Schafen, den Rindern und den Walen. Tiergeschichten. Mit 105 Abbild. auf 64 Tafeln und einer Systematischen Übersicht über die in Europa freilebenden Säugetiere. (231 S.)

Es ist eine Freude, den Büchereien anzuzeigen, daß eins der schönsten tierkundlichen Werke, nämlich die „Lebensbilder aus der Tierwelt" von Meerwarth und Soffel, in neuer Ausgabe erscheint. Die erste Abteilung: Säugetiere, liegt jetzt in vier stattlichen Bänden vollständig vor. Zwar ist an Stelle der fast verschwenderisch prächtigen Ausstattung der ersten ganz auf Kunstdruckpapier gedruckten Auflage eine zeitgemäßere, sparsame, aber doch sehr solide Form getreten, bei der die Bilder vom Text getrennt auf besondere Tafeln gedruckt wurden; zwar wurde auch die Zahl der Bilder erheblich vermindert, was bei der fast zu großen Mannigfaltigkeit geschehen konnte, ohne daß Wichtiges oder Charakteristisches wegfiel. Doch stehen dem

ungleich größere neue Vorzüge gegenüber in dem systematischen Aufbau des Ganzen, in der Aufnahme zahlreicher biologischer Schilderungen und Erzählungen, besonders auch darin, daß jetzt dem Leben unserer Haustiere ein breiter Raum gewährt wurde, während andererseits wegen des Zwanges der äußeren Umstände der Umkreis streng auf die europäische Tierwelt beschränkt werden mußte. Der ursprüngliche Gedanke, der das Werk ins Leben rief, nämlich die Absicht, eine Sammlung von Photographien freilebender Tiere zu bieten (nach dem Vorgange von Schillings mit seinen Werken aus Afrika), war schon in der ersten Ausgabe während ihres Entstehens ein wenig in den Hintergrund getreten, weil die Mitarbeiter des Textteiles fast durchweg als Schilderer und Erzähler (Braeß, Bley, Karl und Else Soffel) oder gar als Dichter (Löns und v. Kapphern) durch die Kraft ihrer Schilderungen eine Gewichtsverschiebung verursachten. Die Tiererzählung, die Tiernovelle, hat von diesem Sammelwerk eine außerordentliche Förderung erfahren. Der Textteil hat jetzt durch die systematische Anordnung und durch den hochwillkommenen, knapp und gut orientierenden Anhang von Karl Soffel: „Systematische Übersicht der in Europa freilebenden Säugetiere" noch eine erhöhte Bedeutung erhalten. Vielleicht wird das Werk dadurch noch nachhaltiger wirken können im Sinne seines Herausgebers, der sagt: „Sehen lehren, Hören lehren, Lieben lehren, Naturgeschehen (jenseits aller egoistischen Interessen) näher ans Herz rücken, das will unser Buch." — Es ist ein Werk, an dem eine Bücherei, die überhaupt eine naturgeschichtliche Abteilung hat, nicht vorübergehen darf. Es kann für weite, nicht streng wissenschaftlich gerichtete Kreise den unerschwinglichen Brehm weithin ersetzen (womit gegen die einwandsfrei wissenschaftliche Zuverlässigkeit der „Lebensbilder" nichts gesagt sein soll), es kann ihn an anderen Stellen durch die Lebendigkeit seiner Darstellung und das unvergleichliche Bildermaterial glücklich ergänzen, es ist schließlich besonders gut geeignet für den Lesesaal, wo es zur schnellen Auskunft dienen und in seiner Eigenart manchen oberflächlichen Leser zur Vertiefung locken wird. H. J. Homann (Charlottenburg)

Marc, Franz: Briefe, Aufzeichnungen, Aphorismen. 2 Bde. Berlin, P. Cassirer, 1922.

Franz Marc fiel im März 1916 an der Westfront. Eine der stärksten, vielleicht die stärkste Begabung der jüngsten deutschen Malerei erlosch mit ihm. So klingt die vorliegende Auswahl seiner Feldzugsbriefe, seiner hinterlassenen Aufzeichnungen und Aphorismen, denen ein Band mit Zeichnungen und Skizzen beigegeben ist, auch ohne das Geleitwort eines Herausgebers wie ein ergreifend tragischer Nachruf. Ein tief ehrliches Menschentum, eine heilige Verehrung der Kunst spricht aus den beiden Bänden, und so manchem, der der modernen Kunst ferngestanden hat, werden sie zu einer Offenbarung des männlich starken Ernstes werden, mit dem die Besten und im eigentlichen Sinne Schöpferischen dieser Künstlergeneration ihrem Werke gedient haben. Für ihre Einstellung zur Welt und zu den Ideen ist das, was Marc in diesen Briefen ausspricht, erhellender als die verworrene Gedankenkonstruktion in den theoretischen Katechismen des Expressionismus, die soviel Unheil angerichtet haben. Ebensosehr aus diesem Grunde wie zur rechten Erfassung einer Persönlichkeit, der bei längerer Lebensdauer in dem Bemühen um die Gewinnung eines neuen innerlich gestalteten Stils in der Kunst unserer Zeit eine führende Rolle zugefallen wäre, sei die Anschaffung des ungemein geschmackvoll ausgestatteten, allerdings kostspieligen Werkes größeren Büchereien warm empfohlen. G. Kemp (Memel).

Merker, Paul: Neuere deutsche Literaturgeschichte. Wissenschaftliche Forschungsberichte. Herausg. von Prof. Dr. Karl Höm. Bd. VIII. Gotha, F. A. Perthes, 1922. (142 S.)

Je mehr die Bibliographien zur deutschen Literaturgeschichte ins Stocken kommen oder gar eingehen, um so dankbarer wird man für den Merkerschen Band

der bewährten Sammlung sein müssen, weil er überblicken läßt, was in der Zeit von 1914 bis 1920 wissenschaftlich geleistet worden ist, soweit es sich auf das Gebiet von Luther bis etwa C. F. Meyer bezieht. Einwendungen lassen sich leicht machen; schon weil man in der Beurteilung mancher Bücher abweichender Meinung sein muß; auch scheint dieser und jener Dissertation gar zu viel Bedeutung beigelegt zu sein. Wesentlich ist vielmehr die Tatsache, daß M.s Übersicht im ganzen von der nötigen Zuverlässigkeit ist und die Möglichkeit rascher und guter Orientierung bietet; damit ist das Buch vielen zum Dank geschrieben. H. Knudsen (Berlin-Steglitz).

Pastor, Willy: Mathias Grünwald. Mit 26 Abb. Berlin, Amsler & Ruthardt, 1921. (87 S.)

Niemeyer, Wilhelm: Mathias Grünwald, der Maler des Isenheimer Altars. Gemälde und Zeichnungen des Meisters mit einer Einführung. Berlin, Furche-Verlag, 1921. (50 S., X Taf.)

Pastor legt das Schwergewicht seiner Darstellung auf die Erörterung des ikonographischen und dogmatischen Gehaltes bei Grünwald. Es liegt nahe, daß dabei einige neue Gesichtspunkte zur Behandlung gelangen, sie reichen indessen nicht aus, um mit den vielen schiefen und unkünstlerischen Urteilen des Verfassers zu versöhnen. Über den Künstler Grünwald erfährt man kaum etwas, dagegen desto mehr über die Entwicklung einzelner Motive und Ideenkreise, gelegentlich mit überflüssigen Ausfällen gegen Kirche und Aberglauben ausgeschmückt. Das Buch leistet für die Erfassung der künstlerischen Bedeutung des Meisters so wenig, daß von seiner Erwerbung nur abzuraten ist.

Niemeyers großes, würdig ausgestattetes und herrlich gedrucktes Grünwald-Buch besitzt ganz andere Qualitäten. Es ist in jeder Hinsicht das hervorragendste Werk, das die Grünwald-Literatur der letzten Jahre hervorgebracht hat. Diese Bedeutung kommt ihm ganz besonders deshalb zu, weil es Grünwald in einer ungemein fruchtbaren und aufschlußreichen Weise sowohl als historisch bedingte wie als künstlerisch eigenwüchsige Persönlichkeit zu ergründen sucht. Der Isenheimer Altar als Hauptwerk des Meisters wird ganz neu in das geschichtlich gewordene System des Altarschreines eingeordnet, und damit in eine kaum je beachtete Beleuchtung gerückt. Grünwald ist für Niemeyer der Vollender des Schaualtars, in dem die letzte Entwicklungsmöglichkeit der deutschen Gotik lag, und indem er sich in die vielgestaltigen Möglichkeiten dieser Kunst voll versenkt, die seiner künstlerischen Wesensart am vollkommensten entspricht, wächst er zum Gipfel deutschen Kunstschaffens empor. Er wird zum tiefsinnigen Symbol für die Tragik der deutschen Kunst, die unablässig nach dem Einswerden von Form und Wirklichkeit, nach der Überwältigung der Form durch das Wirklichkeitsgefühl trachtet, die Formgeistigkeit durch metaphysischen Willen überwinden will, und immer, wenn ihr das gelungen ist, keiner weiteren Entwicklung mehr fähig ist. Niemeyer verweist als Analogien zum Schaffen Grünwalds auf Goethes Faust, auf Runge und Marées, auf die Linie, die von Leibl zu Schmidt-Rottluff führt. Auf die vielen Einzelhinweise kann hier leider nicht eingegangen werden. Es ist immer wieder überraschend, in welcher Art der metaphysische Charakter des Altarwerkes durch Niemeyers Betrachtungsweise etwa an der Darstellung des Raumes, an der Bedeutung des Stoffgefühls als eines durch und durch mystischen Wertes, an der Erfassung der Gestalten als statuarischer Faktoren, an den wechselnden Größenverhältnissen der Figuren dargetan wird. — Das Buch ist trotz der Tiefe seiner Ergebnisse nicht eigentlich schwer zu lesen und erfordert auch nicht übermäßig viele Vorkenntnisse, trotzdem wird die Anschaffung, ganz abgesehen von dem hohen Preise, doch nur für große Büchereien empfohlen werden, da es immerhin eine künstlerische Durchbildung voraussetzt, vor allem eine Schulung des Blickes am Kunstobjekt, die unter dem Publikum der Bücherei einer Kleinstadt doch wohl nur in Ausnahmefällen erwartet werden darf. G. Kemp (Memel).

Roß, Colin: Südamerika, eine aufsteigende Welt. Mit 54 Abb. u. 2 Kart. Leipzig, Brockhaus, 1922. (317 S.)

Der durch zahlreiche Aufsätze bekannte Verfasser zog hinaus nach Südamerika, um hier „Neuland zu finden, mitzuhelfen, Brot- und Lebensmöglichkeiten für die Tausende zu erschließen, denen Krieg und Revolution sie genommen". Er durchquerte Argentinien, Chile, Bolivien, Uruguay und Brasilien. Unermeßliche Flächen der Pampas und tausendjährigen Urwalds harren hier noch des Siedlers und Bodenschätze von unerhörtem Ausmaß warten auf Abbau. Reiche Möglichkeiten eröffnen sich auch dem Kaufmann und dem Industriellen, für den geistigen Arbeiter ist freilich die Zeit noch nicht gekommen. Aber allen denen, die in diese Länder hinauswandern, ruft der Verfasser warnend zu, daß es insbesondere für den Siedler gelte, in Uranfänge menschlicher Kultur wieder hinabzusteigen, und daß der Lebenskampf die Anspannung aller Kräfte verlange. Denn so reich an sich die Natur ausgestattet ist, sie läßt sich ihre Schätze nur abringen in unermüdlicher und entbehrungsreicher Vorarbeit. Und selbst dann, wenn das Lebenswerk mit Erfolg gekrönt war, kehrte schon mancher aus der großen Einsamkeit in die Heimat zurück mit ausgehungerter Seele! Die meisten führte aber „der Weg von der großen Hoffnung über die große Enttäuschung zum stillen Sichbescheiden oder zum Zusammenbruch, aus dem nur das nackte Leben gerettet wurde". — Das Buch hat den Vorzug, zugleich belehrend und unterhaltend zu sein. Wegen der vielen praktischen Winke sollte es in erster Linie von jedem in die Hand genommen werden, der sich mit dem Gedanken des Auswanderns trägt. Aber auch wer Freude an der Eigenart und Schönheit dieser Länder empfindet, deren weltpolitische Bedeutung sich nur ahnen läßt, wird bei der ansprechenden Schilderungsgabe des Verfassers voll auf seine Kosten kommen. Allen volkstümlichen Büchereien kann das treffliche Buch bestens empfohlen werden. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schlesier des 19. Jahrhunderts. Namens der historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Friedrich Andreae, Max Hippe, Otfried Schwarzer, Heinrich Wendt. Breslau, Korn, 1922. (335 S.)

Der vorliegende erste Band der „Schlesischen Lebensbilder" mit über 70 Biographien bringt eine Auswahl von Persönlichkeiten, die in Schlesien oder anderwärts geboren sind, deren Wirken für Schlesiens Entwicklung bedeutungsvoll war und zum Teil noch in die Gegenwart hineinragt. Es ist ein Buch der Toten. In skizzenhafter, aber scharf umrissener Zeichnung zieht eine bunte Reihe von Führergestalten an dem Auge des Lesers vorüber, der überrascht sein wird von der Kraftentfaltung und Tatenfülle, von Männern, die im öffentlichen Leben in Schlesien an führenden Stellen standen oder in der Fremde ihre Heimat nicht vergaßen. Nur wenige Namen seien aus der imposanten Reihe herausgegriffen, um eine Vorstellung von dem reichen, mosaikartigen Inhalt des Buches zu geben. Neben tatkräftigen Begründern und zielbewußten Führern der schlesischen Industrie wie Fürst Henckel von Donersmarck, Schöller, Pohl, Pinkus, Fitzner, und Pionieren der Landwirtschaft wie Zimbal, Heller, Graf von Burghaus stehen bahnbrechende Gelehrte wie Ferdinand von Richthofen, Neißer, Roepel und hervorragende Theologen und Geistliche wie Schleiermacher, Melchior von Diepenbrock, David Schulz. Zu ihnen gesellen sich Dichter und Künstler von Weltruf wie Adolf Menzel, Karl von Holtei, Karl Hauptmann, bedeutende Politiker und Staatsmänner, wie von Kardorf, Graf von Ballestrem, Friedenthal und eigenartige Erscheinungen wie der geniale Schauspieler Devrient und der Abenteurer und Weltmann Fürst Pückler-Muskau. — Abgesehen von seinem Wert für die schlesische Heimatgeschichte besitzt das Buch auch eine hohe bildungspflegliche Bedeutung. Das Leben fast aller dargestellter Persönlichkeiten ist ein leuchtendes Vorbild für willensstarkes Ringen und strenge Pflichterfüllung, denen der Erfolg nicht versagt blieb. Die Lektüre des Buches wird durch zahlreiche Bildbeigaben, die zugleich Proben

neuerer schlesischer Bildniskunst und Kunstpflege bieten, auf das reizvollste belebt. Alle größeren Büchereien auch außerhalb Schlesiens seien daher auf das nachdrücklichste auf das schöne Unternehmen aufmerksam gemacht. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schmidt, Hans: Meine Jagd nach dem Glück in Argentinien und Paraguay. Reise-, Arbeits- und Jagdabenteuer. Mit 63 Abbildungen nach Photogr. 2. unver. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1921. (208 S.)

Diese kernhaften, lebensprühenden Schilderungen aus einem an bunten Wechselfällen des Schicksals reichen Leben drunten tief in Südamerika sind so vorzüglich daß man dem Buche die weiteste Verbreitung wünschen muß. Der Verfasser, ein norddeutscher Landwirt, der 1912 auf gut Glück dahin auswanderte, hat nicht nur viel gesehen und erlebt, sondern er hat besonders auch die Gabe, seinen Beobachtungen und Erfahrungen in treffender, anschaulicher Weise Ausdruck zu verleihen. Besonders wertvoll sind seine Jagderlebnisse und Schilderungen der südamerikanischen Fauna. Aber auch Land und Leute hat er gründlich studiert und zumal während des Weltkriegs, wie nicht anders zu erwarten, als Deutscher allerhand bittere Erfahrungen machen müssen. Den Lesern unserer Volksbüchereien, auch schon der reiferen Jugend, kann man aus der neueren Reiseliteratur kaum etwas Besseres in die Hände geben als dieses erlebnisreiche, spannende, kerndeutsche Buch. G. Fritz (Charlottenburg).

Stiehl, Otto: Der Weg zum Kunstverständnis. Eine Schönheitslehre nach der Anschauung des Künstlers. Mit 353 Abbildungen im Text. Berlin-Leipzig, Vereinigung wiss. Verleger, 1921. (322 S.)

Die Kunsterziehungsliteratur erfährt durch dies von berufenster Seite geschriebene Buch eine nicht hoch genug einzuschätzende Bereicherung. Davon ausgehend, daß allen bisherigen Bestrebungen volkstümlicher Kunstwissenschaft offenbar di: Grundlage eines volkstümlichen Kunstverständnisses fehlt, versucht der Verfasser diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß er die Kunst auf ihren ureigensten Grund und Boden stellt und von den allgemeinverständlichen Tatsachen der Wahrnehmung die Blicke schärft für das, was ihre Wirkung ausmacht. Der Verfasser hat die ihm vorschwebende Aufgabe glänzend gelöst. In anschaulicher, frischer Darstellung, die durch ein reiches Bildermaterial, zum großen Teil nach eigenen Aufnahmen, unterstützt wird, führt er ein in das Wesen des Kunstverständnisses, analysiert er den beim künstlerischen Sehen sich abspielenden Vorgang, Linie, Symmetrie, Rhythmus, Gliederung, Licht, Farbe, Werkstoffe, Zweck und andere Bedingungen, die dem künstlerischen Verständnis und Gewissen zugrunde gelegt werden müssen. Wenn das Buch sich auf die Baukunst beschränkt, so geschieht es nach des Verfassers eigenen Worten deshalb, weil sich in dieser klarer als in den anderen Künsten die Grundlagen künstlerischen Wirkens aussprechen, aufgebaut sind auf Grundlagen fest begrenzter Formen, aus denen sie sich klar und überall deutlich entwickeln. Erkenntnis der Gesetze baulicher Wirkung bietet uns den besten Zugang zum Verständnis künstlerischer Wirkungen überhaupt. Auf die Anschaffung des schön ausgestatteten Buches, das einen so wertvollen Unterbau für die Volkskunsterziehung bietet, sollte keine Bücherei, welche die nötigen Mittel dazu besitzt, verzichten. G. Fritz (Charlottenburg).

Unger, Hermann: Musikalisches Laienbrevier. München, Drei-Masken-Verlag, 1921. (113 S.)

Die temperamentvolle, geistreiche, aber nicht oberflächliche Broschüre eines die Materie und deren geistiges Fundament beherrschenden Kopfes. Auf diesem Spaziergang durch die Musikgeschichte gewinnt der Musikliebhaber einen Überblick über das Wesen und Werden der Musik mit ihren Formen und Formgesetzen. Musikentwicklung ist Entfaltung der Persönlichkeit, Herausentwicklung des Einzelnen aus der Gesamtheit. Das ist der fruchtbare Gesichtspunkt, unter dem Unger den aufmerksamen Leser zum

Wesentlichen der musikalischen Erscheinungen der Zeit der Kirchenherrschaft, des Fürstenhofes der Renaissance und der „Gesellschaft" führt. Immer verfolgt er dabei in lebendiger, großzügiger Weise die Nachwirkung einzelner Vergangenheiten bis in die Gegenwart hinein, so daß der Leser der 113 Seiten zuletzt mehr Einsicht in das Ganze und die zum Verständnis wichtigen Einzelheiten gewonnen hat als durch monatelange Arbeit in dicken Musikgeschichten. Er wird nun anders hören. Ist ihm doch mehr als ein Wissen um Zahlen und Personen vermittelt worden. Ich möchte besonders die Lehrer der Volkshochschulen auf dies Laienbrevier aufmerksam machen. Natürlich gehört es in jede Bücherei. P. Biedermann (Bromberg).

Volckmann, Erwin: Alte Gewerbe und Gewerbegassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte älterer Zeit. Würzburg, Gebr. Memminger, 1921. (354 S.)

Die Straßennamenforschung, die sich zumeist in lokalgeschichtlichem Rahmen hält, hat bisher in besonders großem Umfang mit Vermutungen aller Art gearbeitet. Ein Weg, zu zuverlässigen Ergebnissen zu gelangen, ist jedenfalls der, zunächst einmal möglichst viele gleichartige Benennungen aus den verschiedenen Gegenden zusammenzustellen und bei der Erklärung der Namen neben dem Sprachlichen auch die örtlichen und kulturgeschichtlichen Beziehungen gründlich zu prüfen. V.'s Buch erfüllt, soweit es sich um Straßenbezeichnungen aus dem Gebiet der alten Gewerbe handelt, einen guten Teil dieser Forderung. V. hat vor vielen Forschern wenigstens das voraus, daß er sich auf langjährigen Reisen einen Einblick in alle örtlichen Verhältnisse der Städte im Norden und Süden des Deutschen Reichs verschafft hat. Dazu kommt, daß er über gute Kenntnisse in der Wirtschaftsgeschichte verfügt und daß er auch gelegentliche archivalische Nachforschungen nicht unterlassen hat. Allerdings gelingt es auch ihm nicht, überall Licht in das Dunkel der Namensformen zu bringen, an manchen Stellen versagen alle Deutungsversuche, an anderen bleibt es bei Mutmaßungen. Manches wird auch vor einer strengen sprachlichen Kritik nicht standhalten können. So möchte ich ein Fragezeichen machen bei den Erklärungen von Soege-, Hunde-, Daubecker-, Blut-, Pümperstraße, Krönkenhagen u. a., um nur einiges zu nennen, obwohl hier kein Raum für ein näheres Eingehen auf diese Dinge zur Verfügung steht. V., der selbst scharf gegen andere Namensforscher polemisiert, wird sich natürlich auch auf ähnliche Angriffe gefaßt machen müssen. Für die Leser dieses Blattes möchte ich besonders darauf hinweisen, daß V. es versteht, in anregender und unterhaltender Darstellung an der Hand der Straßennamen einen reizvollen Querschnitt durch die alte Wirtschaftsgeschichte zu geben. G. Kohfeldt (Rostock).

Waltershausen, Hermann W. von: Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen. Bd. 1. Die Zauberflöte. Eine opern-dramaturgische Studie. (126 S.) Bd. 2. Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur. (116 S.) Bd. 3. Der Freischütz. Ein Versuch über die musikalische Romantik. (120 S.) München, Drei-Masken-Verlag, 1920.

Waltershausen, schaffender Künstler („Oberst Chabert", „Richardis") und Professor der Akademie der Tonkunst in München, macht hier Vorträge aus seinem praktischen Seminar für fortgeschrittenere Musikstudierende weiteren musikalischen Kreisen zugänglich. In einer Reihe von Bändchen — 12 sind zunächst vorgesehen — will er sie zu einer musikalischen Stillehre zusammenfassen. Ein kühner, aber trotz der erfreulichen Entwicklung moderner Musikwissenschaft dringend notwendiger Gedanke, für dessen glückliche Verwirklichung die vorliegenden Bändchen das Beste hoffen lassen. Ein praktischer Musiker von nicht gewöhnlicher Gedankenschärfe und kunstphilosophischer wie literarischer Bildung, ein künstlerischer Pädagoge mit einem von Systemen unbeengten Blick für die Forderungen der musikalischen Praxis dringt in diesen tiefschürfenden Untersuchungen zum Wesentlichen und Grundsätzlichen der

klassischen, romantischen und modernen Opernmusik vor. Soweit ich übersehe, sind sie die erste gründliche Auseinandersetzung eines modernen Schaffenden mit Stilfragen. Bequeme Lektüre sind die Bändchen nicht. Man muß sie durcharbeiten. Über das reinstoffliche Genießen hinausgewachsene Musikmenschen werden reichen Gewinn davontragen. Größeren Büchereien, die für Musikwissenschaft etwas übrig haben, ist die Anschaffung sehr zu empfehlen. P. Biedermann (Bromberg).

C. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Achleitner, A.: Mataun. Eine Erzählung aus der Steiermark. Berlin, Parey, 1920. (378 S.)

Der vorliegende Roman ist in einer Sammlung von Jagdromanen erschienen, und es mag sein, daß es ein außerordentlich „waidgerecht" geschriebenes Buch ist; an Belehrungen und Erklärungen, die sogar die seligen Schmeller und Adelung zu Kronzeugen anrufen, ist jedenfalls nicht gespart. Handlung? Ein Industriekapitän als Jagdherr von geradezu neronischen Ausmaßen, sein duckmackiger Sohn, den sein Vater gewöhnlich als Mißgeburt bezeichnet und dementsprechend behandelt, ein Waldmeister vulgo Oberförster tüchtigster Art, den gleichwohl besagter Jagdherr ehestens in die ewigen Jagdgründe befördern will, dazu die entsprechenden Gattinnen — das arbeitet nun in bewährter Weise gegeneinander. Es geht jedoch schließlich alles gut, wenn zu diesem erfreulichen Abschluß auch erst ein Oberschenkel amputiert, aber auch ein kräftiger Stammhalter geboren werden mußte (mit Hilfe eines geheimnisvollen Rezeptes, das offenbar zur Erhöhung der Spannung zu guter Stunde immer wieder aus der Versenkung emportaucht). — Kinokitsch!

Heiligenstaedt (Goslar).

Bohner, Theodor: Lachendes liebendes Rom. Erzählungen aus dem Italien von heute. Basel, Rhein-Verlag, 1922. (220 S.)

Das „Italien von heute", das der Verfasser zu schildern verspricht, ist in Wirklichkeit das Italien der Vorkriegszeit, das er wohl auch bei der großen Deutschenflucht im Jahre 1915 verlassen mußte. Auch sehen wir in diesen Erzählungen Rom mehr lieben als lachen. Der Lachende ist vielmehr Bohner, der während eines anscheinend recht kurzen amtlichen Aufenthalts in Rom seine Augen nicht in der Tasche gehabt hat. Freilich sind seine Blicke an den paar offenliegenden und auffälligen Erscheinungen des italienischen Lebens hängen geblieben, die sich dem Durchschnittsbeobachter aufdrängen: Die verlotterte Osteria und der Straßenhandel, die armseligen Schuster und die verkommenen Pförtner, die verzweifelten Streber der Beamtenklasse, der alle Schliche meisternde „Cavaliere", das gefühlschauspielernde, eitle Kleinbürgertum. Dazwischen ist wohl auch der Versuch gemacht, der landläufigen Tragik des italienischen Volks in seinen untersten Schichten gerecht zu werden und seine kurzen und trüben Dramen auf seine psychologische Grundlage zu stellen. Geglückt ist dieser oft unternommene Versuch auch Bohner nicht. Er bleibt in seinem Italienbuche — wie so viele andre vor ihm — bei der erstaunten Ablehnung stehen, bei dem überlegenen Lächeln des nordischen Kulturmenschen, der zum ersten Male in diese Welt gerät, deren Erscheinungen nie restlos in unserer nordischen Begriffswelt lösbar sein werden. Am nächsten ist ihr gekommen Ricarda Huch in ihrer „Triumphgasse", doch die spielt in Triest. Anatole France (im Roman „Le Lys rouge"), Bourget (in „Kosmopolis"), Kürnberger (im „Schloß der Frevel"), Heinrich Mann (in der „Herzogin von Assy") begnügten sich mit übersehbaren Ausschnitten der gesellschaftlich international gefärbten Lebenskreise. Adolf Wilbrandt, einer der besten deutschen Italienkenner, widerstand bewußt der Versuchung, das italienische Volksleben stofflich zu verwerten; Paul Heyse, Richard Voß und viele Kleinere sind ihr erlegen. Bohner ist nun vollends anzumerken, daß er aus seinem Stoffe literarisch „etwas

zu machen" versucht, was gar nicht in seiner Anschauung liegt. Er fabuliert in gut alemannischer Art, wird aber dabei oft platt und langatmig und kann uns auch durch ein paar glückliche Striche und ein paar Sprachspäße nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein lachendes Rom nicht über die üblichen Italienreminiszenzen hinausreicht. Das ist bei Bohner um so mehr zu bedauern, als er uns in seiner Jugendgeschichte „Kwabla" bereits eine Probe geliefert hat, die wirkliches Erzählertalent verrät, und damit Erwartungen zeitigte, die sein Rombuch enttäuscht. Seine Erzählungen könnten trotzdem unterhaltsam wirken; aber dazu fehlt es ihnen an der nötigen Zuschärfung. Auch bereitet seine unflüssige Schreibweise dem Leser allzuviel Hemmungen. F. Plage (Frankfurt a. O.).

Bülow, J. von: Heinrich Seifferts Ende. 3. Aufl. Cöln, Gonski, 1919. (183 S.)

In der Flandernschlacht 1917 hat ein junger, noch unerfahrener Gehilfe des Todes die Seelen von zwei Soldaten mit heimgebracht, die nach dem Hauptbuch des Todes noch gar nicht hätten fallen sollen. Er wird zurückgeschickt und soll den Körpern die Seelen wiedergeben. Er verwechselt sie aber. Die Seele des Leutnants Seifferts mit ihrem Bewußtsein und Erinnerungsvermögen gelangt in den Körper des Unteroffiziers Schwarz und umgekehrt. Die aus dieser Verwechselung entstehenden Komplikationen, die noch dadurch vermehrt werden, daß beide verheiratet sind, hätten selbst für ein Talent mittleren Ranges einen dankbaren Vorwurf für eine tragikomische Erzählung gegeben. Aber eine ernsthafte Behandlung dieses Problems mit so unzulänglicher dichterischer Begabung, wie sie J. von Bülow in diesem Werke offenbart, wirkt abstoßend und läßt den Leser durchaus unbefriedigt. Volksbüchereien kann das Buch nicht empfohlen werden. R. Kock (Stettin).

Burk, Walther: Der Vogt von Hornberg. Eine Schwarzwaldgeschichte aus dem 16. Jahrhundert. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919. (166 S.)

Burk erzählt von schicksalsschweren Tagen des um seines Glaubens willen nach dem Siege Karls V. über die Protestanten verfolgten schwäbischen Reformators Johann Brenz, der eine Zeitlang von dem Württemberger Herzog als Vogt von Hornberg versteckt gehalten wird. Anfangs feindselig, dann rettend greift hier in sein Leben die in Haß und Liebe gleich starke, opferbereite Grubbäuerin ein, bis er es wieder wagt, in seine Heimatstadt zurückzukehren. — Die etwas ungeschickt zusammengefügte, aber unterhaltsame Erzählung flaut leider in einen ebenso überraschenden wie enttäuschenden Verlegenheitsschluß ab. Anspruchslosen Lesern wird die Geschichte gefallen. Hildegard Lohmann (Hamburg).

Fischer, Wilhelm: Das Geheimnis des Weltalls. (2) Erzählungen. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1921. (165 S.)

Die Titelnovelle hat den jungen, damals in Graz lebenden Johannes Kepler zum Helden, dem sich das „Geheimnis des Weltalls" im ewigen Gesetz der Planetengeschwindigkeit und in der irdischen Liebe kundtut. Versöhnen hier wenigstens noch manche poetische Schönheiten mit dem spärlichen Inhalt und den vielen umständlichen Reden, so ist die zweite Erzählung „Einer von dreien", in der ein Goldschmiedsgeselle das rechte Zutrauen zu sich lernt und damit schließlich das Meistertöchterlein gewinnt, geradezu langweilig in ihrer Schwerfälligkeit. Beschränken wir uns also lieber auf die früheren eigentlichen „Grazer Novellen", deren Klarheit, Stimmungsreiz und Poesie hier nicht mehr erreicht wird.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Hauptmann, Gerhart: Anna. Ein ländliches Liebesgedicht. Berlin, S. Fischer, 1921. (140 S.)

Das Gedicht erzählt von der Liebe eines schwärmerischen poetischen Jünglings zu einem Mädchen, dessen Leben von verhängnisvollen Geheimnissen verdunkelt ist.

Ehe sich beide noch aussprechen, obwohl sie ihrer Liebe beide bewußt scheinen, wird das Mädchen ihm durch unerklärliches Geschehen entrissen und an einen Unwürdigen verkuppelt. Das spielt sich ab auf einem Landgute, in blühendem Sommer. Der Ton des Gedichtes ist von Anfang an gedämpft, von melancholischen trüben Vorahnungen durchsetzt. Die Wärme des Sommers wird lastend und schwül, bis sich die Spannung in einem schweren Unwetter entlädt. — Die kleine Handlung ist breit dargestellt und umrankt von zahlreichen direkten Stimmungsschilderungen und Reflexionen. Man sagt, es seien eigene Jugenderlebnisse des Dichters in dem Gedicht geschildert; das mag die Ursache seines stark reflektierenden Charakters sein. Das mag auch die Ursache sein, weshalb die Erzählung — aus dem Bereich des Tatsächlichen nicht ganz in den des dichterisch Wahren und Überzeugenden erhoben — der inneren Geschlossenheit und Überzeugungskraft ein wenig entbehrt, es mag auch den Grund bilden, weshalb die Grenze zwischen Enthüllen und Verschweigen oft nicht so gezogen zu sein scheint, wie es der Leser wünschen möchte, weshalb manches verschwiegen oder kaum angedeutet wird, was dem Leser zu wissen nötig wäre, vieles andere fast behaglich, in gerührter Stimmung der Jugenderinnerung erzählt wird, was unwichtig und hemmend erscheint. — Störender aber als alles dies, was man leicht als eine liebenswürdige Schwäche im Werk des 60jährigen gern dulden und gar genießen könnte, ist die Behandlung des Verses, die gerade bei G. Hauptmann, der auch in gebundener Rede schon so Wundervolles gegeben hat, recht enttäuscht. Der Vers ist fast überall holprig, ebenso schwer und unbequem laut wie leise zu lesen, er entbehrt fast völlig des belebenden Rhythmus. Der Stil ist sehr sonderbar sozusagen aus mehreren Schichten gemischt: aus dem nahezu naturalistischen Dialog, der nur durch viele Flickworte notdürftig ins Versmaß gepreßt ist, aus der gehobenen Sprache der frommen Herrnhuterischen Verwandten der Helden und schließlich aus der Sprache des Erzählers, die oft ironisch den Ton antiker Epen nachzuahmen scheint, in griechischer Mythologie schwelgt, meist aber in breiten, schwärmerischen Reflexionen die Handlung umspielt, jedenfalls fast nie eine schlichte Erzählung bringt. Wenn man hier überhaupt von einer geschlossenen Form sprechen kann, so steht vielleicht die der antiken Epistel noch am nächsten, ohne daß das Gedicht ihr ganz entspräche. Man sieht im ganzen nicht, was den Dichter bewog, die kleine reflektierende Erzählung in eine so anspruchsvolle Form zu kleiden.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Horn, Hermann: Meer und Matrosen. Erzählungen. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1922. (212 S.)

Der vorliegende Sammelband zeigt Hermann Horn geradezu als den deutschen Meister der ernsten Kurzgeschichte aus dem Seemannsleben. Wir brauchen nun die Finnländer nicht mehr um ihren Nylander zu beneiden. Hier ist mehr als in dessen „Seevolk"-Bänden. Stücke wie den dämonischen „Seeaffen" und die tragikomische „Havarie" vergißt man nie wieder. Auch die beiden Kap-Hoorn-Geschichten („Bei Kap Hoorn" und „Die Fockschot"), sowie der geheimnisvolle „Wachmann" sind von einer staunenswerten Prägnanz. Von den beiden größeren Geschichten, mit denen der Band schließt, mutet die erste, „Der verwundete Knabe", wie die Skizze zu einem maritimen Gegenstück von Straußens „Freund Hein" an. Sie wird alte und junge Leser gleich tief bewegen. Dagegen dürfte bei der letzten Geschichte, „Ein deutscher Matrose", nur die abenteuergierige Jugend auf ihre Kosten kommen, da die Darstellung der Farbigen, die hier eine wesentliche Rolle spielen, der letzten dichterischen Überzeugungskraft ermangelt. Hier scheint Horns Künstlertum begrenzt. — Es ist selbstverständlich, daß in Niederdeutschland schon kleine, in Oberdeutschland wenigstens schon mittlere Büchereien diese ausgezeichnete Novellensammlung erwerben sollten. Besonders sei sie auch für Vorlesestunden empfohlen.

E. Ackerknecht (Stettin).

Hülsen, Hans von: Versprengte Edelleute. Berlin, Morawe & Scheffelt. (288 S.)

Die Novellen, die Hülsen sinnvoll mit diesem Titel zusammenschließt, sind zwar stofflich ganz getrennt, stellen aber alle in ihren Vordergrund Persönlichkeiten, deren Wesensgemeinschaft die einzelnen Erzählungen zu einem Ganzen verbindet. Das Buch wird getragen von der Idee der leidvollen, kampfreichen Einsamkeit derer, die das Geschick mit dem Adel einer zarten, untadeligen Gesinnung belehnt. Die letzte Erzählung, „Silferstolpe", verschärft noch den besonderen Unterton des Buches, den der langsamen, unabwendbaren Zerrüttung der Adelsgeschlechter. — Wegen seiner stofflichen Fülle und der temperamentvollen, großlinigen Erzählungsweise wird das Buch wohl, abgesehen von einer ganz primitiven Geschmacksrichtung, jeden, auch den höchsten Ansprüchen der Leser gerecht und seiner Verwendung in Büchereien ist keine Grenze gesetzt. Eva Kuck (Charlottenburg).

Jammes, Francis: Der Pfarrherr von Ozeron. Roman. München, Drei Masken, 1921. (240 S.)

Im „Pfarrherr von Ozeron" zeichnet uns diesmal Jammes das Ideal eines oder vielmehr zweier katholischer Landpfarrer, Meister und Schüler. Der eine, altem Adel entstammend und zum Priester geworden aus schmerzvollem Erlebnis, und der andere, sein Schüler, ein Bauernkind, aber früh hineingewachsen in das Mysterium des katholischen Glaubens, das Lebenswerk seines Meisters liebevoll betreuend und seinem Andenken in Verehrung hingegeben. Die in Christo verzeihende Liebe, die auch den Schwachen, Gestrauchelten umspannt und wieder emporhebt und aus den schwachen Fünklein seiner erkalteten Seele wieder die reine Flamme bläst, die innige Versenkung in die Mystik des katholischen Glaubens, das tiefste Erleben ihrer Lehre und ihrer Symbole ist beiden zueigen. Und Jammes läßt diese Lehre lebendig werden, zeigt uns das Sakrament der Priesterweihe als Erlebnis, läßt vor unseren Augen den Schatz der guten Werke sich häufen und wirken und das Wunder niedersteigen zu den Auserwählten. Armut und Seelenpein erscheinen als göttliche Fügung; Unwissenheit und Sünde werden überwunden durch reine Gotteskindschaft. — Das ganze Buch ist eine Abkehr von unserer Zeit, eine Bukolika, die das dörfliche Leben naiver Bauern in den sonnigen Pyrenäendörfern schildert und bedeutungsvoll verklärt. Beseelt erscheinen in diesem Buche nicht nur Tier und Pflanze, sondern auch Baum, Berg, Bach, Himmel und Wiese, wie in einem Hymnus des Franz von Assisi: sie sind mit dem menschlichen Schicksal unlösbar verbunden. Das Buch ist eine Verherrlichung des katholischen Glaubens und Priestertums, nicht ohne eine leise Überschwenglichkeit und luftige Spiegelung, die aus dem Sonnenhimmel des Baskenlandes zu stammen scheint. Mit dem „Pfarrherrn von Ozeron" tritt Jammes in die Reihe der bedeutenden literarischen Fürsprecherd es Katholizismus in der Weltliteratur: Paul Bourget, Antonio Fogazzaro, Enrica Handel-Mazetti. — Geeignet für erwachsene, auch protestantische Leser aller Art und für alle größeren Büchereien. F. Plage (Frankfurt a. O.).

Ramuz, C. F.: (Gesammelte Werke) Band 1: Die Sühne im Feuer. Gedichte und Novellen. Band 2: Das Regiment des Bösen. Roman. Band 3: Es geschehen Zeichen. Roman. Übersetzt von Albert Bauer und Emil Wiedmer. Basel, Rhein-Verlag, 1921. (199, 247, 244 S.)

In dem Waadtländer Ramuz lernen wir einen Dichter von stärkster Eigenart und Kraft kennen. In der Knappheit und Prägnanz des sprachlichen Ausdruckes liegt seine Stärke. Er erzählt hart und ohne Gefühligkeit mit wenigen Worten, deren jedes ein Licht, eine Farbe, eine Form hervorspringen läßt, deren jedes mit suggestiver Kraft uns den Gegenstand, Landschaft oder Mensch schauen

läßt. Auch seine Menschen sind wortkarg, aber ihre Worte sind wie Axthiebe oder Faustschläge. Er erzählt Geschichten von Waadtländischen und Walliser Bauern, meist solche, in denen sie durch Erlebnisse, durch Visionen über die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Wunder hinausgerissen sind. Ihre Erlebnisse wurzeln stets im Religiösen, aber in dieser Religiosität ist die Dämonenfurcht lebendiger als die Gottesliebe. Diese Menschen sind dumpf und gequält, aber voll unheimlicher Kräfte; die Geschehnisse sind oft die des Alltags, aber sie wirken auf diese Menschen als furchtbarste Erschütterungen. Diese Bauern sind einfache, der Wirklichkeit abgeschaute Gestalten; aber wie sie diese Erschütterungen erleiden, das geschieht so, daß wir in mächtiger Symbolik ewig menschliche Dinge gewahren. — Der erste Band dieser ersten deutschen Sammelausgabe des Dichters bringt einige Gedichte und mehrere balladenartige kurze Erzählungen und Schilderungen von dem schweren Leben und harten Tod der Bergbauern. Der zweite Band enthält den Roman „Das Regiment des Bösen". Im Dorfe zwingt ein Böser alle unter seine Macht, läßt sie in Gier und Haß sich zerfleischen, bis Liebe seine Macht bricht. Vieles steht hier schon jenseits der Grenze zwischen Erlebnis und Vision. Der Roman des dritten Bandes schließlich „Es geschehen Zeichen" läßt eine ganze Landschaft, beeinflußt durch einen vom verwirrenden Geist der „Apokalypse" dem Irdischen entrückten Bibelboten, unter der Herrschaft der Vision vom Weltuntergang erliegen. Doch sehen sie die Welt verjüngt wieder auferstehen. In diesem Roman, der Ungeheuerstes ohne Haschen nach Effekten, ruhig, einfach erzählt, ist die Nähe monumental einfacher Bibelerzählung deutlich spürbar, wenn auch die bunte Farbigkeit, der Reichtum an Nuancen ewig scheidend dazwischen steht. — Die Übersetzungen scheinen der Dichtung würdig zu sein. — Nur für solche Leser, die schon über dem Stofflichen stehen.

H. J. Homann (Charlottenburg).

Schäfer, Wilhelm: Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. München, Georg Müller, 1922. (556 S. 4°.)

Selten ist wohl ein Buch der Schönen Literatur unserer Zeit mit einer reineren und leidenschaftlicheren seelsorgerlichen Hingabe an die Seele des deutschen Volkes geschrieben worden als dieses. Und selten ist die Forderung Goethes, daß der Sinn aller Geschichtsbetrachtung der Enthusiasmus sein müsse, und Nietzsches Verlangen nach „monumentalischer Historie mit ihrem schwierigen Fackel-Wettlauf, durch den allein das Große weiterlebt", so schön, so unparteiisch und so verantwortungsbewußt erfüllt worden wie in diesem gewichtigen völkischen Erbauungsbuche. Verantwortungsbewußt: denn der Dichter spürte wohl — das wissen wir aus seinem „Lebensabriß" —, als er dieses Werk anging, angehen mußte, die Wahrheit des Nietzsche-Wortes: „Wenn der Mensch, der Großes schaffen will, überhaupt die Vergangenheit braucht, so bemächtigt er sich ihrer vermittels der monumentalischen Historie", und er wußte, daß ein Volk, das zu seinem eigenen Wesen zurückfinden muß, eben vor allem „seine Vergangenheit braucht". So schrieb er diese Saga vom Leben und Leiden des Genius unseres Volkes, von seinen Irrfahrten und Heimkünften, von seinen Niederlagen und seinen Siegen. — Natürlich ist nicht jedes der mehr als dreihundert Einzelstücke vollkommen. Insbesondere manche Einzelerscheinung der letzten hundert Jahre ist nicht mit ihrem ganzen Wesen in die Saga eingegangen, schon weil hier die perspektivischen Verhältnisse vorerst einer monumentalen Erfassung einzelner Gestalten vielfach widerstreben. Am reinsten und konzentriertesten scheint mir Wilhelm Schäfers große epische Absicht verwirklicht im „Schuldbuch der Götter" (germanischer Mythos), im „Buch der Könige" (Schicksale der deutschen Stämme und ihrer Führer bis zur Karolingerzeit), im „Buch der Kaiser" (Salier und Hohenstaufen), im „Buch der Bürger" (Kultur des deutschen Mittelalters) und im „Buch der Freiheit" (deutsche Mystik und Reformation). Aber auch die andern acht Bücher haltneten Herrlichkeiten die Fülle. Ich erwähne namentlich aus dem „Buch der

Kirche" den wie eine Wunderblume leuchtenden Hymnus auf die mittelalterliche Legendendichtung und das selbst wie ein romanischer Dom anmutende Kapitel „Die Heliandsburgen", aus dem „Buch der Fürsten" den dunkeltönigen „Rembrandt" und den bitteren „Alten Fritz", aus dem „Buch der Propheten" den treuherzig schelmischen „Hans Sachs", den brausenden „Bach", die dämonische „Lenore" und das ergreifend schöne Schiller-Goethe-Kapitel „Jena", aus dem „Buch der Erhebung" den drangvollen „Beethoven", aus dem „Buch der Minister" die grimmigen Kapitel „Der Geheimrat", „Das Fest auf der Wartburg" und „Ernst Moritz Arndt", den höhnischen „Biedermaier" und den unvergleichlichen Epilog „Goethe stirbt", aus dem „Schuldbuch der Menschen" die anklagende „Vorstadt", den von alter Göttersage angewehten „Alten im Sachsenwald", den furchtbaren „Schützengraben" und die tröstliche „Wiederkunft". — Trotzdem das wunderschön gedruckte Werk eine bedeutende Belastung für den Etat mittlerer Büchereien bedeutet, sollten schon diese danach trachten, es zu erwerben und es insbesondere auch für Vorlesestunden nutzbar zu machen. Denn hier ist spruchgewaltiges Wort, das zum Klang erlöst sein will für alle, die Ohren haben zu hören. E. Ackerknecht (Stettin).

Seidel, Heinrich Wolfgang: George Palmerstone. Die Geschichte einer Jugend. Berlin, Grote, 1922. (536 S.)

Der jüngere Seidel führt hier im großen Maßstabe aus, was er schon mehrfach im kleineren (im „Vogel Tolidan", „Ameisenberg") versucht hat: nämlich dem eigenen Jugenderlebnis eine poetische Gestalt zu geben. Also eine Art autobiographischer Roman. Aber nicht nur das. Der Dichter hat sich seine Aufgabe nicht einfach gestellt. Er rückt den Stoff weiter von sich ab, verlegt ihn in eine Zeit, die er nicht selbst mehr erlebt haben kann, die er aber, nach eigenem Bekenntnis, vor allem durch Vermittlung seines Vaters kennengelernt und in sein Herz geschlossen hatte — es ist die Zeit um 1850 — und ruft nun zugleich mit der eigenen Jugend von ihr ein Bild herauf, das durch seine Echtheit und Unmittelbarkeit unsere höchste Bewunderung erregt. Aber im Mittelpunkt bleibt die Figur George Palmerstones, die Entwicklung einer wunderbar feinen, träumerischen, in sich einsamen, ganz auf Anschauung und Phantasie gestellten Knabenseele, und das heißt zugleich: erstes Werden und Wachsen des zukünftigen Dichters. Denn wir können nur glauben, daß der Held dereinst im dichterischen Schaffen seine höchste irdische Bestimmung erfüllen wird, nachdem er, wie soviele Dichter vor ihm, von dem Irrtum, er sei zum bildenden Künstler bestimmt, zurückgekommen ist. Dadurch, daß Seidel seinen Helden von früh an den Weg durch alle Höhen und Tiefen dieser Welt, durch die dunkle wie die helle Hemisphäre, gehen läßt, daß er ihn von dem biedermeierlichen Berlin nach dem märkischen Edelhof, von dort in die Kleinstadt und wieder zurück nach der Großstadt führt, sorgt er dafür, daß dessen Wesen zugleich mit dem seiner Umwelt sich aufs reichste und vielseitigste vor uns enthüllt. — Der „George Palmerstone" ist ohne Frage ein Kunstwerk von ganz hohem Range. Wohl fehlen die Vorbilder nicht (Kenner werden vor allem die geistige Nähe von Dickens, speziell seines David Copperfield, und die von E. T. A. Hoffmann spüren), aber das raubt ihm nichts von seinem Eigenwerte. Es ist ein Werk von einer Vertiefung und Verdichtung des Lebensgehaltes wie wenige. Das aber erscheint immer wieder als Kern- und Herzpunkt des Ganzen: Offenbarung des Ursprünglichen, Wesentlichen, der Versuch, erstes Erleben von neuem zu beschwören durch die Zaubermacht der Poesie, „jenes erste Aufblühen der Außenwelt in der Menschenseele", von dem der Goethe der Wanderjahre einmal sagt, daß es ihm immer als „die eigentliche Originalnatur" vorkam, „gegen die alles übrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Kopien zu sein scheinen". Nur wen hier sein Gefühl nicht im Stiche läßt, wird den tiefsten Sinn dieses Werkes, wird seine überragende Bedeutung vor Werken ähnlicher Art erfassen. Aber Seidel ist ein so geistvoller Schriftsteller, seine Phantasie nimmt einen

so eigenen, freien und kühnen Flug, sein Stil hat oft etwas so Sprunghaftes, Dunkles, daß viele ihm schwer werden folgen können. Er stellt besonders hohe Anforderungen an das mitschaffende Verständnis des Lesers. Jedenfalls aber werden mittlere und größere Büchereien auf den Besitz eines solchen Buches unmöglich verzichten können. W. Alberts (Stettin).

Strauß und Torney, Lulu von: Der jüngste Tag. Roman. Jena, Eugen Diederichs, 1922. (360 S.)

Das Buch erzählt, wie Tile Mohme, der Leineweber zu Sassenhagen im Münsterlande, ein Prophete wird. In Münster feiern die Wiedertäufer das neue Jerusalem, wilde Gerüchte verstören das durch Dürre und Viehsterben verängstigte Volk. Der Schwärmer, durch die von ihm aufgeregte Menge und vermeintliche Wunder und Zeichen immer weiter gesteigert, legt schließlich in religiösem Wahn ein Feuer an, das den halben Ort zerstört: als Werkzeug des Herrn, den vermeintlich heraufziehenden Weltuntergang vorbereitend. Sein eigenes verkrüppeltes Kind bleibt in den Flammen, er selbst wird von der enttäuschten Menge gesteinigt. — Es ist schwer, den Inhalt des an Geschehen überreichen Buches in wenige Worte zu fassen. Mit reifer Meisterschaft steigert die Dichterin die furchtbaren, von Leben, Glut und Wahnsinn zuckenden Bilder bis zum letzten Ende. Immer von neuem bewundert man die männlich starke Hand, die Sicherheit der Zeichnung in diesen Szenen, die bald auf dem Hintergrund dämonisch belebter Landschaft, bald in Interieurs von niederländischer Realistik und Einprägsamkeit sich entfalten. Ihre Eigenheit, das sich abrollende Geschehen in nebeneinandergestellten Bildern zu geben, trägt die Gefahr des Auseinanderfallens in sich: sie entgeht ihr durch die Folgerichtigkeit der in ihrer Zahl weise beschränkten Charaktere, die überall die Handlung tragen. Vielleicht spürt man in der Art, wie das Einzelgeschehen fast jedesmal aus dem Hintergrunde der Umgebung wie aus einem Grundakkord herausentwickelt wird, ein wenig die Technik — das einzige, was etwa kritisch zu bemerken wäre. — Und der Sinn dieses gewaltsam-sinnlosen Geschehens? Will die Dichterin nur sagen: so ist das Leben, so wirr, leidvoll und schrecklich? Genügt es ihr, die Entwicklung eines Schwärmers zu zeichnen, menschlich verständlich zu machen? Oder weist ihre Hand darüber hinaus, lehrt sie denn Sinn sehen im scheinbar Sinnlosen, wie wir es vom Dichter erwarten? Alle Liebe der Dichterin ruht auf der Gestalt der großen Geesche, dem niederdeutschen Bauernmädchen mit den Bärenkräften, der rauhen Verschlossenheit, der schweigsamen Tüchtigkeit und dem großen, weichen, liebenden Herzen. Auch sie fällt dem Wahnsinn zum Opfer. Aber dennoch weist ihr Leben den Weg zum Sinn allen Lebens, wie ihn die Dichterin früher einmal als eigene schmerzgeläuterte Erkenntnis in ein paar schönen Versen ausgedrückt hat:

Der du gebietend schreitest durch Sichelklang und Saat,
Sich mühen heißt dir beten, und Andacht ist die Tat.
Im Werke meiner Hände hör' meiner Sehnsucht Schrei:
Du Gott zu dem ich bete — Herr, geh mir nicht vorbei!

Für den noch ganz im Stofflichen steckenden Leser ist das Buch trotz seiner reichen Handlung zu schwer, reifen Lesern wird es nicht nur ein hoher künstlerischer Genuß, sondern ein seelisches und geistiges Erlebnis sein das über das rein Ästhetische weit hinausführt. W. Schuster (Kattowitz).

Ulitz, Arnold: Ararat. Roman. München, Langen, 1920. (440 S.)

In der Form eines grandiosen Zukunftsbildes behandelt der Roman den Untergang der alten europäischen Welt in den Fluten des Bolschewismus und die Wiedergeburt einer neuen Welt. Das Symbol des Ararat, der einzigen Stätte, die die Wogen der Verwüstung nicht überspielt haben, gibt die fruchtbare Grundlage

für die dichterische Einkleidung des Stoffes. Der deutsche Soldat Daniel, ein früherer Schriftsteller, der eine führende Rolle bei den ganz Europa verheerenden Eroberungszügen der Bolschewisten innegehabt hatte, hat sich irgendwo in einem entlegenen Walde Rußlands verkrochen und versucht in der Einsamkeit wieder zu den primitiven Anfängen der Kultur zurückzukehren. Zu ihm werden zwei andere Führer der Bewegung, Alexander und Nadjeschda, verschlagen, die nun zu Mitgenießern des bescheidenen Glückes werden, welches das Asyl bietet. Alexander, ein hemmungsloser Anhänger des Machtgedankens, verläßt beide bald, um nach Petersburg zurückzukehren; Daniel und Nadjeschda vereinigen sich, nachdem sie einander die furchtbaren Schicksale entdeckt haben, die sie in den Jahren der allgemeinen Auflösung durchlebt haben. Inzwischen hat Alexander in Petersburg einen neuen Ausbruch der revolutionären Bewegung entfesselt, in dem schließlich die letzten Reste der alten Kultur und die letzten Menschen untergegangen sind. Er selbst flüchtet im Wahnsinn zu Daniel und Nadjeschda, aber auch als Wahnsinniger sucht er noch seine Machtträume zu verwirklichen. Die Welt wird ihm zu einem ungeheueren Schachbrett, seine Eroberungszüge symbolisieren sich ihm zum Spiel, er selbst weiß sich als Gott. Ein verzweifeltes Ringen um die Macht entspinnt sich unter der Form des Schachspiels zwischen den Dreien. Schließlich findet Alexander seinen Tod, als er die Grenzen seines Spiels auch auf das dürftige Ackerland verschieben will, das Daniel der Wildnis abgewonnen hat. Daniel und Nadjeschda aber und ihr Sohn Sebastian gehen mit der Karawane des Juden Manasse, der nach Europa gekommen ist, um die Reste der Menschheit zu sammeln und zu retten, nach Palästina, wo ein neuer Staat, ein neues Volk entstanden sind. Ein Tempel soll zu Jerusalem errichtet werden, der dem einen Menschengott geweiht ist, in heiligen Krügen soll dort die Erde aus den Ländern stehen, von wo alle die Menschen, die in Jerusalem ein Reich des Friedens aufrichten, sie als Andenken und Symbol mitgebracht haben. Dies in großen Zügen die Umrisse der Handlung, wenn man das, was Ulitz als Mythos von den letzten und den ersten Menschen gestaltet hat, überhaupt als Handlung bezeichnen will. Denn daß von irgendwie romanhaften Geschehnissen keine Rede sein kann, liegt in der Wahl des ganzen Stoffes von vornherein begründet. Der Sinn des Buches konnte nur der sein, für eine ungeheuere Vision den gestaltenden Ausdruck zu finden, und daß derartiges in der Form der Prosaerzählung, die nun einmal zum viel mißbrauchten Tummelplatz der Schilderung kleinmenschlicher Banalitäten geworden zu sein scheint, überhaupt noch möglich ist, nimmt wunder. Daß diese Darstellung zu einem ganz großen Kunstwerk werden konnte, liegt in der machtvollen Entschlossenheit, mit der das Symbol erfaßt und durchgeführt wurde. So wächst der Roman zum Mythos, zur Legende empor, und das Buch gewinnt einen Reichtum an gedanklichem und sinnbildlichem Gehalt, der durch die nüchterne Gradlinigkeit einer Inhaltsangabe nicht zu erschöpfen ist. Nur andeutend kann auf die allmähliche Aufdeckung und Erhaltung der Charaktere hingewiesen werden, die aus den Erzählungen zwischen Daniel und Nadjeschda zutage tritt. Statt Einzelheiten hervorzuheben, möge es genügen, den Blick auf die erschütternde Symbolik des Schachspiels zwischen den drei Einsamen zu lenken, in dem die alte künstlerische Vorstellung vom wahnsinnigen Weltlenker zu einem neuen Leben erweckt ist. Weiterhin erscheint es wichtig, einem Mißverständnis hinsichtlich des Schlusses vorzubeugen. Es handelt sich da nicht um eine Verherrlichung des Judentums, sondern um die dichterische Notwendigkeit, die Rolle des Friedensbringers dem Volk zuzuteilen, das in uralt legendarischer Überlieferung als Volk Gottes bekannt ist. Mit Rassen-Chauvinismus, wie er vorliegen würde, wenn diese Rolle etwa in nationalistischer Überhebung dem deutschen Volke zugeteilt würde, hat das gar nichts zu tun. Ulitz hat für sein Buch eine Form gefunden, die als stilistischer Zusammenklang mit dem ideellen Gehalt Bewunderung verdient. Was ist alle expressionistische Wortstammelei gegen die

Selbstverständlichkeit, mit der hier jedes Wort am richtigen Platze steht, gegen die organische Wurzelung, mit der aus jeder Situation der angemessene Ausdruck erwächst. Das zeugt von einem Bewußtsein für das Gesetz innerer Form, wie es nur der ganz starke und eigene Künstler besitzt. So bedeutet das Buch eine in jedem Betracht wertvolle Bereicherung unserer Romanliteratur, die eine Erfüllung mit neuem Stoff und neuem Kunstgehalt wahrlich nötig hat. Freilich wird es eine Speise für den Durchschnittsleser nie sein können; das verbietet sich schon rein äußerlich genommen mit Hinblick auf die rücksichtslose Erotik, die in manchen Szenen herrscht. Erst in der großen Bücherei und erst in der Hand des reifen Lesers kann das Buch zu seinem Rechte kommen. G. Kemp (Memel).

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Montag, d. 5. März 1923, und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin statt.

Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wieder nötig werden, die Prüfung in 2 — unmittelbar aufeinander folgende — Teile zu zerlegen. Beginn der zweiten Prüfung etwa am 15. März 1923.

Gesuche um Zulassung zu einem der beiden Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 5. Februar 1923 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschine der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur Maschinen der Systeme Adler (Universaltastatur) und Smith Premier zur Verfügung gestellt werden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Eine Erhöhung der Prüfungsgebühren ist zu erwarten.

Berlin, den 5. Dezember 1922.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission:
Kaiser.

Veränderungen in der Zusammensetzung der preußischen Kommission für die Diplomprüfung.

Ausgeschieden ist auf seinen Wunsch als Mitglied Direktor Naetebus-Berlin (zugleich Stellvertreter des Vorsitzenden). An seiner Stelle wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden Direktor Fritz-Charlottenburg ernannt und als neues Mitglied Bibliothekar Krabbe-Berlin.

Gründung einer Arbeitsgemeinschaft sächsischer Büchereien. — In Dresden wurde eine Arbeitsgemeinschaft sächsischer Büchereien gegründet, welche die ideelle und wirtschaftliche Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens für Sachsen bezweckt. Der Vereinigung traten sofort bei die anwesenden Berufsvertreter aus Dresden, Chemnitz, Zwickau, Plauen und Sebnitz, andere haben ihre Mitgliedschaft angemeldet. (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vom 16. Oktober 1922).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Namen- und Sachregister.

Besprochene Bücher.

A. Wissenschaftliche Literatur.

B. Romane, Novellen, Erzählungen, Dramen usw.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei
Verlag von Otto Harrassowitz, Leipzig. — Druck von Oskar Bonde, Altenburg.

Inhalt dieses Heftes:

Diesem Heft ist ein Prospekt der Firma Felix Meiner, Leipzig, über die Volksausgabe von Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob, beigelegt.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg, S.-A.

